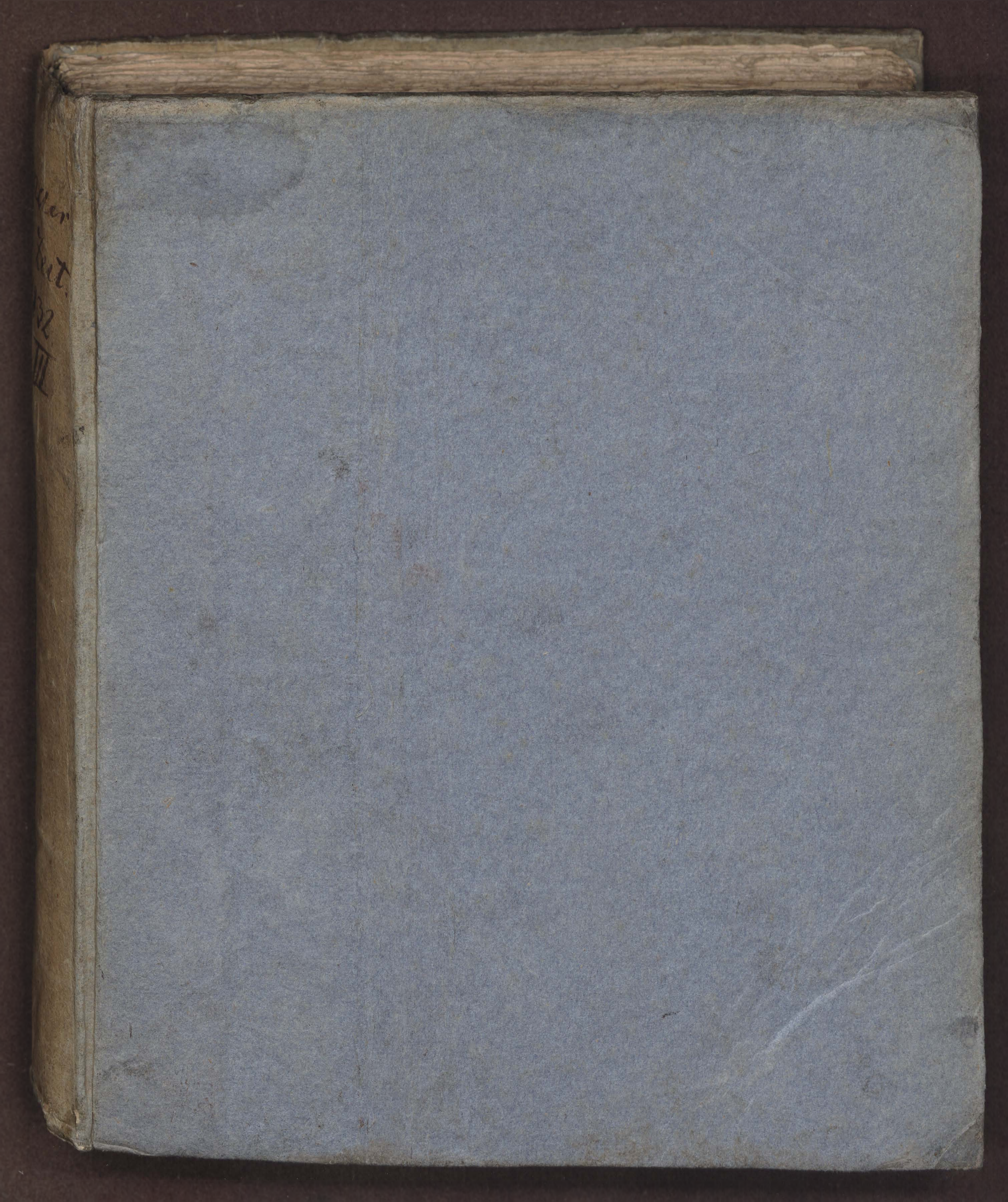
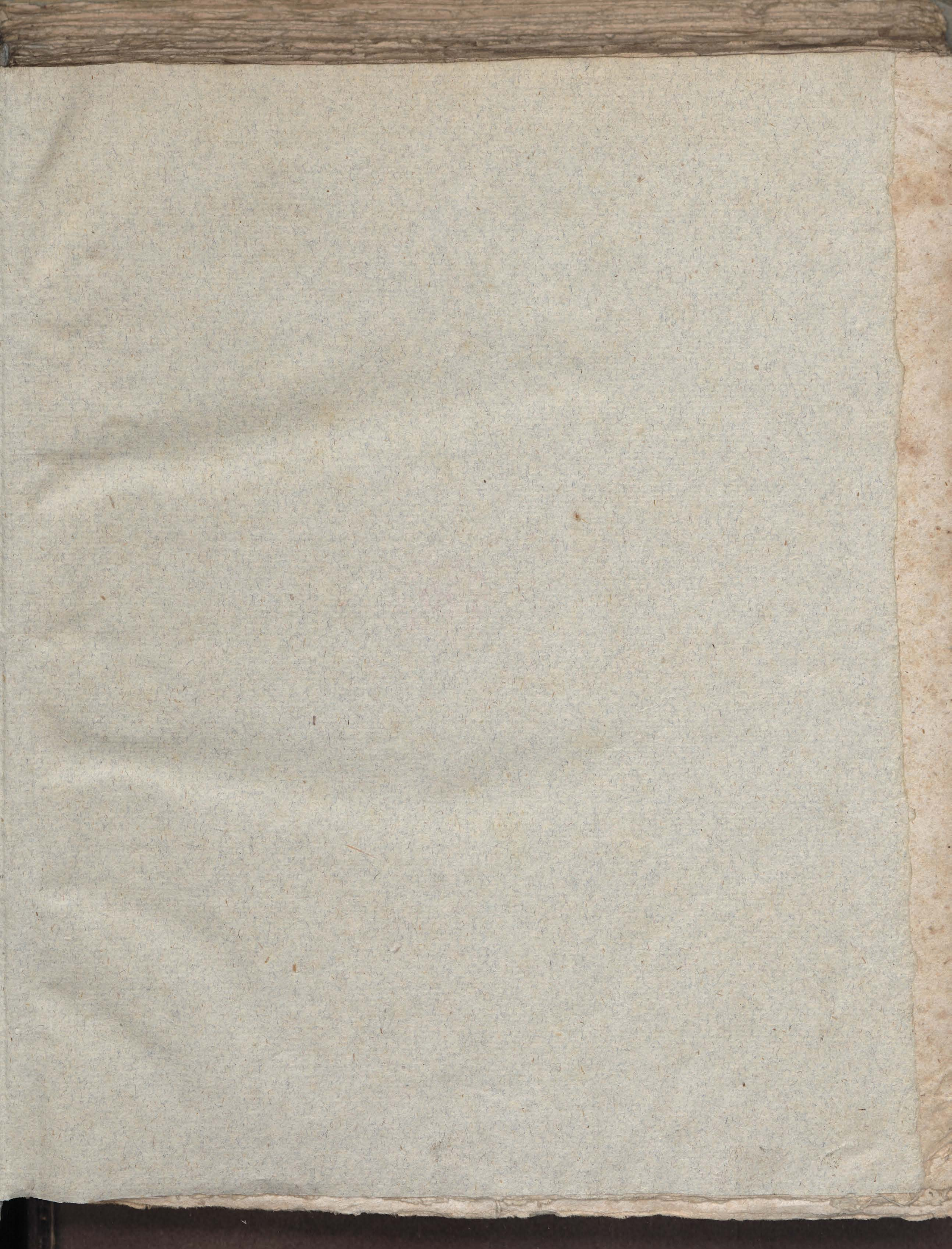






JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1832.

THEOLOGIE.

Nürnberg, b. Haubenstricker: *Die Authentie und der hohe Werth des Evangeliums Johannis, mit Rücksicht auf neuere Einwendungen, für Wahrheit suchende Bibelfreunde.* Eine von der Gesellschaft im Haag in den Niederlanden zur Vertheidigung des Christenthums gekrönte Preisschrift. Von *Carl Victor Hauff*, Dr. der Philos., Special-Superintend. und Stadtpfarrer zu Canstatt im Königreich Würtemberg, Ritter des königl. Civil-Verdienst-Ordens. 1831. XIV u. 294 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Die Haager Gesellschaft zur Vertheidigung des Christenthums hatte bekanntlich vor einigen Jahren wiederholt die Preisfrage aufgestellt: „Wie soll man ungelehrte, aber doch Wahrheit suchende Bibelfreunde auf die überzeugendste Art beruhigen wegen der in Anspruch genommenen Authentie des Evangeliums Johannis?" Sie verlangte hiebey eine kritische, zum Gebrauch für Ungelehrte, so viel möglich, eingerichtete Uebersicht der innerlichen Beweise für die Aechtheit dieses Evangeliums, sowie von demjenigen, was zur Bestätigung von dem hohen Werthe desselben und zur gründlichen Widerlegung der gemachten Einwendungen beygebracht werden könne. Es ist nicht zu leugnen, dass, wenn auch bey den mehrfachen Vorarbeiten hinsichtlich des Gegenstandes die Beantwortung dieser Aufgabe weniger Schwierigkeiten darbieten konnte, doch die Art und Weise ihrer Ausführung nicht so leicht war, als es auf den ersten Anblick scheinen dürfte; und wir freuen uns, dass dem Vf. die Beantwortung derselben in beiderley Hinsicht zum grösseren Theile gelungen ist. Er erinnert selbst S. IV, dass er stets dasjenige Publicum vor Augen behalten habe, für welches diese Schrift bestimmt seyn sollte, nämlich Ungelehrte oder Nichttheologen, jedoch aber solche Leser, die gebildet sind und selbst auch Kenntnisse besitzen, welche sie in den Stand setzen, eine auch das Gebiet gelehrter Forschungen berührende Schrift zu verstehen. Dabey blieb freylich der Uebelstand unvermeidbar, dass diese Schrift, deren Gegenstand sich natürlich meist auf dem Gebiete gelehrter Forschung bewegt, ein fast zu heterogenes Gewand trägt, in welchem sie weder dem eigentlichen Gelehrten noch dem gebildeten Leser völlige Genüge leisten wird. Am besten war es bey einer solchen Aufgabe wohl, einen Mittelweg einzuschlagen: denn auch dem gebildeten Leser wird es erfreulich seyn, die Beweise gelehrter Gründlichkeit in den Anführungen, Widerlegungen u. s. w. wahrzunehmen, und für den Mann vom Fach erhält sie dadurch einen doppelten Werth. (Als Muster einer solchen Arbeit ist uns immer *Reinhard's* Plan Jesu erschienen.) Und wenn auch der Vf. sich hierin vielleicht zu streng an die Worte der Preisaufgabe (wobey jedoch jene Rücksichtsnahme nicht ausgeschlossen wurde,) glaubte halten zu müssen, so würde doch eine spätere Bearbeitung derselben für den Druck dergleichen Erweiterung gestattet haben. Uebrigens wird es bey einer Schrift dieses Inhaltes und Zweckes unsererseits genügen, den Gang der Darstellung kürzlich anzugeben, und dabey auf einige Puncte aufmerksam zu machen, welche sich durch neuere Forschungen über den Zweck des Johanneischen Evangeliums ergeben haben, dem Vf. aber unbekannt geblieben zu seyn scheinen, und doch besonders geeignet sind, ein anschauliches Bild von dem Zwecke und hohen Werthe dieser Schrift zu geben.

Der Vf. behandelt seinen Gegenstand, nach einer passenden Einleitung, in *vier* Hauptabschnitten, wobey wir im Allgemeinen, zur Erleichterung der Uebersichtlichkeit für den nichtgelehrten Leser, noch eine genauere Zerlegung in Unterabtheilungen gewünscht hätten. Die Einleitung handelt von der Wichtigkeit jener Frage, den Ursachen des Zweifels, insbesondere bey dem Johanneischen Evangelium, und verspricht nicht alles Einzelne, *sondern nur das*, was von grösserem *Belang sey, zu widerlegen*, hauptsächlich aber das, was im Evangelium für seine Aechtheit spricht, und den hohen Werth seines Inhaltes darzulegen. In der Behauptung S. 16, dass, ungeachtet aller Angriffe, die Aechtheit des Johanneischen Evangeliums noch nicht so erschüttert worden sey, wie die der übrigen Evangelien — möchte der Vf. doch zu weit gehen: denn bekanntlich sind auf die drey ersten Evangelien weit weniger Angriffe gemacht worden, wodurch ihre Aechtheit mit einigem Scheine erschüttert worden wäre. Im *ersten* Abschnitte behandelt der Vf. die Person, Lebensumstände, Geistes- und Herzens-Anlagen des Johannes, nach allen vier Evangelien; im *zweyten* die äusseren Gründe der Aechtheit des Joh., mit Widerlegung der dagegen erhobenen Einwürfe. Beide Abschnitte entsprechen dem Zwecke des Ganzen vortrefflich; nur hie und da hat sich der Vf. zu sehr seinen muthmasslichen Lesern accommodirt. S. 66 wird der aus der gewöhnlichen, aber natürlich nicht vom Johannes herrührenden Ueberschrift: εὐαγγέλιον κατὰ Ἰωάννην entlehnte Einwurf beleuchtet; diese Ueberschrift hätte nicht fehlen sollen, da doch viele gebil-

dete Leser, welche ein solches Werk zu Rathe ziehen, wenn sie auch nicht Theologen sind, so viel Griechisch verstehen, um diess übersetzen zu können. — Am ausführlichsten werden im *dritten* Abschnitte die inneren Gründe für die Aechtheit unseres Evangeliums behandelt; und so wenig wir nach dem, was von Anderen bereits in dieser Hinsicht bemerkt worden, etwas Wichtiges hier übersehen finden, so würde doch der Vf. in diesem, wie in dem folgenden Abschnitte, in der Beseitigung mancher sehr scheinbarer Einwürfe und in der Beleuchtung des hohen Werthes, des Zweckes und Inhaltes der Johanneischen Schrift noch glücklicher gewesen seyn, wenn er eine der neuesten Untersuchungen über Zweck und Veranlassung jener Schrift gekannt und benutzt hätte. Unser Evangelium hat den Zweck, das Pauliner-Christenthum im Gegensatz gegen das Juden-Christenthum als übereinstimmend mit den Lehren Jesu Christi, als den Grund des wahren, Alle beseligenden Glaubens an Jesus Christus, darzustellen; Johannes führt als Augenzeuge der Thaten und Lehren seines Herrn diesen Beweis aus eigener Erfahrung, und als eine Schrift dieses Endzweckes trägt das Evangelium im Allgemeinen das Gepräge der Aechtheit, wie keine andere. Was hätte in der nachapostolischen Zeit, als dieser Gegensatz des Pauliner- und Juden-Christenthums zwar noch bestand, aber ohne weiteren bedeutenden Einfluss, jemanden veranlassen können, eine solche Schrift unter dem Namen des Johannes bekannt zu machen? Eben so sehr gewinnt dadurch das Gewicht der inneren Gründe in Beziehung auf einzelne Einwürfe. Wenn man z. B. die Aeusserung Jesu Cap. 4, 21, sowie die Art und Weise, wie er in vielen Stellen über das Mosaische Gesetz sich ausspricht (S. 75 fg.), bedenklich fand, so sieht man sehr bald, aus welchen Gründen er sich so äusserte, und warum gerade unser Evangelist diese Aeusserungen in seine Schrift aufnehmen musste. — Vortrefflich finden wir im Folgenden das Eigenthümliche der Darstellungsweise des Johannes, mit besonderer Beziehung auf den früher geschilderten Charakter desselben, entwickelt; das Verhältniss jedoch des Evangeliums zu dem ersten Briefe, von welchem darauf die Rede ist, würde noch deutlicher geworden seyn, wenn der Vf. das Evangelium nicht als eigentliches Evangelium, sondern ebenfalls als ein grösseres, an bestimmte Personen gerichtetes Sendschreiben aufgefasst hätte. Ob dieser Brief vor oder nach oder zugleich mit dem sogenannten Evangelium geschrieben worden, dafür lassen sich ganz sichere Gründe nicht aufstellen. Der Vf. scheint der Meinung zu seyn, dass das Evangelium früher verfasst sey, indem er bemerkt, Johannes nehme im ersten Briefe auf jenes Rücksicht, und setze dasselbe voraus. Er findet (S. 146) diese Berücksichtigung des Evangeliums im Cap. 2, 14. 21. 26, allein hier zweifeln wir, ob γράφω, ἔγραψα auf eine frühere Schrift hinweise; dem gemüthlichen Charakter unseres Apostels ist es weit angemessener, durch Wiederholung diesen einfachen, so eben ausgesprochenen Gedanken, seinen Schülern recht eindringlich ans Herz zu legen. Eben so wenig möchten wir Cap. 1, 1 ὃ ἦν ἀπ' ἀρχῆς auf das beziehen, was Johannes im Anfange des Evangeliums gesagt hatte; ἀρχή bezieht sich hier nach dem Zusammenhange und Evang. 15, 27 auf die Zeit der Jordanstaufe. — Auch bey Beseitigung mehrerer Zweifel, welche aus der Verschiedenheit der ersten drey Evangelien von unserem vierten hergenommen werden, sowohl was Form als Inhalt betrifft, kommt man sicherer und für den bloss gebildeten Leser überzeugender zum Ziele, wenn man das Unstatthafte einer solchen Parallele schon daraus beweist, dass die Johanneische Schrift gar kein Evangelium seyn soll. Beabsichtigte unser Evangelist diess nicht, so muss diess natürlich (S. 173) vom wesentlichen Einfluss auf die Geschichtserzählungen, die Wunder insbesondere, die Lehrvorträge und Ausdrucksweise Jesu seyn. Hr. *H.* sagt selbst S. 186 sehr richtig: „Ehe man solche Verschiedenheiten zur Bestreitung der Authentie gebrauchen will, sollte man vorerst den Zweck und die ganze Richtung einer Schrift aufsuchen, die Zeit beachten, zu welcher der Evangelist geschrieben hat, den Ort, wo er sein Evangelium verfasste, die Leser, für welche es zunächst bestimmt war" u. s. w. Dabey kann Rec. es nicht als so ungewiss annehmen, ob Johannes unsere ersten Evangelien, wenigstens einige derselben, gekannt habe, oder nicht. In der ganzen Richtung seiner Schrift schimmert unverkennbar eine Berücksichtigung derselben hervor, und es konnten auch in jener Zeit, in welcher Johannes lebte, und wegen der engen Verbindung, in welcher die Apostel mit einander bleiben mussten, unmöglich jene Schriften, sowie mehrere der Paulinischen Briefe, ihm unbekannt bleiben. Nur denke man sich jene Berücksichtigung der früheren Evangelien nicht in der Art, wie etwa zu unserer Zeit die Geschichtsschreiber einander zu benutzen, zu berichtigen oder zu ergänzen pflegen; diess ist, wie überhaupt gegen den Geist des Alterthums, so insbesondere gegen die Verhältnisse des apostolischen Lebens. Man erspare sich also die vergebliche Mühe, die man auch bey der Vergleichung der übrigen Evangelien unter einander so unnütz zu verschwenden pflegt, von Capitel zu Capitel, ja von Vers zu Vers Parallelen anzustellen, und dabey selbst auf einzelne Worte, die Auslassung dieses oder jenes Umstandes grosses Gewicht zu legen. Nur das Allgemeine oder Wesentliche behalte man im Auge, beurtheile danach das Verhältniss des Einzelnen in den verschiedenen Evangelien, und dann findet man gewiss hinreichenden Grund zu der auch durch eine alte kirchliche Tradition bestätigten Vermuthung, Johannes habe die übrigen Evangelien, gewiss wenigstens Matthäus und Lukas, zwar nicht ergänzen wollen, doch mit Berücksichtigung ihres *wesentlichen* Inhaltes seine Schrift in dem ihr eigenthümlichen Geiste geschrieben. Daraus erhellet auch (S. 191 fg.) der wahre Grund, warum Johannes so manches Wichtige, z. B. die Genealogie, die Geburt Jesu u. s. w., ganz mit Stillschweigen übergehen musste: er wollte ja kein eigentliches Evangelium schreiben, er wollte nur eine Aus-



wahl von beweisenden Reden und Thatsachen des Herrn zusammenstellen, welche in Gegenwart seiner Schüler geschehen waren, deren Wahrheit er mithin als Augenzeuge verbürgen konnte (20, 30). Wenn daher Hr. *H.* S. 195 das Evangelium des Johannes ein „Lehrevangelium" nennt, so ist der wesentliche Charakter dieser Schrift damit nicht bezeichnet: denn, wie bereits bemerkt, Johannes bezweckte gar nicht ein Evangelium zu schreiben; *lehren* wollte er allerdings, allein auch die übrigen Evangelisten hatten dieselbe Absicht. Verfolgt man Zweck und Inhalt des Johanneischen Evangeliums — und man kann diess von Capitel zu Capitel, von Vers zu Vers — nach der von uns bemerkten Grundansicht, so erscheint dasselbe als ein wahres Kunstwerk des schlichten, aber vom Göttlichen in den Thaten und Worten des Herrn tief ergriffenen apostolischen Geistes; und es bleibt völlig undenkbar, wie und warum man in späterer Zeit eine solche Schrift hätte dem Apostel unterschieben können. Uebrigens scheint auch Hr. *H.* in der Auffassung der einzelnen Johanneischen Lehren sich noch zu sehr von dogmatischen Ansichten leiten zu lassen; er spricht S. 202 fg. von einer göttlichen und menschlichen Natur in Christo, von einem Gotte, der Fleisch oder Mensch geworden seyn soll: Vorstellungen, die wir mit *deutlichen* Worten beym Johannes nirgends ausgesprochen finden; eben so wenig möchten wir behaupten, dass der Apostel gewisse Ausdrücke aus der griechischen und hebräischen, damals herrschenden Weltweisheit angenommen habe. Dagegen stimmen wir dem vollkommen bey, was im Folgenden über die Eigenthümlichkeit der Reden Jesu beym Johannes gesagt, und wodurch die Nichtigkeit der erhobenen Einwürfe in ihrer ganzen Blösse gezeigt wird. Es würde jedoch dem Vf. noch besser gelungen seyn, eine recht deutliche Vorstellung von dem Grunde dieser Eigenthümlichkeit zu geben, wenn er die historische Beziehung auch dieser Reden auf das Pauliner-Christenthum im Gegensatze des Juden-Christenthums näher aufgefasst oder gekannt hätte. Nicht für Juden, noch zunächst gegen Juden, wie man gewöhnlich geglaubt hat, schrieb Johannes; er schrieb für solche, die schon Christen waren, aber wegen ihres Glaubens an Jesus den Christus in Zweifel und Bedenklichkeiten theils durch ihre Schicksale, theils durch die Gegner der Apostel, gerathen waren. Unter den letzten waren es vorzüglich die Juden und Juden-Christen in Kleinasien, welche schon dem Paulus so gewaltig entgegengewirkt hatten, in dessen Beruf Johannes späterhin eingetreten war. Daher der antijüdische oder vielmehr antijudenchristliche Charakter der Reden Jesu in unserem Evangelium. Der Vf. bemerkt unter anderen hinsichtlich einzelner dieser Reden S. 218: „Ohne Zweifel wollte Johannes durch die Anführung der Reden der Pharisäer mit Jesu bewirken, dass die *Juden* um so leichter auch für Jesum gewonnen werden möchten, wenn sie nämlich hörten, wie die mächtigen und angesehenen Pharisäer über ihn urtheilten." Auf Juden, die noch keine Kenntniss von Jesus Christus hatten, dürften jedoch jene Reden nicht leicht einen solchen Eindruck gemacht haben; wohl aber auf solche, die schon Christen waren, aber in Gefahr standen, durch die Einwürfe der Juden und vorzüglich des judenchristlichen, antipaulinischen Pharisäismus in Irrthümer geleitet zu werden. Das Gespräch z. B. mit dem Nikodemus ist wesentlich gegen die Irrthümer des späteren Juden-Christenthums gerichtet, gegen die Nothwendigkeit der Beobachtung des Mosaischen Gesetzes, um würdig der Theilnahme an dem Himmelreiche zu werden, und über die Nothwendigkeit der geistigen Wiedergeburt nach Ablegung alles Jüdischen.

Recht zweckgemäss handelt der Vf. am Schlusse seiner Schrift S. 261 fg. von dem hohen Werthe des vierten Evangeliums insbesondere. Er zeigt zuvörderst, dass es in allen Zeiten vorzüglichste Beachtung von Seiten der Erklärer, der Kirchenlehrer u. s. w. gefunden habe; ferner, wie sich Einheit des Plans und der Anlage durch dasselbe in allen Theilen auf eine ganz einfache und doch angemessene Weise hindurchziehe; wie dabey zwar alles höher, verklärter, feierlicher erscheine, aber dennoch Klarheit aus allem hervorleuchte u. s. w. Hier wird auch S. 278 mit Recht auf die Uebereinstimmung der Lehren des Johannes von Jesu mit den Lehren des Paulus hingewiesen, und diesen Gegenstand hätte der Vf. schon früher in seinem völligen Umfange, also in Beziehung nicht bloss auf die Lehre von der Person Jesu, sondern auch von dem Glauben überhaupt, von der Liebe, als Bedingungen der durch Jesum zu hoffenden Seligkeit, von der Ungültigkeit des Mosaischen Gesetzes u. s. w., ausführen können: ein recht wesentlicher Beweis, dass unser Evangelium in der apostolischen Periode und von einem Apostel geschrieben worden. Doch ist, was der Vf. sagt, für den Endzweck seiner Schrift hinreichend, und wir wünschen derselben unter denjenigen, für welche sie bestimmt ist, recht viele und aufmerksame Leser.

L. L.

Cassel, b. Luckhardt: *Die Darlegung der Bedürfnisse der evangelischen Kirche in Kurhessen und die Bickellsche Reform der protestantischen Kirchenverfassung;* eine Appellation an das stimmfähige Publicum und ein Warnungsruf an seine Amtsgenossen, von *Peter Wilhelm Kempf*, Pfarrer zu Weimar und Wilhelmsthal in Kurhessen. 1831. 64 S. 8. (6 gr.)

Mit verdientem Beyfalle haben wir in dieser A. L. Z. (1831. Nr. 175) die *Bickell-Hupfeldsche* Schrift: *Ueber die Reform der protestantischen Kirche, bezüglich auf Kurhessen,* Marburg, 1831, angezeigt; es ist also billig, auch der *Kempfschen* Gegenschrift wenigstens eine kurze Erwähnung zu thun. Sehr beklagenswerth wird es aber jeder finden, dass, wenn anders eine Gegenschrift nöthig war, die Ausarbeitung derselben in die Hände eines Mannes fiel, der, wie es *scheint,* keinen Widerspruch vertragen kann, und in jedem, der es wagt, von den seinigen abweichende Ansichten zu äussern, sofort einen Beleidiger sei-

ner Person, einen Feind und Spötter der kurhessischen Geistlichkeit, zu erblicken glaubt. Rec. hat die Schrift der beiden Marburger Professoren wiederholt mit der grössten Sorgfalt durchgelesen: aber er müsste die Wahrheit verletzen, wenn er sagen wollte, er habe darin irgend ein zweydeutiges Wort, eine schielende Bemerkung, eine scheinbare oder wirkliche Beleidigung gegen Hn. Pf. *Kempf* oder dessen Amtsgenossen gefunden. Hr. Prof. *Bickell* zeigte gründlich und klar, dass die Hauptquelle der Uebel, woran die protestantische Kirche in und ausserhalb Kurhessen leide, in der *Consistorialverfassung*, oder in einer allzuweltlichen Behandlung der kirchlichen Dinge, sowie in dem Ausschlusse der Gemeinden von aller thätigen Theilnahme an der Regulirung der kirchlichen Angelegenheiten, liege; Hr. Prof. *Hupfeld* bewies eben so einleuchtend und überzeugend, dass das Hauptübel, woran die Kirche krankt und ihre Beamten leiden, von den *Hochschulen* und deren seitheriger Verfassung ausgehe, sowie dass dessen Heilung nicht eher zu hoffen sey, als bis die theologischen Studien eine andere Richtung nehmen, und unsere jungen Geistlichen eine sach- und zweckgemässere Bildung erhalten. Man lese u. a. S. 65 der „Reform," mit welcher Vorsicht und Schonung jede gehässige Deutung auf *Personen* abgelehnt und erklärt wird, in jenen Klagen erkenne der Vf. nichts, als „die Wehen einer nothwendigen Entwickelungsstufe der Wissenschaft."

Gegen diese Schrift tritt nun Hr. *Kempf*, weil dieselbe durch die von ihm im Namen der kurhess. Geistlichen dem Landtage zu Cassel übergebene Vorstellung veranlasst war, in vorliegender Streitschrift auf; er findet es S. 7 „anmasend," dass die Eingabe kritisirt worden, sagt, Hr. *B.* habe sie durch Missdeutung zu einem „Zerr- und Spottbilde" gemacht, wiederholt, was in der Eingabe von Beförderung der Geistlichen ohne Rücksicht auf Talent, Kenntniss, Verdienst begehrt wird, stimmt zwar mit *B.* über den Werth einer Presbyterial- und Synodal-Verfassung überein, eifert jedoch gegen das den Gemeinden einzuräumende Wahlrecht bey Predigervacanzen, und bemüht sich besonders S. 49 f., die Unentbehrlichkeit der Consistorien darzuthun; bey welcher Gelegenheit er bemerkt, dass „namentlich bey uns" (in Kurhessen) „die höchste geistliche Würde und das höchste geistliche Verdienst gegenseitig sich ehren": zu welcher „offenen" Bemerkung er sich in einer Note, „um seiner bisher immer bewiesenen Freymüthigkeit willen," das Recht vindicirt. Mit Prof. *Hupfeld* ist unser Vf. noch unzufriedener als mit Prof. *Bickell*; gegen ihn drückt er sich S. 52 ff. so unfreundlich, man darf sagen, so beleidigend aus, dass es Rec. widerlich ist, die Invectiven gegen diesen freysinnigen und allgemein geachteten Theologen hier zu wiederholen. Nur diess Einzige: weil Hr. *H.* die über ihre pecuniäre Lage klagenden Geistlichen mit aller Schonung und Bescheidenheit an Matth. 6, 33 erinnert, so stellt Hr. *K.* S. 56 die Alternative auf: entweder habe Hr. *H.* die Tendenz, „die Grundsätze jener *St. Simonsjünger*, welche mit Recht der französischen Regierung verdächtig waren, in unsere protestantische Kirche zu verpflanzen;" oder er, „der Professor der Theologie, habe hier seinen Spott mit dem Worte Gottes und den hart bedrückten Männern unseres Standes treiben wollen."

Dass Hn. *Kempfs* Streitschrift manche wahre und gute Bemerkung enthält, und dass namentlich seine S. 58—64 mitgetheilten *Ansichten über die Stiftung und Gestaltung eines vollständigen Synodalvereins der evangelischen Kirche in Kurhessen*" nicht ohne Werth sind, und eine reife Erwägung verdienen, das stellt Rec. nicht in Abrede. Nur bedauern muss man den polemischen Ton und die gehässige Sprache bey einem Geistlichen, der, wie er zu erkennen giebt, im Namen von 200 Amtsgenossen auftritt, und dem daher mehr, wie irgend Einem, alle Einseitigkeit, Rechthaberey und Leidenschaftlichkeit fremd seyn sollte. Erwehren kann man sich schliesslich nicht der Frage: wie lässt sich doch die tiefe Versunkenheit des Kirchenwesens, worüber der Vf. selbst bitter klagt, in einem Lande erklären, wo die Consistorien so weise Institute S. 49, die Lehrer der Theologie so verdienstvolle Männer sind S. 52, und wo, wie oben bemerkt, „die höchste geistliche Würde und das höchste geistliche Verdienst sich gegenseitig ehren?"

— hr —

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. 1) *Hamm*, in der Schulzischen Buchhandlung: *Erster Unterricht im Lesen nach einer zweckmässigen Stufenfolge.* Von einen Elementarlehrer. 1831. 8 S. 8 (1 gr.)

2) *Glatz*, b. Pompejus, *Neisse*, b. Hennings: *Kinder-Schulbuch*; oder Anweisung für Kinder, welche geschwind wollen lesen lernen. Ohne Jahrzahl. 16 S. 8. (2 gr.)

Beide Fibeln verdienen empfohlen zu werden. No. 1 fängt mit den Vocalen an, lässt darauf einen Vocal und einen Consonanten zusammen aussprechen, worauf dieselben Leseübungen in Verbindung mit einem neuen Consonanten wiederholt werden, so dass, wie das Kind eine neue Sylbe aussprechen lernt, zugleich auch die vorigen ihm wieder in Erinnerung gebracht werden. Hierauf die Doppelvocale, die mit einem Laut ausgesprochen werden sollen, und die Consonanten ch, sch, ph, pf, st, sp, tz. Nach ihnen einsylbige, dann mehrsylbige Wörter. Nun erst lernt das Kind die grossen Buchstaben kennen, und Wörter mit grossen Anfangsbuchstaben lesen. Den Beschluss machen kleine Erzählungen, Gebete und Lieder, zuletzt das Einmaleins.

In No. 2 wird das Kind auch mit dem geschriebenen, und mit dem lateinischen Alphabet bekannt gemacht. Möchte besonders No. 1. bey seiner grossen Wohlfeilheit die gewöhnlichen elenden Fibeln aus unseren Volksschulen verdrängen!

S. in F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1832.

JURISPRUDENZ.

Tübingen, b. Laupp: *Das Staatsrecht des Königreiches Würtemberg,* von *Robert Mohl,* Dr. der Rechte, ordentl. Professor der Staatswissenschaft in Tübingen. Erster Theil, das Verfassungsrecht. 1829. XVI u. 692 S. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Man muss in unserer Zeit schon zufrieden seyn, wenn ein Buch nur irgend ein Bedürfniss befriedigt, sey diess auch vielleicht nicht gerade die Aufgabe, deren Erfüllung auf dem Titel als Zweck des Werkes genannt wurde. Was soll man aber von einem Werke sagen, dessen Vf. nicht nur das Ziel, das er sich vorgesteckt hatte, vollkommen erreicht, sondern ausserdem noch die Wissenschaft in den vielfachsten Beziehungen bereichert hat? Und doch ist diess bey vorliegendem Werke der Fall, das seine Hauptaufgabe, die doctrinäre Entwickelung der rechtlichen Bestimmungen über das Staatsrecht des Königreichs Würtemberg, auf das trefflichste gelöst, und bey ihrer Verfolgung die Grundsätze, die allein durch das Gewirre und Getreibe der Parteyen als ewige Leitsterne den Pfad zur Wahrheit bezeichnen, mit Sicherheit dargestellt, mit Festigkeit behauptet hat. Ein Werk, das vor vielen eine sorgfältige und gründliche Prüfung erfodert. Indem wir eine solche unternehmen, gedenken wir, dem Vf. Schritt vor Schritt zu folgen, und den Gang seiner Forschungen zu bezeichnen, aber auch unsere Meinung, wo sie eine abweichende ist, mit Gründen zu unterstützen.

Der Vf. schickt in der *Einleitung* einige *allgemeine Vorbegriffe* voraus, wodurch er zunächst zu beweisen sucht, dass der *Staat*, den er als „den Inbegriff derjenigen Einrichtungen" definirt, „die hinsichtlich des geordneten Zustandes einer gewissen Menschenmenge (eines Volkes) auf einem bestimmten Gebiete getroffen sind," auf den verschiedenartigsten rechtlichen Grundlagen beruhen könne, ohne dem Begriffe desselben weniger zu entsprechen. Und so gebe es denn vor Allem vier Staatsgattungen, die patriarchalische, theokratische, despotische und den Rechtsstaat, die alle dem Begriffe des Staats entsprächen, ein eigenes Staatsrecht besässen, und einer eigenen Staatsklugheit bedürften. So gern wir zugeben, dass die meisten bisherigen Lehrer des Staatsrechts darin fehlten, dass sie den Begriff des Staats zu eng zogen, und überhaupt die unendlich mannichfachen politischen Gestalten in das enge Gehäuse der Form zu pressen strebten, die ihnen gerade, von ihrem Orte und ihrer Zeit aus, als die zweckmässigste erschien, und die sie sich daher auch nicht scheuten, für die einzig rechtmässige zu erklären: so finden wir doch den von dem Vf. aufgestellten Begriff wieder um Vieles zu weit. Nur das *„Gebiet"* giebt ihm einige Befestigung. Auch glauben wir nicht an die Denkbarkeit mehrerer verschiedener Staatszwecke. Wir meinen vielmehr, dass die Zwecke des Staates immer dieselben sind, die Staatsform sey, welche sie wolle, und dass nur *das* Verhältniss den Namen eines Staates verdiene, das diesen Zwecken entsprechend ist. Das Verhältniss, das nur auf das Beste des einen Theils im Staate, nicht auf das der Gesamtheit berechnet ist, das kann auch von der Vernunft nicht als ein Staat betrachtet werden. Aber auch die patriarchalische Form, auch die theokratische, kommen mit den übrigen in Einem Zwecke zusammen, und sie können gerade um desswillen eine bessere rechtliche Begründung finden, als andere, weil und wenn sie unter gewissen Verhältnissen und zu gewissen Zeiten die leichteste Erreichung jenes Zweckes versprechen. Der Rechtsstaat unter den Juden gab sich in der theokratischen Form kund, weil sie die geeignetste war, zu jener Zeit und bey jenem Volke die Erreichung des Staatszweckes zu vermitteln. Jene Systeme sind politische, nicht staatsrechtliche; sie haben eine eigene Politik, sie mögen ein eigenes positives Recht erfodern; aber sie müssen dasselbe Ziel verfolgen, dem der Staat überhaupt zustrebt. Allen Formen des Staates mag man so lange mit Recht auch theokratische, patriarchalische, ja despotische Elemente beygesellen, als einzelne Hindernisse der allseitigen Erreichung der Staatszwecke noch solcher Mittel zu ihrer Bekämpfung bedürfen. — Bey der Aufzählung der einzelnen Untergattungen des Rechtsstaates haben wir uns gewundert, dass der Vf., bey seinem gewohnten Scharfsinne, nicht erkannt hat, wie nicht in dem Begriffe der Einherrschaft, sondern in der *Erblichkeit* der Königswürde das Wesen der Regierungsform liegt, die wir mit dem Namen der Monarchie belegen. Mit Recht hat er dagegen die Repräsentativmonarchie streng von „dem Staate mit getrennten Gewalten," dieser Ausgeburt missverstandener Theorieen, unterschieden; zwey Begriffe, deren Verwechselung in unserer Zeit gar manches Ungemach bereitet.

Der Eintheilung des Staatsrechts und der vorläufigen Angabe des Inhaltes seines Werkes schickt der Vf. einen *„kurzen Abriss der früheren staatsrechtlichen Verhältnisse des Königreichs"* nach, der das

Nöthige in gedrängter und zweckmäſsiger Darſtellung bietet. Dann folgen die *Quellen* des würtembergiſchen Staatsrechts und die nöthige *Literatur*, ſowohl des erſten, als der Geſchichte, Geographie und Statiſtik, und auch der Hauptſchriften über philoſophiſches Staatsrecht, Politik des Repräſentativſtaats und poſitives Staatsrecht anderer europäiſchen Staaten mit Volksvertretung.

Die Eintheilung des Werkes ſelbſt ergab ſich leicht. Der erſte Theil behandelt das *Verfaſſungsrecht*. Hier ſpricht der Vf. zuerſt vom Lande, dann von dem Könige, dann von den Staatsbürgern. Wiewohl wir dieſe Behandlungsart dem Standpuncte der germaniſch-monarchiſchen Staaten nicht unangemeſſen finden, ſo glauben wir doch, daſs eine andere Methode theils logiſch richtiger, theils praktiſch nützlicher ſey. Wir meinen nämlich, es ſeyen vor Allem drey Puncte, auf die es bey der Bearbeitung jedes Staatsrechtes ankomme: das Land, ſeine Bewohner und das Princip ihrer öffentlichen Einrichtungen. Hienach müſste alſo zuerſt das Staatsgebiet, dann das Staatsbürgerthum beſprochen werden; und wenn man nun im Allgemeinen geſagt hätte, die Staatsgewalt ſey einem erblichen König zuſtändig, der aber bey ihrer Ausübung an die Mitwirkung einer volksvertretenden Verſammlung gebunden ſey, ſo zerfiele der dritte Abſchnitt in zwey ſehr natürliche und unter ſich in nahem Zuſammenhange ſtehende Unterabtheilungen: die Rechte des Königs und die Rechte der Stände. Die Garantieen der Verfaſſung machen dann, wie auch hier, den Beſchluſs.

Was das erſte Capitel betrifft, ſo bemerken wir, daſs der *Titel*, nach unſerer Anſicht, nicht Sache des Landes, ſondern Sache des Königs iſt. Auch vermiſſen wir hier die Angaben über die Bezirksbegrenzung, die doch nicht reines Verwaltungsobject, ſondern auch in die Verfaſſung verwebt iſt und ſeyn muſs. — Im zweyten Capitel ſpricht der Vf. zuerſt von der *Erwerbung des Rechts auf die Krone*, und zwar vor Allem von der Erbfolge nach *Geblütsrecht*. Da er bey dieſer Gelegenheit den Begriff einer ebenbürtigen Ehe erwähnt, ſo wäre eine Erklärung darüber, was eigentlich in Deutſchland zum hohen Adel zu rechnen ſey, — dieſe Frage, deren Dunkelheit *Klüber* eben ſo erſchöpfend bewieſen, als aufgehellt hat, wohl am Orte geweſen. Der Vf. bewährt ſich als tüchtigen Juriſten, indem er die ſeltſamen Möglichkeiten, die nach den Beſtimmungen der Verfaſſung unter gewiſſen Umſtänden ſich darſtellen können, aus einander geſetzt hat. Und in der That ſcheinen die Begründer der meiſten neueren Erbfolgegeſetze nicht eben mit der nöthigen Klarheit alle Reſultate ihrer Beſtimmungen ſich vergegenwärtigt zu haben. Gewiſs lag die Entſcheidung, die, nach der Anſicht des Vfs., in einigen Fällen aus den Beſtimmungen des §. 7 der würtembergiſchen Verfaſſung hervorgeht, nicht in der Abſicht der Geſetzgeber. An eine rechtzeitige Aenderung des Unzweckmäſsigen daran wird aber wohl um ſo weniger gedacht werden, je ſeltener man geneigt iſt, ſtaatsrechtliche Fragen eher zu entſcheiden, als man bey einem factiſchen Ereigniſſe den Mangel eines ſicheren und zuverläſſigen Anhalts bemerkt hat. Und doch ſollte man gerade ſolche Fragen in ruhigen Zeiten, und wenn an das Eintreten des Falles, den ſie betreffen, noch lange nicht zu denken iſt, ordnen, da in den Momenten, in welchen die Frage im Leben hervortritt, faſt immer Leidenſchaft, Parteyſucht, Rückſicht auf perſönliche, vorübergehende Verhältniſſe ſich einmiſchen, und den klaren Blick verwirrend eine wahrhaft wohlthätige Entſcheidung unmöglich machen. — Gewundert hat es uns, daſs der Vf. ſich des Ausdruckes: „Linealerbfolge mit Primogenitur“ bedient, da doch die letzte nur eine Untergattung der erſten iſt, und den Begriff derſelben in ſich tragt. Die würtembergiſche Krone iſt an ein Beſchwören der Verfaſſung gebunden, und der Vf. zeigt klar und freymüthig, welche Folgen eine Unterlaſſung deſſelben haben müſste. Indem er auch von der Nothwendigkeit ſpricht, daſs ſich der König zu einer der chriſtlichen Kirchen bekenne, erklärt er es für politiſch richtiger, wenn dem Fürſten in dieſer Beziehung ein geringerer geſetzlicher Spielraum gelaſſen ſey, als den Unterthanen. Wir meinen, es komme hier mehr darauf an, daſs der Regent an einem nachtheiligen Einwirken auf die religiöſe Ueberzeugung, und überhaupt auf die kirchlichen Einrichtungen ſeines Volkes, gehindert werde, als auf eine Beſchränkung der perſönlichen Gewiſſensfreyheit des Monarchen. Der Fürſt, der heimlich einer ihm verbotenen Religionsanſicht zugethan iſt, und eben deſshalb durch heimliche Machinationen für ſeine Sache zu wirken ſtrebt, kann ſeinem Staate dadurch mehr ſchaden, als wenn er ſich offen zu einer abweichenden Lehre bekennen darf. Druck zeugt Gegendruck. — Trefflich entwickelt der Vf. die Fälle, welche den Verluſt der Krone nach ſich ziehen können.

Die zweyte Abtheilung des zweyten Capitels behandelt die Lehre von der *Reichsverweſung* vollkommen erſchöpfend. Dann ſpricht der Vf. von den Rechten des Königs als *Staatsoberhaupt*, und zeigt mit Glück, in welchem Sinne der Regent allerdings als der alleinige Inhaber der Staatsgewalt zu betrachten ſey; eine Eigenſchaft, welcher die Volksvertretung im germaniſchen Sinne keinesweges präjudicirt. Denn dieſe erhebt das Volk und ſeine Vertreter nicht zu Mitregenten; ſie verleiht ihnen geſchichtlich und rechtlich eine mehr negative als poſitive Beſtimmung: vor Miſsbrauch zu ſchützen, und durch Wünſche und Bitten auf den rechten Weg zu leiten. Der Vf. geht nun die einzelnen Rechte durch, welche der König als Staatsoberhaupt hinſichtlich der Geſetzgebung, in Erlaſſung der Geſetze und Verordnungen, und hinſichtlich der Vollziehung der Geſetze, theils im Allgemeinen, theils rückſichtlich der Juſtiz-, Polizey-, Finanz- und Militär-Verwaltung, hat, und die er in Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten ausübt. Wir würden es jedoch für zweckmäſsiger halten, wenn dieſe einzelnen Beſtimmungen bey der Lehre von den Rechten des Königs nur im Allge-

meinen angegeben würden, das Nähere aber einer besonderen Darstellung vorbehalten bliebe, die ihren Platz erst nach der Lehre von den Ständen erhielte, und zeigte, wie diese beiden grossen Staatsgewalten in allen einzelnen Zweigen der Staatsverwaltung zusammenwirken. — Nun folgen die *Ehrenrechte* des Königs, wobey wir aber die aus dem Völkerrechte fliessenden, und mit dem Begriffe der „königlichen Ehren" verbundenen vermissen. Dann werden die *pecuniären* Rechte des Königs dargestellt, sowie seine Rechte als Oberhaupt des königlichen *Hauses* und seine *Privatrechte*.

Das dritte Capitel beschäftigt sich mit *den Rechten der Staatsbürger*. Hier entwickelt der Vf. den Begriff des *allgemeinen Staatsbürgerrechts*, die Weise seiner Erwerbung, die zwiefach ist (Geburt und Aufnahme), und den Verlust desselben. Ferner erörtert er die einzelnen darunter begriffenen Rechte, den Umfang des Staatsbürgerrechts, und erkennt als solche: 1) dass der Staatsbürger bloss zu verfassungsmässigem Gehorsam verpflichtet sey; ein delicater Punct, bey dem er sich wahr, männlich und freysinnig ausspricht; 2) die Gleichheit der bürgerlichen Rechte und Lasten; 3) den Schutz der Person; wobey er hinreichend beweist, wie viel hier der Gesetzgebung noch zu thun bleibe, wenn die Verfassung auch in diesem Puncte eine Wahrheit werden soll; 4) die Denkfreyheit. Hiebey bemerken wir, dass der Vf. aus ihr das Recht ableitet, seine Gedanken über jeden beliebigen Gegenstand mündlich gegen jeden, der freywillig zuhören will, zu äussern, sobald der Sprechende das Recht hat, in der Versammlung zu erscheinen und zu reden, und sobald er nicht dabey die Rechte des Staats, oder fremder Staaten, oder einer Privatperson verletzt, oder zu einer solchen Verletzung auffodert. Eine Beschränkung der Zahl der Zuhörer findet er nicht in den Gesetzen. Er sagt ferner: kein Gesetz verbiete die bittweise Auffoderung eines Bürgers an seine Mitbürger, sich zu einer bestimmten Zeit und an einem angegebenen Orte zu dem Zwecke einer Berathung über irgend einen Gegenstand zu versammeln. Die Pressfreyheit leitet er gleichfalls aus jenem durch die Verfassung gewährleisteten Rechte ab. 5) Gewissensfreyheit; 6) das dem Würtemberger seit uralter Zeit gebührende und von ihm so oft gebrauchte Auswanderungsrecht, das ihm eine Zeit lang dennoch geraubt war; 7) die Sicherstellung wohlerworbener Rechte gegen Eingriffe des Staats, bey welchem Puncte er der Gesetzgebung gleichfalls grössere Klarheit wünscht; 8) die Wahl des Standes (Berufs) und dessen freye Ausübung; 9) das Recht der Beschwerdeführung bey den höheren Staatsbehörden, bey der Ständeversammlung und bey dem Bundestage. — Die zweyte Abtheilung dieses Capitels verbreitet sich über die *rechtlich ausgezeichneten* Arten der Staatsbürger, und behandelt als: I. *gesetzlich bevorzugte*, 1) die Mitglieder der königlichen Familie, bey welcher Gelegenheit die ziemlich verwickelte Lehre von den Apanagen sehr fasslich dargestellt ist. Freylich aber war hier nicht bloss von Vorzügen, sondern auch von Beschränkungen zu sprechen, wesshalb der Inhalt der Ueberschrift der Abtheilung nicht völlig entsprechend ist; 2) die Standesherren, ihre Geschichte und ihre Rechtsverhältnisse; 3) den ritterschaftlichen Adel; 4) den unbegüterten Adel. Als II. *gesetzlich benachtheiligte* Staatsbürger erkennt er die Juden. — Wir würden es vorgezogen haben, ohne weitere Unterabtheilung, in einem einzigen Abschnitte die *besonderen* Rechtsverhältnisse einzelner Classen von Staatsbürgern zu umfassen.

In einer dritten Abtheilung entwickelt der Vf. die Lehre von der Vertheidigung der Volksrechte durch die *Ständeversammlung*. Hier gebührt ihm das Verdienst, das richtige Verhältniss der Volksvertretung, wie es sich in den germanisch-monarchischen Staaten darstellt, wie es geschichtlich sich darstellen musste, wie es vor der Vernunft gerechtfertigt und in allen deutschen Verfassungen durch ausdrückliche Bestimmungen anerkannt ist, aber gleichwohl von der Parteysucht, dem Ehrgeize, von verkehrten Theorieen und blinder Nachahmungssucht vielfach verkannt wird, fortwährend mit Festigkeit im Auge behalten zu haben. Er hat mit Recht erkannt, dass es die Hauptaufgabe der Volksvertretung ist: *vor einem Missbrauche der Staatsgewalt*, die in voller Ausdehnung den Regenten gebührt, *zu schützen*. In dieser Beziehung, und so weit sie eine abwehrende Thätigkeit entfaltet, können ihre Rechte nicht weit genug bestimmt werden. Aber sie soll nicht zur Mitregentin, oder gar zur alleinigen, gesetzgebenden Herrscherin des Staats werden. Sie soll also keine zu einer positiven Handlung *zwingende* Wirksamkeit in Anspruch nehmen. Wenigstens müsste dann ihre Zusammensetzung so berechnet seyn, dass man die stete und höchst mögliche Gewissheit hätte, wie sie nur in dem äussersten und unleugbaren Nothfalle von den ihr verliehenen Zwangsrechten Gebrauch machen würde. Denn allerdings würde z. B. das Recht der allgemeinen *Steuerverweigerung*, wie es, als Zwangsmittel gegen die Regierungen genommen, in Staaten, die nicht auf dem Principe der Volkssouveränetät beruhen, eigentlich nicht zu dulden ist, in den Händen der würtembergischen, baierischen, sächsischen Kammern weniger gefährlich seyn, als in denen der kurhessischen, die jedenfalls allzu wenig mässigende Elemente in ihrer Mitte hat. — Der Vf. erwähnt, dass die Stände in zwey Kammern vertheilt sind. Hier vermissen wir sein Urtheil über diese Einrichtung, das er sonst selten ausschliesst. Doch scheint er (S. 462) anzudeuten, dass er wohl das Zweykammersystem, nicht aber ebenso die Idee einer Adelskammer, billigt. Diess ist auch unsere Ansicht für Staaten, in denen die hohe Aristokratie nicht mehr, wie in England, Ungarn, Spanien, eine wahre Macht ist. — Er zählt die Bestandtheile beider Kammern auf; erwähnt, welches die allgemeinen gesetzlichen Eigenschaften aller Ständeglieder seyen, wie man die Wahlordnung bestimmt habe, welche besonderen Bestimmungen für die Wahlen der ein-

zelnen Claſſen der Abgeordneten ſich darſtellen. Wir glauben, die Bedingungen des activen und paſſiven Wahlrechts gehören in die Lehre von der Zuſammenſetzung der Kammern, deren wahren Schlüſſel ſie enthalten, die Einrichtungen des Wahlmodus aber in die Lehre von der Einberufung der Stände. — Der Vf. entwickelt die rechtlichen Beſtimmungen über die Einberufung und Entlaſſung der Kammern; die perſönlichen Rechtsverhältniſſe der einzelnen Ständemitglieder, wo er vorzüglich die Satzungen der engliſchen Verfaſſung zur Vergleichung beyzieht; die Rechte der Ständeverſammlung, und namentlich ihren Antheil an der Geſetzgebung, ihre Einwirkung auf den Staatshaushalt, in Bezug auf das Kammergut, die Steuern und die Staatsſchuld; ihr Recht zur Bewilligung der Dienſtmannſchaft; ihren Einfluſs auf die äuſseren Staatsverhältniſſe; ihr Anklagerecht gegen die Staatsdiener; ihr Recht zur Petition und Beſchwerdeführung. Er ſtellt die äuſsere und innere Geſchäftsordnung beider Kammern dar. Er beſpricht, ohne dieſe Einrichtung zu billigen, die rechtlichen Verhältniſſe des landſchaftlichen Ausſchuſſes, nach ſeiner Trennung in zwey Abtheilungen. Ein Inſtitut, in welchem Keime liegen, die in der Zukunft träger, lethargiſcher Jahrhunderte die ſtändiſche Wirkſamkeit auflöſen können. — Den Schluſs macht die Lehre von den *Garantieen* der Verfaſſung, die der Vf. theils in dem Staatsgerichtshofe, dieſem ſo äuſserſt wichtigen Beſtandtheile der würtembergiſchen und ſächſiſchen Verfaſſung, theils in dem deutſchen Bunde findet. Wohl hätte es hier, als eine gleichkräftige Bürgſchaft, einer nochmaligen Erwähnung verdient, daſs der König von Würtemberg ſtillſchweigend auf den Thron verzichtet, wenn er die nach §. 10 der Verfaſſung ihm obliegende Ausſtellung einer, die unverbrüchliche Feſthaltung der Landesverfaſſung bey königlichem Worte zuſichernden Urkunde unterläſst. Und ſollte dieſe königliche Zuſicherung ſelbſt nicht als eine kräftige Garantie zu betrachten ſeyn?

Bey allen einzelnen Puncten ſind mit dem ausgezeichnetſten Scharſſinne und mit der rühmlichſten Genauigkeit die rechtlichen Folgen aus den allgemeinen Beſtimmungen der Geſetze abgeleitet. Es iſt daher dieſes treffliche Werk nicht bloſs dem würtembergiſchen Staatsbürger unentbehrlich, ſondern jeder Bürger eines conſtitutionellen Staates wird ſeine Analogieen benutzen können, und Niemand, der an dem deutſchen Staatsleben Antheil nimmt, es ohne das Geſtändniſs aus der Hand legen, die reichſte Belehrung daraus geſchöpft zu haben.

F. B.

HANDLUNGSWISSENSCHAFT.

Helmstädt, b. Fleckeiſen: *Der praktiſche Kaufmann, oder Encyklopädie für Handelsbefliſſene jeder Art.* Von *Joh. Georg Büſching.* 1826. VIII u. 212 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Dieſe Schrift hat nicht den Zweck, die Grundſätze der Handelswiſſenſchaft in bürgerlicher oder politiſcher Beziehung darzuſtellen, ſondern ſie will bloſs den Lehrling in das praktiſche Geſchäft einführen; ſie unterſcheidet ſich alſo weſentlich von anderen mercantiliſchen Schriften, die unter ähnlichen Titeln erſchienen ſind.

Zuerſt lehrt ſie die Vorbereitung auf den Kaufmannsſtand in ſittlicher und wiſſenſchaftlicher Hinſicht, dann die Einführung in die Geſchäfte ſelbſt, in das häusliche Leben, in eine Detail- und Groſs-Handlung, in das Comtoir, in den Handel mit Wechſeln u. ſ. w. Die dritte Abtheilung handelt vom kaufmänniſchen Rechnungsweſen, und angehängt ſind einige Reductionstabellen für Gewichte, ein Zinskalender u. ſ. w. Hie und da iſt auch einige Literatur, welche praktiſchen Werth hat, beygefügt.

Wir können dieſe Schrift allen angehenden Handlungslehrlingen um ſo mehr empfehlen, da ſie ſehr Vieles enthält, was man in berühmten weitſchweifigen mercantiliſchen Schriften vergebens ſucht. Beſonders lehrreich ſind die praktiſchen Rechnungsregeln, welche das Geſchäft ſo ſehr erleichtern und beſchleunigen, und deren Mangel auch einen gründlichen Mathematiker im mercantiliſchen Leben als unbeholfen erſcheinen laſſen würde.

W. u. o. i.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Coburg*, im Selbſtverlage des Verf s.: *Thatſachen zur Charakteriſtik und Literatur mit Autorſchaft und Bibliognoſie*, von Dr. *J. H. M. Erneſti.* 1831. 46 S. 8.

Harte, ſehr harte Anklagen gegen die *Gottfried Baſſe'ſche Buchhandlung* zu Quedlinburg, und gegen die *Ernſt Klein'ſche Verlagshandlung* zu Leipzig. Von beiden behauptet Hr. Dr. *Erneſti*, zu ſeinem groſsen Nachtheil hingehalten und getäuſcht worden zu ſeyn, und fodert vorzüglich in Bezug auf die erſte „*oberſtrichterliche* Hülfe" auf. Sind die Thatſachen, welche hier aufgeführt werden, begründet und wahr: ſo iſt die Schrift allerdings, des etwas verworrenen Vortrags ungeachtet, der Aufmerkſamkeit Aller würdig, welche ſich für ſchriftſtelleriſche und buchhändleriſche Verhaltniſſe intereſſiren: obgleich man bedauern muſs, daſs der Vf. den geeigneten Weg, zu ſeinem Rechte zu gelangen, nicht gehörig zu kennen ſcheint (S. 18. 19. 23), und wir ihm herzlich wünſchen, daſs aus dieſer öffentlichen Beſchwerdeſchrift ihm nicht neue Unannehmlichkeiten erwachſen mögen.

Sch.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1832.

MEDICIN.

Berlin, b. Enslin: *Theorie der Heilkunde*, von *G. E. Stahl.* Herausgegeben von *K. W. Ideler*, Dr. Erster Theil: *Physiologie.* LXVI u. 269 S. Zweyter Theil: *Pathologie.* 300 S. 1831. 8. (3 Thlr.)

Ein ganzes Jahrhundert ist verflossen, seit *Stahl* lehrte und wirkte. Auffallen muss es demnach, dass die *Stahlsche* Theorie nach einem solchen Zeitraume einen Herausgeber gefunden hat, und diess um so mehr, da grosse Männer, welche die Heilkunde wahrhaft gefördert, unterdessen die Anatomie, Physiologie und Pathologie als Basis jener auf eine bewundernswürdige Höhe gebracht haben. Neben diesen Thatsachen muss der Unbefangene gestehen, dass Naturlehre, Chemie und Botanik nicht zurückgeblieben sind, und dass das Vordringen in der Erkenntnis des Materiellen die Heilkunde in ihrer Begründung gewaltig unterstützt hat. Erwägt man diese Thatsachen genauer, und blickt zurück auf den Stand der Wissenschaften zu *Stahls* Zeit, so darf es nicht auffallen, ohne gerade Einzelnheiten zu vergleichen, wie dem grossen und kräftigen Geiste *Stahls* so Manches dunkel und unergründlich seyn musste, da ihm von dieser Seite her kein Licht leuchtete. — Sein unsterbliches Verdienst um die Heilkunde-ruhet, wie *K. Sprengel* im 5 B. f. Versuchs einer pragmat. Gesch. der Arzneyk. und der Herausgeber in der Vorrede angeben, auf dem grossen Gedanken und der Ueberzeugung von der heilkräftigen Ordnung der Natur, welcher er alle Krankheiten, in sofern sie auf die, die Harmonie des lebenden Organismus störenden Einflüsse folgen, beylegte, und sie demnach nicht als von der Natur nur Zugelassenes, sondern als von ihr Gegebenes, zur Entfernung jener Disharmonie Nothwendiges, angesehen wissen wollte. Als *Principium agens* dieser heilkräftigen Ordnung der Natur, setzte *Stahl* bekanntlich die vernünftige Seele, der er das Materielle des Organismus und dessen Thätigkeiten unterordnete, und als von ihr ausgehend betrachtete. Sehr wahr sagt der Herausg. S. 8 u. 9 der Vorr., dass *Stahl*, in sofern er die Materie als etwas Passives dieser Ansicht gemäss betrachtete, sehr bald durch den hiedurch hervorgerufenen Kampf mit Iatromathematikern und Chemiatrikern, denen die Materie alles war, zu einer Einseitigkeit hingerissen wurde. Diese Einseitigkeit stieg bis zu einem, an Schwärmerey und Aberglauben, von dem der gute Mann leider nicht ganz frey war, grenzenden Grade, vernichtete in ihm alle Toleranz gegen Andersdenkende, und verhinderte ihn somit das Gute zu begründen, das unbezweifelt in jenem grossen und wahren Gedanken von der Naturheilkraft lag. Diese Einseitigkeit verleitete ihn auch, die bildende, erhaltende und heilende Kraft im Lebendigen mit der vernünftigen Seele für identisch zu halten, und den unglücklichen Sprung in das Reich des Unbegreiflichen zu thun. Statt dass nun seine Schüler und Nachfolger ihn von diesem *Salto mortale* hätten aufrichten sollen, führten sie sein so vernünftiges Beginnen dadurch immer tiefer, dass sie es einseitig vertheidigten, statt dass sie es dem Einzelnen in der Heilkunde hätten anpassen sollen, und machten es bey seinen Gegnern verdächtig. Sie übersahen ganz, dass zwar zwischen der schaffenden Urkraft = Gott und der vernünftigen Seele eine begrenzte Verwandtschaft, eine Annäherung, aber nicht Identität — dass ferner zwischen der vernünftigen Seele und der bildenden, erhaltenden und heilenden, als einer und derselben Kraft im Lebendigen, ebenfalls zwar eine gradative, also begrenzte Verwandtschaft und Annäherung, aber nicht Identität und zwar eben so wenig, als zwischen dem thierischen und pflanzlichen Leben, Statt findet. Hier ist Annäherung, Verwandtschaft, Zusammenhang, Harmonie, aber weit entfernt von Identität. Diese unglückliche Einseitigkeit wurde dadurch gesteigert, dass *Stahl*, statt jenen grossen Gedanken auf dem Wege einer reinen und vernünftigen Naturanschauung weiterhin zu begründen, sich verleiten liess, nur für die Wahrheit desselben zu streiten. Dieser Streit ward um so heftiger, als er sich so weit vergass, in der Antwort auf *Leibnitzens* Widerlegung seiner Seelentheorie, der Seele Ausdehnung und Materialität beyzulegen, und die Unsterblichkeit bloss als einen Act der göttlichen Gnade zu betrachten (vergl. *K. Sprengels* a. a. O. Bd. 5. S. 27). — Falsche Prämissen und daher auch falsche Schlüsse. Hiedurch reizte er das ganze Heer orthodoxer Zeloten, die der Geist der Finsterniss und des Aberglaubens des damaligen Zeitalters mit sich führte, gegen sich auf, und diese brachten ihn und sein schönes und grosses Beginnen in fast allgemeine Verachtung. Dazu kam noch, dass *Fr. Hoffmann* und *Boerhave* ihn durch geflissentliche Verdrehungen seiner Lehrmeinungen und hämische Insinuationen dem Gesichtskreise der Menge entrückten, und ihm dadurch den Todesstoss gaben. Abgesehen hievon, trägt die Theorie *Stahls* bedeutende Mängel, Falschheiten und Lücken an sich, die theils durch eigene schiefe Ansichten und

Begriffe, theils durch den geringen und niedrigen Culturzustand der propädeutischen Zweige der Heilkunde herbeygeführt wurden, wie wir oben schon andeuteten. So ist z. B. von der Vitalität des Blutes und der Säfte als organisch-lebendigen Flüssigkeiten nirgend die Rede, sondern seiner vernünftigen Seele wies *St.* den ersten Sitz im Gehirn und den Nerven an, und alles Uebrige im Organismus war ihr und somit dem Gehirn und Nerven untergeordnet. Von einer erhöheten Vitalität = Plasticität, oder verminderten = Infirmität des Blutes und der Säfte wufste *Stahl* nichts, oder wollte nichts davon wissen, weil diess nicht in sein System paßte; alles beschränkte er auf tonische Bewegung, und diese war natürlich dann in Krankheiten vermehrt oder vermindert. Darin lag der Grund der Einseitigkeit. Bemerkt muss hier beyläufig werden, dass der Herausgeber, sowie auch *Stahl*, das Wort Bewegung, tonische Bewegung, recht häufig für Heilbestrebung setzen, und dadurch leicht zu Missverständnissen Veranlassung geben. In sofern nach *Stahl* die Materie sich passiv verhielt im lebendigen Organismus, und er seiner vernünftigen Seele den Sitz im Gehirn und Nerven-Systeme anwies, wurde dadurch das letzte das Prädominirende, dem alles Uebrige untergeordnet war, und von welchem Alles ausging. Nun darf aber im lebendigen Organismus, dessen Fortbestehen nur durch das harmonische Gleichgewicht aller Systeme und Functionen desselben erhalten wird, kein System und keine Function prädominiren, weil eben damit Krankheit gegeben ist, und weil zum Fortbestehen das eine System eben so nothwendig als das andere ist: daher vom Prädominiren eines einzigen Systems, selbst nicht des Nervensystems, wie noch viele Neuropathologen jetzt meinen, nicht die Rede seyn darf. Wir würden diesen Punct, als weniger hieher gehörend, nicht berührt haben, wenn er nicht in den Köpfen so vieler Neuropathologen sich so fest gesetzt hätte, dass sie nichts als Nervenkrankheiten sehen, und am meisten da, wo dergleichen nie seyn können. Demnach sagt der Herausgeber S. 8 der Vorr. sehr wahr: „Nicht leugnen mögen wir es, dass *Stahl* selbst Begriffe aufgenommen hatte, deren Verzweigung viele schöne Keime erstickte, wenigstens deren Entwickelung eine schiefe Richtung gab, und dass er somit einen Theil der Schuld trägt, welche die Wissenschaft von der lautersten Quelle der Erkenntniss ableitete, aus welcher sie frisches Leben hätte schöpfen sollen." Dem Herausgeber der *Stahlschen* Theorie muss die ärztliche Welt danken, dass er sich der grossen Mühe unterzogen hat, dieselbe, trotz des schwerfälligen, weitschweifigen, veralteten, oft fast unverständlichen Stiles, wieder ins Leben zu rufen, indem er das Unnütze, die langen und weitschweifigen Wiederholungen entfernt, aus dem unverständlichen Periodenbau den Kern herausgezogen, und dadurch dem Hindernisse des Studiums der *Stahlschen* Schriften abgeholfen hat, wenn sich auch nach fester Ueberzeugung des Rec. nicht leugnen lässt, dass sie, abgesehen von ihrem hohen Werthe, nicht für Anfänger in der praktischen Heilkunde passt, sondern vorzugsweise nur denen empfohlen werden kann, die durch vieljähriges, fleissiges Studiren medicinischer Schriften und Systeme und durch eigene Beobachtung in den Stand gesetzt worden sind, das Wahre von dem Falschen unterscheiden zu können, wovon das *Stahlsche* System auch in dieser Ausgabe und in dieser Form, trotz der grossen Aufmerksamkeit, mit welcher der Herausg. übersetzt hat, noch Manches enthält.

Von S. 21 bis 66 der Vorr. u. Einleitung spricht der Herausg. die feste Ueberzeugung aus, dass die Heilkunde auf eine Methode gestützt, und von jedem trügerischen Scheine befreyet werden könne, und dass die Behauptung anderer auf Autoritäten hin, dass niemals eine überzeugende Theorie dieser Kunst festgestellt werden könne, nur leere Rede sey. Jedoch müsse das Bestreben der Wissenschaft darauf hingerichtet seyn, eine wahre und einleuchtende Lehre vom Leben, seinen Ursachen (?) und Bedingungen (?) sich zu verschaffen. In der Pathologie und Therapie müsse entwickelt werden, welche Mängel der Lebensthätigkeit den einzelnen Krankheitsarten zum Grunde liegen, und wie die Abhülfe dieser Mängel und die Wiederherstellung auch ohne äussere Beyhülfe durch freythätige Autokratie der Lebensthätigkeit täglich geschehe; die wahrhaft methodische Theorie müsse also Anweisung geben, auf welche Weise der Arzt der Lebensthätigkeit und ihrer Einrichtung, dem stets bereiten Mitwirken der Natur gemäss, hülfreiche Hand bieten könne und solle.

Zuvörderst würde es also darauf ankommen, sich einen richtigen Begriff vom Leben zu bilden, und leugnen lässt sich nicht, dass derselbe das Leben nur als Bewegung zu umfassen vermag, in sofern sie der sinnlichen Anschauung sich darbietet; denn über diese hinaus versteigt sich der forschende Geist in das Reich des Unbegreiflichen. Nicht so ganz Unrecht hat der Vf. demnach, wenn er S. 33 der Einleit. behauptet, dass nur die Bewegungen im Organismus, nicht aber dessen Materie unmittelbar die Aufmerksamkeit der Aerzte auf sich ziehen müssten, in sofern es nämlich darauf ankommt, den Begriff des Lebens festzustellen. Aber hiebey darf man nicht übersehen, dass die tonische Bewegung, die sich in der Circulation des Blutes und der Säfte und in der von ihr theilweise abhängigen Excretion ausspricht, nicht überall das primär Leidende ist. Zugestehen muss man die primäre Beeinträchtigung der tonischen Bewegung, die primäre Affection der Solida da, wo psychische Einflüsse auf den Organismus einwirken, und *Stahl* hatte sehr recht, wenn er behauptete, dass die psychischen Affecte die Fluida nicht direct und unmittelbar träfen, sondern dass deren Alteration erst in Folge der gestörten Bewegung erfolge, indem nun auszuscheidende Stoffe in ihnen zurückgehalten würden, und anderweiten Nachtheil hervorbrächten. Wir wollen hier, als bekanntes Beyspiel dieser Art, die durch Gemüthsaffecte hervorgerufene Alteration der Milch bey stillenden Müttern erwähnen, welche man gewöhnlich dem unmittelbaren Einflusse der Nerven auf die Blutmasse

und die Milch selbst zuschreibt, und dabey dem Gedanken einer Unterbrechung der Ausströmung des Nervenfluidums in die Blut- und Säfte-Masse Raum giebt, was doch nach *Stahls* gewiss richtiger Ansicht falsch ist. Ganz so verhält es sich beym Icterus, der auf heftigen Zorn u. s. w. erfolgt; die Galle tritt hier nicht ins Blut, wie man ziemlich allgemein annimmt, sondern sie wird, indem durch den heftigen psychischen Reiz die Function der Leber gestört und oft auf Momente aufgehoben wird, gar nicht aus demselben abgeschieden, und hiemit ist die Ueberladung der Blutmasse mit Gallenstoff gegeben u. s. w. Eben so muss zugestanden werden, dass durch die Extreme der Temperatur, durch atmosphärische und tellurische Schädlichkeiten, schlechte Nahrung und Getränke, die Blut- und Säfte-Masse primär afficirt werden, indem die normale tonische Bewegung oder Lebensbestrebung, in ihrem ganzen Umfange gedacht, nicht mehr ausreicht, die auf diesem Wege von Aussen bedingten Schädlichkeiten und die dadurch gesetzte Alteration zu entfernen, und dass die Solida, als Träger der tonischen Bewegung, und in sofern sie in Bezug auf ihre Existenz auf die Blut- und Säfte-Masse angewiesen sind, erst von hier aus ihre Beeinträchtigung erleiden; indem bey Alteration ihrer Lebensquelle ihre Lebensthätigkeit selbst von der Norm abweichen muss, sich also zu schwach und geschwächt zeigt. Bey der auf beiden Wegen hereingebrochenen Disharmonie dringt die Natur auf Fortschaffung des ihr fremd Gewordenen — der Kampf der Natur = Krankheit im gewöhnlichen Sprachgebrauche, beginnt und endet glücklich oder unglücklich. Diesen Naturbestrebungen, für welchen Ausdruck *Stahl* und der Herausg., häufig aber falsch, tonische Bewegung setzen, nachzuspüren, sie zu beachten, wo sie sich zeigen, und sie zu unterstützen, wo sie zu schwach sind, oder zu mäsigen, wo sie excentrisch zu werden drohen, ist Sache des Arztes — aber nicht, sie zu hemmen, sie mit aller Gewalt und Receptwuth zu verfolgen, wie der Herausg. S. 33 u. s. w. der Einleit. mit Recht diesen Vorwurf den Neueren, viel mehr aber noch, um mit *Klopstock* zu reden, dem Pöbel im ärztlichen Volke macht. Das Petechialfieber und dessen Behandlung, vom Herausg. S. 36 u. s. w. als Beyspiel zu dem Vorwurfe, der die Charlatane der neueren Zeit und mitunter auch die medicinischen Systeme trifft, angeführt, passt recht gut zu dem vom Rec. eben Bemerkten. Eben so wahr ist, was der Herausg. S. 39 ganz im Sinne *Stahls* bemerkt, dass die abweichenden Zustände der Bewegung = Krankheit, keinesweges aus der Verderbniss der Materie entspringen, sondern dass sie vielmehr nur wegen derselben erfolgen, nämlich um die vorhandene Verderbniss zu entfernen; also nicht gegen das Leben und dessen Erhaltung gerichtet sind. Hieraus ersieht man, wie *Stahl* überall das Unglück hatte, mit der orthodoxen Kaste, zu der auch viele Aerzte der damaligen Zeit gehörten, zusammen zu treffen, indem hienach Krankheit nicht als Strafe Gottes, sondern als Wohlthat desselben, von ihm angesehen wurde.

Von S. 45—66 lässt der Herausg. *Stahl* selbst reden, und ihn sein Glaubensbekenntniss in Bezug auf seine Theorie ablegen. Rec. muss gestehen, dass er von der Wahrheit der *Stahlschen* Lehrsätze tief durchdrungen ist, und kaum begreiflich findet, wie bis jetzt nur so Wenige von dieser Wahrheit ergriffen werden konnten. Daher haben sich neuerlichst *Klose* und *Jahn* durch ihre Arbeiten über Naturheilkraft ein grosses Verdienst erworben, indem sie hiedurch den seit einem Jahrhundert beynahe verlassenen Weg wieder betreten, und *Stahls* grossen und herrlichen Gedanken von der heilkräftigen Ordnung der Natur wieder mit erneuerter Geisteskraft in Anregung gebracht haben.

Der *erste* Theil von *Stahls* Theorie umfasst die Physiologie, der *zweyte* die Pathologie, beide im Allgemeinen. Den Inhalt dieser beiden Theile, die einen Band bilden, genauer anzugeben, erlaubt die Art der Darstellung des Ganzen und der uns hier vergönnte Raum nicht. Aus demselben Grunde übergehen wir es, falsche und schiefe Ansichten zu berichtigen, einzelne Mängel u. s. w. zu rügen. Auch verliert der Leser hiedurch nichts, indem Rec. mit fester Ueberzeugung ihm aus dem Studium der *St.* Theorie einen reichen Gewinn versprechen darf, vorausgesetzt, dass er das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden vermag, und eingedenk bleibt, dass den Sterblichen nun einmal nicht vergönnt ist, reines Gold zu liefern, sondern dass überall den Geistesproducten derselben noch Schlacken anhängen. Rec. kann es nicht verschweigen, dass er erst durch das Studium dieser Theorie, sowie der Werke von *Klose* und *Jahn*, zu einer der heilkräftigen Ordnung der Natur gemässen Ansicht über Krankheiten gelangt ist. Und darum sollten diese Werke in der Bibliothek keines Arztes fehlen. Schliesslich verweisen wir hier noch auf *K. Sprengel* a. a. O. B. 5. S. 1—249, wo die Theorie der Dynamik, in sofern sie einseitig und anmasend geworden, ihre Abfertigung gefunden hat.

W....r.

Leipzig, b. Nauck: *R. W. Bampfield*, erster Wundarzt am königl. Kinderhospitale zu London u. s. w., *über die Krankheiten des Rückgrathes und des Brustkorbes.* Eine von der medicinischen Gesellschaft zu London gekrönte Preisschrift. Nach der zweyten, mit einigen Zusätzen vermehrten Ausgabe frey bearbeitet von Dr. *Friedrich Julius Siebenhaar*, prakt. Arzt u. Geburtshelfer zu Dresden u. s. w. Mit zwey Steintafeln. 1831. XII u. 376 S. in 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Bampfield's Preisschrift erschien im J. 1824; schon 1826 erlebte sie eine neue Ausgabe, welche ins Deutsche zu übertragen Hr. Dr. *Siebenhaar* übernahm. Laut der Vorrede ist es aber nicht bloss wörtliche Uebersetzung, was er giebt, sondern mehr oder weniger eine Umarbeitung; er hat nämlich einzelne Bemerkungen und Zusätze in den Text einfliessen lassen, er hat die Literatur, namentlich die deutsche

und französische, vervollständigt, und in der ganzen Anordnung des Stoffes mehrere Veränderungen vorgenommen. Der erste oder *allgemeine Theil* verbreitet sich von S. 1—45 *über Rückgrathsgrümmungen überhaupt*, über deren Nosologie, Aetiologie, Prognose, Diagnose und Cur. Der zweyte oder *besondere Theil* enthält folgende Abschnitte: I. *Ausbiegung des Rückgrathes.* (Die Schilderung der krankhaften Affectionen, welche in Folge dieses Zustandes in den Muskeln, an den Wirbeln und am Brustkorbe, am Wirbelcanale und dadurch secundär am Rückenmarke und dessen Nerven, ferner an den Bändern des Rückgrathes, im Gefässsysteme, an den Brust- und Unterleibs-Eingeweiden, namentlich auch im Harnapparate, auftreten, erachten wir für sehr gelungen.) — II. *Einbiegung des Rückgrathes.* — III. *Seitenkrümmung des Rückgrathes.* — IV. *Winkelförmige Hervorragung des Rückgrathes.* — V. *Verrenkungen und Brüche der Wirbelbeine.* — VI. *Erschütterung und gewaltsame Ausdehnung des Rückenmarkes.* — VII. *Rückenspalte mit Wassersucht des Wirbelcanals.* — VIII. *Einige allgemeine Missbildungen und Unvollkommenheiten des Rückenmarkes.* Enthält 5 Seiten über Mangel und abnorme Bildung des Rückenmarkes, so wie über Atrophie oder unterbrochenen Zusammenhang des Rückenmarkes. — IX. *Entzündung des Rückenmarkes und seiner Häute.* (In der Symptomatologie vermissen wir die Angabe, dass bey latenter Entzündung der Schmerz hervortritt, wenn man mit einem feuchten warmen Schwamme längs der Wirbelsäule streicht.) — X. *Ergiessungen verschiedener Flüssigkeiten in den Wirbelcanal und die Rückenmarkshöhle.* — XI. *Schlussbemerkungen.* — Als eigenthümliche Ansicht *Bampfield's* heben wir heraus, dass er, von der gewöhnlichen Eintheilung der Rückgrathsverkrümmungen abweichend, im Gegensatz zu *Kyphosis*, *Lordosis* und *Scoliosis*, bey denen eine wirkliche Krümmung (*Curvatura*) der Spinalaxe Statt findet, eine *prominentia angularis* aufstellt, bey welcher an einem Puncte der Wirbelsäule (gewöhnlich an den oberen Lendenwirbeln) der obere und untere Theil der Säule sich förmlich unter einem Winkel vereinigen, nicht aber bogenförmig in einander übergehen, wie bey der Curvatur. — Auf günstigen Erfolg sich stützend, empfiehlt *B.* bey Ausbiegung des Rückgrathes die Bauchlage statt der gewöhnlichen Rückenlage, hauptsächlich desshalb, weil bey dieser Lage die Hauptindication, Abhaltung alles Druckes auf die Wirbelsäule, am genügendsten erfüllt wird, weil sie die Anwendung künstlichen Druckes auf die vorragenden Wirbelbeine, die Anwendung der Frictionen, des Walkens und Knetens der Muskeln gestattet, endlich die Application von Fontanellen, Haarseilen, Vesicatorien weniger beunruhigend und schmerzhaft macht. — Wir stimmen *B.* bey, wenn er sich gegen die Annahme erklärt, dass zur Entstehung der Seitenkrümmung manchmal eine ungleichmässige Wirkung der Rückenmuskeln beytrage, vermöge deren die schwächeren Muskeln von den stärkeren überwältigt würden; nur können wir folgenden Grund nicht gelten lassen. Bey einer Contusion oder Wunde auf der einen Seite des Rückens, sagt *B.*, wodurch die Muskeln nothwendig geschwächt werden, wird man bemerken, dass sich der Verwundete beständig nach dieser Seite hinneigt, und nicht nach der entgegengesetzten stärkeren. Allein offenbar nimmt ja der Verwundete diese Stellung nur desshalb ein, um durch Ruhe und Erschlaffung der entzündeten, keinesweges geschwächten Muskeln den Schmerz zu mindern.

Auf den beiden Tafeln findet sich ausser einigen Linearskizzen die osteologische Darstellung einer enormen Seitenkrümmung und die Abbildung eines zur Uebung der Muskeln bey Ausbeugung des Rückgrathes bestimmten Stuhles von Jukes (eines sogenannten Brusterweiterers), dessen detaillirte Beschreibung mit Bezugnahme auf die beygefügten Chiffern wir vermissen.

Die Uebersetzung ist im Ganzen lobenswerth; doch hat sich der Uebersetzer S. 329 verführen lassen, *plaister of Paris* durch *Pariser Pflaster* zu übersetzen. Mit lobenswerther Vorsicht indess sind die englischen Wörter in Parenthese beygefügt.

δ. τ.

B O T A N I K.

Berlin, auf Kosten d. Vfs.: *Betrachtung des Pflanzenreichs; oder Erklärung des Wachsthums und der Ausbildung der Pflanzen.* Nebst einem Anhange über die ursprüngliche Entstehung der Gewächse, von *C. H. Klinkhardt.* 1828. VIII u. 257 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Wir sind der Meinung, dass diese Schrift füglich hätte ungedruckt bleiben können. Ohne gerade Irrthümer zu enthalten, handelt sie von den gewöhnlichsten Erscheinungen des Pflanzenlebens mit einer solchen Seichtigkeit, dass man vermuthen muss, der Vf. erzähle wie etwa auf einem Spaziergange aus dem Gedächtniss einem Unwissenden die allertrivialsten Dinge. Sein Masstab ergiebt sich schon aus den ersten Zeilen, wo es heisst: „Pflanzen nennt man diejenigen Erzeugnisse der Natur, welche vermöge ihrer Organisation eines eigenthümlichen Lebens oder Wachsthums fähig sind, indem sie sich auf eine ihnen eigenthümliche Art nähren, denen jedoch Empfindung und willkührliche Bewegung mangelt. Die Gesammtheit der Pflanzen, von dem höchsten Baume an bis zu den einfachsten Flechten und Pilzen, bildet eines der drey Naturreiche oder Hauptabtheilungen, welche man gewöhnlich bey der Beschreibung der Natur annimmt, nämlich das *Pflanzenreich*, getrennt von dem Mineral- und Thier-Reiche."

In diesem Tone geht es durchweg fort, ausser dass etwa über einigen Paragraphen noch steht: „Fortsetzung," oder: „allgemeine Bemerkung." Selbst für Kinder ist das Gerede zu oberflächlich. Der Anhang ist wahrhaft erbärmlich zu nennen. Die höflich-bescheidene Vorrede besticht uns nicht.

ð.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1832.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Hannover, b. Hahn: *Ueber den Handel und die übrigen Zweige der Industrie im Königreiche Hannover*, besonders über den Zustand derselben seit dem Jahre 1826, von *Gustav von Gülich.* 1831. VIII u. 104 S. 8. (10 gr.)

Der durch mehrere mit Beyfall aufgenommene staatswirthschaftliche Schriften bekannte Vf. liefert hier eine Art Fortsetzung eines früheren Werks, das eben jetzt für recht zeitgemäss erachtet werden muss, da die Gesetzgebung im Königreiche Hannover in ein frischeres Leben überzugehen scheint, da für öffentliches Recht und Verwaltung eine versprechende Morgenröthe angebrochen ist, und es an Schriften fehlt, welche die jetzige Lage der Industrie und des Handels im Lande darlegen.

Die Abhandlung liefert eine Uebersicht des gesamten Verkehrs mit den Erzeugnissen der Landwirthschaft, der Wälder, des Bergbaues und der Fabriken; eine Darstellung des Handels mit ein- und durchzuführenden Waaren, der Schifffahrt, der Handelsbilanz; endlich Vorschläge zur Hebung der Industrie. Sie bietet also reichliche Gaben dar, und man muss eingestehen, dass in kleinem Raume viel geleistet, viel Nützliches und Durchdachtes mitgetheilt ist. Aber diese Fülle der Mittheilung macht einen vollständigen Auszug fast unmöglich, wenn derselbe nicht an Umfange der Schrift gleich kommen soll; desshalb mögen hier nur einzelne Puncte herausgehoben werden.

Die höchst erfoderliche Wiederbelebung des Bergbaues u. s. w., zumal am Harze, von welcher der Unterhalt einer bedeutenden Bevölkerung abhängt, scheint nach unserem Vf. davon abzuhängen, dass derselbe wenigstens allmählich und grösserentheils in die Hände der Privaten zum Eigenthum gegeben, und bis dahin der Absatz der Erzeugnisse nicht ferner den Officianten überlassen, vielmehr sachkundigen Unternehmern überantwortet werde. Dabey wird gerügt, dass z. B. das Bley den einheimischen Fabriken zu höherem Preise überlassen, als in den Hansestädten losgeschlagen werde, wodurch jene gedrückt und in der Concurrenz mit fremden Fabriken hintangesetzt würden. Auch werde der Gewinn der Steinkohlen nicht gehörig unterstützt, und in den Händen der Privaten oft erschwert, wo landesfürstliche Werke concurrirten. Die Einfuhr der Bielefelder Leinwand könnte leicht durch verbesserte Bleichanstalten vermieden, und zugleich der sinkenden Verarbeitung des Flachses im Inlande aufgeholfen werden. Die Ausfuhr der Lumpen wird sehr bedeutend dargestellt, obwohl der Bedarf fremden Papiers gross ist, und also die eigene Benutzung jener um so nützlicher sich ergeben würde. Die Oelkuchen gehen in nicht geringer Menge aus den nördlichen Provinzen nach England, um dort zur Düngung verwendet zu werden. Da die Marschen, welche diesen Artikel liefern, den Saum der des Düngers so bedürftigen Geest, des hohen sandigen Binnenlandes, ausmachen, so ist zu bedauern, dass ein so wirksames Verbesserungsmittel fremden Aeckern zugewendet wird. Die Klage über das Sinken der Braunahrung, in Beziehung auf den sich immer mehrenden Brantweinsverbrauch, wird auch hier wiederholt, und der letzte nach seinen verderblichen Folgen gewürdigt. Wer den Landmann näher zu beobachten Gelegenheit hat, muss bemerken, dass Sittlichkeit und Wohlstand ganzer Landesstriche nach dem grösseren oder geringeren Verbrauche dieses für Leib und Geist gleich schädlichen Getränkes sich bestimmen läfst. Möchte doch diese Wahrnehmung die Regierung erwecken, nicht nur im Allgemeinen die Bierbrauereyen zu begünstigen, sondern besonders dahin zu sehen, dass die königlichen Kammergüter, zumal wo sie die Dorfkrüge mit Bier ausschliessend versorgen, trinkbare und schmackhafte Waare liefern, und die Unterthanen nicht veranlassen dürfen, sich die nöthige oder gewohnte Labung durch einen gefährlichen Genuss zu verschaffen! Wie sehr sich der Seehandel und die Schifffahrt in der neueren Zeit gehoben hat, ergiebt sich daraus, dass den Sund im Jahr 1816 224, im J. 1825 schon 413, und im J. 1828 gar 531 hannöverische Schiffe passirt haben. Die grosse Anzahl der kleinen Krämer auf dem Lande findet hier ihren Tadel, und wird zur Beschränkung empfohlen, als dem Handel und zumal den Städten schädlich. Muss es nun auch folgewidrig erscheinen, für die Städte den Anspruch auf die sogenannten städtischen Gewerbe, also das Privilegium, wodurch sie von den übrigen Landesbewohnern und Gemeinden unterschieden werden, geltend zu machen, zu einer Zeit, da eben von den Städten aus jedes hergebrachte Vorrecht bekämpft wird, da dem Adel alle Auszeichnung genommen, und die gutsherrlichen Rechte den Ansprüchen der Befreyung der Industrie geopfert werden sollen: so ist doch nicht zu leugnen, dass die Vermehrung des

Kramhandels auf dem Lande für den Landmann nachtheilig, und um so nachtheiliger wirkt, als sich die Juden in denselben drängen. Betrübende und warnende Beyspiele stellen einige Gegenden längs der Weser, besonders im preussischen Westphalen, darüber auf, wo die Juden das Land gleichsam unter sich vertheilt, Jedem unter sich einen Strich, gewisse Dörfer, angewiesen, eine arme Christenheerde zur Schur überantwortet haben, wo alle Werthe allmählich in ihr Eigenthum übergehen, die Kühe des Bauers, ja sein Stubenofen dem Localjuden gehören, und ihm jährlich Miethe zollen, und das Alles in Folge der zudringlichen Betriebsamkeit und der Lockungen des Creditgebens, womit, zumal von Juden, der Detailhandel getrieben wird. Eine gewiss beachtungswerthe Rüge betrifft die Art der Beschäftigung der Karren- oder Bau-Gefangenen, welche nicht nur gewisse Kunstproducte fertigen und versilbern dürfen, sondern zu allen Handarbeiten abgegeben werden, welche den Erwerbszweig einer grossen Anzahl von Familien ausmachen, so dass hiedurch nicht nur diesen ihr Nahrungsquell genommen, sondern zugleich ihre Ehre durch Gleichstellung mit Sträflingen geschmälert, und die Furcht vor solcher Bestrafung abgestumpft werde.

Nachdem der Vf. den Nachtheil für das Vaterland aus der niedrigen Handelsbilanz desselben geschildert, und wie diese dessen immer wachsende Verschuldung gegen das Ausland, zumal England, bewirken müsse, gezeigt hat, geht er zu den Vorschlägen über, um die Industrie wieder zu heben, und spricht sich dabey vorzüglich für das System aus, durch Versteuerung der fremden Erzeugnisse die inländischen Gewerbe zu fördern, ohne jedoch die Hindernisse zu verkennen, welche seiner strengen Durchführung entgegen treten. Von Handelsvereinen verspricht er dem hannöverischen Staate wenig Hülfe; besonders würde ein solcher mit Preussen zwar dem verderblichen Schmuggelhandel steuern, aber auf Unkosten mehrerer einheimischer Gewerbe. Nur dann, meint unser Vf., möchte von solchen Verbindungen Nutzen zu erwarten seyn, wenn man gemeinschaftlich durch den Eingangszoll den Gebrauch der baumwollenen Zeuge niederdrücken, und dafür den der Leinwand wieder heben würde. Unter den Mitteln zur Förderung des Ackerbaues wird ein vorzüglicher und verdienter Werth auf die Zusammenlegung der jetzt zerstreuten Grundstücke der Besitzer gelegt, doch irrig bemerkt, dass eine solche Massregel längst im Herzogthume Braunschweig durchgeführt sey. In diesem, und zwar nur im sogenannten Wolfenbüttelschen Theile, hat freylich eine Zusammenlegung der Ackerstücke desselben Hofes in einer und derselben Ackerbreite, Wanne, nicht aber weitergehend Statt gefunden; allein zu der Höhe des Begriffs einer durchgreifenden Zusammenlegung, Verkoppelung, hatte man sich damals noch nicht erhoben; es muss also auch im Braunschweigischen, wenn man daselbst den Erfodernissen der Zeit entsprechen will, das Geschäft von Neuem begonnen, und mit der Gemeinheitstheilung, welche dort den Anfang genommen hat, aber in der letzten Zeit ziemlich in Stillstand gerathen seyn soll, in Verbindung gebracht werden. Gleiches Gewicht wird mit Recht der Aufhebung der Behutungsrechte beygemessen, welche übrigens keinesweges, wie hier angedeutet wird, bloss den Domänen und Edelhöfen auf den Ländereyen der Bauern, sondern eben so oft und zwar gewöhnlich gegenseitig, nämlich auch dem Vieh der Bauernhöfe auf den Grundstücken der auf der Feldmark belegenen grösseren Güter zustehen. Eben diese Gegenseitigkeit muss die Aufhebung dieser, jede Verbesserung hemmenden Belästigung des Landbauers erleichtern, und den Brachzwang lösen, der selbst der Cultur der Futterkräuter feindlich entgegen tritt, und also die Verbesserung der Viehzucht, Stallfütterung u. s. w. ausschliesst. Eben in der theils gesetzlichen, theils hergebrachten Milderung des alten Brachzwanges liegt eine der Hauptursachen des Wohlstandes des Landmanns in vielen Gegenden des braunschweigischen Landes. Auch findet sich weder dort, noch in den mehresten Gegenden des Lüneburgischen, ein so gespanntes Verhältniss zwischen Gutsbesitzer und Bauer, dass dieses allein schon die Ablösbarkeit der gutsherrlichen Gefälle dringend erfoderlich machen könnte, so wünschenswerth und nützlich für beide Theile dieses auch im Allgemeinen, so dringend es aus jener Ursache in anderen Provinzen seyn mag. Zur Verbesserung der Viehzucht und deren Benutzung empfiehlt der Vf. Schauanstalten für die in den grösseren Handel zu gebende Butter, wie solche in Ostfriesland bestehen, und die Zucht der langwolligen und solcher Schafe, die nicht so empfindlich gegen die Wirkung nasser Weiden sind, wie die veredelten Thiere spanischer Art. Auch müsse die Verkohlung des Torfes und dessen Gebrauch zum Hüttenbetriebe ernstlicher befördert werden, als bisher geschehen sey. Allein diejenigen Gegenden, wo dieses Brennmaterial sich in reichem Masse findet, sind ohne Berg- und Hütten-Werke, und der Transport in die Ferne ist in demselben Verhältnisse kostbarer, als der Torf in gleichem Volumen weniger Hitze gewährt als Holz und Steinkohlen. Dann wird die Erleichterung des Handwerkers und Bauers durch verminderte Besteuerung als nöthig dargestellt, und die Erhöhung der Consumtionssteuern zur angemesseneren Heranziehung der höheren Stände angepriesen; endlich aber darauf hingewiesen, dass von letzten, zumal den höheren Staatsdienern, das Beyspiel ausgehen müsse, durch Beziehung ihres Bedarfs vorzüglich von einheimischen Gewerbtreibenden den Verkehr zu fördern, und jeder Steuerdefraudation zu widerstreben. Bey dieser Gelegenheit wird mit Recht die Unzulänglichkeit des den Steuerofficianten angewiesenen Gehaltes tadelnd erwähnt, und dieselbe als Ursache der schlaffen Beobachtung der Steuergesetze herausgehoben.

Kein Hannoveraner wird diese sehr gut geschriebene Abhandlung ohne Belehrung und Dankgefühl gegen den Vf. lesen, welcher so manche Mängel



mit einer, jetzt so seltenen Bescheidenheit, Mässigung und Billigkeit aufgedeckt hat. — Druck und Papier sind gut.

v. — w.

Leipzig, b. Schumann: *Vorschläge, über die Umgestaltung des Abgabenwesens im Königreich Sachsen*, von einem Staatsbeamten. 1831. 23 S. 8. (3 gr.)

Am wenigsten geordnet finden wir in allen älteren deutschen Staaten, wenn sie die Zeiten in schwere Schulden stürzten, das Abgabenwesen. Der Hauptfehler ist ihr Mangel an Einfachheit, und die besonders die unteren Classen drückende Belastung der übel vertheilten Steuern. Die Vorschläge des Vfs. sind: A. Sonderung der directen und indirecten Abgaben in den Einnahmen, jedoch unter Einer Direction. Die directen Abgaben müssten befassen: 1) eine allgemeine Grundsteuer, und dagegen wegfallen die Donativ- und Ritterpferds-Gelder, Schocke, Quatember, Cavallerieverpflegung, Hufengelder und andere Gefälle und Zinsen; 2) das bewegliche Vermögen, indem die Amtseinkünfte, Titel und Gewerbe besteuert und jährlich verificirt würden; mit Aufhebung der Nahrungsquatember und Nutzviehaccise. Die indirecten Abgaben würden bestehen in den von verschiedenen Gewerben zu erhebenden Steuern, in Chaussee-, Fuhr- und Brücken-Geldern (nach Rec. Meinung ebenfalls directe Abgaben), Zöllen an der Grenze, Stempel und Salzsteuer. B. Vereinigung der bey einander gehörigen Abgaben. Eine Classe der Beamten müsse die allgemeine Trank- und Brenn-Steuer, die Mahlsteuer und die Accise vom Bankbacken erheben; das Hausschlachten wäre allgemein frey zu lassen, und die Abgabe nur nach Stücken nach Abschaffung der Generalaccise zu entrichten. Die Kauf- und Handels-Leute könnten in drey Classen eine Gewerbsteuer, dagegen Aerzte, Advocaten, Gelehrte und Künstler eine in verschiedene Classen eingerichtete Personensteuer entrichten. — C. Alle Staatsbürger müssten sowohl in directen als indirecten Steuern gleiche Abgaben tragen. Die Tranksteuerfreyheit der Rittergüter von ausländischen Getränken, vom Bier ihrer Haushaltungen und von der Salzsteuer müsste wegfallen, und die Steuern auf unentbehrliche Lebensmittel herabgesetzt werden. Nach Rec. Meinung müssen sie ganz wegfallen; denn eines Theils ist das billig, und von der anderen Seite muss man bey der leidigen Nothwendigkeit eines kostbaren Militäretats so wenig Civilbediente als irgend möglich besolden. Eine zahlreiche Beamtenschaft macht stets eine Kaste für sich, und wer dieser zu nahe tritt, hat alle Einzelne gegen sich. Vergrössert man solche, so hat sie selbst in demokratischen Staaten und noch mehr in anderen eine Tendenz, ihre Vortheile *mit Erfolg* über das allgemeine Interesse zu stellen. — D. Aufhebung des Geleites, sowohl des königlichen, als des städtischen und privatrechtlichen. Der Vf. will den Privaten und den Städten dagegen eine Entschädigung zuwenden. Die Geleite stammen aus kaiserlicher oder landesherrlicher Gnade für die Pflicht, die Strassen sicher zu halten. Diese hält der Staat (und nicht die Corporation oder Einzelne) durch weise Polizeygesetze sicher. Hätte die Geleite vor 1806 ein Reichsschluss aufgehoben, so würde keiner eine Entschädigung erwartet haben; und jetzt sollte das anders seyn, wenn der souverän gewordene König mit seinem Landtage die Abschaffung beschliessen sollte? Rec. weiss recht gut, dass einst solche Dinge Jahrhunderte mit oder ohne landesherrliche Bestätigung bey Veränderungsfällen des Souveräns bestanden; aber ein ungerechter Missbrauch muss ohne Entschädigung aufhören, oder wir ruiniren die Finanzen der verbesserten neuen Staaten durch das leidige System der Entschädigungen. König August der Starke verkaufte manche Privilegien, und trieb schmähligen Handel mit der Begnadigung der Stadträthe, über ihre Verwendung der Stadteinkünfte keine Rechnung abzulegen. Dass er das that, war ein schreyendes Unrecht, aber es wäre ein neues, wenn man den Stadtcassen Ersatz gäbe dafür, dass man gut fand, eine bessere Stadtverwaltung eintreten zu lassen. — E. Aufhebung der Eingangs- und Consumtions-Accise in Städten, so wie der Accise auf den Dörfern, vom Handel, Backen und Schlachten. Sie wird ersetzt durch einen Grenzzoll und durch die Gewerbesteuern. In einem neuen Tarif, meint der Vf., würden Lebensmittel, Obst, Gartengewächse, Gemüse und alle rohen Producte der sächsischen Fabriken ganz frey, alle halbbearbeiteten nur mässig, dagegen alle fertigen Fabrikate, Luxusartikel, fremde Weine, Rum, Destillationen, Colonialwaaren, ausgenommen Baumwolle und Färbestoffe, Tabak u. s. w., hoch zu besteuern seyn. — F. Abschluss eines Handelstractates mit Preussen, Baiern u. s. w., wobey sich der Vf. auf das *Ferber'sche* Werk beruft, nach welchem Sachsen im Verkehr *mit Preussen* $1\frac{1}{2}$ *Millionen Thaler im Uebergewicht sey.* Schade nur, dass in den Grenzen eines notorischen Schleichhandels kein Sterblicher den Betrag in Zahlen angeben kann! So gewiss es ist, dass, ehe das preussische Zollgesetz 1818 in Wirkung trat, das sächsische Ministerium den Friedensschluss und die Bundesverhältnisse zu einer günstigeren Fassung des Gesetzes benutzen musste, so misslich ist jetzt eine Milderung, wie etwa solche Baiern erwirkt hat, und gewiss unsicher, dass Baiern dadurch gewann, oder Sachsen gewinnen wird. Letztes hat im Allgemeinen und im Leipziger Messhandel sehr verwickelte Verhältnisse. Wenn Sachsen nicht weit mehr als Baiern in einem Handelstractat mit Preussen erlangen kann, so wird es bey der Annahme der preussischen Zollgesetze sicher verlieren. Leipzigs Messhandel ist sehr wichtig und ein wichtiges Privilegium eines deutschen Volksstammes, so wenig auch Sachsens frühere Landesherren oder Leipzigs Stadtrath für die feste Begründung gethan haben. Mit dem ruinirten Messhandel verliert Leipzig den Gütertransit durch Oesterreich nach der Niederdonau gänzlich, und als sächsischer Patriot würde

Rec. nie wagen, diesen Meshandel zu schmälern, der, einmal aufgeopfert, Sachsen von Preussen ganz abhängig machen würde. Die Gewerblosigkeit Sachsens muss man durch innere weise Verwaltungseinrichtungen heben, und nicht durch einen Handelstractat, dessen Folgen kein Sterblicher übersehen, wohl aber der mächtigere Nachbar missbrauchen kann. Es ist edler, seine Regeneration den Folgen einer weisen *inneren* Verwaltung, als der Gnade des Auslandes zu verdanken, zumal da man völlig überzeugt seyn darf, dass Leipzig aufhört, den deutschen Buchhandel zu leiten, sobald es seinen Mesplatz aufopfert, und dass alsdann die reichste Stadt des Landes dadurch zur Unbedeutsamkeit Erfurts herabsinken wird. Man sagt zwar, dass der freyere Handel mit 13 Millionen Preussen gewinnvoll wäre; allein er ist nur bey völliger Gleichheit der sächsischen Einfuhren in Preussen mit den preussischen möglich. Nur unter dieser Bedingung würde ein sächsischer Staatsmann anrathen können, Leipzigs Meshandel dem allgemeinen freyen Handel Sachsens aufzuopfern. Alle partielle Erleichterung ist keine Entschädigung für das Elend eines bewaffneten Zollcordons und der Parität der preussischen Zollgesetze, die man annehmen müste. Daraus folgte natürlich eine politische Conformität im Buchhandel, im Censurwesen u. s. w. Viele Einrichtungen Preussens, besonders die landwirthschaftlichen, sind musterhaft, und Sachsen zur Nachahmung zu empfehlen; weniger aber das Zoll- und Pres-System.

A. H.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) WEIMAR, b. Gräbner: *Sonderbare Schicksale des Sängers Joseph Gradweg.* Ein curioser Roman. Ans Licht gefördert von *Joseph Jeremias.* 1832. IV u. 248 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

2) Ebendaselbst: *Hugo Raynald*, oder *das späte Glück.* Historisch-romantische Erzählung aus den Zeiten der lombardischen Kriege in den Jahren 1162 bis 1176. Von *Joseph Jeremias.* 1832. 160 S. 8. (20 gr.)

Für recht junge, unerfahrene Leser berechnet, die ohne Gefahr für ihre Sitten diese Bücher lesen können. Die *Schicksale des Sängers* werden ihnen jedoch nicht sonderlich behagen; sieht man sich in reiferem Alter doch lieber betrogen, als enttäuscht, wie viel mehr noch in den Jahren, in denen alles den süssen Reiz des Unbekannten, Geheimnissvollen trägt! Wie glänzend erscheint dem vierzehnjährigen Knaben, dem zwölfjährigen Mädchen die Bretterwelt, wie kahl, wie nüchtern liegt sie in der Wirklichkeit vor ihnen, wie sie hier ihnen vor die Augen gestellt wird!

Hugo Raynald dagegen wird sie fast durchweg befriedigen; die unbefangenen Kritiker ahnen noch nicht, dass zu den Begebenheiten auch Charaktere, die sie bedingen, gehören, und auf die jene einwirken. Geschieht doch recht viel, oder besser, geht recht viel vor, Aufzüge, Turniere, Grossthaten im Kriege. Dass nicht Form und Mark in der buntgleissenden Hülle steckt, merken die von Farbenprunk und Schwertergeklirr Betäubten nicht; sie haben kein Arges daran, dass Kaiser Friedrich kaum durch stärkeres Prahlen und lauteres Wortgeklapper sich vor den Uebrigen auszeichnet. Tapfere Degen, grausame tückische Wütheriche, edle Biedermänner, Vaterlandsfreunde, die gegen ihre Widersacher erschrecklich grob sind, mitunter ganze Schläge den Höflingen in den Bart werfen, muss das nicht ein Secundanerherz erfreuen? „Ach! und die Fräulein so schön, so hübsch geputzt, so zärtlich, und die Ritter so verliebt und so treu!" seufzt die gerührte Kostschülerin, die das Buch verschlungen hat. Der Secundaner hat obendrein das geheime Entzücken, sich im Stillen eingestehen zu dürfen, in Versen und Prosa auch Aehnliches schaffen zu können; ja er würde nicht einmal, trotz seines Respects für Massen und grosse Zahlen, täglich bey der dreyjährigen Belagerung von Mailand viele Hundert der Angreifer umkommen lassen, wie der Vf. gethan, der, wenn er das Facit der Gefallenen durch Multiplication herausgebracht, sicherlich über die ungeheuere Summe erschrocken wäre.

Eltern, die den Roman in der Kinder Hände erblicken, mögen unbesorgt ihnen das Vergnügen gönnen; wir können versichern, dass es eine unschuldige Leserey ist.

Vir.

WIEN, b. Gerold: *Erzherzog Maximilians Brautzug.* Dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen, von *Deinhartstein.* Nach dem Teuerdank. 1832. 114 S. 12. (10 gr.)

Dem etwas dürren Lehrgedicht wurde ein lebendiger Athem eingehaucht; es wurde nicht allein poetisch, sondern auch dramatisch gerecht gemacht. Der ächt deutsche, treuherzige Maximilian, in welchem der romantische Geist, das Grosse und Schöne des Ritterthums sich noch einmal in voller Glorie abstrahlte, gleichwie die Sonne kurz vor ihrem Niedergang grösser erscheint, als in ihrem Zenith, Maximilian, der werthe Held, stellt in seinem Scheinbild sich eben so ehren- und liebenswerth dar, als in dem Bildniss von dem Griffel der Geschichte gezeichnet. Durch klaren Sinn, geschämige Jungfräulichkeit gewinnt seine Braut, die holdselige Maria, die Neigung; Kunz von der Rosen, der unter der Schellenkappe ein so gesundes Hirn, unter dem bunten Wamms ein so getreues und liebendes Herz verbirgt, erlangt hier noch grössere Bedeutsamkeit, als er Maximilians Retter bey dem Versteigen auf der Martinswand wird, was die Sage einem Jäger und Engel beymisst.

Die Versicherung, dass das Stück auf mehreren Bühnen gefiel, ist gewiss keine leere; dafür birgt der innere Werth und wohl vorbereitete Theatereffecte.

Vir.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1832.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

STUTTGART und TÜBINGEN, b. Cotta: *Beschreibung der Stadt Rom*, von *Ernst Platner, C. Bunsen, E. Gerhard* und *W. Röstell.* Mit Beyträgen von *Niebuhr* und einer geognostischen Abhandlung von *F. Hoffmann.* Erläutert durch Pläne, Aufrisse und Ansichten von den Architekten *Knapp* und *Stier*, und begleitet von einem besonderen Urkunden- und Inschriften-Buche von *E. Gerhard* und *Emil. Sarti.* Erster Band. Allgemeiner Theil. Mit synchronistischen Tabellen, einem grossen Stadtplan und einem geognostischen Blatte. 1830. 708 S. 8. (4 Thlr. 9 gr.)

Dieses gelehrte Werk entstand auf die Anregung, welche die Anwesenheit des einsichtigen Verlegers in Rom im Jahr 1827 einem Kreise deutscher Gelehrten daselbst gab. Viele und achtbare Kräfte vereinigten sich in ihm zu dem Zwecke, endlich in Einem umfassenden, mit kritischem Studium aus den unverdächtigsten Quellen geschöpften Werke Alles das zusammenzustellen, was dem Antiquar, dem Geschichtsforscher, dem Kunsthistoriker von der Topographie Roms zu wissen wünschenswerth seyn kann. Eine vollständige Astygraphie Roms war das Ziel, dem die vereinigten Kräfte nachstrebten, ein Ziel, welches das Mass jedes einzelnen Kraftaufwandes bisher stets überstiegen hat, und das auf eine befriedigende Art zu erreichen, nur einer vertheilten und kritisch wieder vereinten Arbeit zu erreichen möglich scheint. Die Vorrede (von *C. Bunsen*) giebt über die Art dieser Vertheilung und über das, was bey ihrer Wiedervereinigung beobachtet worden ist, ausführliche Rechenschaft, und wir müssen den Herausgebern das Zeugniss ertheilen, dass die endliche Verschmelzung der Einzelarbeiten zu einem Ganzen ihnen so gelungen ist, dass sowohl in den Aussprüchen selbst, wie in der Form der Darstellung, ein einziger, das Ganze durchdringender Geist sich kund giebt, wenn wir von gewissen Particular-Meinungen *Niebuhrs* absehen, an deren Umschmelzung der Hauptredacteur sich nicht gewagt zu haben scheint, und die mit den Aufstellungen der übrigen Mitarbeiter in keinen befriedigenden Einklang zu bringen seyn möchten. Sonst begegnet uns überall ein vollständiges Einverständniss unter den vier Haupturhebern dieses Werkes, das nach seiner ganzen Anlage darauf ausgeht, ein *classisches* zu seyn, und die Geschichte Roms im astygraphischen und topographischen Sinne für immer abzuschliessen.

Das Verdienst eines solchen Unternehmens fällt jedem Kundigen und mit der verworrenen Literatur dieser Disciplin Vertrauten in die Augen; es fragt sich nur, ob die Unternehmer demselben gewachsen waren. Wer die einzelnen Leistungen der Vereinigten kennt, wer zum Theil, wie Rec., Zeuge ihrer Vorarbeitungen, ihrer Mühen, ihres rastlosen, bedächtig und langsam schaffenden Eifers war, wer endlich die Grundlagen dieses Werks, die tief eindringende Wissenschaft und den Scharfblick *Niebuhrs* für Arbeiten dieser Art, zu würdigen weiss, der kann nicht zweifeln, dass das mit dem vorliegenden Bande begonnene, lang gehegte und sorgsam geförderte Werk der Wissenschaft zur Ehre gereichen werde. Und in der That ist es für die Topographie Roms alles umfassend, ja erschöpfend, nach den Grenzen, die die Vff. sich selbst gezogen haben, und die natürlich das Gebiet der Monographie nicht berühren durften. Die Vff. haben, jeder für sich und alle vereint, den Dank der Wissenschaft verdient, welcher dem Hauptredacteur, Hn. *Bunsen*, für eine doppelt mühevolle Zusammenstellung des ursprünglich Getrennten noch besonders gebührt.

Nach diesem wohlverdienten Anerkenntniss könnte es nur einer völlig missverstandenen kritischen Scrupelsucht einfallen, einzelne Anführungen und Aufstellungen aus ihrem organischen Zusammenhange herauszureissen, um daran hypothetische Zweifel und historische Bedenken zu knüpfen. Solche Zweifel können gegründet seyn, ohne darum als Anklagen gegen ein Werk gelten zu dürfen, in dem Alles und Jedes sich gegenseitig trägt und stützt. Wir achten eine solche Art von Kritik in eben dem Verhältniss gering, wie wir Bedenken gegen ganze Tendenzen, gegen Irrthümer, welche die Grundlagen historischer Darstellungen untergraben, gegen leitende Ideen, oder gegen willkührlich gewählte Zwecke höher anschlagen und würdigen. Solcher Bedenken nun stossen uns einige auf, und wir werden ihrer im Verfolg unserer Anzeige erwähnen, weit entfernt jedoch, das grosse Verdienst dessen, gegen den sie besonders gerichtet sind, das historische Verdienst *Niebuhrs*, im Ganzen damit zweifelhaft machen zu wollen.

Zunächst sind wir über den Inhalt dieses datenreichen Werks unsere Leser zu unterrichten verpflichtet. Der Vorrede haben wir gedacht. Ihr

schliessen sich die Vorinnerungen von *Bunsen* (1827) an. Hier wird vom „Was und Wie" des Gegebenen berichtet, die Vertheilung der Arbeiten nachgewiesen, und über ihre Zusammenstellung das Nothwendige vorgelegt. Der geognostische Theil, nach *Brocchi* und *Riccioli* und mit Zuhülfenahme aller neuesten Detailschriften, ward vom Hn. Prof. *Hoffmann* übernommen; der älteste Theil der Stadtgeschichte fand sich in *Niebuhrs* zurückgelassenen Papieren bearbeitet, und diese liegen der „*historischen* Einleitung" zum Grunde; alles Uebrige gehört den auf dem Titel genannten vier Herausgebern an. Diese Arbeiten vertheilen sich in vier Bücher. Erstens: Physische Einleitung: *a*) Geographische Bestimmungen — Lage, die Tiber, Höhen, Masse — von *Bunsen*. *b*) Beschaffenheit des Bodens, von *F. Hoffmann*. *c*) Die Luft Roms, von *Bunsen*. Auf diesen trefflichen Auffatz werden wir zurückkommen. — *Zweytes* Buch: Historische Einleitung. *a*) Abriss des Wachsthums und Verfalls des alten Roms, von *Niebuhr* (1822). *b*) Tabellen zur alten Stadtgeschichte, von *Bunsen*; zur neuen von *Platner*. *c*) Erörterungen: 1) Zur Geschichte der alten Stadt, von *Bunsen*; *a*) königliches, *b*) republikanisches, *c*) kaiserliches Rom, jedes in seinen Epochen und Resten dargestellt. 2) Zur Geschichte des christlichen Roms. Zwey Einleitungen von *Röstell* und *Bunsen*. Hauptpuncte der christlichen Stadtgeschichte, von *Platner*. 1) Zerstörung bis Carl d. Gr.; 2) Wiederherstellung und Klagestimmen, von *Bunsen*. Neuere Stadtgeschichte von Martin V bis Pius VII, von *Bunsen*. Rafael und Leo X, von *Platner*. — *Drittes* Buch: Kunstgeschichte. 1) Antike Bildwerke, von *Gerhard* (1826). 2) Die Steinarten an Roms Gebäuden, von *Platner*, mit Zusätzen von *Bunsen*. 3) Die Katakomben, von *Röstell*. 4) Basiliken und Mosaike, von *Platner* und *Röstell*. 5) Wiederhergestellte Kunst bis auf unsere Zeiten, von *Platner* (1827). — *Viertes* Buch: Topographische Einleitung, von *Bunsen*. Vorservische Befestigung: 1) Beschreibung und Geschichte der servischen Befestigung; 2) Aurelianische Befestigung. Anhang. Erweiterung jenseits der Tiber. Neue Stadt. — Hiemit schliesst der uns vorliegende Band. Wie viel andere ihm zu folgen bestimmt sind, erfahren wir nicht, und es ist uns auch nicht möglich, darüber ein gutachtendes Urtheil abzugeben, da die Vff. sich über die Grundsätze, welche die Zusammenstellung des *besonderen* Theils leiten sollen, nicht aussprechen. Das Urkunden- und Inschriften-Buch *Gerhard's* allein, die Beschreibung der Museen u. s. f., könnte mehrere Bände füllen. Wir müssen es im Interesse der Käufer dieses Werkes tadeln, dass hierüber keine Art von Nachweisung oder Zusicherung ertheilt wird, wie sie nöthig war, wenn das Publicum der Fortsetzung des Werks mit Theilnahme entgegen sehen soll. Ein günstiges Geschick behüte uns jedoch vor einer Encyklopädie, wie sie kein Reisender mit sich führen oder der Gelehrte nicht erkaufen kann! Das Horazische „*modus in rebus*" möge den Herausgebern stets vorschweben!

Bevor wir jedoch solchen Besorgnissen Raum geben, mögen wir uns des „hier Gegebenen" freuen; denn die gelieferten Auffätze verdienen, einzeln betrachtet und in ihrem Zusammenhange, eine gleiche anerkennende Würdigung. Wir können diese hier nur in Bezug auf Einzelnes näher begründen, und müssen dem gelehrten Leser überlassen, sich selbst von der Masse des Neuen, Wissenswerthen und der Berichtigung Unterworfenen zu überzeugen, welche diess Werk enthält. Schon oben haben wir als einer vorzüglich lehrreichen Abhandlung derjenigen gedacht, welche *Bunsen* über die Luftbeschaffenheit Latiums auf den ersten Bogen liefert. Dieser Gegenstand, welcher zu so vielen Irrthümern Anlass gegeben hat, ist hier auf monographische Art erschöpft, und zwar so, dass unter der Menge hierüber laut gewordener Aeusserungen die Meinung des Vfs. als die einzig wahre hervortritt, frey von Uebertreibung, historisch und physikalisch vollkommen begründet. Nicht die Nachlässigkeit der Regierung, wie so oft behauptet worden ist, sondern unabweisbare Localgründe unterwerfen die römische Campagna (der Vf. schreibt *Campanie?*) der fieberhaften *Aria cattiva*. Anlass dazu ist nicht die Verödung, nicht die Feuchtigkeit an sich, nicht vernachlässigte Sümpfe u. drgl. mehr, sondern der eigenthümliche, klimatisch begründete Trocknungsprocess in einer Ebene, welcher es an freyem Luftzuge fehlt, während sie den erschlaffenden Südwinden offen liegt. Hiebey sind die Vergleichungen mit verwandten Localitäten (New-York, Vera Cruz, Athen, Manilla), die Resultate, die historischen Bezüge auf das Klima Latiums im Alterthume, die Streitigkeiten hierüber sehr anziehend, und die Meinung des Vfs., dass das Klima im Ganzen unverändert geblieben sey, erweist sich als vollkommen begründet. Die Alten mochten sich gegen die Fieber, die schädlichen Wirkungen des Schattens (welche oft einen Temperaturunterschied von 14° zeigen) nur durch Bäder und eine zweckmässigere Bekleidung schützen; wenigstens weist der Vf. nach, dass die Klagen von da an beginnen, als die altrömische schwere Toga von der Tunica, deren August oft vier über einander trug, verdrängt wurde. Horazens Klagen aber sind nur *relativ* zu verstehen, in Vergleich zu der Luft Campaniens nämlich oder der Berge; Rom selbst aber opferte schon in ältester Zeit der *Dea Febris* auf dem Palatin.

So anziehend, wie diese Abhandlung, erscheint auch die folgende, über Wachsthum und Verfall der alten und Wiederherstellung der neuen Stadt. Einige merkwürdige und wenig bekannte Daten aus diesem Abschnitt müssen uns hier genügen. Die Gründung Roms stellt sich nach *Niebuhr* als ein chronologisch nicht zu bestimmendes Factum heraus. Man erkennt in dieser völlig fabelhaften Zeit nur die Existenz mehrerer kleiner Städte, auf dem Palatinischen, auf dem Quirinalischen und auf dem Cälischen Hügel; die erste latinisch, die zweyte eine sabinische Colonie, die dritte gleichfalls latinisch, mit der gemeinschaftlichen Burg auf dem Tarpejischen Felsen, und

getrennt durch die Sümpfe zwischen den Hügeln. Wir müssen es dem Leser überlassen, was er aus dieser Idee *Niebuhr's* machen kann oder will. Die ganze königliche Zeit Roms als ein inhaltloses Mährchen zu betrachten, ist eine von den leitenden Ideen, die wir nicht zu unserem Eigenthum machen können. *Vor* aller Untersuchung scheint uns so viel gewiss, dass die Tradition im römischen Volk, welcher Livius folgt, nicht *so* irren könne, wie *Niebuhr* sie beschuldigt. Ein vernünftiges Verständniss dieser Tradition wird uns daher immer mehr gelten, als eine vom Eigensinn hervorgerufene, von ihm allein gestützte, von aller Historie völlig abweichende, selbst in sich nicht besonders consequente Darstellung, welche der Geschichtsforschung Nichts, und der Phantasie noch weniger als Nichts darbietet; als ein Wolkenbild, das der Widerspruchsgeist ohne dringende Ursache allein ins Leben gerufen hat. Wir schwören damit keineswegs *„in verba magistri"*; aber wir sind nur der Meinung, dass ein so achtbarer Chronist, wie Livius immer bleibt, keine völlig grundlose Fabel für wirkliche Geschichte hingestellt haben werde. Das rechte Verständniss ist in allen Dingen Alles, und *Niebuhr* hat unserer inneren Ueberzeugung nach Unrecht, Dionysius und Livius Erzählungen, die er richtig zu erklären sich hätte bemühen sollen, bloss darum völlig zu verwerfen, weil ihre wahre Auffassung Schwierigkeiten darbietet. So viel muss hier genügen; allein es ist nicht zu verkennen, dass die ursprüngliche, in des Vfs. Gemüthsart gegründete Polemik *Niebuhr's* gegen die altrömische Tradition dem ganzen gelehrten und höchst schätzbaren Aufsatze etwas Schielendes, Ungeordnetes und Unverständliches beymischt. — Nach der Gründung der Cloaken, fährt der Vf. fort, wurden die Sümpfe allmählich mit Gebäuden erfüllt; gewiss ist, dass noch im 3ten Jahrh. der Stadt das schwer bedrängte Landvolk mit seinem Vieh hier Aufnahme fand. Die Flammen der Gallier verzehrten diese Anlagen wieder, welche, unregelmässig hergestellt, bis zu Neros Zeit ein Gewirr hässlicher Hütten, mit Schindeln gedeckt, ohne Gassen, von Gärten und Hainen unterbrochen, darstellten. Die erste Erweiterung des alten Umfangs veranlasste der Hannibalsche Krieg, unter dem Aventin hin, *„extra portam Flumentanam."* Zu Marius Zeit lag die alte Mauer schon innerhalb der Stadt, und Trastevere war angebaut. Im 8ten Jahrh. entstand die Vorstadt *in Aemilianis* nach dem Quirinal zu; später ward der Marstempel vor dem Capenischen Thore Theil der Stadt. — Ausser der Suburra und den Carinen hatte das alte Rom keine eigentliche Strasse, selbst die *Via sacra* war keine solche. Unter August zog sich die Stadt vom Ende der *Strada Giulia* mit einem Umkreis um den Circus Flaminius nach dem Quirinal hin, von hier zur Porta Capena bis nach St. Paul, von dort nach dem Aventin und dem Fluss zurück. Agrippa's grosse Bauten wurden auf freyen Räumen ausgeführt, und das Marsfeld war noch unangebaut. Unter den folgenden Kaisern zog sich die vornehme Welt aus Suburra und Carinen nach der Ostseite der Stadt, Porta Collina und Cälimontana, hin, wo die glänzenden Palläste, jedoch nicht in Strassen, sondern in Gärten vertheilt standen, die Villen (*Domus*) *Lateranorum, Merulana, Epaphroditi, Pollantiani, Maecenatis* u. s. w. Noch unter Trajan war das Marsfeld bis zur Brücke Sisto hin frey, und die Thermen Severs, der *Circus Agonalis* ward auf freyem Felde angelegt; dagegen lag die Stadtgrenze am Flaminischen Thore weiter hinaus, als jetzt *Porta del Popolo* (??). Die Aurelianische Mauer beweiset nichts über den Umfang der Stadt (?). Diese ward auf das Zuvertheidigende beschränkt. Von Diocletian an nahm Umfang und Bevölkerung ab; eine glänzende Stadt, in *unserem* Wortverstande, aber war das „goldene" Rom nach dem Vf. niemals; zu Constantins Zeit begannen schon einzelne Theile zu veröden. Nun traten die Kirchenbauten auf Kosten der alten Denkmale hervor; am verwüstendsten unter Theodosius, wo der römische Adel sich endlich bequemte, die Religion seines Herren anzunehmen. Die alten Portiken, so ungeheuer reich an Säulen, dass einer derselben von St. Paul bis an das Thor, ein anderer von St. Peter bis an die Brücke reichte, verschwanden in Basiliken. Dann begannen die Plünderungen; zuerst Anthemius und Ricimir; unter Theodorich war die Aurelianische Mauer Stadtgrenze; Belisars Truppen säen und ernten in der eigentlichen Stadt. Die Pest und Totilas Belagerung zerstörte die Mauern, und verzehrte die Bevölkerung. Zwey Jahrhunderte ununterbrochenen Versinkens folgen. Verwüstung der Longobarden; der Mönchstand, beyspiellose Ungewitter (so dass man sagte, Rom sey nur durch den Himmel zu zerstören), Pest und Ueberschwemmung vollendeten die Entvölkerung Roms. Dennoch bestanden noch unter Gregor I die Thermen, die Wasserleitungen, das Pallatium, das Plato im 7ten Jahrhundert hergestellt hatte, Moles Hadriani mit der Façade, Circus Maximus, das Colosseum, der Porticus am Palatin, welchen Carl der Grosse noch unversehrt anstaunen konnte, und in Trastevere lebte eine deutsche Colonie. Die Chronik des Mönchs von St. Andrea, das *Itinerarium Romae* beweisen, dass die Gegend der Porta Salara (Sta. Susanna) noch stark bewohnt war. Das Forum war auch unverschüttet, wie die Münze der Heinriche, auf dem Pflaster desselben 1817 gefunden, beweist; ja Heinrich I soll noch in den Sälen des Kaiserpallastes gespeist haben. Im zwölften Jahrhundert heisst das Forum jedoch schon *hortus mirabilis.* In diese Zeit der Bürgerkriege fällt die verderblichste Verwüstung Roms. Aus allen Denkmalen des Alterthums wurden Burgen und Festungen, und andere, wie die Burg der Savelli, de Conti, Franjapani u. a., wurden mit dem Material derselben neu erbaut. Brancaleone zerstörte 150 feste (alte) Gebäude, vielleicht auch das Colosseum (?), um den Adel zu demüthigen, und was bis zu den schwäbischen Kaisern noch aufrecht gestanden, verschwand in diesem Volkskriege. Nach glaubwürdigen Nachrichten zählte Rom im 13ten Jahrhundert nur noch 35,000 Bewohner,

die, nach *Cancellieris* Meinung, kurz vor der Rückkehr des Hofes von Avignon bis auf 17,000 (!?) zusammenschmolzen. Mit der Rückkunft des reichen Martin begann die Wiederherstellung, das *neue* Rom. Noch unter Sixtus IV stand der Concordientempel, die Hälfte des Porticus vom Herculestempel u. s. w. Nun begann der eigentliche Strassenbau, der Anbau des Marsfeldes, um Augusts Grabmal, wo die Schiavonia (eine Colonie Dalmacier und Albanesen) sesshaft ward. Unter Julius II nahm die Stadt endlich ihr jetziges Ansehen an. Sie ward gepflastert; die Zwischenräume der Häuser verschwanden, Corso und Suburra wurden in der Richtung des alten Pflasters angelegt; die Mauern wurden vom Schutt befreyt, aber das Forum tiefer bedeckt. Unter Leo X stieg die Bevölkerung wieder auf 80,000 Seelen, um 1700 betrug sie 130,000, am Schluss des Jahrhunderts 150,000, 1813 115,000, jetzt 136,000. Jedermann kennt die heutigen Einöden innerhalb Rom, aber selbst bebaute Gegenden sind von Einwohnern so verlassen, dass man das Forum Trajani abräumen konnte, ohne dass Jemand sein Haus vermisste.

Nach dieser Uebersicht beginnt die eigentliche Geschichte der Stadt: I. Zeitraum des königlichen Roms. II. Das republikanische. III. Das kaiserliche bis Constantin, welcher in drey Abschnitten die Geschichte des christlichen Roms folgt.

Der Vf. nimmt zuvörderst den Kampf gegen die pragmatischen Historiker, Dionysius, Livius, Strabo und Tacitus, eben da auf, wo ihn *Niebuhr* gelassen hat, und erweitert das Kampffeld durch die etwas gewagte Behauptung, dass wir von der ältesten Geschichte Roms, und zwar vermöge der Kritik, mehr wüssten, als jeder Einzelne dieser Pragmatiker. Der Satz mag dahin gestellt bleiben; aber selbst der Vf. muss erkennen, dass, was wir an Thatsachen wissen, von ihnen herkommt. Sind also diese Thatsachen unzuverlässig — wie fängt es unsere Kritik dann an, sie als Daten zu Schlüssen zu verarbeiten? Immer wird ihm wieder Glaube nothwendig werden, nur dass er glaubt, was er zu glauben für zweckmässig hält. Abgesehen hievon, ist das Bild, welches von der alten Königsstadt nun entworfen wird, kühn, reizend — vielleicht auch richtig. Die Hügel mit ihren Burgen, von kleinen Seen, den beiden Velabren, dem *Lacus Curtius*, umgeben, die man auf Booten überschifft; auf der anderen Seite *Palus Caprea* und *Stagna Terenti*. Nackte Felsspitzen, Haine an den Berglehnen, die Burgen darüber vollenden diess ländliche und malerische Bild, dessen phantasievolle und zugleich gelehrte Colorirung jeder Leser, der Rom kennt, äusserst anziehend finden muss. — Das Pomoerium (*Tac. Ann. XII*, 24) bezeichnet die älteste Erweiterung der Urstadt des Palatin von der Höhe, wo die Tuffelsen ihre natürliche Befestigung bildeten, nach der Ebene herab. Diesen Bezirk fasst der Erzähler als eine geistliche Begrenzung nach etruskischem Ritual auf. Diese Darstellung giebt Zeugniss von der Gelehrsamkeit des Vfs., ohne die schwierige Lösung der Frage, wie es mit der Erweiterung bey fernerem Anbau der Stadt gehalten wurde, herbeyzuführen. Erst Sulla nahm diese Erweiterung vor; — wie aber verhielten sich die zu seiner Zeit schon längst bestehenden Stadttheile, wie selbst das Capitol zu den geistlichen Stadtrechten Roms? Gehörten sie, gehörte die *Ara maxima* in dieser Beziehung nicht zur Stadt? Auch der Vf. muss diess undenkbar finden, und doch steht oder fällt die ganze gelehrte Abhandlung mit dieser Annahme. — Selbst die Bedeutung des uralten Septimontischen Festes widerspricht der Vorstellung, dass die geistliche Stadtgrenze die ganze Zeit der Republik hindurch an die drey alten Thore und das Pomoerium gebunden gewesen sey. Die Bewohner der sieben Stadttheile, wie sie Festus aufführt, wurden gewiss als eine städtisch-geistliche Einheit betrachtet. Den Ursprung der Aventinischen Stadt durch den Etrusker Mastarna (Servius Tullius) hat *Niebuhr* ausser Zweifel gestellt. Als dieser nun die Hegemonie von Rom erhielt, und sein Quartier zum Sitz des Regiments erhob, sollte dasselbe da nicht an den geistlichen Stadtrechten Theil genommen haben? Und wenn das ist, was wird dann aus der Bedeutung des Pomoeriums? — Der Vf. thut sein Aeusserstes; aber Licht entsteht darum nicht in dieser Dunkelheit. Desto glücklicher ist Varro mit seinem Bericht von der alten Stadteintheilung (4 Regionen und 27 Capellen der Argeer) erläutert, und auf diesem Wege erfährt *Nibby* auch die Berichtigungen, die seine „Thore" erfodern. Hienach kommt der Vf. auf das einzig sichere Denkmal aus der königlichen Epoche Roms, die Cloaken, indem die gewöhnlich genannten fünf anderen, als nicht mehr nachzuweisen, beseitigt werden. Das wirkliche Alter dieses Tarquinischen Baues wird ausführlich und mit beweisender Kraft dargethan. Die Gründe, welche dawider aus Baustil und Material hergenommen waren, sind unhaltbar und irrig; es ist wirklich altrömischer Tuf. Der Bogenschnitt aber, den Griechen bis auf Alexander praktisch unbekannt, zeigt sich hier bestimmt als eine *altitalische* Erfindung, die, wenn sie aus Griechenland stammen sollte, dort später gänzlich vergessen seyn muss, da man sich mit ganz unvollkommenen Ersatzmitteln (Vorrückung der Bausteine) dafür zu helfen suchte.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1832.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Stuttgart und Tübingen, b. Cotta: *Beschreibung der Stadt Rom*, von *Ernst Platner*, *C. Bunsen*, *E. Gerhard* und *W. Röstell*. Mit Beyträgen von *Niebuhr* u. s. w. Erster Band. Allgemeiner Theil u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das republikanische Rom ist mit Verweisung auf *Hirt* verhältnismässig kurz behandelt. Aus der ersten Periode bis zum gallischen Brande werden die Substructionen des Capitols genannt. Gewiss aber gehören die entfernteren Theile der „Königin der Strassen" und der Wasserleitung des Anio nicht hieher, wie auch der Vf. anzuerkennen scheint. Die eigentliche Ausbildung dieses grossartigen Baustils gehört der Zeit nach dem Hannibalschen Kriege an (Gajus Gracchus). Bis Metellus und Sulla aber nach Marmorbauten in Rom zu suchen, ist thöricht; erst Cäsar und Pompejus konnten nach Asiens Besiegung dort gesehene Prachtbauten nachzuahmen denken. Ein Theater von Stein war bis auf Pompejus unbekannt; Marmor gab erst Augustus zum Circus her u. s. w. Was uns von der Republik geblieben ist, ist wenig; selbst die Tempel von S. Nicola und der der *Fortuna virilis* sind doch äusserst zweifelhaft; das Intermontium und Tabularium ist sicherer, und die drey Säulen des Jupiter Stator möchten leicht das *Sicherste* seyn. Die Verlegung des Marsfeldes auf die Vaticanische Seite (*Cic. Att. XII*, 33) blieb ein merkwürdiger Gedanke Cäsars. — August veränderte die Ziegelstadt in eine Marmorstadt, nachdem die Pracht des kaiserlichen Roms von Agrippa vorbereitet worden war. Das Marsfeld verschwand unter Tempeln und Versammlungsorten, ohne jedoch von *Privatgebäuden* unterbrochen zu werden. Merkwürdig bleibt Nero's Entwurf, Rom zu einer Seestadt zu erheben, und Ostia mit dem Capitol zu verbinden; mit ihm schliesst der erste Abschnitt. Vier grosse Brände unter Nero, Vespasian, Titus und Commodus verwandelten Rom, das Martial eine *Buden*stadt nennt. Unter Severus fing das Marsfeld an, von Privatwohnungen bedeckt zu werden; Aurelian endlich gründete seine Mauer. Was wir an Resten des Alterthums in Rom besitzen, stammt eben aus dieser Zeit her, in welcher die Baulust bisweilen zu solcher Leidenschaft anwuchs, dass z. B. der strenge Agrippa in *einer* Aedilität nicht weniger als 700 öffentliche Brunnen und 105 Springbrunnen (*Salientes*) errichtete. Nach diesem Ueberblick kommen die Regionen Augusts zu näherer Erörterung. Jede derselben (*Dio* LX, 8. *Suet. Aug. c.* 30), deren 14 waren, enthielt 22 *Vici* (Quartiere) mit eben so vielen *Compita* (Strassencapellen?), oder etwa 3000 Wohnstellen, von denen ungefähr $\frac{1}{25}$ *Domus* (Pallast), die übrigen *Insulae* heissen, und nur aus Buden von Ziegeln bestanden. Solcher *Insulae* zählt der Vf. 44,000; allein diese Anzahl selbst scheint uns doch zu nöthigen, unter *Insula* nicht sowohl eine Häusermasse, als eine einzelne solche Wohnung, die ja oft bis sechs Stockwerke hatte, zu verstehen; denn welche ungeheuere Einwohnermasse gäben 44,000 solcher Häuserabtheilungen? August's Polizeyverfassung war trefflich; jeder *Vicus* hatte seinen *Vicomagister*, jede *Insula* ihren *Curator insularum;* je zwey Regionen ihre Feuer-*Vigiles*, 700 Mann stark. An dieser Stelle wird die Authentität des P. Victor und S. Rufus bestritten, von welchen das Urkundenbuch erweisen wird, dass sie in ihrer jetzigen Gestalt Machwerke des 15ten Jahrhunderts sind, die aus der *Notitia utr. imp.*, welche dem 5ten Jahrh. angehört, und die *Pancirolo* bekannt machte, von *Janus Parrhasius* und *Panvinius* geschmiedet wurden. Wir haben Ursach, auf diesen Beweis sehr neugierig zu seyn, da auf die Autorität dieser beiden Schriften allerdings vielerley Schlüsse gegründet worden sind. Die Uebersicht der Regionen selbst (nach *Emil Sarti*) geben drey Tabellen No. II. A — C, eine Arbeit, welche die gelehrte Welt zu dem grössten Dank verpflichtet. Die Vergleichung mit der Servianischen Eintheilung zeigt aufs klareste, dass August der alten Stadtverfassung treu blieb. Auf der II Tabelle finden sich Namen und Zahl der Region, die Hauptpuncte und vorzüglichsten Gebäude (nach dem „*Curiosum*"), Lage und Begrenzung, und endlich Zahl der Strassen, ihrer Aufseher, ihrer Häuserclassen und ihres Umfanges nach altem Mass. Aus guten Gründen sind hiebey auch Victors und Rufus Angaben mit aufgeführt. Die III Tabelle giebt die Uebersicht der ganzen Stadt, nach dem Epilog und Victor, verglichen mit dem Regionenverzeichniss. Sehr dankenswerth ist die Abhandlung über Roms Bevölkerung unter August, bey $45\frac{1}{4}$ Millien Umfang, 1700 Pallästen und etwa 6000 *Insulae*. *Lipsius* abentheuerliche Berechnung (8 Millionen), und die völlig unsinnige Annahme Anderer, welche gar 28 Millionen Bewohner auf Rom zu zählen sich nicht entblödeten, sind längst allgemein verworfen; allein an einer Basis für eine wahrheitsgemässere Schätzung hat es bis jetzt doch gefehlt.

Dessen ungeachtet liegt eine solche Basis vor. August sagt nämlich in dem Ancyranischen Denkmal: „In meinem zwölften Consulat (752 J. d. St.) gab ich der „*Urbana Plebs*," 320,000 an der Zahl, jedem sechzig Denare." Weiber hatten an solchen Spenden nicht Theil, wohl aber nahm August die Kinder dazu. Diess ergiebt für die eigentliche Stadt, Ritter und Senatoren ausgeschlossen, 320,000 männliche Bewohner. Rechnen wir dazu eben so viele Weiber und 10,000 Ritter u. s. w. mit ihren Familien, so findet sich als *geringste* Einwohnerzahl 650,000 Freye. Hiezu die gleiche Anzahl Sclaven, ergäbe 1,300,000 Einwohner. Indess ist die Schätzung der Sclaven offenbar zu niedrig, und wir schliessen uns daher der Meinung an, die Roms Bevölkerung unter August auf etwa zwey Millionen Seelen anschlägt. — Die folgenden Abschnitte: Nero's Brand, Vespasians Vermessung, die Wasserleitungen nach Frontin (das alte Rom unter Nero erhielt durch sie zwanzigmal so viel Wasser, als das heutige, noch immer so reich versorgte) geben dem Vf. Stoff zu eben so gelehrten, als wichtigen Untersuchungen, und sind in Lösung der Schwierigkeiten (z. B. Plinius Stadtmasse) äusserst glücklich. So wenig, wie diese, sind die folgenden Aufsätze eines Auszugs fähig. Die Schilderung des christlichen Roms beginnt mit einer Untersuchung der Glaubwürdigkeit der ältesten Lebensbeschreibungen der Päpste, deren Resultat sich dahin stellt, den „*Liber Pontificalis*" als äusserst unvollständig und verdächtig darzustellen, und nur die Fortsetzungen von Gregor II an als kritisch zulässige Quellen anzuerkennen. — Der nächste Abschnitt beleuchtet die sieben kirchlichen und die vierzehn neuen Regionen (*Rioni*) Roms. Im 12ten Jahrhundert schied man die Stadt in drey Hauptmassen: Stadt, Insel, Trastevere; zu Colo Rienzis Zeit in 13 Rioni, denen Sixtus V das Borgo, als 14te, hinzufügte. — Hierauf folgt die Geschichte des christlichen Roms. A. Von Constantin bis Carl d. Gr. Zerstörung durch die nordischen Völker. Alarich ward zuerst mit 5000 Pfund Gold und 30,000 Silber abgewehrt; zwey Jahre später (410) erfolgte die erste Einäscherung Roms, besonders des Salarischen Viertels. Schlimmer als die Gothen verfuhren 455 die Vandalen, welche auch die Kirchen nicht schonten, wiewohl kein eigentlicher Brand herrschte. Noch glänzte das alte Rom unter Theodorich, wie Cassiodor berichtet; Belisars Vertheidigung kostete ihm grössere Opfer (Hadrians Grabmal); Totila schleifte ein Drittheil der Mauern, ging aber von dem Vorsatze der Zerstörung der Stadt ab. Widersinnig ist die Andichtung der Zerstörung des Colosseums durch germanische Eroberer; denn mehr als durch sie, litt Rom durch den Eifer der Christen. Eben so erdichtet ist jedoch die Zertrümmerung der alten Monumente durch Gregor d. Gr.; die Tempel waren verlassen, aber *zerstört* wurden sie erst durch die Kirchenbauten der späteren Zeit. Das Ansehen der Päpste war noch so beschränkt, dass Bonifacius IV, z. B. zur Umwandlung des Pantheons in eine Kirche, der Erlaubniss des Phokas bedurfte, Honorius I der des Heraclius, um die Ziegeln vom Tempel der Venus für die Peterskirche zu benutzen, und Gregor III der des Exarchen, um 6 Säulen dazu zu verbrauchen. — Sehr anziehend sind die Klagestimmen Gregors, das von *Muratori* bekannt gemachte Denkmal aus dem 8ten, und ein anderes aus dem 12ten Jahrhundert. — B. Von Carl d. Gr. bis zum Ende des grossen Schisma. Dieser Abschnitt umfasst die inneren Fehden und ihre zerstörende Wirkung. Gewalt oder Verleihung, von der manche anziehende Urkunde gegeben wird, brachte die Barone in den Besitz der Monumente, die sie in Burgen verwandelten. So besassen die Frangipani im 12ten Jahrh. das Colosseum, den Triumphbogen des Titus, den Janusbogen, den Circus maximus, das Septizonium des Sever, welches ihnen 1145 vom Kloster St. Gregorio pachtweis überlassen wurde, den Triumphbogen des Constantin, den Tempel Venus und Roma; die Orsini das Grabmal Hadrians und das Theater des Pompejus, die Colonna das Mausoleum August's, Constantins Thermen; die Savelli das Theater des Marcellus u. s. w. Und so sagt denn schon Petrarca, Roms Ueberreste seyen von den Römern wüthender, als von den Barbaren zerstört worden. Heinrichs IV und Rob. Guiscard's Zerstörung kamen hinzu. Das Capitol, welches den Corsi gehörte, ward 1084 durch Feuer eingenommen; eben so das Septizonium erobert; Guiscard verwüstete besonders den Cälius und den Aventin, die seitdem unbewohnt blieben. Mit Martin V hörte diese Verwüstung zwar auf, aber nun begann der Raub zu Neubauten bis Julius II Zeit hin. Das Forum war verschüttet, von allen Obelisken stand nur noch einer, die Quadern und Statuen wurden zu Kalk verbrannt. Das Hauptübel geschah durch die Römer selbst, oder wie der römische Spruch sich treffend ausdrückt: „*Quod non fecere Barbari, fecerunt Barberini.*" Der „*Sacco del Borbone*" fand *nichts* mehr zu zerstören. (Beyläufig rechtfertigt der Vf. hier die deutschen Truppen, um alle Schuld auf die Spanier zu wälzen.) Mit Sixtus V beginnt das neuere Rom. Der bekannte Bericht Raphaels und Castigliones an Leo X über die Herstellung des alten Roms, hier zum ersten Male *in extenso* deutsch mitgetheilt, macht den Beschluss dieses Abschnitts.

Das *dritte* Buch umfasst die Kunstgeschichte. I Abschnitt. Roms antike Bildwerke. Der Charakter der römischen Kunst wird auf sinnvolle Art festgestellt. Wir können dem Vf. nicht weiter folgen, als bis zum Schluss dieser seiner Einleitung, die trefflich und als ein Zeugniss seines eindringenden Kunstverständnisses erscheint. Minder zu loben finden wir die Art der Darstellung, der es an Uebersichtlichkeit und Klarheit gebricht. Es fehlt an Rubriken, Abtheilungen und guter Zusammenstellung. Das Gegebene steht vereinzelt, und fügt sich der Auffassung durch das Gedächtniss nicht leicht. Das zweyte Hauptstück: „Ueber die Steinarten," ist gleichfalls eine dankenswerthe Monographie. Das dritte behandelt die Katakomben und deren Alterthümer. Die

ältesten gehen nicht über das vierte Jahrhundert hinaus. Viertes Hauptstück: Basiliken und Mosaike. Hier bestreitet der Vf. das Bestehen christlicher Kirchen in Rom vor Constantin, als abgesonderter Gebäude, leugnet aber nicht die Existenz von Bethäusern in einem Raume von Privatgebäuden. Diess löst die Schwierigkeiten allerdings.

Sehr belehrend und reich an Berichtigung mancher Irrthümer ist der Aufsatz über die ursprüngliche innere Beschaffenheit und Einrichtung der ersten christlichen Kirchen. Hier kommt Vieles zur Sprache, was zur Begründung mancher Ansichten ausschlägt, um deren willen *Stieglitz* (Geschichte der Baukunst) Widerspruch erfahren hat. — Vorzugsweise befriedigend ist das fünfte Hauptstück: „Neuere Kunst in Rom;" doch hier wandelt der Vf. auf geebnetem Wege. Das Verhältniss zur alten Kunst ist glücklich aufgefasst; die Nachrichten über die Künstler selbst sind eine wirkliche Bereicherung unserer Kunstgeschichte; zwischen Michel Angelo und Rafael stellt sich ein fast überall zutreffendes Urtheil fest, wenn wir gleich nicht zugeben möchten, dass dem ersten die Vielseitigkeit abgesprochen werde, welche seine Grösse in fast allen Zweigen der bildenden Kunst beurkundet. Dagegen wird sein oft verkanntes Verdienst in der Färbung nach Gebühr hervorgehoben. Der Verfall der römischen Kunst vor *Mengs* und *Winkelmann* ist mit starken, aber wahren Farben ausgemalt.

Das *vierte* Buch beginnt die eigentliche Topographie Roms. Zuerst: Stadtbefestigung. Als Einleitung wird die vorservische Befestigung beleuchtet, bey welchem Anlass wir mit Vergnügen auf *Galls* Feststellungen in Bezug auf die pseudocyklopischen Mauerwerke Rücksicht genommen sehen. Die Schilderung der servischen Befestigung ist als der Hauptpunct der ausführlichsten Behandlung unterworfen; ihre Gegenüberstellung mit Aurelians Umwallung ist äusserst befriedigend, und endet hoffentlich für immer den hierüber herrschenden Streit, zu dessen Erörterung es uns hier an Raum gebricht. — Eine Reihe von Zusätzen und Berichtigungen beschliesst nebst den so schätzbaren chronologischen Tabellen diesen Theil eines Werkes, das der deutschen Gelehrsamkeit unter uns, wie im Auslande, zur Ehre gereichen muss. Es leistet, was die Vereinigung so erprobter Kräfte versprach. Hätte Rec. die Form desselben festzustellen gehabt, so würde er die Zersplitterung der Materien mehr, als geschehen, zu vermeiden gesucht, und beyspielsweise den letzten Abschnitt mit dem über „den Wachsthum Roms" in eine unmittelbare Verbindung gebracht haben; ein Verfahren, das vielleicht manche Wiederholung hätte vermeiden lassen.

Der Druck ist äusserst correct und die Ausstattung geziemend. Möge der Verleger auf gedrungene Darstellung und auf eine rasche Folge der fortsetzenden Bände dringen, bevor etwa neue Interessen die älteren verdrängen!

W. V. L.

MATHEMATIK.

1) Dresden u. Leipzig, b. Arnold: *Mathematische Uebungs-Aufgaben und deren Auflösungen,* zum Gebrauch für Lehrer und Lernende. Von *Johann Andr. Schubert.* Erster Band: Zahlen-Rechnung. Erste Abtheilung. 1829. 148 S. Zweyte Abtheilung. 1830. 346 S. 8. (1 Thlr.)

2) St. Gallen, b. Huber: *Methodischer Leitfaden der Arithmetik,* von *Johann Jakob Schneider.* Zweyte verbesserte und stark vermehrte Auflage. 1830. 216 S. 8.

3) Sondershausen, b. Eupel: *Die Elemente des Kopf- und Tafel-Rechnens, nach einer neuen, durch die Erfahrung bewährten Methode bearbeitet.* Ein Leitfaden für Lehrer an Elementarschulen und zum Selbstunterricht, von *H. Kaiser* und *Fr. Georgi* in Langensalza. 1830. 186 S. 8. (12 gr.)

No. 1 zerfällt in zwey Abtheilungen, von welchen die erste kleinere die Fragen und Aufgaben, die zweyte grössere die Antworten und Auflösungen enthält. Diese Eintheilung ist besonders für den Lehrer sehr zweckmässig, da sie den Unterricht auf Schulen erleichtert, und ihm mehr Festigkeit ertheilt, als wenn der Vortrag in einem zusammenhängenden Räsonnement fortläuft, wobey besonders die Einkleidung der vorgetragenen Lehren in zweckmässige Fragen für den weniger Geübten mit Schwierigkeit verknüpft ist. — Allerdings würde es noch einige Erleichterung gewähren, wenn der Vf. auch die leichteren und schwierigeren Lehren, zum Behuf verschiedener Classen, mindestens durch irgend ein Zeichen von einander geschieden hätte; allein der Lehrer wird auch mit geringer Mühe aus dem Werke, so wie es vorliegt, eine zweckmässige Auswahl treffen können, und in sofern müssen wir es an ihm loben, dass darin fast nichts, sowohl in theoretischer, wie in praktischer Hinsicht, zum Gebiete der niederen Arithmetik Gehörendes von einiger Bedeutung übergangen wurde. Denn ausser den vier Species in ganzen und gebrochenen, unbenannten und benannten Zahlen, den Anfangsgründen der Lehre von der Theilbarkeit und dem Auffinden der kleinsten und grössten gemeinschaftlichen Factoren, der Lehre von den Decimal- und Ketten-Brüchen und den Rechnungsvortheilen, findet sich darin die vollständige Theorie der einfachen und zusammengesetzten Verhältnisse, angewandt auf Geldreductionen, die Reesische Regel, Kettenrechnung, Rabattrechnung, Reduction der Capital-Termine, Gesellschaftsrechnung und Alligationsrechnung, welches alles besonders deutlich erörtert wurde — so dass also bloss die Quadrat- und Cubik-Wurzel-Ausziehung, sowie die Rechnung mit Logarithmen, welche der Vf. wahrscheinlich einem folgenden Theile vorbehalten hat, hier übergangen sind.

No. 2 ist zwar keine so wissenschaftliche und ausführliche, dafür aber, nach der Ansicht der Pädagogen,

vielleicht eine mehr methodische Anleitung zum Rechnen, indem ihr Vf. die einzelnen Operationen keinesweges streng von einander sondert und auf ihre Principe zurückführt, vielmehr das Verfahren beleuchtet und vervollkommnet, welches diejenigen beobachten, die keine specielle Anleitung im Rechnen erhalten haben, sondern dem natürlichen Impulse ihres calculativen Vermögens folgen. — Nach einer ganz kurzen Erörterung des Zusammen- und Abzählens mittelst unserer Ziffern und des dekadischen Zahlensystems (welches indessen noch mehr heuristisch behandelt und in seiner Gebrauchsanweisung vervollständigt werden konnte), geht der Vf. unmittelbar zur „Vergleichung der Grösen" über, weil er ganz richtig das Verhältniss einer Grösse (Vielheit) zu ihrem Mass (der Einheit) als die Basis der Multiplication, Division und der Proportionen-Lehre betrachtet. — Die Behandlung der Brüche ist für den *sensus communis*, oder, was damit fast gleichbedeutend ist, für die heuristische Auffassung, der grossen Verwickelung der Verhältnisse und der Schwierigkeit ihrer Reduction auf eine gemeinsame Einheit wegen, mit so vielen Hindernissen verknüpft, dass selbst ein so guter Mathematiker, wie Ptolemäus war, die Addition verschiedener Brüche fast für unausführbar hielt (*Theon* S. 39 seines Commentars über den Almagest); dagegen kann nach den Schlüssen unserer Formal-Mathematik kaum etwas Leichteres gedacht werden. Der Vf. hat sich also wohl deshalb genöthigt gesehen, hier seine Darstellung in der Mitte beider Extreme schwebend zu halten; auch ist ihm dieses im Ganzen ziemlich gelungen. Nur bey der Multiplication und Division der Brüche, mit und durch Brüche, scheint in Hinsicht der Erklärung der Regeln noch eine Erleichterung eintreten zu können. Der Vf. schickt nämlich auch hier die Division, als im Begriffe der Vergleichung zunächst liegend, der Multiplication voraus. So würde es auch seyn, wenn man diese Rechnungen in Proportionen umsetzt, und dieselben, wie dieses auch wirklich bereits vor langer Zeit geschah, etwa mittelst des Kettensatzes in Ausführung bringt. Allein an eine deutliche Erkenntniss ist, wie die Erfahrung lehrt, bey einem solchen Mechanismus nicht zu denken; und sonach scheint bereits das intellectuelle Bedürfniss eine Zergliederung der Begriffe, worauf es hiebey ankommt, zu fodern. Dann muss man aber mit der Multiplication eines Bruchs mit einer ganzen Zahl, welche sich sogleich auf die Addition zurückführen lässt, den Anfang machen; hierauf zur Division eines Bruchs durch eine ganze Zahl übergehen, und nun zeigen, dass dieselbe, dem Begriff des Bruchs gemäss, sowohl durch Division des Zählers, wie durch Multiplication des Nenners, vollführt werden kann, wobey man dann auch natürlich die Umstände erörtert, unter welchen die eine oder die andere Auflösung den Vorzug verdient; endlich hat man noch die Division eines Bruchs durch einen Bruch als einen zusammengesetzten Act zu erörtern, dessen Auflösung auf die Multiplication zweyer Brüche recurrirt. — In Hinsicht der praktischen Rechnungsarten unterscheidet der Vf. sehr richtig die zusammengesetzten Verhältnisse, z. B. die Gesellschaftsrechnung, von den Formen, in welchen sich der Charakter einer (algebraischen) Gleichung bereits deutlicher ausspricht, z. B. bey der Reesischen Regel; hier lässt er ganz consequent die Gleichheit des Verhältnisses zwischen Ursach und Wirkung an die Stelle der bisherigen Verhältniss-Exponenten treten, so dass der Lernende seinen einmal erfassten Begriff vom Rechnen nur weiter auszubilden braucht, ohne sich, wie dieses bey vielen Darstellungen noch immer der Fall ist, in einen scheinbar heterogenen, und mithin auch mehr oder weniger unverständlichen Formalismus versetzt zu sehen.

No. 3 ist fast in demselben Geiste, wie No. 2, bearbeitet, jedoch in Fragen und Antworten gekleidet; es scheint dabey besonders auf den ersten Unterricht für kleine Kinder abgesehen, während sich des vorangenannten Leitfadens auch Erwachsene mit Nutzen bedienen können. Deswegen haben die Vff. auch hier überall zweckdienliche Bemerkungen beygefügt, welche sich auf den mündlichen Unterricht beziehen. — Als eigenthümlich muss an diesen Elementen genannt werden, dass ihre Vff. sogleich einer jeden Rechnungsart in ganzen Zahlen die entsprechende in Brüchen folgen lassen, ohne zuvor das Wesen der Brüche besonders erklärt zu haben. Beide wollen diesen Weg aus ihren praktischen Erfahrungen als den leichteren und kürzeren erkannt haben; und da die Erfahrung in dergleichen Dingen allerdings zunächst zu entscheiden hat, so müssen wir den Pädagogen die fernere Prüfung einer Methode überlassen, welche ausserdem mit den Ansprüchen einer Wissenschaft so wenig als mit den Principien harmonirt, nach welchen sich etwa *a priori* die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Verstandes verfolgen liesse. — Zu leugnen ist übrigens nicht, dass die äussere Anschauung, auf welche die Vff., mittelst Linien, die Verhältnisse der Grösse zu einer imaginären Einheit reduciren, mit dem synthetischen Verfahren der Alten einigermassen übereinstimmt; nur setzt diese Art der Auffassung unbezweifelt eine ziemlich rege und lebendige Phantasie voraus. — Uebrigens ist die Darstellung mehr auf den praktischen Bedarf in Bürger- und Land-Schulen, als auf feinere Cultivirung und Uebung des Scharfsinns, berechnet.

F. v. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1832.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Brockhaus: *Briefe aus Paris, zur Erläuterung der Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts*, von *Friedrich von Raumer*. Erster Theil: Deutschland, Dänemark, Spanien, die Niederlande, Frankreich. Mit 8 lithographirten Tafeln. XVIII u. 496 S. Zweyter Theil. XIV u. 536 S. 1831. 8. (4 Thlr. 12 gr.)

Hr. *von Raumer*, einer der vorurtheilsfreyesten, klarsten und gründlichsten Geschichtsforscher unserer Tage, fügt seinen für die Zeitgeschichte so wichtigen Briefen aus Paris (vrgl. Jen. A. L. Z. 1832. No. 98), in denen der ungetrübte männliche Blick eben so sehr, wie das ächt vaterländische Herz, gefällt, die Ausbeute seiner literarischen Beschäftigung in Paris hinzu. Er wollte hier die grossen, zum Theil noch wenig benutzten Schätze der Pariser königl. Bibliothek theils in Bezug auf seine Geschichte der Hohenstaufen, dieses vergeblich angefeindete ächt deutsche Nationalwerk, theils für Forschungen über das 16te und 17te Jahrhundert, durchwühlen. Man muss die rastlose Thätigkeit des Mannes bewundern, welcher binnen fünf Monaten, ganz der grossen entwickelungsreichen Gegenwart hingegeben und Paris nach allen Seiten hin durchlebend, von einer fast tödtlichen Krankheit und anderen Hindernissen abgehalten, von der Unleserlichkeit mancher Handschriften sehr verzögert und von anderen ganz getäuscht, dennoch so Vieles schaffen und geben konnte. Seine Mittheilungen, sämtlich aus *unbekannten Handschriften* entnommen, erleichtert durch die grosse Gefälligkeit und unerschöpfliche Geduld der Bibliothekare, besonders des Hn. *Champollion Figeac*, werden hier meist in ihrer ursprünglichen Gestalt in die Form von Briefen an *L. Tieck* eingereiht; da der Vf. das Zerstreute und Vereinzelte weder zu einem zusammenhängenden historischen Werke verarbeiten, noch die erfoderlichen Füllstücke und Erörterungen hinzufügen konnte und wollte. Sehr würde man es jedoch bedauern müssen, wenn diese rohen Massen nicht von ihm bearbeitet würden; sehr schade wäre es, wenn der ursprüngliche literarische Zweck seiner Reise (irren wir nicht, eine Geschichte Frankreichs, wovon der Vf. bereits so treffliche Proben in seinem historischen Taschenbuche, in der Geschichte Ludwigs XIII, gegeben), vielleicht aus Hinblick auf die Kürze des Lebens, welcher ihn (nach den früheren Briefen aus Paris, 1 Bd. S. 152 u. 176) nach überstandener Lebensgefahr zu dem Resultat des „*contrahere vela*" brachte, von ihm aufgegeben würde; wie er denn in jenen Briefen es ausspricht, dass seine Krankheit die neuen, zu grossen Plane in den Hintergrund schiebe, und er entschlossen sey, das Geschriebene nur zu höherer Vollkommenheit auszubilden, und zu neuen Ausgaben vorzubereiten; also die Hohenstaufen, die Schrift über Recht und Staat, und die von ihm zu sehr aus den Augen verlorenen Vorlesungen über alte Geschichte. — Gewiss wird aber die wieder erlangte Gesundheit dem würdigen Geschichtsforscher den Muth wieder geben, noch mehr grosse lebensvolle historische Darstellungen der literarischen Welt zu schenken.

Wenden wir uns zu dem Inhalte dieser Briefe, so werden wir uns die Aufgabe stellen, das Bedeutendere hervorzuheben, und anzudeuten, in wiefern durch diese Mittheilungen ein neues Licht auf die Begebenheiten fällt.

Die erste handschriftliche Mittheilung betrifft die Wiedertäufer in Münster, und beschreibt den abentheuerlichen Hofstaat Johanns von Leiden, der sich mit Kammerherren, Marschällen u. s. w. umgab, die Art, wie er das Abendmahl austheilte u. s. w. Dann folgen Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Reisemarschalls Carls V über die Gefangenschaft Johann Friedrichs von Sachsen und Philipps von Hessen, aus denen hervorgeht, dass nach dem Vertrage Carl V letztem nur die Todesstrafe und das ewige Gefängniss erlassen hatte. Der Vf. macht auf den noch fast unbenutzten Nachlass Granvellas in 84 Folio-Bänden zu Besançon aufmerksam. Der 4te Brief giebt Auszüge aus den Berichten *Marillac's*, über die Verhältnisse Carls V zu den Ständen, das Interim, Kurfürst Moritz, und den Plan, Philipp II die Herrschaft in Deutschland zu verschaffen. Letztes betrieb besonders Granvella. Ferdinand dagegen gewann die Stände durch Geld, und berief sich standhaft auf Carls V Versprechungen. Auch einer Liebesintrigue Philipps und einer Prinzessin von Lothringen geschieht Erwähnung. Merkwürdig ist, dass man (im Jahr 1550) auf den Gedanken gekommen seyn soll, im Reiche einen Kaiser mit Cäsaren (Philipp und Maximilian) zu ernennen; doch bemerkt *Marillac*: „nie würde sich der thätige bewegliche König von Böhmen mit der Dummheit (*stupidité*) des Anderen vertragen." Die Heftigkeit Carls über die Erbschaftssache, in einem Gespräche mit Ferdinand, zog ihm das Fieber zu. — Der 5te Brief giebt einen in-

teressanten Bericht des Venetianers Badoer von 1558 über die Verhältnisse Deutschlands, den Volkscharakter, den er als sehr freyheitliebend bezeichnet, und den Charakter der Fürsten und des Kaisers, dessen Frömmigkeit und Geiz hervorgehoben werden.

Die Briefe 6 bis 9 enthalten nicht eben sehr bedeutende Einzelnheiten über den 30jährigen Krieg. Dann folgt eine Charakteristik österreichischer Feldherren und Staatsmänner zur Zeit Ludwigs XIV, eine Beschreibung Dänemarks u. s. w. — Berichte über Philipp II führen manches Gute von diesem Tyrannen an, — und Ausführliches über seinen Hofstaat, über die Zusammenkunft der Königinnen zu Bayonne u. a. Das Bedeutendste enthält der Gesandtschaftsbericht des Venetianers Badoer über Don Carlos, wonach bestätigt wird, was sonst schon über sein stolzes leidenschaftliches Gemüth bekannt ist. Neu möchte aber seyn, was hier über das Verhältniss des Enkels zu Carl V erzählt wird. Noch vor seinem Falle in Alkala gaben schon die Aerzte wenig Hoffnung für die Zukunft des ausgemergelten Prinzen, der an der Auszehrung leide. Dennoch sind selbst nach dem furchtbaren Falle, wobey man ihn sogar trepaniren wollte, die Berichte über ihn ungleich; Granvella hält ihn für bescheiden und geneigt zu Geschäften; bald aber heisst es, er sey so melancholisch, dass er an gar nichts denke, und alles glaube, was man ihm sage, selbst wenn man ihm einrede, er sey todt. Sehr günstig sind dagegen die Berichte über die Anmuth und Klugheit der Königin Isabelle und über Philipps Liebe zu ihr. Von einer Heirath zwischen Don Carlos und der Schwester der Königin war die Rede; von seiner Liebe zu ihr selbst ist keine Andeutung, wohl aber versichert er seiner Stiefmutter, an seine Muhme 200 Meilen weit zu denken. Die Spannung zwischen Vater und Sohn und die Verhaftung von diesem ist unzweifelhaft; ein französischer Gesandte spricht von dem Prinzen als von einem Wahnsinnigen, der nie zur Thronfolge fähig, ja auf dessen Befreyung nicht zu rechnen sey. Gerade aber über den Tod des Don Carlos fehlt der Bericht. Philipp selbst versichert in einem Briefe an Alba, er sey christlich gestorben. Aus manchen anderen noch angeführten Umständen und Briefen geht aber durchaus die Unwahrscheinlichkeit eines gewaltsamen Todes des Prinzen hervor, und somit wird ja auch *Llorente's* Nachricht bestätigt. Zwar findet sich ein Bericht über Vergiftung des Don Carlos, doch ist er eben so unwahrscheinlich als der über den Tod der Königin. Dieser erfolgte nach dem glaubwürdigen Bericht an Catharina von Medici, ihre Mutter, eine Stunde nach der zu frühzeitigen Entbindung von einer Tochter, in Folge falscher Behandlung während der Schwangerschaft. Ihre Frömmigkeit im Sterben wird ausführlich erzählt.

Von den Mittheilungen über die Niederlande, Egmont, Inquisition, Bilderstürmer, Cölibat, Alba, Margaretha u. s. w., da sie weniger bedeutend sind, müssen wir uns weiterer Anführung enthalten; merkwürdig ist aber besonders ein Brief der Catharina von Medici über die Bluthochzeit, in welchem sie meint, „Frankreich sey nach derselben mit Spanien zu demselben Glücksziele eingeschifft, die Freundschaft sey leicht herzustellen.“ Es erscheint demnach die Greuelthat in einem neuen politischen Lichte. Charakteristisch ist die Freude, welche Philipp II über die Nachricht hat, und welche grösser ist, „als über alles Wohl und Glück, was ihm jemals widerfahren ist.“ Manches wird ferner beygebracht über die Verhältnisse Spaniens zu Portugal, die Gesinnungen des letzten, über die Sitten der Spanier u. s. w. Nach dem Tode Philipps handeln die Gesandtschaftsberichte von Kleinlichkeiten; daher Hr. *v. R.* sparsamer in deren Mittheilung wird.

Ueber Franz I findet sich mancher interessante Zug; z. B. über den Handel mit Bisthümern, die käufliche Rechtspflege, die Kaiserwahl, an welche er 3 Millionen wenden, und nach welcher er in drey Jahren in Constantinopel seyn oder sterben wollte. Ein Gesandter meldet über ihn an Wolsey: „Geistlichkeit, Adel und Bürgerschaft sind unzufrieden in Frankreich, und Franz I wird so gehasst als je ein Fürst von seinen Unterthanen.“ Auch über seine Gefangennehmung und die Zweydeutigkeit des Papstes, über die Einnahme von Rom durch Bourbon, wobey mehrere Häuser durch Pulver von den sich aus ihnen vertheidigenden Römern in die Luft gesprengt wurden, über die Verhältnisse Carls V und Franz I von 1530—1535, und die ernste Friedensliebe des ersten, die Verhandlungen über Mailand, über die Persönlichkeit Franz I, des Dauphins, über den Hof, Paris, Universität und Kriegswesen finden sich mehr oder weniger bedeutende Details. Heinrich II erscheint als Dauphin von einer guten Seite; doch anders als König. — Catharina von Medici wird als eine im 51 Jahre noch sehr kräftige und jugendliche, leutselige, dabey sehr fleissige, aber weder von Katholiken, noch von Protestanten, wegen Misstrauens, geliebte Fürstin geschildert, welche bey der allgemeinen Verwirrung die wenige noch übrige königliche Majestät erhalten habe, weshalb man sie auch den König nenne. — Carl IX, Heinrich von Anjou, Margarethe von Valois werden charakterisirt. Die Blutgier des Ersten zeigt sich gegen Thiere und Menschen. „In Gegenwart des Hofes schlachtet er Schweine, und wühlet in den Eingeweiden als ein Schlächterknecht;“ liebt dabey aber die Musik und Poesie. — Die kirchlichen Würden giebt er an Soldaten, Kinder und Weiber, und verkauft für zwey Millionen geistliche Güter. Bey dem furchtbaren Zustande des Reichs wünschte man indessen ernstlich eine allgemeine Aussöhnung; Philipp II liess dagegen Vorstellungen machen. Es finden sich Briefe von Johanna von Navarra, auch von Carl IX selbst vom Tage der Bluthochzeit. Eine teuflische Kälte und Gleichgültigkeit gegen die Frevel zeigt Carl IX in diesem Briefe an seinen Gesandten in Rom. — Mit Kleinigkeiten beginnend, bahnt er sich den Weg zur Erzählung der Frevel mit einem „*übrigens*,“ und erzählt sie mit frecher Stirne lügenhaft. Seine Furcht,

Heucheley und sein Bestreben, die Greuel der Bluthochzeit zu verhehlen und in ein anderes Licht zu stellen, gehen aus anderen Mittheilungen hervor.

Auch über die Zeiten der Ligue, das Haus Guise, die Barricaden, hat der Vf. in Pariser Manuscripten Manches gefunden, was zur Berichtigung der bisherigen Darstellungen dienen könnte, was er aber Anderen überlassen will. Rec. kann nur noch kurz den reichen Inhalt des ersten Theiles andeuten, um noch einigen Raum für den zweyten zu behalten. Die reichen, hier ausserdem dargebotenen Materialien betreffen vorzüglich noch: Urban VII, Gregor XIV, Innocenz IX, Clemens VIII, die Sechzehn in Paris, den Reichstag von 1595, Mayenne, Heinrich IV, Bouchers Predigten, Clevische Erbschaft, Tod Heinrichs IV, Sully, Ludwig XIII, Reichstag 1614, Streit des Adels u. s. w., Marie von Medici, Richelieu, Mazarin und die Fronde u. a.

Die *Facsimile* sind in 8 Tafeln angehängt, von Philipp II, Franz I und II, Heinrich VIII, Marie Stuart, und von einer Menge berühmter Herrscher und Personen jener Jahrhunderte.

Der *zweyte* Theil steht an Reichthum und Mannichfaltigkeit der Mittheilungen aus Mscrpt. keinesweges dem ersten nach. Neue Nachrichten über den Aufstand in Neapel gegen die Spanier von 1647, und über den merkwürdigen Fischer Masaniello, der „am ersten Tage herrschte wie ein König, am zweyten umgebracht ward wie ein Verräther, und am dritten verehrt wie ein Heiliger," das Vorbild der Demagogen, über den Hr. *v. R.* seitdem eine Vorlesung in der Berliner Akademie der Wissenschaften gehalten hat, eröffnen die Reihe, woran sich dann Venedigs Finanzen und Verfassung, Wolsey, Anna von Cleve, Eduard VI, eine Charakteristik der Engländer, Northumberland, Maria und Elisabeth anschliessen. Der Vf. bemühte sich, neue Aufschlüsse über Elisabeth und Maria Stuart zu finden, nicht ohne Erfolg; denn wenn auch die Berichte der französischen Gesandten in London und Edinburg und eigenhändige Briefe beider Königinnen zwar keine neuen und ganz unerhörten Thatsachen kennen lehren, so gewähren sie doch viele Berichtigungen und Zusätze. Gleich zuerst spricht der französische Gesandte de Foys von der Antwort Elisabeths auf den Heirathsantrag Carls IX. Er hatte den geheimen Auftrag, im Fall des Mislingens die Ansprüche Leicesters zu unterstützen; Elisabeth sagt von diesem: „sie habe stets seine Tugend geliebt, das Streben aber nach Ehre und Grösse in ihr könne ihn nicht als Genossen und Mann dulden." An einer anderen Stelle ist die Aeusserung sehr charakteristisch: „sie wolle ihrem künftigen Manne nichts von Macht abtreten, sondern sich seiner nur bedienen, um ihren Unterthanen Nachkommen zu hinterlassen." Der Gesandte hatte erfahren, Elisabeth habe vor Zeugen Leicester die Ehe versprochen; ein interessanter Brief desselben sagt aber nachher, dass er nicht wisse, woran er sey. — Ueber Maria Stuart und Rizios Ermordung findet sich die Mittheilung einer *chronique scandaleuse*, welche zwar nicht eben verbürgt ist, dennoch die gegen die Königin geschäftige Verleumdung beweist. Ueber die Theilnahme Marias an Darnleys Ermordung spricht sich der Gesandte nicht bestimmt aus. Wie unglücklich Maria durch ihre Vermählung mit Bothwell wurde, zeigt eine Aeusserung, wonach sie ein Messer verlangte, um sich zu tödten. Ueber Elisabeths Gesinnung und Schlauheit giebt besonders ihre Anweisung an ihren Gesandten in Paris, in Bezug auf ihr Verhältniss zu Maria Stuart, Auskunft. In ihrer Gefangenschaft hatte diese bey ihrer nahen Verbindung mit Philipp II und Alba besonders die Absicht, dass ihr Sohn nach Spanien gebracht, ganz den Händen Philipps übergeben, Alles aber vor Frankreich geheim gehalten werde. Sie selbst dachte jenen in der Hoffnung hinzuhalten, dass sie Don Juan d'Austria heirathen wolle; während sie dem Herzog von Norfolk diess nur als Schein vorspiegelte und sich ihm versprach. Hievon habe sie beym Herzog von Norfolk die glaubwürdigen Briefe gefunden, meldet Elisabeth ihrem Gesandten in Paris. — Weitläuftige Erörterungen befinden sich auch besonders in den Pariser Mscrpt. über den Heirathsplan Elisabeths mit dem Herzog Franz von Alençon; ein Plan, welcher unter allen am längsten und ernstlichsten betrieben worden ist.

Diese Proben werden hinreichen, zu beweisen, wie viel des Neuen und Interessanten in dieser reichhaltigen Sammlung dargeboten wird. Möge Hr. *v. R.* noch mehr Gebrauch von diesen Materialien machen! — Druck und Papier sind schön; wir wünschten einer weiteren Verbreitung wegen einen weniger hohen Preis.

A. Schr.

Gotha, b. Flinzer: *Geschichte von Griechenland, nebst einer Schilderung des Landes und seiner jetzigen Bewohner*, von *J. H. Möller*, Secretär an der herzogl. Bibliothek zu Gotha. Zweyte, ganz neu bearbeitete Auflage. Erstes Bändchen: Griechisches Land und Volk. 1829. Zweytes Bändchen: Griechische Geschichte. 1830. 12. (16 gr.)

Nach einer kurzen, aber genügenden, geographisch-statistischen Uebersicht des türkischen Reichs, in welcher der Vf. das Neueste und Beste, was über diesen Staat vorhanden ist, niedergelegt hat, folgt eine geographische Beschreibung von ganz Griechenland in demselben Umfange, den es in seiner blühendsten Periode hatte, oder desjenigen Theils des Osmanischen Europa, welcher sich zwischen 36 — 42° 30' NB. und 37° — 43° OL. ausbreitet; dazu kommt noch eine genaue Aufzählung sämtlicher Inseln des Archipelagus und des mittelländischen Meeres, welche die türkische Oberhoheit anerkannten oder noch anerkennen. Nach dem Vorgange anderer Geographen hat der Vf. das ganze Land in folgende grössere Abtheilungen gebracht, und sie einzeln beschrieben. Diese einzelnen Theile sind: 1) *Albanien* (S. 5 bis 19), das alte Epirus und Illyricum, ein

sehr rauhes Gebirgsland, das aber reich an Salz, Erdpech, Holz u. s. w. ist, und einen nicht unbedeutenden Handel treibt. Aus seinen Gebirgen stammen die molossischen Hunde. Hier herrschten Scanderbeg und in neueren Zeiten Ali Pascha, dessen Residenz Jannina die gröfste Stadt im Lande ist. Von merkwürdigen Bezirken des inneren Landes, von dem wir freylich nur wenig wissen, beschreibt der Vf. die Bezirke von Suli, Paramithia und Zagori, in welchem letzten die Einwohner wallachischen Ursprungs sind. — 2) *Macedonien* (S. 19 bis 25), ein gebirgiges, aber fruchtbares Land, das vorzüglich Baumwolle, Tabak u. s. w. erzeugt, und von betriebsamen Menschen bewohnt wird; merkwürdig sind hier besonders Salonichi, Seres und der Monte Santo (Athos), dessen Höhe der Vf. zu 3,353 Fuss angiebt. 3) *Thessalien* (S. 25 bis 31). Hier findet sich das schon bey den Alten berühmte Thal Tempe, das sich 5 englische Meilen von West nach Ost erstreckt, und an dessen Eingange die betriebsame, von fast 6 000 Griechen bewohnte Stadt Ampelakia liegt. Kurz, aber genügend beschreibt der Vf. (S. 30) den Engpafs der Thermopylen. 4) *Livadien* (S. 31 bis 39), aus Aetolien, Akarnanien, Achaia, Doris, Locris, Phocis, Böotien, Megara und Attika bestehend, ist besonders reich an Oliven, Trauben und edlen Früchten, und enthält viele merkwürdige Orte, von denen der Vf. vorzüglich Athen sehr gut schildert. 5) *Morea* (S. 39 bis 47). Der Tagetes erhebt sich nach *Peytier* 7,434 pariser Fuss über das Meer; das Areal beträgt nicht 350, sondern $402\frac{1}{2}$ geographische Quadratmeilen; die Topographie dieser Halbinsel ist vollständig.

Nach der Beschreibung des Festlandes folgt die der *Inseln* (S. 48 bis 81), die der Vf. in die ionischen Inseln, Inseln des Archipelagus und Inseln des Mittelmeeres theilt. Ins Einzelne einzugehen, verbietet uns hier der Raum, und wir erlauben uns nur einige Bemerkungen über verschiedene Inseln. Egribos ist 76, nicht $69\frac{1}{2}$ Quadratmeilen gross; Tine hält $4\frac{1}{12}$ Quadratm. mit 8,000 (nicht 15,000) Einwohnern; Mikone hat nur 1,000 Einwohner; Syra 6,000, Zea 600, Thermia 5,000, Hydra höchstens 20,000, Spezzia 8,000, Milo 3,800 (nicht 500) Einwohner. Sehr gut beschrieben, vorzüglich nach *Sieber*, ist die Insel Candia (S. 72 u. folg.); sowie die Insel Cypern.

Die zweyte Abtheilung des ersten Bändchens enthält die Schilderung des griechischen Volks, die dem Vf. sehr gut gelungen ist, und die Rec. mit vielem Vergnügen gelesen hat. Einzelne Ausstellungen zu machen, würde unrecht seyn, da Rec. recht wohl bekannt ist, wie schwer es hält, eine allgemeine Charakteristik der heutigen Griechen zu geben. Mit wenigen Zügen schildert sie der Vf. (S. 87): „Sie sind von der Natur reich begabt, lebhaft, empfänglich, leichtgläubig, ihr Vaterland über Alles liebend, gastfrey, genufsliebend, gute Gatten und Eltern, religiös bis zum Aberglauben; auf der anderen Seite aber auch betrügerisch, ränkevoll, stolz, eitel, heuchlerisch, zögernd." Was über das innere und äufsere Leben gesagt ist, ist zwar nicht neu, aber sehr klar und deutlich dargestellt, und man sieht, dass die im Vorworte angeführten Quellen vom Vf. wirklich benutzt worden sind. Bey der Schilderung der Türken giebt der Vf. einen kurzen Abrifs des Islam, welcher für den, der damit nicht bekannt ist, nicht anders als interessant seyn muss.

Das zweyte Bändchen enthält die griechische Geschichte, die der Vf. in die alte, mittlere und neuere eintheilt. Bey der Sagen- und Helden-Zeit hält er sich mit Recht wenig auf, die historische Zeit dagegen ist sehr gut dargestellt. Sehr vielen Fleifs hat er auf die mittlere Geschichte (395 bis 1453) verwendet, und eine klare und deutliche Uebersicht derselben geliefert. Verhältnifsmäfsig weitläuftig ist die neuere Geschichte abgehandelt; der Vf. hat mit vieler Besonnenheit die Quellen benutzt, die fast überall angezeigt sind, ein Verfahren, dem wir unseren ganzen Beyfall schenken. Dafs sich die neueste Geschichte anders gestalten würde, deutet er schon auf den letzten Seiten seines Werkes an.

Sicher werden alle Leser, für die das Buch zunächst bestimmt ist, es dem Vf. Dank wissen, dafs er sie auf eine so fassliche und angenehme Weise mit Griechenland und seinen Bewohnern bekannt gemacht hat. Druckfehler sind uns sehr wenige aufgestofsen. Für guten Druck und anständiges Aeussere hat der wackere Verleger rühmliche Sorge getragen.

φ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Leipzig*, b. Brockhaus: *Beschreibung der Erdoberfläche.* Eine Vorschule der Erdkunde, von *K. von Raumer*, Professor in Erlangen. 1831. 84 S. 8. (4 gr.)

Diese Blätter sollen ein Auszug aus der zweyten Abtheilung des gröfseren Lehrbuchs der allgemeinen Geographie des Vfs. seyn, zu deren baldigem Erscheinen Hoffnung gemacht wird. So viel man sich nun auch von jenem Hauptwerke zu versprechen Ursache hat: so wenig, glaubt Rec., wird durch die vorliegende Beschreibung der Erdoberfläche als solche bezweckt werden. Die Begriffe sind durchgehends zu schroff und oftmals ohne alle und jede Erläuterung aufgestellt; auch ist nicht überall ganz richtig definirt worden. So soll z. B. S. 40 die Wüste Gobi ein ungeheurer, gegen 400 Meilen langer, theils bis 100 Meilen breiter *Kessel* seyn. Wohl mehr ein Hochplateau. So sind auch mehrere Bemerkungen ganz neu; z. B. S. 72: *nordamerikanische Meer-Anden.* Um so mehr wünschen wir durch die gröfsere Arbeit des Vf's. belehrt zu werden.

C. v. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1832.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Königsberg, im Verlage der Gebrüder Bornträger: *Historische und literarische Abhandlungen der königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg* (in Preussen). Herausgegeben von Prof. Dr. *F. W. Schubert*, d. Z. Director der Gesellschaft. *Erste Sammlung.* 1830. 228 S. *Zweyte Sammlung.* 1832. XVI u. 243 S. 8. (3 Thlr. 2 gr.)

Die regere Lebensthätigkeit, welche man seit etwa 20 Jahren in den höheren und niederen Lehranstalten Preussens mit Freuden wahrnimmt, ist nun auch auf die seit 1741 zu Königsberg bestehende, früher mehr, als einmal, dem Erlöschen nahe gewesene *Deutsche Gesellschaft* übergegangen. In den Jahren 1790 — 1798 war von ihr die Monatschrift: *das Preussische Archiv* erschienen. 1801 gab sie zur hundertjährigen Krönungsfeier ihre Abhandlungen in einer Sammlung heraus. Bey der Anwesenheit des Hofes in Königsberg in den Unglücksjahren 1806 bis 1809 gelangte sie zu einem höheren Leben in sich selbst, welches auch bald sich äusserlich kund gab. Mancher treffliche, in ihren Versammlungen gehaltene Vortrag erschien nun, obwohl ohne ihre besondere Mitwirkung, gedruckt, wie *Ferdinand Delbrücks* (3) Reden, veranlasst durch die Ereignisse der Zeit. Königsberg. 1813, *Friedr. Aug. Gottholds* kleine Schriften über die deutsche Verskunst. Königsberg 1820 u. a. Im Jahre 1818 beförderte sie die Herausgabe von *Rudolf von Montfort's Barlaam und Josaphat* durch den Prof. *Fr. K. Köpke.* Bald darauf setzte sie einen Preis von 50 Ducaten auf eine *historisch grammatische Untersuchung der deutschen Beywörter*, welchen 1823 *Jacob Grimm* gewann. Die 1824 gestellte Preisaufgabe *über die Veneter und ihren etwanigen Zusammenhang mit den Wenden* wurde nicht erledigt, und die Gesellschaft beschloss, die in ihren öffentlichen und Privat-Sitzungen seit dem Januar 1827 gehaltenen Vorlesungen *historisch literarischen Inhalts* dem Drucke zu übergeben. Und so sind die beiden vorliegenden Sammlungen entstanden, die ihrem Inhalte nach von nicht geringer Bedeutung sind. Die Gesellschaft hält jährlich 2 öffentliche Sitzungen, am 18ten Januar zur Krönungsfeier, und am 3ten August, dem Geburtstage des Königs. An jedem der 10 übrigen Monate versammelt sie sich einmal. Die, beiden Sammlungen vorangehenden Uebersichten über die in den Versammlungen seit dem Januar 1827 gehaltenen Vorträge zeugen von einer vielseitigen Thätigkeit, und werden bey allen, denen das Fortschreiten in Kunst und Wissenschaft am Herzen liegt, freudige Theilnahme erregen. Um den Inhalt dieser schätzbaren Sammlungen näher zu bezeichnen, stellen wir zuerst die Ueberschriften der Aufsätze nach ihren Verfassern auf.

1) Prof. Dr. *Peter von Bohlen über Handel und Schifffahrt des alten Indiens.* Samml. 1. III. S. 57 — 110. *Ueber den Zusammenhang der indischen Sprache mit der lithauischen.* Ebendas. IV. S. 111 — 140. *Ueber den Feldzug Alexanders nach Indien.* Samml. 2. I. S. 1 — 22.

2) Prof. Dr. *Ellendt über die Bedürfnisse und Wünsche der Völker heutiger Zeit, verglichen mit den darüber laut werdenden Stimmen.* Samml. 2. VII. S. 227 — 243.

3) *Faber*, Geheimer Archivar, *über die Verhältnisse des deutschen Ordens zum päpstlichen Stuhle unter Markgraf Albrecht.* Samml. 1. VII. S. 205 — 228.

4) Oberl. Dr. *Lehrs über die Darstellungen der Helena in der Sage und den Schriftwerken der Griechen, mit Beziehung auf Goethe's Helena.* Samml. 2. III. S. 77 — 115.

5) Consistorialr. Dr. *Gottl. Mohnicke* in Stralsund, *Versuche, zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts die Reformation in Venedig einzuführen, nebst zweyen bisher noch ungedruckten, sich hierauf beziehenden Ueberresten von Johann Diodati. Zugleich ein Beytrag zur Lebensgeschichte und Charakteristik des Fra Paolo Sarpi.* Samml. 2. V. S. 165 — 208.

6) *Robert Motherby*, Sprachlehrer, *über den Schottischen Naturdichter Burns mit einigen Proben seiner Gedichte, nebst einleitenden Bemerkungen über den Schottischen Dialekt.* Samml. 2. II. S. 23 — 75. *Ueber das Lernen und Lehren neuerer Sprachen mit untermischten Bemerkungen über Sprachen und Sprache überhaupt.* Samml. 2. IV. S. 117 — 164.

7) Prof. Dr. *F. W. Schubert, Nachrichten über die königliche deutsche Gesellschaft zu Königsberg.* Samml. 1. S. 1 — 16. *Fortgesetzte Nachrichten über dieselbe.* Samml. 2. S. V — XVI. *Ueber das Studium der vaterländischen Geschichte.* Samml. 1. I. S. 17 — 41. *Einleitungsrede zum Krönungsfeste 1828, enthaltend den Plan einer ausführlichen Geschichte des Hauses Hohenzollern und des Preussischen Staats.* Ebendas. II. S. 43 — 55. *Darstellung der ständischen Verhältnisse und des inneren Zustandes im Lande Preussen vor 200 Jahren.* Ebendas. V. S. 141 — 156. *Das überwiegende Interesse der Gegenwart in*

geiſtiger und politiſcher Rückſicht. Samml. 2. VI. S. 209 — 225.

8) Director Dr. *Struve über Veranlaſſung und Abſicht von Horaz Od.* III, 3. Samml. 1. VI. S. 157 — 203.

Damit das Bild der Thätigkeit dieſer Geſellſchaft in ihrer jetzigen Geſtalt noch beſtimmter hervortrete, möge hier noch deſſen Erwähnung geſchehen, was als in ihren Verſammlungen vorher Vorgetragenes auſſerhalb ihrer Sammlungen beſonders gedruckt erſchienen iſt.

a) *Wladimir*, epiſches Gedicht von *Stagnelius*, überſetzt von dem Schwediſchen Conſul *Berg*. Königsb. Gebr. Bornträger. 1827.

b) *Meyerbeth's Glück und Ende*, trag. Luſtſpiel von dem Regierungsr. Baron *von Eichsendorf*. 1827. Deſſen *der letzte Held von Marienburg*.

c) *Dinters Leben.* Neuſtadt a. d. O. 1829, woraus *Dinter* im December 1828 Bruchſtücke vorgeleſen hatte.

d) *Rede über Vaterlandsliebe und Weltbürgerſinn.* Vom Superint. Dr. *Wald*. Königsb. 1829.

e) Conſiſtorialr. Dr. *Kählers Tag des Gerichts und der ewigen Verſöhnung.* Königsb. b. d. Gebr. Bornträger. 1829.

f) Hofr. u. Prof. Dr. *Burdach über die Zeitrechnung des menſchlichen Lebens.* Leipz. b. Voſs. 1829.

g) Prof. Dr. *von Bohlen* über das Theater der Indier, als Recenſion von *Wilſons* Theater der Hindoos abgedruckt in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik, Aprilheft 1830.

h) Prof. Dr. *Schubert über das erſte politiſche Auftreten Preuſſens unter dem groſsen Kurfürſten.* Königsb. 1823. *Ueber die Erhebung Preuſſens zum Königreiche* in *Pölitz* Jahrbüchern für die Geſchichte und Staatswiſſenſchaft, Auguſtheft von 1828. *Ueber die Lehre von der Legitimität* und insbeſondere, wie dieſelbe durch die hohe Pforte der Osmanen in Europa erworben iſt. *Derſelbe über die Lehre von der politiſchen Intervention*, vom hiſtoriſchen Standpuncte aus betrachtet, und Prof. Dr. *Herbart über die Unmöglichkeit, das Vertrauen im Staate durch künſtliche Formen zu erſetzen*, zuſammen gedruckt unter dem Titel: *Das Krönungsfeſt des Preuſſiſchen Staates, gefeiert durch 3 Vorträge von F. W. Schubert und J. F. Herbart.* Königsb. b. Unzer. 1831.

i) Direct. Dr. *Struve Bruchſtücke aus einem lateiniſchen Luſtſpiele aus der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts*, Charakterzüge des damaligen Studentenlebens enthaltend, abgedruckt in den Preuſſ. Provinzialblättern, Februarheft 1832.

Die Themata der ungedruckt gebliebenen Aufſätze ſind faſt alle ſo anziehend, daſs man geneigt wird, zu wünſchen, auch dieſe möchten bekannt werden. Doch wir wollen die in den beiden vorliegenden Sammlungen enthaltenen Aufſätze in der oben gewählten Ordnung zu noch etwas näherer Kenntniſs bringen.

1) Hr. Prof. *von Bohlen* zeigt in ſeinen drey Aufſätzen ſehr gründliche und umfaſſende Sprach-, Geſchichts- und Literatur-Kenntniſs und einen lebhaften, anziehenden Vortrag. Wir verdanken ihnen vielfache Belehrung. In dem erſten wird in §. 1 und 2 mit viel Ausführlichkeit gezeigt, daſs ſchon im Alterthume die Namen der nach dem Weſten geführten Erzeugniſſe Indiens ſprachlich auf Indien deuten, wie πίπερι von dem ſanskritiſchen *Pipali*, *malobathrum* von *malapatram*, d. h. *Blatt von Male* (Malabar), *Indigo*, ἰνδικὸν μέλαν, in Indien *Nîla* und *Kâla*, blau, ſchwarz, κιννάβαρι von *Chînavarî* d. h. Chinakuchen, Βόμβυξ, perſiſch *Pombeh*, von der Stadt Bombay, wovon auch Bombaſſin u. v. a. Selbſt das Homeriſche κασσίτερος heiſst im Sanskrit *Kaſtîra*. §. 2 wird erörtert, daſs ſich im Lande ſelbſt und in den ſchriftlichen Denkmälern der Indier vielfache Beſtätigung eines von Alters her lebhaften Handels darbietet. Handel wird als das höchſte Glück eines Landes betrachtet, die Kaufleute ſind vor den Kriegern und Künſtlern geehrt. Uebermaſs von Gold, durch Handel ins Land gezogen, nach uralten Schilderungen von Städten. Die religiöſen Wallfahrten begünſtigten den auswärtigen Verkehr. Von alten Zeiten her groſse Meſſen, Kunſtſtraſsen. §. 4, ob die Indier jemals Seefahrer geweſen. Wahrſcheinlich. Sie hatten ſtarke Fluſsſchifffahrt und Fluſszölle. Daher Alexanders bedeutende Flotte in ſo kurzer Zeit. Die Lage des Landes reizte, die Fluſsfahrt auch auf das Meer auszudehnen. Ueberfluſs an Schiffsbauholz (*Tikbaum*). Die Indier betrachten das Meer als ein reines, heiliges Element, bauen an der Küſte Tempel und ihre Religion gebietet ihnen ſeit 17 Jahrhunderten, ſich darin zu baden. Das Verbot, über den Indus zu ſetzen, iſt neu. *Vasco de Gama* fand ein thätiges, Handel treibendes Volk. Im 13ten Jahrhunderte giebt *Marco Polo* eine eben ſo lebhafte Schilderung von dem Seehandel der Indier u. ſ. w. S. 105 und 106 wird über *Ophir* geſprochen. Der Vf. entſcheidet ſich für die ſüdliche Küſte von Arabien, am Eingange des perſiſchen Golfs. In Arabien gab es indiſche Völker. Die Inſel Dioskurias an der Mündung des arab. Buſens heiſst noch jetzt *Diu Zocotara*, und das iſt das ſanskritiſche *Dvîpa Sukhatara*, d. h. glückliche Inſel. — Im 2ten Aufſatze nimmt Hr. v. *B.* mit *Franz Bopp* und *W. v. Humboldt* mindeſtens 2 der ausgedehnteſten Sprachſtämme an, den Semitiſchen und Indiſchen. Der Semitiſche zerfällt in 7 bedeutendere Mundarten, die meiſt nur dialektiſch von einander abgehen, das Chaldäiſche, Syriſche, Phöniziſche, Hebräiſche, Samaritaniſche, Arabiſche und Aethiopiſche. Die indiſche oder ſanskritiſche Sprache begreift neben dem Sanskrit die perſiſchen Sprachen, die griechiſche, lateiniſche, germaniſche, und zum Theil die ſlaviſchen, mithin alle neueren Sprachen des geſammten Europa. Von S. 115 — 120 werden beide Hauptſprachſtämme nach ihren weſentlichen Unterſchieden verglichen, und der Vf. bahnt ſich dadurch den Weg zum Lithauiſchen mit ſeinen engverſchwiſterten Seitenlinien, dem Altpreuſſiſchen und Lettiſchen, betrachtet es als ein wichtiges Mittelglied der verwandten Mundarten, und meint, es könne ohne Uebertreibung das nordiſche Sanskrit

genannt werden. Hierauf werden die verſchiedenen Meinungen angegeben, wonach das Lithauiſche vom Gothiſchen, vom Slaviſchen, Griechiſchen, Lateiniſchen herſtammen ſollte. *Ruhig* hatte Alles aufgeboten *), den Urſprung des Lithauiſchen aus dem Griechiſchen nachzuweiſen: doch zeigt Hr. *v. B.*, daſs da, wo das Lithauiſche dem Griechiſchen ähnle, deſſen Aehnlichkeit mit dem Sanskrit noch gröſser ſey, und ſchlichte geborne Lithauer ſolche Sanskritphraſen augenblicklich verſtanden, nicht aber die griechiſchen, z. B. Lith. *diews màno*, ϑεος μου, Sanskr. *Dewas mama*, mein Gott. — *Mes esme abagai*, ἡμεις ἐσμεν ἀβιοι, Sanskr. *wayam smas abhâgâs.* — *Diews dawe dantis*, *diews dus ir dunõs*, ϑεος δεδωκε ὀδοντας, ϑεος δωσει και ἀρτον, Sanskr. *Dewas dadau dantas*, *dewas dâsyati eva dânâs*, Gott hat Zähne gegeben, er wird auch Brod geben. Von S. 123 folgt ein Verzeichniſs von Wörtern, zwiſchen welchen im Lithauiſchen und Sanskrit die höchſte Aehnlichkeit vorhanden iſt, mit dem Griechiſchen und Lateiniſchen gar keine: Lith. *Wejas*, Sanskr. *Wayus*, Wind. *Rasa*, *Rasa*, Thau. *Audra*, *Udra*, Fluth u. ſ. w. Mit eben ſo viel Scharfſinn, als Gelehrſamkeit, wird die Sache weiter durchgeführt, und bemerkt, daſs die von Herodot 4, 59 als ſcythiſche genannten Gottheiten zum Theil indiſche Namen haben, Ταβιτί, Veſta, Sanskr. *talpatî*, *die Erwärmende*, Παπαῖος, Zeus, von dem Sanskritiſchen *Papîs*, die Sonne. Zuletzt wird S. 139 das bey Lucian. Alex. 52 einem Scythen gegebene Orakel Μόρφι ἐβάργουλις εἰς σκιὴν χνέγχι κραγκλείψει φάος erklärt durch das Lithauiſche: *Wargulis*, der Arme, *isz szen* oder *isz szia*, von hier, *angsti*, früh oder dergleichen: *der arme Kranke wird von hier gehen und das Licht verlaſſen.* Am Schluſſe die Bemerkung: „Die lithauiſche Sprache iſt ein ungetrübtes Bild des Volkes, welches ſie ſpricht: für das Laſter hat ſie nicht einmal einen Namen" u. ſ. w. Der Raum verbietet uns, mehr auszuheben. Für wen der Gegenſtand Intereſſe hat, der leſe dieſen lehrreichen Aufſatz ſelbſt. Es kann jetzt wohl keinem Zweifel mehr unterliegen, daſs das Lithauiſche ein naher Zweig des Sanskrit ſey. — Im 3ten Aufſatze werden zuerſt *Bayer*, *Meiners*, *Voſs* und *Schloſſer* erwähnt, und deren Anſicht, als habe *Alexander der Gr.* durch in Indien angelegte Colonien griechiſche Bildung dahin gebracht, als Irrthum bezeichnet und bemerkt, daſs dieſe Bildung ſchon beſtanden habe, als Alexander nach Indien gekommen, wie ſich aus den Originalſchriften der Indier, aus Herodot und den Schriftſtellern über Alexander erweiſen laſſe. Dann werden *Montesquieu* und *Vincent* zurückgewieſen, welche Alexander von Hauſe aus weit ausſehende Plane für den ägyptiſchen und indiſchen Handel beylegten. Dagegen wird angeführt, der phöniziſche Handel ſey damals im Sinken geweſen, und habe durch Griechen ſich faſt von ſelbſt nach Alexandrien gezogen. Auch laſſe ſich nicht annehmen, daſs Alexander den Land- oder See-Weg nach Indien gekannt habe. Seine geographiſche Unkunde trete dadurch hervor, daſs er, überredet durch die Krokodile und andere Eigenthümlichkeiten der indiſchen Ströme, vielleicht auch durch den Namen des *Indus* ſelbſt (*Nilâb*, *blaues Waſſer*), hier die Quellen des Nils entdeckt zu haben, und geradeweges nach Aegypten ſchiffen zu können glaubte. Wohl möge er bey ſeiner Rückkehr und dem Eröffnen der Babyloniſchen Katarakten an den Handel gedacht haben: früher ſey das der Fall nicht geweſen. Die Beweggründe zu ſeinem Zuge nach dem fernen Oſten hätten bloſs in ſeiner Individualität, in einem grenzenloſen, mit romantiſcher Begeiſterung verbundenen Ehrgeize gelegen, und wären von ſeinen Begleitern unverhohlen anerkannt worden. Dieſs wird S. 8 u. ff. aus einander geſetzt. Hierauf geht der Vf. dem 327 begonnenen Zuge nach Indien Schritt vor Schritt nach. Ein Auszug daraus iſt kaum möglich. Um zu zeigen, wie wenig zuverläſſig die Schriftſteller der Alten über Alexander ſind, erörtert Hr. *v. B.* S. 14 und 15 die Menge von Schiffen, welche am Indus wie Chartenhäuſer entſtehen, und macht wahrſcheinlich, daſs ſie wohl, wie bereits im 1ſten Aufſatze angedeutet worden, den Indiern ſelbſt angehört haben. Daraus wird S. 16 gefolgert, daſs die Erzählungen der Schriftſteller Alexanders von dem Aufbaue ſo vieler Städte und den in ihnen hinterlaſſenen Colonien übertrieben ſeyen. Es wird aus Koinos Rede bey *Arrian. exped. Alex.* 5, 27 gezeigt, daſs Alexander dazu ſo viel Mannſchaft gar nicht übrig hatte. Von Handelscolonien könne daher die Rede nicht ſeyn, ſondern höchſtens von kleinen Beſatzungen, die bezwungenen Städte in Gehorſam zu erhalten, von Garniſonen in neu angelegten Citadellen, welche nur einfache Erdwälle geweſen, von Schmeichlern aber Städte genannt worden. Daher habe man ſchon im Alterthume vergebens nach dieſen bald vom Regen hinweggeſpülten Städten geſucht. Dadurch werde es auch unmöglich, bey den alten Baudenkmälern Indiens an griechiſchen Urſprung aus Alexanders Zeit zu denken. Gegen *Heeren*, daſs nur die Namen dieſer Städte ſpäterhin untergegangen, wird behauptet, daſs ſchon vorhandene Städtenamen auf Alexander gedeutet worden, beſonders mit *Chandra*, *Mond*, anfangende, welches in Alexander verwandelt wurde, daher ſo oft *Alexandria.* So ſey Ξανδραβατις das jetzige *Shanderbad*, aus dem Sanskritiſchen *Chandravatî* (*die mondähnliche*, *ſchöne*) entſtanden, und Alexandria am Paropamyſus ſuche man in *Kandahar*, *Chandranagara*, *Mondſtadt.* Daſs aber Alexander ſolche Namen auf ſich bezogen, zeige die Aenderung des Fluſsnamens *Chandrabhâgâ* in *Akeſines*, weil nach Heſychius Ξανδαραφαγος (*Chandrabhâgâ*, *Alexanderfreſſer*) zu ominös geweſen ſey. Endlich wird auf die Frage, warum die Indier auch nicht eine einzige Erinnerung an Alexander in ihren Schriften aufbewahren, geantwortet, weil die Macedonier mit den eigentlich gebildeten Indiern in gar keine Berührung kamen. Wir würden noch hinzufügen: und weil Alexanders Erſcheinung in Indien zu kurz vorübergehend war. Hr. *v. B.* hat die Bahn zu Aufhellungen des Alter-

*) Betrachtung der Lith. Sprache. Königsberg 1745.

thums fehr rühmlich betreten. Wir wünfchen ihm zu ferneren glücklichen Verfuchen der Art dauerhafte Gefundheit und ein langes Leben.

2) Hr. Prof. *Ellendt*, vortheilhaft bekannt als Philolog, befonders auch durch fein brauchbares Lehrbuch der Gefchichte für die oberen Claffen der Gymnafien. Königsb. 1827, geht in feiner Rede von der grofsen franzöfifchen Revolution aus, fchildert die feitdem hervorgetretenen beiden Parteyen, deren eine Alles neu haben will, die andere an dem Alten hängt, und fucht dann jene Meinungen im Verhältniffe des wahren Intereffe der Völker zu betrachten. Seine Betrachtungen find freymüthig, aber nicht im Sinne derer, welche Freymüthigkeit nur im fchnöden Herabziehen des Heiligen und Rechten finden. Es fpricht daraus ein ernfter, durch die Gefchichte genährter Geift. Als nothwendige Bedürfniffe der Völker in der jetzigen Zeit betrachtet er a) Ruhe und Frieden, b) Hinwegräumung der Hinderniffe, welche dem Reifen der Frucht ftiller Thätigkeit im Wege ftehen, c) zeitgemäfsen Unterricht, wovon die nächfte heilbringende Folge *fromme Genügfamkeit* feyn werde. Ungern verfagen wir uns, Einzelnes aus diefer lefenswerthen Rede auszuheben. Nur Eine Stelle möge hier Raum finden: „Es ift höchft lächerlich, wenn neuerdings mehrere fächfifche Schriftfteller geäufsert haben, es fey in Preuffen keineswegs ruhig. Als Beweife werden die Aufläufe in Aachen, Elberfeld, Königsberg und Stettin angeführt. Die Veranlaffungen des Tumults in Königsberg find wenig bekannt. Er war veranlafst durch die tyrannifche Blindheit eines angeblich Sachkundigen, der zum Hohne der Vernunft und der Menfchlichkeit zum Trotz auf den roheften Sperrmafsregeln beym Eindringen der Seuche beftand, ohne mit einem in Preuffen unerhörten Despotismus Einreden oder felbft Bekanntmachung entgegengefetzter Anfichten zu geftatten. Hervorgerufen wurde er durch die nothwendigen moralifchen und phyfifchen Folgen jener Grundfätze, namentlich gewaltthätige Beleidigung des fittlichen Gefühls und drückende Theurung. Befördert ward er endlich durch die Unfähigkeit untergeordneter Behörden und die zaghafte Unfchlüffigkeit der Militärbefehlshaber. Aber dafs nach der augenblicklichen Stillung diefer Unruhen fich felbft unter dem Pöbel irgendwo ein Geift blinden Widerfpruchs, höhnifchen Trotzes auf die Gewalt der Fauft oder verbrecherifcher Tadel der Regierung gezeigt hätte, davon find jene Schriftfteller den Beweis fchuldig geblieben."

3) Der Auffatz des Hn. *G. A. Faber* enthält vor dem, was die Auffchrift ankündigt, noch einige Bemerkungen über die Verhältniffe des Ordens zum päpftlichen Stuhle. Das Ganze wird Freunden der preuffifchen Gefchichte um fo willkommener feyn, als es aus archivalifchen Quellen gefloffen ift. Den Befchlufs machen 2 Beylagen. I. Ueber die Ausgaben des deutfchen Ordens in Rom. II. Auszug aus dem Berichte des Generalprocurators über eine Unterredung im lateranifchen Concilio 1513.

(*Die Fortfetzung folgt im nächften Stück.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Elberfeld*, b. Lucas: *Jubelfeier der Augsburgifchen Confeffion am 25 Jun.* 1830, in der lutherifchen (!) Kirche zu Elberfeld gefeiert (!) mit einer Vormittagspredigt vom Pfarrer und Superint. *Auguft Hülsmann* und einer Nachmittagspredigt vom Pfarrer *Carl Auguft Döring*. Ein Denkmal für die jetzt lebenden und nachkommenden Mitglieder obgedachter Gemeine. IV u. 36 S. gr. 8. (4 gr.)

Diefe Predigten, welche die Zeit ihrer Erfcheinung vor dem gröfseren Publicum nicht angeben, find uns erft mit der Oftermeffe d. J. zugekommen. Sie fcheinen auf befonderes Verlangen der Kirchengemeinde zu Elberfeld gedruckt worden zu feyn, und verdienen diefe Auszeichnung zwar nicht durch eine glänzende Beredfamkeit, aber durch ihre Einfachheit, Herzlichkeit und Wärme für die gute Sache des Evangeliums. Die *erfte* über *Matth.* 10, 18—20 ftellt *die Uebergabe des Augsburg. Bekenntniffes als eine höchft denkwürdige und wichtige Begebenheit* dar, indem fie a) *das Wichtigfte aus der Gefchichte diefer Begebenheit* erzählt, b) *warum fie fo wichtig und denkwürdig fey*, zeigt; und c) auf *die Wirkung ihres jetzigen Andenkens* hinweifet. Der erfte Theil S. 4—11 ift durchaus gefchichtlich, und hat uns durch die beygebrachten kleinen Züge aus der Gefchichte diefes grofsen Tages, z. B. S. 9: „*Die evangel. Fürften erhoben fich, um ftehend ihr Bekenntnifs abzulegen, wurden aber vom Kaifer felbft zum Sitzen veranlafst.*" — Ebendaf. „*Bis in die 3te Stunde währte die Vorlefung, und in dem Saale herrfchte die tieffte Aufmerkfamkeit und Stille*" — fehr angefprochen. Als wichtig wird im 2 Thl. diefes Bek. erklärt a) *weil es ein öffentliches Zeugnifs der Lehre unferer Kirche ift*, und b) *den Glaubensmuth, die Freudigkeit, die Treue und den frommen Sinn der ev. Fürften und Stände* zu Tage legt. Nach d. 3 Th. fodert diefes a) *zum Gefühle des Dankes gegen Gott*, und b) *zu heiligen Entfchliefsungen und Gelübden* auf. — Die *zweyte* Predigt erinnert in ihrem Eingange befonders an den *Freytag*, als den 25 Jun. 1530 und 1830: „*Ein fchöner bedeutfamer Tag! Schon feine Benennung, Freytag, hat etwas Anziehendes: die Wahrheit wird euch frey machen. Das mufste der Wahlfpruch der wegen der Wahrheit hart bedrängten, und für fie kämpfenden Proteftanten feyn*" u. f. w. Text *Actor.* 26, 22. 23. Thema nebft Difpofition: „Lafst uns *das A. Glaubensbek.* betrachten: a) *als ein göttliches*, b) *als ein menfchliches*, und c) *eine Anwendung* hievon machen. *Göttlich* ift es, α) *weil es aus dem Worte Gottes gefchöpft ift*; β) *an den göttlichen Sinn der Bekenner erinnert*; γ) *die Wege Gottes ins Licht fetzt*, und δ) *in feinen Wirkungen*. *Menfchlich* ift die A. G., α) durch *ihre menfchliche*, d. h. unvollkommene *Auffaffung der h. Schrift*, β) durch *ihre Entftehung und Bearbeitung*, γ) durch *die Mängel und Umftände* u. f. w. Hütet euch darum *vor Undank, Kälte und Gleichgültigkeit* gegen das Evangelium! Seht auch hier, wie es nichts hilft, *eine fchlechte Sache zu vertheidigen*, und eine gute Sache anzugreifen! Kämpft gegen *Aberglauben und Unglauben!*" — Beide Vorträge ftehen zu unferer Freude im Ton und in den religiöfen Anfichten einander ganz nahe, was nicht anders als vortheilhaft auf die betreffende Gemeinde wirken kann.

Χμϱ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1832.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KÖNIGSBERG, im Verlage der Gebrüder Bornträger: *Historische und literarische Abhandlungen der königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg (in Preussen). Herausgegeben vom Prof. Dr. F. W. Schubert* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

4. Hr. Dr. *Lehrs*, welcher durch sein *specimen quaestionum Aristarchearum* (Königsberg 1831) nicht geringe Erwartungen erregt hat, bringt auch in seinem Aufsatze über Helena eine sehr willkommene Gabe: Worte der Verehrung gegen *Goethe* eröffnen den Vortrag. An der Helena desselben wird besonders der metrische Theil gerühmt, in ihr sey die Schöpfung des Meisters der Theorie vorangeeilt. Den Uebergang auf das Thema bildet die Bemerkung, dass die alten Kritiker an ihren Dichtern immer hoch geachtet, was neuesten Ansichten kaum mit der Poesie verträglich scheine, Gelehrsamkeit. Darunter werden die Studien verstanden, wodurch der Dichter sich des Stoffes, Geistes und Sinnes seines Gegenstandes bemächtige, wie *Schiller* und *Goethe*, dieser besonders auch in der Helena es gethan, welche reich an Anspielungen auf mythische Ueberlieferungen sey, und dadurch Füllung, Schmuck und Eigenthümlichkeit erhalte. Wünschenswerth wäre eine gründliche Ausführung, wie die griechische Helena in die deutsche Volkssage gekommen. Dieser Aufsatz solle nur die Darstellungen der Helena im Mythus und den Schriftwerken des Alterthums vorlegen, doch nicht den ganzen Mythus erschöpfend, sondern vorzüglich nur die Darstellungen und Veränderungen, sofern sie ästhetischen Gesichtspuncten angehören, wie es denn überhaupt sehr belehrend sey, den Veränderungen der Sage nachzuspüren, in wiefern sie nicht aus abweichenden Localsagen, aus veränderter Zeitansicht, sondern aus ästhetischen Gründen und den Bedürfnissen der Dichter hergeflossen sey. Eine in diesem Sinne bearbeitete Mythologie der Tragiker wünschte schon *Lessing*. Dann wird von S. 85 an der Raub und die Rückkehr der Helena nach Homer erzählt und beleuchtet. Das Urtheil des Paris sey nicht Homerisch, und schon deshalb sey die Stelle *Il.* 24, 27—30 verdächtig, weil sie eine Andeutung desselben enthalte. *Il.* 4, 31—33 müsste seiner gedacht worden seyn, wenn es Homerisch wäre. Auch der Antheil Aphrodite's an der Entführung verrathe bey Homer (4, 406. 5, 423 u. 429) kein Versprechen. Woher aber die Vorliebe Aphrodite's für die Troer? Die Homerische Mythologie gebe selten Rechenschaft von den Ursachen der Parteyungen der Götter, welche sogar wider Erwarten auf diese oder jene Seite treten, wie (*Il.* 21, 441) Phöbus und (5, 832. 21, 413) Ares. Antheil der Helena an ihrer Entführung nach Homer. Zwar wird Paris als Hauptverschuldner betrachtet (*Il.* 3, 351 u. 6, 281): aber Helena ist nicht frey von Schuld. 2, 590 steht nicht entgegen. Nach 3, 386 hat sie ihre geliebteste Dienerin mitgenommen. Sie zeigt Reue 3, 172 ff. *Od.* 4, 259 ff. Dass Aphrodite sie bethört (*Il.* 5, 422 u. 3, 399), hebt nach Homerischer Ansicht die Schuld nicht auf: doch entschuldigen sie damit die Wohlgesinnten, wie Priamus (3, 162) und Penelope (23, 222). Und so steht sie trefflich behandelt im Homer da. Verführt von dem schönen Mann ist sie ihm freywillig gefolgt: aber bald fühlt sie Reue, sie empfindet Sehnsucht nach den Verlassenen: aber ihr bleibt nur übrig, das Ende des begonnenen Unheils abzuwarten. Immer gleich liebenswürdig steht sie als Frau in ihren Verhältnissen. Weder Menelaus, noch irgend ein griechischer Edler macht ihr einen Vorwurf. Nur einmal in gereizter Stimmung Achilles (19, 325) und Eumäus (14, 68). Eben so mild gegen sie denken die edleren Trojaner, besonders Priamus und Hektor (24, 762)). Mit grosser Zartheit werden die ihr bisweilen gemachten Vorwürfe von Homer nur erwähnt: nie hören wir sie selbst. Zart sey auch diess, und wahrscheinlich nicht von Homer erdichtet, dass Helena, als sie dem Paris folgte, sich ihm noch nicht in Liebe gemischt hatte, und dass Homer keine Kinder derselben erwähnt, wie sie bey Späteren vorkommen. Hierauf wird gezeigt, wie die folgenden Dichter die Entführung und das Wiedersehen darstellen, wobey wir dem Einzelnen nicht folgen können. Die vor einem Krieger mit entblösstem Schwerte fliehende Frau in *Millin's Monuments inédits II*, 306 hält der Vf. für die bey *Pausan. V*, 18 erwähnte Helena nach der von *Q. Smyrn.* 23, 356 ff. beschriebenen Scene. S. 109 wird noch *Stesichorus* Palinodie berührt und nach der Analogie mit *Pind. Ol.* 9, 45 und 1, 43 erklärt. Zuletzt wird noch dargelegt, wie die uralte Volksansicht sich durch muthwillige Verunglimpfungen mancher Dichter nicht habe an der Helena irre machen lassen: Umstände, woraus sich zeigt, dass Helena's Name in hoher Achtung blieb. Dass wir bey diesem Aufsatze uns etwas länger aufgehalten haben, hat seinen Grund in dem grossen Vergnügen, womit wir ihn gelesen. Möchte doch der Vf. oft

noch Aehnliches bringen! Vielleicht dürfen wir von ihm bald Helenens Gebrüderpaar, die herrlichen Dioskuren, auf ähnliche Weise behandelt erwarten. Noch ist uns keine Darstellung davon bekannt, wie sie allmählich schützende Gottheiten wurden, und als solche zu den Römern kamen.

5. Der Aufsatz des Hn. Consistorialraths Dr. *Mohnicke* ist für den in seiner Ueberschrift bezeichneten Gegenstand von grosser Wichtigkeit. Für das, was für die Reformation während derselben in Venedig vorging, bezieht sich der Vf. auf *Dan. Gerdesius Historia Evangelii saeculo XVI renovati cum variis monumentis eo pertinentibus. IV T.* Gröning. 1744—1752. 4. *Italia reformata*, und auf des Schotten Dr. *Thomas M'Crie* vortreffliche Geschichte der Fortschritte und Unterdrückung der Reformation in Italien im 16ten Jahrhunderte, trefflich übersetzt von Dr. *G. Friederich.* Lpz. 1829, und giebt dann als Einleitung zu den beiden bis dahin ungedruckten Ueberresten einige historische Erläuterungen (S. 175—191), woraus hervorgeht, welche Richtung die in Venedig versuchte Reformation mit dem Anfange des 17ten Jahrhunderts nahm. Man erfährt daraus manches Interessante über den Doge *Leonardo Donato*, den Senator *Dominico Molino*, *Paolo Sarpi*, *Fulgenzio Micanzio*, über den englischen Gesandten zu Venedig, *Heinrich Wotton*, und seinen Gesandtschaftsprediger *Wilh. Bedell*, den franz. Staatsrath *Philipp Mornay du Plessis*, *Joh. Diodati* u. A. Die beiden hier zum ersten Male gedruckten Ueberreste, welche der verstorbene Bischof *Münter* von einem Nachkommen des Joh. Diodati in Genf erhalten hatte, und Hn. Dr. *Mohnicke* zur Bekanntmachung übergab, sind ein Schreiben Diodati's an Mornay vom 20 Apr. 1608 und ein umständlicher Bericht eben desselben über seine Reise nach Venedig in der letzten Hälfte des Jahres 1608, beide in französischer Sprache. Es wird S. 188 ff. angenommen, dass der nach dem Jesuiten *Daniel, Hist. de France etc. à Paris* 1729. 4. *T.* 10. *p.* 394—396 (die Stelle ist zu Anfange des Aufsatzes abgedruckt), in Frankreich aufgefangene und von *Heinrich IV* nach Venedig geschickte Brief ebenfalls von Diodati gewesen sey, aber weder der hier zum ersten Male gedruckte Brief, noch der Reisebericht. Beide sind historisch von grosser Wichtigkeit. S. 190 wird aus Allem zusammengenommen in Beziehung auf *Paul Sarpi's* Pseudoprotestantismus bestätigt, was schon *Le Courayer* (*Vie de P. S.* vor der *Hist. du Concile de Trente p. LXIV*) von ihm behauptete: *Il étoit catholique en gros et quelquefois protestant en detail*, und *Le Bret*: „Sarpi war wirklich ein Katholik, aber kein römischer Katholik."

6. Hr. *Motherby* stellt in seinen beiden Aufsätzen sich als einen Mann nicht nur von sehr umfassender Sprachbildung, sondern auch als einen solchen dar, welcher in das innere Heiligthum der Sprache und der ihm bekannten Sprachen eingedrungen ist. Aus dem ersten seiner beiden Aufsätze lernen wir zuerst den schottischen Dialekt, dessen auch *Walther Scott* mitunter sich in seinen Romanen bedient hat, kennen, nicht als Gälisch oder Ersisch, welches auf den Gebirgen des Hochlandes und auf den Hebriden gesprochen wird, sondern als dieselbe Sprache, welche die Engländer reden, jedoch von dieser dialektisch so verschieden, dass selbst der Engländer das eigentliche *broad Scottish*, das ganz *Plattschottische*, kaum mehr versteht. Um zu zeigen, wie das Schottische sich für die Poesie habe ausbilden können, beschreibt Hr. *M.* das Land, deutet auf dessen reiche Sagen hin, auf die geistige Beschaffenheit und das Leben der Schotten, und kommt endlich auf die Sprache selbst. Er vergleicht sie mit dem Altdänischen, Französischen, Holländischen und Deutschen. Es zeigt sich bey dem letzten, dass im Schottischen sich bis auf den heutigen Tag mehrere Wörter dem Deutschen näher gehalten haben, als im Englischen, z. B. *birk*, Birke, *birch* — *kirk*, Kirche, *church* — *cleeding*, Kleidung, *clothing* — *kame*, Kamm, *comb* — *to neeze*, niesen, *to sneeze* — *starn*, Stern, *star* — *whilk*, welcher, *which* — *slippery*, schlüpfrig, *sleepy* — *stonern*, steinern, *stony*. Andere Wörter kommen im Englischen gar nicht mehr vor oder sind veraltet: *blate*, blöde, *to brouk*, brauchen, *to coff*, kaufen, *coupar*, Käufer, *craim*, Kram, *fremmit*, fremd; *hamsucken*, heimsuchen, *moudiwort*, Maulwurf, von *mool* oder *mould*, Erde, und *wort* aus *warp*, werfen, daher im Plattdeutschen *Molt*- oder *Multwurm*, Erdaufwerfer, *sib*, Verwandter, Sippe, *to spain*, entwöhnen, vom altdeutschen *Spunne*, die Mutterbrust, wovon *Spanferkel*, *cruizie*, Krus, Krug, *gair*, Gehre, *knag*, Knagge, *knuist*, Knust, *knubblock*, Knubbel, davon wahrscheinlich *Knoblauch*, *laverock*, Lerche, altdeutsch *Lewark*, *mang*, mang, mank, unter, daher *mengen*, *paddok*, Frosch, Kröte, in der Mark *Padde*, daher *Schildpatt*, *rung*, Runge, *sirk*, Stärke, junge Kuh. *Robert Burns* war geboren am 25 Jan. 1759 in einer ärmlichen Lehmhütte bey dem Städtchen Ayr im südwestlichen Theile von Schottland, und starb am 21 Juli 1796, nachdem er eine kleine Pachtung und zuletzt einen kleinen Steuerposten gehabt hatte. In die Geschichte seiner einfachen Lebensumstände hat der Vf. Uebersetzungen von Gedichten desselben, welche damit in enger Verbindung stehen, eingeflochten. Die gegebenen Proben zeugen alle von ächtem Dichtergeiste, und machen es erklärlich, wie *Burns* Gedichte bey seinen Landsleuten so schnellen Beyfall erhalten und ihm die Gunst der ersten Männer in Edinburgh erwerben konnten. Unter den mitgetheilten Proben befinden sich auch ein Paar grössere Gedichte, *Thomas von Schanter*, worin das grauenvolle Abentheuer eines Landmanns geschildert wird, der in einer schrecklichen Nacht etwas benebelt aus der Stadt nach Hause reitet, und bey der Kirche von Alloway einem Hexenspuk begegnet, und die *Vision*, worin sich dem Dichter die Muse Schottlands, *Coila*, zeigt, und ihn für den *Sänger der Natur* erklärt. Sehr originell ist in dem zweyten der Mantel der Muse beschrieben, auf welchem Schottland und dessen Merkwürdigkeiten zu sehen sind. Als Probe theilen wir hier nur ein kurzes Lied *an eine Waldlerche* mit:

Bleib, holder Sänger, flieh nicht bange
Vom zarten Zweige, der dich wiegt:
Ein liebender lauscht deinem Sange,
Der Klage, die ins Herz sich schmiegt.

Noch einmal jene süfsen Klänge!
O, lehr mich, wie man zärtlich klagt,
Wie ich erweich' ihr Herz voll Strenge,
Das kalt mir jede Gunst versagt.

War grausam deine kleine Schöne?
Verschloss sie deiner Qual ihr Ohr?
Denn Liebe nur lockt solche Töne
Aus schmerzbewegter Brust hervor.

Dein Lied, es singt von tiefem Harme,
Verzweiflungsangst, sprachlosem Schmerz:
Schweig, süsses Vögelchen! erbarme
Dich mein! sonst bricht mein krankes Herz.

Der zweyte Aufsatz des Hn. *Motherby* enthält viele treffliche Bemerkungen über den beregten Gegenstand. Am besten lernt man eine fremde Sprache in dem Lande, wo sie gesprochen wird, dann von Lehrern, deren Muttersprache sie ist. Im letzten Falle müssen die Stunden möglichst vervielfältigt werden. Zum Lernen einer fremden Sprache gehört ein feines Ohr und eine leichte Zuge. Diess ist durch treffende Bemerkungen recht fruchtbar gemacht. Besonders erfoderlich ist Sprachgedächtniss. Hiebey manches memorisch Gute. Um sich im Briefstile fremder Sprachen zu üben, übersetzte sich der Vf. aus fremden Ländern kommende Briefe, prägte sie dem Gedächtnisse ein, und übersetzte sie nach einiger Zeit zurück. Aehnliches hat seinen Schülern auch *Fr. Aug. Wolf* dringend empfohlen für das Lateinische. *Wie lernt und lehrt man das Eindringen in den Geist einer fremden Sprache?* Man sey und mache aufmerksam auf Etymologie, und lerne die Quellen des Wortschatzes kennen: ihre Kenntniss eröffnet uns Einblicke in den Geist, in die Gewohnheiten und Sitten des Volkes, dessen Sprache wir lernen. Hiezu lehrreiche Beyspiele aus dem Deutschen, Französischen und Englischen. Eingehen in synonyme Ausdrücke. Uebersetzen. Soll man treu und buchstäblich übersetzen, oder frey? Recht gut erörtert. Ebenso das Vorüben zum Sprechen. Zuletzt ganz Angemessenes über den Wohllaut der neueren Sprachen, welcher in einen absoluten und relativen getheilt wird. „Absolut wäre der Wohlklang einer Sprache zu nennen, welche verhältnissmässig mehr jener Laute enthält, die man nun einmal die schöneren nennt.“ Wir würden den absoluten Wohllaut nicht so ängstlich beschränken. Es giebt Gegenden, Oerter, Plätzchen, sogar Bauerwohnungen, wo es sogleich Jedem gefällt, wo Jeder sagt oder im Stillen denkt, hier möcht' ich immer seyn. In ihnen ist etwas, das absolutes Wohlgefallen erregt. So giebt es auch Sprachen, deren Lautung auch von dem sogleich als Wohllaut empfunden wird, welcher sie nicht versteht. Und das ist eben das Wesentliche des absoluten Wohllautes: denn dass jede Sprache ihren Wohllaut habe für den, der sie versteht, das hat neben dem Reize der Gewohnheit hauptsächlich seinen Grund in dem Zauber des Verständnisses, woran sich dann noch vielerley anknüpft, was diesen Zauber verstärkt. Begeistert schliesst der Vf. über die Kunst der Sprache, über Beredsamkeit und die Macht des Sprachgeistes. „Wen aber der mächtige Geist der Sprachen ergriffen und ihn eingeführt hat in ihren herrlichen und wunderbaren Tempelbau, wer eingetreten ist als ein Sehender über des Tempels Schwelle, vor dessen Blick' entfalten sich Wunder und Geheimnisse, es hält ihn ein mächtiger Zauber, und auf immer macht ihn jener Geist zu seinem Geweihten.“ Ihre *liebliche* Dichtungen f. *lieblichen* im ersten Aufsatze S. 44 halten wir für einen Druckfehler, *der* edle Pathos für *das* im zweyten S. 158 für einen Fehler.

Hr. Prof. *Schubert* bringt in seinem ersten Aufsatze einen sehr wichtigen Gegenstand zur Sprache: denn wenn schon die Kenntniss der Geschichte überhaupt sehr wichtig ist, so ist es gewiss die der Geschichte des Vaterlandes noch mehr. Und leider klagt Hr. *S.* nicht mit Unrecht über Mangel dieser Kenntniss nicht blos in Preussen, sondern auch anderwärts. Mit Recht erhebt er in dieser Beziehung die Schweiz, wo man in den Hütten der Sennhirten *Johannes von Müller* kennt, wo *Zschocke's* Schweizergeschichte von Hand zu Hand wandert, mit Recht auch Frankreich und England. In Deutschland zeichnen hier sich nur Nassau und Braunschweig etwas aus, mehr Baiern und Würtemberg. Mit Recht wird *Memmingers* noch nicht vollendete Beschreibung des Königreichs Würtemberg, von 1824—1829 sechs Hefte, als ein erfreulicher Beweis davon angesehen. In Beziehung auf Preussen wird zum Theil der Grund dieses Mangels in der allmählichen Zusammenstückelung des preussischen Staates gefunden, dessen Gesammtleben bis jetzt noch so jung ist. Der Vf. ist der Meinung, und darin dürfte wohl Niemand ihm entgegen seyn, den Eintritt des Hauses Hohenzollern als den Punct zu betrachten, wo ein gemeinsames Interesse alle Provinzen und Landschaften des preuss. Staates zu umschlingen beginnt. Das Glück, das dieses Haus über Preussen gebracht, leuchtet schon daraus ein, dass in 414 Jahren (von 1415 bis 1829) nur 14 Regenten, und unter diesen nur zwey gewesen sind, an deren Namen weniger dankbare Erinnerungen haften, während in anderen Staaten in dieser Zeit mehrere, zum Theil bis 21 und 23 und unter diesen mehr als zwey Regenten gelebt haben, welche für das Wohl ihres Staates nachtheilig wirkten. Dem Vorwurfe der Eroberung wird entgegengesetzt, dass Preussen auch Manches durch Erbschaft, durch treu geleistete Dienste, durch Kauf und freye Wahl erworben habe. Für die wenigen Flecken in der Geschichte desselben gewähre hohen Ersatz der Umstand, dass Preussen jetzt das einzige Reich sey, welches noch keinen allgemeinen Volksaufstand, keine Verschwörung erlebt habe, ein sicheres Zeichen der Weisheit und Milde der Regierung. Um so mehr Pflicht muss es seyn, die Kenntniss dieser Geschichte zu einem Hauptbildungsmittel jedes jugendlichen Gemüthes, zu einer kräftigen Befestigung der patriotischen Gesinnung jedes

Bürgers im Vaterlande zu wählen. Nun kommt der Vf. auf die Vernachlässigung der vaterländischen Geschichte und der Geographie und Geschichte überhaupt zurück. Wenn aber diese den höheren Schulanstalten zum Vorwurfe gemacht und S. 35 gesagt wird, dass, da seit 16 Jahren die philologischen und mathematischen Studien ein so erfreuliches höheres Leben auf den Gymnasien gewonnen, die naturwissenschaftlichen in dieser Zeit erst ihren Eingang auf denselben finden konnten, durchaus nicht so Wünschenswerthes von dem historischen und geographischen Unterrichte im Allgemeinen gerühmt werden dürfe: so können wir dem nicht beystimmen. Der naturwissenschaftliche Unterricht ist ohne allen Zweifel bis auf höchst wenige Ausnahmen die schwache Seite unserer Gymnasien, weil es an Lehrern für dieses höchst wichtige Fach noch gänzlich fehlt: für die Geographie und Geschichte wird wirklich viel gethan und geleistet. Dem Universitätslehrer der Geschichte kann es aber leicht entgehen, theils weil er als solcher leicht zu viel fodern kann, theils weil er als Mitglied der gemischten Prüfungscommission vorzugsweise nur diejenigen näher kennen lernt, welche die Gymnasien gar nicht oder nicht gehörig zu ihrer Ausbildung benutzten, und eben desshalb die Abiturientenprüfung scheuten und umgingen. Wenn nun gleichwohl nicht immer, und das wollen wir keinesweges in Abrede stellen, das Nöthige ganz geleistet wird, so folgt daraus noch nicht nothwendig, dass die Schuld an den Gymnasien liege. Wenn die Klagen des Vfs. über Mangel an Kenntniss der Geschichte überhaupt und der vaterländischen insbesondere gerecht sind, und daran zweifeln wir nicht, so muss ja wohl diese Kenntniss im Allgemeinen, im Volke und im Leben fehlen. Dann aber kann die Jugend davon wenig oder gar nichts mit in die Schulen bringen, dann soll die Schule auch ohne Unterstützung ausser ihr Alles allein bewirken. Dann aber kann sie auch so viel nicht leisten, als sie sonst leisten würde. Gerade so ist es mit der Muttersprache. Die Schulen thun recht viel für sie: weil aber ausserhalb so wenig mitgewirkt, ja sogar viel behindert wird, so genügt den Schulen oftmals der Erfolg ihrer Bemühungen nicht. Es muss hienach wohl Alles darauf ankommen, mehr Geographie und Geschichte des Vaterlandes ins Volk und ins Leben zu bringen, dann wird es eine Freude seyn, zu sehen, was die Gymnasien leisten. Einiges werden dazu allerdings auch die wissenschaftlich Gebildeten im Leben beytragen können: doch ist dieses von allen der längere Weg, und es müssen dazu unmittelbare Anstalten und Einrichtungen getroffen werden. Wenn weiterhin gefodert wird, dass die vaterländische Geschichte der Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit zum Mittelpuncte diene, so stimmen wir dem mit derselben Ueberzeugung bey, wie wenn dasselbe von der Muttersprache in Beziehung auf andere Sprachen gefodert würde. — Im 2ten Aufsatze theilt Hr. *S.* seinen von Jugend auf gehegten Plan zu einer Geschichte des preussischen Staats in 19 Bänden und 11 Ergänzungsbänden mit. *Bd. I.* Geschichte des Hauses Hohenzollern, bevor es die Mark Brandenburg erlangt hat. *Ergzbd.* 1. Gesch. der Mark Brandenb. bis auf das Haus Hohenzollern. *Bd. II.* Kurf. Friedr. I u. seine Zeit. *Bd. III.* Kurf. Friedr. II u. seine Zeit. *Bd. IV.* Kurf. Albrecht Achilles und Joh. Cicero. *Bd. V.* Joachim I und seine Zeit. *Bd. VI.* Joachim II und Markgr. Johann. *Bd. VII.* Joh. Georg und Joachim Friedr. *Bd. VIII.* Joh. Sigism. u. seine Zeit. *Ergzbd.* 2. Cleve, Jülich, Berg, Mark, Ravensberg u. Ravenstein. *Ergzbd.* 3. Abth. 1. Das Land Preussen unter dem Orden. *Abth.* 2. Das Herzogthum Preussen unter Albrecht und Albrecht Friedr. *Bd. IX.* Kurf. Georg Wilh. u. seine Zeit. *Bd. X.* Friedrich Wilh. der Gr. bis zur Souveränetät Preussens. *Ergzbd.* 4. Pommern. *Ergzbd.* 5. Magdeburg, Halberstadt, Minden. *Bd. XI.* Der preuss. Staat unter Friedr. Wilh. dem Gr. als Souverän. *Bd. XII.* Der pr. Staat unter Friedr. III, als König Friedr. I. *Bd. XIII.* Der pr. Staat unter Friedr. Wilh. I. *Bd. XIV.* Der pr. Staat unter Friedr. II bis zum Anfange des 7jährigen Kriegs. *Ergzbd.* 6. Schlesien. Ostfriesland. *Bd. XV.* Der pr. Staat unter Fr. d. Gr. während des 7jährigen Kriegs. *Bd. XVI.* Der pr. Staat bis zu Friedrichs Tode. *Ergzbd.* 7. Westpreussen vom Thorner Frieden bis zur ersten Theilung Polens. *Bd. XVII.* Der pr. Staat unter Friedr. Wilh. II. *Ergzbd.* 8. Anspach und Baireuth. *Bd. XVIII.* Der pr. Staat unter Friedr. Wilh. III bis zum Frieden von Tilsit. *Bd. XIX.* Bis zum 2ten Pariser Frieden. *Ergzbd.* 9. Posen und Neuvorpommern. *Ergzbd.* 10. Herzogth. Sachsen, Lausitz. *Ergzbd.* 11. Westphalen, Rheinprovinzen. Wer möchte dieses Werk von der Hand des Vfs. nicht vollendet wünschen? — In No. 3, einer 1829 in Gegenwart der versammelten Stände gehaltenen Rede, schildert Hr. *S.* die unter Georg Wilhelm durch die *querulirenden* und *protestirenden Stände* herbeygeführte traurige Lage Preussens in politischer, bürgerlicher und wissenschaftlicher Beziehung, und deutet dann kurz an, wie es von Friedrich Wilhelm d. Gr. bis auf Friedrich II immer besser geworden, unter Friedrich Wilhelm III aber dahin gekommen sey, dass in Preussen die freyeste, unbeschränkteste Entwickelung des menschlichen Geistes in jeder Beziehung walte, und zwischen Volk und Fürst die innigste Liebe herrsche. S. 155: wir werden ewig *davon* eingedenk seyn, scheint *davon* ein Druckfehler für *dessen*.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1832.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Königsberg, im Verlage der Gebrüder Bornträger: *Historische und literarische Abhandlungen der königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg* (in Preussen). Herausgegeben vom Prof. Dr. *F. W. Schubert* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

In der Einleitungsrede No. 4 vom 18 Januar 1832 wird der ein Jahr früher über die *politische Intervention* gehaltenen Rede gedacht, und die Bestätigung des damals Gesagten in den seitdem gefolgten Ereignissen gefunden. Neben dieses die Gemüther bewegende allgemeine Interesse werden zwey noch grössere gestellt, *Religion* als Deckmantel für starres Halten an eigenthümlichen kirchlichen Verhältnissen, an verjährten Satzungen und Instituten, als Deckmantel für Priesterwahn und Priesterherrschaft, und *Geld*. Schilderung der Wirkungen beider. Daraus folge der überreizte, scheinbar unnatürliche Zustand der meisten Völker Europa's, dessen Anblick den Gebildeten um so mehr in Anspruch nehmen müsse, je höher jetzt die geistige und sittliche Bildung wirklich stehe. Dass aber diese Bildung da, wo man nach ihr strebt, hoch gestiegen sey, darin stimmen auch wir aus Ueberzeugung bey trotz der frömmelnden Schreyer, welche durch Behauptung des durch die Erbsünde bewirkten Gegentheils Gott lästern.

8. Hr. Dir. *Struve* spricht, wie zu erwarten war, sehr gründlich und scharfsichtig von Veranlassung und Absicht der genannten Horazischen Ode. Er theilt nach Berührung manches ungebührlich darüber Vorgebrachten die verschiedenen Meinungen in zwey Classen, deren eine den *vir tenax propositi* für die Hauptsache der Ode ansieht, wie der Commentar des *Cruquius*, *Jani* und *Mitscherlich*, die andere aber der Juno Rede, wie *Tanaquil Faber*. Obgleich mit Recht *Jani* ehrend, weist der Vf. dennoch dessen Ansicht aus einem doppelten Grunde ab. a) Horaz bediene sich in Gelegenheitsgedichten zur Ausschmückung des kürzer hingestellten Hauptgedankens des reichen Schatzes griechischer Götter- und Helden-Sagen: wo aber ein grosser Theil eines seiner Gedichte sich auf römische Mythe und Geschichte beziehe, da sey diess immer Hauptsache. b) Horaz selbst habe am Schlusse dieser Ode bezeichnet, was in ihr ihm Hauptsache sey, *sermones deorum*, denen seine Muse nicht gewachsen war, weshalb er deren Rede hemme, wie II, 1, wo sie die Leiden der Bürgerkriege singen wollte. Hierauf wird *Tanaquil Faber* widerlegt, welcher, verleitet durch eine Stelle bey *Suet. Jul. Caes.* 79, 5, wo von einem Gerüchte gesprochen wird, dass Cäsar die Absicht gehabt habe, Troja oder Alexandrien zur Hauptstadt des römischen Reichs zu machen, diess auf Augustus übertrug, und nun Horaz die Absicht beylegte, er habe durch diese Ode mittelst der Rede der Juno August davon abrathen wollen. S. 181 wird die Stelle Suetons in Beziehung auf Cäsar als Gerücht sinnreich erklärt. *Fabers* Meinung aber wird aus vier Gründen verworfen. a) Suetons Stelle lässt sich auf August nicht deuten, und es steht ihr für diese Deutung kein einziges Zeugniss zur Seite; b) zu *Fabers* Annahme passt die Ode selbst gar nicht, und die beiden ersten Verse stehen damit in geradem Widerspruche; c) die der Ode von *Faber* untergelegte Absicht passt nicht zu den Umständen, unter denen ein solcher Plan gefasst seyn könnte. Wir finden gar keinen historischen Grund, weshalb dem August die Verlegung des Reichssitzes von Rom hätte wünschenswerth seyn können. d) Der angebliche Zweck der Ode passt nicht zu Horazens individuellen Verhältnissen. Dazu wird Folgendes bemerkt. Horaz stand zu August und dessen Familie nicht in so nahen Verhältnissen, als Virgil. Daher fragte August, als er zweifelhaft war, ob er die Herrschaft niederlegen solle, und Agrippa und Mäcenas darüber verschiedener Meinung waren, wie *Donatus de Virgilii vita* erzählt, noch den Virgil, nicht Horaz. Hierauf wird gezeigt, dass es in Folge der früheren Verhältnisse Horazens zu August nicht anzunehmen sey, Horaz habe als Gegner einer Absicht des August auftreten können, und dass Horaz nie eine Ode in der Absicht geschrieben habe, dass sie ein Vorstellen des Dichters an den Herrscher sey. Nun stellt Hr. *St.* seinen eigenen Erklärungsversuch auf. Virgil hatte seine Aeneide unvollendet hinterlassen. In ihr ist Juno von Wuth und Rach' entbrannt gegen Alles, was Trojanisch ist. Jupiter hat den Aeneaden ein grosses Loos bestimmt. Für diese musste Juno's Hass etwas Beängstigendes haben. Es fehlte in der Aeneide die Aussöhnung. Und eben diese wollte Horaz lyrisch ergänzen und zeigen, wie Virgils Juno dem Grolle gegen die Römer als Abkömmlinge der verhassten, von ihr leidenschaftlich verfolgten Trojaner entsagt habe. Das Einzelne müssen wir der eigenen Lesung überlassen. *Voss* hat seiner Uebersetzung dieser Ode die Ueberschrift gegeben: Auf den vergötterten Augustus, den Bezwinger des Antonius, der ein oströmisches Reich zu stiften vorhatte. Um ihretwillen

zählt Hr. *St. Voss* mit zu denen, die *Fabers* Meinung zugethan sind. In einem kurzen Nachtrage macht er aber die richtige Bemerkung, das Wörtchen *der* in *Vossens* Ueberschrift scheine sich auf Antonius zu beziehen, und verspricht darüber noch eine kleinere Abhandlung. Er wird dadurch die Freunde des Horaz erfreuen: denn wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir hoffen, er werde seine Ansicht auch gegen *Voss* geltend machen, wie viel dieser sonst auch vor Anderen voraus hätte.

— *gv* —

GÖTTINGEN, in der Dieterichschen Buchhandlung: *Ueber den gegenwärtigen Zustand und die Wichtigkeit des Hannöverschen Harzes.* Von Dr. *J. Fr. L. Hausmann*, königl. grossbrit. hannöverschem Hofrathe u. ordentl. Professor, Ritter u. s. w. Mit sechzehn Anlagen. 1832. XX u. 412 S. u. 16 Tabellen theils in 4., theils in Folio. Das Werk selbst gr. 8. (3 Thlr.)

Das Werk ist ein Product der Zeitverhältnisse. Mancherley ungünstige Conjuncturen haben in Deutschland auf den Handel mit den wichtigsten Erzeugnissen der vaterländischen Bergwerke eingewirkt. Ganz besonders wird davon der Harz betroffen. Die bedrängte Lage, in welche der dortige Bergwerkshaushalt versetzt ist, muss schleunige und kräftige Hülfe in Anspruch nehmen. „Eine Gewährung derselben in hinreichender Masse wird nur dann zu hoffen seyn, wenn diejenigen, in deren Hand sie liegt, von der Ueberzeugung durchdrungen sind, dass der Harz eine solche Unterstützung verdient; dass sein Haushalt nicht bloss unmittelbar einer zahlreichen Bevölkerung Unterhalt verschafft, sondern auch durch seine Productionen einen grossen Einfluss auf die übrigen Provinzen ausübt, und dass daher die Erhaltung der Berg- und Hütten-Werke des Harzes im genauesten Zusammenhange mit der Wohlfahrt des ganzen Landes steht." In solcher Beziehung Aufklärung über den Harz zu gewähren, ist die Tendenz der vorliegenden Arbeit, deren Verfasser wegen seiner anerkannten Fach-Tüchtigkeit im Allgemeinen sowohl, als im Besonderen wegen seiner bekannten früheren und jetzigen amtlichen und wissenschaftlichen Beziehungen zu dem Harzlande, als dazu völlig berufen angesehen werden kann. Daneben war es seinem Zwecke besonders förderlich, dass ihn hohe Begünstigungen in den Stand gesetzt hatten, die vorhandenen authentischen, den Harzhaushalt betreffenden Nachrichten benutzen zu können.

Der Vf. reihet an eine kurze Schilderung der Natur des Harzes, in Bezug auf geognostische, klimatische, vegetative Verhältnisse, und der Eigenthümlichkeit seiner Bewohner, eine gedrängte Uebersicht der verschiedenen Hauptzweige des dortigen Bergwerkshaushalts, und verbindet damit die Darstellung des technischen und ökonomischen Zustandes, der Verfassung und Verwaltung jenes Haushalts, einen Ueberblick des Handels mit seinen Producten und eine Nachweisung der hohen Wichtigkeit des Harzes für das Land. Es kann dem Rec. unmöglich gestattet seyn, in das überreiche, aber mit grosser Ordnung, musterhafter Schärfe und möglichst geringem Wortaufwand aufgestellte Detail von allen Verhältnissen des Harzes einzugehen, welches uns Hr. *H.* hier vorlegt. Neben dem alten Wohlbekannten, das in wenigen Zügen gründlich dargelegt ist, erhalten wir so viel Neues und Ansprechendes, dass man das ganze Buch sehr gerne und mit grosser Belehrung nicht bloss durchlaufen, sondern vielmehr gründlich lesen und studiren wird. Es giebt uns im eigentlichen Sinne ein treues Gemälde des interessanten Gebirgslandes. Aber nicht bloss in der engeren Beziehung auf den Harz ist das Werk von Bedeutung: es stellen sich darin auch sehr zahlreiche Verhältnisse und Berücksichtigungen in einer solchen Allgemeinheit der Anwendung heraus, dass sie, unter gehöriger Modification nach den localen Erfodernissen, zugleich vortheilhafte Winke und Andeutungen für andere deutsche Bergwerks-Reviere darbieten. Recht sehr nützlich kann daher das Werk in der Hand eines jeden werden, dessen Beruf es ist, den Bergbau mit den näheren oder entfernteren Beziehungen desselben zu seinem eigenen Gedeihen und zum Nutzen seiner Umgebungen im Grossen und Einzelnen zu beobachten, dabey mit Rath und That unterstützend einzuwirken, und die Administration desselben in höherem oder tieferem Standpuncte zu leiten.

Was den Harz, bey den offenbaren Vorschritten der technischen Cultur seiner Berg- und Hütten-Werke, vorzugsweise drückt, und sein Bestehen fast unmöglich macht, sind die schon erwähnten ungünstigen Handels-Conjuncturen für die Bergwaaren oder die Preisveränderungen, welche dieselben seit dem Anfange dieses Jahrhunderts durch politische und andere Verhältnisse erlitten haben. Hr. *H.* liefert S. 315 eine übersichtliche Zusammenstellung der Hauptproducte des Harzes, in welcher angegeben sind: 1) die Preise kurz vor der französischen Landes-Occupation im ersten Quartale d. J. 1803; 2) die Preise zur Zeit der Continentalsperre im J. 1811; 3) die Mittelpreise in den Jahren von 1820 bis 1826, und 4) die Durchschnittspreise im J. 1830. Rec. kann sich nicht versagen, diese Zusammenstellung, als eine traurige Erinnerungstafel der auf dem deutschen Bergbau schwer lastenden Zeit, hieher zu setzen:

	1803 Thlr.	1811 Thlr.	$18\frac{20}{26}$ Thlr.	1830 Thlr.
Bley	$6\frac{1}{2}$	10	$6\frac{1}{2}$	$3\frac{5}{6}$
Glätte	$5\frac{1}{2}$	$9\frac{1}{3}$	$6\frac{1}{10}$	$3\frac{5}{6}$
Kupfer	33	40	28	$27\frac{1}{2}$
Zink	18	20	$7\frac{1}{2}$	$4\frac{1}{2}$
Schwefel	$7\frac{1}{3}$	$18\frac{1}{3}$	$5\frac{1}{3}$	$2\frac{5}{6}$
Weisser Vitriol . . .	8	9	$6\frac{1}{4}$	$3\frac{5}{6}$
Grüner — . . .	$1\frac{1}{2}$	2	$1\frac{1}{2}$	$2\frac{1}{4}$
Blauer — . . .	—	8	7	$6\frac{1}{3}$

Sämmtliche Preise beziehen sich auf das Quantum eines Centners.

Sind wohl Aussichten vorhanden, dass in solcher Beziehung eine bessere Epoche in der nächsten Zeit für den deutschen Bergbau erwartet werden kann? Das Bley ist neben dem Eisen das wichtigste deutsche Bergwerks-Product; am Harze selbst ist die Eisenerzeugung gegen die Bleyproduction nur untergeordnet. Die seit 1822 ungeheuer gesteigerte Bley-Erzeugung in Spanien hat dem deutschen Bley- und Silber-Bergbau den grossen Stoss versetzt. Hr. *H.* hat im J. 1829 Spanien selbst bereist, und namentlich den grossen Bergbau auf Bley auf der *Sierra de Gador* im Gebirge von Alpujarras besucht. Nach ihm betrug die Bleygewinnung in Spanien früher nur jährlich 30,000 bis 32,000 Centner, jetzt kann man sie dagegen auf ungefähr 600,000 Centner anschlagen. Die Trostgründe, welche Hr. *H.* hinsichtlich dieser nachtheiligsten Concurrenz uns giebt, scheinen nicht sonderlich kräftig zu seyn; denn wenn auch die dortigen Erze nicht auf regelmässigen, in das Feld und in die Teufe zusammenhängend fortsetzenden Gängen oder Lagern, sondern mehr nester- oder putzenartig sich finden; wenn auch der dermalige Bergbau in seiner Unvollkommenheit das Niedergehen in bedeutende Tiefen nicht gestattet, und der ganze Betrieb höchst räuberisch betrieben wird; wenn auch selbst die spanische Regierung sich veranlasst gesehen hat, um ein Steigen der Erzpreise zu bewirken, den Grubenbetrieb fünf Monate lang im Jahre ruhen zu lassen: so möchte in allem diesem doch nicht viel Heil für die Beseitigung der Concurrenz für Deutschland zu suchen seyn. Die spanischen Bley-Lagerstätten scheinen immer noch zu reich zu seyn, als dass der deutsche Bergbau auf ihre Ausgewinnung oder nur auf ihr Aermerwerden warten könnte; andere Theile von Spanien besitzen noch reiche Erzreviere in Menge, und die aufgewachte Bergbaulust wird sich im Lande bald weiter verbreiten, worauf auch Hr. *H.* selbst aufmerksam macht. Die Begünstigungen, welche die Regierung dem Bergbau vielseitig widerfahren lässt, werden ebenfalls dahin wirken, und die Cultur des technischen Betriebes wird auch zuverlässig in Spanien bald auf einen besseren Fuss kommen, um so mehr, als die Regierung es sich angelegen seyn lässt, in dieser Beziehung unterstützend auch dadurch einzuwirken, dass sie viele ihrer jüngeren ausgezeichneteren Bergwerks-Beamten ins Ausland sendet, um dort theoretische und praktische Kenntnisse sich zu sammeln. Zu diesem treten nun noch die ganz richtig von Hn. *H.* angedeuteten sehr grossen Besorgnisse, welche durch die mit jedem Jahr in Nordamerika wachsende Bleyproduction erregt werden. Für England und den Harz ist bereits dadurch der dortige Markt gesperrt; und wenn die Bleyproduction, wie zu erwarten ist, sich noch vermehrt, so wird Nordamerika bald im Stande seyn, Bley auszuführen. — Zu diesen Haupt-Bedrohungen des Bleydebits für die Zukunft kommen noch andere von geringerer Bedeutung, welche wir hier nicht ausheben können, sondern desshalb auf unseren Vf. verweisen müssen; derselbe führt sogar sehr gut aus, dass die Lage, in welcher der Bergwerkshaushalt des Harzes sich befindet, eine noch ungleich bedenklichere ist, als die der englischen und französischen Bleybergwerke.

Hr. *H.* hält dafür, dass man in der gegenwärtigen Lage des Haushalts der Hannöverschen Bley- und Silber-Bergwerke zunächst an folgende Hülfsmittel denken müsse: 1) Verminderung der mit der Gewinnung der Bergwaaren verbundenen Kosten, 2) Verbesserung des Betriebs des Bergwaaren-Handels und 3) Beförderung inländischer Fabricationen, bey welchen Bergwaaren gebraucht werden.

In Bezug auf das erste Mittel glaubt er, dass die Aussicht zu einer wesentlichen Verminderung der Productionskosten durch die Einführung des englischen Flammofenprocesses eröffnet werden könnte, worin Rec. sehr einstimmt. Ist doch dieser Flammofenprocess bereits zu Holzappel an der Lahn mit dem glücklichsten Erfolge eingeführt worden! Aehnliche Beschaffenheit der Erze und des Brennmaterials wie hier finden wir auch am Harze und noch an manchen anderen Puncten Deutschlands, wo man sich ebenfalls mit aller Macht auf diese grossartige und namentlich in ökonomischer Hinsicht höchst wichtige Verbesserung des Hüttenwesens legen sollte.

In Bezug auf das zweyte Hülfsmittel bemerkt Hr. *H.*, dass die Verhältnisse, in welchen sich die Hannöversche Berghandlung, wie jede andere ähnliche *Handels-Behörde*, befinde, von der Art seyen, dass weder sie selbst, noch die von ihr abhängigen Factoreyen, so freye Hand in ihren Unternehmungen hätten als Privathandlungen, die keiner anderen Person über die auf ihre Geschäfte sich beziehenden Massregeln Rechenschaft abzulegen hätten. Es ist eine anerkannte Sache, dass aus recht vielen Gründen Handelsbehörden niemals unter gleichen Verhältnissen mit dem Privathandel gleichen Schritt halten können. In dem vorliegenden Falle scheint sich dieses recht lebhaft herauszustellen. Problematisch bleibt es daher immer, ob die gut motivirten und im Detail entwickelten Vorschläge, welche Hr. *H.* für die Verbesserung des commerciellen Geschäfts am Harze macht, sich in der Praxis eben so bewähren werden, als sie gut durchdacht und gemeint sind. Das Haupthinderniss wird immer die Schwerfälligkeit bleiben, welche bey einer solchen Geschäftsführung *durch eine Behörde* ganz unvermeidlich ist. Die Vorschläge, welche Hr. *H.* zur Verbesserung der Geschäfte der Berghandlung macht, laufen, im Allgemeinen aufgefasst, auf folgende drey Dinge hinaus: 1) Bewirkung eines möglichst raschen Umsatzes durch angemessene Preisbestimmungen; 2) Beschleunigung, Vereinfachung des Geschäftes und Erhöhung des damit verknüpften Vortheils, durch möglichst directe Betreibung des Handels; 3) Erweiterung des Handels durch Aufsuchung neuer Wege für den Absatz.

Das dritte Hülfsmittel, Beförderung industrieller Unternehmungen, bey welchen Bergwaaren verbraucht werden, ist ein solches, welches nicht bloss auf den Harz, sondern auch auf andere Bergwerks-Reviere treffliche Anwendung finden kann. Die Darstellung

desselben ist von Hn. *H.* mit vieler Umsicht ausgeführt worden; von staatswirthschaftlicher Seite verdient sie sehr volle Beherzigung. Der Vf. macht besonders aufmerksam auf die Anlagen zur Fabrication von Walzbley und bleyernen Röhren, von Schrot, englischer Schwefelsäure, Bleyweiss, Casseler Gelb, Mennige, Bleyzucker, von Töpferwaaren und Dachziegeln, von Glaubersalz und Natrum u. s. w.

Von ganz besonderem Interesse, und zwar von einem allgemeinen für das ganze nördliche Deutschland, sind die von dem Vf. ausführlich mitgetheilten Versuche über die Qualität des jetzt vorzüglich mit dem inländischen im Handel concurrirenden englischen Stabeisens, wodurch dargethan wird, dass das englische Stabeisen hinsichtlich seiner inneren Güte dem Harzer und daher gewiss auch manchem anderen norddeutschen, namentlich dem rheinischen, weit nachstehe, daher die Consumenten bey dem Ankaufe des wohlfeileren, englischen Stabeisens nur scheinbar gewännen. Die angestellten Versuche verdienen allerdings noch mehrfache Bestätigung, besonders wenn man danach über *jedes* englische Stabeisen absprechen soll: indess ist es höchst verdienstlich, darauf schon in einem solchen Masse aufmerksam gemacht zu haben, wie es der Vf. gethan hat. Er gründet darauf seinen Vorschlag einer angemessenen Impostirung des ausländischen Stabeisens, um dem Hannöverschen hinreichenden Absatz zu verschaffen. Was in dieser Beziehung für Hannover gerathen wäre, würde sich auch auf manche andere norddeutsche Staaten vortheilhaft anwenden lassen.

In dem Schlussabschnitt des Werks: *Wichtigkeit des Harzes für das Land*, welcher zwar mit besonderer Vorliebe, aber doch, wie es scheint, mit durchgreifender Wahrheit und nach vollkommener Ueberzeugung ausgearbeitet ist, finden wir namentlich folgende Puncte ausführlich geschildert und erörtert: Standpunct, von welchem der Harz hinsichtlich seines Werthes für das übrige Land zu betrachten; Wichtigkeit des Harzhaushaltes in Beziehung auf die Versorgung der Harzbewohner; Gewinn, den die Bewohner des Königreichs Hannover aus dem Harzhaushalte ziehen; Erlangung von Mitteln für verschiedenartigen Erwerb durch die Producte des Harzes, die das Material zu mannichfaltigen Arbeiten darbieten; industrielle Gewerbe, die durch die Nähe des Harzes begünstiget werden; Vortheile, die der Harz industriellen Gewerben des Landes gewährt, welche zu ihm in entfernteren Verhältnissen stehen; günstiger Einfluss des Harzes auf den Absatz der Erzeugnisse des Landes; Vortheile, die der Harzhaushalt den Landbewohnern durch unmittelbare Darbietung von Arbeit und Verdienst gewährt; Einfluss des Harzhaushalts auf die Erhaltung und Vermehrung des National-Vermögens; Werth der Bergwerksproducte des Hannöverschen Harzes; Bestimmung des Werthes, der durch die Productionen des Harzes dem Nationalreichthum jährlich zugeht; Wichtigkeit der Productionen des Harzes auf die Handelsbilanz des Königreichs; Einfluss des Harzhaushalts auf die Geldcirculation im Hannöverschen; reine Ueberschüsse des Harzhaushalts; Wichtigkeit der Productionen des Harzes für die Vertheidigung des Landes; Einfluss des Harzhaushaltes auf intellectuelle Ausbildung.

Wenn das sehr nützliche Buch recht viele Leser findet, wie Rec. ihm herzlich wünscht, dann dürfte es sicher wesentlich dazu beytragen, dass die Wahrheit des ihm vorgesetzten noch sehr wahren Motto's, zum Gewinn der Sache, immer mehr aufgehoben wird: *„Il n'est point d'objet sur lequel on rencontre communément plus d'opinions erronées que sur les mines."* (*Héron de Villefosse.*)

Druck und Papier sind lobenswerth.

K. H.

KURZE ANZEIGEN.

Ausländische Sprachkunde. *Leipzig*, b. Kollmann: *Kleines Buchstabir- und Lese-Buch* für Anfänger, oder praktische Methode, die englische Sprache durch zweckmässige Ausübung zu erlernen, von *G. Crabb.* Dritte Aufl. sehr verbessert, vermehrt und mit einer Vorrede versehen von *L.* 1830. VI u. 164 S. 8. (9 gr.)

Ein sehr nützliches Büchlein, nur nicht für Anfänger. Wer noch nichts von der englischen Sprache weiss, wird ungeachtet des in der Vorrede gegebenen Schlüssels niemals aus diesem Buche auch nur annäherungsweise lesen lernen. Wer aber bereits lesen kann, dem wird es Mittel darbieten, in einzelnen Fällen sich schnell der richtigen Aussprache zu erinnern. Rec. hält es für seine Pflicht, hierauf aufmerksam zu machen. — Die Ausführung des Planes ist ziemlich gelungen zu nennen. Was der Herausgeber dieser 3ten Auflage dabey geleistet, sagt die Vorrede. Für eine künftige Auflage bemerkt Rec. noch Einiges, was der Benutzung des Buches jetzt noch im Wege steht.

S. V wird gesagt: *j* werde durch *dj* bezeichnet, und nachher ist *y* im Anfange des Wortes auch mit *dj* dargestellt. Das ist offenbar fehlerhaft. So steht auch S. 2 *ja*, *je*, *ji* und *ya*, *ye*, *yi* u. s. w., mit gleicher Aussprache versehen. Mit dem scharfen und sanften ss und s kommen auch Verwechselungen vor, als S. 17 *grease* = grihss, wohl besser: grihs'. S. 51 findet sich *your* = juhr, dagegen *youth* = djuhth, welches unbegreiflich erscheint, zumal da bisweilen auch *ge* = dj angegeben ist, z. B. S. 145. Diese und ähnliche Inconsequenzen können leicht den ungeübten Schüler irre machen. Uebrigens sind deren nicht viele, und die Uebungen im Ganzen zweckmässig.

Z. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1832.

KIRCHENGESCHICHTE.

Halle, b. Schwetschke u. Sohn: *Archiv für die Geschichte der kirchlichen Reformation in ihrem gesammten Umfange.* Herausgegeben von *Carl Eduard Förstemann*, Secretär der königl. Universitäts-Bibliothek zu Halle. I Band. 1 Heft. *Des Kanzlers Dr. Brück Geschichte der Religionshandlungen auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre* 1530. 1831. XXXII u. 216 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Fast dürfte man im wörtlichen, nicht bloss bildlichen Sinne sagen, dass das 16te Jahrhundert, wenigstens mit seinen glänzendsten Jahren und Tagen, immer mehr aus dem Strome der Vergangenheit wieder auftauche, und sein ungemein reiches und bewundernswürdiges Leben in dessen vielartigsten Gestaltungen, ja in dessen tiefsten Beziehungen, vor dem 19ten Jahrhundert gleichsam noch einmal in völliger Kraft entfalte. Gewiss schon jetzt, nächstkünftig aber noch weit mehr, können die gründlichen Forscher und Kenner der Geschichte alle die einzelnsten Fäden des Gewebes jener grossen Ereignisse, sowie deren feinsten Verschlingungen, weit mehr und richtiger angeben, und mit einer ungleich grösseren Schärfe nachweisen, als sogar die Männer, welche selbst dabey thätig oder wenigstens die nächsten Zuschauer waren, und können mehr in jenem Zeitalter zu Hause seyn, als in der Gegenwart, ja sogar in ihrem eigenen Leben. Denn auch *da* bleibt nur allzu Vieles für das Auge des sorgfältigsten und hellsichtigsten Beobachters dunkel und räthselhaft, indem die Causal- und andere Beziehungen der Begebenheiten von dem Geräusch und Schimmer des Lebens unkenntlicher gemacht, und ihre Beurtheilung erschwert werden. Aber *dort* geschehen nicht selten unerwartete Entdeckungen, und der rastlose Fleiss der wackersten Geschichtsforscher, wie der thätige Antheil, den Alles an einer ausgezeichnet wichtigen Zeit nimmt, hellt Eine Dunkelheit, Eine Ungewissheit oder Einen Zweifel nach dem anderen auf. Worte, die man für längst verklungen erachtet hatte, fangen wieder an zu tönen, und das Gute, wie das Schlechte, zeigt sich immer deutlicher in seinem eigenthümlichsten Lichte.

Einen neuen höchst dankenswerthen Beytrag hiezu verspricht der Anfang der hier vorliegenden Sammlung von noch bis jetzt ungedruckten Urkunden aus der Zeit der Reformation; eine Sammlung, welche sich an ihre sehr schätzbaren Vorgängerinnen, von der *Kappischen* bis auf die *Lindnerische* (vrgl. Jen. A. L. Z. 1832. Ergänzbl. No. 4), würdig anreiht. Ihr erstes Heft liegt vor uns, und bietet uns sogleich eine Handschrift dar, welche man ganz füglich ein Seelengemälde nennen könnte, das wie mit einem Zauberschlage alle geneigten Beschauer in das Jahr 1530 und 1531 versetzt, und ihnen insbesondere die Gemächer, die innersten Gemächer der evangelischen Fürsten, Stände und Gelehrten öffnet, um sie zu Zeugen ihrer geheimsten Reden, Berathungen und Entschlüsse zu machen. Wir meinen die auf dem Titel des *Förstemannischen* Archivs genannte *Brückische* Schrift, welche man *mémoires* nennen könnte, wenn sie mehr selbstständig, oder auf eigenem Fusse ruhend erschiene, während sie lieber polemisirend an eine unbedeutende Gegnerin sich anschliesst. Sie sollte nämlich die Widerlegung eines, im Jahr 1530 zu Augsburg mit einem kaiserlichen Privilegium erschienenen Büchleins seyn, welches den Titel führte: *Pro religione Christiana res gestae in Comitiis Augustae Vindelicorum habitis*, die Handlungen auf dem Reichstage zu Augsburg aber höchst einseitig und parteyisch erzählte, und sich sogar viele Veruntreuungen der Wahrheit erlaubt hatte. Man findet diese nicht völlig drey Bogen in Quart umfassende Flugschrift in den Beylagen zu *Cyprian's Historia der Augsb. Confession*, S. 85—102, lateinisch, sowie in *Hortleder's Ursachen des deutschen Krieges*, Bd. I. Bch. 1. S. 60, und in *Walch's Ausgabe der sämmtlichen Werke Luthers*, Bd. 16. S. 2086—2105 deutsch abgedruckt. Die Berichtigung dieser Unwahrheiten, die Aufdeckung der ganzen Benehmungsweise von Seiten der Gegenpartey, hauptsächlich aber die Enthüllung der Schlauheit, womit der römische Hof den Kaiser umgarnt hielt, um ihn nicht als befugten Richter, sondern stets als Partey handeln zu lassen, war nun der Gegenstand einer Schrift, welche in dem gemeinschaftlichen sächsischen geheimen Staatsarchiv unter der Registrande E. Fol. 41 handschriftlich aufbewahrt worden ist, mit dem Aussentitel: *Handlung der Religion zu Augsburg Anno* 1530, und der inneren (eigentlichen) Aufschrift: *Vorzaichnus der Handlung, wie sich die vf dem Reichstag zu Augspurg in der Religion sache zugetragen, Anno dominj* 1.5.30. 259 Blatt in Folio. Das Ganze scheint aus unbekannten Ursachen ungedruckt geblieben zu seyn, und *Joh. Joach. Müller* in dem 3ten Buche seiner *Historie von der Evangelischen Ständte Protestation und Appellation wieder und von dem Reichs-Abschied zu Speyer* 1529 —

Wie auch ferner Dem zu Augspurg — übergegebenen Glaubensbekenntniss (Jena, 1705. 4.); *Sal. Cyprian* in s. schon angeführten *Historia*, Beyl. S. 103 bis 105, *Walch* Bd. 16. S. 978 u. 2105 haben nur einen Auszug, oder gar nur kleine Bruchstücke daraus mitgetheilt. Das treffliche Werk aber verdiente vollständig mitgetheilt zu werden, und zwar nicht bloss seines Zweckes, sondern auch schon seiner lebhaften Darstellung wegen. Man kann diese Erzählung mehr Handlung als Rede nennen. Ihre Lebendigkeit hatte wahrscheinlich ihren Grund in der ärgerlichen, ja empörenden Veranlassung, welche zu einer solchen Entgegnung nöthigte, indem der Zorn als eine Leidenschaft eben sowohl geistig als körperlich aufregt. Hr. *F.* giebt uns dieses Werk in seinem ganzen Umfange.

Eine solche Darstellung einer ganzen Reihe von Ereignissen aus der entscheidungsreichsten Periode der Reformationsgeschichte konnte nur aus der Feder eines dabey selbstthätigen oder mithandelnden Mannes, ja einer der Hauptpersonen auf der Seite der evangelischen Stände, kommen. *Veit von Seckendorf* in seinem berühmten *Commentarius de Lutheranismo Lib. II. §. LXXVIII. Add.* S. 202 suchte in dem Canzler Dr. *Brück* den Verfasser. Andere namhafte Gelehrte stimmten ihm ohne Weiteres bey. Aber erst Hn. *F.* ist es gelungen, das, was immer bloss noch Vermuthung war, zur möglichsten Gewissheit zu erhöhen. Hr. *F.* setzt die Gründe dafür in der Einleitung zu dem vorliegenden Archive §. 3. S. XVI ff. aus einander, woraus hier die Hauptsache stehen möge: Das „*Vorzaichnuss*" in dem Weimar. Archive ist nicht das Original selbst, sondern nur eine Abschrift. Glücklicher Weise aber hat sich ein in die Handschrift selbst gelegter Bogen gefunden, welcher ein Stück des Conceptes enthält, das mit den Blattzahlen 179 und 180 bey der späteren Rubricirung der Acten versehen worden ist, und welcher ohne Zweifel von der eigenen Hand des kurfürstl. sächs. Canzlers, *Gregorius Heinse*, genannt *Brück* oder *Pontanus*, herrührt. Das Weimar. Archiv enthält nämlich viele eigenhändige Aufsätze dieses Mannes, dessen Hand die eines rasch arbeitenden Geschäftsmannes ist, der nur in höchst flüchtigen Zügen die Concepte der kurfürstlichen Verordnungen und Befehle niederschrieb, und damit noch die Eigenthümlichkeit verband, von vielen Wörtern nichts als die Consonanten, und auch diese meist sehr undeutlich, zu schreiben. Auch war ihm die Gewohnheit eigen, über jede Seite eines Blattes das Wort „*Christus*" zu setzen. Diese Merkmale finden sich nun auch auf dem bemeldeten Bogen wieder, und lassen daher über den Vf. schwerlich einen Zweifel übrig.

Wenden wir uns nunmehr zu der Art und Weise, wie Hr. *F.* das *Vorzaichnuss* hier mittheilt. Er thut nach S. XV sich darauf viel zu gute, dasselbe Buchstabe für Buchstabe, sogar auch mit den Fehlern, wiedergegeben zu haben. Er sagt: „Es ist ein von der Kritik nie zu entschuldigender Irrthum, die Sprache (?) jener (der Reformations-) Zeit in die Sprache der unseren überzutragen, wollte man auch zugestehen, dass dieses Uebertragen um der Verständlichkeit willen für ein gewisses (doch wohl das grössere und eigentliche) Publicum wünschenswerth sey. Es muss jenes treue Anhalten an die Sprache (!) des Originals von jedem Sachverständigen gefodert werden. Es kann auch für den, welcher der alten Schreibart (? Offenbar verwechselt Hr. *F.* Sprache und Schreibart oder Orthographie, und doch war die genaueste Feststellung des Unterschiedes hier am Orte) ungewohnt ist, wenn er anders ein wahres Interesse an der Sache hat, wahrlich keine Mühe von einigem Belang seyn, sich die Fähigkeit zu erwerben, jene Sprache (!) lesen und verstehen zu können." Wir erlauben uns, Hn. *F.* hierüber Folgendes entgegen zu setzen.

Allerdings ist es erfreulich, eine wichtige Handschrift mit allen ihren Eigenthümlichkeiten vervielfältiget zu sehen. Dadurch wird sie ein Gemeingut Aller, die einen Wunsch danach haben, anstatt dass sie vorher bloss der — freylich desto höheren Werth habende — ausschliessliche Besitz Eines Herrn war. Aber zu einer solchen Ausgabe hätte mehr gehört, als Hr. *F.* leisten wollte und konnte. Das Manuscript hätte nämlich, anstatt gedruckt zu werden, genau in seinen besondersten Zügen lithographirt werden müssen. Denn warum sollte der *Ductus* einer Hand weniger beachtungswerth seyn, als die Aussprache und Rechtschreibung, oder überhaupt der Geschmack ihres Besitzers? Alles das gehört, mit seltenen Ausnahmen, bekanntlich dem Zeitalter eines Schriftstellers mehr an, als ihm selbst. Und unglücklicher Weise war hierin das 16te Jahrhundert ein Muster von Unnatur und Geschmacklosigkeit. Man häufte damals überflüssige Buchstaben auf Buchstaben, oder liess nothwendige hinweg; man erfand und gebrauchte die hässlichsten Abbreviaturen, besonders in lateinischen und noch mehr in griechischen Schriften; und das Alles, um das Lesen zu erschweren, worauf dann eine desto grössere Geschicklichkeit entwickelt werden konnte. So schreibt unser Manuscript *vnndt*, *sagenn*, *predigenn*, überhaupt alle Infinitive mit *nn*; dagegen wieder *dan*, *suma sumarum*, *ir*, *sy*, *geuerlich* statt gefährlich, *vbenn* statt üben u. s. w. Gewiss die widrigste Pedanterie! Warum sie auch durch den Druck wieder ins Leben rufen, und zwar ohne Noth und Nutzen?

Ohne Noth, sagen wir. Denn, was Hr. *F.* uns giebt, ist nur eine Abschrift, und zwar von einem süddeutschen Copisten, der das Norddeutsch des ehrlichen *Brück* erst in sein schwäbisches Idiom übertrug, folglich *sliesenn*, *vorslege*, *enthegen*, *ane* statt *ohne*, *ap* st. *ob* schrieb. Doch damit unsere Leser mit Einem Blicke den grossen Unterschied einsehen können, der zwischen Dr. *Brücks* und des Copisten Schreibart Statt findet, wollen wir ihnen zwey Stellen vorlegen, von denen die erste aus dem Concepte des Canzlers, die andere aus S. 101 unseres Buches genommen ist: „*Zum andern, das s. c. f. g. nit anders achten könten aus vielen vnd mancherlei*

umbstenden, dan das s. c. f. g. in die heye Mt etwas hefftig musten getragen sein, wo dem also wer" u. s. w. — *„Vnnd aus dieser vnnd dergleichenn rhedenn habenn die verordenten dieses teils begunst, weither einen whann zuschopfenn, das die handlungen nit mit liebe der grundtlichenn gotlichenn warhait, sondern auf vorlist vonn dem andern teill vnnd dohin musten gemeinth werden"* u. s. w.

Aber, möchte die Verwechselung der Schreibart immer seyn, wenn nur die erwählte oder gebrauchte das Lesen und Verbreiten einer merkwürdigen Schrift begünstigte! Leider aber wird bey der hier in Rede stehenden Reinschrift oder Copie das Gegentheil eintreten. Es kostet wirklich Anstrengung, Geduld und Ueberwindung vieles Ekels, sich so viele Bogen voll Ungeschmack hindurch zu arbeiten. Ja, Rec. meint sogar, dass der wackere *Brück* selber dem Abdruck eine andere Gestalt, wenigstens eine Uebertragung in die sächsische Orthographie, gewünscht haben würde, ungefähr wie *Walch* Bd. 16. S. 978 und 2105 gethan hat.

Indess, da die Abschrift nun einmal mit unendlicher Mühe und Sorgfalt abgedruckt worden ist, wollen wir nur Einiges über diese ihre Wiedergabe selbst bemerken.

Der Druck ist äusserst genau und correct; selbst die Schreibefehler des Copisten sind beybehalten. Wir haben nur zwey *Druck*fehler entdecken können, und diese befinden sich S. 2. Z. 10, wo *mit* statt *nit* steht. S. *Cyprian l. c.* Ferner S. 116. Z. 11 von unten *geuerall* st. *generall*. Ausserdem sind wir wohl noch auf Fehler gestossen, welche aber die Schuld des alten Copisten, nicht des Setzers, zu seyn scheinen. So S. 21. Z. 14 ist entweder *nit* überflüssig, oder *muglich* muss *vnnmuglich* heissen. Auch sind, was wir sehr loben, die Blätterzahlen der Handschrift durchgehends beygefügt. Hie und da findet man Anmerkungen, welche mannichmal auch Spracherläuterungen (z. B. S. 20 *zienen*, d. i. *zinnerne*), Berichtigungen des Datums, Nachweisungen, wo eine Stelle früher schon gebraucht oder abgedruckt worden sey, und dergl. mehr enthalten. Wir hätten der Worterklärungen gleich im Anfange mehrere gewünscht, was die schnellere Bekanntschaft mit der Handschrift den etwas in alten Schriften ungeübten Lesern sehr erleichtert haben würde. So verstehen wir das *gelenndet*, S. 12. Z. 1 (vielleicht *gelenket*), das *wegersie*, S. 19. Z. 8, und beynahe die obere ganze Hälfte der 18ten Seite nicht ganz. Was ist S. 45. Z. 14 das *nindert?* Auch an dem *zuuilmilten* S. 2. Z. 13, vgl. S. 56, stossen wir an, was *Walch* in *zu viel mildem* verwandelt.

Noch glauben wir unseren Lesern einige charakteristische Stellen aus dem Werke als Probe des Ganzen mittheilen zu müssen. Wir geben sie aber nach *unserer* Rechtschreibung. S. 18: „Ganz gern hätte auch der Geschichtschreiber (der Vf. der *rerum gestarum* u. s. w.) der christlichen Fürsten Predigern damit Unglimpf und Unfug zugemessen, als sollten sie ihre Lehre hin und wieder ausgebreitet, den Leuten angeboten, und sich umgethan haben. — Wollte Gott, dass nur indeme (darin) nicht zu wenig von den christlichen Ständen und ihren Predigern geschehen wäre!" Gewiss seltene Worte aus dem Munde eines Ministers! — S. 116: „Es sind die Händel in allen Ausschüssen auf die Wege gerichtet gewesen, wie man sagt, dass ein Wende und (ein) Deutscher etwo (?) mit einander gewaidenwerket (gejagt), und ein Hase und eine Eule sollten gefangen haben, und da es zur Beute (Theilung) kam, loset der Wende also, dass sich der Deutsche (die) Eule nehmen sollte, wollt er Hass (den Hasen) nehmen, oder mit umgekehrten Worten, wollt er sich (den) Hass (Hasen) nehmen, und Deutscher sollte Eull (die Eule) nehmen. Denn aus aller Handlung der Ausschusse würde niemand befinden mögen, dass in einem einigen derselben Artikel ist gehandelt worden, dass die öffentlichen missbräulichen Artikel auf ihrem (dem römisch-katholischen) Theile geändert sollten oder wollten werden; sondern es sind ihre Vorschläge alle dahin gegangen, dass ihre Gebräuche recht seyen und bleiben."

Indem wir eben in Begriff waren, dieser Anzeige nur noch unsere Chiffre unterzusetzen, kommt uns das jüngste Programm der Jenaischen Universität aus Hrn. Dr. *Eichstädt's* Feder, überschrieben: *De poësi culinaria IV*, zu Händen, und Rec. kann sich nicht versagen, das folgende Urtheil über den Herausgeber des vorliegenden Archivs hier anzuschliessen, in der Ueberzeugung, dass hiedurch sein Wunsch, das *Förstemann'sche Archiv* bestens zu empfehlen, am gewissesten erreicht werde: *„Contracta interim* (seit den im Jahr 1831 erschienenen Dissertationen über denselben Gegenstand) *cum viro litteratissimo, Car. Eduardo Foerstemanno, Phil. D. Bibliothecae academicae Halensi utilissimam operam navante, notitia et mihi et suscepto negotio multum profuit. Quem virum quum audissem in historia illorum temporum, quibus sacra Christiana emendata sunt, sic habitare, ut minutissima et reconditissima quaeque in numerato haberet, ob eamque rem a venerabili Bretschneidero adscitum esse socium edendis epistolis Melanchthonianis, quarum nova jam et amplissima collectio Halensia prela exercet: detuli ad virum eruditissimum, quae dubia mihi vel obscura in carmine itinerario viderentur, et de quibus frustra percontatus essem alios. Ille vero, qua est humanitate, non tantum quaestionibus, quas proposueram, tam docte accurateque satisfecit, ut germanum disciplinae Gesenianae alumnum facile agnoscerem, verum etiam alia me docuit, quae et carmini majorem lucem ac dignitatem conciliare, et omnino ad originem Epistolarum (obscuror. viror.), quarum scriptores latebram obscuritatis quaesiverunt, investigandam auctoritatemque augendam plurimum valere videantur."* Möge Hr. Dr. *Förstemann* auf der so rühmlich betretenen Bahn mit Eifer und dem glücklichsten Erfolge fortwandeln!

χμρ.

SCHÖNE KÜNSTE.

Heidelberg, b. Engelmann: *Cornelia.* Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1833. Herausgegeben von *Aloys Schreiber.* 18ter Jahrgang. Neue Folge, 10ter Jahrgang, mit 8 Kupfern. VI u. 320 S. 12.

Wie die Kupfer, deren vier zu Rhein- und Neckar-Sagen, drey zu den Erzählungen gehören, und das Titelkupfer das Bildnifs der Prinzessin von Kent ist, so halten auch die Erzählungen immer sich auf mittlerer Höhe, die, wenn sie nur einen beschränkten Gesichtskreis beherrscht, dagegen keinen gefährlichen Sturz zuläfst, und auch gegen Nebeln und Schwebeln schützt. Sonst ist der Inhalt der *Cornelia,* wie gewöhnlich, unterhaltend, und das Aeussere geschmackvoll.

Georg Döring gab zwey Erzählungen. Die erste, *der Sackpfeifer,* eine schottische Geschichte voller Abentheuer, in welcher der ehrliche alte Sackpfeifer, als ein hülfreicher wohlwollender Dämon (Gnomen mag man ihn nicht nennen, da er eben so thätig auf schwindelnden Bergspitzen, als in dumpfigen Höhlen ist), vermittelnd eintritt, und Freunde und Gönner, unter denen ein Liebespaar unsere Theilnahme gewinnt, aus dringenden Gefahren rettet. Nur König Karl des Ersten dunkles Geschick kann er nicht wandeln; fast unter seinen Augen wird dieser gefangen, trotz der verzweifelnden Gegenwehr seiner treuen Anhänger. — *Ueber jede Neigung Liebe,* vereitelt die Pläne überlegender Verwandten, indem die Söhne und Töchter sich gegen den Willen ihrer Respectspersonen übers Kreuz verlieben, und diessmal nicht das Gleiche von dem Gleichen angezogen wird. Dabey giebts alchimistische Betrüger und Betrogene, gewandt mit den Liebesgeschichten vereint, so dafs dadurch beide bekannte Komödien- und Romanen-Stoffe zu etwas Neuem werden. — *Der Jehuist,* historische Novelle von *Adalbert v. Schonen;* Scenen aus den Vendeekriegen, merkwürdig, spannend durch die wohlgeschilderten Begebenheiten, noch mehr durch die pragmatische Darstellung der psychologischen Abnormität Laurents, in welchem Jehuisten-Häuptling die zwey Seelen, welche nach Einigen jedem Menschen inwohnen sollen, in ihrer Grundverschiedenheit hervortreten, so dafs wir diefs Phänomen durch klare Motivirung als ein gewifs mögliches betrachten, wenn auch anstaunen. — *Schatten auf Bergen,* von *Wilhelm Blumenhagen,* leitet auf die Hypothese, dafs entweder gewisse Ereignisse und Zustände sich wiederholen, oder dafs, wir die Fabel von *Schillers* Geisterseher, nicht an einem süddeutschen Hofe, sondern an dem Hannöverischen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zu suchen haben, versteht sich mit den bedingten Dichterfreyheiten. Wahrscheinlich ist in der Geschichte aus dem Hannöverischen Fürstenhause mehr Wahrheit als Dichtung; diese, durch des geheimnifsvollen Armeniers magisches Licht uns blendend, wird der Erzählung zur gefährlichen Erinnerung, die den Eindruck abschwächt, und uns gleichgültig läfst, weil sie nicht das erfüllt, was wir mit Unbilligkeit begehrten.

n.

Braunschweig, b. Meyer: *Schriften* von *H. E. R. Belani.* 16ter Band: *Der Calabrese,* 1ster Theil. 288 S. 12. 17ter Band: *Der Calabrese,* 2ter Theil. 1831. 348 S. 12. 18ter Band: *Der Marodeur. Laura.* Zwey Novellen. 1832. 240 S. 8. (4 Thlr. 4 gr.)

[Vergl. Erg. Bl. zur J. A. L. Z. 1831. No. 36.]

Einer jener kühnen, grofsmüthigen, liebenswürdigen Männer, die bald aus eigener Liebhaberey, bald der des Autors, Helden und Räuber werden, tritt uns der *Calabrese* entgegen, ausbündig an Kraft, Grofsheit der Gesinnung, Zartgefühl und Verliebtheit. Mit Hintansetzung des Lebens steht er der Dame seiner Gedanken hülfreich bey, rettet sie aus einem brennenden Schiff und anderen Drangsalen, blofs um einen dankbaren, freundschaftlichen Blick zu erhalten, denn sie ist vermählt, und beide sind erstaunlich tugendhaft. Nachdem er, zur Zeit der ersten Besitznahme Neapels von den Franzosen, die loyalsten Grundsätze an den Tag gelegt, erbarmt sich der Vf. dieses jungen Ritters ohne Furcht und Tadel, macht ihn zu einem natürlichen Sohne König Ferdinands von Neapel, die Geliebte zur Wittwe; den Ausgang kann ein jeder sich selbst denken.

Eine verirrte Natur, in deren Seele sich Engel und Teufel streiten, und letzter nur zu oft die Oberhand gewinnt, stellt sich im *Marodeur* dar, welcher gesühnt mit sich und dem Schicksal, durch seine ehemaligen Kameraden gerichtet, stirbt, und wunderbarer Weise durch seinen Tod Mittel wird, eine kalte gleichgültige Ehe in eine herzliche umzuschaffen. Für einen Verirrten, wie der Marodeur, gab es keine andere Sühnung als den Tod; anders mit *Laura,* die blofs gestrauchelt hatte, und sich von dem leichten Fall erheben, durch fruchtbringende aufrichtige Reue, redliches Thun und Schaffen die Entzweyung in sich ausgleichen, und durch ein wirksames Leben Seelenfrieden und wohlthätigen Einflufs auf Andere erlangen kann. Die Gegensätze, auf keine schroffe Weise ausgeführt, die obendrein Wahrscheinlichkeit für sich haben, bilden angenehme Novellen, die der Erfindungsgabe und dem Urtheile des Verfassers Ehre bringen.

Vir.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1832.

PHILOSOPHIE.

1) Göttingen, b. Vandenhoeck und Ruprecht: *Der Mysticismus, nach seinem Begriffe, Ursprunge und Unwerthe;* für alle höher Gebildeten zuerst wissenschaftlich dargestellt und geschichtlich erläutert von Dr. *Georg Christian Rudolph Matthäi.* 1832. XII u. 195 S. 8. (18 gr.)

2) Zerbst, b. Kummer: *Friedrich Wilhelm Dietrichs Betrachtungen über die alten und neuen Pietisten,* veranlasst durch „die Pietisten als Revolutionäre, eine Hypothese des Justizcommissarius Dr. *Weidemann.*" Zum Besten des Halleschen Waisenhauses. 1831. 53 S. 8. (4 gr.)

Wie in der körperlichen Natur auf trockene, dürre Zeit zuletzt schwüle, gewitterhafte Tage folgen, und man sich sehnet nach milder Erquickung: so führet in dem Gebiete des Geistes die dürre Scholastik die Mystik herbey, es erwacht die Sehnsucht nach einer erquicklicheren Geistes- und Herzens-Nahrung, und wie so oft — so berühren sich auch hier zwey Entgegengesetzte. Wie im Mittelalter auf dem philosophischen — so war es im siebenzehnten Jahrhundert auf dem religiösen Gebiete, und so ist es wieder in unseren Tagen. Ihrer Natur nach, und darum zu allen Zeiten, wecket die dogmatische und skeptische Speculation das vernachlässigte praktische Bedürfniss des Herzens, und wie man ausschweifte in einseitiger Verstandesrichtung, so nun wieder in Phantasie und Gefühl. Wie man das Göttliche und Ewige in Begriffen zu erfassen strebte, so will man dasselbe nun fühlen, und die Phantasie, die zwischen dem Endlichen und Unendlichen schwebt, muss hülfreiche Hand leisten, um das Uebersinnliche in Bildern des Sinnlichen zu schauen und wahrzunehmen: die Mystik wird Bedürfniss des Herzens, und der Gang ist nun folgender. Anfänglich zeigt sich ein tief empfundenes wahres, gottinniges Gefühl der Frömmigkeit. Um aber das lange vernachlässigte Gefühl in sein volles Recht einzusetzen, folgt asketische Ausschweifung. Viele, denen das wahre religiöse Gefühl mangelt, äffen es nach, und es entstehet eine mystische Pietisterey aus Nachahmung, als Ton der Zeit. Das anfänglich aus praktischem Bedürfniss stammende, nach und nach schwelgende Gefühl geht allmählich in Faseley und Spielerey über, wird zuletzt der Spott der Satire; es erwacht wieder das Bedürfniss des zurechtweisenden Verstandes, der Kreislauf beginnt von Neuem, und alle mystischen Zeiten sind nur ein Durchgangspunct. — Der Mysticismus, der philosophische, wie der religiöse, ist aber der Wahn, das Uebersinnliche und Göttliche sinnlich wahrnehmen, anschauen und erfahren zu können; und so stolz auch der Mysticismus sich brüstet, und im Anschauen himmlischer Dinge zu wandeln vorgiebt, so ist er doch in seinem Wesen und in seinen letzten Gründen Sensualismus, Empirismus. Insbesondere giebt der dogmatische Supernaturalismus — die durch den Glauben an unmittelbare göttliche Offenbarung modificirte Speculation — dem menschlichen Geiste eine verkehrte Richtung auf das Ubernatürliche und Mystische, so wie denn der Mysticismus den Glauben an Offenbarung und Inspiration involvirt, wo man übernatürliche Einwirkungen der Gottheit zu erfahren wähnt, welche Einwirkungen auf den Verstand inneres Licht, — die auf das Gefühl seliger Genuss Gottes, Vereinigung mit Gott, — und die auf den Willen eine durch die Gnade bewirkte Wiedergeburt — genannt werden. Der Mysticismus aber stehet mit sich selbst in seinem innersten Wesen in Widerspruch, indem er behauptet, vom Uebersinnlichen eine sinnliche Wahrnehmung und Erkenntniss zu haben. Um nun die Kluft zwischen dem Sinnlichen und Uebersinnlichen auszufüllen und eine Brücke zu schlagen, wird die Einbildungskraft und die schaffende Phantasie zu Hülfe gerufen. Diese vereint sinnliche, analoge Bilder, Symbole mit der Idee des Uebersinnlichen. Das Uebersinnliche scheint gleichsam herein in das Sinnliche, und daher die üppige Bildersprache der Mystiker. Man verwechselt nun das Bild mit der Sache, die symbolische Anschauungsweise mit intellectueller Anschauung, die bildlich - symbolische Erkenntnissweise mit realer Erkenntniss, und so vollendet sich der Wahn, dass man das Göttliche und Uebersinnliche sinnlich anschaue; die Mystik, eine Verirrung und Täuschung des Gefühls, wo das Sinnliche und Uebersinnliche vermischt und verwechselt wird, ist fertig.

Um nun aber den Begriff und den Ursprung der mystischen Geistes- und Gefühls-Verirrung wissenschaftlich darzustellen, schlägt der Vf. von No. 1 einen anderen Weg ein als den philosophischen, nämlich den *historischen*, wesshalb ihm auch der Mysticismus etwas durchaus Heidnisches ist, da doch die mystische Geistesverirrung etwas durchaus Menschliches, in der menschlichen Natur Nachweisbares ist, und darum unter den gegebenen Veranlassungen in allen Jahrhunderten wiederkehret. Hr. Dr. *Matthäi* entlehnt seinen Begriff von Mysticismus von den heidnischen Mysten, Eingeweihten, und nennt Mysticismus

die frühere und *ſpätere* (ſich alſo immer wieder erneuernde) *Denkart, welche weſentlich verwandt iſt mit der Denkart der heidniſchen Myſten.* Dieſe Denkart enthält nach dem Vf. vier Elemente. Das erſte Grundelement iſt ein phantaſtiſches Gefühl, durch die ſinnliche Vorſtellung vom Ueberſinnlichen, z. B. durch ſceniſche Darſtellung in den Myſterien der Alten, erregt. (Wir bemerken hier ſogleich, was der Vf. in ſeiner Theorie überſah, daſs nicht das ſinnliche Vorſtellen des Ueberſinnlichen allein den Myſten macht, — denn es giebt ja ein ganz unſchuldiges, verſinnlichendes, ſymboliſches Vorſtellen des Ueberſinnlichen, wie faſt jede Religionswahrheit dergleichen enthält; — ſondern der damit verbundene Wahn, daſs man im Sinnlichen das Ueberſinnliche wahrhaft anſchaue, empfinde, erkenne.) Als zweytes Element giebt der Vf. an das Beſchränken der tieferen Erkenntniſs Gottes und der innigeren Gemeinſchaft mit ihm auf einzelne — durch Ceremonie und heiliges Leben vor allen — Geweihte. Als drittes Element das Ueberſchätzen einzelner Lehren, z. B. des Abfalls von Gott, der Entſühnung u. ſ. w. auf Koſten anderer. (Hier wäre wohl eine feinere und genauere Beſtimmung nöthig geweſen, denn ſonſt könnte man auch die chriſtlichen Theologen in der Lehre von den Fundamentalartikeln unter die Myſtiker rechnen.) Viertes Element: die Richtung auf Geheimlehren. Die vier Elemente zuſammenfaſſend erklärt nun der Vf. den Myſticismus als den aus einem phantaſtiſchen Gefühl hervorgehenden und von ihm geleiteten — Glauben an eine offenbarungsreiche Gemeinſchaft einzelner Geweihter mit Gott, welcher zugleich gewiſſe Lehren als höchſt weſentliche betrachtet, und auf Geheimlehren ſich richtet. Zu geſchweigen, daſs der Vf. ſeinen Begriff von Myſticismus zu ſehr verengert, indem er denſelben auf einzelne Geweihte beſchränkt; zu geſchweigen, daſs das vierte Element mit dem zweyten zuſammenfallt, daſs alle übrigen aus dem erſten ſich ableiten laſſen, weſshalb der Vf. das erſte mit Recht das Grundelement nennt; zu geſchweigen, daſs das, was der Vf. Element nennt, Merkmal, Kennzeichen heiſsen ſollte: ſo iſt der Vf. die Auseinanderſetzung ſchuldig geblieben, warum der Myſticismus, der philoſophiſche, theoſophiſche, wie der pietiſtiſch-asketiſche, nur auf dem Gebiete der Religion herrſche. Er würde dann gefunden haben, wie die Myſtik der Religion ſo nahe liege, indem wir das Ueberſinnliche und Göttliche nicht an ſich und abſolut, ſondern nur analogiſch, bildlich, ſymboliſch erkennen und uns verdeutlichen können, und wie es ſo leicht, und bey einer lebhaften Phantaſie und warmem Gefühl, ſo natürlich ſey, die ſymboliſche Erkenntniſs mit der realen zu verwechſeln. Er hätte ſich dann leicht die Frage beantworten können, ob nicht die, welche ſich einer abſoluten Erkenntniſs des Wahren und Ewigen rühmen, im eigentlichen Sinne Myſten ſeyen. — Der Vf. würde dann das Bedürfniſs des Symbols und die Grenzen ſeiner Geltung aus einander geſetzt, und ſo mehr Licht und Klarheit in ſeine Darſtellung gebracht haben. Von ſelbſt würde ſich ihm dann die Idee aufgedrungen haben, daſs der Offenbarungsglaube, wie im alten Indien, ſo in unſeren Tagen, myſtiſch ſey, und daſs unmittelbare göttliche Offenbarung und Myſticismus einander vorausſetzen und in Wechſelwirkung ſtehen. Mit Recht aber erinnert der Vf. zu wiederholten Malen, daſs der Myſticismus überall entſtehe, wo das Gefühl das Erſte und der Gedanke das Zweyte iſt, wo demnach ein Phantaſiebild die Stelle des Gedankens vertreten und das Gefühl phantaſtiſch werden muſs.

Der Vf. entwickelt nun ferner die verſchiedenen gröberen und feineren, ſtärkeren und ſchwächeren, allgemeineren und beſtimmteren Potenzen (Grade) der vier Elemente in den verſchiedenen Religionsarten, wo derſelbe eine ungemeine und intereſſante Beleſenheit und hiſtoriſche Beobachtung offenbaret. Aber wie viel gründlicher und aus der Natur des menſchlichen Geiſtes entwickelt würde manches, z. B. die Lehre von dem Fetiſchismus, ausgefallen ſeyn, wenn der Vf. die Lehre von der Symbolik vorausgeſchickt und gezeigt hätte, wie auf der unterſten Stufe der Erkenntniſs nicht ein geiſtiges Bild, ſondern eine körperliche, der Anſchauung vorliegende, Sache zum Symbol des Göttlichen erhoben und mit dem Göttlichen identificirt wird; man müſste denn annehmen, daſs der Fetiſchdiener eine dunkle, verworrene, im Gefühl ſchwebende Idee des Pantheismus habe, wo er im einzelnen Theile das Ganze zu ſchauen wähne. — Bey den ſtärkeren und ſchwächeren Potenzen entwickelt der Vf. das ſchwärmeriſche, das ſchwärmeriſch-fanatiſche, und das ſchwärmeriſch-wahnſinnige Gefühl, und belegt es mit Beyſpielen. In der Lehre von den allgemeineren und beſtimmteren Potenzen der vier Elemente, die immer einzeln durch Potenzen durchgegangen werden, zählt der Vf. die *Arten* des Myſticismus auf, und theilt denſelben in den *theoretiſchen* und *praktiſchen*. Der *theoretiſche* hat zwey Unterarten, der theoretiſche ſchlechthin, und der theoretiſch-theoſophiſche, welcher letzte von dem erſten ſich dadurch unterſcheiden ſoll, daſs derſelbe auf Untrüglichkeit Anſprüche macht. Der *praktiſche* zerfällt ebenfalls in zwey Unterarten, in den asketiſchen und theurgiſchen, wunderthätigen. (Fürſt Alexander von Hohenlohe.) Den asketiſchen theilt der Vf. wieder ein a) in den nihiliſtiſchen, der die menſchliche Kraft vernichten, — b) in den quietiſtiſchen, der ſie ruhen laſſen, — c) in den pietiſtiſchen, der ſie frömmelnd von allen irdiſchen Dingen ablenken will. Intereſſant und belehrend ſind die Beyſpiele aus der Geſchichte, aus allen Jahrhunderten, allen Völkern und Religionen. Ob aber durch dieſe Theilungen die Sache ſonderlich aufgehellt werde, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn, zumal da die Natur vereinet und verſchmelzt, was wir künſtlich in Begriffen ſcheiden.

In dem zweyten Hauptabſchnitte des Buches handelt der Vf. *von dem Urſprunge* des Myſticismus, und zwar zuerſt vom *geſchichtlichen* der vier Elemente und ihrer Potenzen, wie z. B. die theoretiſche und asketiſche Potenz bey den Juden, die theoretiſche und theurgiſche bey den Parſen vorherrſchte, und welche Potenzen vorzüglich in der heidniſchen und chriſtlichen Ur-

welt angetroffen werden. Bey dem *psychischen* Ursprung unterscheidet der Vf. die Quelle, den Grund und den Anlass. Als Hauptquelle giebt er an die sinnliche, selbstsüchtige, nur ihr Selbst suchende Seele; als Grund die vermeintliche Selbstbefriedigung der Seele im Mysticismus; die Anlässe findet er in der Natur und in der Menschenwelt. Rec. bedauert, erklären zu müssen, dass ihm diese Lehre vom psychischen Ursprunge des Mysticismus als der schwächste Theil des Buches erschien. Da ist nicht die Rede von dem ehrwürdigen Ursprunge des Mysticismus, wie er aus dem moralisch-religiösen Bedürfniss hervorgehet, und in dem übersinnlichen Charakter des Menschen seinen Grund und Ursprung hat; nicht die Rede von der unkritischen Verwechselung der sinnlichen Anschauung mit einer vermeinten übersinnlichen, von der Verwechselung des Bildes mit der Idee und mit der Sache; nicht die Rede davon, wie die dürren Zeiten der Speculation naturgemäss ein Sehnen nach Befriedigung der Bedürfnisse des Herzens herbeyführen, und wie in dem herrschenden Glauben an Offenbarung die ganze mystische Tendenz gesetzt sey. Wie lehrreich hätte der Vf. werden können, wenn er bey der Untersuchung über den Ursprung des Mysticismus diese Momente berücksichtiget hätte; wie anschaulich hätte er dann die Art und die Gestalt des modernen Mysticismus darlegen können! — Der dritte Abschnitt des Buches handelt von dem *Unwerthe* des Mysticismus, der Elemente desselben und ihrer Potenzen, wo höchst interessante Betrachtungen, philosophisch und geschichtlich, angestellt werden, z. B. über den Werth der Gefühle in der Religion im Geiste und nach den Worten Christi. Der Vf. spricht dem Mysticismus allen Werth ab, und eifert sehr dagegen, dass man öfters von einem *edlen* M. spreche. „Einen *mehr* oder *weniger* edlen Mysticismus giebt es; einen edlen aber eben so wenig, als es einen edlen Irrthum, oder eine edle Sünde giebt." — Im *Anhange* werden Mittel gegen den Mysticismus angegeben, und zwar Mittel der Verhütung und der Heilung, welche Mittellehre aber schon darum nicht durchaus befriedigend seyn kann, da, wie gezeigt worden, der Ursprung des M. unvollständig beschrieben wurde.

Des Vfs. Schreibart in diesem Buche ist klar, in kurzen Sätzen, selten in verschlungenen Perioden. Doch kommen sonderbare Lieblingsausdrücke vor, wie z. B. seelische Eindrücke, glorvoll u. s. w. Viel zu bemerken gäbe es, wenn wir auf einzelne Behauptungen eingehen könnten, z. B. wenn das *glossais lalein* (so schreibt immer der Vf. griechische Worte) durch das rabulistische, mit starkem Zungenschlage vollzogene, dumpfe Schmachbeten der Juden erklärt, — oder von *Galls* Schädellehre behauptet wird, dass sie die quietistische und nihilistische Potenz des Mysticismus befördere.

Uebrigens würde es vortheilhafter für die Untersuchung gewesen seyn, wenn der Vf. von dem historischen Begriff zu dem philosophischen des Mysticismus übergegangen wäre, diesen in seine Elemente zerlegt, diese in der Geschichte nachgewiesen und gezeigt hätte, wie und warum der Mysticismus im Heidenthum, Christenthum, Muhamedismus sich also und nicht anders gestalte. Auch der Umstand, dass des Vfs. Untersuchung zeitgemäss ist, wird derselben die Aufmerksamkeit des Publicums zuwenden.

In eine ganz andere Sphäre von Betrachtungen versetzt den Rec. No. 2 und nur ein Theil des Inhalts verschafft dieser Schrift die Ehre, neben No. 1 genannt zu werden. Der dem Rec. gänzlich unbekannte Verfasser, eben so unbekannt wie Dr. *Weidemann*, schickt einiges über die Pietisten, und namentlich über den für alle Zeiten ehrwürdigen *Franke*, den Gründer des Halleschen Waisenhauses, „Zusammengelesene" voraus, um eine Gelegenheit zu haben, dem Justizcommissarius Dr. *Weidemann* etwas anzuhängen. Herr *Dietrich*, kein Gelehrter von Fach, hat eben darum (?) auch keine Vorurtheile für oder wider eine Geistesrichtung in der Theologie oder sonst worin, will nur unparteyisch die jetzigen Pietisten, in sofern sie im Wesentlichen geistige Nachkommen Franke's sind, als Ehrenmann vertheidigen, „wenn er auch selbst nie so'n Pietist wird." Er setzt voraus, dass die heutigen Pietisten eben so redlich fromme Männer und Frauen seyen, wie Franke war, und scheint daher wenig Kenntniss der Menschen, sowie des Pietismus, seiner Abarten und Nachäffung, zu haben. Er hat sich nicht vor dem Atheismus gefürchtet, (der Vf. spricht häufig soldatisch,) ist, wie ein irrender Ritter, an ihn herangetreten, und hat zu glauben versucht: es giebt gar keinen Gott, und mit dem Tode ist's aus. Er nahm dann den Deismus vor, und dabey befand er sich wohl. S. 35. Jetzt ist er nahe daran, ein Christ = ein Pietist zu werden, S. 36 aber von den Gründen, warum er den einen Herrn verlasse und dem anderen anhange, vernimmt man nichts. „In Pommern mögen sich die Pietisten gar nicht zu den „rationalistischen Predigern" halten, (was sind das für Leute?) und die rationalistischen Gutsherrn nehmen lieber Pietisten ins Tagelohn. Ja in Pasewalk sind im Regimente Königin-Dragoner Eskandronchefs, mehrere Lieutenants und viele Gemeine pietistisch, und das Regiment soll gar nicht schlecht seyn." S. 24. Hieraus wird klar, auf welche Seite der unparteyische Vf. sich hinneige, und „dem weise thunden (*sic!*) Herrn *Bretschneider*" (S. 28) wird das auch kein Geheimniss seyn. Dieses alles aber ist geschrieben, um die *chronique scandaleuse*, die der Vf. vom Herrn Justizcommissarius Dr. *Weidemann* in einem Gasthofe zu Halle an der öffentlichen Tafel hörte, an den Mann und in's Publicum zu bringen. S. 43. Billig überlassen wir Herrn Dr. *Weidemann* seine Selbstvertheidigung; aber bergen können wir nicht, dass die, die nahe daran sind, Pietisten zu werden, dem ehrwürdigen seligen Franke wenig gleichen, und von seinem Feuer der christlichen Liebe auch nicht einen Funken haben. Der vom Spinozismus zum Deismus, und von diesem zum Christenthum übergehende Vf. kennt das Christenthum offenbar in der Gestalt des Pietismus, also nur von einer Seite, mithin einseitig. Was mö-

gen daher andere Chriſten, die in Demuth ihrem Herrn nachwandeln, denken, wenn ſie hören müſſen, daſs die Pietiſten allein wahre Chriſten ſeyen? Doch faſſet Muth, ihr anderen! Von denen, die in ihrer Secte oder in ihren Conventikeln ſagen: ſiehe hier allein iſt Chriſtus! ſpricht der Meiſter ſelbſt: glaubet es nicht! Matth. 24, 23.

Cm.

Halle, in d. Gebauerſchen Buchhandl.: *Ueber Myſticismus und Pietismus.* Zwey Vorleſungen von Dr. *Carl Friedrich Auguſt Fritzſche*, ord. Prof. der Theologie und zeitigem Decan der theolog. Facultät zu Roſtock. 1832. IV u. 95 S. gr. 8. (9 gr.)

Dem Rec. war es vorzüglich erfreulich, daſs der Vf., der ſonſt nicht immer die Grenzen der Mäſsigung und Unbefangenheit zu halten vermag, doch hier über einen Gegenſtand, der ſchon ſo manches bittere und leidenſchaftliche Wort hervorrief, mit einer Ruhe und Beſonnenheit ſich ausſpricht, welche dieſen Vorleſungen, auch auſser dem Kreiſe ſeiner Zuhörer, denen ſie zunächſt auf Veranlaſſung der „religiöſen Richtungen in jetziger Zeit,“ ſowie örtlicher Verhältniſſe, beſtimmt waren, Einfluſs und Werth verleihen werden. Alles zu erſchöpfen, was über Pietismus und Myſticismus geſagt werden kann, war natürlich ſein Endzweck nicht. Er ſucht zuvörderſt die Begriffe feſtzuſtellen, und erklärt S. 12 den Myſticismus für „das auf einen hohen Grad der Liebe zu Gott gegründete, auf die Vorausſetzung der Möglichkeit einer unmittelbaren Vereinigung des Menſchen mit Gott geſtützte und zum Mittelpuncte des ganzen religiöſen Lebens erhobene leidenſchaftliche Ringen und Streben, ſich mit dem göttlichen Weſen unmittelbar zu vereinigen.“ Der Pietismus dagegen iſt ihm „die durch das Vorurtheil, als ſey die menſchliche Natur an ſich zur Ausübung des Guten total unfähig, grundſchlecht und durchaus nichtswürdig, beſtimmte, krankhafte religiöſe Gefühlsrichtung, welche bey dem lebhaften Bewuſstſeyn der gröſsten religiöſen und moraliſchen Ohnmacht die Verworfenheit der menſchlichen Natur bejammert, und das etwanige Löbliche und Gute, das doch noch in der Menſchenwelt geſchieht, für ein auſserordentliches Gnadengeſchenk Gottes ausgiebt, woran der Menſchen eigene Kraft und Wille auch nicht den mindeſten Antheil habe.“ Wollen wir auch in einer Definition, wie ſie der Vf. an dieſem Orte zu geben zweckmäſsig finden konnte, weniger Anſpruch machen auf logiſche Präciſion, ſo ſind doch die hier gegebenen nicht allein zu überfüllt mit unnöthigen Merkmalen (z. B. das — auf die Vorausſetzung einer unmittelbaren Vereinigung des Menſchen mit Gott geſtützte — Ringen und Streben, ſich mit dem göttlichen Weſen unmittelbar zu vereinigen — erſtes verſteht ſich von ſelbſt, wenn letztes weſentlich iſt; ferner: total unfähig, grundſchlecht und durchaus nichtswürdig, ſtatt: zur wahren Erkenntniſs Gottes und Ausübung des Guten gänzlich unfähig), ſondern ſie ſchlieſsen einander faſt gänzlich aus, was doch der Wirklichkeit nach nicht der Fall ſeyn dürfte. Chriſtlicher Myſticismus und Pietismus beruhten immer auf dem Grunde der Lehre von der Erbſünde und der Gnade, und laſſen ſich daher weder im Begriff noch im Leben ſo ſtreng ſcheiden, als der Vf. hier und im Folgenden gethan hat. — Sehr richtig zeigt dann der Vf. in der *erſten* Vorleſung, daſs der Myſticismus eine gefährliche religiöſe Richtung ſchon deſshalb ſey, weil er ſich der Oberherrlichkeit der Vernunft entzieht, und ſich von der Phantaſie leiten läſst — weil er ferner unter dem mächtigen Einfluſſe der Phantaſie die Sinnlichkeit nährt und die Leidenſchaft entzündet, damit ſie mit dem Heiligſten ihr (ekelhaft) lüſternes Spiel treibe — weil er endlich gar nicht auf ſittlich religiöſen Grundſätzen ruhet, und ſich in ſeiner weiteren Entwickelung gar leicht entweder dem ſittlich thätigen Leben entfremdet, oder wohl gar mit antimoraliſchen philoſophiſchen Syſtemen befreundet. Daſs dieſs jedoch nicht immer von den Perſonen überhaupt, ſondern mehr von der Sache gelte, hat der Vf. hie und da zu bemerken nicht vergeſſen. — Die *zweyte* Vorleſung beſchäftiget ſich in gleicher Art mit dem Pietismus; der Vf. zeigt, daſs er auf unwürdigen Vorſtellungen von Gott beruhe, der Schriftlehre entgegen, dem Fortſchreiten im ſittlich religiöſen Leben, in der Ausbildung der theologiſchen Wiſſenſchaft, ſowie dem Cultus und der bürgerlichen Ordnung, hinderlich ſey. Das Verfahren, welches er S. 92 gegen das Conventikelweſen vorſchlägt (dieſe zu ignoriren, ſo lange ſie ſich ruhig verhalten), iſt das einzig richtige und chriſtliche; und eben ſo unbefangen erkennt er am Schluſſe den Nutzen an, den dieſe Geiſtesrichtungen auf Theologie und kirchliches Leben immer gehabt haben, und auch jetzt haben werden. Möge der ſeitherige ſtarre und froſtige Rationalismus ſich dasjenige myſtiſche Element aneignen, ohne auf ſein Princip zu verzichten, was aller Religioſität ihr wahres beſeligendes Leben verleihet!

N. N.

K U R Z E   A N Z E I G E N.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Wolbrecht: *Conſtant*, oder *Jeſuitenführung und Schickſalslaunen*, von *E. Waller*. 1ſtes Bdchn. 232 S. 2tes Bdchn. 246 S. 1832. 12. (2 Thlr.)

Um den Ränken ſolcher Jeſuiten zu entgehen, wie ſie dieſe Geſchichte ſchildert, bedarf es kaum ſo viel Scharfſinn, als der ehrliche verduzte elſaſſiſche Bauernknabe Conſtant hat, der die plumpen Fallſtricke der ehrwürdigen Väter in Straſsburg, und die auch nicht fein angelegten Verführungskünſte des Sanspareil in Paris, eines atheiſtiſchen Wüſtlings, glücklich zerreiſst, worauf er nach mancherley Irrfahrten und Nöthen in den Hafen häuslicher Zufriedenheit einläuft. Hatte der Jeſuitenorden viele ſo morſche Stützen, wie die hier beſchriebenen, ſo darf ſich niemand wundern, daſs er zerfiel, auch wenn keine fremde Hand an deſſen Untergrabung mit arbeitete.

Vir.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1832.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Brockhaus: *Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation.* Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Vom Baron *von Cuvier*, Grossofficier der Ehrenlegion u. s. w. Nach der zweyten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von *F. S. Voigt*, Hofrathe, ord. Professor zu Jena u. s. w. Erster Band, die Säugthiere und Vögel enthaltend. 1831. XL u. 961 S. 8. (4 Thlr.)

Dieses Werk hilft einem längst gefühlten Bedürfnisse ab, da uns ein gleich vollständiges, dem gegenwärtigen Standpuncte dieser Wissenschaft entsprechendes, seither mangelte. Obgleich das kürzlich erschienene „*Thierreich*“ des genialen *Wilbrand* zu Giessen den Weg, wie man die Zoologie als Einleitung in die vergleichende Anatomie zu behandeln habe, am klarsten gezeigt, und eine Eintheilung der Thiere, die sich auf die zoonomische Physiologie gründet, zu Grunde gelegt hat, so ist dennoch dieses classische Werk nicht vollständig, sondern hebt nur das Vorzüglichste aus. Dagegen erfreut sich vorliegendes, für die Naturinterpretation äusserst wichtige Werk einer seltenen Vollständigkeit, und es wäre sehr zu wünschen, dass bald die nachfolgenden Bände erscheinen möchten.

In der Vorrede des Herausgebers werden die Gründe angegeben, warum er es wagte, an die Uebersetzung und Herausgabe dieses Werkes zu gehen. Hr. *Voigt* hatte schon sehr frühe den Wunsch, ein Werk, wie jenes *Linnéische* Natursystem, schreiben zu können, welches Ideal ihm aber verschwand, als er in Paris gewahrte, was zu einem solchen Unternehmen gehöre; indessen half ihm der dortige Aufenthalt und die Güte *Cuvier's* selbst die Möglichkeit einer vermehrten Herausgabe dieses Werkes erleichtern. Hierauf geht Hr. *V.* über auf seine Benutzung von Kunstwerken, Abbildungen, Museen, Privatsammlungen u. s. w., und bemerkt, dass er nach diesen Hülfsmitteln erweitert oder abgekürzt, und manche Bestimmungen genauer gegeben habe. Oft hatte er da, wo er in seinen Zusätzen den Originalwerken Anderer folgte, die er durch die Güte angesehener Personen alle benutzen konnte, grosse Mühe, gleich bestimmt, und bey Aushebung des Wesentlichen gleich kurz, wie *Cuvier*, zu seyn. Indess ist *Cuvier's* Schrift durch diese *Voigt'sche* Ausgabe nicht verändert worden; denn die Zusätze hat Hr. *Voigt* am Schlusse gehörigen Ortes eingeschaltet. Seine Anmerkungen sind sehr zahlreich und oft sehr interessant.

In der Vorrede zur ersten Ausgabe erklärt sich *Cuvier* selbst über sein System. Von früher Jugend an war die Naturgeschichte sein Lieblingsstudium; und da er nach und nach die Zusammenstellungen Anderer, selbst des grossen *Linné*, der aber von einem ungeschickten Herausgeber entstellt worden war, nicht ganz genügend fand, so sehr er sie auch ehrte, so entschloss er sich, eine Thiergeschichte nach der Organisation der Thiere zu entwerfen, was ihm aber erst nach mühsamen Vorarbeiten in der vergleichenden Anatomie möglich wurde. Die mühsamen Versuche, gewisse Thiere in die geeigneten *genera* und *species* zu bringen, mislangen so lange, bis sie nach vergleichenden anatomischen Daten geordnet wurden. Alles, was *Cuvier* vorfand, war verworren, und er musste durchaus von jedem *genus* wenigstens eine *species* anatomiren, um nach der Thierorganisation seine Anordnung treffen zu können. Jedoch hat das Werk nicht die Absicht, die Thiere gradatim, wie die Classen über einander stehen, ordnen zu wollen, sondern nur das seiner Organisation nach Gleichartige zusammenzustellen. So entstand dieses Thierreich, welches aus der vergleichenden Anatomie entsprungen ist, und daher derselben zur besten Einleitung dient.

Die *Einleitung* dieses ersten Bandes enthält in neun Absätzen das Allgemeine von Naturgeschichte überhaupt, und von den lebendigen Körpern und Organisationen insbesondere; dann die Eintheilung der organischen Körper in *Thiere* und *Pflanzen*; ferner das Allgemeine von den Formen, chemischen Bestandtheilen und Kräften, insbesondere noch von den intellectuellen, und endlich die allgemeinste Eintheilung des Thierreichs in vier grosse Abtheilungen. — Der erste Absatz des allgemeinsten Theiles: „*Von der Naturgeschichte und ihren Methoden überhaupt*,“ giebt den richtigen Begriff von Naturgeschichte, und eine Abgrenzung von ihren benachbarten Wissenschaften; daher Feststellung der Begriffe *Natur*, *Physik* oder *Naturwissenschaft*, *allgemeine* und *besondere*. — Im zweyten Absatz: „*Von den lebendigen Körpern und der Organisation überhaupt*,“ nimmt der Vf. an, dass man das *Wesen* des Lebens am richtigsten an den ganz einfachen Kör-

pern (Thieren) ſehen könne, wo ſeine Wirkungen am einfachſten ſind, und daſs dieſes Weſen im Beſtehen einer gewiſſen Zeit und unter einer beſtimmten Form gedacht werden müſſe, indem das Leben unaufhörlich Theile von der Umgebung in ſich hineinzieht, und von ſeiner Subſtanz in die Elemente zurückgiebt. — Wir glauben jedoch nicht, daſs dieſes das *Weſen* des Lebens ſey, ſondern nur geoffenbartes Phänomen, und nur Eines, das der Aſſimilation und Secretion. Das Weſen des Lebens hat noch niemand erſchaut, folglich auch nicht begriffen; überhaupt das Weſen einer jeden Erſcheinung erklären zu wollen, iſt etwas Bedenkliches, und in allen Wiſſenſchaften ſollte dieſes Wort behutſamer gebraucht werden. Die Idee der Organiſation führte unſeren Vf. natürlich auf die organiſirten Körper, auf Organe und deren Begriff, auf Zeugung, Reproduction u. ſ. w. — Sehr inſtructiv iſt beſonders der vierte Abſatz der Einleitung, wo der Vf. in gedrängter Kürze vom *Zellgewebe*, von den *Muskelfaſern*, von der *Markſubſtanz*, als den urſprünglichen Gewebformen, handelt. *Cuvier* betrachtet das Zellgewebe als eine Menge von Blättchen, die kleine Zellchen bilden, welche alle mit einander communiciren. Wir theilen dieſe Anſicht nicht, ſondern ſtimmen der *Meckel'ſchen*, oder vielmehr der *Wolf'ſchen* bey, die auch, nach *Beclard* zu urtheilen, bey den Franzoſen nicht unbeachtet geblieben iſt. — Alle Häute und Gefäſscanäle, ja ſelbſt die Knochen, ſind vom Vf. als verdichtetes Zellgewebe erklärt. Die Markſubſtanz des thieriſchen Körpers hat, was derſelbe beſcheiden bemerkt, noch nicht auf ihre organiſchen Urtheilchen zurückgeführt werden können. Die Muskeln ſind hier als die *unmittelbaren* Organe der freyen Bewegung angeſehen. Wir möchten ſie dagegen die *mittelbaren*, d. h. die durch Nervenverzweigung angeregten, Bewegungsorgane nennen; denn der Nerve iſt der primäre, der Muskel der ſecundäre Beweger, oder der Muskel iſt das Mittel, wodurch der Nerve bewegt wird, alſo der mittelbare Beweger, was auch mit dem, was der Vf. ſelbſt S. 20 gründlich bewieſen hat, übereinſtimmt. Die letzten Urtheilchen der Muskelſubſtanz ſind nicht weiter verfolgt worden, als bis zu Fleiſchbündeln und Faſern, und demnach ſind die mikroſkopiſch-anatomiſchen Reſultate Anderer unbenutzt geblieben. Von der ernährenden Flüſſigkeit, d. h. vom Blute, nimmt der Vf. an, daſs es ſich nicht ganz in die allgemeinen Elemente, Sauerſtoff, Waſſerſtoff, Kohlenſtoff, Stickſtoff, auflöſe, ſondern ſchon faſt fertige Fibrine enthalte, und ſo geneigt ſey, ſich zuſammenzuziehen, und die Geſtalten der Häute oder Faſern anzunehmen. Allerdings läſst ſich das Blut nicht rein in obige Elemente auflöſen; aber ob es in den häutigen Canälen ſchon Fibrine enthalte, und ob dieſe ſich nicht erſt ſpäter aus dem Zellgewebe zu den verſchiedenen Geweben der Organe herausbilde, iſt eine zu beherzigende Frage. Man darf ſich durch die Reſultate des Blutes, welches auſserhalb des lebenden Körpers iſt, nicht zu voreiligen und einſeitigen Schlüſſen auf das lebenbegabte Blut verleiten laſſen. Auch hier ſind die Urtheilchen des Blutes als Blutkügelchen, beſtehend aus einer Hülle und einem Kerne, und das Waſſer, in welchem ſich die Kügelchen fortbewegen, nicht näher betrachtet, aber die weiteren chemiſchen Beſtandtheile des Blutes ſind im Allgemeinen angedeutet.

Die Ueberſchrift: „*Von den Kräften, welche im thieriſchen Körper thätig ſind*,“ löſt nicht ganz ihre Aufgabe; denn hier wird immer wieder von Erſcheinungen, ſtatt von Kräften, geſprochen. Kräfte ſind Urſachen der Erſcheinungen, und von ihnen gilt ſo ziemlich, was wir oben vom Begriffe *Weſen* geſagt haben. Hier finden wir nur die Aeuſserungsweiſe der Contraction, der Senſation, der Reaction der Sinne kurz angedeutet, und von dieſer kurzen Andeutung verſpricht ſich der Vf., daſs ſie ausreiche, um ſich von allen Erſcheinungen des phyſiſchen Lebens Rechenſchaft zu geben. Wir ſind aber etwas engherziger, und glauben, daſs die ganze gelehrte Republik ſchwerlich ſo weit kommen dürfte, ſich eine ſolche Rechenſchaft über alle phyſiſchen Erſcheinungen geben zu können, man müſste denn mit dem *Goethe'ſchen* „*Was man ſo erkennen heiſst*“ — ſich begnügen. — Die Functionen des thieriſchen Körpers theilt der Vf. in zwey Claſſen: erſtens nämlich in die *animaliſchen*, oder die den Thieren eigenen Functionen, die der Senſibilität oder der willkührlichen Bewegung. Zweytens in die *vitalen* oder vegetativen, welche Thiere und Pflanzen mit einander gemein haben, als Ernährung und Fortpflanzung. Die dieſen beiden Lebensverrichtungen entſprechenden Organe und Functionen werden dann weiter verfolgt. Bey der Erörterung der animaliſchen Functionen iſt die Lehre von den Sinnen und ihren Verrichtungen, der Nervenausbreitung und Vertheilung, und den dadurch erhaltenen Eindrücken aus einander geſetzt. Wir finden hier einen *Geſchlechtsſinn* als den ſechſten Sinn. Sobald die Eindrücke erlangt ſind, wirkt der thätige Wille vermittelſt eben der Nerven auf die Muskeln, und ſo wird die Bewegung, deren ganzer Apparat vollſtändig nachgewieſen wurde, vermittelt. Dieſer, dem Willen unterworfenen Muskelbewegung ſteht die *unwillkührliche* gegenüber, die den vegetativen Functionen vorſteht. Die verſchiedenen Organe dieſer Function ſind, ſowie die Functionen ſelbſt, aus zoonomiſchen Reſultaten erläutert worden. — Was *die intellectuellen Functionen der Thiere* betrifft, ſo iſt dieſs Capitel eine Zugabe neuerer Zeit zur Naturgeſchichte, worauf *Wilbrand* ſo nachdrücklich dringt, der in ſeiner neuerlichen Schrift über das Thierreich dieſes geiſtige Element der Thiere nicht nur in der Einleitung, wo er eine Naturgeſchichte ohne dieſe Berückſichtigung mit einer Leichenkammer vergleicht, ſondern auch im Verlaufe ſeines ganzen Werkes nie aus dem Auge verlor, wogegen hier faſt nur in der Einleitung davon Erwähnung geſchieht.

Das ganze Thierreich zerfällt nach *Cuvier's* Organisationslehre in folgende vier Abtheilungen. Bey der ersten ist das Gehirn und der Stamm des Nervensystems in eine Knochenhülle eingeschlossen — *Wirbelthiere, Animalia vertebrata;* diese haben sämtlich ein rothes Blut und ein Muskelherz. Bey der folgenden Abtheilung fehlt ein Skelet, die Muskeln sind nur an die Haut geheftet, die eine weiche und nach verschiedenen Richtungen hin contractile Membran bildet, in welcher sich bey den meisten knochenartige Platten, Muschel- oder Schnecken-Häuser genannt, eingeschoben zeigen, deren Lage und Erzeugung der des Schleimgewebes entspricht. Die Thiere dieser zweyten Gestaltung nennt *Cuvier Mollusken, Animalia mollusca.* Die 3te Formation ist die, welche man bey den Insecten, Würmern u. s. w. bemerkt. Ihr Nervensystem besteht in zwey langen Strängen, die längs der Bauchseite liegen, und in regelmäſsigen Entfernungen zu Knoten oder Ganglien angeschwollen sind. Dieser Thierformation gab *C.* den Namen *gegliederte Thiere, Animalia articulata.* Die 4te Form, welche die unter dem Namen *Zoophyten* bekannten Thiere begreift, kann auch den Namen *Strahlthiere, Animalia radiata,* erhalten. Diese Abtheilung läſst keine Symmetrie in zwey Körperhälften, keinen vorderen und hinteren Theil, bemerken, sondern alle diese Thiere nähern sich mehr oder weniger der Homogeneität der Pflanzen. Man unterscheidet in dieser Abtheilung weder deutlich wahrnehmbare Nerven, noch besonders unterschiedene Sinnesorgane; kaum wird man bey einigen eine Spur von Circulation gewahr.

Von dieser allgemeinsten Uebersicht des Thierreichs geht der Vf. auf das Allgemeine der Wirbelthiere, von denen dieser Band die zwey ersten Classen behandelt, über, zeigt deren Habitus, Knochengerüste, concentrirtes Nervensystem, und die sichtbare Unterscheidung in Kopf, Rumpf und Gliedmaſsen, und erwähnt kurz deren Systeme, Organe und organischen Functionen. Die Wirbelthiere selbst werden wieder in vier Classen eingetheilt: in *Säugthiere, Vögel, Amphibien* und *Fische,* deren wesentliche Differenz durch die Art oder Kraft ihrer Bewegung, die von der Respiration und Circulation abhängt, gegeben ist. Der Vf. geht so immer vom allgemeineren Theile zum mehr speciellen über, indem er von dem Allgemeinen der Wirbelthiere zu dem Allgemeinen der Classen und Ordnungen fortschreitet. Die wesentlichen Charaktere, welche die Ordnungen der Säugthiere bestimmen, werden theils vom *Gefühlssinne* entlehnt, von dem ihre mehr oder mindere Geschicklichkeit oder Gewandtheit abhängt, theils von den *Organen des Kauens.* Die Vollkommenheit des *Tastsinnes* wird nach der Zahl und Beweglichkeit der Finger geschätzt. Die Nahrungsweise läſst sich nach den Backenzähnen beurtheilen. Diese und noch andere dieser Classe eigenthümliche Merkmale hat *C.* scharfsinnig aus einander gesetzt, und darauf die Ordnungen gegründet: I. *Bimana* (*Homo*), II. *Quadrumana,* III. *Ferae,* IV. *Marsupialia,* V. *Rosores,* VI. *Edentata,* VII. *Pachydermata,* VIII. *Ruminantia,* IX. *Cetacea.* — In der ersten Ordnung steht bloſs der *Mensch* (*Homo*), dessen Verschiedenheit von den übrigen Säugthieren sehr scharfsinnig, schon bloſs in Beziehung auf seine physischen Eigenthümlichkeiten, bezeichnet wird. *Cuvier* zeigt, daſs der Mensch wirklich ein Zweyhänder sey, indem seine Füſse nicht gleich Händen zum Greifen eingerichtet seyen, und daſs der aufrechte Gang nur dem Menschen eigenthümlich angehöre; denn ohne dessen aufrechte Stellung würden nicht nur viele Organe eine Störung in ihrer Function erleiden, sondern der Gesichtssinn u. s. w. würde ganz deplacirt werden. Nach Angabe des allgemeinen Gattungscharakters des Menschengeschlechtes geht der Vf. auf dessen physische und moralische Eigenschaften über, und giebt dann die Hauptrassen, gegründet auf physische und psychische Differenzen, mit einer Gelehrsamkeit und Sachkenntniſs an, wie wir diese Materie sonst nirgend behandelt sehen. Hauptrassen sind drey angenommen: die *kaukasische, mongolische* und *äthiopische.* Am Schlusse dieser Ordnung bringt der Herausgeber uns noch eine sehr gelungene, auf wesentliche physische und ethische Eigenschaften gegründete Unterabtheilung dieser drey Hauptrassen, die uns aufs angenehmste überraschte. — Bey den übrigen acht Ordnungen dieser Classe wurde immer zuvor das Generelle gegeben, einzelne Gruppen, die sich wieder in einer Ordnung durch gemeinsame Merkmale bildeten, eigens bezeichnet, und wieder das Allgemeine davon angegeben, und so fortgefahren bis zu den einzelnen *Genera* und *Species.* Ein weiterer Auszug ist hier nicht möglich.

Die 2te Classe der Wirbelthiere sind die *Vögel;* sie sind *eyerlegende Wirbelthiere,* zum Fluge ganz organisirt. Der Vf. gedenkt der Respiration und Circulation, die rascher als bey den Säugthieren ist; daher auch die Muskeln einer rascheren Bewegung fähig sind. Bey der Auseinandersetzung des Körperhabitus und Baues der Vögel, die ganz zum Fluge eingerichtet sind, bemüht sich der Vf. zu zeigen, wie die Theile wirken, um den Mechanismus des Fluges zu Stande zu bringen. Knochen, deren Stärke und Gestaltung tragen nicht minder, als die Federn, zum Fluge bey. Das Ohr der Vögel besitzt nur ein Knöchelchen; das Geruchsorgan ist in der Basis des Schnabels verborgen, besteht aus drey Knorpeldütchen, und ist sehr empfindlich, obgleich es keine sichtbare Communication mit dem Hirne unterhält. Die muskelarme Zunge wird von einem Knochen getragen; der Tastsinn ist, da das Horngewebe so vorherrscht, sehr schwach; dagegen ist das Auge desto schärfer, und so gebaut, daſs es nahe und entfernte Gegenstände gleich gut unterscheiden kann. Die übrigen Classen-Charaktere geben Andeutungen über Federn, Gehirnbau, Luftröhre, Organe der Chylopoëse mit der Differenz der Fleisch- und Körner-Fresser, Cloake, Organe und Art der Begattung, und über industriellen Instinct. — Bey der *Eintheilung* der Vögel will *C.* bemerken,

dass unter allen Classen des Thierreichs die der Vögel die am besten charakterisirte sey, deren Species sich am meisten gleichen, und die von allen anderen durch die gröfste Kluft getrennt sey. Jedoch seyen die Unterabtheilungen dieser Classe am schwierigsten zu begrenzen. Auch hier, wie bey den Säugthieren, gründen sich die Ordnungen auf die *Organe des Kauens*, oder den Schnabel, und die des *Fassens*, d. h. abermals des Schnabels und zumal der Füfse, die anders bey den *Schwimm-*, anders bey den *Sumpf-*, anders bey den *Raub-* und *sperlingsartigen Vögeln*, und wieder anders bey den *Kletterern* sind. Die Ordnungen der Vögel sind also gestellt: I. *Accipitres*, II. *Passeres*, III. *Scansores*, IV. *Gallinae*, V. *Grallae*, VI. *Palmipedes*. — Auch hier wird, wie bey den Säugthieren, sorgfältig von den Ordnungen und ihren allgemeinen Charakteren zu den weiteren Unterabtheilungen und Gattungen fortgeschritten. Mehrere *Genera* bilden wieder eigens bezifferte Gruppen. — Der Herausgeber macht am Schlusse seiner Zusätze die Bemerkung, dass man die Charakteristik der zahlreichen Unterabtheilungen bey den Vögeln in den Verhandlungen der *Linnéischen* Gesellschaft und dem *zoological Journal* und im Texte und den Noten vom Herausgeber finde, dass man sich aber nicht eher auf die Nomenclatur des *C.* werde stützen können, als bis eine gänzliche Revision zu einer neuen Ornithologie zu Stande komme, gegründet auf anatomische Einzelnheiten. Dieser Schlussbemerkung stimmen wir gerne bey; denn gerade dieser Theil der Naturgeschichte bedarf einer gänzlich neuen Durcharbeitung.

Das grofse Verdienst, welches Hr. *Voigt* sich dadurch erwirbt, dass er die Thiergeschichte *Cuvier's* auf deutschen Boden verpflanzte, wird die gelehrte Welt gewiss anerkennen, und die Zeit wird die Frucht davon zeigen. Nur mit tiefem Bedauern kann man daran denken, dass *Cuvier* nicht mehr lebt. Wie viel würde ein solches Genie bey längerem Leben, besonders in Beziehung auf die Geschichte des Erdkörpers, noch geleistet haben!

H.

MEDICIN.

Landau, b. Georges: *Medicinische Statistik der Stadt und Bundesfestung Landau in Rheinbaiern.* Von Dr. *Friedrich Pauli.* 1831. 224 S. 8. Mit einem Kärtchen. (20 gr.)

Möchten wir doch bald mehrere medicinische Ortsbeschreibungen, von dem Gehalte der vorliegenden, erhalten! Nicht blofs für die Bewohner der Oerter, deren Statistik geliefert wird, sondern auch für künftige Aerzte und selbst für die Regierungen würden sie von grofsem Nutzen und vielseitigem Interesse seyn. Der Vf. ging wohlvorbereitet ans Werk. Schon sein Vater hatte während einer dreyssigjährigen Praxis in Landau nicht nur reichliche Materialien zu einer solchen Ortsbeschreibung gesammelt, sondern der Vf. selbst verbindet Nachdenken mit Erfahrung, und zeigt sich als einen eben so besonnenen und prüfenden, als vielfach belesenen Arzt. Er schildert in hellem, anziehendem Vortrage die Lage und Umgebung, sowie die Geschichte und klimatische Beschaffenheit der Stadt, zählt die Naturerzeugnisse auf, giebt Nachricht von den Einwohnern, der Bevölkerung, den Nahrungsmitteln, den öffentlichen Anstalten, und überhaupt von dem dortigen Medicinalwesen und dem Krankheitszustande der Einwohner. So vieles Interessante in allen diesen Abschnitten vorkommt: so sind sie doch eines genügenden Auszuges nicht wohl fähig; wenigstens würde ein solcher für unsere Blätter nicht geeignet seyn. Wir wollen daher nur der Meinung begegnen, als habe diese Topographie nur ein Localinteresse; vielmehr können wir versichern, dass überall so viele, allgemein nutzbare Bemerkungen, Warnungen und Erfahrungen angeknüpft oder eingewebt sind, dass Aerzte und Nichtärzte lernen können. Auch der, dem ersten Anscheine nach auffallende Abschnitt von der medicinischen Volkssprache (S. 187—197) ist nichts weniger als zwecklos. Denn ohne Kenntniss derselben kann der Arzt sich mit seinem Kranken nicht so leicht verständigen und das Zutrauen desselben gewinnen, und der Vf. benutzt diese Kenntniss überdiess zu dem löblichen Zwecke, die mit jener Sprache oft verknüpften Vorurtheile zu bekämpfen, und dem Laien nebenbey eine bessere Anleitung zur Erhaltung seiner Gesundheit zu geben. Selbst manche lehrreiche psychologische und grammatische Wahrnehmung würde sich an diese, gröfstentheils provinziellen, aber sehr alterthümlichen Ausdrücke und Bezeichnungen anreihen lassen, wenn sie aus mehreren Gegenden gesammelt würden. Noch machen wir endlich den Literator auf einen Anhang dieser Schrift aufmerksam, in welchem unter Anderem auch von berühmten, in Landau geborenen Gelehrten (z. B. dem berühmten Staatsrechtslehrer *Joh. Jac. Schmauss*, dem Botaniker *Joh. Christoph Wendland*, dem Geschichtschreiber seiner Vaterstadt, *Joh. von Birnbaum* u. A.) lesenswerthe Notizen mitgetheilt werden.

Kein Leser wird die auch in einem anständigen Aeusseren erschienene Schrift unbefriedigt aus der Hand legen.

Bdf.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1832.

ERDKUNDE.

München: *Pneumatisch-portativer Erdglobus*, nach der Erfindung von *Pocock*, verbessert und herausgegeben von *Ph. Cella*. 1831. (15 Thlr.)

Im Jahr 1830 erschien in England *Pococks portable Globe*, ein auf Papier oder Seidenzeug gedruckter, vier Fuss im Durchmesser haltender Erdglobus, welcher sich zusammenlegen und so in einem engen Raum aufbewahren lässt, zum Gebrauch aber mit Luft gefüllt wird. Unstreitig ist die Ausführung eines solchen Globus — eine schon früher mehrfach angeregte Idee — für die Geographie von grossem Interesse. Nachdem der Lehrer beym ersten Unterricht in der Erdkunde das Kind durch die Betrachtung der es unmittelbar umgebenden Natur für die Auffassung geographischer Verhältnisse vorbereitet hat, sollte aller geographische Unterricht nur am Globus gegeben werden, indem nur dadurch das Einprägen unrichtiger Bilder vermieden, und die Auffassung der Erscheinungen in ihrem ganzen Zusammenhange erreicht werden kann. Sowohl für diesen Zweck, als auch für den Gebrauch des schon gebildeten Freundes der Erdkunde, bietet nun ein Globus, nach der Einrichtung des *Pocock'schen*, bedeutende Vortheile dar, die hauptsächlich in der Wohlfeilheit und der Bequemlichkeit der Behandlung bestehen. Ein Globus von vier Fuss Durchmesser, aus fester Masse, würde für die meisten Privatpersonen unbrauchbar seyn, weil sie keinen Raum finden würden, denselben aufzubewahren, ja weil er durch keine gewöhnliche Thüre gebracht werden könnte, und ausserdem würde sein Preis für die Meisten unerschwinglich seyn. Diese Schwierigkeiten fallen bey dem pneumatisch-portativen Erdglobus gänzlich hinweg. Auf jeden Fall wird ein solcher Globus, wenn er auf eine brauchbare Weise ausgeführt wird, einen wissenschaftlichen Apparat bilden, welcher für den geographischen Unterricht Epoche machen, und das Studium der Erdkunde wesentlich erleichtern kann.

Ehe noch *Pocock* mit seinem *portable globe* ans Licht getreten war, wurden in Paris einem Freunde des Rec. Segmente eines *Lapie'schen* Globus, auf Leder gedruckt, mitgetheilt; doch kam daselbst die Bearbeitung eines solchen pneumatischen Globus nicht zu Stande. In Deutschland sind nun seit dem vorigen Jahre zwey verschiedene Bearbeitungen desselben Gegenstandes unternommen worden: die eine in *München*, die andere in *Berlin*. Den Berliner Globus, welcher sich eben seiner Vollendung zu nähern scheint, kennt Rec. nur aus den der geographischen Gesellschaft zu Berlin von dem Herausgeber bereits vor einigen Monaten vorgelegten sieben Segmenten, nach denen man von dem ganzen Werke auf jeden Fall eine Arbeit von wahrem wissenschaftlichem Werthe erwarten darf; der Münchner befindet sich schon seit mehreren Monaten in den Händen des Publicums, und Rec. hat denselben vor sich.

Dieser im Verlage des Herrn *Cella* in München erschienene pneumatisch-portative Erdglobus ist von einem Hn. Lieutenant *Klein* bearbeitet. Für das Auge zeichnet er sich vor dem *Pocock'schen* aus; doch ist er eben so weit davon entfernt, „ein Prachtwerk" zu seyn, wie ihn der Vf. ankündigt, als er weit davon entfernt ist, auf wissenschaftlichen Werth die geringsten Ansprüche machen zu können. Für denjenigen, welcher ein Urtheil über dergleichen Dinge hat, kann er höchstens als ein Spielwerk gelten, allenfalls brauchbar, den Effect einer Weihnachtsstube zu erhöhen. Die geographische Welt wird es also dem Hn. Lieut. *Klein* nicht sehr Dank wissen, dass er sich die Mühe gegeben hat, den *Pocock'schen* Globus „als ein auffallendes und beym ersten Anblick zum Erstaunen hinreissendes Literatur- und Kunst-Product," dessen Werth in seiner geographischen Richtigkeit, Deutlichkeit und Ausstattung gesucht werden muss, auf den heimathlichen Boden zu verpflanzen; denn er hätte, wenn er sich verdient machen wollte, seine Arbeit auf eine ganz andere Weise ausführen müssen. — Der Werth oder Unwerth graphischer Darstellungen der Erdoberfläche muss nach mancherley Rücksichten zugleich beurtheilt werden. Da ist vor allem in Betracht zu ziehen die Richtigkeit der astronomischen Ortsbestimmungen und die Uebereinstimmung des orographischen Bildes mit der Natur; dann — neben der Richtigkeit der Verzeichnung aller übrigen darzustellenden Terraintheile und Gegenstände — hauptsächlich die Kritik in der Hervorhebung des Wichtigeren und Unterdrückung des Unwichtigeren; anderer Rücksichten nicht zu gedenken, welche von untergeordneter Bedeutung sind. Gegen alle diese Anfoderungen ist auf dem von Hn. *Klein* bearbeiteten Globus unverzeihlich gesündigt. Wollte man das Werk nach diesen einzelnen Rücksichten analytisch prüfen, so würde man kaum noch von einzelnen Fehlern sprechen dürfen, sondern es würde sich uns als ein in allen seinen Theilen haltloses Gewebe von Unrichtigkeiten darstellen. Aber einer solchen Prüfung bedarf es gar nicht, da einige

beliebig herausgegriffene Thatsachen hinreichend sind, die wissenschaftliche Nichtigkeit dieses Productes darzuthun.

Zuerst haben wir einen Blick auf die Materialien zu werfen, deren sich Hr. *K.* bedient hat, und die er seine „Quellen“ nennt. „Zur Bearbeitung dieses Globus,“ heisst es in einer Ankündigung desselben (Ober-Postamts-Zeit. Juni 1831, Beyl. 176), „werden folgende Quellen benutzt: der Handatlas von *Stieler* und der *Atlas universel* von *Brué*, der Schulatlas von *Rühl v. Lilienstern* für die Terraindarstellung, Afrika von *Berghaus*, Asien von *Fremin*, Südamerika von *Spix* und *Martius*, für Ost- und West-Indien die Charten von *Arrowsmith*, und für die noch weiteren Berichtigungen (!!) der Atlas von *Krusenstern.*“ Man sieht aus dieser, für die wissenschaftliche Ungeschicklichkeit, mit welcher die Arbeit ausgeführt wurde, charakteristischen Stelle, dass dem Hn. Lieut. *K.* der Unterschied zwischen Compilation und Bearbeitung aus den Quellen gänzlich unbekannt ist. Dass eine mit Verstand compilirte Zeichnung eine recht brauchbare Charte geben kann, sieht man aus den eben erwähnten und rühmlichst bekannten Atlanten *Stielers* und *Brué's*, in denen Fleiss und Sorgfalt ihrer Verfasser nicht zu verkennen ist, indem sie, ohne dass bey ihnen von einer eigentlichen kritischen Originalbearbeitung die Rede seyn kann, überall, wo schon gut durchgearbeitete Materialien vorlagen, dieselben verständig benutzt, und dabey sich nur den Fehler haben zu Schulden kommen lassen, dass ihnen eine orographische Charakteristik der einzelnen Erdlocalitäten fremd ist, wodurch in ihrer Darstellung alles ins Gleichförmige, Charakterlose verfliesst. Aber was diesen Atlanten demnach an orographischer Charakteristik abgeht, hätten recht gut *R. v. Liliensterns* treffliche Arbeiten über die Oberflächenbildung der Erde, denen nur der Mangel der Heraushebung orographischer fester Puncte in einzelnen Bergen und Pässen vorzuwerfen ist, ergänzen können. Hätte nur Hr. *K.* verstanden, wenigstens solche Materialien zu benutzen, d. h. sie ohne Verstümmelung zu copiren, so wäre sein Globus zwar immer nur eine Compilation von Compilationen, aber doch brauchbar geworden. So unglücklich er jedoch in der Copie an sich brauchbarer Materialien gewesen ist, eben so unglücklich hat er für einige Gegenden die Wahl seiner Materialien getroffen, wovon wir weiter unten Beyspiele angeben werden. Ferner ist von der Eintragung neuer Bestimmungen und Beobachtungen nirgends die Rede. So hätte man wohl nicht für Afrika *Berghaus* treffliche Charte, die vor sieben Jahren allerdings allen Anfoderungen entsprach, welche man damals machen konnte, zu Grunde legen können, wenn man die neueren Bestimmungen der Westküste, von Capt. *Owen*, nach denen Cap Negro um 2° westlicher fällt (wie man aber auch noch leichter von *Brué's* Charte hätte copiren können), die neueren Reisen von *Caillé*, *Clapperton* und *Lander* (nämlich dessen erste; die zweyte, jetzt eben erst erschienene, konnte man noch nicht benutzen), berücksichtigt hätte. Statt hier die neu hinzugekommenen nachzutragen, hat man im Gegentheil noch *Berghaus* Charte so verunstaltet, dass man dieselbe theils gar nicht wieder erkennt, theils das, was auf ihr charakteristische Darstellung ist, in der Copie auf dem Globus als wahre Caricatur erscheint. Man betrachte z. B. nur die Darstellung des Hochlandes von Sudan, von dem man nach dem Eindrucke, welchen die Zeichnung auf dem Globus hervorbringt, denken sollte, es sey der höchste Punct auf unserer Erdkugel.

Doch, um nun mehr auf die Details zu kommen, wollen wir der Reihe nach einen nur flüchtigen Blick auf die einzelnen Theile der Erdoberfläche werfen, und da wir gerade Afrika's erwähnten, mit diesem Erdtheile beginnen. *Afrika. Caillé*, *Clapperton*, *Lander*, *Owen* sind, wie schon gesagt, nicht benutzt. Keine Spur sieht man von den Ergebnissen der Forschungen der *Hornemann*, *Bruce*, *Burkhardt*, *Ehrenberg* u. A. Timbuktu, weiss jeder Schüler, liegt am Niger. Auf dem Globus geht dieser Strom 46 Meilen von der Stadt im Süden vorüber. Die Charte zu *Landers* zweyter Reise konnte Hr. *K.* allerdings noch nicht benutzen; doch hätte er wohl noch zur rechten Zeit lesen können, dass *Lander* durch diese seine zweyte Reise die so lange streitige Frage über die Mündung des Niger entschieden und bewiesen hat, dass dieser Strom als Quorra durch die unter dem Namen Calabar bekannte Mündung ins Meer gelangt. — Während das Plateau von Sudan so unmässig hervorgehoben ist, fehlt das Plateau von Barca u. s. w.

Asien. In diesem Meere von Unrichtigkeiten weiss man kaum einen festen Punct zu finden, von dem man für die Vergleichung ausgehen könnte. Der Herausgeber des Globus berichtet in der Ankündigung, dass er für Asien die Charte *Fremin's* benutzt habe. Meint er damit die alte, so muss man sich über die Urtheilslosigkeit verwundern, welche sich in der Wahl eines so obscuren Materials ausspricht; meint er die von *Klaproth* und *Berthe* umgestaltete neue Ausgabe derselben, welche allerdings das Beste ist, was man in diesem Augenblick über Asien hat, so erstaunt man, wie es möglich war, von diesem Material einen so ungeschickten Gebrauch zu machen. Die Küste von China scheint von dieser Charte copirt zu seyn; aber diese Küste ist gerade das Schlechteste auf derselben. Im Uebrigen bemerkt man in diesem ganzen Welttheile, wo man nur hinsieht, das Fehlen wichtiger und die Angabe unwichtiger Orte; falsche Namen u. s. w. So sucht man vergebens Kaschmir mit seinem schönen Thale; der unwichtige Punct Draas (besser Draus, Dirias?) ist dagegen zu sehen. Was kümmert sich Hr. *K.* um die alten Jesuitenväter *Gaubit*, *Georgi*, *Gerbillon* u. drgl., um *Klaproth* oder *Abel Remusat?* Er legt Jarkiang in den Süden statt Südosten von Kaschghar, Khotan in den Osten statt Südosten von Jarkiang; Uschi ganz nahe an Kaschghar, statt dass es etwa 15 Meilen von Aksu und 52 Meilen von Kaschghar gelegen ist. Terfan legt er ziemlich an die Stelle der Stadt Karaschar im Norden des

Lopnoor, und doch weiſs man, daſs es 37 geograph. Meilen oſtnordöſtlich von derſelben liegt. Karaſchar liegt im Norden des Boſton-noor, welcher gröſser iſt, als der Lop-See, auf dem Globus aber umſonſt geſucht wird. — Die Dsungari ſind bekanntlich von dem chineſiſchen Kaiſer Kienlong völlig ausgerottet; auf dem Globus ſieht man groſs geſchrieben das Wort: „*Songarei,*" als herrſche das genannte Volk über ganz Hochaſien. Dagegen weiſs Hr. *K.* nichts von den ſo trefflich von Sultan Baber und anderen beſchriebenen Staaten Ferghana, Bochara, Badakſchan u. ſ. w. Die tibetaniſchen Provinzen erſcheinen wie Spielkarten unter einander geworfen. Die Provinzen U oder Wei (in welcher Laſſa liegt), Kiang im Norden, und Dakbo und Congbo im Süden derſelben ſind nicht genannt. Teſchulumbu (nicht Tiſu lumbu) iſt der Mittelpunct der Provinz Tſang; Hr. *K.* verlegt dieſe Provinz in den Weſten von Teſchulumbu; die Provinz Hor in den Nordoſten von Tſang und N'gari in den Norden, und doch weiſs man ſeit 200 Jahren durch Pater *Georgi,* und findet es neuerdings durch *Klaproth* beſtätigt, daſs Tſang im Weſten von Wei, N'gari im Weſten von Tſang und Hor im Norden von Tſang und N'gari liegt. Die Oelöth oder Kalmücken ſieht man auf dem Globus weit über dem Lop-See hinaus nach Süden ſchweifen; doch iſt bekannt, daſs ſie jetzt auf den Norden des Thian-ſchan oder Bogda-orla beſchränkt ſind. In früheren Zeiten gab es einmal ein Tangutiſches Reich im Weſten von China. Hr. *K.*, der etwas davon gehört zu haben ſcheint, macht ſogleich eine Provinz daraus, auf Koſten Kanſu, die jetzt bis über Umruſi herausgeſchoben iſt. Die frühere Provinz Schenſi iſt jetzt in zwey Provinzen getheilt, wovon die öſtliche Schenſi, die weſtliche Kanſu heiſst. Der Vf. ſcheint dieſs auch gewuſst zu haben, läſst aber beiden Provinzen den Namen Schenſi, und nennt die öſtliche Si-ngan (wohl nach der Hauptſtadt Si-ngan-fu). Wo auf dem Globus das Reich Kaſchtei zu ſehen iſt, kennt Rec. gegenwärtig nur die Gebiete Koko-nooro und die Provinz Kanſu. Die Grenzen zwiſchen den Provinzen Se-tſchuen und Yün-nan (letzte iſt gar nicht beſchrieben) ſind ganz unrichtig. Wei-ning, Jungpe und Dſchao-tung, Städte erſter Ordnung, liegen jetzt in Yünnan, nicht Setſchuen. Arabien hat man wunderbarer Weiſe von *Berghaus* Charte von Afrika copirt (!!), und weil dieſe Charte für dieſes Land, das ſie natürlich — als ein Nebenland — nur unvollſtändig darſtellt, keine Gebirge angiebt, hält ſich der Zeichner des Globus auch der Mühe überhoben. Die Berge auf dem Weſtabfalle des Hochlandes von Arabien ſind auf der einen Platte ganz vergeſſen worden.

Europa. Wir wollen hier nur Fehler der gemeinſten Art herausheben. Düſſeldorf liegt bekanntlich auf dem rechten Rheinufer, Weſel auf der rechten Seite der Lippemündung. Auf dem Globus ſieht man beide auf der linken Seite der genannten Flüſſe. Die holländiſche Grenze liegt im Weſten der Ems; auf dem Globus bildet dieſer Fluſs die Grenze. Die Lahn fällt zwey Stunden oberhalb der Moſel in den Rhein; auf dem Globus mündet ſie zwiſchen Coblenz und Mainz, zwey Städte, deren Zeichen auf dem Globus fehlen, wie die vieler anderen, obſchon die Namen zu leſen ſind (z. B. Grenoble, Chambery u. a.). Durch dieſe Zeichnung der Lahn verliert das Taunusgebirge natürlich ganz ſeine Form. Das höchſte norddeutſche Gebirge — das Rieſengebirge und mit ihm der Harz ſind auf dem Globus gar nicht bezeichnet; dagegen ſieht man auf ihm die lombardiſche Ebene, das Po-Thal, das Ebro-Thal, die Ebenen beider Caſtilien mit Bergen überſäet, während Wales und Cornwall ohne Höhen ſind. Lächerlich iſt es, die Donau, die Städte Linz, Wien, Ofen, Peſt u. ſ. w. doppelt erſcheinen zu laſſen. Unbedeutende Oerter, wie Gieſsen, Sedan, Bielitz, Neudorf, findet man groſs bezeichnet, während Neufchatel, Belgrad u. a. fehlen. Ja von der ganzen Inſel Seeland iſt keine Spur zu ſehen, ſo daſs Kopenhagen mitten in der Oſtſee liegt.

Amerika. In Nordamerika fällt es ſogleich auf, daſs in der Orographie und in der Geſtalt der Küſte im nördlichen Theile des Meerbuſens von Kalifornien die Ergebniſſe der Reiſe des Lieut. *Hardy* nicht benutzt worden ſind. — Die Gebirge der vereinigten Staaten ſind in der Natur nicht ein Hochrücken, ſondern ein Verein von niederen Parallelzügen, wie auf *Stielers* Charte, die von dem Bearbeiter des Globus benutzt ſeyn ſoll, recht gut zu ſehen iſt. Die ganze Inſel Neufundland iſt durchaus gebirgig; auf dem Globus iſt auf ihr keine Andeutung von Bergen zu ſehen. In Südamerika hat Hr. *K.* die Charte von *Spix* und *Martius* benutzt, welche, wenigſtens für das ſonſt ſpaniſche Südamerika, ganz ſchwach iſt. Die neueren Ortsbeſtimmungen, z. B. die wichtigen von Pentland, in Oberperu, hat Hr. *K.* ignorirt. Die ſeit 1830 beſtehende Republik Uruguay iſt ihm noch nicht bekannt geworden, und dieſer ganze junge Freyſtaat erſcheint auf dem Globus als braſiliſche Provinz, und doch wieder nicht unter dem Namen, den ſie als ſolche führte. (Zu Braſilien gehörte der Landſtrich, welchen die Spanier Montevideo nannten, und welcher einen Theil der *Banda oriental* ausmachte, unter dem Namen der *Provincia Cisplatina.*) In Peru, wo auf dem Globus überhaupt nicht viel zu ſehen iſt, ſucht man vergebens die wichtigen Städte Chucuito, Puno, Cochabamba (oder Onopeſa) und die ſehr bekannte Bergwerksſtadt Guancavelica, deren Gruben zu einer Zeit alles im ganzen ſpaniſchen Amerika zur Amalgamation verbrauchte Queckſilber lieferten. Dagegen ſind die Namen ganz obſcurer Orte zu leſen. Potoſi erſcheint, nach der Schrift zu urtheilen, als Hauptſtadt von Bolivia, während die wirkliche Hauptſtadt Chuquiſaca (dieſer ihr indiſcher Name iſt jetzt der allein gebräuchliche) als ein unbedeutender Ort angegeben, und ihr ſpaniſcher Name La Plata zum Namen eines ziemlich von ihr entfernten zweyten kleinen Ortes gemacht worden iſt. Die Namensverſtümmelungen ſind zahllos, und die politiſche Eintheilung von Peru und Bolivia, welche durch einige von den Namen der

Departemente doch angedeutet seyn soll, zeigt, wie Hr. *K.* gänzlich in der neueren politischen Geographie Südamerikas unwissend ist.

Australien. Dem Admiral *Krusenstern* verdankt man eine treffliche Zusammenstellung der Südsee-Inseln in Gruppen. Hr. *K.* will dessen Atlas benutzt haben; ist dieses wahr, so ist es diesem Atlasse dabey ergangen, wie dem des *R. v. Lilienstern.* Isolirte Inseln, 100 Meilen von einer Gruppe gelegen, werden auf dem Globus zu dieser Gruppe gezogen, so dass dadurch in diesem so klaren Gegenstande auf dem Globus die höchste Verwirrung entsteht. Die um 170 Meilen abliegenden Inseln Oparo und los Coronados sieht man mit Verwunderung zu den Gesellschaftsinseln gezählt, die 165 Meilen nordwärts abliegenden Penrhyn-Inseln zum Cooks-Archipel u. s. w. Die Sandwichs-Inseln sind um einen vollen Grad gegen Westen verrückt. Die Michel-Gruppe fehlt, die Independence-Insel ist fälschlich Michel-Insel genannt u. s. w.

Zum Schlusse müssen wir noch wenige Worte über ein Schriftchen des Hn. Lieutenant *Klein* hinzufügen, welches dem Globus beygegeben ist, und „*Erläuterungen*" zu demselben enthalten soll. Im Eingang versteigt sich der Vf. in eine erbauliche Betrachtung über die absolute Vollkommenheit des Menschen, zu deren Erreichung er durch seinen Globus „mit schwachen Kräften" (ja wohl! ja wohl!) beyzutragen gedenkt. Was dann S. 2 über Terraindarstellung gesagt wird, zeigt recht, wie wenig der Vf. seiner Arbeit gewachsen war. Die hydrographischen Becken richten sich keinesweges immer, sondern im Gegentheil selten, nach den Gebirgsrücken. Diese Wahrheit der Terrainlehre steht schon lange fest, und sollte einem Officiere, besonders wenn er auch noch Geograph seyn will, nicht unbekannt seyn.

Wir glauben, dass das verständige Publicum, auch ohne unseren Rath, sich hüten wird, für einen solchen Globus 15 Thaler auszugeben, und sich lieber noch etwas geduldet, bis der Berliner Globus erscheint, über dessen Werth oder Unwerth wir eben so streng und unparteyisch uns zu seiner Zeit aussprechen werden.

H. v. M.

NATURGESCHICHTE.

BERLIN, in der Druckerey der kön. Akademie der Wissenschaften: *Recueil de planches de pétrifications remarquables*, par *Léopold de Buch.* Premier cahier. 1831. 20 S. Fol. und 8 Tafeln.

Enthält die Bilder und kurze Erklärungen derselben von meist ganz neuen oder sehr wenig bekannten Versteinerungen, auch einige Abbildungen von interessanten Erscheinungen zur Erläuterung der eigenthümlichen Verkieselungen von Conchilien, worüber der Vf. schon anderweit sich näher ausgesprochen hat. Die Tafeln sind ganz vortrefflich, und die einzelnen Zeichnungen von einer Treue, die nichts zu wünschen übrig lässt. Das Unternehmen hat, wie Alles, was der Vf. leistet, wahrhaftes wissenschaftliches Verdienst. Man kann es daher auch nur bedauern, dass das in jeder Beziehung prachtvolle Werk nicht in den Buchhandel gekommen ist, und nur in den Besitz derjenigen gelangt, welche sich der allerdings sehr grossen Freygebigkeit des Vfs. zu erfreuen haben.

Das vorliegende Heft enthält die Abbildungen von *Ammonites depressus Bosc.*, *Ammonites canaliculatus v. Münst.*, *Ammonites Comensis v. Buch*, *Ammonites fonticola Menke*, Verkieselung der Conchilien, *Cassidaria depressa v. Buch*, *C. cancellata v. Buch*, *Leptaena lata v. Buch* (eine höchst merkwürdige Versteinerung aus dem schwedischen Uebergangskalk), *Turitella echinata v. Buch*, *Delthyris (Spirifer) verrucosa v. B.*, *Murex rostellariformis v. B.*, *Ammonites alternans v. B.*, *Terrebratula rimosa v. B.*, *Ammonites scutatus v. B.*, *A. fimbriatus Sow.*, und *A. flexuosus v. Münst.*

Also eine grosse Reihe von neuen Arten, welche aber für die Wissenschaft mehr noch durch die vortreffliche Charakteristik des Vfs., als durch ihre Neuheit, Werth erlangen. *L. von Buch* fördert allseitig die Geognosie; die grosse Bedeutung der Petrefacten in derselben ist ihm bald klar geworden, und eben so bald war auch er bereit, von seinem hell leuchtenden, scharf sehenden Blick geleitet, tüchtige eigene Hülfe ihr zuzuwenden.

Agricola.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Aachen* u. *Leipzig*, b. Mayer: *Das Specialgericht*, oder *Frankreich im Jahre* 1815. Ein Roman von Freyherrn *L. F. v. Bilderbek.* 1832. 1ster Theil. 282 S. 2ter Theil. 288 S. 12. (3 Thlr.)

Ein Roman tragikomischen Inhalts; doch ist Erstes vorherrschend, indem der Vf. den Geist, das Bestreben, Irren, Vollbringen der verschiedenen Parteyen beleuchtet, ohne Hass und merkliche Vorliebe, im leichten Unterhaltungston manche nützliche Lehre spendet, und den mit den Vorfällen jener Tage Unbekannten, oder sie schnell Vergessenden, eine flüchtige Uebersicht verschafft.

Vir.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1832.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Lübeck, in Commiss. der von Roden'schen Buchh.: *Die Herrlichkeit Jesu Christi* (,) in sieben Predigten, einer Advents- und sechs Epiphanias (?)-Predigten, dargestellt von *K. F. B. Hasselmann.* 1831. 143 S. 8. (12 gr.)

Der Druck dieser Predigten wurde, wie auch noch auf dem Titel bemerkt ist, um eines wohlthätigen Zweckes willen veranstaltet. Der Vf. (Prediger zu Sarau in Holstein) wusste nämlich für die Erhaltung eines jungen Menschen auf dem Schullehrerseminar nicht weiter und auf keine andere Weise Rath zu schaffen.

Die erste Predigt ist am 4 Adventssonntage gehalten, der damals geradezu auf den Tag vor dem Weihnachtsfeste fiel. Da, meinte der Vf., habe man keine Zeit mehr, keine Lust zur Vorbereitung auf das Fest. „Nein," sagt er, „das Fest selber hat uns schon ergriffen; unsere Herzen sind schon voll feiernder Festgedanken; ich kann keine Vorbereitungspredigt mehr halten, ihr sie nicht hören." Weihnachten will er feiern; das Adventsevangelium kann ihm nicht genügen, er nimmt ein Weihnachtsevangelium; und um jedem das Seine zu lassen, das früher dem dritten Weihnachtstage bestimmte, Joh. 1. 1—14, mit der Erinnerung, es sey gar nicht gut, dass diese Schriftstelle sich nicht mehr unter den Evangelien befinde, die alljährlich der Gemeinde vorgehalten werden; denn sie enthalte „das Höchste und Herrlichste, und zugleich dasjenige, was unserer Zeit vor allen Dingen Noth thue." Denn „zu einem blossen Menschen will man uns J. Chr. machen. Ein blosser Mensch soll er seyn und weiter Nichts, ein Mensch wie wir und gar nichts weiter. Dafür wird er jetzt von Vielen gehalten, von vielen Vornehmen und vielen Geringen, von vielen Gelehrten und vielen Ungelehrten, vielleicht auch von Manchem unter uns. O wahrlich! ihnen wäre es besser, der Herr wäre gar nicht Mensch geworden, als dass sie ihn nun einen blossen Menschen seyn lassen!" Ob diese Harmsische Art zu polemisiren auf der Kanzel zu Sarau am rechten Orte sey, mögen wir nicht untersuchen; vielleicht ist sie es auf keiner Kanzel. — „Aber es ist ein so schweres Evangelium! Wie könnte es leicht seyn, da es von dem Höchsten redet, von dem, was höher ist als aller Himmel Himmel, von dem ewigen Gottessohn. Gewiss, den tiefen Sinn dieser Worte hat noch kein Weiser ganz erforscht; aber wer mit einfältigem und gläubigem Gemüthe die Worte ernstlich erwägt und dabey brünstig bittet um die Erleuchtung des Geistes, der auch die Albernen weise macht, wahrlich, dem werden die Worte nicht unverständlich bleiben, der wird auch das Höchste in immer hellerer Erkenntniss erfassen." Eigentlich handelt der Vf. nicht folgerecht, wenn er nun doch das Ev. erklärt, dem folgend er redet „1) von dem ewigen Seyn des Sohnes Gottes, 2) von seiner Menschwerdung in der Zeit, 3) von unserer Verherrlichung durch den Glauben an ihn." Wir übergehen die Dogmatik der beiden ersten Theile, und führen nur aus dem dritten an: „Wir sollen nur glauben an seinen Namen, dann giebt er uns, wer wir auch seyn mögen, die Macht, Gottes Kinder zu werden. Willst du aber wissen, was das heisst: an seinen Namen glauben? und wie wir ihn aufnehmen? so höre die Antwort: wenn wir alle Hoffahrt und alles Vertrauen auf uns selber aus dem Herzen hinwegthun, also dass wir gar Nichts mehr sind in unserem Sinn, und nun zu ihm, zu seinem Verdienst, seiner Weisheit, seiner Kraft uns wenden, als der uns allein gerecht, heilig, weise und selig machen könne; wenn wir ihn, der uns erst so überschwenglich geliebet hat, wieder lieb haben, und unser Herz die Welt mit ihren armseligen Gütern fahren lässt und nur an ihm hanget, nach ihm sich sehnet, der da kann reich machen in Gott." Ist das wirklich eine hinlänglich klare und dem Missverstande vorbauende Hinweisung auf das, was wir nach Jesu eigener Foderung zu thun haben? Die 2 Predigt hat Luc. 2. 41—52 zum Texte, und soll zeigen, „wie in dem Knaben Jesus die göttliche Herrlichkeit sich offenbaret habe, nämlich: 1) nach menschlichem Denken nicht, vielmehr 2) also, dass dem menschlichen Verstande mancher Anstoss gegeben ist, dann 3) in menschlicher Hülle, aber 4) doch deutlich genug, und 5) gerade in demjenigen am meisten, was sich am wenigsten für den Sohn Gottes zu schicken scheint." S. 23 sagt der Vf., Johannes der Täufer habe die Erinnerung an das, was vorher geschehen war (nämlich, was Luc. 2. 8—21 und Matth. 2. 1—12 erzählt), wieder erweckt; wo findet man eine Spur davon? Und zeigt sich in dem ganzen späteren Benehmen der Mutter Jesu irgend etwas, das auf jene Begebenheiten hinweiset? S. 35 heisst es: Jesus „wusste, dass alle Weisheit jener Lehrer im Tempel nicht reichte an die Weisheit, die er von dem Vater empfangen hatte, und dennoch erhob er sich nicht über sie;" — und wenige Zeilen darauf lesen wir: „Als er zunahm an

Weisheit, als sein Verhältniss zu dem Vater ihm immer deutlicher wurde, seine Bestimmung zum Heilande der Welt ihm immer klarer vor die Seele trat" u. s. w. Ist das nicht offenbarer Widerspruch? Aber es ist nicht der einzige, in den sich der Vf. hier verwickelt. Dennoch ist er so kühn, denen, die nicht durch seine Predigt für seine Ansicht gewonnen seyn möchten, zuzurufen: „Es liegt an euch, daran liegt's, dass der Sinn für das Göttliche euch fehlet, dass eure Augen erblindet sind für das, was göttlich ist." — Die 3 Predigt über Joh. 2. 1 — 11 betrachtet „die Wunder als Offenbarungen der göttlichen Herrlichkeit;" die Theile sind: 1) „zwar die Wunder für sich allein beweisen Nichts, aber 2) in Begleitung einer heiligen Lehre und eines heiligen Lebens sind sie Beweise der göttlichen Sendung, und 3) in der Art und Weise, wie sie geschehen, liegt das Merkmal des Göttlichen." Der 1ste Th. ist im Ganzen nicht übel ausgeführt; in den anderen möchte der Prüfende doch manche Lücke finden. — Die 4 Predigt über Matth. 8. 1 — 13 handelt den Satz ab: „Darin, dass Jesus der Heiland aller Menschen seyn wollte, offenbarte sich seine Herrlichkeit, nämlich: 1) darin, dass er diesen Gedanken fasste, 2) in den Mitteln, die er zur Ausführung dieses Gedankens wählte, und 3) in der Zuversicht, mit welcher er die Ausführung dieses Gedankens erwartete." Der Gedanke, von dem die Rede ist, beweiset allerdings die Grösse Jesu, aber etwas Uebermenschliches können wir darin nicht finden, so wenig, als wir ihn mit dem Vf. einen „ungeheuren" Gedanken nennen möchten. Ein Mensch soll aus sich selber denselben nicht fassen können; dazu habe er „nicht Liebe genug, und zu viel Verstand, um nicht sogleich über die Thorheit seines Wunsches zu lächeln, um nicht sogleich wieder diesen seinen Gedanken als unausführbar zu verwerfen." Wer über die Bestimmung des Menschen und die wahre Gottesverehrung dachte, wie Jesus, und Vertrauen auf die Kraft der Wahrheit und auf Gott hatte, konnte, scheint es uns, unter den damals gegebenen und von der Vorsehung herbeygeführten Umständen, auch ohne mehr als Mensch zu seyn, den Entschluss gar wohl fassen, den Jesus fasste, dem man nur nicht alles beymessen muss, was die spätere Dogmatik hinzugethan hat. Und wenn die Mittel, die Jesus anwandte, nach menschlicher, d. i. der oberflächlich urtheilenden Menschen, Ansicht thöricht schienen, so wird genauere Kenntniss der damaligen Umstände und vorurtheilfreyes Erwägen in dem Benehmen Jesu tiefere Einsicht und Weisheit erkennen, welche Bewunderung erregt, aber doch das nicht erweiset, was der Vf. daraus schliesset. — Die folgende Predigt über Matth. 8. 23 — 27 hat zum Thema: „Jesus fodert Glauben, darin offenbart sich seine Herrlichkeit 1) in der Art, wie er Glauben fodert, 2) darin, dass er gerade Glauben fodert, und 3) in der Beschaffenheit des Glaubens, welchen er fodert." Ohne allen Grund ist die Behauptung, dass Jesus in dem Evangelium den Jüngern den Mangel des Vertrauens auf *ihn* vorwerfe, und dass er für *sich* den Glauben verlange, er sey der Herr der ganzen Natur, und alle angehäuften Stellen aus Jesu Reden beweisen das nicht. Besser ist der 2 Th., sofern der Vf. darzuthun sucht, dass die Werke ohne den inneren Grund, den er Glauben nennt, keinen Werth haben; allein er entstellt dabey den Sinn derer, welche die Seligkeit von dem Thun abhängig vorstellen, und lässt die wahre Natur des Glaubens bey allem Gerede darüber im Dunkeln, und am Ende kommt es darauf hinaus, dass der Mensch nichts weiter thun könne, als um den rechten Glauben bitten. — Ueber Matth. 13. 24 — 30 beweiset Hr. *H.* die Herrlichkeit Jesu daraus, dass er seine Kirche nach dem Grundsatz regieret: Lasset Beides (Weizen und Unkraut) mit einander wachsen. — Die letzte Predigt handelt von der Verklärung Jesu auf Tabor: 1) wie sie geschah, 2) warum sie geschah, 3) wie wir zu dem Glauben kommen, dass sie also wirklich geschehen sey. Der Vf. meint, die Verklärung sey ein äusserliches Hervortreten der inneren Herrlichkeit Jesu, der Fülle der Gottheit gewesen, sie habe insonderheit dienen sollen, ihm auch seiner menschlichen Natur nach einen Vorschmack der unaussprechlichen Herrlichkeit zu geben, die nach dem Siege in dem bevorstehenden Kampfe ihm zu Theil werden würde, damit die Schwachheit seines Fleisches unter des namenlosen Leidens ungeheuerer Last nicht erliegen möchte. Die ganze Erzählung nach dem Buchstaben geschichtlich zu nehmen und zu glauben, das wird, nach dem Vf., dem nicht schwer, der die innere Herrlichkeit Jesu erkennt.

Mit der Dogmatik des Hn. *H.*, die ihn bey der Auslegung der Schrift durch gefärbte Gläser sehen lässt, und mit dem Mangel an Gründlichkeit, wo man ein tiefes Eingehen erwarten sollte, können wir uns nicht befreunden; seine ewigen Ausfälle auf Andersdenkende, die alle ihm Ungläubige, Feinde Christi, sind, dünken uns unzweckmässig, unweise, ungerecht. Oft wiederholt er sich zu viel, wird geschwätzig und salbadert beynahe. Diess alles aber hindert uns nicht, sein nicht gemeines rednerisches Talent, seine Herzlichkeit und seine Begeisterung für das, was ihm Wahrheit ist, anzuerkennen. Eindruck machen seine Predigten gewiss bey den Zuhörern; ob diese dadurch sehr in christlicher Einsicht und in sittlicher Vollkommenheit gefördert werden, darüber gestehen wir einigen Zweifel zu haben.

HJKL.

Leipzig, b. Wienbrack: *Summarien oder kurzer Inhalt, Erklärungen und erbauliche Betrachtungen über die heil. Schrift des neuen Testaments,* zum Gebrauche bey kirchlichen Vorlesungen, zur Vorbereitung für Prediger auf freye, erklärende und erbauliche Vorträge über ihre Vorlesungen, und zur häuslichen Erbauung für jeden fleissigen Bibelleser. *Erster Theil, erste und zweyte Abtheilung vom Anfange des Lebens Jesu bis zur letzten Pfingstfeyer.* Von *Friedrich Augustin*

Philipp Gutbier, Superint. in Ohrdruff. 1831. XVIII u. 261 S. gr. 8. (18 gr.)

Manchen unserer jüngeren Geistlichen dürften die in vielen evangelischen Kirchen früher eingeführt gewesenen Bücher zum Gebrauche vor und nach den ehedem gewöhnlichen Vorlesungen biblischer Abschnitte oder Capitel nicht zu Gesichte gekommen seyn, welche *Summarien* genannt wurden, und deren Einrichtung die hier vorliegende Schrift sich zum Vorbild genommen hat. Wir müssen daher vor allen Dingen von der Form jener älteren asketischen Werke sprechen, wenn eine gerechte Beurtheilung dieser neuen Erscheinung angestellt werden soll. Geleitet von der höchst richtigen Ueberzeugung, dass das theilweise Vorlesen der biblischen Bücher eins der wesentlichsten Erfodernisse bey dem sonntäglichem Gottesdienste wie in den wöchentlichen Betstunden sey, machte die evangelische Kirche bald nach ihrer Entstehung diese fromme Sitte zu einem integrirenden Theile der öffentlichen Erbauung. Vor jeder Predigt hörte die christliche Versammlung erst ein Capitel aus der h. Schrift, und zwar nach der Ordnung der biblischen Bücher, und da, wo die Predigt wegfiel, vor dem Gebete andächtig an. Hiezu achtete man bald eine kurze Erklärung des Vorgelesenen für nöthig, deren Bearbeitung sich denn auch die angesehensten Theologen, oft in schönem Verein, unterzogen. So entstanden nun Vorlesebücher in den Kirchen, welche zu jedem hiezu geeigneten Capitel 1) den kurzen Inhalt desselben, z. B. mit den Worten: „Ew. u. s. w. wolle mit gebührender Andacht verlesen hören das ... Cap. aus dem Evang. Matthäi. Es hat dasselbige ... Theile. In dem ersten ist die Geschichte u. s. w. enthalten; in dem zweyten" u. s. w.; 2) eine Darstellung der Lehren, Vermahnungen und Trostgründe daraus lieferten: „Aus dieses verlesenen Cap. erstem Theile behalten wir erstlich die Lehre" u. s. w. Nach diesen Summarien hat Hr. *G.* ziemlich genau sein hier anzuzeigendes Werk eingerichtet.

Ob er daran wohlgethan habe? Loben müssen wir es allerdings, wenn bey Gegenständen, woran nicht bloss einzelne Menschen, sondern das ganze Volk Antheil nimmt, welches bekanntlich Form und Wesen oder Geist gar selten oder niemals zu unterscheiden pflegt, von der ersten nicht ohne die dringendste Noth abgegangen wird, zumal in der Kirche, deren Gebräuche und Einrichtungen gleichsam mit einem Heiligenscheine für dasselbe umgeben sind. Auch hatte die angedeutete Form den Vorzug der möglichsten Einfachheit und Kürze. Aber immer bleibt die Form doch nur das Ausserwesentlichere, und sie *kann* allmählich geändert werden, ohne dadurch den geringsten Anstoss zu geben. Ja wir möchten behaupten, sie *müsse* geändert werden, wenn sich ein ganz anderer Geist und Geschmack in derselben bewegen soll. Da nun dieses Letzte wirklich der Fall ist, wie wir nachher zeigen werden, so hätten wir für eine geschmackvollere Einrichtung gestimmt, welche sich besonders durch eine grössere Mannichfaltigkeit von der älteren unterscheiden musste. Indess Einiges hat Hr. *G.* wirklich geändert. Er hat nämlich nicht ganze Capitel, und diese nach der Reihe eines Buches, sondern nur kleine Abschnitte aus einem Cap., und nicht nach der äusseren Reihenfolge, sondern nach ihrem inneren Zusammenhange, z. B. nach *Paulus exeget. Handbuch über die 3 ersten Evangelien* synoptisch und chronologisch bearbeitet; er hat auch eine oft ziemlich weitläuftige Erklärung, oder eigentliche Wiederholung des Vorgelesenen, zwischen der *Inhaltsanzeige* und der *Anwendung* eingeschaltet. Das Erste billigen wir sehr; das Letzte aber will unser Gefühl minder gut heissen. Uns missfällt es schon, wenn in Predigten der s. g. *transitus* nichts Anderes als eine Wiederholung des meist geschichtlichen Textes ist, der sich ohnediess leicht merkt; und doch geschieht dieses in einem freyen Vortrage mit etwas mehr Eindringlichkeit. Hier aber kommt zu dem Lesen abermals Lesen, was der Aufmerksamkeit oder Andacht Abbruch thun muss. Nur eine kleine Probe von dieser Erklärung: Matth. 12. 22 — 37. „Es wurde Jesu ein Dämonischer, der sich von bösen Geistern besessen hielt, zugeführt, der blind und stumm war. Jesus trieb den Dämon aus, curirte (!) ihn, dass er Beides, sehen und hören, konnte. Erstaunt fragte das Volk: Soll das nicht Davids Sohn, der Messias, seyn? Etliche aber unter ihnen, Pharisäer und Schriftgelehrte, beschuldigten ihn: er hat den Beelzebub. Beelzebub war ein heidnischer Gott, der vor Heuschrecken und anderen Insecten schützen sollte, den man hernach für einen bösen Geist hielt; er steht mit dem Teufel in Verbindung" u. s. w.

Obgleich nun Hr. *G.* sich mit Strenge an die äussere Form der älteren Summarien hielt, so musste er in Hinsicht des Geistes seines Buches, wir meinen die religiösen Ansichten in der Erklärung biblischer Geschichten und Worte, eben so weit von ihnen abgehen, als unsere Zeit, trotz der Bemühungen eines *Brandt, Hengstenberg, Stier* u. a., von dem 17 Jahrhundert in der theoretischen und praktischen Behandlung der Bibel abweicht. Wenn dort Verdammungsworte Davids, über seine Feinde ausgesprochen, noch *gottselige* Flüche genannt wurden, um der göttlichen Inspiration der h. Schrift nicht zu nahe zu treten, so war Hr. *G.* von den Fesseln einer Schuldogmatik frey, welche ihre Entstehung in einer für einfache Wahrheit höchst ungünstigen Zeit fand; und unser Vf. hat auch die freyen Schwingen mit Kraft und Glück bewegt. Er selber drückt sich S. X also aus: „Bey der Erklärung der heil. Schrift bin ich einer gemässigt freyen Ansicht gefolgt, die weder die alte Vorstellungsart geradezu verwirft, noch auch in den Schutz nimmt, sondern, so viel es sich thun lässt, eine Mittelstrasse inne hält, die auf beiden Seiten gegen Missdeutung verwahrt, und so wenig dem Aberglauben als dem Unglauben das Wort führt." Hienach sucht man in dem Vf. einen Mann *„in der gerechten Mitte;"* aber genauer betrachtet neigt er sich mehr zu den Ultra's

der rationalistischen Seite. Wir ehren seine theologische Denkart, ja wir theilen sie mit ihm: Hr. *G.* huldigt der reinen evangelischen Wahrheit und dem Princip der Exegetik, in allen Erzählungen, Bildern und Darstellungsweisen des h. Codex nur das Geistige festzuhalten und zu betrachten. Aber dennoch sind wir der Meinung, dass, da Hr. *G.* vor Zuhörern zu reden hatte, deren grösster Theil der Natur der Sache nach noch an den älteren kirchlichen Lehrsätzen, oder vielmehr an gewissen frommen Worten hängt, er hie und da noch etwas zurückhaltender gegen gewisse Meinungen hätte seyn sollen. Wenigstens sind wir über Aeusserungen *der* Art bedenklich: S. 12. „Nach Zacharias Meinung sollte Johannes die Bahn dazu brechen. Eine solche Hoffnung ist aber weder in Jesu noch im Johannes erfüllt worden. Ein wirklicher Engel würde eine andere Beschreibung von ihm haben machen müssen." — S. 60: „Die erste Versuchung nach Matth. 4 war: Jesus wurde hungrig. Leicht konnte er auf den Gedanken kommen: du sollst ja der Messias seyn, so muss dir auch Gott Kräfte gegeben haben, Brod zu schaffen, wo keins ist u. s. w." Möchte hier der gesunde Menschenverstand eines Kirchengängers sich wohl des Schlusses erwähren können: also war Jesus sein eigener Teufel? — S. 168. Nach Luc. 7. 11—17. „Jesus äusserte sich nicht darüber, ob er ihn für wirklich todt gehalten oder nur als in Ohnmacht liegend angenommen habe. Weniger wohlthätig würde man seine Wiederbelebung für den Jüngling selbst halten können, wenn er wirklich die Angst und Schmerzen des Todes überwunden hatte, aber nun wieder die Leiden dieses Lebens empfinden musste." — Wahr und schön! Aber was ist *nun* dem *Volke* die ganze Erzählung?

Soviel über Geist und Einrichtung dieser neuen Summarien, von welchen wir wünschen, dass Hr. *G.* sie zur Beförderung der näheren Kenntniss der Bibel und zur Erbauung bald fortsetzen möge. Nur bitten wir ihn, in Hinsicht der Sprache es etwas genauer zu nehmen. Hier verräth er meist eine gar zu grosse Eile. Man höre nur die ersten Worte der *Einleitung* S. 1: „Die Evangelisten, welche darum so genennt werden, weil sie das Ev. von Jesu, d. i. die erfreuliche und seligmachende Religionslehre Jesu von Gottes Liebe und Gnade gegen alle, auch sündige Menschen, nach welcher er sie durch Gehorsam gegen seine Gebote, Tugend und sittliche Besserung selig machen will, eigentlich eine erfreuliche Verkündigung, z. B. eines erhaltenen Sieges über die Feinde oder der Geburt eines Prinzen, geschrieben *haben, haben* uns die Geschichte des Lebens, der Lehren, der Thaten, und Schicksale Jesu aufgezeichnet, und somit uns die Lehren *selbst* aufbewahrt, welche sie von ihm *selbst*, oder von den ersten Aposteln und Bekannten Jesu erhalten *haben.*" Ausser den unleidlichen Kakophonien in dieser Periode, wie verschoben und dadurch unklar erscheint sie! Aber auch schon der *Titel* verdient gerechten Tadel: *„Kurzer Inhalt, Erklärungen u. s. w.* über die h. Schrift u. s. w." Nach *„Inhalt"* sollte ein Genitiv folgen, statt dessen muss man die Präposition *über* hieher ziehen: *Inhalt über die h. Schrift des u. s. w.* Warum ferner nicht gleich: *über das neue Testament?* Wie widrig die folgenden *Vor* in *Vor*lesungen, *Vor*bereitung, *Vor*träge über *Vor*lesungen in zwey Zeilen klingen, brauchen wir nicht zu erwähnen. Auch die Adjectiva *frey, erklärend, erbaulich, fleissig* sind auf dem Titel nicht an ihrem rechten Orte.

Bey der Fortsetzung möchten wir wünschen, dass ein kurzes Register über die erklärten Bibelstellen zur leichteren Auffsuchung der Texte für Prediger und Schullehrer beygegeben, und oben über jede einzelne Seite der auf derselben behandelte biblische Abschnitt (z. B. S. 151—160 Matth. 7. Luk. 6. 37—49) angezeigt würde.

J. H.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Glogau,* b. Günter: *Die allgemeine Sparcasse und öffentliche Leihanstalt,* zwey für alle Staatsbürger wohlthätige und segensreiche Anstalten, besonders aber für die ärmere Volksclasse, in Kürze dargestellt von *Carl Renner,* ehemal. Feldwebel, jetzigem Rathskanzlisten in Gross-Glogau, Inhaber des eisernen Kreuzes 2 Classe und Erbberechtigten des kaiserl. russischen St. Georgen-Ordens 5 Classe. 1832. 80 S. 8. (8 gr.)

Solche Bücher verdienen den Dank des Publicums. Der bescheidene Vf. hat einen klaren Stil, und sein praktischer Sinn liess ihn zwey Gegenstände bearbeiten, welche noch lange nicht genug beleuchtet worden sind. Schwerlich wird ein Anderer die vorgelegte Untersuchung so vollständig als er auf wenigen Seiten ausführen. Schon hat der preussische Staat 33 Sparcassen, deren Geschichte und segensreiche Folgen hier entwickelt werden. — Das erste Leihhaus in Deutschland wurde 1498 in Nürnberg angelegt. Jedes gut angelegte Leihhaus vermindert die Beute der Wucherer. — Freylich giebt es noch manche Staaten, welche weder Sparbänke noch Leihhäuser besitzen; beide sollte man aber in jeder grösseren Gemeinde antreffen. Seitdem durch die noch immer mehr wachsenden als abnehmenden Staatsschulden die Ungleichheit des Vermögens gewachsen ist, sind beide Anstalten unentbehrlicher geworden.

X.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1832.

MECHANIK.

Prag, b. Spurny: *Handbuch der Mechanik.* Von *Franz Joseph* Ritter *v. Gerstner*, k. k. Gubernialrath u. s. f., aufgesetzt und mit Beyträgen von neueren englischen Constructionen vermehrt und herausgegeben von *Franz Anton* Ritter *v. Gerstner.* 1831. 663 S. gr. 4. mit 40 Kupfer-[illegible]ln. (Subscriptionspreis 24 Thlr. Ladenpreis 30 Thlr.)

Der Vater des Herausgebers, Hr. *Franz Joseph* Ritter *v. Gerstner*, Director des technischen Instituts in Prag, hat, wie in der Vorrede bemerkt wird, seit 1806 in diesem Institut die Mechanik vorgetragen, wobey sein vorzüglichstes Bemühen dahin ging, dass auch diejenigen Fortschritte in der Mechanik, die man der höheren Analysis verdankt, den Schülern des Instituts, bey welchen nur Kenntniss der Elementar-Mathematik vorausgesetzt werden konnte, gehörig deutlich gemacht, und dieselben dahin gebracht würden, dass sie alle Maschinen, sie mögen durch was immer für Kräfte der Thiere, des Wassers, Windes oder der Dämpfe in Bewegung gesetzt werden, gehörig zu würdigen, und für jede mechanische Unternehmung bestimmte Anschläge zu fertigen verständen. Der Herausgeber, welchem alle bisher über denselben Gegenstand erschienenen Schriften, so vortrefflich sie auch an und für sich seyn mögen, noch vieles zu wünschen übrig liessen (er rechnet dahin vorzüglich bestimmte Grundsätze, welche für ihren Erfolg vollkommene Bürgschaft leisten), entschloss sich deshalb einem schon längst gefühlten Bedürfniss abzuhelfen, und die mündlichen Vorträge seines Vaters schriftlich herauszugeben; wozu dem letzten wegen seiner vielen Dienstgeschäfte keine Zeit übrig blieb. — Das Werk zerfällt in drey Bände. Der erste, wovon hier einzig die Rede ist, behandelt die Mechanik fester Körper. Der zweyte und dritte werden eine umständliche Beschreibung mehrerer einzelner Maschinen, sowie die Hydrostatik und Hydraulik, enthalten.

Aus dem, was so eben angeführt worden, ersieht man, dass das Werk vorzüglich aus gedruckten Collegien-Heften besteht. Ist es aber schon schwer, seinen eigenen Worten, wenn man sie drucken lässt, die Deutlichkeit, Klarheit und den Zusammenhang wiederzugeben, die ihnen früher die Lebendigkeit des mündlichen Vortrags gab, so ist dieses in Beziehung auf die von einem Anderen gesprochenen Worte vollends unmöglich. So günstig daher auch das Vorurtheil war, welches der Name des Hn. Director's *Gerstner* bey Rec. erweckte, so erregte das so eben Gesagte bey ihm doch einigen Zweifel; und er muss offenherzig gestehen, dass er bey näherer Untersuchung der Schrift diesen Zweifel nicht ungegründet gefunden hat. Der Vf. erklärt in diesem Werk ausser der technischen Anwendung der Mechanik auch die Grundsätze der letzten Wissenschaft selbst. Man braucht sich indessen nur wenig mit dem Unterricht der Jugend beschäftigt zu haben, um zu wissen, dass diese Methode für den Anfänger äusserst mühsam und beschwerlich ist. Da der Faden des Vortrags immer unterbrochen wird; da der Vortragende selbst mehr mit den Anwendungen der Grundsätze als mit diesen selbst beschäftigt ist: so bildet sich das stückweise Gelernte in dem Geist des Schülers nie zu einem Ganzen; und der innere Zusammenhang und die Verkettung der verschiedenen Theile der Wissenschaft bleibt ihm immer unbekannt. Jeder, welcher sich der vorliegenden Schrift entweder zum Lernen oder zum Lehren bedienen will, wird darin einen neuen Beweis von der Richtigkeit des so eben Gesagten finden. Besonders muss es auffallen, wie wenig Sorgfalt der Vf., einzig mit dem Praktischen beschäftiget, auf das Theoretische seines Gegenstandes verwendet hat. Die Schrift ist in dieser Hinsicht, obschon sie über manche praktische Gegenstände gute Belehrungen und Bemerkungen enthält, selbst unter dem Mittelmässigen geblieben.

Dieser erste Band enthält, ausser der Einleitung, sieben Capitel. Schon die in der Einleitung §. 1 gegebene Definition der technischen Mechanik ist unrichtig. „Die technische Mechanik (*mécanique industrielle ou mécanique appliquée aux arts*)" heisst es dort, „hat die Vollführung aller derjenigen Arbeiten zum Gegenstande, wodurch die Producte des Gewerb- und Kunst-Fleisses erzeugt und nach Massgabe der zu befriedigenden Lebensbedürfnisse dargestellt werden." Offenbar ist aber hierin nicht allein die technische Mechanik, sondern auch die technische Chemie, kurz die ganze Technologie, begriffen. §. 6 wird die ganze technische Mechanik in die Kraftlehre (Dynamik) und in die Lehre vom Widerstand, und diese letzte wieder in die Statik und Mechanik eingetheilt, eine offenbar ungenügende, einen fehlerhaften Kreis einschliessende Eintheilung. Uebrigens werden in der Einleitung nur einige wenige Erklärungen und Grundsätze aus der Mechanik angeführt. Von den allgemeinen Eigenschaften der Körper, von der Trägheit insbesondere findet man

gar Nichts, kaum geschieht noch der Schwere Erwähnung. Bey dieser Dürftigkeit der Einleitung ist es dann kein Wunder, wenn auch die darauf gegründeten Lehren, — Rec. rechnet dahin insbesondere das (Cap. 6, S. 533—534) von dem freyen Fall der Körper Gesagte — nur ungenügend vorgetragen werden können.

Das erste Capitel handelt *von den thierischen Kräften und den allgemeinen Regeln über ihre Verwendung bey Arbeiten aus freyer Hand.* Der Vf. sucht in demselben das Gesetz darzustellen, wie die Kraft des Menschen mit der Geschwindigkeit desselben zu- und abnimmt. Um den Gegenstand dieser Untersuchung dem Anfänger wenigstens auf irgend eine Weise verständlich zu machen, musste der Begriff von absoluten und relativen Kräften durchaus vorher erläutert werden, welches aber nicht geschehen ist. Doch wir wollen einstweilen annehmen, dass das Werk, obschon aus Collegienheften entstanden, doch für eigentliche Anfänger nicht bestimmt sey. Der Vf. führt die Erfahrung an, die schon in den gedruckten Briefen von *Bernoulli* an *Leibnitz* vorkommt, dass Menschen von mittlerer Stärke 30 Pfund Last mit einer Geschwindigkeit von 2 Fuss, und 20 Pfund mit einer Geschwindigkeit von 3 Fuss mit gleicher Kraftanstrengung tragen können. Er bemerkt hiebey sehr richtig, dass man daraus nicht folgern dürfe, das Product aus der angewendeten Kraft in die Geschwindigkeit bleibe sich gleich. Er nimmt statt dessen die Regel an, welche man auch bey *Langsdorf* und bey mehreren anderen Praktikern findet, dass, wenn die Geschwindigkeit in arithmetischer Reihe zunimmt, die Kraft in einer eben solchen Reihe abnimmt. Der einzige theoretische Beweis indessen, den sie dafür geben, ist, dass sie nicht gerade auf etwas der Erfahrung Widersprechendes führt.

Bey diesem Mangel an theoretischen Beweisen wäre es um so nöthiger, dieselbe durch viele und mannichfaltig abgeänderte Erfahrungen ausser Zweifel zu setzen. Von einem Manne, der so viele praktische Arbeiten geleitet, wie der Vf. dieses Werkes, hätte man in dieser Hinsicht etwas recht Gutes und Genügendes erwarten dürfen. Allein ausser einigen Beobachtungen und Berechnungen über die Leistungen des Militärs, die hier offenbar nicht passend sind, ist in dieser Schrift über diesen Gegenstand nicht viel zu finden. Ueberhaupt ist der Vf. in den ihm freylich mit Vielen gemeinschaftlichen Fehler verfallen, dass er bey der Bestimmung der Grösse der thierischen Kräfte, z. B. der Kräfte eines Menschen, keine Rücksicht darauf nimmt, wie derselbe seine Kraft ausübt, ob er z. B. eine Last auf der Schulter oder in den Händen trägt, ob er überhaupt trägt oder eine Kurbel umdreht u. s. f.; und doch ist es allgemein bekannt, wie viel davon abhängt, so dass man fast unglaubliche Lasten tragen kann, wenn man sie nur über den Körper gehörig vertheilt. — Der Vf. bemerkt noch mit Recht, dass die Grösse des mechanischen Effects, den ein Mensch oder irgend ein anderes lebendiges Wesen durch seine Kraft hervorbringt, auch von der Dauer der Arbeitszeit (der Zahl der täglichen Arbeitsstunden) abhängt. Er fügt desshalb seiner für diesen mechanischen Effect gegebenen Formel noch einen Factor bey. Für die Richtigkeit dieser Verbesserung giebt er aber wieder keinen anderen Beweis, als dass die so entstehende Formel nicht auf einen auffallenden Unsinn führt. Der Vf. handelt endlich noch insbesondere von den Kräften der Pferde; von welchen er annimmt, sie seyen eine eben solche Function der Geschwindigkeit, wie die der Menschen, jedoch, wie sich von selbst versteht, mit Ausnahme der unveränderlichen Grössen, die darin vorkommen.

Das 2te Capitel handelt *von der Statik der einfachen Maschinen, und der vortheilhaftesten Anwendung der thierischen Kräfte bey denselben.* Dieser Gegenstand, vorzüglich der theoretische Theil desselben, ist äusserst seicht und mangelhaft behandelt. Die Lehre vom Hebel wird auf die vom Schwerpunct gegründet, und die Eigenschaften des letzten werden nicht erwiesen, sondern (§. 74) gleichsam postulirt. Da kein Grund gedenkbar ist, sagt der Vf., warum ein prismatischer Stab, wenn er in der Mitte unterstützt ist, nicht im Gleichgewicht bleiben sollte, und da in diesem Fall das Ganze nur von einer in dem Unterstützungspunct angebrachten Kraft aufrecht erhalten wird, so können wir uns in diesem das ganze Gewicht des Körpers vereinigt denken. In der beygefügten Figur ist überdiess der Unterstützungspunct nur in der Mitte der Länge angenommen, so dass man sich das Gewicht des Körpers nicht in demselben vereinigt denken kann. Nun springt der Vf. (§. 74), um das Versäumte nachzuholen, ganz unverhoffter Weise zur Erklärung der Trägheit über. Wenn, sagt er, eine Scheibe sich um ihren Mittelpunct dreht, so folgt aus den Eigenschaften des Schwerpuncts, dass diese Umdrehung nicht vom Körper selbst hervorgebracht worden sey. Sie *muss* daher, wenn nicht andere Kräfte einwirken, *unendlich fortdauern.* Nachdem der Vf. nun ferner die bekannten Lehren vom Hebel, die Methoden, den Schwerpunct für viele Körper zu finden u. s. f., vorgetragen, fügt er als Anwendung noch die Bestimmung der Schiebkarrenfracht bey. Er sieht die Schiebkarren als einen Hebel an, der mit einem Gewicht belastet ist, welches der Arbeiter tragen muss, wo er dann die im vorigen Abschnitt für die thierischen Kräfte gegebenen Regeln anwendet, und dem gemäss die wohlfeilste Art, eine bestimmte Last einen bestimmten Weg durch Schiebkarren fortbringen zu lassen, finden lehrt. Ausser dem, was oben in Hinsicht der thierischen Kräfte erinnert worden, will Rec. hier nur noch bemerken, dass in sehr vielen Fällen bey einem Schiebkarren das Gewicht der Last an und für sich fast gar nicht in Betrachtung kommt, und durch die Art des Ladens, wie bey einem zweyräderigen Fuhrwerke, fast willkührlich vermindert werden kann. Dann bleibt also (auf horizontalem Boden) nur die Reibung am Bolzen des Rades und

der Widerſtand des Bodens übrig. Aber gerade hierauf nimmt der Vf. hier keine Rückſicht. Er theilt in dieſem Capitel noch die Berechnung über die vortheilhafteſte Einrichtung mehrerer anderer Maſchinen, der Winde, der Flaſchenzüge, des Pferdegöpels u. ſ. f., mit, aber ohne auf die Reibung und die Steifigkeit der Seile Rückſicht zu nehmen, ſo daſs alles dieſes im 5ten Capitel noch einmal vorgenommen werden muſs. Rec. glaubt, hieraus allein müſſe es jedem einleuchten, wie fehlerhaft es ſey, die Theorie der Mechanik mit der Anwendung derſelben zugleich vorzutragen. §. 113 — 121 handelt der Vf. von der Zuſammenſetzung und Zerlegung der Kräfte, und macht mehrere Anwendungen davon. Die erſte giebt er (§. 113) nach dem von *Käſtner* erfundenen Beweis. Bey der Zuſammenſetzung von mehr als zwey Kräften verfährt er noch nach der alten ſchwerfälligen Methode, immer eine neue Kraft zu den ſchon zuſammengeſetzten hinzuzunehmen, ohne des in den neueren franzöſiſchen Lehrbüchern gelehrten Verfahrens, alle Kräfte auf drey Achſen zu beziehen, auch nur mit einer Sylbe zu erwähnen. Warum, möchte man faſt fragen, ſollen die Menſchen Eicheln eſſen, da die Feldfrüchte erfunden ſind? Der Vf. fährt nun in dieſem Capitel in Erklärung der einfachen Maſchinen fort, und macht vielfache Anwendungen davon. §. 131 — 135 handelt er von dem Effect ſowohl der verticalen als ſchiefliegenden Treträder. Er hält mit Recht die ſchiefliegenden für die zweckmäſsigſten, indem er theils auf die geringere Gefahr für den Arbeiter, theils darauf, daſs derſelbe nach Willkühr ſeinen Hebelarm verändern kann, aufmerkſam macht. — §. 136 erklärt er die Schraube. Man wäre wohl berechtigt, von einem Praktiker eine vorzüglich deutliche Erklärung von der Entſtehung der körperlichen Schraube zu erwarten. Allein unſer Vf. ſagt (§. 136), die Schraube ſey ein Cylinder, um welchen nach der Richtung einer ſchiefen Fläche verlängerte Ringe gewickelt ſind (!). Gleich darauf ſagt er, ſie entſtehe, wenn ſich um einen Cylinder, worauf eine Schraubenlinie verzeichnet iſt, parallel mit dieſer ein Dreyeck oder Viereck herumbewegt!! — §. 138 wird von den Schrauben mit mehrfachen Gewinden, als etwas dieſen Eigenthümliches, angeführt, daſs ſie bey Einer Umdrehung höher als die einfachen, nämlich um 2, 3 oder mehr Gewinde ſteigen. Dieſes iſt aber durchaus unrichtig, wenn es ſich nämlich auf Gewinde *derſelben* Schraubenlinie beziehen ſoll. Jede Schraube ohne Ausnahme ſteigt bey Einer Umdrehung um die Höhe *eines* Schraubenganges. Wenn indeſſen eine Schraube bey Einer Umdrehung ſtark anſteigen ſoll, und man daher die Höhe eines Ganges groſs nimmt, ſo bleibt zwiſchen den nach einander folgenden Gewinden ein groſser Zwiſchenraum, ſo daſs man Platz erhält, um noch Ein oder auch mehrere Gewinde von *anderen* Schrauben dazwiſchen anzubringen, wie dieſes z. B. bey den Schrauben in den Prägeſtöcken der Münzen der Fall iſt. Die Schraube erhält dadurch einen feſteren und beſtimmteren Gang. Deſshalb und nicht, um ſie höher anſteigen zu machen, bringt man auf derſelben Spindel mehrere parallel laufende Gewinde an. — §. 153 — 163 handelt der Vf. von den Hebeladen (der deutſchen, ſchwediſchen und franzöſiſchen), ſowie auch von den Vorrichtungen zum Ausreiſsen der Baumſtöcke. Die Beſchreibung von zwey ſinnreich erfundenen franzöſiſchen Hebeladen, die der Vf. §. 158, 159 aus den *Memoir. de l'acad. a.* 1617 mittheilt, wird gewiſs jedem Leſer angenehm ſeyn. §. 164 — 213 handelt der Vf. von der Wage und den verſchiedenen Arten von Wagen. Die Theorie dieſes wichtigen Werkzeugs iſt ebenfalls durchaus mangelhaft und zum Theil unrichtig vorgetragen. Nicht einmal von dem, unſerem Vf. mit faſt allen anderen Schriftſtellern gemeinſchaftlichen Fehler zu reden, daſs ſie die Wage als einen Hebel behandeln, da ſie doch eigentlich ein Rad an der Welle iſt; ſo werden (§. 164) als nothwendige Eigenſchaften einer guten Wage Gleichheit der Gewichte, horizontaler Stand (ſollte eigentlich horizontaler Stand bey Gleichheit der Gewichte heiſsen), Empfindlichkeit und Trägheit (!) aufgezählt. Unter letzter Eigenſchaft kann man nicht wohl etwas Anderes verſtehen, als daſs die Wage nicht gleich bey dem geringſten Uebergewicht umſchlägt, ſondern, wie man ſagt, einen Ausſchlag giebt. Der Vf. verſteht darunter (§. 165) die mit der vorigen nahe verwandte Eigenſchaft, daſs der Wagebalken eine beſtimmte Lage annimmt, zu welcher er nach einigen Schwingungen wieder zurückkehrt. Aber §. 172 ſagt er, die Wage ſoll nicht träge ſeyn; die Trägheit entſtehe meiſtens aus der Reibung. — §. 169 ſetzt er hinzu: damit der Wagebalken ſich bey gleichen Gewichten horizontal ſtelle, müſſen die Aufhängepuncte der Gewichte tiefer als der Umdrehungspunct des Balkens liegen. Von der Lage des Schwerpuncts des Balkens ſpricht er hier gar nicht. Es iſt aber offenbar, daſs bey dem Verfahren des Vfs. die Lage des Wagebalkens, wenn er unbelaſtet iſt, durchaus unbeſtimmt bleibt. Ueberhaupt iſt es bekannt, daſs die Künſtler die Aufhängungspuncte der Schalen mit dem Umdrehungspuncte ſo nahe als möglich in eine gerade Linie zu bringen ſuchen, und die Empfindlichkeit der Wage durch die Lage des Schwerpuncts des Balkens reguliren. Der Vf. hat auf die verſchiedenen Wirkungen, die theils durch das Verrücken der Aufhängepuncte der Schalen oder der Gewichte, theils durch das Verrücken des Schwerpuncts des Balkens hervorgebracht werden, nicht gehörig aufmerkſam gemacht. Er ſpricht von dem Schwerpunct der Gewichte und dem Steigen und Sinken deſſelben. Aber dieſe Gewichte, da ſie nicht feſt mit einander verbunden ſind, und ſich um ihre Aufhängungspuncte frey drehen können, haben eigentlich gar keinen (feſt beſtimmten) Schwerpunct. Hier kann man freylich die Sache ſo anſehen, als ob ſie einen hätten. Aber ſolche kleine Unrichtigkeiten verwirren den Leſer. §. 170 lehrt der Vf. das Verfahren, die Gröſse des Ausſchlags zu finden, wobey er allerdings auch auf den Schwerpunct des Balkens Rückſicht nimmt. Al-

lein die Aufgabe ist zu beschränkt aufgefasst, indem er dabey die Arme seines Winkelhebels — ein solcher scheint ihm jede gute Wage nothwendig seyn zu müssen — gleich lang und gleich stark gegen den Horizont geneigt annimmt. Zu dem gefundenen Resultat fügt er §. 171 gleichsam als eine praktische Bemerkung hinzu, dass bey gleichem Uebergewicht der Ausschlag *gewöhnlich* um so stärker sey, je kleiner das Gewicht des abzuwägenden Körpers ist. Hätte der Vf. die von ihm selbst für die Grösse dieses Ausschlags gefundene Formel etwas aufmerksamer betrachtet, so würde er eingesehen haben, wie es sich mit diesem „*gewöhnlich*" verhält. Nämlich, wenn die Aufhängungspuncte der Gewichte mit dem Umdrehungspunct in gerader Linie liegen, oder wenn die Wage ein geradliniger Hebel ist, so giebt die Wage, sie sey mehr oder minder stark belastet, bey gleichem Uebergewicht denselben Ausschlag. Ist dieselbe aber ein Winkelhebel, so nimmt der Ausschlag mit der Belastung der Wage ab; welches ein wichtiger (freylich fast in keinem Lehrbuche angeführter) Grund ist, die Wage als geradlinigen Hebel darzustellen. — Der Vf. handelt nun noch von den verschiedenen Arten von Wagen, von der Wage mit einem Zeiger und der Garnwage; von der Schnellwage und deren Einrichtung im Grossen; eben so von den Wagen, die aus einem zusammengesetzten Hebel bestehen, wie die in England übliche Mauth- und Strassen-Wage, und die von *Rolle* und *Schwilgue* in Strasburg verbesserte tragbare Brückenwage, welche letzte sich durch die Erfahrung in der Schweiz und zum Theil auch in Deutschland und Frankreich als sehr brauchbar bewährt hat. Alle diese Werkzeuge werden in diesem Abschnitte umständlich beschrieben und durch zweckmässige Zeichnungen erläutert. Endlich handelt der Vf. auch noch von den Federwagen, insbesondere von der, welche *Regnier* erfunden hat, dem sogenannten Kraftmesser (Dynamometer).

Das 3te Capitel, welches *von der Festigkeit der Körper* handelt, ist eines der am besten gelungenen dieser Schrift, und wird gewiss von den meisten Lesern nicht ohne Nutzen gelesen werden. Zwar ist auch hier in Hinsicht der Theorie, sowie besonders in Hinsicht der Richtigkeit der Ausdrücke, Manches zu bemerken (so verwechselt der Vf. §. 235 Federkraft mit Elasticität, welches jetzt, da es so oft gerügt worden, doch endlich ein Ende nehmen sollte); allein man findet hier ausser der Theorie eine grosse Menge schätzbarer Versuche, die theils von Anderen schon angestellt, theils aber dem Vf. eigen sind. Die letzten (§. 257—270 und §. 315—333) beziehen sich sowohl auf das Dehnen, als auf das Biegen der festen Körper durch angehängte Gewichte. Er bediente sich bey diesen Untersuchungen eines ungleicharmigen Hebels, dessen längerer Arm die geringste Verrückung in sehr vergrössertem Massstab zeigte. Ueber die Ausdehnung fand er einige zwar nicht ganz unbekannte, aber doch merkwürdige Resultate, z. B. dass, wenn die spannenden Kräfte nur gering sind, die Ausdehnung den Kräften proportional ist, dass in eben diesem Fall der Körper nach aufgehobener Kraft zu seinen vorigen Dimensionen zurückkehrt, dass aber bey zu grossen Spannkräften auch nach aufgehobener Kraft ein Theil der Ausdehnung zurückbleibt, dass, wenn man einen Körper nach einander mit zwey ungleichen Kräften spannt, und bey jedem Versuch die spannende Kraft wieder bis zu derselben Grösse vermindert, die durch diese letzte Kraft in dem einen Versuch hervorgebrachte Ausdehnung von der im anderen gerade um eben so viel verschieden ist, als die nach dem gänzlichen Aufhören der Kraft in dem einen Versuch zurückbleibende Ausdehnung von der im anderen Versuch zurückbleibenden, dass endlich ein einmal bis zu einer gewissen Grenze gespannter Draht durch dieselbe spannende Kraft allezeit dieselbe Ausdehnung erhält, wenn er nur nicht über die erste Grenze gespannt wird. Die Versuche sind zwar nur mit eisernen Drähten und zwar mit Clavierdrähten angestellt worden; man kann indessen doch der Analogie nach auch auf die übrigen Körper schliessen. Der Vf. hat noch aus den Differenzen der Ausdehnungen bey verschiedenen Spannkräften Formeln hergeleitet, um für jede Spannung die Ausdehnung des Drahtes zu berechnen, deren Resultate mit der Erfahrung gut übereinstimmen. Noch findet man in diesem Capitel eine sehr vollständige Zusammenstellung von Versuchen, welche verschiedene Experimentatoren, deutsche, französische und englische, über die absolute Festigkeit der Körper, besonders über die des Eisens, angestellt haben. Leider aber findet sich in den Resultaten derselben nicht die gehoffte Uebereinstimmung, wie dieses sich auch, wenn man die chemische Beschaffenheit des Eisens sowohl, als die Verschiedenheit in der Behandlung und Bearbeitung desselben, kennt, nicht wohl anders erwarten liesse. Das Einzige, was sich aus allen Versuchen mit einiger Sicherheit herausstellt, ist, dass die absolute Festigkeit des Stahls beynahe doppelt so gross, als die des Eisens angenommen werden kann. Doch kommt unter den von *Soufflot* und *Rondelet* angestellten Versuchen (S. 255. No. 10) ein ganz faseriges Eisen vor, dessen Festigkeit beynahe so gross war, als die des besten Stahls. Bey dem Baue der Kettenbrücken und anderen ähnlichen Unternehmungen wird man daher wohl thun, das Eisen jedesmal vorher zu probiren.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1832.

MECHANIK.

Prag, b. Spurny: *Handbuch der Mechanik*, von *Franz Joseph* Ritter *von Gerstner* u. s. w., herausgegeben von *Franz Anton* Ritter *v. Gerstner* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Lehre von der relativen Festigkeit trägt der Vf. (§. 282—288) nach eigenen Ansichten vor. Bey dem Brechen eines Körpers, sagt er, werden auf der Bruchfläche einige Fasern gespannt, andere zusammengedrückt. Fürs Erste nimmt er (§. 282—286) auf die Zusammendrückung keine Rücksicht. Er glaubt, in diesem Fall müsse bey Hölzern von gleicher Art die am meisten gespannte Faser im Augenblick des Brechens allezeit gleich stark gespannt seyn. Unter dieser Voraussetzung bringt er für die relative Festigkeit die gewöhnliche Regel (dass sie im geraden Verhältniss der Breite und des Quadrats der Höhe steht) heraus. Dasselbe Resultat findet er auch (§. 287) mit Rücksicht auf die Zusammendrückung, wobey er sich indessen einige willkührliche Voraussetzungen erlaubt. Rec. kann überhaupt den Ansichten des Hn. *v. G.* über diesen Gegenstand nicht beystimmen; es würde aber zu weitläuftig seyn, hier in eine nähere Erörterung und Widerlegung derselben einzugehen. — Daher nur noch die Bemerkung, dass der Leser in diesem Capitel, ausser einer umständlichen Erörterung aller einzelnen Fälle, die in Beziehung auf die relative Festigkeit vorkommen können, noch viele eigene Versuche über das Biegen des Holzes, Guss- und Schmiede-Eisens, sowie die Lehre von der rückwirkenden Festigkeit und die von dem Widerstande, den die Körper dem Drehen oder Wenden entgegensetzen, kurz eine vollständige Belehrung über diesen Gegenstand findet.

Das 4te Capitel ist: *statische Baukunst* überschrieben. Dasselbe handelt von der Statik der Gewölbe und der gewöhnlichen Holzverbindungen. In dem theoretischen Theil herrscht hin und wieder dieselbe Ungenauigkeit und Unbestimmtheit, die Rec. schon früher an dem Werke überhaupt gerügt hat. Der praktische Theil ist dagegen desto anziehender und lehrreicher. Die Art, wie der Vf. die Statik der Holzverbindungen behandelt, ist die gewöhnliche, die man aus den Schriften *Eytelwein's* u. A. kennt, nur dass der Vortrag des Hn. *v. G.* etwas weitläuftiger, als nöthig, ist. Allein in dem, was er über die Statik der Gewölbe sagt, kann Rec. ihm nicht ganz beypflichten. „Man muss, heisst es (§. 370. S. 406), den Lehnbogen (soll wohl heissen: die innere Gewölblinie), auf welchem die Gewölbsteine gewöhnlich senkrecht aufgestellt werden, von der *Stützlinie*, nach welcher die Gewölbsteine auf einander wirken, und sich eben so einander im Gleichgewicht halten, wie etwa die Balken bey einem gebrochenen Dach, wohl unterscheiden. . . . Erhält sich das Gewölbe (ohne Verbindung durch Mörtel u. s. f.) in seiner Lage, so liegt die Stützlinie innerhalb der Masse des Gewölbes, und die Gewölbsteine sind nur als an dieser hängend anzusehen." — Der Vf. betrachtet die Gewölbsteine, wie mehrere schief über einander stehende Balken, und er versteht unter Stützlinie, wie sich aus dem so eben Angeführten errathen lässt, die gebrochene Linie, nach welcher diese Balken (ihrer Länge nach gerechnet) aufgestellt werden müssen, um sich im Gleichgewicht zu halten. Allein es ist ein groser Unterschied zwischen solchen Balken und Gewölbsteinen. Nämlich die Balken sind gewöhnlich in einander gezapft; daher wird der untere Balken von dem auf ihm stehenden nothwendig nach derselben Richtung gedrückt, nach welcher der obere selbst drückt. Wäre dieses nicht der Fall, und die Balken ständen ohne weitere Verbindung auf einander, so müsste man den Berührungsflächen (der Vf. nennt sie §. 368. S. 404 Schnittlinien) eine solche Lage geben, dass sie senkrecht auf der Richtung des von dem oberen Balken herrührenden Drucks ständen, und Hr. *v. Gerstner* selbst lehrt (§. 368) ihre Lage dem gemäss bestimmen. Bey Balken kann man den Schnittflächen diese Lage, ohne welche die für das Gleichgewicht gefundenen Bedingungen nicht mehr gelten, allezeit geben. Allein bey Gewölbsteinen, deren Fugen allenthalben nach dem Mittelpunct der Krümmung hingerichtet seyn müssen, ist dieses nicht der Fall. Der Vf. hätte daher in jeder Hinsicht besser gethan, diese Materie nach derselben Art, wie etwa *Eytelwein* in seiner Statik, zu behandeln, obschon auch selbst dessen Behandlungsart nicht von allen Mängeln frey zu seyn scheint, worauf Rec. kurz aufmerksam machen will. Das ganze Gewicht eines jeden Körpers, also auch der Gewölbsteine, kann man sich im Schwerpunct vereinigt denken. Nach dem (in den besseren Lehrbüchern) gewöhnlichen Vortrag denkt man sich die auf den Schwerpunct eines Gewölbsteins wirkende Kraft in zwey andere zerlegt, wovon jede auf einer der Fugen des Gewölbsteins senkrecht steht. Dieses geschieht nun für den nächst folgenden oder nächst vorhergehenden ebenfalls. Allein dabey nimmt man an, dass die Richtungen der von zwey auf einander folgenden Gewölbsteinen

ausgehenden und auf ihrer Bindungsfläche senkrechten Kräfte in *Eine* gerade Linie fallen. Dieses trifft aber nicht nothwendig immer ein. Bey einer kreisförmigen Wölbung z. B. muss bekanntlich das Gewicht der Gewölbsteine vom Schlussstein (*clef*) nach dem ersten Wölbstein (*coussinet*) hin beständig zunehmen. Wenn nun diese Gewichtszunahme nicht durch Vermehrung des specifischen Gewichts der folgenden Gewölbsteine, sondern durch Vermehrung ihres Volumens (in der Ausübung ihrer Höhe) hervorgebracht wird, so können die Richtungen der eben genannten Kräfte nicht in Eine gerade Linie fallen, wenn man nicht die folgenden Gewölbsteine sowohl an der inneren als äusseren Gewölblinie über die vorhergehenden vorspringen lässt, welches in der Ausübung durchaus nicht angeht. Man müsste daher, um völlig richtig zu verfahren, die Richtung aller resultirenden, auf den vorhergehenden Stein wirkenden Kräfte verlängern, bis sie die durch den Schwerpunct des folgenden gezogene Verticallinie schneidet, und in diesem Durchschnittspunct sich alle auf den folgenden wirkenden Kräfte (nämlich die eben genannte resultirende und das Gewicht dieses folgenden Steins selbst) vereinigt denken. Die Resultate würden dann etwas anders als die jetzt bekannten ausfallen. Hr. *v. G.* indessen hat in diesem Punct die wahre Ansicht weit und noch mehr als die Besseren seiner Vorgänger verfehlt. „Man kann, sagt er §. 374, die Festigkeit eines Gewölbes dadurch herstellen, indem innerhalb der Gewölbsteine diejenigen Stützlinien aufgesucht werden, denen die Eigenschaft der vollkommenen Unterstützung zukommt, und an welchen die Gewölbsteine sodann nur als angehängt anzusehen sind. Es wird nunmehr darauf ankommen, *dass die Zahl dieser Stützlinien innerhalb der Masse des Gewölbes so gross als möglich ist.*" Nach der Ansicht des Vfs. kommt es nur darauf an, dass es möglich ist, innerhalb der Masse des Gewölbes recht viele krumme oder vielmehr gebrochene Linien der Art zu ziehen, dass, wenn die Gewölbsteine in den Eckpuncten derselben aufgehängt würden, sie sich im Gleichgewicht hielten. Allein nur in *den Schwerpuncten* der Steine darf man sich ihr Gewicht vereinigt denken; nicht einmal davon zu reden, dass dabey auf die Lage der Fugen keine Rücksicht genommen worden ist. — Der Vf. handelt nun noch insbesondere von der Statik der kettenförmigen, kreisförmigen, elliptischen und Kuppel-Gewölbe, sowie auch von der Art, die Lehnbogen dazu einzurichten, wozu ausser dem schon Gesagten nichts zu erinnern ist. Am Schluss ist noch die Theorie der Kettenbrücken beygefügt, welcher eine kurze historische Uebersicht und eine umständliche Beschreibung mehrerer wirklich ausgeführter Kettenbrücken vorangeht. Dieses letzte macht den bey Weitem besseren Theil dieses Capitels aus. Man merkt, dass der Vf. hier nicht bloss die Berichte Anderer abschreibt, sondern sich seine Kenntniss durch eigene Anschauung an Ort und Stelle erworben hat. Er macht mit der im Jahr 1827 vollendeten Kettenbrücke zu Hammersmith (zwey deutsche Meilen oberhalb London) den Anfang, welche er, wie es scheint mit Recht, für das Vollendetste erklärt, was der menschliche Kunstfleiss bis jetzt in diesem Fach hervorgebracht. Die Länge der ganzen Brücke beträgt zwischen den Vorderflächen der beiden Landpfeiler 822 englische Fuss; die Spannung des grössten Bogens ist 400 engl. Fuss. Die Construction dieser Brücke unterscheidet sich von den früher erbauten dadurch, dass die Hängeketten nicht durchaus *über* der Fahrbahn, sondern zum Theil auch *unter* dieser liegen, sowie auch dadurch, dass die Hängeketten der verschiedenen Bogen nur eine einzige zusammenhängende Kette bilden, die über gusseiserne Rollen, welche in den mittleren (im Flussbette erbauten) Pfeilern angebracht sind, geleitet ist. Durch das Erste wird es möglich, die Pfeiler niedriger zu machen; und durch das zweyte wird von den Pfeilern jeder nach horizontaler Richtung wirkende Stoss, der durch die Erschütterung der Brücke hervorgebracht werden könnte, abgehalten. Der Leser findet hier von allen einzelnen Theilen dieses merkwürdigen Bauwerks eine sehr deutliche und umständliche Beschreibung, die durch sehr gute Kupfer erläutert ist. Der Vf. theilt nun noch die Beschreibung von der merkwürdigen Menai-Brücke, sowie von mehreren anderen (zum Theil auch verunglückten) Kettenbrücken, mit, und schliesst mit einer Theorie derselben. — Aus allen von dem Vf. angeführten Beyspielen stellt sich als Resultat heraus, dass die Verankerung der Ketten nur in einem ausserordentlich fest und stark gegründeten Bau (am besten, wie bey der Menaibrücke, in Felsgrund) mit der gehörigen Sicherheit angeht. Aus Mangel einer solchen Gründung sind schon mehrere Kettenbrücken theils gleich anfangs, theils späterhin verunglückt. Rec., obschon selbst kein Praktiker, möchte hiebey den Vorschlag machen, ob es nicht zuträglich sey, wenn der Grundbau auf einem Pfahlrost steht, die Ketten unmittelbar mit dem letzten unter dem Mauerwerk auf eine schickliche Art zu verbinden.

Das 5te Capitel handelt *von der Reibung, dem Widerstand der Seile und deren Einfluss auf den Effect der Maschinen.* Der Gegenstand ist auf die gewöhnliche Weise, doch gründlich und deutlich, vorzüglich nach den bekannten Versuchen und Ansichten von *Coulomb* erklärt, und dabey die Wirkung der Reibung fast bey allen einfachen und einigen zusammengesetzten Maschinen berechnet. Vermisst haben wir, bey der sonstigen Vollständigkeit, die Untersuchung über die Reibung der Zähne in einander greifender Räder. Ueber die Reibung und den Widerstand der Seile bey Flaschenzügen findet man (§. 462, 463) eine Reihe nicht unmerkwürdiger Versuche, die im technischen Institut zu Prag angestellt worden sind. Der Vf. schliesst daraus (§. 464. S. 516), dass der Reibungs-Coefficient bey zusammengesetzten Maschinen sich nicht mit derselben Genauigkeit wie bey einfachen bestimmen lässt, und dass derselbe bey den ersten beträchtlich grösser ist, als *Coulomb* ihn bey den letzten gefunden hat. Allein bey diesen Versu-

chen verwickeln sich die Widerstände der Reibung und der Steifigkeit der Seile auf eine so mannichfaltige Weise, dass, besonders bey der Unsicherheit der Grösse des letzten, der aus einem solchen Versuch hergeleitete Werth des Reibungscoefficienten kein besonderes Zutrauen verdient. Vielmehr ist es der guten Methode gemäss, bey Bestimmung der Grösse der Reibung die Umstände so einfach als möglich zu wählen, und aus den so gefundenen Resultaten auf die zusammengesetzten Fälle zu schliessen. Rec. wenigstens kann sich keinen möglichen Grund denken, warum die Reibung *an und für sich* bey zusammengesetzten Maschinen grösser seyn sollte, als bey einfachen. Wie leicht ist es nicht bey einem Flaschenzug möglich, dass die Ebenen, worin die Rollen sich drehen, nicht parallel sind, und dass dadurch ein Klemmen und eine bedeutende Vergrösserung der Reibung entsteht? Die angeführten Versuche bleiben indessen allezeit beachtungswerth. — Noch als etwas ganz Besonderes muss Rec. anführen, dass es mit des Vfs. Ansichten von der Einrichtung und den Anwendungen der Schraube nicht so ganz im Reinen zu seyn scheint. Schon oben ist die unrichtige Meinung desselben, die er wahrscheinlich von den gewöhnlichen Arbeitern ohne nähere Untersuchung angenommen hat, gerügt worden, als ob nämlich Schrauben mit mehreren Gewinden, eben wegen dieser grösseren Menge von Gewinden, stärker als andere ansteigen. In diesem Cap. heisst es nun (§. 473. S. 523): „Von einigen Schrauben wird gefodert, dass sie von selbst aufgehen, z. B. bey Papierpressen, bey Münzstöcken u. s. f. Werden diese Schrauben angezogen, so verrichten sie ihren Druck; so wie aber die Kraft nachlässt, gehen sie von selbst wieder zurück oder auf..... Wenn eine Schraube so beschaffen ist, dass ihr Reibungs-Winkel kleiner als ihr Neigungswinkel ist, so muss sie, nachdem sie *aufgedreht* worden, von selbst oder durch ihren eigenen Druck (soll heissen: durch ihr eigenes Gewicht) wieder *zugehn*.“ — Das letzte widerspricht also geradezu dem ersten; denn zuerst sagt der Vf., die Schraube gehe von selbst *auf*, und hier sagt er, sie gehe von selbst wieder *zu*. Das letzte ist indessen das Richtige, wovon man sich in jeder Münzstätte überzeugen kann. „Solche Schrauben, sagt der Vf. ferner, haben gewöhnlich 2, 3, auch 4 neben einander gehende Gewinde, und werden in allen Fällen angewendet, wo es darauf ankommt, dass das Auf- und Zudrehen schnell vor sich gehn soll.“ — Es ist ganz unmöglich, dass der Anfänger hieraus irgend eine Belehrung erhalte. Die wahre Ansicht ist vielmehr folgende: Wenn die Kurbel einer Schraube nur um einen kleinen Winkel umgedreht werden, und die Schraube dabey doch nach der Richtung der Achse der Spindel merklich fortschreiten soll (wie dieses bey den Balanciers der Münzstöcke der Fall ist, die bekanntlich geschleudert oder geworfen werden), so muss man die Weite der Schraubengänge gegen den Umfang der Spindel sehr gross nehmen. Die Schraube stellt also alsdann eine sehr geneigte schiefe Ebene dar, und geht durch ihr eigenes Gewicht abwärts. Eben wegen dieser grossen Weite der Schraubengänge erhält man nun auch Raum, auf der Spindel mehrere Gewinde neben einander anzubringen, welches man der Festigkeit und Sicherheit des Ganges wegen auch nie unterlässt. — Wenn solche Schrauben von selbst wieder aufgehen, so geschieht dieses, weil bey dem durch einen Stoss oder Wurf hervorgebrachten Zudrehen eine Feder zusammengedrückt wird, die, nachdem die Kraft des Stosses aufgehört, die Schraube wieder zurückdreht, oder wenigstens der Kraft, die dieses bewirkt, zu Hülfe kommt. Hr. *v. Gerstner* hat dieses vielleicht einmal an dem Prägstock einer Münze gesehen, und verwechselt nun Alles mit einander.

Das 6te Capitel ist: *Von der ungleichförmigen Bewegung* überschrieben. Alles, was dieses Werk von der eigentlichen Mechanik enthält, ist in diesem Capitel zusammengedrängt. Hieraus allein kann man schon entnehmen, wie dürftig dieser Gegenstand behandelt ist, und wie wenig das ganze Werk den Titel: Handbuch der Mechanik verdient. Dasselbe ist eigentlich nur ein Handbuch der Statik, in welches an dieser Stelle ein Paar der leichtesten Capitel aus der Mechanik eingeschoben sind. Auch findet man von den eigentlichen Grundsätzen, worauf die Mechanik gebaut werden muss, von dem Mass der Kräfte, dem für die Maschinenlehre besonders wichtigen Unterschied zwischen absoluten und relativen Kräften u. s. f. darin fast gar nichts. Als Beweis des Galiläischen Gesetzes führt der Vf. an: da die Geschwindigkeit eines fallenden Körpers von Null an in arithmetischer Reihe wachse, so könne man den Raum dadurch berechnen, dass man das Mittel zwischen der letzten und Anfangs-Geschwindigkeit als diejenige Geschwindigkeit annehme, womit der Körper sich die ganze Zeit hindurch bewegt habe. Der Vf. handelt nun noch von den unmittelbar aus dem Galiläischen Gesetz folgenden Lehren, von der Bewegung der vertical sowohl, als unter einem schiefen Winkel geworfenen Körper (für den letzten Fall wird nicht einmal bewiesen, dass die durchlaufene Bahn eine Parabel ist), von der Bewegung der schweren Körper auf einer schiefen Ebene (wo §. 517. S. 555 in Beziehung auf die Schraube der schon oben gerügte Fehler wieder vorkommt), und endlich (§. 518—524) auch von der sogenannten Theorie der Ueberwucht. Da der Vf. die Bewegung der Pendel und die Umdrehungsbewegung überhaupt mit keiner Sylbe erwähnt hat, so konnte er die Lehre von der Ueberwucht nicht anders als auf eine höchst ungenügende Art vortragen, wie es auch wirklich der Fall geworden ist. Die Gleichung (§. 520), woraus die Bewegung der Gewichte hergeleitet wird, beruht auf gar keinem erweislichen Grunde. Das hinzuzufügende Gewicht x, welches nach der Annahme des Vfs. bloss bewegen soll, müsste sich doch wenigstens auch selbst bewegen. Kurz der ganze Gegenstand ist unverständlich vorgetragen. Noch unverständlicher und ungründlicher ist das, was der Vf. §. 522 über die Bewegung der Schwungräder sagt, wo er nicht ein-

mal darauf Rückficht nimmt, dafs die verfchiedenen Maffentheilchen des Schwungrades auch an verfchiedenen Hebelarmen angebracht find. Der Vf. handelt zum Schlufs noch umftändlich von der Wirkung des Krummzapfens, in fofern er durch menfchliche Kräfte umgedreht wird. Bekanntlich läfst fich die Theorie des Krummzapfens, ohne die Infinitefimal-Rechnung oder wenigftens das unendlich Kleine zu Hülfe zu nehmen, nicht genügend erläutern. Der Vf., der den Gebrauch diefer Rechnungen im Text vermeidet, fah fich genöthigt, in einer Note feine Zuflucht zu denfelben zu nehmen. Allein Rec. mufs bemerken, dafs ihm, die Sache praktifch betrachtet, fo viel Gelehrfamkeit hier am unrechten Orte zu feyn fcheint. Die Regeln, wie die menfchliche Kraft mit der Gefchwindigkeit abnimmt, find noch fo unficher, dafs man bey einem Haspel, ftatt fich in folche weitläuftige Rechnungen einzulaffen, weit beffer thut, den vortheilhafteften Effect durch ein Paar Verfuche zu beftimmen.

Das 7te und letzte Capitel handelt *von den Frachtwagen, Strafsen- und Eifen-Bahnen.* Der Vf. unterfucht in demfelben fehr umftändlich die Vortheile und Nachtheile, welche durch den verfchiedenen Bau der Fuhrwerke und ihrer einzelnen Theile hervorgebracht werden, fowie auch die verfchiedenen Arten von Widerftand, welche diefelben bey ihrer Bewegung auf den Strafsen erleiden. Er macht dabey auch auf die leichtere Beweglichkeit der breiten Felgen vor den fchmalen aufmerkfam, und beruft fich in diefer Hinficht auf die Verfuche, welche der Graf von Rumford mit einem Kraftmeffer angeftellt hat. Der Vf. giebt als Refultat aller Unterfuchungen und Erfahrungen an (dem auch Rec. unbedingt beyftimmt), dafs die Beweglichkeit unferes Fuhrwerks durch die Verbefferung feines Baues wohl noch ein Wenig vermehrt werden könne; dafs aber grofse Verbefferungen hierin nur durch Verbefferung der Strafsen zu erreichen find. So find die breiten Felgen gewifs weit mehr wegen der befferen Erhaltung der Strafsen, als wegen der leichteren Beweglichkeit, zu empfehlen.

(*Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Rudolftadt*, in der privilegirten Hofbuchhandlung: *Einige Meinungen, Anfichten und Maximen über das menfchliche Leben, in Beziehung auf die vier Jahreszeiten.* Ein Beytrag zur Erweckung und Beförderung eines moralifchen Wandels von *Johann Philipp Heinfe*, einem unftudirten Landmann. 1832. X u. 154 S. 8. (12 gr.)

Vorliegendes Büchlein ift fchon feines Vfs. wegen einer Beachtung werth. Wenn man von dem romantifchen Schwarzburg an das Thal an den Ufern der Schwarza hinauf weiter verfolgt, gelangt man nach einigen Stunden zu einem kleinen Dörfchen an der Strafse nach Katzhütte, welches den poetifchen Namen *Blumenau* führt. Wer von Hunger oder Durft gequält hier in dem Gafthof einkehrte, der fand nicht nur, wonach fein Magen verlangte, einen guten Imbifs und ein treffliches Glas Bier, fondern auch einen gar freundlichen, wohlunterrichteten Wirth, der bey einer etwas näheren Bekanntfchaft fich als einen Mann, der viel gelefen, nachgedacht und felbft erfahren hatte, darftellte. Rec. denkt noch mit Vergnügen daran, wie er deffen Bekanntfchaft machte, und manches Intereffante über die Lage der Thüringer Waldbewohner von ihm erfuhr. Diefer Mann, der feine ganze Bildung, den erften Schulunterricht abgerechnet, nur feinem eigenen Nachdenken und dem Lefen *guter* Bücher verdankt, übergiebt nun, felbft im Herbfte feines Lebens, einige Meinungen, Anfichten und Maximen über das menfchliche Leben zur Beförderung eines moralifchen Wandels, als die Frucht feiner vieljährigen Erfahrung und feiner Geiftesentwickelung, dem Publicum. Diefe Meinungen und Anfichten enthalten recht viel Gutes und Schönes, und ihre ganze Tendenz ift nur lobenswerth; aber die Sprache ift zu geziert, zu gefucht und mit Bildern überladen, manchmal fehr fchwülftig. Der Vf. gefiel fich in diefen laub- und blumenreichen Sprachwindungen, und konnte vieler Reminifcenzen aus den gelefenen Büchern nicht los werden. Wir führen, dafs der Lefer felbft urtheile, eine kurze Stelle an; S. 19 heifst es: „Gleich einem kleinen Bache, wo von der Welt nichts wiffend die blauen Augen der Vergifsmeinnicht fich in dem Wafferspiegel befehen, und mit Frühlingslächeln noch fo manche andere Kinder der Natur an beiden Ufern fich gegenfeitig küffend berühren — gehen unter Spiel und Scherz unfere erften und froheften Stunden des Lebens dahin. Aber mit dem Eintritt in die Schule fchwindet allmählich das Zauberland des Glücks" u. f. w. Auch vermifst Rec. in dem Abfchnitt: „Des Lebens fchöne Sommerzeit" jede Hinweifung oder Andeutung auf das, was der Mann als Staatsbürger, als Glied der grofsen gefellfchaftlichen Kette, für eine Stellung behaupten foll: ein Thema, das der Vf. um fo weniger hätte übergehen follen, da es ihm weder an gefunden Anfichten darüber, noch an mancherley gefammelten Erfahrungen fehlt. Wir wünfchen dem gut gedruckten und fchön ausgerüfteten Büchlein viele Lefer.

H. v. M.

Ulm: Ueber die Bildung eines Vereines für die kirchliche Aufhebung des Cölibatsgefetzes. Von einem katholifchen Geiftlichen in Würtemberg. 1831. 39 S. kl. 8.

Ueber den Verein katholifcher Geiftlichen in Würtemberg, zur Aufhebung des Cölibats, haben fich unfere Lefer ohne Zweifel aus anderen Blättern bereits genauer unterrichtet. Vorliegendes, ziemlich gut, klar und gründlich verfafstes Schriftchen hatte fich nach der Abficht jenes Vereins zum Zweck gefetzt, feine Gedanken über die Rechtmäfsigkeit oder Unrechtmäfsigkeit des Cölibats und über die aus jenem Vereine zu hoffenden Früchte für die Emancipirung katholifcher Geiftlichen ernft, männlich und freymüthig auszufprechen, um der Entftellung und Schmähung jenes Vereins wo möglich zuvorzukommen. Da der Vf. felbft Mitglied deffelben und ein fehr gebildeter Mann ift, fo können wir auch feine Schrift katholifchen Laien, für die fie zunächft beftimmt ift, mit Recht empfehlen. Möchte nur der genannte edle Bund fein fchönes Ziel auch erreicht haben!

Sch.....r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1832.

MECHANIK.

Prag, b. Spurny: *Handbuch der Mechanik*, von *Franz Joseph* Ritter *von Gerstner* u. s. w., herausgegeben von *Franz Anton* Ritter *von Gerstner* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Das grösste Interesse indessen erhält dieses Cap. durch die genaue Beschreibung der Eisenbahnen und aller dazu gehörigen Apparate, welche noch durch sehr deutliche und gute Kupfer erläutert ist. Nach einer kurzen Erzählung der Geschichte der Eisenbahnen (§. 552) bemerkt Hr. *G.* (§. 553), man könne alle Eisenbahnen in drey Gattungen theilen. Bey der ersten Gattung (*railroads*), welcher man in England jetzt durchaus den Vorzug giebt, hat jedes Rad, um nicht von der Bahn abzugleiten, an der inneren Seite einen hervorstehenden Rand. Bey der zweyten Gattung (*tramroads*) hat zu dem nämlichen Zweck jede Schiene der Eisenbahn selbst an der äusseren Seite einen hervorstehenden Rand. Das Formen der Schienen wird dadurch beschwerlicher; allein die Räder sind auch auf jeder gewöhnlichen Bahn brauchbar. Als dritte Gattung von Eisenbahnen unterscheidet der Vf. den von *Palmer* erfundenen Schienenweg. Bey demselben gehen auf einer erhöhten eisernen Stange oder Schiene zwey zusammenverbundene Räder hinter einander, und zwey Wagen oder Kasten hängen (etwa wie bey dem künstlichen Balanceur) zu beiden Seiten herab, so dass der gemeinschaftliche Schwerpunct unter die Eisenbahn fällt. Diese letzte Art ist noch wenig ausgeführt, und hat nach Hn. *G's.* Angabe in England wenig Beyfall gefunden, obschon sich das Fuhrwerk auf derselben am leichtesten bewegt. Was nun noch die Beschreibung der einzelnen Theile betrifft, so muss Rec. durchaus auf das Werk selbst verweisen, da er, wenn auch der Raum es hier erlaubte, sich doch ohne Kupfer nicht deutlich machen könnte. Er bemerkt also hier nur im Allgemeinen, dass die von dem Vf. gegebene Beschreibung von selbst den Beweis liefert, dass er nicht nachschreibt, sondern Alles an Ort und Stelle mit eigenen Augen gesehen und untersucht hat. Darum hat sowohl seine Beschreibung, als die Zeichnungen, womit er sie begleitet, den höchsten Grad von Deutlichkeit. Rec. muss dieses noch insbesondere von der Art, wie der Vf. die Verbindung der Hauptbahn mit den Nebenbahnen an den Ausweicheplätzen darstellt, rühmen. Auch die verschiedenen Verfahrungsarten, wenn Eisenbahnen über Höhen geleitet werden müssen, erklärt der Vf. umständlich, wobey er noch (S. 622) den von dem Schiffsbaumeister *Morton* in Edinburg erfundenen Apparat zum Herausziehen der Seeschiffe näher beschreibt. Bey der ausserordentlichen Genauigkeit und Vollständigkeit, womit der Vf. den Bau der auf den Eisenbahnen gebräuchlichen Frachtwagen beschreibt, ist es zu bedauern, dass er die Beschreibung der durch Dampf getriebenen Schnellwagen übergangen hat. (Von den zum Transport von Kohlen bestimmten Wagen, die durch Dampf getrieben werden, findet sich in diesem Capitel sowohl die Beschreibung, als Zeichnung.) Bekannt waren ihm jene gewiss; denn er führt S. 10 an, dass während seiner Anwesenheit in England der schnelleste Dampfwagen auf der Bahn zwischen Liverpool und Manchester bey einer Wettfahrt 45,23 österr. Fuss in der Secunde abgemacht habe. Doch vielleicht holt er dieses im zweyten Theile nach. Ausser der Beschreibung der Eisenbahnen theilt der Vf. noch umständliche Nachrichten von den Kosten des Baues und der Fracht auf denselben mit, welche für diejenigen, die ähnliche Werke in unserem deutschen Vaterlande zu unternehmen beabsichtigen, gewiss nicht ohne Interesse seyn werden. — Er bemerkt S. 644, dass die Eisenbahnen dadurch, dass die Schienen derselben nicht mehr von Gusseisen, sondern von gewalztem Eisen verfertigt, und weit besser verbunden und richtiger gelegt werden, sowie durch Härtung der Achsen und der Randkränze der Frachtwagen, in England selbst noch in den allerneuesten Zeiten ganz ausnehmende Verbesserungen erhalten haben, so dass ein Pferd bey dieser besseren Einrichtung fast das Doppelte von dem zieht, was es noch vor 10 Jahren zu ziehen vermochte. Auf einer horizontalen Bahn soll ein Pferd unbedenklich ein Gewicht von 160 bis 180 österr. Centner zu ziehen im Stande seyn. Die Richtigkeit dieser Angabe erhellt auch daraus, dass an Stellen, wo die Eisenbahn um $\frac{1}{160}$ der Länge Fall hat, die Wagen von selbst herabgehen, so dass man die Pferde ausspannt, und sie in einem flachen und niedrigen, an den eigentlichen Wagen angehängten Fuhrwerke nebst den Wagen herabfahren lässt. Der Widerstand beträgt also nur $\frac{1}{160}$ des aufgeladenen Gewichtes, so dass ein Pferd, um eine Ladung von 160 — 180 Centner auf horizontaler Bahn fortzuschaffen, nur eine Zugkraft von einem oder einem und einem Achtheil Centner auszuüben braucht, wozu es ohne Zweifel fähig ist.

Rec. will zum Schlusse noch eines in diesem Capitel (S. 645) angeführten Versuches, der von einem Hn. *Roberts* in Manchester herrührt, erwähnen, da er für Physiker vielleicht nicht ohne Interesse ist. Bekanntlich ist schon lange die Frage aufgestellt worden, ob die Grösse der Reibung mit der Geschwindigkeit zunehme. Die Frage ist, wie man weiss, durch *Coulombs* Versuche (wenigstens in Beziehung auf Holz und Metall) verneinend entschieden worden. Allein der von ihm gewählte Apparat scheint, besonders der kurzen Dauer der Versuche wegen, kein unbedingtes Zutrauen einzuflösen. *Roberts* stellte einen kleinen Eisenbahnwagen mit seinen Rädern auf die Peripherie eines grossen verticalen eisernen Rades. An den ersten befestigte er ein horizontales Seil, und verband dasselbe mit einem Kraftmesser. Als er nun das grosse Rad umdrehte, so zeigte der Kraftmesser bey jeder Geschwindigkeit des Rades dieselbe Zahl von Graden.

C. a. N.

Berlin, b. Rücker: *Theorie des Neubaues, der Herstellung und Unterhaltung der Kunststrassen;* von *Franz Anton Umpfenbach*, königl. preuss. Regierungs- und Bau-Rathe und commissarischem Obergeometer des rheinisch-westphälischen Katasters u. s. w. Mit einem Atlas von 12 Kupfertafeln. 1830. XVII und 376 S. 8. (4 Thlr.)

Der Vf., ein geborener Rheinländer, aber in der *alten* polytechnischen Schule zu Paris gebildet, fungirte noch vor einigen Jahren als Inspector des Wegebaues im Regierungsbezirk Coblenz (jetzt ist er Regierungs- und Bau-Rath in Düsseldorf); die meisten Strassen jenes Regierungsbezirks haben unter seiner Leitung ihre Anlage oder doch wesentliche Verbesserungen erhalten. Wer diesen Regierungsbezirk bereist hat, weiss, wie gerade in demselben sich der Strassenbau ganz besonders auszeichnet; und obgleich ein Theil dieser Vortrefflichkeit auf Rechnung der ganz vorzüglichen Materialien zu setzen ist, welche diese Gegend in grosser Fülle und Mannichfaltigkeit darbietet, so machen solche doch für sich keine zweckmässig angelegten und guten Strassen, und das Verdienst des Baumeisters bleibt dabey nicht minder anzuerkennen. Rec. schickt dieses nur voraus, um darzuthun, dass das vorliegende Werk von einem recht bewährten Praktiker herrührt, der darin seine vielseitigen Erfahrungen gesammelt, und, geleitet und unterstützt von recht tüchtigen theoretischen Kenntnissen und Grundsätzen, niedergelegt hat.

Der Umstand, dass die Lehre vom Aufsuchen der Strassenlinien zu den Entwürfen der Neubauten in den Werken über Strassenbau nicht in solcher Ausdehnung und Bestimmtheit vorgetragen ist, damit ein Baumeister sich aus ihnen so weit unterrichten kann, um auf einem etwas schwierigen Terrain die zweckmässigste Linie aufzufinden: — dieser Umstand sey es, so sagt der Vf. in dem Vorworte, welcher ihm die Veranlassung gegeben habe, sich seit geraumer Zeit damit zu beschäftigen, diesem Theile des Strassenbaues eine geognostische Grundlage zu verschaffen, aus welcher die Lösung dieser Aufgabe in einzelnen Fällen hervorgehe. Diese, sowie die Ausarbeitung der Entwürfe, bilde nun den Hauptgegenstand des Werkes. Sein Stoff habe sich aber während der Bearbeitung mehr ausgedehnt, als er erwartet habe, und so sey diese zu einer vollständigen Theorie des Strassenbaues angewachsen, in welcher er dasjenige vorgetragen, was er durch seine Erfahrungen in den verschiedenen Theilen des Strassenbaues als das Zweckmässigere erkannt habe. In vielen Grundsätzen der Strassenunterhaltung stimmt der Vf. — wie er selbst gesteht — mit denjenigen überein, welche *Arnd* in seinem bekannten Buche aufgestellt hat.

Das Werk des Hn. *Umpfenbach* ist mit ungemeinem Fleisse, vieler Gelehrsamkeit und daneben doch wieder so praktisch klar ausgearbeitet, dass Rec. es nicht allein als einen reellen Gewinn für die Literatur des Faches betrachten möchte, sondern kühn behaupten kann, dass es bey Weitem alles übertrifft, was in ähnlicher Art früher geleistet war. Der Wegebaumeister wird sich über unzählige Dinge daraus des trefflichsten Raths erholen können, den er vergebens in älteren Werken suchen würde. Ueberall trifft man darin auf neue Gesichtspuncte, die aber immer so natürlich und einleuchtend sind, dass man sich in der That wundern möchte, warum solche nicht längst in gleicher Weise aufgefasst und dargestellt seyen. Viele derselben wurden auch theilweise wohl von manchen Praktikern, ihnen aber selbst meist nicht völlig klar bewusst, berücksichtiget, und freuen werden sich dieselben daher gewiss, wenn sie neben dem allgemein Bekannten noch viel Anderes hier mit Schärfe und Bestimmtheit ausgesprochen und angemessen geordnet in einem übersichtlichen System aufgestellt finden werden, welches früher vielleicht nur dunkel in ihrem Sinne angedeutet gelegen haben mochte. Jedem Cameralbeamten, welcher berufen ist, die Zweckmässigkeit von Wegeanlagen aus dem höheren Standpuncte zu prüfen, wird das Werk nicht minder in vielen Fällen höchst diensam werden, um die in Betracht kommenden Verhältnisse, deren Abwiegung und Werthschätzung gegen einander oft so ungemein schwierig erscheint, mit erfoderlicher Klarheit übersehen zu können. Wollte Rec. in das Einzelne der trefflichen Arbeit eingehen und das Neue in derselben besonders herausheben, so müsste er bey Weitem die Grenzen des Raumes überschreiten, welcher ihm zu solchem Zwecke hier gestattet seyn kann. Er beschränkt sich daher um so lieber darauf, nur eine Uebersicht der Hauptrubriken zu geben, als er überzeugt ist, dass jeder Fachverwandte, der das Buch einmal kennen gelernt hat, sich desselben als eines unumgänglich

nöthigen Hülfsmittels fortwährend bedienen, und ihm einen festen Platz neben den Logarithmen-Tafeln und anderen gar nicht zu entbehrenden Büchern unmittelbar bey seinem Arbeitstische einräumen wird.

Das Werk handelt: *Erster Abschnitt:* Bestimmung der Strafsenlinien im Allgemeinen. I *Capitel:* Geognostische Vorkenntnisse, welche eine unmittelbare Beziehung auf den Strafsenbau haben. II *Cap.* Ueber Fuhrwerke. III *Cap.* Ueber Strafsengefälle. *Zweyter Abschnitt.* Entwerfung der Strafsenprojecte. I *Cap.* Bestimmung der allgemeinen Richtung der Strafsen. II *Cap.* Bestimmung der einzelnen Strafsenrichtungen. III *Cap.* Querprofile der Strafsen. IV *Cap.* Von versteinten Fahrbahnen. V *Cap.* Von Pflasterungen. VI *Cap.* Von Brücken und Canälen. VII *Cap.* Anfertigung des Projects des Strafsenplanums. *Dritter Abschnitt.* Ausführung der Neubauten und der Herstellung und Unterhaltung der Strafsen. I *Cap.* Ausführung der Erdarbeiten der Neubauten. II *Cap.* Ausführung der Versteinerungen und Pflasterungen. III *Cap.* Ausführung des Mauerwerks. IV *Cap.* Vorrichtungen zum Schutz und zur Bequemlichkeit der Reisenden. V *Cap.* Herstellung verdorbener Strafsen. VI *Cap.* Unterhaltung der Strafsen. VII *Cap.* Anfertigung von Kostenanschlägen. VIII *Cap.* Ausführung der Strafsenarbeiten. — *Anhang:* Ueber die Zugkraft der Fuhrwerke auf geneigten Ebenen; Querprofil der Strafsen; über Kreisbogen, welche die Richtung gerader Strafsen verbinden; genaue Berechnung des Cubikinhalts des Auf- und Abtrags; Vergleichung der Resultate, wenn man die Auf- und Abträge nach der genauen Formel und nach der Annäherungs-Formel berechnet; über die Form der Serpentinen. *Beylagen:* Preistabelle; Anschlag eines Neubaues; Anschlag der Pflasterreparaturen; Anschlag einer Materialienlieferung zur Strafsenunterhaltung; Anschlag über verschiedene Reparaturen; allgemeine Versteigerungs-Bedingungen; Bedingungen für Erd- und Felsen-Arbeiten und für die Materialienlieferung zu einem Neubau; Bedingungen für die Lieferung der Materialien zur Reparatur des Pflasters; Bedingungen für die Lieferung der Materialien zur Unterhaltung der Strafsen. — Diese schematisirten, ungemein genau ausgeführten und besonders den königl. preussischen Verwaltungs-Grundsätzen angepafsten Beylagen erhöhen sehr die praktische Brauchbarkeit des Buches, welches sich dadurch noch besonders mit nützlich macht für die untergeordneten Beamten in der Wegebau-Partie.

Der dem Werke beygefügte Atlas von 12 Folio-Kupfertafeln ist zwar im Aeufseren nicht sehr luxuriös ausgestattet, aber die Bilder sind hinreichend klar und deutlich; sie erfüllen ihren Zweck vollkommen. Das Buch selbst ist auf weifsem Papier gut gedruckt.

K. II.

NATURGESCHICHTE.

Dresden und Leipzig, b. Arnold: *XIX Tabulae anatomiam Entozoorum illustrantes*, congestae, necnon explicatione praeditae ab *Eduardo Schmalz*, Dr. philosophiae, medicinae et chirurgiae, Medico practico etc. 1831. VI u. 60 S. 4. (2 Thlr. 12 gr.)

Der Vf., welcher dieses Feld der Zoologie mit besonderer Neigung bearbeitet, und schon vortheilhaft durch seine kleine Schrift: *de Entozoorum systemate nervoso*, bekannt ist, hatte den Vorsatz, alles über die Anatomie und Physiologie der Entozoen hie und da Zerstreute in ein eigenes Werk zu vereinigen, und es auf diese Weise namentlich den Anfängern (leider auch wohl dem Manne vom Fach!) zugänglicher zu machen, da so Wenigen die Möglichkeit gegeben ist, einen grofsen literarischen Apparat anzuschaffen, und aus den Quellen zu studiren. Eine Reise hinderte die Ausführung, und es erschien nur jenes Werkchen über das Nervensystem, welches lebhaft bedauern läfst, dafs dem Vf. die Muse fehlte — und noch fehlt, um das *Ganze* zu geben, von dem wir hier abermals nur einen Theil — die Tafeln mit den Abbildungen und kurzer Erklärung, erhalten. Unterstützt haben dabey den Vf. *Nitzsch*, *Sam. Thom. von Sömmering* und *Fischer* (Verfasser der Zoologie) in Wien. Nach der Vorrede folgt ein Index der Werke, aus welchen die Abbildungen entlehnt sind.

Indessen enthalten die Tafeln auch mehreres, nach Originalzeichnungen Abgebildete, und auch der Text, obschon eigentlich nur kurze Erklärung, bringt doch manches Neue, besonders in eingestreuten Noten. Von dem Stich der Tafeln ist es genug gesagt, wenn wir Hn. *Schröter* in Leipzig als den Verfertiger nennen; seine Manier und Genauigkeit ist bekannt. Aber die Abdrücke sind nicht immer zu loben; der Drucker scheint die Behandlung nicht recht verstanden zu haben, was auch der Duft auf den Abdrücken beweist; er hat wahrscheinlich kalt gedruckt, wodurch Manches nicht recht gekommen ist; er hat defshalb noch einmal durchlaufen lassen, und so sind Verrückungen entstanden, matte Stellen, die lediglich der Drucker zu verantworten hat.

Um den Werth des Werkes zu zeigen, wollen wir eine kurze Uebersicht des Inhaltes geben.

Tab. I. Cystica. fig. 1—6 *Echinococcus hominis.* — *fig.* 7 *E. veterinorum.* — *fig.* 8—13 *Coenurus cerebralis. fig.* 14—17 *Cysticercus pileatus.* — *Tab. II. Cystica. fig.* 1—7 *Cysticercus cellulosae. fig.* 8—9 *C. fasciolaris. fig.* 10 *C. tenuicollis. fig.* 11—12 *C. longicollis. fig.* 13—14 *Anthocephalus macrourus.* — *Tab. III. Cestoidea. fig.* 1—15 nach Originalzeichnungen von *Nitzsch. fig.* 1—6 *Taenia villosa*, aus den Einge-

weiden von *Otis tarda*. *fig.* 7—11 *T. Himantopodis melanopteri*. *fig.* 12—15 *T. Lari ridibundi*. *fig.* 16 Glieder von *T. ſinuoſa*. — *Tab. IV. Ceſtoidea*. *fig.* 1—5 Köpfe verſchiedener Tänien nach *Creplin*. *fig.* 6—14 Köpfe und Glieder verſchiedener Arten *Botriocephalus*, nach *Leuckart*. *fig.* 15 *pars Ligulae ſparſae*. *fig.* 16—17 Glieder von *Botr. punctatus*. *fig.* 18—26 Eyer verſchiedener Tänien. — *Tab. V. Ceſtoidea*. *fig.* 1—8 *Botriocephalus latus*. *fig.* 9—17 *Taenia Solium*. — *Tab. VI. Trematoda*. *fig.* 1—6 nach Originalzeichnungen von *Wilhelm Sömmering*, mitgetheilt von deſſen Vater. *fig.* 7—9 nach Originalzeichnungen *Zehners*, unter *Bremſer's* Augen nach dem Leben gefertigt, von *Fiſcher* mitgetheilt. — *fig.* 1—9 *Monoſtoma faba*, *Bremſer*. Aus Tuberkeln an den Schenkeln von *Parus major*, einer Caffeebohne ähnlich, zuerſt gelöſt, dann noch bey *Sylvia ſibillatrix*, *Motacilla boarula* gefunden. Ganz eigenthümlich iſt es, daſs der Wurm ſeinen ganzen Darmcanal aus dem Leibe treten läſst, und auch wieder einzieht, auch daſs immer zwey Würmer mit den platten Seiten an einander in einem Tuberkel liegen. Weitläuftiger beſchrieben, wobey ein Auszug eines Briefes von *Bremſer* an *Sömmering*, über deſſen traulichen Stil man ſich freuen muſs. — *fig.* 10—12 *M. tenuicolle*. — *Tab. VII. Trematoda*. *fig.* 1—10 *Diſtoma hepaticum*. *fig.* 11—13 *D. lanceolatum*. *fig.* 14—18 Eyer verſchiedener Arten von *Diſtoma*. — *Tab. VIII. Trematoda*. *fig.* 1—3 *Diſtoma Lucii*. *fig.* 4—10 *Amphiſtoma ſubtriquetrum*. *fig.* 11—16 *Holoſtomum ſerpens*. — *Tab. IX. Acanthocephala*. — *Echinorhynchus Gigas*. — *Tab. X. Acanthocephala*. *fig.* 23—32 *Ech. Gigas*. *fig.* 33—34 *Ech. major*. *fig.* 35—36 *Ech. caudatus*. — *Tab. XI. Acanthocephala*. *fig.* 1—6 *Ech. Proteus*. *fig.* 7. *a. b. Ech. macrocanthus*. *fig.* 7. *c. Ech. polymorphus*. *fig.* 8. *a. Ech. compreſſus*. *fig.* 8. *b. Ech. noduloſus*. *fig.* 9 *Ech. moniliformis*. *fig.* 10 *Ech. caudatus*. *fig.* 11 *Ech. plagicephalus*. *fig.* 12 *Ech. pyriformis*. *fig.* 13 *Ech. ſphaerocephalus*. *fig.* 14 *Ech. hyſtrix*. — *Tab. XII. Acanthocephala*. *Echinorhynchus porrigens*. — *Tab. XIII. Nematoidea*. — *Ascaris lumbricoides*. — *Tab. XIV. Nematoidea*. *Asc. lumbricoides*. — *Tab. XV. Nematoidea*. *Ascaris lumbricoides*. Sämtliche Abbildungen nach *Cloquet*. — *Tab. XVI. Nematoidea*. *fig.* 37—47 *Ascaris lumbricoides*, nach *Bojanus* (in der Iſis von *Oken*). *fig.* 48 *Asc. acus*. — *Tab. XVII. Nematoidea*. *fig.* 1—4 *Ascaris vermicularis*. *fig.* 5—7 *Asc.* (*Hedruris*) *androphora*. *fig.* 8—9 *Asc. oxyura*. *fig.* 10—12 *Asc. tetraptera*. *fig.* 13—16 *Asc. ſemiteres*. — *Tab. XVIII. Nematoidea*. *fig.* 1—6 *Ascaris reflexa*. *fig.* 7—9 *Trichocephalus dispar*. *fig.* 10—15 *Strongylus armatus*. *fig.* 16 Eyer von *Strongylus elegans*. — *Tab. XIX. Nematoidea*. *Strongylas Gigas* nach *Rudolphi* und *Otto*.

Wenn nach dieſer Aufzählung man auch hie und da noch Lücken bemerkt, die ohne groſse Schwierigkeit zu ergänzen geweſen wären, ſo iſt doch das Ganze eine höchſt dankenswerthe, Vielen gewiſs ſehr willkommene Arbeit, und man muſs nur wünſchen, daſs dem Vf. Muſe werde, nicht allein jene Lücken auszufüllen, ſondern noch mehr den ausführlicheren Text ans Licht treten zu laſſen.

Druck und Papier ſind ſehr zu loben, wie man beides von der Verlagshandlung — was ihr ſehr zum Ruhme gereicht — nicht anders gewohnt iſt. Der Preis iſt bey den vollen Tafeln nicht zu hoch, zumal wenn man die wenigen Abnehmer bedenkt.

— h —

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Berlin*, b. Hirſchwald: *Chr. Wilhelm Hufeland*. Ein Rückblick auf ſein ſiebenzigjähriges Leben und Wirken, beym 12 Auguſt 1832. Von Dr. *Joh. Jac. Sachs*. Zum Beſten des Hufeland'ſchen Vereins für hülfsbenöthigte Aerzte. 1832. 54 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. hat dem hochverdienten Manne, der in dieſer, an ſeinem 72ſten Geburtstage erſchienenen Schrift gefeiert wird, kein unwürdiges Denkmal errichtet. Wenn man auch hie und da eine gröſsere Enthaltſamkeit von den zu gehäuften Superlativen in dem Lobe des Gefeierten und ſeiner Verwandten, und überhaupt der allzu pretiöſen Schreibart mehr Einfachheit und Würde wünſchen möchte: ſo iſt es doch ſehr intereſſant, der vielſeitigen und langjährigen Wirkſamkeit *Hufeland's*, ſeiner Schriften und Lehren, in chronologiſcher Folge, mittelſt dieſer lehrreichen Relation ſich zu erinnern. Möchte dem Freunde und ehemaligen Collegen *Hufeland's*, dem verewigten *Loder*, bald ein ähnliches Denkmal gewidmet werden!

N. v. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1832.

INDISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Dümmler: *Brahma-Vaivarta-Purani specimen*, edidit, interpretationem latinam adjecit et commentationem mythologicam et criticam praemisit *A. F. Stenzler.* 1829. 54 S. (16 gr.)

Diesem Versuche über zwey Capitel aus dem angegebenen Puranen geht eine kurze Einleitung voraus, in welcher zuvörderst das bereits in Europa schon im Sanskrit Erschienene gepriesen, den Puranen aber ein untergeordneter Werth beygelegt wird. Die zwey hier in Uebersetzung und Anmerkungen gegebenen Capitel enthalten den Ursprung der sieben Oceane und die Ursache, warum *Krischna* mit *Radha* auf die Erde herabstieg. Ueber diesen Puranen kann der Vf., nach seiner eigenen Angabe, nicht viel sagen, weil in Berlin nur die 4te Section desselben vorhanden ist, und sonst kein Codex ihm zu Gebote stand. Dieser ganze Purane wurde von *Suta* erzählt, welcher ihn von *Vjâsa* selbst gehört haben will. Demnach müsste er sehr alt seyn, wenn *Suta* ihn nämlich zugleich auch abgefasst hätte. Uebrigens ist er dem Stile nach wohl nicht in jenes Alter hinaufzurücken, aber dennoch älter, als die späteren, philosophisch reflectirenden, Werke, welche sich so angehäufter Zusammensetzungen bedienen. — Der Vf. führt ferner an, dass im ersten Capitel der 4ten Section *Naradus* den *Narajana* also anrede: „*Jam antea narrata est sectio de Brahmane; tum ipse a te audivi sectionem de Natura, et Ganêso. Nunc vero narrare velis praestantissimam illam sectionem de Natalibus Krischni*“ etc. — Wir bedauern mit dem Vf., dass ihm die drey vorausgehenden Sectionen fehlten, und er so seinen Wunsch, diesen ganzen Puranen herauszugeben, nicht erfüllen konnte. Besonders wäre es wichtig, die 2te Section, *von der Natur*, näher zu kennen. Ueberhaupt ist zu beklagen, dass die sanskritischen Naturwissenschaften, und was damit mehr oder minder in Beziehung steht, wie z. B. die Medicin, nirgends aus ächten Quellen bearbeitet wird, eine Sphäre, die gewiss beträchtliche Ausbeute in der Sanskritliteratur gäbe, und für die Geschichte der Natur höchst wichtig wäre. Und in diesem Betrachte wäre gewiss, schon dieser 2ten Section dieses Puranen wegen, wünschenswerther gewesen, der Vf. hätte alles vollständig mittheilen können, als blos die puranischen Mythologien, die nicht sonderlich poëtisch sind. Ja, wäre diese puranische Naturansicht selbst mythisch, so wäre sie doch geschichtlich von grossem Werthe. — Die zwey vom Vf. ausgehobenen Capitel wären aber, so aus allem Zusammenhange herausgerissen, ganz unverständlich geblieben, wenn derselbe nicht in eben dieser Einleitung das Vorausgehende nachgeholt hätte. Mit Recht findet er, dass das Gesetz des *Sloka-Metrums* noch nicht vollständig aufgestellt werden konnte, führt aber dennoch Stellen dieses Puranen an, deren Metrum ihm von dem antikeren Sloke abzuweichen scheint. Was den Originaltext des Berliner Manuscripts selbst betrifft, so ist es schon unangenehm, bengalische Charaktere vor sich zu haben; dazu kommt noch, dass jenes Manuscript sehr nachlässig geschrieben ist, so dass der Vf. oft auf Schwierigkeiten bey der Kritik und Uebersetzung stossen musste. — Die kritischen Anmerkungen des letzten beurkunden viel philologisches Talent überhaupt, und besonders Sprachfertigkeit, um so mehr, da er es mit einem so verdorbenen Codex zu thun hatte, wo bald ein *Anusvara*, bald ein *Visarga*, bald ganze Sylben fehlten oder fehlerhaft geschrieben waren, vieler anderer Hindernisse nicht zu gedenken. Man muss die Schwierigkeiten, die verdorbene Manuscripte überhaupt in allen Sprachen darbieten, kennen, um das Verdienst des Vfs. gehörig zu würdigen.

Cap. I. Sl. 1. b. *Vidhâja* mit *jan jan* ist hier leicht zu construiren, wenn man den rechten Sinn dieser Stelle kennt. Dieses doppelte Relativ bezieht sich nämlich auf *Svâlajan. Svâlaja* ist *proprium domicilium*, d. h. die dem *Krischna* eigene Wohnung, d. h. sein incarnirter Körper. Er selbst ist aber Macher und Eingeher in seinen incarnirten Körper. Wörtlich: „*Welche Verkörperung der Göttliche geschaffen, und* (*in*) *welche er eingewandert ist.*“ Dass das Relativ zweymal steht, zeigt seine Abhängigkeit von *Vidhâja* und *Dschagâma* zugleich an; denn dieser Accusativ *Svâlajan* mit seinem Relativ wird sowohl von dem indeclinablen Particip *Vidhâja*, als von dem Präteritum remotum *Dschagâma* regiert, eine im Sanskrit nicht so seltene Art zu construiren. Und was die *Participia praeterita indeclinabilia* betrifft, die immer auf *tvâ* oder *ja* ausgehen, so haben sie immer active Bedeutung, regieren den *Casus*, den ihr *verbum finitum activum* regiert, und sind nirgends Gerundien, nirgends Supinen, nirgends passiv zu fassen, oder was für eine Proteusgestalt man ihnen sonst noch angesonnen hat. Nach dieser Constructionsweise ist dann das folgende *Sarvan* leicht zu verstehen; wiewohl es sich auf mehrere Dinge bezieht, so kann es doch, dem lateinischen Sprachge-

brauche entgegen, im Neutrum des Singulars stehen. Sl. 5. b. Die vom Vf. vorgeschlagene Leseart *Sāpāt tasjā* ist scharfsinnig, und wir würden kein Bedenken getragen haben, solche in den Text aufzunehmen, denn *tasja*, auf *kalahas* oder auf *Dāmā* bezogen, will mit *babhūva* keinen erspriesslichen Sinn geben. — Sl. 9. a. Die Leseart *Kschanae manjae* ist der Conjectur des Professors *Bopp* vorzuziehen, wesshalb sie auch der Vf. beybehalten zu haben scheint, denn: „in einem Augenblicke denke ich mir eine hundert-zeitalterige Zeit" ist etwas Anderes, als: „augenblicklich (in einem Augenblicke) ist eine solche Zeit." Den natürlichsten Sinn gäbe der Accusativ als *Kschanan*, so dass der folgende Accusativ als Apposition erschiene, nämlich: „einen Augenblick halte ich (kommt mir vor wie) für eine hundertzeitalterige Zeit." Cap. II. Sl. 35. b. *tan tuschto babhūva*, wörtlich: *er wurde über sie erfreut.* Der Accusativ kann hier ungezwungen von *tuschto* regiert seyn, in der Art, wie wenn man sagt: *Pitaran Kama*, die Liebe zu dem Vater. Ein Zeitwort, welches die entfernteste Beziehung einer Handlung oder Leidenschaft auf einen anderen Gegenstand hat, kann im Sanskrit den Accusativ regieren. — Oft hat der Vf. mit einer kleinen, aber scharfsinnigen Veränderung des nachlässig geschriebenen Textes den Sinn herzustellen gewusst, z. B. Cap. I. Sl. 7. b. Cap. II. Sl. 21. a. 34. b. u. a. m. Zuweilen sind aber auch kritische Bemerkungen gemacht worden, die gerade nicht nöthig gewesen wären, z. B. Cap. I. Sl. 12 a., wo eben so gut *asti* u. s. w., als *nivartatae* darunter verstanden werden kann. Eben so ist es nicht nöthig, *Isvara* bey einem Infinitiv mit dem lateinischen *par, idoneum* oder *valere* zu übersetzen; denn man kann auch in der deutschen Sprache sagen: „Wer ist Herr, dich zu tadeln?" statt: „Wer kann dich tadeln"?

Die Uebersetzung selbst verdient alles Lob. Sie ist mit wenigen Ausnahmen, die wegen Incorrectheit des Textes unvermeidlich waren, so ziemlich dem Indischen nachgebildet, und durchaus in klarem Latein gegeben. Nach *Bopp* möchten wir dem Vf. die grösste Fähigkeit zugestehen, Sanskrit-Gedichte im Latein wieder zu geben. Wir könnten zum Beweise unserer Behauptung viele Stellen ausheben, wählen jedoch, der Raum-Ersparung wegen, nur Eine: Cap. I. Sl. 9. b. *tvajā vinā Katham ahan dharischjāmi Svadschīvanam — Kschanae manjae satajugam Kālam nātha tvajā vinā.*" Lateinisch: *Quomodo sine te vitam sustentabo? Sine te, Domine, vel momento, quasi centum aeva tempus videtur.*" Der Stil des Originals wird durch einfaches und verständliches Latein möglichst erreicht, so dass Nichtkenner des Sanskrit nicht nur etwas vom altindischen Sprachbaue ahnen, sondern auch den Sinn des Originals in der Uebersetzung erkennen können. — Was die Art der Trennung der Sanskritwörter betrifft, so sind wir mit dieser neuen Willkühr nicht zufrieden, wissen aber wohl, dass eine höhere Sanskrit-Auctorität diese Art zu trennen autokratisch geboten hat, so dass die Sanskrit-Unterthanen sich willig fügen mussten. Der Sanskritsprache sind dadurch fremde Zeichen aufgedrungen; und wenn solche Willkürlichkeiten künftig noch weiter gehen, so möchte der seither geduldige *Ganäsa* doch endlich seinen Rüssel abwenden, und das *Daevanagari* für *Mletschanagari* erklären.

Dieser kurze Versuch, der uns von des Vfs. kritischem und hermeneutischem Sprachtalente hinlängliche Bürgschaft giebt, lässt wünschen, dass derselbe uns fortgesetzte Arbeiten der Art mittheilen möge.

Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig; besonders rein sind die lateinischen Typen. H.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

1) Carlsruhe, b. Groos: *Lehrgang des Lautierunterrichtes in Verbindung mit dem Schreiben nach geistbildenden Grundsätzen;* nebst einem Lautierwörterbuch und einer Anleitung zu den ersten Stimm- und Reihen-Uebungen. Bearbeitet von Professor *W. Stern*, Lehrer am evangelischen Schullehrerseminar zu Carlsruhe. 1832. XIX u. 32 S. 8. (12 gr.)

2) Ebendas.: *Freye Sprech- und Aufschreib-Uebungen*, als Vorbereitung zur Entwickelung des Redevermögens und der Aufsatzbildung. Bearbeitet von Prof. *W. Stern* u. s. w. 1832. XX und 96 S. 8. (10 gr.)

3) Ebendas.: *Begründung, Unterscheidung und Uebung der ersten und wesentlichen Sprachbegriffe*, als Vorschule zur deutschen Sprachformenlehre, bearbeitet von Prof. *W. Stern* u. s. w. 1832. XXIII u. 72 S. 8. (8 gr.)

Der Verfasser hatte schon vor vier Jahren gemeinschaftlich mit seinem sel. Freunde *Joseph Gersbach* einen *Lehrgang des deutschen Sprachunterrichtes* für Volksschulen herausgegeben, und lässt zum Gedeihen dieses Unterrichts-Zweiges jetzt die vorliegenden drey kleinen Lehrbücher erscheinen (s. Vorrede zu No. 2). Er hatte aus seinen Erfahrungen die Ansicht gewonnen, man müsse sich zwar an die Hauptlehrfächer unmittelbar halten, ihnen aber eine mehr auf die *Entwickelung des ganzen Menschen* berechnete Unterlage und Anlage geben. Diese Hauptlehrfächer sind: Sprachunterricht (wozu das Lautieren und der Lesunterricht gehört) in Verbindung mit dem Schreiben, Zeichenunterricht (wo es die Schulzeit erlaubt), mit der Formenlehre (dem Anfange der Raumlehre), Zahl-, Gesang-, Natur-Unterricht (wo es die Zeit erlaubt, Naturgeschichte, Naturlehre und Heimatskunde umfassend), sittlich-religiöse Bildung (erst später als selbstständiger Unterricht hervortretend, einstweilen durch erweckende und belehrende Gespräche, Erzählungen, Lieder und Gesänge vorbereitet). Durch seinen Sprachunterricht und *Lautierlehrgang* sollen die Schüler dahin gebracht werden, dass sie jedes vorgesprochene, ihnen bekannte deutsche Wort nach den gewöhnlichen Rechtschreibungsgrundsätzen aufzuschreiben, und auch schon die Wörter zum Theil nach den Wortgattungen oder Redetheilen, Hauptwörter,

Beywörter, Zeitwörter zu unterscheiden vermögen. Seine *Sprech- und Aufschreib-Uebungen* stützen sich auf die durch den *Lautierlehrgang* erworbenen Fertigkeiten, und schreiten bis zu strengeren Geistesbeschäftigungen fort. „Denn (sagt der Vf. in der Vorr. zu No. 3. S. VIII) unsere menschenfreundliche, *liebfühlende* Zeit hat irriger Weise geglaubt, dass der Sinn des neuen Bildungswesens nur darauf gerichtet sey, den Weg des gangbaren Unterrichtes zu ebnen, und leichter und gefälliger zu machen, gleichsam spielend und unbewusst, mit weniger Seufzern und Zähren und Schwielen, die Kindlein in die Vorhallen der Wissenschaften und Künste zu führen, und das Alles ohne grosse geistige Spannung und in sehr kurzer Zeit; so ist es aber nicht gemeint, und so leichtes Spieles wird die Wiedergeburt eines neuen Geschlechtes und das Wiedererwachen eines besseren Geistes nicht zu Stand gebracht.“ Diess sind ungefähr des Vfs. eigene Worte über Plan und Absicht dieser seiner Schriften. Wir wollen sie nur in der Kürze durchgehen; denn man weiss, was hier gewöhnlich zu behandeln ist. Sie sind alle mit Anweisungen für den Lehrer und zum praktischen Gebrauch für die Schüler eingerichtet. No. 1 enthält allgemeine Betrachtungen der Lautverhältnisse und eine Anweisung für den Lehrer über die Betreibung des Lautier- und ersten Schreib- und Lese-Unterrichts. Die Lautier- und Lese Uebungen sind im 6ten Abschnitte ertheilt. 1) Die 4 Hellklänge einzeln in Verbindung mit sämmtlichen Mitlautern; 2) die 4 Nebenklänge mit denselben; 3) die zwey paar Doppelklänge mit ihnen; 4) verschiedene Lautzeichen; 5) Wörter mit mehrfachem An- und Auslaut; 6) einfache, mehrsylbige und zusammengesetzte Wörter. Unter den vier *Hellklängen* werden die Vocale a, e, o, u verstanden, die *getrübten Klänge* (Nebenvocale) sind ä, i, ö und ü. *Dumpfklänge* heissen die Consonanten: m, l, n, r, w, ng; die übrigen werden als Flüsterlaute, Hauche und Verschlüsse bezeichnet. — Es ist auch hier zu bemerken, dass der Vf. jene Klänge den Lehrer nicht etwa bloss vorsprechen, sondern in langgehaltenen Tönen vorsingen, und die Schüler sie nachsingen lässt. Auf eine sinnreiche Art werden zugleich die Buchstabenzeichen gelehrt, und die Kinder in den Anfangsgründen des Schreibens unterwiesen; doch über die Zeitfolge der verschiedenen Uebungen erklärt sich der Vf. S. 8 dahin, es sey besser anfangs den Lautierunterricht allein zu betreiben.

Ohne in alles Einzelne einzugehen, können wir doch versichern, dass hier Vieles mit Sorgfalt zweckmässig geleistet ist, die Schuljugend mit den Bestandtheilen unserer Sprache und selbst mit den verschiedenen Wortbildungen, soviel der Elementarunterricht erlaubt, bekannt zu machen. Der *Anhang* (S. 84—98) enthält „Sprachvermögen- und stimm- und gehörbildende freye Sprechübungen, die dem Lautierunterrichte theils voraus, theils zur Seite gehen, nebst den ersten freyen Gehör- und Stimm-Uebungen, als Vorbereitung zum Gesangunterrichte.“ Auch hier, sowie in dem angehängten kleinen Lautierwörterbuch, ist viel Fleiss und Einsicht nicht zu verkennen.

Nicht minder planmässig und lehrreich ist No. 2 ausgearbeitet, wie sich schon aus der Angabe des Hauptinhalts vermuthen lässt. I. Geordnete Zusammenstellung der Namen der Dinge, II. ihrer Beschaffenheiten und Eigenschaften. III. Angabe von Thätigkeiten und Zuständen der Personen, Thiere, Pflanzen u. s. w. IV. Bestimmung des Orts, wo Etwas ist oder gethan wird; Bestimmung der Zeit, wann, und der Beschaffenheit (Art), wie Etwas geschieht. V. Angabe der Absicht und der Beweggründe, Etwas zu thun; der Bestimmung der Dinge, des Zweckes, der Mittel, Werkzeuge, Ursache und Wirkung. Unter diesen Fächern lernt der Schüler die verschiedenen Wörterclassen in einer Menge aus der Natur und dem Leben geschöpfter Beyspiele ohne Schwierigkeit kennen und anwenden.

Auf ähnliche Weise hat sich der Vf. in No. 3 die Begründung, Unterscheidung und Uebung der wichtigsten Sprachbegriffe, wie sie in besonderen Formen ausgeprägt sind, zum Gegenstande gemacht. So lernen die Schüler an den mannichfaltigsten Beyspielen die Gesetze und Eigenthümlichkeiten der Sprache in Absicht auf das Geschlecht, die Zahl, die Abhängigkeitsverhältnisse und Beziehungen der Dinge, und auf alle bekannten Theile der Grammatik kennen, indem sie überall dabey selbst in Aufmerksamkeit gesetzt und in Uebung erhalten werden.

Nachdem wir so das Verdienst des Vfs. mit Beyfall anerkannt haben, bleibt uns nur über einige Eigenheiten desselben in seiner Art, zu schreiben und sich auszudrücken, eine kleine Erinnerung übrig. Er gebraucht, vielleicht ohne Noth, manche neue oder seltsame Ausdrücke, z. B. *Unursprüngliches*, *Tiefgesetzliches*, das *Inhaltliche* (sagte nicht der *Inhalt* dasselbe?), *geistfreundlich*, *bildungsfreundlich*, *sonderthümlich* (für *sonderbar?*), *Wirkstand*, *Leidstand*, *Beschulung*, *Lautverhalt*, *Benamsung*, *rechtfertigbare Weiterschreitungen*. Der Vf. trennt auch wider die Gewohnheit gern die Präpositionen oder andere Partikeln von ihren Verben, so wie er gleichfalls ohne Noth *der selbe* und dgl. schreibt (dann müsste man folgerecht auch *jeder mann*, *der jenige* und dgl. schreiben). Er schreibt also: *an zu geben*, *aus zu drücken*, *dar zu stellen*, *aus zu heben* u. s. f., ohne sich doch darin ganz gleich zu bleiben; denn man findet: *ausführen*, *aufgefodert*, *aussprechen*, *abgewinnen*. Jene Trennung aber ist der Aussprache, und bisweilen selbst dem Sinne zuwider. Wir sind gewohnt und geneigt, die so getrennte Präposition oder Partikel zum Vorhergehenden zu ziehen, z. B. *von diesem Puncte aus* gehen, von einem anderen *aus* fahren; diess ist etwas Anderes, als von diesem Puncte *ausgehen; Alles zusammen* nehmen — ist etwas Anderes, als: Alles *zusammennehmen*, *ausfahren* vom Seitenwege. Auch liegt der Ton auf der zum Verbum gehörenden Präposition; sie wird aber kürzer gesprochen, wenn sie sich auf das Vorhergehende oder doch nicht unmittelbar auf das Verbum bezieht; z. B. wie er nun da *steht*, anstatt sich zu *setzen!* anders: seht, wie stolz er *da*steht! Unnöthigerweise treffen

wir auch hier, wie seit Kurzem oft, das Elisionszeichen an, z. B. *in's*, *auf's*, *an's*; und doch schreibt man nirgends *vo'm*, *i'm*, *a'm*, *zu'm*. — „Im *benöthigten* Fall" ist kein guter Ausdruck; besser: *im Nothfall*, oder *nöthigenfalls*. — Druck und Papier sind vorzüglich. C. F. M.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Coburg u. Leipzig, b. Sinner: *Katechismus der Sittenlehre*, von Dr. *Johann Georg Schlosser*, vormal. Bad. Geh. Rathe. Vornehmlich für den Bürger und Landmann. Die *vierte verbess. Ausgabe* mit einer *Haustafel für das christl. Landvolk*, und *einem Anhange zur Kindererziehung* von Dr. *Johann Heinr. Mart. Ernesti*. 1831. 274 S. 8. (16 gr.)

Die Erscheinung des *Schlosserschen Katechismus*, welche schon im J. 1771 erfolgt ist, liegt hinsichtlich einer kritischen Anzeige weit über das Zeitgebiet unserer Blätter hinaus, und ist überdiess einer grossen Anzahl von Volkslehrern schon begegnet. Nur den jüngeren unserer Leser möchten wir zurufen, dass sie ja nicht versäumen sollten, dieses Büchlein in ihre Büchersammlung einzureihen, und noch weniger, es den Schulanstalten ihres Ortes zu empfehlen. Man kann dasselbe mit Recht eine Goldgrube nennen, und noch dazu fügen, sie gebe gleich gediegenes Gold, ohne Schlacken. So weit es aus *Sch's*. Feder ist, wird man mit äusserst seltenen Ausnahmen an einen gewissen bestimmten Zeitraum erinnert werden; es ist für *alle* Zeiten, und also auch für die unserige. Wir zeichnen als den schlagendsten Beweis zu dieser letzten Behauptung nur eine einzige Stelle aus, welche in dieser 4ten Ausgabe S. 17 steht: „Alles, was den Menschen in seinen (sittlichen und gesellschaftlichen) Verhältnissen schadet, darf nie von einer wahren Politik unterstützt werden. Nie darf die gesetzgebende Gewalt Ueppigkeit, Gewaltthätigkeit, Treulosigkeit, Unkeuschheit, Gleichgültigkeit in der Religion begünstigen. Die schädlichen Folgen, die diese Laster auf denjenigen haben, der sich ihnen zum Sclaven gemacht hat, fliessen immer auf den Staat wieder zurück."

Wir haben es jedoch hier bloss mit den Zusätzen zu thun, welche dieser neuen Ausgabe beygegeben, und zum Theil schon auf dem Titel bezeichnet worden sind. Der *Anhang zur Kindererziehung* S. 247 ff. ist nicht, wie man nach der Stellung dieser Worte auf dem Titel erwarten sollte, von dem Herausgeber gearbeitet, sondern lediglich aus *Hufelands gutem Rath an Mütter* u. s. w. ausgeschrieben, und enthält deshalb nicht mehr, als einige der nothwendigsten Regeln zur physischen Erziehung in dem ersten Lebensjahre der Kinder. Wir wurden ungewiss, ob die Haustafel S. 171 ff. nicht auch ein solches crispinisches Kunststückchen seyn möchte. Aber wir fanden gleich im Anfange derselben solche Stellen, welche uns aller Zweifel enthoben. Man höre selbst: „Glaubet nicht," redet der Verfertiger der H. T. *die lieben Landleute* an, „glaubet nicht, wie zuweilen verlautet, dass ihr von den Vornehmen und Grossen verachtet werdet. Zu jeder Zeit hat der Weise euere Verdienste" u. s. f. Es sind wohl von keinem anderen Lehrer der Moral ausser Hn. *E.* die Benennungen: *Vornehme*, *Grosse* (d. i. Minister und Fürsten) und *Weise* als Synonyma gebraucht worden. Auch war uns bey der Durchlesung der Haustafel zu Muthe, als wenn wir aus dem Sommer auf einmal in den Winter versetzt würden. In dem Katechismus herrscht Geist; hier das Triviale nebst Kalendergeschichtchen u. s. f. Χμρ.

Berlin, b. Amelang: *Vollständigstes Küchen-Zettelbuch auf alle Tage des Jahres für Mittag und Abend* (,) mit Berücksichtigung der Jahreszeiten. Herausgegeben von *Sophie Wilhelmine Scheibler*, geb. *Koblank*, Verfasserin des allgemeinen deutschen Kochbuchs u. s. w. 1832. 397 S. 8. (12 gr.)

Die Vfin., mit der Herausgeberin eine Person, meint in einer ganz kurzen, der Kehrseite des Titels aufgedruckten Vorerinnerung, dass zwar eine Hausfrau oft viele Vorräthe haben könne, aber doch manchmal in Verlegenheit seyn werde über die aus denselben zu bereitenden Speisen. Um solchen Verlegenen zu helfen, dürfte ein Büchlein wie vorliegendes, wenn auch keine unentbehrliche, doch eine sehr willkommene Erscheinung seyn. Schliesslich wird dabey bemerkt, dass die Vorschriften zur Bereitung der hier *nur genannten* Speisen sich in der Vfin. Kochbuch befinden. Sonach ist diess Werkchen gleichsam nur ein dritter Theil, ein Anhang zu diesem, ein nach Jahreszeiten oder vielmehr Monaten und Tagen eingetheiltes Register. Dieses scheint uns denn ziemlich vollständig; die Tafel ist hier reichlich und auch ziemlich abwechselnd besetzt. Denn dass nicht noch mehr Abwechselung hineinzubringen gewesen wäre, wird uns die Vfin. nicht ableugnen. Bekanntlich werden in anständigen Küchen Saucischen immer frisch gemacht, verderben also wohl nicht; hier erscheinen dieselben aber ziemlich oft, am 1sten, 2ten, 3ten Sonntag im Januar, auch folgen zwey Tage hinter einander Assietten mit Spikgans; es erscheinen Hering und Sardellen an Einer Mahlzeit u. s. w. Und obgleich die Vfin. sorgfältig die Wochentage bezeichnet hat, so giebt sie doch Sonntags nicht mehr, als in der Woche. Gut ist es aber in dieser Beziehung, dass wir eben im Jahr 1832 ein Schaltjahr haben, denn sonst würde hier, — da die Woche mit Sonntag den 1sten Januar anfängt, ein anderes Mal eine Lücke entstehen; so rückt aber der Kalender von selbst fort, wenn auch die Wochentage nicht mehr passen. Zu tadeln ist, dass, da doch einmal auf das Kochbuch verwiesen wird, die Vfin. sich nicht die Mühe nahm, bey jedem Gerichte die Seitenzahl jenes Hauptwerkes beyzusetzen; jetzt nimmt das doppelte Nachschlagen viel Zeit weg. Doch lässt der Druck so viel Raum, dass man diese Lücke selbst füllen kann.

Druck und Papier sind sehr gut. — o —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1832.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Lemgo, in der Meyerschen Hof-Buchhandlung: *Die Mineralquellen und Schwefelschlammbäder zu Meinberg*, nebst Beyträgen zur Kenntniss der Vegetation und der klimatischen und mineralogisch-geognostischen Beschaffenheit des Fürstenthums Lippe-Detmold, von *Rudolf Brandes*, der Medicin u. s. w. Doctor, Hofrath und Medicinalrath u. s. w. 1832. 452 S. kl. 8.

Dieses Werk ist eines der ausgezeichnetesten seiner Art und der Aufmerksamkeit nicht allein der Aerzte und derjenigen wissenschaftlich gebildeten Personen, welche sich der Heilquellen zu Meinberg bedienen wollen, sondern jedes Naturforschers und Geschichtfreundes in hohem Grade würdig. Es enthält nämlich, ausser allgemeinen Bemerkungen über das Lippische Land, — jenes glückliche deutsche Fürstenthum, in welchem man nichts von demagogischen Umtrieben und Unzufriedenheit, aber auch nichts von Willkühr und drückenden Abgaben weiss, in welchem (fast unglaublich) Accise, Stempel- und ähnliche Steuern unbekannt sind, — genaue, auf die sorgfältigsten Beobachtungen gegründete Nachrichten über die klimatische Beschaffenheit dieser interessanten Gegend Westphalens, also über deren Temperatur, den Druck und die Elasticität der Luft, die Beschaffenheit der Witterung, die Winde und Gewitter (*Cap.* 1 u. 2), sodann, und dieses mit erschöpfender Gründlichkeit, eine ausführliche Darstellung der mineralogisch-geognostischen Verhältnisse des Landes und der Umgegend. (*Cap.* 3.) Dieser Theil des Werkes lässt, nach dem jetzigen Standpuncte der Wissenschaft, in der That nichts zu wünschen übrig, es müsste denn vielleicht seyn, dass Manchem wohl angenehm gewesen wäre, eine noch genauere Aufzählung und Beschreibung der mannichfachen Versteinerungen und Reste der Vorwelt, welche die Lippischen Gebirge darbieten, in *einer* systematischen Zusammenstellung, und Mittheilungen über den (jetzt wohl eingestellten) Oerlinghauser Kohlen-Bergbau zu finden.

Das *vierte Capitel* enthält ein Verzeichniss der im Fürstenthum Lippe wildwachsenden und allgemein angebaut werdenden Pflanzen, welches von dem Schullehrer Hn. *Echterling* zu Augustdorf im Lippischen abgefasst worden.

Das *fünfte Capitel* beschäftigt sich mit der Geschichte Meinbergs. Das Dorf dieses Namens kommt zuerst im Jahre 1344 in Urkunden vor; die Gegend gehörte einst zu dem *Pago Huuetigo* (*Weltego*), wo Carl der Grosse 784 Weihnachten hielt. — Andreas Cunäus, Lippischer Leibarzt, empfahl schon 1676 den Gebrauch des Meinberger Brunnens. Von dieser Zeit an stieg immer mehr sein Ruhm, und so wurde Graf *Simon August* bewogen, mit den gegenwärtig sehr vervollkommneten Brunnenanlagen im Jahre 1767 den Anfang zu machen. Dem bekannten Landphysicus Dr. *Trampel* wurde die Aufsicht über das Ganze ertheilt, und dankbar muss anerkannt werden, dass er sich um die Begründung der Meinberger Mineral-Quellen sehr wesentliche Verdienste erworben hat. — Der entdeckte Wasserschatz bestand damals aus sechs Quellen, von denen drey zum Trinken und drey zum Baden eingerichtet werden sollten. Trampel fand, dass das Bassin des Trinkbrunnens keine eigentliche Quelle enthalte. Durch Nachgrabungen gelang es, die wahre Quelle aufzufinden. Bald begann nun der grosse Flor der Anstalt; die ausgezeichnetesten Kuren hatten Statt, so dass *Zückert* den Ausspruch that (der noch jetzt auf das vollgültigste sich bewährt), dass das Meinberger Mineral-Wasser zu den kräftigsten und wirksamsten in ganz Deutschland gehöre. In chemischer Hinsicht kannte man, nach dem damaligen Standpuncte der Chemie, das Wasser wenig. Erst die Untersuchungen *Westrumbs* verbreiteten (1784) Licht hierüber. Unter der Regierung des Fürsten *Leopold* blühete Meinberg vorzüglich. Logierhäuser wurden erbauet, schöne Anlagen begründet. Die unsterbliche Fürstin *Pauline* wirkte, nach des Fürsten Tode, auf das thätigste, und der verdiente Hofrath Dr. *Scherf* liess es an keiner Sorgfalt fehlen, die schöne und wohlthätige Anstalt immer höher zu heben. — Die ausserordentliche Zunahme der Frequenz führte nun dahin, dass man, um die Wassermenge zu vermehren, Bohrversuche anstellte. — Die im Anfange zweifelhaften, ja anscheinend nachtheiligen Erfolge dieser Unternehmungen sind im Werke ausführlich dargestellt. Rec. muss darauf verweisen, und bemerkt nur, dass die Entstehung des *Neuen Brunnens* das Resultat der Bohrversuche ist, und dass eben dieser jetzt als der kräftigste Quell Meinbergs erscheint. Einen neuen Abschnitt in der Geschichte Meinbergs eröffnet die Anlage der *Schwefel-Schlammbäder.*

Das *sechste Capitel* beschreibt die Lage Meinbergs, den Brunnenplatz, seine Gebäude und Anlagen. Hier kann Rec. aus eigener Ansicht und Erfahrung bezeugen, dass es wohl wenige Badeorte in Deutschland geben mag, wo alles so vollkommen befriedigend ist, als zu Meinberg.

Siebentes Capitel, die Umgebungen Meinbergs. Es wird hinlänglich seyn, zu bemerken, dass Meinberg unweit dem Teutoburger Walde, den Externsteinen, der Grotenburg (Teutoburg), dem Wienfelde und mit einem Worte in der Gegend liegt, von welcher *Ferd. von Fürstenberg* in den *Monumentis Paterbornensibus* sagt:

En ubi Romanae cladis monumenta supersunt,
Varus et Arminio stratus ab hoste jacet,
Et campo in medio notum victoria nomen
Servat, adhuc nostris inclyta temporibus.

Was wollen die Umgebungen anderer Bäder gegen Umgebungen dieser Art sagen! Hier ist der wahrhaft classische Boden Germaniens, woselbst vor fast zweytausend Jahren seine Selbstständigkeit begründet wurde.

Auspiciis rapuit pubes Germana secundis
Imperii geminas, nobile pignus aves.

Und, als wenn dieser Boden vom Schicksale ganz besonders ausgezeichnet sey, nirgend lebt deutsche Freyheit noch jetzt mehr als in diesen Gegenden, und zwar unter Fürsten, deren Vorfahren höchst wahrscheinlich schon damals hier Grundeigenthümer grosser Besitzungen waren, und die also so recht eigentlich dem biederen Volke angestammt sind. Mögen diesem doch stets die Stürme und Umtriebe der neuen Zeit fremd bleiben!

Achtes Capitel. Chemische Untersuchungen der Meinberger Heilschätze. Auf das Genaueste und Ausführlichste berichtet hier der Vf. das Verfahren, welches er bey den chemischen Analysen der Wasser der verschiedenen Quellen beobachtet hat. Es würde zu weit führen, von allem diesem ausführlich Bericht zu erstatten; Rec. muss also auf das Werk selbst um so mehr verweisen, da Gelehrte vom Fach, welche Meinberg ganz kennen lernen wollen, hier dieses nicht entbehren können. Nur folgende Resultate mögen hier stehen. *Der Neubrunnen*, wie schon bemerkt, ist jetzt die Haupt-Quelle, und enthält an *gasförmigen Bestandtheilen* in 100 Kubik-Zollen:

	Kubikzolle.
Kohlensaures Gas	90,00.
Stickgas	109.
Sauerstoffgas	016.
	91,25.

An festen Bestandtheilen:

	wasserleer: Gran.	wasserhaltig: Gran.
Chlormagnium	0,6943	1,3692.
Jodmagnium	Spuren.	Spuren.
Schwefelsaure Bittererde	1,6916	3,3962.
Schwefelsaures Natron	1,6435	3,6999.
Schwefelsaures Kali	0,0181	0,0181.
Schwefelsaures Lithion	Spuren.	Spuren.
Schwefelnatrium	0,0159	0,0159.
Kohlensaures Eisenoxidul	0,1461	0,1461.
Kohlensaures Maganoxidul	0,0040	0,0040.
Phosphorsauren Kalk	0,0060	0,0060.
Basische phosphors. Alaunerde	0,0010	0,0010.
Kohlensauren Kalk	3,5745	3,5745.
Kohlensaure Bittererde	0,1500.	0,2549.
Schwefelsauren Kalk	2,3989.	3,0289.
Schwefelsauren Strontian	0,0100.	0,0100.
Schwefelsauren Baryt	Spuren.	Spuren.
Kieselerde	0,2200.	0,2200.
Alaunerdensilicat	Spuren.	Spuren.
Organische extractive Materie	0,2000.	0,2000.
Azotisirte Materie	Spuren.	Spuren.
Erdharz	Spuren.	Spuren.
	10,7829.	15,9447.

Hinsichtlich der ausserordentlich starken *kohlensauren Gasausströmungen* zu Meinberg, der Analyse der Wasser der Schwefelquelle, des Schwefelschlamms, der muriatischen Quelle zu Schieder und des Säuerlings am Bellerberge, muss Rec., um die ihm gesetzten Grenzen nicht zu überschreiten, auf das Werk selbst verweisen. Nicht sehr zu verwundern ist es, dass durch die Verbindung einer solchen Masse von Heilschätzen ganz ausgezeichnete Heilwirkungen hervorgebracht werden, von denen das *neunte Capitel* Bericht erstattet. Zwey hier mitgetheilte Abhandlungen rühren von den Hnn. Medicinal-Rath D. *Focke* zu Lemgo und Physicus Dr. *Kemper* zu Horn her. In Beziehung auf Gicht, Lähmung und unterdrückte Menstruation bewirkten die Meinberger Quellen Kuren, die den auffallendsten und merkwürdigsten dieser Art an die Seite gesetzt werden können.

Im *zehnten Capitel* theilt der Vf. seine Vermuthungen über die Entstehung der Mineral-Quellen, sowohl im Allgemeinen als insbesondere der Meinbergischen, mit, begründet auf den jetzigen wissenschaftlichen Standpunct der Chemie und Geognosie. „Das Resultat unserer Untersuchungen (sagt er schliesslich) hat uns zu der Ansicht geführt, dass auch für unsere Mineralquellen die Wirksamkeit plutonischer Kräfte in Betracht zu ziehen sey. Sey es von einem gemeinschaftlichen Ursprunge oder von mehreren einzelnen Gegenden: es dringt das kohlensaure Gas durch die Spalten der einzelnen Formationen, hie und da weniger, an vielen Orten aber mit einer erstaunungswürdigen Mächtigkeit vor, vorzüglich in den älteren Formationen aus dem bunten Sandstein und dem Muschelkalk. In einem hohen Grade treffen wir sie bey Meinberg in der Keuperformation wieder, aber wahrscheinlich nicht in dieser, sondern ebenfalls in einer älteren Formation entstanden. — Die Wasser dringen in die Tiefen, beladen sich mit der ihnen entgegentretenden Kohlensäure. Das mit der Kohlensäure imprägnirte Wasser wirkt auf die Gebirgslager und löst auf, was ihm an auflöslichen Substanzen in den Weg kommt, mit Veränderung, Zersetzung und Verbindung der aufgenommenen Bestandtheile, und so als Mineralwasser zu Tage kommend. Betrachten wir nun die Bestandtheile der verschiedenen Quellen, welche im Laufe unserer Untersuchungen vorkamen, so werden sie von selbst uns die Ueberzeugung gewähren, dass der Charakter der Formationen,

denen ſie entſtammen, auch in ihrer Miſchung ſich wiederfindet. — In den älteren und tieferen Formationen ſehen wir die reicheren kohlenſauren Eiſenwäſſer von Pyrmont und Driburg, die muriatiſche Quelle von Schieder, in den jüngeren die an Natronſalzen ſchwächeren Quellen von Meinberg. Alle dieſe an Kohlenſäure reichen Waſſer dürften als Producte plutoniſcher und hydrochemiſcher Proceſſe erſcheinen. Die Säuerlinge am Bellenberge treffen wir, wie bey Pyrmont, an den höher liegenden Orten. Als ein Product faſt rein hydrochemiſcher Proceſſe dürften aber die gypsreichen Waſſer der Quelle im Stern, ſowie das im Stollen, die einen kaum merklichen Gehalt von Kohlenſäure führen, das Waſſer der Schwefelquelle und des Schwefelſchlamms erſcheinen. — Möge es einer ſpäteren Zeit gelingen, das, was uns noch dunkel blieb, zu entſchleiern, und über denjenigen Theil unſerer Forſchungen, worüber wir nur Anſichten und Vermuthungen aufſtellen konnten, das helle Licht der Wahrheit zu verbreiten!"

Rec. geſteht, daſs, ſo ſcharfſinnig alles dieſes erſcheint, er doch in einem eigenthümlichen, ſeiner Natur nach gewiſs nie zu ergründenden Lebensproceſs des Planeten die Entſtehung der Mineral-Quellen eben ſo begründet glaubt, wie dieſer ehemals aus ſeinem Schooſse die Geſchlechter der Thiere hervorgehen lieſs, und ſelbſt noch jetzt minder vollkommene Thiere und Pflanzen ohne Zeugung und Samen in das Leben ruft. Wenn der Planet noch zu unſerer Zeit unterirdiſche Gewitter hervorbrachte, die ihre Wirkungen in Grönland, Liſſabon und Kleinaſien zu gleicher Stunde zeigten, wer mag dann zweifeln, daſs ein Lebensproceſs in dem Ganzen walte, der eben ſo gut Eiſen, Kalk und Schwefel in einem Quell, als in dem Ey eines Huhnes, oder phosphorſauren Kalk, Kupfer und Eiſen in den Gebeinen eines Menſchen erzeugen kann?

F. K. v. St.

RÖMISCHE LITERATUR.

KOPENHAGEN: *Jo. Nic. Madvigii*, Prof. Lit. Lat. Ext., *disputatio de aliquot lacunis codicum Lucretii.* 1832. 20 S. 4.

Von *Wakefields* Ausgabe des Lucretius hat *Eichſtädt* in ſeiner Ausgabe des Dichters das Urtheil gefällt, es wäre durch ſelbige bewirkt worden, *ut nunc demum, quem librariorum ſtupor atque editorum audacia nobis pene eripuiſſent, Lucretium in Lucretio agnoſceremus.* Wider dieſes Urtheil erhebt ſich Prof. *Madvig* in vorliegender Gelegenheitsſchrift, behauptend, daſs *Wakefield*, als Herausgeber des Lucretius, den beiden Herausgebern deſſelben, *Lambin* und *Creech*, ſowohl in kritiſcher als auch in hermeneutiſcher Rückſicht, weit nachſtehe. Um dieſs zu beweiſen, hebt er inſonderheit zwey Stellen aus, wo der Herausgeber gefaſelt habe, weil er der groſsen Lücken, die darin ſeyn ſollen, nicht inne geworden ſey.

Die eine Stelle iſt I, 1011: *Aut etiam, alterutrum niſi terminet alterum eorum, Simplice natura ut pateat tamen immoderatum: Nec mare, nec tellus etc. Wakefield*, der Wiederherſteller des Diſtichons, erklärt es folgendermaſsen: *Hoc ſi neges, nec natura hoc modo, finibus ſcilicet alternis vacui ac corporis, ita ſimpliciter res omnes terminet, neque hac conditione terminet, ut vacui vel corporis perpetua ſit extenſio, et ſpatium undique ſine limite alius cujuslibet generis propagetur; hoc, inquam, nî fiat, nec mare, nec tellus etc.* Demnach ſetzt Lucrez das Gegentheil deſſen, was er kurz zuvor behauptete: *corpus inani, Et quod inane autem eſt, finiri corpore cogit (natura), Ut ſic alternis infinita omnia reddat.* Man ſollte glauben, daſs die Herſtellung des *ut* die Stelle aus dem Verdachte der Verſtümmelung gebracht hätte. Nichts weniger. Hr. *M.* erneuert den Verdacht, und erlaubt ſich zu ſagen: *Ex hoc exemplo intelligi poteſt, qualis ſit illa reſtitutio integritatis Lucretii carminis, ad quam nec cognitionem rerum a Lucretio tractatarum nec curam ſententiae nec verborum ipſorum diligentem et ſubtilem interpretationem valde pertinere Wakefieldius putaſſe videtur.* Dieſe harten Vorwürfe hat ſich der britiſche Ariſtarch beſonders durch ſeine Umſchreibung der Wörter, *ſimplice natura*, zugezogen. Sein Tadler meint, er habe nicht geſehen, *omiſſa eſſe (in textu Lucretii) ea, quae pertinent ad inane finitum corpore infinito terminatum*, und ſtimmt inſofern mit *Meinecke* überein, welcher ſich die lateiniſchen Verſe ſo erklärt: *niſi alterutrum — alterum eorum*, wenn nicht Körper und Leeres wechſelweis Körper und Leeres begrenzte, *et — pateat immoderatum, h. e.* τὸ πᾶν, *ſimplice natura, h. e. ſimplex, nullo interveniente corpore, pateat, ſ. ſit.* Allein *Meinecke* tappte im Finſtern, da er ſich mit einem verdorbenen Texte behelfen muſste. Wir befinden uns im Lichte. *Wakefield* hat es angezündet. Wer ſeine Verbeſſerung nach Verdienſt zu würdigen verſteht, dem wird es nie einfallen, die Wörter, *ſimplice natura*, anderswohin zu deuten, als auf diejenige Einfachheit, welche zum Weſen der Atomen gehört. Denn ſo beſchreibt ſie Lucrez ſelbſt I, 603: *Sunt igitur ſolida primordia ſimplicitate; Quae minimis ſtipata cohaerent partibus arcte. Non ex ullorum conventu conciliata, Sed magis aeterna pollentia ſimplicitate: Unde neque avelli quidquam, neque deminui jam Concedit natura reſervans ſemina rebus.*

Die andere Stelle iſt II, 164: *Nam neque conſilio debent tardata morari, Nec perſectari primordia ſingula quaeque, Ut videant, qua quidque geratur cum ratione.* Hiebey läſst ſich Hr. *M.* alſo vernehmen: *Haec cauſarum (quamobrem atomi citius ferantur quam ſolis lumina) mentio quam eſt abſurda! Non tardantur conſilio. Quis id aut in atomis ſuſpicatus eſt aut ſuſpicari potuit aut in ulla re ſimili, cujus cum celeritate illarum curſus compararetur? an ſolis radii conſilio tardabantur? Deinde non coguntur perſectari primordia ſingula quaeque, id eſt, ſemetipſas* (er wollte ſagen *ſemetipſa*), *ut videant, qua ratione res gerantur. Quae eſt tandem haec inſania, ideo atomos celerius*

ferri dicere, quod id non faciant, quod non magis aut solis lumina aut ulla alia res faciat, et quod vix ridendi causa cuiquam aut Epicureo aut alii in mentem venire possit ut atomis tribuat curam videndi, quid mundo fiat. Haec si quis attendit, tam sunt absurda, ut vix in tali causa mentione dignum esse videatur, ea, quae sequuntur, perinepte (er wollte sagen *ineptissime*) *subjici etc.* Hieraus zieht er den Schluss, dass die Stelle lückenhaft sey, und dass ein *nescio quis*, um die Lücke zu büssen, den elenden Vers (*misellum illum versum*) geschmiedet habe: *Nam neque consilio debent tardata morari.* Aber was Hr. *M.* abgeschmackt und albern nennt, das ist eben gescheit, und zeugt von des alten Verfassers feinem Geschmacke. „Kein Plan," sagt Lucrez, „verweilt den Lauf der Atomen," wie den der Sonne in den Sommermonaten. Manilius II, 201: *Nec mirere moras, cum sol adversa per astra Aestivum tardis attollat mensibus annum.* Ueberdiess ist der Sonnenlauf langsamer als der Mondenlauf. Den Grund zu dieser Erscheinung giebt Lucrez V, 617. Ferner sagt er von den Atomen: „Auch erforschen sie nicht erst einzelne Oerter zur Einsicht dessen, was da geschieht, und seiner Ursache und Wirkung." Das thut hingegen die Sonne, als welche allsehend ist. *Homer. Od.* Λ, 108: Ἠελίου, ὃς πάντ' ἐφορᾷ καὶ πάντ' ἐπακούει. *Virgil. Aen. IV*, 607: *Sol, qui terrarum flammis opera omnia lustras.* Wem nur diese zwey Stellen erinnerlich sind (denn es giebt hundert ähnliche), der kann unmöglich hier die rechte Verbindung zwischen dem Vorhergehenden und dem Folgenden vermissen. Wie schön ist der Uebergang von der Sonne, als dem Weltauge, zu der göttlichen Vorsicht, welche Lucrez gleich darauf bestreitet!

Eben so gut, wie bey den vorerwähnten Stellen, hat *Wakefield* den Text behandelt bey III, 830: *Quod si forte ideo magis immortalis habenda est* (*anima*), *Quod vitalibus ab rebus munita tenetur etc. Lambin* verwandelte eigenmächtig *vitalibus* in *letalibus*. Hr. *M.* zieht das letzte vor; erstes dünkt ihm unlateinisch. Es wird aber *vitalibus ab rebus munita* gesagt, wie bey Cicero *ab omni re paratus, a doctrina instructus, ab equitatu firmus*, und was dergleichen mehr ist. Man sehe desswegen *Voss. de Construct.* c. 47, *Sanct. Minerv. III*, 4. *IV*, 6. p. 684 und daselbst *Perizon.*, *Korte* zu *Sallust. Jug.* c. 48, u. A.

Aber *Wakefields* Kritik soll nicht allein den schwierigen Stellen keine Hülfe geleistet, sondern auch die heilen und leichten Stellen verhunzt haben. Zum Beweise führt Hr. *M.* an II, 286: *Quare in seminibus quoque idem fateare necesse est, Esse aliam praeter plagas et pondera causam Motibus, unde haec est ollis innata potestas etc.* Statt *ollis* lesen Andere *nobis*. Hr. *M.* nimmt dieses in Schutz, und sucht jenes zu verrufen mittelst der possierlichen Deutung: *habere atomos debere liberam potestatem se movendi, ex qua illis ea potestas orta sit.* Allein er verfehlt das Ziel. Denn es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen der Fähigkeit, sich zu bewegen, und der Bewegung selbst. Daher hat *Forbiger*, der dem *Wakefield* folgt, eben so wenig Ursache, sich seines Führers zu schämen, als *Eichstädt* Ursache hat, sein oben angeführtes Urtheil zurückzunehmen, welches, von allen Humanisten anerkannt, kein *Bentley*, geschweige denn ein solcher Widersacher, umstossen kann.

T. Baden.

Dresden (b. Arnold): *Virgils Aeneis.* Taschenbuch. Uebersetzer: *C. F. Rosenzweig*, königl. sächs. Legationsrath. 1832. 318 S. kl. 8. (1 Thlr.)

Beym ersten Aufschlagen dieses Buches fiel uns zufälliger Weise folgende Stelle (S. 309) in die Augen:

> Sprach's; und jählings sprang er vom Wagen herab auf das Feld: er
> Stürzt durch des Feindes Geschosse; verläfst die trauernde Schwester,
> Und durchbricht in schnellem Laufe die Mitte der Heere.
> Wie von des Berges Gipfel, losgerissen durch Windstoss,
> Abgespühlt durch Regengüsse, oder vom Alter
> Untergraben, ein Felsen unaufgehalten hinfällt, sich
> Wälzt in unbändigen Sätzen; Wälder und Heerden und Menschen
> Reisst er mit sich hinab: so stürzt durch entweichende Schaaren
> Turnus den Mauern der Stadt zu, wo im vergossenen Blut der
> Boden schwimmt, die Lüfte zischen vom Flug' der Geschosse:
> Mit der Hand bedeutend hub er laut an zu reden:
> „Lasst ab, Rutuler; Lateiner, thut Einhalt den Geschossen:
> Mich geht an der Ausschlag: billiger ist's, dass für alle
> Ich allein dem Gelübde genugthu', dass mein Schwert entscheide."
> Aus einander wichen alle, und räumten den Kampfsplatz.

Da die Stelle in der Form von Versen abgesetzt ist, so fragten wir uns, welches Versmass der Uebersetzer gewählt, oder ob er vielleicht nur rhythmische Prosa habe geben wollen. Wir blickten nach einer Vorrede; aber es fand sich keine. Wir fingen jetzt unsere Lectüre von Vorn an. Der erste Vers:

> Den Mann will ich besingen, die Waffenthaten des Helden,

schien einen verunglückten Jambus zu verrathen. Bey weiterem Lesen ergab sich nun freylich, dass Hr. *v. R.* wirklich eine Uebersetzung im Versmasse des Originals beabsichtigt habe. Aber welche Hexameter! und jetzt noch, nach so trefflichen Vorgängern! Wem soll mit dieser Uebersetzung gedient seyn? Der Beysatz auf dem Titel: *Taschenbuch*, und das geschmackvolle Aeussere kann nicht zur Empfehlung hinreichen. Wir achten den Fleiss des Hn. *v. Rosenzweig* und seine Beschäftigung mit den alten Dichtern; aber nützliche Privatstudien sollten doch nicht sofort ins Publicum kommen.

L. M.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

September 1832.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Neuer Verlag von *C. W. Leske* in Darmstadt und Leipzig, welcher durch alle Buchhandlungen zu haben ist:

Beck, F. K. H. (grosh. hess. Ober-Forstrath), das hessische Staatsrecht. 1s Buch 2s Heft. Urkundensammlung. gr. 8. geh. 1 Thlr. 18 gr. od. 3 fl. (wird fortgesetzt.)

Beyträge zur Lehre von Geisteskrankheiten, herausgegeben von Dr. *Fr. Amelung* und Dr. *Fr. Bird.* 1r Band. 8. geh. 1 Thlr. 14 gr. od. 2 fl. 42 kr.

Beobachter, der, in Hessen bey Rhein. Jahrgang 1832, in wöchentlicher Lieferung. 1s und 2s Quartal. April bis Octob. Folio. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Bischoff, Dr. *L. W. T.*, Nervi accessorii Willisii anatomia et physiologia. Accedunt Tabulae 6 lithographicae. gr. 4. 1 Thlr. 18 gr. od. 3 fl.

Bopp, P., Mittheilungen aus den Materialien der Gesetzgebung und Rechtspflege des Grossherzogthums Hessen in einzelnen Ausarbeitungen und mit besonderer Beachtung merkwürdiger Rechtsfälle. 6s und letztes Bändchen. 8. 1 Thlr. 3 gr. od. 2 fl.

Creuzer, Friedr., (grosh. bad. Geh. Rath u. Prof.) ein alt-Athenisches Gefäss mit Malerey und Inschrift, bekannt gemacht und erklärt, nebst Bemerkungen über diese Vasengattung. Mit 1 colorirten Kupferstich und 2 Vignetten, ebenfalls unedirte Gefäse darstellend. gr. 8. geh. 20 gr. od. 1 fl. 30 kr.

Geist aus Luthers Schriften, od. Concordanz der Ansichten und Urtheile des grosen Reformators über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens, der Wissenschaft und des Lebens. Herausgegeben von *F. W. Lommler, H. F. Lucius, J. Rust, L. Sackreuter* und *Ernst Zimmermann.* IV. 2 Abth. gr. 8. Subscriptionspreis gewöhnl. Ausg. 18 gr. od. 1 fl. 30 kr. in der Ausgabe auf Velinpapier 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 15 kr.
(Dieser Subscriptionspreis besteht noch auf unbestimmte Zeit fort. Das ganze Werk kostet auf Druckpap. 6 Thlr. od. 10 fl. 30 kr., auf Velinpap. 10 Thlr. 8 gr. od. 18 fl.)

Geschichte, allgemeine, der Kriege der Franzosen und ihrer Alliirten. Vom Anfange der Revolution bis zu Napoleons Ende, für Leser aller Stände. Aus dem Französ. Mit Schlachtplanen. 25s Bändchen. 16. Subscr. Preis für die Abnehmer des ganzen Werks 6 gr. od. 27 kr. Einzelne Feldzüge pr. Band 9 gr. od. 40 kr. (wird fortgesetzt.)

Harfenklänge, Polens Erinnerungen und seinen Heimathlosen geweiht. Gesammelt aus Druckschriften und Zeitblättern, und mit Hinzufügung mehrerer bis jetzt noch ungedruckter Gedichte von *Philipp Bopp, Karl Buchner, Gustav Pfizer, Philipp Schlinck* u. A., sowie einer musikal. Composition von *Gottfried Weber.* 8. geh. 8 gr. od. 36 kr.

Hess, J., (grosh. hess. Oberfinanzrath und Director des botanischen Gartens zu Darmstadt,) Uebersicht der natürlichen Familien der phanerogamischen Pflanzen, mit einer kurzen Charakteristik der einzelnen Familien. Für angehende Botaniker. 8. geh. 18 gr. od. 1 fl. 20 kr.

Charte des Grosherzogthums Hessen mit der inneren Eintheilung. Nach den besten Quellen bearbeitet und gravirt von *C. Glaser.* Landcharten-Format. 12 gr. od. 54 kr.

Charte vom Harzgebirge mit geognostischer Beziehung. Nach *Lasius, Villefosse, Julius, Berghaus* und *Hoffmann*, mit eigenen Berichtigungen. Landcharten-Format. 1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Kirchenzeitung, allgemeine. Ein Archiv für die neueste Geschichte und Statistik der christlichen Kirche u. s. w. Herausgegeben von Dr. *E. Zimmermann.* 11r Jahrg. 1832. gr. 4. Preis halbjährlich mit dem Literatur-

blatt 5 Thlr. od. 8 fl. 45 kr. Ohne das Literaturblatt 3 Thlr. od. 5 fl. (wird fortgesetzt.)

Lanz, K. F. W., (Lehrer am Gymnasium zu Darmstadt) lateinisches Lesebuch für die mittleren Classen der Gymnasien. gr. 8. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

(Bey Einführung in Schulen werden auf 25 Exempl. 3, auf 50 Ex. 8, auf 75 Ex. 16 und auf 100 Ex. 25 Freyexemplare gegeben.)

Literaturblatt, theologisches, zur allgemeinen Kirchenzeitung. 8r Jahrgang. 1832. gr. 4. Preis halbjährlich 2 Thlr. 15 gr. od. 4 fl. 30 kr. (wird fortgesetzt.)

Militärzeitung, allgemeine, herausgegeben von einer Gesellschaft deutscher Officiere und Militärbeamten. 7r Jahrg. 1832. gr. 4. Preis halbjährlich 2 Thlr. 8 gr. od. 4 fl. (wird fortgesetzt.)

Moller, Dr. *G.*, (gr. hess. Hofbaudirector) das neue Theater zu Mainz. Mit 6 Kupfern. Royal-Folio. 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Mortonval, Geschichte des Feldzugs in Russland im Jahr 1812. Aus dem Französischen mit Anmerkungen und Zusätzen. 1—3s Bändchen. 16. geh. 1 Thlr. 3 gr. od. 2 fl.

Müller, Dr. *F. H.*, (grossh. hess. Gallerie-Director) Beyträge zur deutschen Kunst- und Geschichts-Kunde durch Kunstdenkmale mit vorzüglicher Berücksichtigung des Mittelalters in vierteljähr. Heften, mit theilweise colorirten Steindrücken. 1s u. 2tes Heft. gr. 4. Jedes Heft 1 Thlr. 4 gr. od. 2 fl. (wird fortgesetzt.)

Pabst, H. W., (gr. hess. Oekonomierath und beständ. Secretär der landwirthsch. Vereine im Grossh. Hessen) Lehrbuch der Landwirthschaft. Erster Band. 1ste Abthl. Allgemeiner Pflanzenbau. Auch unter dem Titel: Allgemeine Grundsätze des Ackerbaues. gr. 8. 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr. (wird fortgesetzt.)

Paulus, Dr. *H. E. G.* (gr. bad. Geh. Kirchenrath), Votum gegen zudrängliches Einführen von Kirchengebetsvorschriften, unter dem unrichtigen Namen von Agenden. gr. 8. geh. 4 gr. od. 18 kr.

Pistor, Dr. *E. T.* (Lehrer am Gymnasium zu Darmstadt), kurze Geographie nach den neuesten Staatsveränderungen. Ein Elementarbuch für den Schulunterricht. 8. 4 gr. od. 18 kr.

(Bey Einführung in Schulen werden auf 25 Ex. 3, auf 50 Ex. 8, auf 75 Ex. 16 und auf 100 Ex. 25 Frexexemplare gegeben.)

Schulatlas, vollständiger, der neuesten Erdbeschreibung mit vorzüglicher Berücksichtigung der durch historische Ereignisse merkwürdigen Orte. In 27 colorirten Blättern. Neue wohlfeilere Ausgabe. Royal 4to. 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Schulatlas, kleiner, der neuesten Erdbeschreibung. In 9 colorirten Blättern. Royal 4to. 12 gr. od. 54 kr.

(Bey Einführung dieser Atlanten in Schulen werden durch jede Buchhandlung noch besondere Vortheile zugestanden.)

Schulzeitung, allgemeine, ein Archiv für die Wissenschaften des gesammten Schul-, Erziehungs- und Unterrichts-Wesens und die Geschichte der Universitäten, Gymnasien, Volksschulen u. s. w. Herausgegeben von Dr. *E. Zimmermann.* 1te Abtheilung für das allgemeine und Volks-Schulwesen. 2te Abtheilung für Berufs- und Gelehrten-Bildung. 9r Jahrg. 1832. gr. 4. Preis eines Semesters 4 Thlr. 8 gr. od. 7 fl. 30 kr.

(Jede Abtheilung wird auch besonders gegeben. Die 1te kostet halbjährlich 2 Thlr. 4 gr. od. 3 fl. 45 kr., die 2te halbjährlich 2 Thlr. 18 gr. od. 4 fl. 45 kr.)

Succow, Dr. *Gust.*, (Professor an der Universität zu Jena) die chemischen Wirkungen des Lichtes, dargestellt und erläutert. gr. 8. geh. 20 gr. od. 1 fl. 30 kr.

Tarif zur Erhebung der Eingangs-, Durchgangs- und Ausgangs-Zölle im Grossherzogthum Hessen für die Jahre 1832, 1833 und 1834. gr. 8. 3 gr. od. 12 kr.

Zeitschrift für die landwirthschaftlichen Vereine des Grossherzogthums Hessen. Herausgegeben von *H. W. Pabst* (grossherzogl. hess. Oekonomierath und beständigem Secretär dieser Vereine). Jahrgang 1832. gr. 8. geh. 1 Thlr. 12 gr. od. 2 fl. 40 kr. (wird fortgesetzt.)

Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtspflege des Kurfürstenthums und Grossherzogthums Hessen und der freyen Stadt Frankfurt a. M. Herausgegeben von Dr. *J. F. G. Böhmer* jun., *Ph. Bopp*, Dr. *Jäger.* 1r Bd. 1s Heft. gr. 8. Der Band von 6 Heften. 2 Thlr. 8 gr. od. 4 fl. 12 kr.

Die Eigenthümlichkeiten der französischen Sprache, in einem Grundrisse für mündliche Vorträge dargestellt von Prof. *J. R. Wilhelm Beck*, öffentlichem Lehrer der französischen Sprache an der Universität zu Leipzig. Leipzig, b. *Hinrichs.* 1832. gr. 8. (8 B.) 10 gr.

Der erste Abschnitt enthält die materiellen (Idiotismen oder) Eigenthümlichkeiten der Sprache, Laute, Buchstaben und Endungen. Hierauf folgt eine Bestimmung der Quantität der Sylben nach bewährten französischen Sprachlehrern, zuletzt ein Versuch, die Existenz der alten zwey- drey und viersylbigen Versfüsse in der französischen Sprache nachzuweisen. Der

2te Abschnitt, der von den formellen Idiotismen handelt, zeigt das Eigenthümliche im Gebrauche des Apostrophs, des Artikels in der Bezeichnung der sogenannten Casus, und in der Formenlehre. Es folgt ein Vorschlag zu einer (neuen) einfacheren Benennung der *temps* und zu einer Sonderung der unregelmäſsigen Zeitwörter von den bloſs in der Endform abweichenden, nach einem festen Eintheilungsgrunde; hierauf das Wesentliche über Wortfügung, Wortstellung, die Flexion des Particips (die auf zwey Hauptregeln gebracht wird); über die sogenannten Partikeln, dann ein Verzeichniſs der reinen Pronominalverba und derjenigen *verbs*, welche zugleich active und intransitive Bedeutung haben. — Der 3te lexikologische Theil enthält ein Verzeichniſs von etwa 2000 Wörtern (Substantiven, Adjectiven und Verben), die sich durch eine eigenthümliche Bedeutung, oder durch Bezeichnung gewisser Nebenbegriffe, von den sinnverwandten Wörtern anderer Sprachen unterscheiden. Es kann also diese kleine, aber ungemein reichhaltige, Schrift als *Ergänzung* mancher gröſseren Sprachlehre dem Lehrer und Schüler dienen.

Okens Naturgeschichte.

In allen soliden Buchhandlungen ist eine ausführliche Anzeige der bey Unterzeichnetem von Ende dieses Jahres an erscheinenden

Allgemeinen
Naturgeschichte für alle Stände
von
Hofrath *Oken*
in München.
Sechs Bände,

in 36 Lieferungen à Fünf Groschen für jede Lieferung zu haben, auf welche der Verleger alle Freunde dieser Wissenschaft, Geistliche und Lehrer, Familienväter, Orts- und Schulvorsteher, sowie die gesammte studirende Jugend, aufmerksam zu machen sich erlaubt. Das Werk wird ein würdiges Seitenstück zu der in demselben Verlage erscheinenden: *Allgemeinen Weltgeschichte* von Hofrath *Carl von Rotteck* seyn.

Carl Hoffmann
in Stuttgart.

In meinem Verlage ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Blancardi, *Steph.*, *Lexicon medicum*, in quo artis medicae termini Anatomiae, Chirurgiae, Pharmaciae, Chemiae, rei botanicae etc. proprii dilucide breviterque exponuntur. Editio novissima multum emendata et aucta a *Car. Gottl. Kühn*, Med. et Chir. D. Physiol. et Pathol. in literar. univers. Lipsiensi Prof. publ. etc. Vol. II. *M*—Z. 8 maj. 3 Thlr. 15 gr.

Das Werk ist nun complet, mit neuer Schrift auf schönes, weisses Papier gedruckt, 110½ Bogen stark, und kostet 7 Thlr. 12 gr. auf Druckpapier und 10 Thlr. 3 gr. auf Schreibpapier; von letztem sind jedoch nur wenige Exemplare vorräthig. Ueber Vol. I sind bereits schon sehr günstige Recensionen, z. B. in den Göttinger gelehrt. Anzeigen 1832. 33s Stück, im Repertorium der neuesten in- und ausländischen Literatur 1832. 4s Stück, in der Leipziger Literatur-Zeitung 1832. Februarheft, und in der Hallischen Literatur-Zeitung 1832. Juni-Heft, erschienen.

Leipzig, im Aug. 1822.

E. B. Schwickert.

Handbuch der Geschichte
der
Abendländischen Literaturen
und Sprachen,
insbesondere der italiänischen, spanischen, portugiesischen, französischen, englischen, holländischen, dänischen und schwedischen.
Erläutert durch eine Sammlung übersetzter Musterstücke.
Im Vereine mit literarischen Freunden bearbeitet und herausgegeben
von
Dr. *F. W. Genthe.*
1ster Band.

Auch unter dem Titel:

Handbuch der Geschichte der italiänischen Literatur, prosaischer Theil.
Magdeburg, Verlag von *F. Rubach.*
Preis 2 Thlr.

Mit dem angekündigten Werke, dessen erster, die Geschichte der italiänischen Literatur und die italiänischen Prosaiker enthaltender, Theil die Presse verlassen hat, beabsichtigt der Herausgeber dem Publicum ein Handbuch *der Geschichte aller Abendländischen Sprachen und Literaturen* in die Hand zu geben. Von jeder einzelnen wird zuerst eine pragmatische Geschichte geliefert, und alsdann erfolgen die von den Bearbeitern des Werks neu übersetzten Musterstücke aus den Classikern als Documente dieser Geschichte, welche jedesmal von biographischen, kritischen und bibliographischen Umrissen und Bemerkungen über diese Schriftsteller eingeleitet sind. Jede einzelne Literatur wird nach ihrem Erscheinen

als ein besonderes Werk verkauft. Die Prosaiker und Dichter sind in abgesonderten Abtheilungen behandelt.

Bey *Joh. Ambr. Barth* in Leipzig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jahn, Dr. *G.*, hypsometrische Tafeln, oder Hülfstafeln für die Berechnung barometrischer Höhenmessungen, nebst Reductionstabellen für Barometerbeobachtungen. Zugleich als Anhang zu den logarithmischen Tafeln von *M. v. Prasse*. 16. geh. 12 gr.

Früher erschien bey demselben Verleger;

Prasse, *M. v.*, logarithmische Tafeln für die Zahlen Sinus und Tangenten, revidirt und vermehrt von Prof. *K. B. Mollweide*. Neue Aufl. 1825. 16. geh. 12 gr.
(Partiepreis für 25 Exemplare 8 Thlr. sächs. netto.)

Ferner hat derselbe aus dem Verlage der *Universitätsbuchhandlung* in Königsberg an sich gekauft:

Westphal, logarithmische Tafeln. 4. 1821. geh. 1 Thlr.

Bey *Starke* in Chemnitz ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schwarz, *J. W.*, kurze *Nachricht* von der *Entstehung* und *Feier* der *christlichen Sonn-* und *Fest-Tage*. Dritte verm. und verb. Aufl. 8. 5 gr.

Diese Schrift wird allen, die über das Geschichtliche der kirchlichen Sonn- und Fest-Tage näher sich zu unterrichten wünschen, um so mehr willkommen seyn, da sie sich bey verhältnissmässiger Vollständigkeit und Deutlichkeit auch durch Wohlfeilheit empfiehlt.

Bey mir ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beckii, Dr. *Chr. D.*, commentationes criticae quinque de glossematis in veteribus libris. 4. 12 gr.

Dieser wichtige Gegenstand der kritischen Forschung ist bisher weder in eigenen Schriften besonders, noch in allgemeinen Anweisungen hinlänglich behandelt worden. In gegenwärtigen fünf Abhandlungen werden nicht nur die verschiedenen Gründe und Arten der Eintheilung erklärender Zusätze und einzelner Wörter in den griechischen und lateinischen Schriften des Alterthums, den alten Rechtsquellen und den biblischen Büchern, vornehmlich des N. T., angegeben, sondern auch die Grundsätze und Regeln der Auffindung, Prüfung und Verwerfung solcher Interpolationen aufgestellt und mit Beyspielen belegt, um eben sowohl der blinden Anhänglichkeit an dem Hergebrachten als der schonungslosen Willkühr zu begegnen.

Leipzig, im Aug. 1832.

Carl Cnobloch.

Im Verlage der *Krüll'schen* Universitäts-Buchhandlung zu Landshut ist so eben erschienen:

Andral, *G.*, Beobachtungen über die Krankheiten der Brust. Nach der zweyten, durchgesehenen, verbesserten und vermehrten Ausgabe bearbeitet von Dr. *Fr. A. Balling*. gr. 8. 4 fl. 48 kr. oder 2 Thlr. 18 gr.

Anselm von Feuerbachs
kleine Schriften vermischten Inhalts,
2 Bändchen in gr. 8.

erscheinen zur Mich. Messe in meinem Verlage.

Joh. Ad. Stein in Nürnberg.

II. Uebersetzungs-Anzeigen.

Dr. *Böckels Uebersetzung des N. Testaments.*

Im Verlage von *J. F. Hammerich* in Altona ist eben erschienen, und in ganz Deutschland und der Schweiz zu haben:

Das Neue Testament,
übersetzt, mit kurzen Erläuterungen und einem historischen Register,
von
E. G. A. Böckel,
Dr. d. Theol., Hauptpastor und Scholarchen in Hamburg.
Gross 8. 27 Bogen stark.

Preis eines Exemplars auf Druckpapier 1 Thlr. 18 gr.
- - - - Schreibpap. 2 Thlr.
- - - - Velinpapier 2 Thlr. 12 gr.

Ueber den Werth dieser Arbeit des *hochverdienten Mannes* etwas hinzuzufügen, würde unpassend erscheinen, und schon diese kurze Anzeige wird hinreichen, die Aufmerksamkeit des Publicums überhaupt, und namentlich der *Theologen*, auf dieselbe zu lenken.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1832.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Oeffentliche Lehranstalten.

Chronik des Gymnasiums zu Görlitz von Ostern 1830 *bis* 1832.

Am 25 Juni 1830, Nachmittags von 4 bis 6 Uhr, in den Stunden, in welchen am 25 Juni 1530 die Vorlesung des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses Statt gefunden hat, feierte die Schule das dritte hundertjährige Jubelfest der Uebergabe desselben vor zahlreich versammelten Zuhörern. Kurz vorher hatte sie den zweyten Collegen, Hn. *Karl Friedrich Heinrich*, verloren, der am 18 April 1830 das Subdiakonat an der hiesigen Peters- und Pauls-Kirche antrat, aber schon am 24 Jan. 1832, noch nicht 32 Jahre alt, von dieser Erde abgerufen wurde. Seine Stelle an unserer Schule erhielt am 19 April 1830 Hr. *Karl Friedrich Immanuel Bergmann*, welcher jedoch vom 4 Oct. 1830 bis zum 3 Oct. 1831 eine Reise nach Venedig, Florenz, Rom und Neapel machte. Während dieser Zeit versah sein Amt der Schulamtscandidat, Hr. *Johann Gottlieb Haym*, der zugleich sein Probejahr abhielt, und seit seinem Abgange von unserer Schule einer der oberen Lehrer am Gymnasium zu Lauban ist. Durch den Tod verlor unser Gymnasium den Hn. Bürgermeister und Polizeydirector, *Samuel Traugott Neumann*, seinen bisherigen Schulinspector im 72sten, und den Zeichenlehrer, Hn. *Johann August Ferdinand Hortschansky*, im 61sten Lebensjahre, jenen am 13 Juli und diesen am 15 Dec. 1831. Höheren Orts wurde verordnet, dass der Zeichenunterricht und der Unterricht in der französischen Sprache als allgemeines Bildungsmittel betrachtet und in die öffentlichen Lehrstunden aufgenommen, auch der mündliche Vortrag in deutscher Sprache geübt werden solle. Auch wurde unter dem 20 April 1831 ein Reglement für die Prüfungen der Gymnasiallehrer erlassen. Sie sind die Prüfung *pro facultate docendi*, *pro loco*, *pro ascensione* und das *colloquium pro rectoratu*. Uebrigens erfreute sich die Schule einiger Vermächtnisse von ehemaligen Zöglingen derselben. Hr. M. *Christian Gottlob Jahn*, gestorben zu Pforta, als in Ruhestand versetzter, geistlicher Inspector und Professor, am 15 Dec. 1829, vermachte ihr 500 Thlr. mit der Bestimmung, dass 200 Thlr. der Schulbibliothek zufallen, und die Zinsen von 300 Thlr., so weit sie reichen, monatlich an arme Schüler ausgetheilt werden sollen, und Hr. Landesältester *Karl Wilhelm Otto August v. Schindel* und *Dromsdorf*, gestorben zu Schönbrunn am 21 Nov. 1830, bestimmte 3000 Thlr. zu 2 Stipendien für bedürftige Studirende von Adel aus der Oberlausitz auf dem Gymnasium zu Görlitz, sowie 3000 Thlr. auf gleiche Weise für solche, die das Gymnasium in Budissin oder Zittau besuchen. An die Stelle der beiden Adelichen können drey Bürgerliche treten. Ferner stiftete er für die Söhne armer Prediger in der preuss. Oberlausitz, die in Görlitz studiren, zwey Stipendien, jedes jährlich zu 50 Thlr. Die höchste Anzahl der Schüler betrug im Jahre 1830 in Prima 87, in Secunda 43, in Tertia 72, in Quarta 81, in Quinta 43, zusammen 326; im Jahre 1831 in Prima 94, in Secunda 48, in Tertia 75, in Quarta 70, in Quinta 52, zusammen 339. Aufgenommen wurden in beiden Jahren 175, im Jahre 1830 80, im Jahre 1831 95. Abgegangen sind 162, in jedem Jahre 81. Auf die Hochschule gingen 41; im Jahre 1830 24; im Jahre 1831 17.

Die Schulschriften waren folgende:

1) Zur Feier der Vollendung des dritten Jahrhunderts seit der Uebergabe des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses, und zur Sylverstainischen Gedächtnissfeier den 25 Juni 1830, von *K. G. Anton*, Prof. und Rector. (20 S. 4. Enthält einen Abriss der Geschichte von der Uebergabe des genannten Glaubensbekenntnisses.)

2) Versuch einer Geschichte des Görlitzischen Gymnasiums, 5te Fortsetzung, von *Ch. F.*

Stolz; 3tem Collegen, zur von Gersdorfischen Gedächtnisfeier am 27 Sept. 1830. (12 S.) 4.

3) *De Luciani aetate et vita specimen II, auctore E. Ae. Struve*; zum Karl Gehlerischen Gedächtnisactus den 15 Dec. 1830. (4 S.) Fol.

4) Wir erlangen durch Christum um des Glaubens willen aus Gnaden Vergebung der Sünden, eine Rede bey dem dritten Jubelfeste der Uebergabe des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses, gehalten von *K. G. Anton*, Prof. und Rector, herausgegeben zum Lob- und Dank-Actus nach dem Jahresschlusse am 10 Jan. 1831. (20 S.) 4.

5) Materialien zu einer Geschichte des Görlitzer Gymnasiums im 19ten Jahrhunderte, 31ster Beytrag zur öffentlichen Prüfung vom 23 bis 28 März 1831, von *K. G. Anton*. (24 S.) 4.

6) Materialien u. s. w. 32ster Beytrag zum Lob- und Dank-Actus den 9 Jan. 1832, von *Demselben*, (18 S.) 4. (Enthält ein Verzeichniss der Lehrer am Gymnasium im dritten Jahrzehend des 19ten Jahrhunderts und der von ihnen in dieser Zeit herausgegebenen Schulschriften, nebst einer Uebersicht des Schulbesuchs in den ersten 3 Jahrzehenden.)

7) Materialien u. s. w. 33ster Beytrag zur öffentlichen Prüfung vom 11 bis 16 April 1832 von *Demselben*, (31 S.) 4.

8) *Orationes Sylverstainianas die XVIII Maji 1831 habendas indicit C. Th. Anton. Praemittitur comparationis librorum sacrorum V. F. et scriptorum profanorum graecorum latinorumque eum in finem instituta, ut similitudo, quae inter utrosque deprehenditur, clarius appareat, Pars X.* (15 S.) 4.

9) *De origine vocabuli Baccalaurei*, zur Gersdorfischen Gedächtnissfeier von *K. A. Mauermann*, Subrector. (13 S.) 4.

10) Einige Bemerkungen über Disciplin auf Schulen, zur Feier des Karl Gehlerischen Gedächtniss-Actus den 21 Dec. 1831, von *E. E. Struve*, Conrector, (10 S.) 4.

11) *Orationes Sylverstainianas die VIII Jun. 1832 habendas indicit C. Th. Anton. Praemittitur conversio loci 1 Cor. XI, 3—15, et vocabuli ἐξουσία nova interpretatio* (10 S.) 4.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Bey Unterzeichnetem ist neuerdings erschienen, und an die Buchhandlungen versendet worden:

Handbuch für den geregelten mündlichen Vortrag geistlicher Reden; mit einer erläuternden Beyspielsammlung, von Dr. *H. A. Kerndörffer*.

Die Ansprüche, welche durch die fortgeschrittene Cultur in Wissenschaften und Künsten in neuerer Zeit auch besonders an Kanzelredner, sowohl in Ansehung der Abfassung von Kanzelreden, als auch vorzüglich in Hinsicht des vollkommenen mündlichen Vortrages, gemacht werden, sind von so grosser Bedeutung und Wichtigkeit, dass die in obigem Buche gelieferte Entwickelung dieser gesteigerten Ansprüche, und die Anleitung zu deren Befriedigung, nach dem Zeugnisse ehrwürdiger und sachverständiger Beurtheiler, eine dankbare Anerkennung verdienen. Besonders nimmt auch hiebey die mit eben so viel Geschmacke als Umsichtigkeit geordnete und erläuterte vielzählige Beyspielsammlung von Musterreden rühmlich bekannter Kanzelredner, zu deren Benutzung die Aufmerksamkeit der Leser in Anspruch. Von diesen anerkannt ausgezeichneten geistlichen Rednern sind hier unter anderen folgende zu erwähnen: Dr. *v. Ammon*; Dr. *Bretschneider*; Dr. *Emmerich*; Dr. *Goldhorn*; Dr. *Reinhard*; Dr. *Röhr*; Dr. *Rüdel*; Dr. *Schleiermacher*; M. *Siegel*; Dr. *Tzschirner*; Dr. *de Wette*, *Zollikofer* u. A.

Um dieses Werk von 30½ Bogen desto gemeinnütziger zu machen, habe ich den Ladenpreis desselben nur auf 2 Thlr. bestimmt.

Leipzig, im Aug. 1832.

Carl Cnobloch.

Bey *Starke* in Chemnitz ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. *Funke* (königl. sächs. Hof- und Justiz-Rath), *Beyträge zur Erörterung praktischer Rechtsmaterien.* 8. 1 Thlr.

— — *die Lehre von den Pertinenzen*, aus der Natur der Sache und dem römischen Rechte, mit Rücksicht auf das heutige Maschinenwesen, entwickelt. 8. 18 gr.

Forbiger, Dr. *Alb.*, *Aufgaben zur Bildung des lateinischen Stils für mittlere Classen in Gymnasien, aus den besten neueren Latinisten entlehnt, durch fortlaufende Anmerkungen erläutert und mit steten Hinweisungen auf die Grammatiken von Zumpt und Ramshorn.* gr. 8. (14¼ B.) 1832. Leipzig, b. *Hinrichs*. weiss Druckpapier. 16 gr.

Bey einem Ueberfluſs an Uebungsbüchern für die ersten Anfänger und einigen sehr brauchbaren für die oberen Classen, ist doch für die mittleren nur wenig gesorgt; besonders seit *Zumpts* treffliches Buch durch die Versündigung eines unberufenen Herausgebers der lat. Original-Aufsätze an Brauchbarkeit verloren hat. In 4 Abtheilungen giebt der Hr. Verf. Briefe, historische, rhetorische und vermischte Aufsätze, ein vollständiges Register, und in der Vorrede die Anleitung zum Gebrauche dieses bereits von tüchtigen Schulmännern als *sehr nützlich* empfohlenen Buchs.

Bey *Rubach* in Magdeburg erschien so eben:

Vorsichts- und Verhaltungs-Maſsregeln beym *Baden, Gewitter, bey plötzlichen Unglücksfällen und ansteckenden Krankheiten.* Nach den besten Quellen und bewährtesten Erfahrungen bearbeitet von *J. M. Scholand.* Preis 10 Sgr. oder 8 gr. Cour.

Inhalt: Verhalten bey ansteckenden Krankheiten. — Nutzen des Badens. — Was dabey zu beobachten. — Regeln beym Gebrauche der kalten, kühlen, lauen, warmen, heiſsen, mineralischen, russischen Bäder. — Dunstbäder. — Fuſsbäder. — Seifenbäder. — Träufelbäder. — Behandlung der Betrunkenen. — Biſs eines tollen Hundes. — Blitz, Vorsichtsmaſsregeln dabey. — Behandlung der vom Blitz Getroffenen. — Mittel gegen Brandblasen. — Blutbrechen. — Bluthusten. — Heftige Blutungen. — Brechdurchfall. — Catarrh. — Cholera. — Cholerine. — Koliken. — Durchfall. — Epileptische; Behandlung derselben. — Erbrechen. — Behandlung erdrückter Kinder. — Erfrieren. — Behandlung der Erfrorenen. — Mittel gegen erfrorene Glieder. — Behandlung der Erhängten, Erstickten, Ertrunkenen, Erwürgten. — Schwerer Fall. — Fallsüchtige. — Verhalten beym Fieber. — Faulfieber. — Vorsichtsmaſsregeln beym Gebrauch des Fluſsbades. — Mittel gegen Frostbeulen. — Fuſsbad. — Behandlung gefallener Personen. — Gelbes Fieber. — Vorsichtsmaſsregeln beym Gewitter; a) im Hause; b) auſser dem Hause; c) im Felde; d) in der Kirche; e) auf der Straſse; f) im Walde; g) auf dem Schiffe. — Mittel gegen erfrorene, verrenkte, zerbrochene Glieder. — Husten. — Insectenstiche. — Behandlung erstickter Kinder. — Verschluckte Kirschensteine. — Verhalten beym Kopfschmerz. — Körper, im Schlunde stecken geblieben. — Verhalten bey Krämpfen. — Ansteckende Krankheiten. — Schutzmittel dagegen. — Krätze. — Lebensgefahren. — Lufteinblasen, wie es bey Verunglückten geschehen soll. — Milzbrand. — Verbrannter Mund. — Nasenbluten. — Ohnmächtige. — Pest. — Räuchern. — Rettungsmittel bey Verunglückten aller Art. — Verhütung des Rheumatismus. — Scheintodte. — Schlagfluſs. — Behandlung vom Schlage Getroffener. — Mittel gegen das Schluchfen. — Schutzmittel gegen ansteckende Krankheiten. — Gegen das Erfrieren. — Steinbeschwerden. — Mittel gegen Stockschnupfen. — Schwarzer Tod. — Kennzeichen des tollen Hundes. — Trinken des Mineralbrunnens. — Plötzliche Unglücksfälle. — Verbrennungen. — Verletzungen. — Vergiftete. — Verrenkungen. — Verschlucken fremder Körper. — Verstauchungen. — Verstopfungen. — Verwundungen. — Das Waschen des Körpers.

Höchst wichtige Schrift für Jedermann.

Bemerkungen und Gedanken über *Leben und Tod des Menschen.* Herausgegeben von *J. M. Scholand.* Preis 10 Sgr. od. 8 gr. Cour. Magdeburg, bey *Rubach.*

Wer möchte sich nicht gern über so wichtige Dinge, wie der Titel nennt, belehren wollen? Wir erlauben uns hier nur kurz zu bemerken, was der achtbare Verfasser in seinen Cyklus aufgenommen hat.

Im ersten Abschnitte lehrt er uns die Merkwürdigkeiten aus dem Menschenleben kennen; im zweyten handelt er vom Tode; im dritten folgen Gedanken zur Besiegung der Todesfurcht; der vierte ist der Behandlung der Sterbenden und Todten gewidmet, woran sich im fünften Belehrungen über Unsterblichkeit und Wiedersehen anknüpfen. Den Schluſs des Ganzen bilden einige Betrachtungen und Gedichte über Menschenleben und Tod. Genug! wir müssen den Leser auf das Buch selbst verweisen, glauben jedoch, daſs es Keiner ohne reichen Gewinn an Einsicht und Kenntniſs aus der Hand legen werde.

Neue Verlagswerke von *Ludwig Oehmigke* in Berlin. 1832.

Abbildung und Beschreibung aller in der Pharmacopoea Borussica aufgeführten Gewächse, herausgegeben von *F. Guimpel.* Text von *F. L. v. Schlechtendal.* 2r Band. 5 bis 8s Heft. gr. 4. mit 24 illum. Kupfern. geh. Pränum. Preis 2 Thlr.

Jahrbuch, Berlinisches, für die Pharmacie. Herausgegeben von Dr. *Lucae*. 32r Band 3s Heft.

Willdenow, Dr. *C. L.*, Anleitung zum Selbststudium der Botanik, ein Handbuch zu öffentlichen Vorlesungen. 4te vermehrte Auflage, mit Kupfern. Nach der vom Geh. Rath Link besorgten 3 Auflage herausgegeben von Dr. *A. Dietrich*. 1832. gr. 8. Preis 2 Thlr.

Die Brauchbarkeit des vorstehenden Werks, bereits durch drey Auflagen ausser Zweifel gesetzt, ist in der vierten dadurch noch um Vieles erhöhet worden, dass der Herausgeber auf das natürliche Pflanzensystem gebührende Rücksicht genommen, die Charaktere der Gattungen und Kennzeichen der Arten berichtigt, und alles, für die Jugend Anstössige daraus entfernt hat. Ueberdiess muss erwähnt werden, dass die Zahl der, in der jetzigen Auflage beschriebenen, Species fast um das Doppelte vermehrt worden ist, so dass man kaum eine Pflanze von irgend einem Interesse darin vermissen wird.

Interessante zeitgemässe Flugschriften.

In der *W. Zirges'schen* Buchhandlung in Leipzig sind erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die, nächstkommenden Landtag von den Ständen Sachsens vorzunehmenden Verhandlungen, mit Berücksichtigung der vom Bundestage bekannt gemachten *Sechs Artikel* und der darüber gegebenen beruhigenden Erklärung der sächsischen Regierung, von *E. G. L.* *******.

Motto.

Nur die off'ne freye Rede
Ist des freyen Mannes Zeichen,
Wer da sclavisch wägt, muss schweigen,
Wenn ein Kühn'rer beut die Fehde.

Preis 4 gr.

Gedanken über die neuesten Frankfurter Bundesbeschlüsse, eine Flugschrift von *E. Ortlepp*.

Motto.

Blicke Genius des Vaterlandes
Auf die Hohen und das Volk herab.
Seume.

Preis 8 gr.

Saalfeld, b. Herausgeber; Rudolstadt in Commission d. *fürstl. Hofbuchhandlung*: *Johannis Henrici Vossii commentarii Virgiliani.* In Latinum sermonem convertit Dr. *Theod. Frid. Godofr. Reinhardt.* Pars I sive Eclogae I — V cum commentario.

Da die hierüber vor zehn Jahren bereits erschienene Probeschrift mit vielem Beyfalle aufgenommen wurde, so hat der Bearbeiter keine Mühe gescheut, um den erregten Erwartungen zu entsprechen, und selbst die Kosten des Druckes übernommen, als kein Verleger den Muth hatte, sich zu diesem Zwecke mit ihm zu verbinden. Das Werk wird bey Hn. *Hirschfeld* in Leipzig mit so vielem Anstande gedruckt, dass wahrscheinlich auch das sprödeste Auge durch seine äussere Ausstattung wird befriedigt werden, und, obgleich hauptsächlich für das Ausland bestimmt, wird es durch den auf seine Ausführung verwendeten Fleiss und durch die Nachweisung der Quellen, welche es in vielen Stellen vor dem Originale voraus hat, auch im deutschen Vaterlande vielleicht Freunde und Käufer finden. Auf die Kosten eines Verlagsunternehmens jedoch nicht gefasst, hat der Herausgeber sich vor der Hand mit der Bekanntmachung des ersten Theiles begnügen müssen, nach dessen Vollendung sofort das Manuscr. zum zweyten Theile der Officin wird übersendet werden. Der Ladenpreis des ersten Theiles wird ungefähr *ein Thaler* seyn, und Schulmänner würden ihren Collegen sehr verpflichten, wenn sie sein Werk prüfen, und bey grösseren Bestellungen sich unmittelbar an den Herausgeber adressiren wollten.

Sollten Einige gesonnen seyn, auf beide Theile in frankirten Briefen im Voraus zu subscribiren, so würden sich dieselben um die Beförderung des Unternehmens wesentlich verdient machen, und durch einen ermässigten Preis dafür entschädigt werden.

II. Uebersetzungs-Anzeigen.

So eben ist bey mir fertig geworden, und an alle Buchhandlungen versandt:

Plutos, ein Lustspiel des Aristophanes, metrisch übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von *Em. Lindemann*, mit einer Vorrede für Freunde des griechischen Drama von Dr. *Chr. Fr. Segelbach*. gr. 8. 16 gr.

Leipzig, im Aug. 1832.

Carl Cnobloch.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

September 1832.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Bey *Rubach* in Magdeburg ist so eben erschienen:

Allgemeines Handbuch
der
Realkenntnisse 3ter Theil.
Auch unter dem Titel:
Vollständige theoretisch-praktische
Anweisung
zur Anfertigung kleiner schriftlicher Aufsätze
zunächst
für Lehrer,
welche die Stilübungen in Land- und Bürger-Schulen, sowie in den unteren Classen der Gymnasien zu leiten haben.
Von
H. F. F. Sickel,
Director des königl. Schullehrer-Seminars in Erfurt.
Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage.
1832.

Preis 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Sgr. od. 1 Thlr. 6 gr. Cour.
(Recension in *Gräfe's Archiv für's prakt. Volksschulwesen.* XI Bd. 1s Heft 1832. pag. 161.)

Diese Anleitung ist hauptsächlich auf Volksschullehrer berechnet, und lehrt diese, den Unterricht in schriftlichen Aufsätzen zweckmässig zu ertheilen. Vollständigkeit, Deutlichkeit, Genauigkeit und Reichhaltigkeit sind die hervorstechenden Eigenschaften derselben, und es wird keinen Lehrer gereuen, sich dieselben angeschafft zu haben. In der Einleitung wird der Nutzen der Stilübungen in Bezug auf die Volksschule dargelegt; dann folgen im ersten Abschnitte Vorübungen, die sehr zweckmässig genannt werden können. Dann kommen im zweyten Abschnitte Hauptübungen, und der dritte enthält die Anweisung zu Geschäftsaufsätzen. Die Andeutungen für den Lehrer sind praktisch, die Aufgaben mannichfaltig und dem Kreise der Volksschulen angemessen, und die Ansichten des Verfassers über den Sprachunterricht überhaupt und über einzelne Theile desselben beyfallswerth.

Bey mir ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Themistii Orationes ex codice Mediolanensi emendatae a *Guilielmo Dindorfio.* gr. 8. 4 Thlr. 8 gr.

Die Werke des Redners *Themistius* erscheinen in dieser Ausgabe zum ersten Male in würdiger Gestalt, an unzähligen Stellen aus der trefflichen Mailänder Handschrift berichtigt, und mit der von Angelo Mai aus derselben zuerst herausgegebenen Rede vermehrt. Beygegeben sind die gehaltreichen Anmerkungen von *Petau* und *Harduin* und ein neu ausgearbeitetes griechisches Wortregister.

Leipzig, im Aug. 1832.

Carl Cnobloch.

Fr. Platneri, Antecessoris quondam Lipsiensis, pro linguae Latinae utilitate in republica literaria defensio, quam X excurs. hist. litt. qu. tum Klotzii et Ernestii opusculis instructam et variis cum Platneri ipf. tum *Klotzii* et *Ernestii* opusculis huc spectant. adauctam ed. Dr. *E. F. Vogel.* 8 maj. (11 B.) 1832. Lipsiae, *Hinrichs.* 18 gr.

Man findet hier zunächst die, durch fortlaufende literarische Noten des Herausgebers erläuterte *Platnersche* Abhandlung selbst. Cap. I. *De linguae alicujus inter eruditos comm. necessit.*, II. *de linguar. populor. hodiern. indole, necessaria idiomatis comm. inter eruditos adhibendi requisita neutiquam prae se ferente.* III. *De salutaribus ling. Lat., idiomatis inter eruditos comm. loco adhibitae, effect.* Dann folgen im Interesse der Gegenwart

zehn literarisch-historische *Excurse* des *Herausgebers*, z. B. *de accurata exeget. fontium juris pertractatione, hodie inprimis enixe desideranda; de primitiva error. a Scholiastis commissorum origine, longeque patente ipsor. per sequentia quoque tempora valore; de genuinis quibusd. mysticismi philosophici atque theologici, fere ubique hodienum conspicui causis et effect.* Endlich schliessen sich hieran *acht* mit der Hauptabhandlung näher verwandte *Additamenta* mit Anmerkungen *V's.* aus den Schriften von *Klotz*, *Ernesti* und *Platner*.

So eben erscheint in unserem Verlage:

Schlangenkunde
von Dr. *H. O. Lenz*.
Mit 29 illum. Abbildungen. 4⅓ Thlr.

Dieses ausgezeichnete Werk, dessen Hauptinhalt über die *in Deutschland lebenden Schlangen* auf zahlreiche eigene Beobachtungen des im Erforschen der Natur unermüdeten Verfassers sich gründet, ist nicht nur für diesen anziehenden, noch mancher Aufhellung bedürfenden, Theil der Naturgeschichte, sondern auch für die Heilkunde, in Ansehung der Wirkungen des *Schlangengiftes und der Mittel dagegen*, von der grössten Wichtigkeit. Alle Buchhandlungen liefern dieses wichtige Werk mit naturgetreuen Abbildungen, auf Verlangen, zur Ansicht.

Gotha, den 15 Aug. 1832.

Beckersche Buchhandlung.

Neue beachtungswerthe Schriften und Musikalien.

In der *W. Zirges'schen* Buchhandlung in Leipzig sind erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leben, Abentheuer, Liebschaften und andere Curiosa des fahrenden Candidaten der Rechte *G. F. Ehwald*, von ihm selbst zu Nutz und Frommen seiner Zeitgenossen ans Licht befördert. Preis 8 gr.

Liederkranz von *G. F. Ehwald*, Cand. juris et Notarius. (Gedichte 2r Theil). Preis 8 gr.

Porträt von *G. F. Ehwald*, Cand. juris et Notarius. Preis 4 gr.

Anweisung zum Zeichnen der Civil- und Militär-Kleidungsstücke. Zum Gebrauch für Mannskleidermacher. Bearbeitet von *H. C. Grosse*, Kleidermacher in Düben. Mit 32 Kupfern und Tabellen. Preis 20 gr.

Pleissenrode wie es ist. Ein poet. Schwank in zwanglosen Reimen von *Richard Glass*, Preis 4 gr.

Unterhaltung, kleine, nach dem A. B. C. mit illum. naturhistorischen Abbildungen. Preis 4 gr.

Claviertabelle, in Royal-Folio. Preis 4 gr.

Zwey Gesänge zum Geburtsfeste der Eltern, mit leichter Pianofortebegleitung. Preis 4 gr. von *F. Engelmann*.

Kupsch, 2 neue Tänze für's Pianoforte. Nachtigall Galoppe und Leipziger Abkühlungs-Walzer. Preis 4 gr.

Kupsch, grosse Jubel-Polonaise fürs Pianoforte. Preis 8 gr.

Engelmann, das Unentbehrlichste beym Rechnen. Preis 1 gr.

— — Religions- und Sitten-Lehre. Preis 1½ gr.

Goethes Porträt. 4. Preis 4 gr.

Gustav Adolph der Grosse, König von Schweden. Ein Heldengedicht zur zweyten Säcularfeier der Schlacht bey Lützen am 6 November 1832, von *Karl Spahn*.

Bey uns ist erschienen, und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Die Verbreitungsweise der epidemischen Cholera, mit besonderer Beziehung auf den Streit über die Contagiosität derselben, historisch und kritisch bearbeitet von *H. W. Buck*, Med. u. Chir. Dr. u. s. w. gr. 8. brosch. Preis 1½ Thlr.

Auch bey der übergrossen Menge von Schriften über die Cholera wird diese — wenigstens von Aerzten, denen die *Wissenschaft* etwas gilt — nicht übersehen werden können; und selbst die, welche in manchen Stücken anderer Meinung sind, als der Verfasser, werden ihm hoffentlich das Zeugniss geben, dass er mit redlichem Eifer und mit seltener Gründlichkeit seinen Gegenstand behandelt hat.

Rengersche Verlags-Buchhandlung in Halle.

Bey *Joh. Ambr. Barth* in Leipzig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zinkeisen, J. W., Geschichte Griechenlands vom Anfange geschichtlicher Kunde bis auf unsere Tage. 1r Theil, das Alterthum und die mittleren Zeiten bis zu dem Heerzuge König Rogers von Sicilien nach Griechenland. gr. 8. 4 Thlr.

Dieser Band enthält ausser einer gedrängten, aber aus den Quellen selbst geschöpften, Uebersicht der älteren Geschichte eine Menge der interessantesten Aufschlüsse über die spätere römische und die byzantinische Zeit, mit

durchgängig genauer Anführung der Quellen. Der 2te Theil, welcher die Geschichte bis auf die neueste Zeit herabführen soll, wird vornehmlich über die fränkische Periode neues Licht verbreiten, und der geschichtlichen Entwickelung der Sprache, Literatur und Cultur der *Neugriechen* eine besondere Aufmerksamkeit widmen. Er erscheint im folgenden Jahre.

Bey *Ed. Anton* in Halle ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hoche, Dr. *E.*, *Lehrbuch der Geographie*, für Gymnasien und andere höhere Unterrichtsanstalten. 8. 32 Bogen auf weissem Druckpapier. 18 gr.

Der gute Druck und das hübsche Papier würden dieses Buch bey seiner Wohlfeilheit allein schon empfehlen. Die sorgfältige Bearbeitung aber, verbunden mit zweckmäsiger Einrichtung des Ganzen und bedachtsamer Auswahl des Gegebenen, machen dieses Werk zu einem sehr empfehlenswerthen Lehrbuche der Geographie, das auch beym Privatgebrauch mit Vortheil benutzt werden kann.

Scholz, *C. G.* Rector, *Aufgaben zum Kopfrechnen*. 1s Heft. 8. 7 Bogen. 4 gr.
— — *Beantwortungen dieser Aufgaben*. 8. 3 gr.

Endlich war es dem Hn. Verfasser möglich, diess längst gewünschte Heft herauszugeben. Es sind nun die Kopfrechnen-Aufgaben und Beantwortungen, zusammen 6 Hefte, pr. 20 gr. *complet* vorhanden, so wie auch der ganze Rechen-Cursus dadurch abgeschlossen ist.

Die Anweisung, 3 Theile, kostet 1 Thlr. 8 gr., und die Aufgaben zum Zifferrechnen mit Auflösungen, 6 Hefte, 20 gr.; mit den Kopfrechnen-Aufgaben und Auflösungen zusammen also gerade 3 Thlr. Doch sind alle Theile und Hefte einzeln zu haben.

Scholz, *C. G.*, *Anweisung zum Kopf- und Ziffer-Rechnen*. 2r Theil. 8. Dritte Auflage. 8 gr.

Wachsmann,
Geometrie für Handwerker.
Ein Lehrbuch zum Selbstunterricht, besonders aber als Leitfaden beym Unterricht in Gewerbeschulen. Mit 11 *Kupfertafeln*. Magdeburg, bey *Rubach*. Preis 25 Sgr. oder 20 gr. Cour.

Da der Verfasser dieses Werks selbst Lehrer an einer Gewerbeschule ist, aus der seit mehreren Jahren Schüler in das Gewerbsleben übergingen, die noch jetzt der Anstalt für ihre darin erworbenen Kenntnisse Dank wissen: so hat sich derselbe besonders bemüht, diese fast jedem Gewerbsmann jetzt unentbehrliche Wissenschaft in das bürgerliche Leben überzutragen, und sie so fasslich als leicht darzustellen. Was dem Handwerker jeglichen Fachs, besonders dem Bauhandwerker, in der Ausbildung seines Gewerbes durch diese Wissenschaft höchst nothwendig ist, glaubt er genügend in diesem Werke aufgestellt zu haben.

Anzeige
für alle Besitzer griechischer Wörterbücher.

Hannover, im Verlage der *Hahnschen* Hofbuchhandlung ist so eben erschienen:

Griechisch-deutsches Wörterbuch der mythologischen, historischen und geographischen Eigennamen, nebst beygefügter kurzer *Erklärung* und *Angabe* der *Sylbenlänge*, für den Schulgebrauch; *ein Anhang zu jedem griech. Wörterbuche*. Von *G. Ch. Crusius*, Subrector am Lyceum zu Hannover. gr. 8. Lex. Format. 1832. 1 Thlr. 12 gr.

Für gebildete Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen.

Bey *G. Basse* in Quedlinburg ist so eben folgendes beachtenswerthe, zeitgemäse Werk erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. A. L. Richter's
Handbuch der populären Astronomie,
für die gebildeten Stände, insbesondere für denkende, wenn auch der Mathematik nur wenig oder gar nicht kundige Leser. 2 Theile. Mit 1 Atlas Abbildungen und 3 Tabellen. 8. Preis 6 Thlr. 20 gr.

Die Astronomie ist die Krone der Naturwissenschaften; sie enthält das geistige Element in einem solchen Grade, dass sie darin fast alle anderen Wissenschaften übertrifft, und unmittelbar dahin wirkt, die höchsten Ideen des Wahren, Schönen und Guten in der Seele hervorzurufen. Darum spricht sie denn auch Jeden an, dessen inneres Selbst noch nicht ganz verkrüppelt ist; ja, das blosse Anschauen des gestirnten Himmels erweckt schon in der Seele, auch des Ununterrichtetsten, eine Menge von Vorstellungen und Empfindungen, die ihn erheben und läutern und ihn mit Ahnungen des Unsichtbaren erfüllen. Ist es doch, als ob eine geheime Zaubermacht den Menschen zu jenen glänzenden Gestirnen hinzöge, wenn er sie in ruhigem Schweigen ihre Bahn dahin wandeln sieht, als ob nicht hier, sondern dort

die wahre Heimath seines Geistes wäre, als ob er Flügel bekommen müsste, um sich aufzuschwingen, wo Orion sich gürtet und der Schwan seine Silberfittige entfaltet. Daher wird denn Kenntniss der Sternwissenschaft auch im grossen Publicum als ein allgemeines Bedürfniss gefühlt. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, auch den Laien in der Mathematik dahin zu bringen, dass er die Hauptlehren der Astronomie nicht nur historisch erfasse, sondern sie auch nach ihren Gründen verstehe, und ihn in den Stand zu setzen, dass er mit Ueberzeugung einsehe, wie es dem Denker möglich sey, in die Tiefen des Himmels einzudringen. Zu dem Ende hat der Verfasser bey seinem Vortrage zuvörderst bloss auf Elementarmathematik Rücksicht genommen, ohne den höheren Kalkul zu Hülfe zu nehmen.

Wir dürfen dieses Werk, das den Namen eines als Gelehrten und Schriftsteller allgemein geachteten Mannes an der Stirn trägt, nicht noch besonders lobend empfehlen wollen.

Von der *Universitäts-Buchhandlung* in Königsberg haben wir mit Verlagsrecht an uns gekauft:

Besseldt, K., erklärende Einleitung zu Homers Odyssee für Anfänger. 8. 1816. 14 gr. od. $17\frac{1}{2}$ Sgr.

Hahn, Prof. Dr. *Aug.*, das Evangelium Marcions in seiner ursprünglichen Gestalt u. s. w. gr. 8. 1823. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

— — Antitheses Marcionis comment. 8 maj. 1823. 6 gr. od. $7\frac{1}{2}$ gr.

Hamanns, J. M., kleine Schulschriften. Nebst Denkschrift von *L. von Baczko*. 8. 1814. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

La Roche Aymon, Graf *von*, über den Dienst der leichten Truppen. 8. 1808. 14 gr. od. $17\frac{1}{2}$ Sgr.

Conz, K. P., Schicksale der Seelenwanderungshypothese unter verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten. 8. Schreibp. 12 gr. od. 15 Sgr.

Vauquelin, Handbuch der Probirkunst. A. d. Franz. von *Fr. Wolff*, mit Anmerkungen von *M. H. Klaproth*. 8. 1800. Schreibpap. 12 gr. od. 15 Sgr.

Voigt, J., Geschichte des Lombarden-Bundes und seines Kampfes mit Kaiser Friedrich I. Aus Quellen darg. gr. 8. 1818. $1\frac{5}{6}$ Thlr.

Zeller, C. A., Beyträge zur Beförderung der preuss. Nationalerziehung. 5 Hefte. 8. 1810 — 17. compl. jetzt $2\frac{2}{3}$ Thlr.

— — II, Elemente der menschlichen Sprachzeichenlehre. 8. 16 gr. od. 20 Sgr.

Zeller, C. A., III. Elemente der deutschen Sprachzeichenlehre. 8. 16 gr. od. 20 Sgr.

— — IV. Elemente der Musik. 8. 1 Thlr. 8 gr. od. 1 Thlr. 10 Sgr.

— — V. die Schulmeisterschule. Mit 1 Kpfr. 3te verb. Aufl. 8. 1817. 9 gr. $11\frac{1}{4}$ Sgr.

Leipzig, den 10 Aug. 1832.

J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

Vollständige Ausgabe von *Phaedri Fabulae*.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Phaedri Aug. Lib., *Fabulae Aesopiae*, accedunt Caesaris Germanici Aratea edit. *J. C. Orellius; editio altera*, aucta *Phaedri fabulis novis ab A. Majo redintegratis*. 8 maj. Turici. 1 Thlr. 8 gr. od. 2 Gl.

Bey *L. Oehmigke* in Berlin ist so eben erschienen:

Goethe's Ankunft im Elysium. Eine Gedächtnissfeier von *L. v. B.* gr. 8. geh. (8 gr.)

Unser Verkehr. Eine Posse in einem Aufzug. Nach der Handschrift des Verfassers. Sechste Original-Ausgabe. 8. geh. (12 gr.)

Ueber die Gemeinheitstheilungs-Methode des Landes-Oekonomie-Raths *Podlasly*, wobey eine Versteigerung auf Land erfolgt. Auf Veranlassung aus den Verhandlungen des landwirthschaftlichen Vereins zu Elbing herausgegeben von dem Director desselben, Landrath *Abramowsky*. 8. geh. (8 gr.)

II. Uebersetzungs-Anzeigen.

Für Freunde unterhaltender Lectüre und Lesezirkel überhaupt.

Bey *G. Basse* ist so eben erschienen:

Reisen durch das südliche Frankreich.

Von *Vaysse de Villiers*. Aus dem Französischen. Auf Velinpap. 8. Geheftet.

Preis 1 Thlr. 12 gr.

Wer versetzt sich wohl nicht gern, und wenn auch nur im Geiste, unter den schönen Himmel des mittäglichen Frankreichs? Nehmen wir also das Buch des Hrn. *Vaysse de Villiers* zur Hand, und durchwandern wir mit ihm jenes heitere Land, wovon uns hier ein in jeder Hinsicht sehr anschauliches Bild gegeben und so manches historische Detail erzählt wird. — Binnen Kurzem folgt ein zweyter Band.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

September 1832.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

So eben ist bey *Franz Varrentrapp* in Frankfurt a. M. erschienen:

Universalhistorische Uebersicht
der
Geschichte der alten Welt
und ihrer Cultur.
Von
Friedrich Christoph Schlosser,
Geh. Hofrath u. Prof. in Heidelberg.
Dritten Bandes Dritte Abtheilung.

Inhalt.

Achtes und *neuntes Capitel.* Von Diocletian bis auf Odoaker. — Einfluss des Christenthums auf die allgemeine Bildung, oder Gang der christlichen Literatur bis Ambrosius und Augustinus. — Das Christenthum im Orient und Occident von der Zeit der Schlacht bey Adrianopel bis auf Odoaker. — Leben und Staat dieses Zeitraums.

gr. 8. Preis auf Druckpapier 1 Thlr. 22 gr. od. 3 fl. 30 kr. Rhein.
- - Schreibpapier 2 Thlr. 12 gr. od. 4 fl. 30 kr. Rhein.
- - Postpapier 3 Thlr. 18 gr. od. 6 fl. 45 kr. Rhein.

Der Verfasser hoffte die alte Geschichte mit diesem Theile schliessen zu können; allein theils der Wunsch, *ein vollständiges Register* beyzufügen, theils die Nothwendigkeit, die *ostgothische Zeit* zu behandeln, welche offenbar mehr der alten Zeit als dem Mittelalter angehört, hat ihn geneigt gemacht, noch ein Bändchen beyzufügen, welches seine Leser in kürzester Zeit noch zu erwarten haben. Dieser Schlussband wird auch noch das hier fehlende Capitel *über Literatur und Bildung* enthalten, sowie ein ähnliches *über Cultur und Literatur der ostgothischen Zeit;* der Uebergang zum Mittelalter wird erst dadurch vollständig angedeutet seyn.

Die früher erschienenen 3 Bände in sieben Abtheilungen kosten im Ladenpreise:
ordin. Druckpap. 14 Thlr. 14 gr. od. 26 fl. 15 kr. Rhein.
Schreibpap. 19 Thlr. 12 gr. od. 35 fl. -
Vel. Postpap. 29 Thlr. 4 gr. od. 52 fl. 30 kr. Rhein.

Von demselben Verfasser erschienen bey dem unterzeichneten Verleger noch folgende Werke:

Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des oströmischen Reichs mit einer Uebersicht der Geschichte der früheren Regenten desselben. gr. 8. 1812. 3 Thlr. 12 gr. od 6 fl. 18 kr.

Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung. 1r Bd. Alte Geschichte. 2r Bd. 1r Thl. bis auf Conrad I. 2r Bd. 2r Thl. bis auf den Tod Gregors VII. 3r Bd. 1r u. 2r Thl. Allgemeine Geschichte der Kreuzzüge. gr. 8. 1815—1824. auf Druckp. 15 Thlr. 10 gr. od. 27 fl. 32 kr. auf weiss Druckp. 20 Thlr. 12 gr. od. 36 fl. 56 kr.

Frankfurt a. M., im Aug. 1852.

Franz Varrentrapp.

Bey *Joh. Ambr. Barth* in Leipzig ist erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt:

Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit. 1s und 6s Heft. gr. 8. brosch. 1 Thlr. 15 gr.

Das ganze Werk enthält nun:

1s Heft. *Actenmässiger Bericht über den geheimen deutschen Bund und das Turnwesen,* nebst einleit. Bemerk. über die früheren geh. Verbind. von *J. D. F. Mannsdorf.* 1 Thlr. 3 gr.

2s Heft. *Die Ergebnisse der Untersuchung in*

Bezug auf den Bund der Unbedingten oder Schwarzen u. s. w. 9 gr.

3s Heft. *Die Central-Untersuchungs-Commission zu Mainz und die demagogischen Umtriebe in den Burschenschaften der deutschen Universitäten zur Zeit des Bundestags-Beschlusses* vom 20 Sept. 1819; von *Rudolph Hug.* 12 gr.

4s Heft. *Actenmäsige Darstellung der Versuche, Deutschland in Revolutions-Zustand zu bringen*, herausgegeben von *C. Follenberg.* 9 gr.

5s Heft. *Geschichte der geheimen Verbindungen in Polen.* 18 gr.

6s Heft. *Die demagogischen Umtriebe auf den deutschen Universitäten.* Aus den Acten der Mainzer Untersuchungs-Commission. 12 gr.

Empfehlungswerthe Werke für angehende Juristen, besonders für solche, die sich zum Examen vorbereiten.

Bey *G. Basse* in Quedlinburg sind so eben erschienen:

Examinatorium de hodierno
Jure Romano privato
ex fontibus atque probatissimis libris haustum. In usum tironum elaboravit *E. C. A. de Goertz.* (37 Bogen.) 8. Preis 2 Thlr.

Examinatorium in elementa
Juris civilis,
quo jus canonicum et germanicum sicut passim jus saxonicum respiciuntur. Scripsit *E. C. A. de Goertz.* (13 Bogen.) 8.
Preis 1 Thlr. 4 gr.

Beide Werke dürfen als die neuesten und besten Repetitorien des juristischen Studiums, und als treffliche Hülfsmittel bey der Vorbereitung zum Examen mit Recht empfohlen werden.

Bey *Rubach* in Magdeburg ist erschienen:

A. B. Decker,
(Rector an der Volksschule in der Neustadt Magdeburg)
Tabellarisch-arithmetische Handfibel,
in fortschreitender Stufenfolge von den leichteren Aufgaben der 4 Species gleichbenannter Zahlen durch alle Grundrechnungsarten bis zu den schwereren Aufgaben der Regel de Tri in Brüchen, für Bürger- und Volks-Schulen, nebst Facitbuch und Anweisung über den Gebrauch derselben.

Die Fibel in Querduodezformat, obgleich nur 36 Seiten stark, ist durch die bis jetzt noch neue und einzige Darstellung so ungemein reichhaltig an Uebungsaufgaben, die in der genauesten Stufenfolge vom Leichteren zum Schwereren fortschreiten, dass ein Lehrer auch der zahlreichsten Classe, wenn die Kinder dieses Büchlein als Eigenthum besitzen, alle seine Schülerabtheilungen augenblicklich zu beschäftigen und den Privatfleiss der Kinder mit Leichtigkeit zu befördern im Stande ist. Die Kinder bilden sich nach der gegebenen Anweisung die Exempel selbst, und lernen sie als Beyspiele aus dem gemeinen Leben darstellen, wodurch der Vorwurf, dass mehr mechanische Uebung befördert und weniger der Verstand geschärft werde, gewiss wegfallen wird. Auch *Eltern* und *Privatlehrern*, welche ihre Kinder und Zöglinge lehrreich beschäftigen und ihren Privatfleiss anregen wollen, ist diese *Fibel* vorzugsweise zu empfehlen. Der Preis eines Exemplars der Fibel *ohne Facitbuch und Anweisung* ist brochirt $2\frac{1}{2}$ Sgr., in Partieen von mindestens 25 Exemplaren aber 2 Sgr. Das Facitbuch mit Anweisung kosten zusammen 25 Sgr.

Bey *Carl Cnobloch* in Leipzig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tittmann's, Dr. *L. A.*, Geschichte der deutschen Strafgesetze. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Bey Abfassung dieser Geschichte sind die alten deutschen Gesetze, die Landrechte, Statuten und Urkunden genau benutzt, auch alles so viel wie möglich kürzlich und überhaupt verständlich dargestellt worden.

Von demselben Verfasser ist früher bey mir erschienen:

Vorträge und Urtheile über merkwürdige Straffälle aus Acten. gr. 8. 1 Thlr.

Bey *Ludwig Oehmigke* in Berlin ist so eben erschienen:

Hengstenberg, *E. W.*, Dr. u. Prof., Christologie des alten Testaments u. s. w. 1r 2r Theil. gr. 8. 5 Thlr.

Der dritte Theil erscheint im künftigen Jahre, und schliesst dieses schätzbare für jeden Theologen höchst wichtige Werk.

Desselben Beyträge zur Einleitung ins Alte Testament. 1r Bd. gr. 8. (1 Thlr. 18 gr.)

Auch unter dem Titel:

Die Authentie des Daniel und die Integrität des Sacharjah.

Hengstenberg, *E. W.*, *de rebus Tyriorum commentatio academica.* gr. 8. Preis 12 gr.

Eingehende Unterſuchungen über die Geſchichte der Stadt Tyrus, in ſoweit ſie zur heiligen Schrift in Beziehung ſteht. Beſonders Vertheidigung der genauen Erfüllung der dieſe Stadt betreffenden Weiſſagungen des Jeſaias und des Ezechiel gegen die Angriffe des Hn. Dr. *Geſenius*.

Typke, J. W., zwey Abſchiedspredigten und Amtsjubelpredigt, nebſt Nachricht von den Lebensumſtänden des am 26 Dec. 1830 zu Dobrilugk in der Lauſitz verſtorbenen Superintendenten, *H. A. Typke*; nach deſſen Tode herausgegeben von ſeinem Sohne. gr. 8. geh. 4 gr.

Stier, R., (Pfarrer in Frankleben) Luthers Katechismus, als Grundlage des Confirmanden-Unterrichts, im Zuſammenhange erklärt. 8. 5 gr.

Für Gymnaſien.

In allen Buchhandlungen zu finden:

C. Crispi Saluſti, Orationes et Epiſtolae ex Hiſtoriarum libris deperditis ad fidem cod. Vatic. recens. atque in ſchol. uſum ed. *J. C. Orellius.* 8 maj. Turici. 9 gr. oder 36 kr.

Bey *J. G. Schmitz* in Cöln iſt erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theorie des lateiniſchen Stils, nebſt einem lateiniſchen *Antibarbarus*, von Dr. *C. J. Gryſar*. gr. 8. XIV u. 684 Seiten. 2 Thlr. 6 gr.

Der Verfaſſer ſuchte in dieſer Schrift einem, bey den lateiniſchen Stilübungen längſt gefühlten, und von Schulmännern ſehr oft ausgeſprochenen Bedürfniſſe abzuhelfen. Das Ganze iſt dem gröſseren Theile nach lexikaliſcher Art, und zerfällt in drey Abtheilungen. In der erſten, welche als Haupttheil des Buches zu betrachten iſt, ſind die einzelnen Wörtergattungen in Beziehung auf Bedeutung und Gebrauch der Reihe nach durchgegangen, und zwar ſo, daſs die Pronomina, Numeralia, Präpoſitionen und Partikeln ſämmtlich, die Subſtantiva, Adjectiva, Verben nach einer gehörigen Auswahl behandelt worden. Ueber letzte drey Wörtergattungen nämlich ſind allgemeine Grundſätze aufgeſtellt, und denſelben iſt als Anhang ein Antibarbarus beygefügt, in dem die nothwendigſten Artikel aus der lateiniſchen Synonymik, und die brauchbarſten *obſervationes antibarbarae* aus den hieher gehörigen Schriften des Vavaſſor, Voſſius, Cellarius, Scioppius, Heuſinger und Nolten zuſammengeſtellt ſind. In der zweyten Abtheilung folgen die nothwendigſten Regeln über lateiniſche *Satzbildung*, und in der dritten ſind Vorſchriften über *Wort-* und *Satz-Stellung* enthalten. Dem Ganzen iſt zum leichteren Nachſchlagen ein lateiniſches Wörterverzeichniſs beygefügt.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Dräſcke's, Biſchof's u. ſ. w., erſte am 1 Juli 1832 im Dom zu Magdeburg in Gegenwart Sr. Majeſtät des Königs u. ſ. w. gehaltene Predigt. gr. 8. Magdeburg, bey *Heinrichshofen*. geh. 4 gr.

— — zwey Nachträge zu ſeiner Antrittspredigt im Dome zu Magdeburg u. ſ. w. gr. 8. geh. Ebendaſ. 6 gr.

Magdeburg bey *Rubach* erſchien ſo eben:

Funfzig leichte
Choral-Vorſpiele
aus
Dur und Molltonarten
über
die bekannteſten Choräle für Orgel mit und ohne Pedal.
Eingerichtet und componirt
von
Friedrich Baldamus,
Cantor und Organiſt zu Genthin.
Erſtes Heft.
Preis 20 Sgr. od. 16 gr. Courant.
(*Auszug aus der Vorrede.*)

Es giebt zwar ſchon eine bedeutende Menge Vorſpiele, Nachſpiele, Choralvorſpiele für die Orgel, und ſie werden leider von den meiſten Organiſten und Dorfſchullehrern unberückſichtigt gelaſſen, weil ſie einmal ihnen zu ſchwer ſind oder vorkommen, oder weil ſie lieber ihre eigenen Gedanken vortragen wollen. Von welcher Art die Gedanken ſind, und wie ſie ſehr oft auf das Gehör des Kenners und auch wohl auf das des Laien wirken, beweiſet wohl, daſs ſo manche groſse Componiſten ſich bemüht haben, für ſchwächere Organiſten Vorſpiele zu ſchreiben, um dieſen Gelegenheit zu geben, etwas Verſtändliches vor dem Choral vorzutragen. Dieſe Abſicht liegt auch meinen Choral-Vorſpielen zum Theil zum Grunde, und ich habe mich nur bemühet, dieſelben mit einer noch leichteren Spielart zu componiren, als die, welche mir bekannt ſind. Völlig in Accorten modulirende Vorſpiele zu ſetzen, die freylich noch leichter ſind, ſcheint mir den Zweck, den ſie auf das Gemüth des Zuhörers haben ſollen, nicht zu erreichen; darum habe ich dieſe Art nicht ge-

wählt, sondern meinen Vorspielen eine dem Charakter des Liedes passende Melodie eingelegt, und es würde mir belohnend genug seyn, wenn meine Sorgfalt ihren Zweck erreichte, und dieser mühevollen Arbeit neben den vielen noch ein Plätzchen vergönnt würde.

Bey *Joh. Ambr. Barth* in Leipzig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jahn, Dr. *G.*, hypsometrische Tafeln, oder Hülfstafeln für die Berechnung barometrischer Höhenmessungen, nebst Reductionstabellen für Barometerbeobachtungen. Zugleich als Anhang zu den logarithmischen Tafeln von *M. v. Prasse*. 16. geh. 12 gr.

Früher erschien bey demselben Verleger:

Prasse, *M. v.*, logarithmische Tafeln für die Zahlen Sinus und Tangenten, revidirt und vermehrt von Prof. *K. B. Mollweide*. Neue Aufl. 1825. 16. geh. 12 gr.
(Partiepreis für 25 Exemplare 8 Thlr. sächs. netto.)

Ferner hat derselbe aus dem Verlage der *Universitätsbuchhandlung* in Königsberg an sich gekauft:

Westphal, logarithmische Tafeln. 4. 1821. geh. 1 Thlr.

In der *Myliusschen* Buchhandlung, Brüderstrasse No. 4, ist so eben erschienen:

Friedrich von Matthissons literarischer Nachlass nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde. Ein Supplement zu allen Ausgaben seiner Schriften. 4 Bände. gr. 12. Druckpap. 2 Thlr. 20 Sgr. Postpap. 3 Thlr. 10 Sgr. Velinpap. 4 Thlr.

Inhalt: 1r Bd. Mittheilungen aus Matthissons Tagebuch als Fortsetzung seiner Erinnerungen. I. Reiseskizzen und tägliche Erlebnisse. II. Gedichte. III. Sphinx. IV. Polydora; Fremdes und Eigenes. Matthissons Selbstbiographie. 2r Bd. Briefe von L. Ch. Sander, Fr. Brun, geb. Münter, J. G. Freyherr von Salis-Sewis, Fr. Haug, A. von Rode. 3r Bd. Briefe von K. L. von Knebel, K. E. K. Schmidt, J. K. L. Gleim, W. Graf von Wolkenstein, A. Mahlmann, G. W. Ch. Starke, J. F. Freyherr von Retzer, Fr. von Schiller, Ch. M. Wieland, K. L. Fernow, M. A. von Thümmel, H. A. O. Reichard, A. von Maltitz, Dr. Adrian, Fr. Meissner, Dr. Ebel, H. Zschokke, Graf von Kuefsstein, L. Neuffer. 4r Bd. Briefe von Buhle, A. Hirt, Böttiger, A. von Imhof, Jacobi, Fr. Hartmann, A. G. Eberhard, Sömmering, Meyer, K. L. Wurstemberger, W. Müller, Fouqué, A. von Stolterfoth, G. C. Lichtenberg, G. F. Hoffmann, Eschenburg, Seume, L. L. Haschke, A. M. Sprinkmann, Göckingh, F. J. Bertuch, K. F. Kramer, A. G. Meissner, J. K. F. Manso, V. W. Neubeck, K. Müchler, J. D. Gries, Fr. Rochlitz, G. L. Spalding, K. W. Justi, Weisser, K. von Ess, Reinbeck, von Beerenhorst, d'Alton, Pestalozzi, J. G. Müller, A. J. Penzel, Pölitz, Blumenbach, Fr. Weinbrenner, Füssli, Ewald, Wagenseil, E. von der Recke, Th. Huber, J. R. Wyss, Fr. Kind, W. Hauff, Fr. Mosengeil, Schorn, A. Schumacher, K. Pichler, G. Schilling.

Hannover, im Verlage der *Hahnschen* Hofbuchhandlung ist so eben erschienen:

Lateinisch-deutsches Wörterbuch zum Auswendiglernen für die drey untersten Classen gelehrter Schulen. Herausgegeben von Dr. *J. Billerbeck*. $11\frac{3}{4}$ Bogen compressen Drucks in gr. 8. 1832. 8 gr.

II. Uebersetzungs-Anzeigen.

Bey *G. Basse* in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Lehrbuch der Geologie.

Ein Versuch, die früheren Veränderungen der Erdoberfläche durch noch jetzt wirksame Ursachen zu erklären. Von *C. Lyell*. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen von Dr. *C. Hartmann*. I Bandes 1stes Heft. Nebst 2 lithographischen Tafeln. gr. 8. Preis 1 Thlr. 4 gr.

Die strengsten englischen Recensenten *Conybeare*, *Sedgwick*, *Hibbert* u. A. urtheilen von diesem Werke, dass es die erste vollständige, dem jetzigen Stande der Naturwissenschaften angemessene Sammlung der bekannten geologischen Thatsachen sey. Ganz vorzüglich ist es aber darauf berechnet, zum Selbststudium für die vielen Liebhaber und Freunde der Geologie zu dienen. Die schöne Diction und die vielen trefflich gewählten Beyspiele machen das Werk zu einer höchst interessanten Lectüre. — Das Ganze wird 4 Hefte (= 2 Bände) stark.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

September 1832.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Das Thierreich.
Nach *A. F. Schweigger's* Systeme.
Als Leitfaden
beym Unterrichte in der Naturbeschreibung der Thiere, zunächst für die Magdeburger höhere Gewerb- und Handlungs-Schule.
Von
H. Kote.
Magdeburg, bey *Rubach.*
Preis 7½ Sgr. oder 6 gr. Courant.

Es leidet wohl keinen Zweifel, dass nur ein systematischer Unterricht in der Naturkunde der sicherste Führer ist. Langjährige Erfahrung überzeugte den Verfasser obigen Thierreichs, dass eine gedrängte Uebersicht des Systems in den Händen des Schülers den besten Anhalt beym Vortrage gewährt, und diesen nicht, wie die umfassenden Werke über Zoologie, zu einer reinen Paraphrase macht, oder die Unterrichtszeit zu einer Leseübung umgestaltet. Der Verleger hofft durch Billigkeit des Preises das Büchelchen gemeinnütziger zu machen, und somit einem zu lebhaft gefühlten Bedürfnisse wenigstens von seiner Seite abgeholfen zu haben.

Bey *G. Basse* in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Kurze Darstellung der
Geometrie
in populären Vorlesungen. Zum Gebrauch für gebildete Leser entworfen von *Jul. G. B. Flügel.* 2 Bändchen, die ebene und körperliche Geometrie enthaltend. Mit 7 Figuren-Tafeln. 8. Preis 1 Thlr. 12 gr.

Diese Schrift ist nicht nur für Dilettanten und zum Selbststudium bestimmt, sondern auch Lehrer der Mathematik erhalten darin ein treffliches Unterrichtsmittel, wofür der Name des als mathematischer Schriftsteller schon rühmlichst bekannten Verfassers eine hinlängliche Bürgschaft ist.

Bey *J. E. Schaub* in Düsseldorf ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lehrbuch der
Hydrostatik, Aerostatik und Hydraulik.
Von *J. P. Brewer,*
Prof. der Mathematik und Physik in Düsseldorf.
437 Seiten in gr. 8. mit 6 Steindrucktafeln.
Preis 2 Thlr. 22 gr.
(Auch unter dem Titel: Lehrbuch der Mechanik. 3r und letzter Theil.)

Die vollständige Mechanik, 3 Bände, kostet 6 Thlr.

Rottecks Weltgeschichte in 4 Bänden.

So eben ist erschienen:

Allgemeine Weltgeschichte
für alle Stände,
von Hofrath Dr. *Carl von Rotteck.*
Zweyter Band. (Mittelalter.)
Enthaltend: Lieferung 7 — 13 des ganzen Werkes.
Pränumerations-Preis für jede Lieferung 5 gr.
Preis des ganzen Werkes 4 Thlr. 4 gr.

Der Verleger hat noch vor der versprochenen Frist, in regelmäsigen Terminen, den ersten und zweyten Band dieses *anerkannt classischen Werkes,* welches den literarischen Ruhm des verehrten Verfassers von Neuem bewährt, zu einem so wohlfeilen Preise und in einer so schönen Ausstattung geliefert, dass auch seinem Bestreben eine erfreuliche Würdigung zu Theil wurde. Die Fortsetzung wird, wie bisher, regelmäsig erscheinen, und *das*

Ganze in 4 Bänden Ende dieses Jahres in den Händen der Subscribenten seyn.

Die Vorzüge des Werkes sind bekannt; den grössten Werth erhält es dadurch, dass es dem Leser auch die Geschichte der neuesten Zeit (bis zum Jahr 1831) bietet, wogegen sogar die *grössere Weltgeschichte* des Verfassers (9 Bände, 8te Auflage, Freiburg *bey Herder) nur bis zum Jahre* 1816 *gehet.*

Bestellungen nehmen, noch zum Pränumerations-Preis, alle soliden Buchhandlungen an; das Werk ist auch *bandweise* (zur Portoersparniss) für gleichen Preis zu beziehen.

Stuttgart, den 1 Aug. 1832.

Carl Hoffmann.

F. v. Didron
die Grundlehren der Gleichungen, Reihen und Logarithmen. Ein Handbuch für Militärschulen, für die mittleren Classen der Gymnasien und zum Selbstunterricht.
Magdeburg, bey *F. Rubach.*
1832. Preis 1 Thlr. 16 gr.

Ein mathematisches Werk, welches die Elemente dieser wichtigen Theorie speciell umfasst, dem Leser das Nothwendigste und Interessanteste derselben klar und für das Selbststudium geeignet vorlegt, dürfte ein wünschenswerther Gegenstand für Alle seyn, welche sich sowohl aus Neigung als auch zum Behuf künftiger Examina mit dieser Wissenschaft beschäftigen wollen.

In der *H. W. Ritter'schen* Buchhandlung in Wiesbaden ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Praktische Anleitung
zum
Uebersetzen
aus dem
Deutschen in's Französische.
Eine vollständige Sammlung
von
Uebungsstücken über alle Regeln einer jeden Sprachlehre, mit besonderer Rücksicht auf die Paragraphen der Sprachlehre
von *Sanguin,*
nebst einer
Anweisung zur Pronominal-Construction und einer vollständigen Abhandlung über die Participien,
von
H. Barbieux.
(Lector der franz. Sprachlehre.)

Dieses Werkchen erscheint als eine Zugabe zu *Sanguin's* theoretischer Grammatik. Der Verfasser, in der billigen Anerkennung der Vorzüge der genannten Sprachlehre, hat sich die Aufgabe gestellt, die aus *Meidingers* Zeit herrührenden Aufgaben durch eine Sammlung von (200) zweckmässigeren, meist aus dem Bereiche der Wissenschaften und der Moral geschöpften systematisch geordneten Uebungsstücken zu ersetzen, um dadurch jener Sprachlehre leichteren Eingang in Gelehrtenschulen zu verschaffen. Einige theoretische Theile, die in den bisherigen Sprachlehren entweder zu weitläuftig oder unzureichend sind, dürften in diesem Werkchen eine willkommene Erscheinung seyn.

Bey *A. Baumann* in Marienwerder ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Koch, C. F., (königl. Ober-Landesgerichts-Assessor und Gerichts-Director) *Anleitung zum Referiren* und zum Absetzen der Erkenntnisse bey preussischen Gerichthöfen, nebst Bemerkungen über die unterscheidenden Merkmale der in Processen vorkommenden verschiedenen richterlichen Befehle und über die Publication der Urtel; mit 8 Muster- und Probe-Relationen, einem Muster zu Classificationserkenntnissen, und einem Muster-Erkenntnisse aus einem Pachtprocesse über mehrere Puncte und Gegenfoderungen und einem danach zu bestimmenden Saldo. gr. 8. 1832. Ladenpreis 1 Thlr.

Pannewitz, Jul. v., (Oberforstmeister) Anleitung zum Anbau der Sandflächen im Binnen-Lande und auf den Strand-Dünen, für Landwirthe, Waldbesitzer und Forstbeamte. Nebst 3 lithogr. Abbildungen und 2 Beylagen. gr. 8. 1832. *Eleg. brosch.* Preis 1 Thlr. 15 Sgr. (1 Thlr. 12 gr.)

Pudor, C. H., über *Goethe's* Iphigenia. Ein ästhetisch-literarischer Versuch, als Beytrag zu Vorstudien über *Goethe.* 8. 1832. Elegant cartonnirt. Preis 1 Thlr.

Bey *E. B. Schwickert* in Leipzig ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliotheca sacra patrum ecclesiae Graecorum. Pars III. Tom. 3. Contin. Clementis Alexandr. opera omnia. Recognov. *R. Klotz.* Vol. 3. 8. broch. 21 gr.

Vol. 1 kostet auch 21 gr. und Vol. 2 1 Thlr. Mit Vol. 4, welches noch in diesem Jahre erscheinen wird, sind Clementis opera geschlossen.

Pars I der Bibliotheca sacra etc. enthält: Jo-

sephi opera omnia, in 6 Vol., und diese kosten 5 Thlr. 6 gr.
Pars II der Bibliotheca sacra etc. enthält: Philonis opera omnia, in 8 Vol., und diese kosten 6 Thlr. 8 gr.

Von sämmtlichen Volum. sind auch noch Exemplare auf Schreibpapier zu haben.

Leipzig, im Sept. 1832.

So eben ist bey uns erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der *geschwinde Rechenmeister*, oder Anweisung, alle Rechnungsarten von Regel de Tri an bis zur *Kubischen* Berechnung in kurzer Zeit *ohne die geringste Beyhülfe* zu erlernen. Mit Tausenden von Beyspielen und Tabellen. Zum Gebrauch für Lehrer, Schulen, Geschäftsmänner, Cassen-Bau- und Forst-Beamte, Professionisten und Landleute, von *F. Fischer*. Preis 1 Thlr.

Leipzig, den 28 Aug. 1832.

W. Zirges'sche Buchhandlung.

Israelitische Glaubens- und Pflichten-Lehre für Schule und Haus,
von
S. Herxheimer,
Land-Rabbiner zu Bernburg.
Magdeburg.
In Commission bey *F. Rubach.*
Preis 6 gr.

Bey *Aug. Hirschwald* in Berlin, so wie in allen übrigen Buchhandlungen Deutschlands, wird unentgeltlich ein Verzeichniss von 280 deutschen, französischen und englischen Zeitschriften ausgegeben, welche im Jahre 1832 erscheinen, und 4 bis 5 Monate nach ihrem Erscheinen für die Hälfte des Ladenpreises käuflich abgelassen werden sollen. Da diese einem literarischen Institute gehörenden Journale nur in einfachen Exemplaren vorhanden sind, so werden die etwanigen Bestellungen, welche in allen Buchhandlungen angenommen werden, baldigst erbeten.

Subscription nur noch 14 Tage offen!

Kern classischer Compositionen.

An gute Buch- und Musik-Handlungen wurde versandt:

Neue Bibliothek für Pianofortespieler.
(Hefte 1—9 mit Porträts und Biographieen.)

Zur besten Empfehlung dieses viel besprochenen Unternehmens mag dienen, dass es trotz der vielen Widersacher gediehen, mehr als die Verleger erwarteten. Der gediegene Inhalt in einer correcten, schönen und beyspiellos wohlfeilen Ausgabe wurde überall in öffentlichen Blättern, Lehrern wie Schülern, nachdrücklich empfohlen. Das Heft aus 3 Bogen (mit Porträt und Biographie) kostet nur 4 gr., was im gewöhnlichen Notendruck nicht für den vierfachen Preis herzustellen ist. Sammlern auf 5 Exempl. das 6te frey. Der 1ste Jahrgang 26 Hefte ist noch für 5½ Thlr. zu haben.

Schubert und *Niemeyer*
in Hamburg und Itzehoe.

Bey *C. F. Suess* in Weissenfels ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die 221; nicht die Deputirten Frankreichs, sondern 221 Räthsel-Aufgaben aller Gattungen in einen Kranz zur Unterhaltung geselliger Kreise geflochten von *H. W. Lehmann.* Preis 10 gr.

II. Uebersetzungs-Anzeigen.

Bey *Joh. Ambr. Barth* in Leipzig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rabelais, Gargantua und Pantagruel, a. d. Französischen verdeutscht mit Einleitung und Anmerkungen, den Varianten des 2ten Buchs von 1533, auch einem noch unbekannten Gargantua, herausgegeben von *G. Regis.* 1r Theil. Text. Mit des Autors Bildniss. gr. 8. cart. 5 Thlr. 6 gr.

Füllt das Alberne die Welt, wie *Goethe* sagt, und giebt es gleichwohl nothwendiger und glücklicher Weise überlegene Geister, die es in den Spiegel der Erkenntniss, oder auch der heiteren Darstellung fallen lassen, so darf auch wohl dieser Gargantua und Pantagruel in einer neuen Verdeutschung sich einiger Theilnahme getrösten. Lebt ja doch und blüht in unseren Compendien der Literatur wenigstens auch der fast dreyhundertjährige, von unserem Fischart gepflegte Absenker dieses Werks, eben so wohl als es selbst, im Gebiete des Humors und Scherzes sich des Rufes der Classicität erfreuend; und bleiben doch beide für den tieferen wie für den oberflächlicheren Beobachter die Spiegelschrift ihrer Zeit und Urheber. Denn treuer, derber und mährchenhaft launischer liess sich wohl die prunkende und stelzende Abentheuerlichkeit, die thierische

Dumpfheit und Verfallenheit an die rohe Sinnlichkeit nach Inhalt und Form, und immer mit einem felbft die Sprache gewaltig beherrfchenden Geifte, nicht wiedergeben, als beide Schriftfteller wetteifernd gethan. Hilft nun aber die vorliegende Verdeutfchung des Rabelais durch Treue und Fleifs, durch eine Einleitung und Anmerkungen dem Bedürfnifs ab, uns manches in der Zeit Entrückte und Abgeblichene näher zu rücken und aufzufrifchen, fo darf fie fich vielleicht defto gröfserer Theilnahme verfehen. Immer aber wird es Beweis wachfender Bildung feyn, fich in einen kräftigen, felbftftändigen Geift hineinzuleben, feine eigenthümliche Weltanficht nicht nur aufzufaffen und uns anzueignen, fondern auch zu erweitern, reiner auszubilden und fo zum Glied und Theil einer anderen zu machen. Darum laden wir das Publicum auf diefes, wenn auch fcheinbar feltfame Mahl, und dürfen einem weifen Genuffe, der ja überall zu fodern oder zu empfehlen fteht, auch eine gedeihliche Wirkung auf wahre Bildung unbedenklich verfprechen.

Bey *Fleifchmann* in München ift erfchienen, und an alle Buchhandlungen verfandt worden:

T. Livius römifche Gefchichte, überfetzt und erläutert von Profeffor *Oertel*. 9te Band. gr. 12. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Diefe mufterhafte Ueberfetzung, nach allgemeinem Urtheile die „gelungenfte" des grofsen römifchen Gefchichtfchreibers, wird mit dem 10ten Bande noch in diefem Jahre vollendet feyn; der Preis des ganzen bogenreichen, mit Anmerkungen verfehenen Werks von 10 Bänden aber dennoch nur zwifchen 9 und 10 Thlr. betragen, fo dafs die Anfchaffung des ausgezeichneten Claffikers Jedermann leicht gemacht ift.

III. Bücher-Auctionen.

Den 19 November d. J. und folgende Tage wird in Wittenberg die von dem verewigten Generalfuperintendent Dr. *C. L. Nitzfch* hinterlaffene Bibliothek öffentlich verfteigert werden. Die Kataloge find verfandt und durch alle Buchhandlungen, in Berlin durch *Asher*, in Dresden durch *Janfen*, in Halle durch *Schwetfchke* und *Sohn* und in Leipzig durch *Zefewitz* zu beziehen. Nach Verlangen liefert die *Zimmermannifche* Buchhandlung, welche auch zur Uebernahme von Commiffionen erbötig ift, noch mehr Exemplare.

Wittenberg, den 8 Sept. 1832.

Verzeichnifs der Buchhandlungen, aus deren Verlage im September-Hefte der J. A. L. Z. und in den Ergänzungsblättern von No. 65—72 Schriften recenfirt worden find.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummern des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt. Der Beyfatz E. B. bezeichnet die Ergänzungsblätter.)

Akademie der Wiffenfchaften in Berlin 174.
Amelang in Berlin 179.
Arnold in Dresden u. Leipzig 166. 178. 180.
Arnz u. Comp. in Düffeldorf E. B. 67.
Barth in Leipzig E. B. 70.
Baumgärtner in Leipzig E. B. 65.
Brockhaus in Leipzig 167 (2). 173.
Dannheimer in Kempten E. B. 68. 69 (2).
Dieterichfche Buchh. in Göttingen 170.
Dümmler in Berlin 179.
Duncker u. Humblot in Berlin E. B. 70.
Engelmann in Heidelberg 171.
Enslin in Berlin 163.
Ernefti Selbftverlag in Coburg 162.
Eupel in Sondershaufen 166.
Fleckeifen in Helmftädt 162.
Flinzer in Gotha 167.
Gebauer in Halle 172.
Georges in Landau 173.
Gerold in Wien 164.
Gräbner in Weimar 164 (2).
Groos in Carlsruhe 179 (3).
Günther in Glogau 175.
Hallberger in Stuttgart E. B. 79.
Hahn in Hannover 164. E. B. 65. 72.
Hallerfche Buchdr. in Afchersleben E. B. 70.
Hartknoch in Leipzig E. B. 65.
Hartmann in Leipzig E. B. 71.
Haubenftricker in Nürnberg 161.
Hendefs in Cöslin E. B. 70.
Hennings in Neiffe 161.
Heyer in Giefsen E. B. 65.
Hinrichsfche Buchh. in Leipzig E. B. 70.
Hirfchwald in Berlin 178.
Hofbuchhandl. in Rudolftadt 177.
Huber in St. Gallen 166.
Kelfelringfche Hofbuchh. in Hildburghaufen E. B. 66. 67.
Kollmann in Leipzig 170.
Kummer in Zerbft 172.
Langewiefche in Iferlohe E. B. 68. 69.
Laupp in Tübingen 162.
Lucas in Elberfeld 168.
Luckhardt in Kaffel 161.
Mayer in Aachen u. Leipzig 174.
Meyer in Braunfchweig 171.
Meyerfche Hofbuchh. in Lemgo 180.
Nauck in Leipzig 163.
v. Rodenfche Buchh. in Lübeck 175.
Rücker in Berlin 178.
Schulz in Hamm 161.
Schumann in Leipzig 164.
Schwetfchke u. Sohn in Halle 171.
Sinner in Coburg u. Leipzig 179.
Spurny in Prag 176—178.
Vandenhöck u. Ruprecht in Göttingen 172.
Verlags-Comptoir in Braunfchweig E. B. 69.
Wagner in Infpruck E. B. 72.
Wienbrack in Leipzig 175. E. B. 71. 72.
Wohlers in Ulm E. B. 72.
Wolbrecht in Leipzig 172.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

JURISPRUDENZ.

1) Leipzig, b. Hartknoch: *Systematische Darstellung des im Königreiche Sachsen geltenden Kirchenrechts*, von D. *Karl Gottlieb Weber* u. s. w. Zweyter Theil. 2te u. 3te Abtheilung u. s. w.

2) Hannover, b. Hahn: *Ueber das Beichtgeheimniss und das Recht der Obrigkeit, dessen Revelation zu fodern.* Eine Monographie, von *G. C. Breiger* u. s. w.

3) Giessen, b. Heyer: *Das Beichtgeld in der protestantischen Kirche, seine Entstehung und die Nothwendigkeit seiner Abschaffung.* Ein Versuch von *Ferd. Friedrich Fertsch* u. s. w.

4) Leipzig, b. Baumgärtner: *Gedanken, die Parität der Rechte zwischen den katholischen und nicht katholischen Unterthanen der deutschen Bundesstaaten betreffend.* Von *Wilhelm* Grafen *v. Hohenthal* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

III. *Von den Rechtsverhältnissen des Schulwesens.* Fürst und Stände haben in dem edelsten Einklange dafür gesorgt, dass es weder an Elementarschulen für die Volksjugend im Allgemeinen, noch an wissenschaftlichen Bildungsanstalten mangelt, und an der zeitgemässen Verbesserung derselben wird mit täglich regerem Eifer gearbeitet. Für gelehrte Ausbildung dienen a) die beiden *Land- und Fürsten-Schulen* zu Meissen und Grimma, welche den seltenen Vorzug haben, nicht bloss Lehr-, sondern auch Erziehungs-Anstalten zu seyn, und von welchen jede 120 Frey- und Kost-Stellen besitzt, die nur an Knaben von 13—15 Jahren verliehen werden dürfen, und zu deren Genuss eine durch vorgängige Prüfung erprobte Tauglichkeit zum Studiren, ingleichen — bis jetzt wenigstens — die evangelisch-lutherische Confession Bedingungen ausmachen, von deren letzter es in einem sächs. Kirchenrechte des folgenden Jahrhunderts aller Wahrscheinlichkeit nach gelten dürfte, was der Vf. (S. 1030) von der aus einer alten Landesordnung aufgestellten Verfügung (dass der dritte Theil der zu Freystellen zu designirenden jungen Leute von Adel seyn soll) bemerkt: es sey längst ausser Uebung gekommen. b) Die Lyceen und sogenannten *lateinischen Stadtschulen;* schon im 16ten Jahrhundert so zahlreich, dass jede Mittelstadt ihr Gymnasium hatte, deren Zöglingen die unmittelbare Beziehung der Universität nach vollendetem Lehrcursus unbenommen war. Es wurde noch überdiess Inhalts der Schulordnung vom J. 1580 als vortheilhaft und wünschenswerth angesehen, dass sogar auch *auf den Dörfern* (!) lateinische Schulen eingerichtet werden könnten. Durch weise Regierungs-Massregeln neuerer Zeit ist eine bedeutende Anzahl dieser Unterrichtsanstalten in *deutsche* Stadt- oder Bürger-Schulen umgewandelt worden, so dass jetzt im gesammten Königreiche nur noch 12 dergleichen gelehrte Schulen vorhanden sind (S. 1026). Für den Elementarunterricht in *Volksschulen* ist in allen Städten und in allen Kirchdörfern gesorgt. Noch im J. 1805 wurde von den Landständen ausdrücklich der Grundsatz aufgestellt: „dass das *Schul- und Erziehungs-Wesen* nicht bloss als eine Sache derer, die Kinder haben, sondern als allgemeine *Staatsangelegenheit* zu betrachten sey; daher sie sich auch gedrungen fühlten, die Schulanstalten aus den Landessteuer-Cassen werkthätig zu unterstützen" (S. 1031). Als Lehrgegenstände des öffentlichen Unterrichts, an welchem die gesammte Volksjugend Theil nehmen soll, und welcher nicht mehr, wie früher, zum Theil für die Privatstunden, die nur von einigen Kindern benutzt wurden, vorbehalten bleiben darf, sind ausdrücklich vorgeschrieben, vor allem das Christenthum, sodann deutsches Lesen, Schreiben (mit deutscher Sprachlehre und Orthographie) — Rechnen — Singen und das Nöthigste und Wissenswürdigste aus der — Erdbeschreibung — der Geschichte, besonders des Vaterlandes — der Naturlehre und — Naturgeschichte — der Oekonomie und — Technologie — der vaterländischen Gesetzkunde u. s. w. (S. 1050), zu denen, hoffentlich recht bald, Kenntniss der neuen, nach den Foderungen der Zeit, zu berichtigenden Masse und Gewichte hinzukommen wird. Winkelschulen, d. h. solche, die nicht mit ausdrücklicher Bewilligung der Bezirks- und Local-Behörden bestehen, werden nicht geduldet (S. 1034). Alle Eltern und Vormünder, für deren Kinder und Pflegebefohlne nicht auf anderem Wege gesorgt ist, sind verpflichtet, dieselben vom 6ten Lebensjahre bis zu Erfüllung des 14ten die öffentliche Schule ihres Wohnorts unter Entrichtung des Schulgeldes an die daselbst besonders bestellten Einnehmer desselben ununterbrochen fleissig besuchen zu lassen. Jede

dieser Schulen ist in zwey Classen getheilt, in denen sämmtliche Lehrgegenstände nach einem festgesetzten Lectionsplane mit zweckmäfsiger Abwechselung vorgetragen werden. Zur Beförderung des eigenen Fortschreitens in Erlernung nützlicher Kenntnisse sind an einigen Orten eigene Schulbibliotheken gestiftet, an anderen werden sie sehnlich erwartet. Am Schlusse eines jeden Halbjahres sind öffentliche Prüfungen, wobey die im Laufe desselben gelehrten Materien mit sämmtlichen Kindern wiederholt werden sollen, und Censurtabellen über den Fleifs und die Fortschritte eines jeden einzelnen Schulkindes nach einem vorgeschriebenen Schema ertheilt werden. Eine jährlich an zwey verschiedenen Sonn- oder Fest-Tagen zu haltende Schulpredigt giebt den Geistlichen Gelegenheit, sich in ihrem Beruf auf eine ausgezeichnete Art nützlich zu beweisen. Eine vollständige Instruction für Volksschullehrer wurde bis jetzt vergeblich gewünscht. „Man hat neuerlich, heifst es S. 1080, Anweisungen für Forstbediente wegen der *Holzzucht* gefertigt und öffentlich bekannt gemacht. Sollte die Kinderzucht, sammt dem, was ihr anhängig ist, weniger specielle Sorgfalt für die Sicherung und Beförderung der diesfalsigen gesetzlichen Einrichtungen verdienen? Die an einigen Orten bestehenden Schulconferenzen zwischen den Pfarrern und Schullehrern benachbarter Parochien können bey weiterer Verbreitung und zweckmäfsiger Einrichtung manche Vorarbeit dazu liefern. Die in Gemäfsheit der Schulordnung und der besonderen Localverhältnisse jeder einzelnen Schule abgefafsten *Gesetze für die Schulkinder* werden gedruckt oder mit Fracturschrift geschrieben in der Schulstube aufgehängt. Ueber *Mädchenschulen* findet sich S. 1054 eine für die Wichtigkeit des Gegenstandes viel zu summarische Nachricht. — IV. *Von den kirchenrechtlichen Verhältnissen der Ehe.* Schon Th. 1. §. 55 hatte der Vf. gezeigt, dafs der kirchliche Charakter dieses an sich weltlichen Geschäfts als ein Erbstück der päpstlichen Hierarchie den Grundsätzen unserer ersten Reformatoren offenbar widerstreite, und durch Begünstigungen von Seiten der Staatsgewalt sich in mehreren protestantischen Ländern fortdauernd erhalten habe. Die dadurch entstehenden Schwierigkeiten in der Auffassung und dem Vortrage dieser Verhältnisse sind seinem Scharfblicke nicht entgangen. „Nicht zu verkennen ist es, heifst es (S. 1096), dafs die vierfache Behandlung der Lehre von den Rechtsverhältnissen der Ehe im römischen, im kanonischen, im deutschen und in dem Particular-Rechte (nicht auch im jüdischen?) den angehenden Juristen die Uebersicht und richtige Auffassung derselben im Ganzen ungemein erschwert, auch an sich wegen der Spaltung der verschiedenartigen, dahin einschlagenden, Materien keinesweges vortheilhaft ist." Was nach diesen verschiedenen Quellen als geltendes Eherecht angesehen werden kann, hat der Vf. mit Beschränkung auf kirchliche Verhältnisse nach der Ordnung der ausgezeichnetsten Lehrbücher sorgfältig zusammengestellt. In zweifelhaften Fällen wird auf den Gerichtsgebrauch und auf den ausführlichen *Entwurf* einer neuen Eheordnung verwiesen, welcher seit dem J. 1824 durch vereinte Thätigkeit der oberen Landescollegien abgefafst und dem Oberconsistorium zu nochmaliger Begutachtung zugefertigt wurde (S. 1098), und vielleicht nur noch die — bey einem Entwurfe dieser Art doppelt wünschenswürdige — Bekanntmachung auf dem Wege höherer Publicität erwartet, um zu einem vollendeten Landesgesetze erhoben zu werden. Bestimmungen, wie die S. 1314 aus demselben mitgetheilte, dafs eine beständige Scheidung vom Tisch und Bette alle bürgerlichen Wirkungen einer gänzlichen Ehescheidung haben soll — dürften manchen Mifsgriff der bisherigen Gesetzgebung aussöhnen; ob auch das unbedingte Verbot einer Ehe mit einer Person, die nicht der christlichen Religion zugethan ist (S. 1148), dürfte von der Vorfrage abhängen, ob hier eine unduldsame Praxis oder das Ansehen des Apostels Paulus vorherrschen soll. — Angehängt von S. 1369 — 1380 findet sich eine Reihe nachträglicher Bemerkungen zu allen fünf Abtheilungen des vorliegenden Werks, das mit einem allgemeinen Register beschlossen wird. — Den — hier benutzten — Beyträgen zu dem letzten, welche wir am Schlusse unserer Anzeige der beiden ersten Abtheilungen bezeichneten, können wir jetzt noch folgende, zufällig bemerkte, hinzufügen. *J. H. Böhmer* I, 1, 77. 118. (Auch der Sohn desselben, *G. Ludwig B.*, über dessen allgemein geschätztes Lehrbuch eine lange Reihe von Jahren hindurch kirchenrechtliche Vorlesungen zu Leipzig u. s. w. gehalten wurden, hätte hier eine Stelle verdient.) *Gemeinde-Rechte* II, 2, 388. 467. *J. S. Göbel*, I, 1, 128. *Gleichstellung* s. christl. Religionen. *Kirchenpatronatrecht.* Dessen Verjährung II, 2, 298. *Normalquantum* des Diensteinkommens. (Minimum) II, 2, 552. *Prüfungen in den Volksschulen* 1034. 1077. 1084. *K. Heinr. v. Römer* I, 1, 128. *Schullehrer-Prüfungen*, setze hinzu: II, 2, 389. *Verneinende Stimme* der Gemeinden bey der Wahl ihrer Seelsorger und Schullehrer II, 2, 388. 392. *Chr. Glo. Wabst* I, 1, 128.

So wäre demnach dieses durch Vollständigkeit, durch mühevolle gründliche Forschung, durch Reichthum an literarischen Kenntnissen, durch besonnene Kritik und durch den Geist ächtchristlicher Humanität ausgezeichnete Werk glücklich zu seinem Ende gediehen. Wir bezeugen dem, so viel wir wissen, seitdem zu einer Stelle in dem höchsten Landesgerichte beförderten Vf. in unserem und im Namen des ganzen deutschen — gewifs damit einstimmigen — Vaterlandes von ganzem Herzen die lebhafteste Erkenntlichkeit für diese Bereicherung der vaterländischen Literatur, und blicken zugleich mit Dank auf die Staatsregierung und die höchsten Landes-Collegien hin, ohne deren Unterstützung ein Werk von diesem Umfange das Ziel der Vollendung nicht erreicht haben würde. Wenn wir bey der Anzeige des ersten Bandes (1823. N. 223. S. 340) mit Sicherheit vorherzusehen glaubten, die Zeit werde ihre Rechte behaupten, und früher oder später mit einer durchweg consequenten Gesetzgebung den vollständigsten Einklang des Staats und der Kirche herbeyführen, so haben die neuesten Ereignisse in diesem

Königreiche die Realisirung dieser Aussicht gar sehr beschleunigt. Mehrere wohlthätige Verfügungen in Kirchensachen sind bereits ins Leben getreten, und eine totale Revision aller und jeder Zweige des Bestehenden ist durch eine in vielfacher Hinsicht ausgezeichnete *Verfassungs-Urkunde* möglich geworden. Welch ein Reichthum von Materialien bietet sich auch hier der Bearbeitung eines nach Folgerichtigkeit strebenden Gesetzgebers dar! Wie bald dürfte, bey zweckmäßsigen Wahlen zu diesem wichtigsten aller Geschäfte, die noch im ersten vorliegenden Bande (Th. II. Abth. 2. S. 692) erhobene Klage verstummen, „daſs in hiesigen Landen seit der Kirchenordnung vom J. 1580 so häufig nur über einzelne specielle Gegenstände des Kirchenrechts *abgesondert* gesetzlich entschieden worden sey, ohne mehrere wesentlich zusammenhängende und auf denselben Gründen und Verhältnissen beruhende Gegenstände zusammen zu fassen." Noch erlauben wir uns rücksichtlich der Form einer neuen Ausgabe den doppelten Wunsch, die Bände des Ganzen nicht nach Theilen *und Abtheilungen*, sondern schlechtweg nach Theilen, von 1—5, zu bezeichnen, und den Columnentitel: *Zweytes Buch. Privatkirchenrecht im engeren Sinne*, welcher in den drey letzten Bänden ohne Beysatz und Veränderung fortläuft, mit einem angemesseneren zu vertauschen.

No. 2 ist eine, wie der Vf. selbst bemerkt, „etwas schnell" bearbeitete Gelegenheitsschrift, die mehr für eine vorübergehende Unterhaltung als für den Zweck einer gründlichen und erschöpfenden Belehrung berechnet zu seyn scheint. Betrachtungen über Beichte, deren Geschichte und möglichst nützliche Einrichtung gehen denen über das sogenannte Beichtsiegel in einer nicht ganz lichtvollen Ordnung und in einer, zuweilen an Homilie grenzenden Sprache zur Seite. Die Missbräuche dieses Instituts in der katholischen Kirche werden gezeigt, und die Mittel dagegen angedeutet. Die Privatbeichte wird mit Lebhaftigkeit vertheidigt, und, in Ermangelung derselben, die zutrauliche Mittheilung im Hause des Predigers unter gleichmäßsiger Verschwiegenheits-Pflicht wie bey der ersten empfohlen. (Die Bemerkung, daſs die Apologie der Augsburgischen Confession die Vorstellung von einem Sacrament der Beichte gleich anfangs verworfen und bestritten habe (S. 24), wird durch den Augenschein widerlegt. *Vera sunt sacramenta*, heiſst es daselbst (C. VII. S. 269 der Pfaffischen Ausgabe), *baptismus, coena domini, absolutio quae est sacramentum poenitentiae.* Auch in Luthers gröſserem Katechismus wird dieses Institut als eine Rückkehr zur Taufe unter der, an sich nichts entscheidenden, Benennung eines Sacraments angeführt. (Bey *Pfaff* a. a. O. S. 646.) Noch in seinem Sterbejahre (1546) schrieb Luther: „daſs die *Buſse*, sammt der Gewalt der Absolution oder Löseschlüssel, ein *Sacrament* sey, bekennen wir gern. Denn sie hat die Verheiſsung und giebt Vergebung der Sünden um Christi willen" (T. VIII. Jenens. f. 382 a). Nur in zwey Fällen wird der weltlichen Obrigkeit das Recht eingeräumt, nach einem Beicht- oder Amts-Geheimnisse zu fragen, wenn nämlich 1) Verbrechen in der Beichte bekannt würden, deren Wirksamkeit zum Schaden eines oder mehrerer noch *fortdauerte*, und durch den Thäter sehr gut aufgehoben werden könnte, und 2) bey dem Bekenntniſs von Verbrechen, die jemand erst *begehen will*. Hier würde, wie S. 68 bemerkt wird, das behauptete Beichtgeheimniſs eine Entweihung des Predigtamts seyn. Auch im Kreise seiner Familie soll dem Geistlichen das Amtssiegel heilig seyn. Predigerfrauen, welche ihr Verhältniſs miſsbrauchen, um ihren Ehegatten Amtsgeheimnisse zu entlocken, werden S. 52 und 53 ihre Zurechtweisung finden. Lächeln muſsten wir, wenn es ebendaselbst heiſst: „man möchte nicht in Abrede seyn, daſs der katholische Geistliche als Einzelner mehr Zutrauen bey Einzelnen finde, die ihm etwas zu offenbaren haben, weil er allein steht und keiner ihm so nahe ist, daſs man eine Eröffnung an diesen fürchten dürfe." Hat denn der katholische Geistliche keine geistlichen Schwestern?

Die Schrift No. 3 spricht abermals gegen die Erhebung des Beichtgeldes, eine trotz der vielfachen miſsbilligenden Aeuſserungen der achtbarsten Männer und der vereinten Wünsche eines groſsen Theils der Geistlichen bis zu unseren Zeiten in den meisten Ländern evangelisch - lutherischer Confession beybehaltene Abgabe. Der Vf. hatte die Absicht, diesen Gegenstand als einen durchaus unanständigen, höchst nachtheiligen und folglich verwerflichen Besoldungstheil der Geistlichen aufs Neue zur Sprache zu bringen, und wir zweifeln nicht, daſs seine Schrift wesentlich dazu beytragen werde. Nach einigen geschichtlichen Bemerkungen über den Ursprung dieser Abgabe und den Zusammenhang derselben mit der, selbst von Katholiken laut getadelten, *Ablaſskrämerey*, welche die nächste Veranlassung der gesegneten Kirchenverbesserung wurde, stellt der Vf. die Ansichten mehrerer Juristen und Theologen, besonders aus den beiden letzten Jahrhunderten, darüber zusammen, und entwickelt sodann ausführlich die daraus entstehenden Nachtheile nicht nur für den Geber und den Empfänger, sondern auch für das kirchliche Leben und die Sittlichkeit überhaupt. Mit groſser Wahrheit wird namentlich S. 20—22 der widerliche Eindruck geschildert, welchen dieser Andacht störende Tribut auf die Seele des erleuchteten Christen hervorbringen muſs. Auch die Unangemessenheit dieser Abgabe für den Geistlichen selbst wird mit lebhaften Farben geschildert. Der Vf. gesteht (S. 36), daſs er während einer 20jährigen Amtsführung noch niemals ohne innere Beschämung das Beichtgeld empfangen habe; das Unschickliche und durchaus Anstöſsige, das in der Verknüpfung einer ernst religiösen Handlung mit einer so kleinlichen, leicht zu miſsdeutenden und durch ihren Ursprung verdächtigen Abgabe enthalten sey, habe ihn mit peinlichen Empfindungen erfüllt. Selbst die Fortdauer des mit dem Ideale der evangelischen Freyheit streitenden *Beichtzwanges*, nach welchem jedes Mitglied einer evangelischen Gemeinde hinsichtlich der Beichte und des Abendmahls an seinen bestimmten Geistlichen gewiesen ist, hängt nach S. 29

besonders in grösseren Städten mit diesem *Sündengelde* (wie wir es nennen möchten) zusammen. Die in einzelnen Gemeinden (auch der Vf. von No. 2 bemerkt S. 39, dass es ihm vor mehreren Jahren schon gelungen sey, das Beichtgeld in seiner *damaligen* Gemeinde gegen eine anderweitige Vergütung abzuschaffen), wie in einzelnen Ländern, angewandten Bemühungen, diesen Besoldungstheil durch einen angemesseneren zu verdrängen, werden angedeutet und namentlich das Herz. *Nassauische* Edict vom 24 Jan. 1818 erwähnt, nach welchem diese Abgabe aufgehoben und den betreffenden Pfarrern — zu ihrer und der Zufriedenheit ihrer Parochianen — die volle Entschädigung dafür aus dem Localkirchenfonds und, bey dessen Unzulänglichkeit, durch Erhebung von *Kirchensteuern* geleistet wird. Ob Steuern dieser Art sich überall mit gleicher Leichtigkeit einführen lassen, dürfte zweifelhaft seyn. Unserer Ueberzeugung nach beruht das ganze Geheimniss einer allgemeinen Abschaffung dieses Uebelstandes im ganzen Umfange des deutschen Bundes auf folgenden beiden gleich wesentlichen Bedingungen. *Die erste:* Entschlossener Wille der Staatsregierung, demselben, als einem die Sittlichkeit und das Ansehen eines zur Beförderung derselben unentbehrlichen Standes gefährdenden Missgriffe, abzuhelfen. *Die zweyte:* Anwendung des §. 35 des Reichsdeputationshauptschlusses vom 25sten Febr. 1803, nach welchem alle Güter der fundirten Stifter, Abteyen und Klöster, *in den alten sowohl als in den neuen Besitzungen*, denen in diesem Hauptschlusse selbst nicht eine besondere Bestimmung gegeben wurde, der freyen und vollen Disposition der respectiven Landesherren, sowohl zum Behufe des Aufwandes für den Gottesdienst, Unterricht und andere gemeinnützige Anstalten, als zur Erleichterung ihrer Finanzen, überlassen werden. — Eine aus dieser reichhaltigen Quelle abzuleitende Besoldungszulage zur verhältnissmässigen Entschädigung für das fragliche Sündengeld — unter dem Rathe und der verfassungsmässigen Mitwirkung getreuer Stände — würde mit wenigen Federzügen alle Schwierigkeiten beseitigen, und gewiss grössere Ansprüche auf den Dank des Landes begründen, als die ungeheueren Schenkungen an einzelne Lieblinge, die derselben nicht bedürfen, und die Verwendung auf einen Luxus, der alle Schranken durchbricht. — Wegen einiger zum Theil auch hieher gehöriger Bemerkungen über Accidentialbesoldungen im Allgemeinen beziehen wir uns auf die gleich folgende Schrift, und bemerken nur noch, dass der Vf. der vorliegenden Schrift auf *Vollständigkeit* um so weniger Anspruch mache, als er selbst (Vorr. S. 5) gesteht, mehrere dahin einschlagende Schriften von *Grellmann, Flügge* u. a. sich (in der Nähe von Frankfurt a. M.!) nicht haben verschaffen zu können.

Die Schrift No. 4 enthält Bemerkungen und Wünsche — grösstentheils mit den Worten anderer freysinniger Schriftsteller ausgesprochen — über die noch immer sehr unvollkommene Vollziehung des 16ten Artikels der deutschen Bundesacte in mehreren Bundesstaaten, namentlich in den österreichischen Staaten und im Königreiche Sachsen. Die in diesen Ländern der katholischen Kirche beygelegten Begünstigungen hält der Vf. für unverträglich mit der in diesem Artikel den verschiedenen christlichen Religionsparteyen zugestandenen Gleichheit der Rechte. So bemerkt er z. B. mit den Worten eines zu seiner Zeit in diesen Blättern (1828. No. 126) mit Auszeichnung angezeigten Werkchens des seitdem verstorbenen K. S. Appellationsraths *Fleck*, im Königreiche Sachsen werden *alle* zum Dienst der *katholischen* Kirchen, Schulen und Stiftungen angestellten *Diener aus den Landes-Einkünften* oder doch wenigstens aus den Landes-Ueberschüssen besoldet; auch werde überhaupt der gesammte Aufwand des katholischen Cultus aus eben dieser Quelle bezogen; die *protestantischen* Geistlichen hingegen seyen, wenn sie auch hin und wieder einige Besoldung aus dem Kirchenvermögen geniessen, oder die Naturalnutzung der der Kirche zugehörigen Güter zu beziehen hätten, hauptsächlich und an vielen Orten ausschliesslich auf das sogenannte *Accidentialeinkommen* und die Stolgebühren gewiesen; ihre Subsistenz sey daher grösstentheils von den Glaubensgenossen ihrer Dioces abhängig, während der katholische Geistliche seine Subsistenz *vom Staate* gesichert wisse; *ihre* Parochien entrichten für Taufe, Beichte, Ausspendung des Abendmahls u. s. w. theils freywillige, theils durch Observanz oder Gesetz bestimmte Beyträge, der *katholische* Glaubensgenosse habe alle diese geistlichen Verrichtungen *frey*. Die *protestantischen* Unterthanen seyen verbunden, ihren Glöckner, Küster und Jugendlehrer zu unterhalten, und ihnen Wohnung, Heizung u. s. w. zu verschaffen; sie müssen ein gesetzlich bestimmtes Schulgeld entrichten, wenn sie auch ihre Kinder nicht in die Schule schicken, so weit sie nicht das Gesetz hievon dispensire; die *katholischen* Glaubensgenossen kennen auch diese und ähnliche Lasten nicht, der *Staat* trage diese Lasten für sie u. s. w. (S. 29. 30). Wir hoffen, dass die Zeit und der edle Wille der Regierungen nach und nach die beste Art der Ausgleichung herbeyführen wird. — Als ein *kirchenrechtliches Curiosum* theilt der Vf. von S. 42—52 in italiänischer und deutscher Sprache das am 27 Nov. 1712 von dem damaligen Kurprinzen Friedrich August II zu Bologna in seinem 16ten Jahre knieend in die Hände des Jesuiten Salarni abgelegte Glaubensbekenntniss mit, von welchem er in dem Nachlasse eines in Italien viel gereisten Verwandten eine Abschrift fand, nebst den Censuren, welche diesem Fürstensohn zur Strafe für seine angebliche Ketzerey aufgelegt wurden.

R. S. T.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

THEOLOGIE.

Hildburghausen, in der Kesselring'schen Hofbuchhandlung: *Praktische Predigerzeitung.* Als Beyblatt zur allgemeinen Kirchenzeitung. Herausgegeben von *Friedr. Wilh. Lomler*, Dr. der Theologie, Superintendent, Hofprediger und Oberpfarrer zu Saalfeld. 1ster Jahrgang. 1829. Julius bis December. 2ter Jahrgang. 1830. Januar bis December. 3ter Jahrgang. 1831. Januar bis December. 4. (Der Jahrgang 4 Rthlr.)

„*Beyblatt zur allgemeinen Kirchen-Zeitung.*" Solche Aushängeschilder sind selten günstig; sie erregen nur zu leicht den Verdacht, dass unter fremder Firma eine Waare, die sich nicht selbst empfiehlt, Käufer anlocken soll. Im vorliegenden Falle steht das Beyblatt mit dem Hauptblatte in keiner besonderen Verbindung; beide ziehen eigene Bahnen unter eigenen Führern. Der nun verstorbene Redacteur der *Allgemeinen Kirchen-Zeitung* hat an der *Praktischen Prediger-Zeitung* nicht mehr Antheil, als jeder andere Mitarbeiter; der Mann sass ohnehin am Steuerruder zweyer gewaltiger Fahrzeuge, deren jedes einen ganzen Mann in Anspruch nimmt; es wäre seiner Gefälligkeit viel zugemuthet gewesen, wenn er auch noch dieses schwerfällige Schiff mit dem vielen Ballast am Schlepptau hätte nachziehen sollen. Doch war diessmal die vorgebliche Anschliessung der neuen an eine ältere, vielgelesene Zeitschrift gut berechnet; die *Praktische Prediger-Zeitung* hat, wie es scheint, schnell ein grosses Publicum gewonnen, um so leichter, als sie fast Jedem, der Lust hat, sich öffentlich auszusprechen, die Pforte öffnet. Da nun viele ihre Gedanken und Worte gern gedruckt sehen, so ist die Zeitung, die ihnen diese Freude macht, überall gern gesehen, und fehlt dann wohl nicht leicht in einem geistlichen Lesezirkel.

Wenn solcher Erfolg eines Unternehmens hinreichend beweisen kann, dass selbiges einem vorhandenen Bedürfniss entspricht, so ist das vorliegende gerechtfertigt. Auch haben wir gegen dessen Idee, die, richtig aufgefasst und tüchtig durchgeführt, dem Predigtamt sehr förderlich seyn könnte, nichts einzuwenden; wohl aber Manches gegen den Plan und die Ausführung. Der Herausgeber hat für die aufzunehmenden Beyträge angeblich fünf, aber eigentlich sieben Rubriken gestellt: 1) für den unmittelbaren (?) Gebrauch in der Kirche berechnete Bibelerklärung; 2) Predigtentwürfe über alle älteren und neueren Jahrgänge von Texten, jedesmal wenigstens 4 Wochen vor den betreffenden Sonn- und Festtagen; 3) Tauf-, Beicht-, Trauungs- und Grab-Reden; 4) Beyträge zur Liturgie; 5) Materialien zu Katechesen; 6) Vorarbeiten zu allen übrigen Geschäften des Geistlichen; 7) Vorschläge zu Verbesserungen des Cultus u. s. w. — Die erste Abtheilung: Praktische Bibelerklärung, wäre die wichtigste; aber gerade in *dieser* ist am wenigsten geleistet worden; sie eröffnet die Zeitung in etwas gar zu umständlicher Weise, geht aber hernach meist leer aus. Dagegen füllen die Predigtentwürfe den meisten Raum; ihrer ist eine unzählbare Menge, und doch haben wir der Repertorien und anderer Sammlungen, die mit solchen Vorarbeiten ideenarme oder bequeme Pfarrer unterstützen, bereits eine übergrosse Menge, so dass in dieser Hinsicht die *Praktische Prediger-Zeitung* völlig überflüssig ist. Es stände in der That auch sehr schlimm um unsere Kirche, wenn es den Pfarrern Noth wäre, auf die Zeitung zu warten, dass sie ihnen regelmässig 4 Wochen vor dem Termin mittheile, was sie predigen sollen! Setzen wir lieber voraus, dass sie solchen Trostes nicht bedürfen! — Noch dazu finden wir hier eigentlich nur eine nicht ausgewählte, sondern wie zufällig zusammengewürfelte Sammlung von Dispositionen, deren viele besser im verschwiegenen Pulte geblieben wären. Die übrigen Rubriken bieten wenigstens Raum zu zweckmässigen Mittheilungen dar.

Die Eröffnung eines solchen Uebungsplatzes scheint nicht ganz unbedenklich zu seyn. Wer sonst an seinem stillen, segensreichen Wirken sich genügen lassen, nie sich versucht gefühlt hätte, als Schriftsteller aufzutreten, wird, wenn er die Menge unbedeutender Beyträge, die hier vorliegen, überschaut, von Eitelkeit, oder von dem Bewusstseyn, dass er leicht Besseres leisten könne, gereizt, auch etwas einzusenden; ja Mancher möchte ehrenhalber nicht zurückbleiben, sondern schleunigst auch eine Arbeit zur Schau stellen. Manchen scheint das zur Gewohnheit und zum Bedürfniss zu werden; wir finden mehrere oft wiederkehrende Namen, die für ihren Ruhm besser gesorgt hätten, wenn sie in der Mittheilung ihrer für den nächsten Kreis vielleicht hinreichend geeigneten und brauchbaren Reden grösserer Sparsamkeit sich beflissen hätten. So empfängt aber die amtliche Wirksamkeit mehr, als nützlich ist, eine Richtung auf Veröffentlichung; man fasst bey der

Ausarbeitung seiner Amtsreden zu wenig die nächste Umgebung, das Bedürfniss der Gemeinde, zu viel das grössere Publicum ins Auge, und freut sich im Voraus, die schönen Worte gedruckt zu sehen, da man sich doch mehr freuen sollte, sie tief in die Herzen der Hörer zu schreiben. Wir wollen nicht in Abrede stellen, dass Einige durch die Aussicht auf den Abdruck ihrer Reden in der *Praktischen Prediger-Zeitung* angetrieben werden, um so besser zu arbeiten; aber es ist nicht gut, wenn man eines *solchen* Antriebes bedarf, wenn die Begeisterung für den Lehrerberuf nicht stark genug ist, alle Kräfte in Bewegung zu setzen, und zu der möglichst besten Leistung zu ermuntern. Dazu kommt, dass Andere durch die leichte Möglichkeit, was sie schreiben, auch drucken zu lassen, sicher werden, eitel und selbstgefällig, darum träger zur Selbsterkenntniss und zur kräftigen Fortbildung. Es setzt schon viel Eitelkeit voraus, wenn man jede Amtsrede für würdig hält, aus dem engen Amtskreise auszugehen in die Welt. Dieser Ehre sollte nur Ausgezeichnetes theilhaft werden; sieht man aber die Menge sehr mittelmässiger, ja schwacher Productionen, die gleichwohl für werth geachtet worden sind, sie öffentlich auszustellen, so erhellt, dass Viele einen sehr geringen Massstab an ihre Arbeiten legen. Doch hat dieser Sprechsaal das Gute, dass hier Jedem Gelegenheit dargeboten ist, vor einem weit grösseren Publicum, als gewöhnlich besondere Abdrücke von Amtsreden finden, sich auszusprechen, dass daher weniger einzelne Reden und ganze Sammlungen unter dem Vorwande, man wolle die Stimme der grösseren Gemeinde, einsichtsvoller Richter vernehmen, erscheinen können. Erwägt man, dass viele Prediger nie ein gründliches Urtheil über ihre Vorträge vernehmen, darum selbst bey redlichem Eifer und Fleiss, leicht sich verwöhnen, einseitig werden, in eine ungünstige Manier verfallen: so mag es erwünscht scheinen, dass hier ein Sprechsaal aufgethan ist, der auch eine Rennbahn für Wettkämpfer werden könnte. Aber wo sind die Kampfrichter? — Nicht bloss die allgemein wissenschaftlichen, auch die auf besondere Fächer berechneten kritischen Institute können unmöglich dieser Zeitung Schritt vor Schritt, Blatt vor Blatt folgen, und alles Einzelne gehörig würdigen. Wir wissen keinen anderen Rath als *den*, dass der Herausgeber der Zeitung eine kritische Anstalt stifte, in der ein Mitarbeiter den anderen recensire, und jeder statt des Honorars für seine Arbeit eine Kritik derselben, doch ja nicht eine gedruckte, erhalte.

Der allgemeine Eindruck, den diese Zeitung auf den Beurtheiler macht, ist sehr gemischt. Man bemerkt vielen guten Willen, redliche Amtstreue, Einsicht und Erfahrung, dazu praktischen Tact, Darstellungsgabe und Sprachgewandheit, und man mag nach Durchsicht dieser drey Jahrgänge sich wohl freuen, d[illegible] n der evangelischen Kirche so viele Geistliche [illegible] denen es mit ihrem heiligen Berufe ein heiliger [illegible] Auf der anderen Seite aber kann man sich [illegible]cht bergen, dass der gute Wille zum Theil [illegible]nd unergiebig ist, dass man an sich selbst [illegible] Ansprüche macht, sich gar zu leicht an schönen, leeren Worten genügen lässt. Wie viel Oberflächliches, ja Fades hat man abdrucken lassen, wie viele Schaalen ohne Kern, wie selten goldene Aepfel in silbernen Schaalen, wie viele Schlacken unter feinpolirtem Neusilber! Wir wollen hoffen, dass im Allgemeinen besser gelehrt und gepredigt wird, als aus dieser Zeitung zu erhellen scheint; gewiss, es ist mehr Kraft, Wärme, Leben in den mündlichen Vorträgen unserer Pfarrer! Da hier aus allen Gegenden Deutschlands sich Stimmen vernehmen lassen, so könnte man versucht seyn, ein Gesammturtheil über die theologische Bildung unserer Zeit daraus zu abstrahiren. Man würde aber darin sehr irren; denn es ist doch nur die Minorität, die sich hier vernehmen lässt, und wir dürfen getrost voraussetzen, dass die weniger laute Majorität, die ihr Wirken auf die mündliche Rede beschränkt, eine bedeutende Zahl wackerer Arbeiter im Weinberge des Herrn umfasst. Von theologischen Notabilitäten und *public Charactrs* finden wir nur sehr wenige unter den Mitarbeitern; das gereicht jedoch der Zeitung nicht zum Vorwurf. Einiges ist mitgetheilt, was die berühmtesten Sprecher nicht besser geben könnten, und gerade *das*, was einige namhafte Männer beygesteuert haben, zeichnet sich nicht besonders aus.

Soll ein aufrichtiges Urtheil über die ganze Sammlung, wie sie in drey Jahrgängen vor uns liegt, abgegeben werden, so kann man nicht bergen, dass, abgesehen von dem ganz Gehaltlosen und Unbedeutenden, das viele Blätter ausfüllt, des Mittelmässigen gar zu viel, des Vorzüglichen gar zu wenig ist. Wir suchen in solchen Zeitschriften gerade nicht Gelehrsamkeit, obwohl diese besonders in der Rubrik: Praktische Bibelerklärung, sich trefflich bewähren könnte; aber auch ächtwissenschaftlichen Geist, gründliche philosophische, philologische und theologische Durchbildung finden wir nur sparsam, und können um so weniger die *Prakt. Pred. Zeit.* als Massstab für den Umfang und die Tiefe der wissenschaftlichen Cultur unserer Geistlichen gelten lassen. Das Lehrsystem der meisten Mitarbeiter (so fern ein solches sich wahrnehmen lässt,) ist rationalistisch, hält sich aber bey Vielen lediglich auf dem Standpuncte eines flachen Negativismus, wie derselbe dem Positivismus (wenn anders diesem Wortungeheuer in die deutsche Sprache sich einzubürgern vergönnt ist,) entgegen steht. Was ausser der alltäglichen Moral zu predigen, was von den Thatsachen des Christenthums zu halten, wie die Kirchenlehre zu behandeln, was von dem alten Volksglauben noch niederzureissen oder zu bewahren, was mit den unseren kirchlichen Gebräuchen zu Grund liegenden Dogmen anzufangen sey, darüber scheinen viele nicht klar und mit sich einig werden zu können. Daher entbehrt ihre Lehre eben so sehr der Tiefe und Haltung, wie der überzeugenden und belebenden Kraft. Von Busse, Glauben und Selbsterneuerung ist selten, desto öfter von Besserung und Tugend die Rede; aber die Besserung ermangelt des rechten Lebensquells und des kräftigen Anfangspunctes, die Tugend des durchgreifenden Princips. Das zeigt sich besonders in zahlreichen Beichtreden, in denen von der Busse kaum die Rede ist, und nur

leiſe angedeutet, oder wenn einmal etwas nachdrücklicher, doch möglichſt höflich den Beichtenden zu verſtehen gegeben wird, daſs ſie, obwohl übrigens vortreffliche Leute, doch eigentlich Sünder ſind, aber eben nur, wie es andere Menſchen auch ſind, damit Keiner denke, es gehe ſpeciell auf *ihn*. Ja eigentlich ſind es doch nur einige Mängel und fehlerhafte Gewohnheiten, kleine Schwachheiten, verzeihliche Uebereilungen, deren die guten Leute ſich anzuklagen haben; ihnen ins Angeſicht zu ſagen, daſs ſie mit Sünde und Schuld belaſtet ſind, das wäre nach dieſer modernen Paſtoralklugheit gar zu hart. Darum wird denn auch die Lehre von der Sündenvergebung faſt nirgend ſcharf urgirt, die rechte Bedeutung und Grundbedingung derſelben nicht hervorgehoben, die Menge der Vorurtheile und irrigen Meinungen, welche in dieſer Hinſicht unter dem Volke herrſchen, nicht berichtigt. Ja dieſe Beichtreden ſind zum Theil nur kürzere, nicht disponirte Predigten, die in höchſt vager Allgemeinheit ſich herumtreiben, und weder zur eigentlichen Beichthandlung, noch zum heiligen Abendmal in einer eigenthümlichen Beziehung ſtehen. Faſt noch oberflächlicher und bedeutungsloſer, ja ohne weſentliche Beziehung zu dem Weſen der heiligen Handlung ſind viele *Taufreden*, zwar meiſt recht eigentlich caſuell, die betheiligten Perſonen und ihre häuslichen Verhältniſſe berückſichtigend, aber zum Theil auch darauf ſich beſchränkend, und *das*, was doch immer nur Nebenſache iſt, ſo zur Hauptſache machend, daſs Weſen und Bedeutung der Taufe ſelbſt ganz in den Hintergrund tritt, und daſs man ſchlüſslich höchſtens erfährt, ſie ſey eine Einweihung zum Chriſtenthume, oder etwa das Symbol der Läuterung, von der man aus dieſem niederen Standpuncte kaum begreift, warum ſie bey dem neugebornen unſchuldigen Kindlein nöthig ſey. Hier Waſſer genug, aber nicht der Geiſt dabey! In der That beweiſen gerade dieſe Caſualreden auf eine beklagenswürdige Weiſe, wie wenig nicht wenige Geiſtliche, die ganz dreiſt und ſelbſtgefällig ſolche leichte Waare in die Welt hinaus ſenden, das Weſen der heiligen Handlungen begriffen haben, noch dieſelben wahrhaft erbaulich und fruchtbar zu machen wiſſen. In dem allerengſten Ideenkreiſe ſich bewegend, wiederholen ſie immer nur mit anderen Worten und mit gelegentlicher Benutzung einiger Localverhältniſſe dieſelben beſchränkten Anſichten und Empfindungen. Wir dürfen dieſs um ſo unbedenklicher ausſprechen, als damit den wirklich guten, nach Gehalt und Form gediegenen Beyträgen nicht zu nahe getreten, und Niemanden gewehrt wird, dazu auch die ſeinigen zu rechnen.

Der Herausgeber verſichert bey Eröffnung der *Praktiſchen Prediger-Zeitung*, ſie werde keine anderen, als „wahrhafte und früher nicht gedruckte Muſterpredigten unſerer erſten Kanzelredner vollſtändig aufnehmen," auſserdem aber nur längere und kürzere Entwürfe liefern; — ein Compliment für Hn. Dr. *Zimmermann*, mit deſſen Predigt: „*Die Feinde Chriſti im Schooſse ſeiner eigenen Kirche*," die Zeitung beginnt, und für die wenigen Anderen, denen dieſelbe Ehre widerfuhr, gewiſs nicht ganz ohne Verdienſt. Eine der merkwürdigſten Predigten im erſten Jahrgange iſt die vom Superintendent *König* in Dransdorf, über das Evangelium am 2 Weihnachtstage (Joh. 1, 1—18): „*Die Vereinigung des menſchgebornen Heilands mit Gott*." In unſeren Tagen wird ein ſolches Thema wohl ſelten auf die Kanzel gebracht; hier iſt es auf eine ſinnreiche, und wenn nicht durchaus befriedigende, doch anziehende und zu weiterer Betrachtung anregende Weiſe geſchehen, was billig anerkannt werden muſs, obwohl Inhalt und Form dieſer Predigt, die wir lieber ganz, als im Auszuge geleſen hätten, manche Ausſtellungen zulaſſen.

Der Predigtentwürfe iſt eine ſo unüberſehbare Schaar, daſs wir auf dieſelben unmöglich eingehen können, wie wir uns überhaupt enthalten müſſen, die einzelnen Beyträge zu würdigen, und nur Einiges andeuten dürfen. Im Allgemeinen können wir bemerken, daſs unter den Entwürfen, wie ſich von ſelbſt verſteht, mehrere gute, auch ſehr gute, aber viel mehr mittelmäſsige ſich finden, auch ganz verwerfliche, die der Herausgeber wohl hätte ausſcheiden ſollen, wenn er an denſelben nicht etwa anſchaulich machen wollte, wie man nicht disponiren ſoll. Wir wiſſen, daſs er Einſicht genug hat, anzuerkennen, daſs ſo, wie die mitgetheilten Predigten keinesweges alle „wahrhafte Muſterpredigten" ſind, und daſs er alſo in dieſer Hinſicht ſein Verſprechen nicht ganz gelöſt hat, auch viele und ſehr viele der Entwürfe den Abdruck nicht verdienen. Vor Unwahrheiten, wie die S. 26 des erſten Jahrganges: „Man glaube ja nicht, daſs ſie (*die Feindesliebe*) von einer anderen Religion (als der chriſtlichen) gelehrt werde," ſollte man ſich hüten. Bekanntlich dringt unter anderen die bramaniſche Religion ſehr nachdrücklich auf Feindesliebe; allerdings aber hat Chriſtus allein die höchſten Antriebe und Beweggründe aufgeſtellt. — Der wunderliche Entwurf auf derſelben Seite: „*Was iſt von dem Bekehrungseifer unſerer Zeit zu halten?*" a) er iſt unbibliſch; b) unſittlich; c) nach aller Erfahrung ſehr ſchädlich; — ſcheint einen Beweis liefern zu wollen, wie eine ſo geſtaltete Predigt jene drey Prädicate vollſtändig verdiene, und eben ſo ſehr gegen die chriſtliche Liebe, wie gegen die *prudentia paſtoralis*, ſündigen kann. Dagegen enthält der bald darauf folgende Auszug aus einer Buſstagspredigt von *Greiling*: „*Der Buſstag für uns alle ein Erinnerer an unſere Sünden*," ſehr viel Gutes, ſollte aber den Chriſtentroſt, der allein Kraft zur Selbſterneuerung gewährt, mehr ans Herz legen.

Die „*Mittheilungen aus meinem Ideenmagazin*," haben einen wunderlichen Anſtrich von Genialität, machen aber ſeltſame Gebehrden. Daſs Chriſtus ſeiner Mutter zu ihrem Troſt nicht am Kreuz noch ſeine bevorſtehende Auferſtehung verſprach, *das* ſoll ein Beweis ſeyn, daſs Er ſelbſt von ſeiner Wiederbe[illegible] nicht ſo feſt überzeugt war, als man gewöhnli[illegible] nimmt!! — In wenigen Worten viel abſpr[illegible] Unverſtand! — Derſelbe Vf. hat: „*Wie ſehr di[illegible] len, welche in dem Menſ[illegible]en das Gefühl ſei[illegible] lichen Unwürdigkeit vor Gott erwecken w[illegible]*

einen Vers aus *Schillers* Göttern Griechenlands zu beweisen versucht. — Und solche Abgeschmacktheit lässt die *Praktische Prediger - Zeitung* unbedenklich sich aussprechen!

Rügen müssen wir auch den Unfug, dass bey Mittheilung von Amtserfahrungen die Namen solcher Gemeindeglieder, welche als Kirchen- und Abendmals-Verächter, oder durch unchristlichen Lebenswandel Anstoss geben, hier öffentlich genannt werden; *das* sollte doch jeder Pfarrer wissen, dass er dazu kein Recht hat, dass er wegen solcher Rücksichtslosigkeit und Anmassung von den Betheiligten oder deren Verwandten gerichtlich belangt werden könnte, und dass in jedem Fall das Vertrauen und die Aufrichtigkeit der Gemeindeglieder gefährdet ist, wenn diese besorgen müssen, dass ihr Seelsorger die Geheimnisse ihres persönlichen und häuslichen Lebens an den Pranger der Publicität stellen möchte. *Das* ist freylich nur armen und geringen Leuten geschehen, welche die *Prakt. Pred. Zeit.* schwerlich lesen; aber sie haben doch in dieser Hinsicht ganz gleiche Rechte mit den Vornehmsten, und wohl Mancher, der solche indiscrete Schaustellung wahrnimmt, wird die plauderhaften Geistlichen lieber fern von sich halten. Zur Belehrung jüngerer Pfarrer und zur Förderung der Seelenheilkunde bedarf es auch keinesweges der Namen, sondern nur einer treuen Darstellung der Thatsache und des versuchten Heilverfahrens. — Wir wollen gleich hier auf die in Nr. 102 Jahrg. 1830 vorgelegte Frage: „Ob es wohlgethan sey, unkirchliche Gemeindeglieder auf dem Lande, welche ungeachtet aller Ermahnungen vom Gottesdienst und Abendmal sich ausschliessen, bey Gelegenheit, in Predigten *namentlich* zu bezeichnen, oder sie bey der oberen Behörde zu verklagen," kürzlich erwiedern: Erstes wäre nicht minder unklug, als unzweckmässig, und würde dem unbesonnenen Eiferer leicht einen Injurienprocess zuziehen; letztes kann in manchen Fällen Pflicht seyn, wird aber immer nur mit Vorsicht und Schonung, und wenn alle anderen Mittel erschöpft sind, versucht werden dürfen.

Der Jahrgang 1830 beginnt mit sehr oberflächlichen Entwürfen; gleich der erste, obwohl einem ausgezeichneten Kanzelredner angehörend, ist völlig auf Sand gebaut, und hat nirgend Halt. — In demselben Jahrgang wird auch die schon längst von *Nebe* sehr weitläuftig verhandelte „*Gefahr sich auszupredigen*" wieder zur Sprache gebracht, wohl zum Trost für schwache oder faule Arbeiter im Weinberge. Für *den*, welcher je vom Geist des Evangeliums durchdrungen und von heiliger Begeisterung für das Predigtamt beseelt worden ist, — ein Anderer sollte überhaupt nicht predigen wollen! — sind jene Andeutungen mehr ärgerlich, als lehrreich und erbaulich. Doch können allerdings auch wackere Geistliche gerade in den ersten Amtsjahren von der Furcht, es möchte ihnen endlich der Stoff fehlen, um immer *neu* zu seyn, ergriffen werden, weil sie vielleicht so allgemeine und allumfassende Themata wählen, dass sie schnell ihre Dogmatik und Moral erschöpfen. In sofern ist wohl eine weise Oekonomie zu empfehlen, aber zugleich der gewisse Trost zu gewähren, dass, wenn sie nur redlich das Ihre thun, fleissig fortstudiren und forschen, ihnen zur rechten Stunde nie fehlen wird, *was* und *wie* sie predigen sollen. — Die in No. 14 angeregte *Erörterung der Zweckmässigkeit der noch üblichen Circularpredigten*, verdient weiter entwickelt zu werden. — „*Die Freuden und Leiden am Schreibtisch des auf seine Predigt Studirenden*", von *Gundobert*, geben ein sehr anschauliches Bild, das nur zu viel Schatten hat; es sollte die Lichtseite mehr herausgehoben seyn. — Derselbe achtbare Verfasser hat in No. 26: „*Vorbereitung eines zum Tode verurtheilten Verbrechers*," einen der ausgezeichnetsten Beyträge geliefert, der ganz vorzüglich zur sorgfältigsten Beachtung zu empfehlen ist, — als ein Zeugniss ächter Pastoralweisheit, tief eindringend, anziehend, sehr lehrreich. — Wenn es ein fast mühseliges Geschäft ist, durch 3 Jahrgänge dieser *Praktischen Prediger-Zeitung* sich durchzuarbeiten, um eine gewissenhafte Anzeige zu liefern, so gewährt dieser Aufsatz Erholung und Entschädigung. Dank dafür dem würdigen, übrigens uns ganz unbekannten Verfasser! — Unter den mit △ unterzeichneten Beyträgen zur Pastorallehre ist manches Beachtenswerthe. — Wir zeichnen ferner eine beredte Abschiedspredigt von *Kröger* aus, in der nur der Mittelpunct des evangelischen Predigtamts mehr herausgehoben, Christo mehr die Ehre gegeben seyn sollte. — Zweckmässig ist der Abdruck der im Jahr 1730 am Jubelfest der Augsburger Confession von *Mosheim* gehaltenen Predigt, — ein treffliches Zeugniss der Wahrheit im würdigsten Gewande, wohl geeignet, die Dürftigkeit anderer Beyträge recht anschaulich zu machen, aber auch die Freude, „dass wir es denn zuletzt so trefflich weit gebracht", etwas zu mässigen. Durch die beygefügten Anmerkungen, die zum Theil sehr abgeschmackt sind, gewinnt der Leser nichts. — Der Aufsatz: „*Wie und wodurch können wir uns unser Predigtamt sehr erleichtern?*" enthält zwar nur Allbekanntes; es mag aber wohl Noth thun, wieder daran zu erinnern. Diess ist mit Ernst und Einsicht geschehen, und fruchtet gewiss mehr, als einige Dutzend von den Predigtentwürfen, mit denen auch dieser Jahrgang überladen ist. Wir bemerken in vielen derselben eine sehr künstliche Heuristik, nämlich die feine Kunst, aus einem gegebenen Text alles Mögliche zu machen, in ihn alles Mögliche hineinzutragen, wobey es mit den Sünden gegen die Hermeneutik nicht so ganz genau genommen wird. Besonders bey den Festperikopen ist häufig viel Scharfsinn aufgeboten, den wesentlichen Gegenstand des Festes zu umgehen, von der Hauptsache nichts zu sagen, und an deren Stelle irgend ein beliebiges moralisches Thema zu setzen. Zu den besseren Entwürfen gehören die aus dem Nachlass des sel. Super. *Fritsch* in Quedlinburg; der Verstorbene hätte aber schwerlich alles selbst abdrucken lassen, und die Mangelhaftigkeit mehrerer anerkannt.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

THEOLOGIE.

Hildburghausen, in der Kesselring'schen Hofbuchhandlung: *Praktische Prediger-Zeitung* u. s. w. Herausgegeben von *Friedr. Wilh. Lomler* u. s. w. 1ster — 3ter Jahrgang.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Aus der Fluth von Gelegenheitsreden taucht eine Confirmationsrede vom Pf. *Seifert* in Mangenheim bemerkenswerth hervor, auch eine Taufrede von Dr. *Schwabe* (No. 74). Ein paar durch gute Gedanken und eigenthümliche Behandlung sich empfehlende Reden von den allzufreygebigen Mitarbeitern, *Lampert* und *Sünderhoff*, eine Rede von *Bulle* in Pösneck bey Einführung eines Schullehrers, bey der wir nur die Weihe des Gebets und Bibelworts vermissen, die Beichtrede vor der Militärcommunion in Borna vom Diac. *Klemm*, welcher in diesem wie in anderen Beyträgen das wackere Streben und die gediegene Bildung eines jungen Geistlichen bewährt, mit seiner einfachen, aber warmen Beredsamkeit zu schönen Hoffnungen berechtigt, und hoffentlich nicht ablassen wird, in das Verständniss des Evangeliums tiefer einzudringen, von den Banden einseitiger und beschränkter Zeitansichten sich freyer zu machen, — sind auszuzeichnen. Diess gilt auch von *Eichenbergs* Predigt „bey Auflösung einer liebevollen collegialischen Verbindung". Aber die „Schulpredigt von der rechten Kinderzucht" hat ein gar zu weitschichtiges Thema, und fehlt schon damit gegen die Grundregeln einer guten Homiletik. Noch dazu ist die Hauptsache: Erziehung zu einem christlich-religiösen Leben fast übergangen, obwohl von Anempfehlung der Religion, und fleissigem Anhalten zum Schul- und Gottes-Hause, nebenbey und sehr matt und oberflächlich geredet wird. — Als eine homiletische Verirrung müssen wir rügen, dass in einer Traurede (No. 61) aus *Schillers* Lied an die Freude die Worte: „*Brüder! über'm Sternenzelt muss ein guter Vater wohnen*," recitirt sind. Stand denn dem Verfasser, der auch sonst an solchen Wunderlichkeiten Gefallen zu haben scheint, kein kräftigeres und bestimmteres Bibelwort, das keine störenden Reminiscenzen hatte, zu Gebote? Die Rede ist auch ungebührlich lang, obwohl der Redner versichert, den Verlobten „*nur kurz* den rechten Weg gezeigt zu haben!" — Ihm hat auch beliebt, das Brautpaar nur im Namen Gottes des Vaters zusammenzusprechen. Ist ihm die kirchliche Formel anstössig, so sollte er wenigstens nicht durch willkührliche Aenderung Anderen Anstoss geben. — Tadeln müssen wir auch, dass er und andere Mitarbeiter von der alten löblichen Sitte, Einsegnungen durch Gebet und Bibelworte zu krönen, abgewichen sind.

Die „*Ideen für die Feyer des 300jährigen Jubiläums der Augsburger Confession*" (Nro. 46—49) sind, wie andere Beyträge desselben Vfs., Beweise von Scharfsinn und löblichem Eifer, aber auch von grosser Befangenheit. Wir bitten den talentvollen Mann, (Einen von denen, die im blinden Eifer für *ihren* Protestantismus das Evangelium selbst zur Kirche hinaus protestiren könnten,) für die Presse etwas sparsamer zu arbeiten, und desto fleissiger mit Geschichte und Philosophie sich zu beschäftigen. — In Nro. 54 protestirt ein Geistlicher gegen die Abschaffung der Accidenzien und Verwandlung derselben in ein Fixum, weil dadurch die Pfarreinkünfte im Fall der Vermehrung der Gemeinde vermindert würden. Allerdings hat auch diese Sache zwey Seiten; gering besoldete Pfarrer können bey vermehrten Ansprüchen und Bedürfnissen von den herkömmlichen Einkünften nicht füglich etwas entbehren; gleichwohl darf man nicht ablassen, auf Abstellung eines alten Missbrauchs zu dringen. — Die *Bemerkungen über Betstunden und Kinderlehre* von *L.* in *M. E.* bezeugen den redlichen Berufseifer des Verfassers, erregen aber um so mehr das Bedauern, dass die Erkenntniss des Einen, was Noth ist, ihm noch etwas fern zu liegen scheint. — Die vom Diac. *Käferstein* in Jena angeregte Frage: „*Was und wie der Prediger am Grabe übelberüchtigter Verstorbenen zu reden habe?*" möge zur Belehrung, besonders jüngerer Geistlichen, gründlich beantwortet werden. Die beygefügte Proberede ist, wenn nicht eine Musterrede, doch sehr zweckmässig und durchaus der Pastoralklugheit entsprechend. — „*Ueber die Theilnahme der Schullehrer an der Confirmationsfeyer*," ein beachtenswerther Beytrag; nicht minder, nur etwas zu gedehnt, „die Gedanken über den Aufsatz des Hn. Adjunct *Ritter* gegen *Dräseke's* Ansicht von „*Jesu Thränen am Grabe des Lazarus;*" — eben so die „*Bedenken über persönliche Theilnahme des Geistlichen an häuslichen Festen seiner Kirchkinder*," nicht erschöpfend, aber verständig

und sinnreich. — Der lange Auffatz von Dr. *Wohlfarth:* „*Was liegt der Kirche ob, um den Geist des Aufruhrs zu dämpfen?*“ ist nicht bloss gut gemeint, sondern auch gut gedacht, ein schätzbares Repertorium biblischer Zeugnisse in Beziehung auf den Gegenstand. Die eingewebten kräftigen Worte Luthers konnten dem Verfasser als Beyspiel dienen, wie man mit wenigen Worten viel sagen kann. — Ueber denselben Gegenstand hat viel kürzer, freylich nicht ganz genügend, aber doch belehrend, Dr. *Schwabe* sich vernehmen lassen, und zwey zweckmässige Predigtentwürfe beygefügt. — Ausnahmsweise giebt No. 89 eine umständliche Anzeige von Dr. *Zimmermanns* 3 Predigten beym Regierungswechsel, und spendet dem Protector der *Praktischen Prediger-Zeitung* Weihrauch in grösserer Fülle, als ihm selbst lieb seyn mochte. — Zweckmässiger ist der Versuch von *Exter* über „*einige der Hauptursachen der Verbreitung der Unzucht*“ (nämlich der Hang zur Ehelosigkeit, die Geringschätzung des ehelichen Lebens, und die vielen Hindernisse des Eintritts in dasselbe). — Die *Amtserfahrungen eines Predigers,* No. 83. 92. 95. 96 fortgesetzt im Jahrgang 1831, sind der Aufmerksamkeit jüngerer Geistlichen sehr zu empfehlen. — Die Ehrenrettung der Stelle 1 Joh. 5, 7. 8 ist sehr dürftig, und enthält auch nicht Ein entscheidendes Moment. — Von der zweyfachen Beantwortung der Frage: „*Ist die künftige Seligkeit Geschenk oder Belohnung?*“ (No. 97 und 98) scheint der ersten der Vorzug zu gebühren, obwohl die zweyte tiefer einzugehen versucht. Eine dritte Beantwortung steht in No. 46 vom Jahr 1831.

Die Bemerkungen „*über die Bestimmung des öffentlichen Gottesdienstes für Alle ohne Unterschied,*“ haben Ueberzeugungskraft, eben so, obwohl nur das Bekannte wiederholend: „*Ueber den Einfluss des moralischen Verhaltens des Religionslehrers auf sein Amt.*“ Unter der Aufschrift: „*Seltene Fälle*“, hat ein denkender und gewissenhafter Geistlicher zwey eben so beachtenswerthe als seltene Beyspiele von Angefochtenen mitgetheilt. Der Einsender ist im letzten Falle allerdings mit sich selbst in Widerspruch gerathen, da er die Kranke, die einen Selbstmord versuchte, erst überreden wollte, dass gar keine Zurechnung, keine Sünde dabey Statt gefunden, dann aber ihr, als einer groben Sünderin, eine erschütternde Strafpredigt hielt, noch mehr aber, da er die untröstliche und verzagende Kranke auf das Verdienst Christi, als auf den alleinigen Trost, an den er aber selbst nicht glaubt, verwies. So gewiss das Eingehen auf die fixen Ideen einer Angefochtenen zur Seelenheilkunst gehört, und an sich durchaus nicht unmoralisch ist, so möchten wir doch nimmer die falsche Accommodation, welche, um zu trösten, einen Irrthum, eine Behauptung, die man selbst nicht billigen kann, unterschiebt, uns erlauben. In vorliegendem Falle täuschte der Seelsorger in guter Meinung; aber das bleibt doch immer eine Täuschung, und — doch täuschte er in der That nicht. Eine Imputation fand allerdings bey dem im Schmerz der Krankheit, doch nicht ohne Bewusstseyn, ja recht geflissentlich intendirten Selbstmorde Statt; die Gerettete klagte also mit Grund sich als Sünderin an, und der Seelsorger hätte nicht versuchen sollen, ihr alle Schuld hinweg zu demonstriren. Da aber dieser falsche Trost nicht anschlug, was konnte er als christlicher, evangelischer Prediger Anderes thun, als die Geängstete auf den versöhnenden Tod Jesu verweisen? *Die* aber, welche an eine Rechtfertigung des bussfertigen Sünders durch Jesus Christus selbst nicht glauben, haben kein Recht, sich dieses Trostes zu bedienen, der für sie, eben weil sie nicht daran glauben, eine Täuschung, eine Lüge ist. Wir können daher den ehrenwerthen Einsender nur bitten, mit dem tiefen und reinen Sinn dieses nicht bloss zum Trost der verzagenden Sünder, sondern auch zur Belebung kräftiger Sittlichkeit hochwichtigen Artikels sich zu befreunden. — Was in No. 162 „*über die Pflicht des Geistlichen, auch bey ansteckenden Krankheiten den Leidenden Trost zu bringen*“, gesagt wird, das, sollte man meinen, verstehe sich von selbst; es mag aber wohl nöthig seyn, diese Pflicht einzuschärfen, und das ist hier zweckmässig geschehen. Um so mehr befremdet es, dass im Jahrgang 1831 eine Stimme *gegen* diese Pflicht sich erhebt, und sie nicht nur in Zweifel stellt, sondern sophistisch hinwegdemonstrirt. Wir bemerken zu diesem Jahrgange nur noch, dass die sparsam mitgetheilten geistlichen Lieder wenig poetischen Werth, und zum Theil viele Mängel und Härten in der Form haben. Eine Ausnahme macht ein Osterlied von *Wenderoth.*

Der Jahrgang 1831 beginnt mit einem in schwerfälliger Breite durch 10 Blätter sich hindehnenden Aufsatz von D. *W.* „*über den Mysticismus.*“ Der Vf. hat sich gegen dieses Ungethüm gewaltig ereifert, aber gerade den faulen Fleck desselben nicht berührt, sondern an dem oberflächlichen Gerede von Phantasiespiel und Gefühlsschwärmerey sich genügen lassen. Wunderlicher Weise richtet sich sein Kampf vornehmlich gegen die Fundamentaldogmen der evangelischen Kirche, und *so* mangelhaft ist die philosophische und historische Erkenntniss des Gegenstandes, dass er jeden Mystiker für einen Orthodoxen, und jeden Orthodoxen für einen Mystiker zu halten scheint. Es verdient eine ernste Rüge, dass mit solcher dilettantenartiger Oberflächlichkeit eine Frage behandelt wird, welche ein tieferes Studium und eine geistigere Unbefangenheit, als dem Vf. eigen zu seyn scheint, in Anspruch nimmt. Die Krankheit, die er bekämpft, erfodert ein rationelleres Heilverfahren. Den gutgemeinten Eifer des rüstigen Streiters wollen wir nicht verkennen; es ist aber doch gar zu abgeschmackt, wenn in die Rede über eine so wichtige Angelegenheit elende Persönlichkeiten, z. B. dass ein antimystischer Superintendent von einem mystischen Gastwirth mit schlechtem Wein betrogen worden sey u. s. w., eingemischt, und den Mystikern alle möglichen Dummheiten und Schlechtigkeiten nachgesagt werden! — Beachtenswerther ist der Aufsatz: „*über Charakter und Einrichtung unserer kirchlichen Gebäude.*“ — Dagegen sind die „*frommen Sprüche bey Einsegnung der Confirmanden,*“ von *L.*, doch gar

zu dürftige gereimte Prosa. Was läfst man doch Alles drucken! — So mufs man nur zu oft ausrufen, auch bey der Menge flacher und haltloser Predigtentwürfe, mit denen dieser Jahrgang, wie die früheren, überschwemmt ist; nicht minder bey mehreren der Beyträge zur Pastorallehre, unter denen auch breite Superintendenturprotocolle sich finden, — bey den exegetischen Fragmenten und Uebersetzungen von einem *Pastor emeritus*, dessen Theologie billig in Ruhestand versetzt werden sollte. Eine ehrenwerthe Ausnahme machen die „*freymüthigen Geständnisse eines Landpfarrers nach* 14*jähriger Amtsführung*;" (aus Kurhessen) — Männer *dieser* Art wirken gewiss in Segen, ob auch die Früchte so treuen Strebens und Mühens nicht alsbald in die Augen fallen! So auch Mehreres, aber nicht Alles aus dem (nur gar zu umständlichen) „*Tagebuche eines Stadtpfarrers*," der als ein sehr gewissenhafter Seelsorger anzuerkennen ist. — Die Beyträge „*zur richtigen Beurtheilung des Dogma von der Erbsünde*" zeigen von Fleiss und Nachdenken, aber nicht von unbefangener und tiefeingehender Forschung. — Zwar mit der ihm eigenen Breite, doch auch mit Sachkenntniss hat D. *Wohlfarth* „*Bemerkungen über die Abfassung von Lebensläufen der Verstorbenen*" mitgetheilt. Wir möchten aber die von ihm verworfenen Leichenpredigten, die, recht behandelt, sehr fruchtbar werden können, in Schutz nehmen. — Jüngeren Predigern sind desselben Verfassers sehr richtige Bemerkungen „*über die Anreden an die Gemeinde in Predigten*" zu empfehlen. — Der Auffatz: „*über das Gebet beym Katechumenunterricht*," macht auf einen wichtigen Gegenstand aufmerksam, mit Wärme und Einsicht; die beygefügten Gebete sind nicht misslungen, aber zu wenig kindlich. — Mehrere wackere Mitarbeiter haben „*über den Confirmandenunterricht*" Aufsätze mitgetheilt, welche beweisen, wie lebendig die hohe Wichtigkeit dieses Unterrichts anerkannt, und wie eifrig er in der evangelischen Kirche behandelt wird. — Die lange Abhandlung *über den Confirmandenunterricht* (in No. 62—65) bringt manches Gute bey, aber mehr redselig als erschöpfend. Der Vf. irrt, wenn er einen 6—8wöchentlichen Unterricht für hinreichend hält; selbst wenn in der Schule ein guter Grund gelegt ward, gehört mehr Zeit dazu, dass der Seelsorger mit den Kindern, diese mit ihm sich befreunden. In den Confirmanden erzieht er sich eine empfängliche, heilbegierige Gemeinde. Als Beweis, dass der Unterricht rationalistisch seyn *müsse*, nicht bloss *dürfe*, ist viel Flaches gesagt, und ein grosses Stück abgeschrieben. — Zu dem Auffatz: „*über Eidespredigten*," drängt sich die Bemerkung auf, dass die Anordnung zweyer jährlichen Eidespredigten, und zwar am 2 Weihnachtsfeiertage Vormittags und am 2 Osterfeiertage Nachmittags, nicht zweckmässig erscheint. Nicht nur nehmen beide Festtage eine andere Feier in Anspruch, sondern man kann auch die Leute, und gerade die, denen man den fraglichen Gegenstand aufs dringendste ans Herz legen möchte, nicht sicherer von der Kirche entfernt halten, als wenn man sie vorher wissen lässt: heut hat der Pfarrer ein Thema, das schon oft da gewesen ist. — „*Philosophie und Religion im innigen Bunde mit einander*," von *Thiel* in Gotha, bringt ein von vielen Geistlichen versäumtes Studium verständig in Erinnerung. — „*Der Brief Pauli an die Epheser*, von einem *Rationalisten* übersetzt," — ein feines Aushängeschild! Die Uebersetzung selbst ist gut, als Probe, wie man die Bibel nicht übersetzen soll. Was würden Kenner dazu sagen, wenn Jemand auf den wunderlichen Einfall käme, einen alten Classiker *so* zu übersetzen! — Die „*heroische Arzeney in gefährlicher Krankheit*," ward wohl von einem redlichen Seelenarzt angewendet; wir möchten sie aber nur für sehr seltene Fälle empfehlen. — *Hagens* „*Parabel am Schlusse einer Erntepredigt*," ist eigentlich keine Parabel, sonst aber nach Inhalt und Form lobenswerth. — Das „*metrische Gebet eines kranken Geistlichen kurz vor seinem Tode*" ist, tief aus dem Herzen gequollen, eins der besten Lieder dieser Zeitung. — In No. 66 finden wir die Frage: „warum man bey der Einsegnung des heil. Abendmahls da, wo das Vater Unser gesungen wird, die Doxologie weglässt?" — Diese Gewohnheit scheint keinen anderen Grund zu haben, als die Ueberlieferung. Da Luther die „*deutsche Messe*," nach welcher die ganze Abendmahlshandlung in unserer Kirche eingerichtet ist, herausgab, behielt er die alte Form nach Luc. 11, 4, wo das Vater Unser mit der siebenten Bitte schliesst, bey, weil er besonnener, minder rasch reformirte, als die Weisen unserer Zeit. — Dem wackeren Einsender der „*Predigtrecapitulationen*" und vieler Reden empfehlen wir grössere Sparsamkeit sowohl in der öffentlichen Mittheilung seiner Amtsarbeiten, als in der Anwendung von Liederversen bey denselben. Die jugendliche Neigung bedarf weiser Beschränkung. — In einem zweckmässigen Auszuge aus einer trefflichen psychologischen Erörterung *Heinroths* hat irgend Wer (in No. 70) zu dessen tief bedeutsamen Worten: „Die *erste* Einwilligung des Kindes in die *erste* Sünde und der *erste* Stoss des Mannes mit dem Degen hängen zusammen," u. s. w. — die fade Anmerkung gemacht: „dann müssten alle Menschen Mörder werden"!! — das heisst doch recht ohne Noth aberwitzig werden! — „*Ueber die seelenärztliche Behandlung der Cholera*" haben die Herren *Schwabe* und *Wohlfarth* sehr ausführlich, aber verständig sich vernehmen lassen. Letzter hat sich ein besonderes Verdienst erworben durch die Auswahl und Anzeige einer reichen Menge von Bibelsprüchen zum Gebrauch bey geistlichen Amtshandlungen in der Zeit der Seuche. — In No. 80 dringt ein kühner Reformator auf Abschaffung der vorgeschriebenen Kirchengebete, und auf Ermächtigung der Geistlichen, solche Gebete nach dem jedesmaligen Bedürfniss, mit Rücksicht auf die Perikopen und den Predigtinhalt, selbst auszuarbeiten. Der Vorschlag, wie er hier sehr weitläuftig erörtert wird, hat Manches für sich, aber mindestens eben so viel wider sich. Die Gebete, welche viele, selbst gute Predigten begleiten, beweisen zur Genüge, wie Wenige die Kunst verstehen,

öffentlich vor und mit der Gemeinde zu beten; wie würde, wenn jener Vorschlag durchginge, gar oft nur der Predigtinhalt Gott vordemonstrirt werden! Schwerlich möchten solche Gebete erbaulicher und fruchtbarer seyn, als die vorgeschriebenen allgemeinen Kirchengebete, welche, ungeachtet ihrer öfteren Wiederkehr, dem rechten Kirchgänger doch immer wieder Ermunterung zum Gebet sind. Seltsam ist's, dass derselbe Reformator, — möcht' er seinen Vorschlägen mehr Zeit zum Reifen vergönnen! — nachdem er den vorgeschriebenen Gebeten den Krieg erklärt hat, gleichwohl Probegebete verspricht, die wahrscheinlich alles bisher Vorhandene der Art übertreffen sollen! — „*Ueber die Entwickelung des Predigtvortrags auf den verschiedenen Bildungsstufen des Predigers*," theilt ein Hr. *Sünderhoff* verständige Bemerkungen mit. Wir möchten aber Vorträge nach einem blossen, wenn auch etwas ausgeführten Entwurf *nur für Nothfälle* gelten lassen; in der Regel sollte *jede* Predigt sorgfältig ausgearbeitet, wenn auch nicht wörtlich memorirt werden. Die „*merkwürdige Amtserfahrung*" von *Exter* bezieht sich auf einen nicht so gar seltenen Fall. Der Seelsorger hat dabey redlich das Seine gethan, und es scheint ihn durchaus kein gegründeter Vorwurf zu treffen. In der Kranken aber mochte Selbstgerechtigkeit und geistlicher Stolz bis zum Wahnsinn sich gesteigert haben. — Eine *Abendmahlsfeier*, wie die von *Lampert* (No. 103), möchte mehr zerstreuen, als erbauen. Nehme der Einsender an der körnigen Einfalt unserer alten Agenden sich ein Beyspiel! — Die *Schulpredigt* (No. 104) ist reichhaltig, aber auch mit Stoff überladen. — Aus den „*Amtserfahrungen eines Landgeistlichen*" heben wir nachträglich noch die sehr beherzigenswerthen „Wahrnehmungen und Bemerkungen bey Eideserklärungen" hervor, wobey man nicht umhin kann, zu beklagen, dass diese in manchen Ländern fast ganz ausser Brauch gekommen sind, und dass die Geistlichen bey Eidesleistungen fast gar nicht mehr zugezogen werden. Uebrigens möchten wir auch, wie der Einsender, die Unterredung und Ermahnung im Hause des Seelsorgers der öffentlichen im Gerichtszimmer weit vorziehen. — Zu den besseren Beyträgen gehören zwey *Grabgebete* von *Popitz* in Oranienbaum. — Unter der Menge von Reden zeichnen wir in diesem Jahrgange aus eine von *Rösler* in Merseburg, bey der Taufe eines Juden, eine von *Hagen*, bey der sehr bedenklichen, aber gut behandelten Confirmation eines (nicht unterrichteten) Taubstummen; eine von *Schmidt* in Ilmenau No. 71, von *Fischer* (No. 72), nur jene zu wortgekünstelt, diese zu breit; auch sollte der trefflichen Braut an heiliger Stätte nicht mit „engelgleicher Güte" u. s. w. geschmeichelt, der Trauact selbst aber nicht als ein Anhängsel nach dem Amen der Rede in Schatten gestellt werden, — eine Confirmationsrede von *Küchler* in Auma, einfältig, zum Herzen sprechend; — zum goldenen Hochzeitsfeste *Wedekinds* von Dr. *E. Zimmermann*, in kraftvoller Kürze wahrhaft beredt und sinnig, nur zu wenig christlich.

Rec. meint sowohl die Aufmerksamkeit, welche er den drey Jahrgängen der *Praktischen Prediger-Zeitung* gewidmet, und die Unbefangenheit, mit welcher er sie betrachtet hat, als auch die Ausbeute, welche die ganze Sammlung darbietet, hinreichend bewiesen zu haben, und schliesst mit dem Wunsche, dass sie immer reicher werden möge an *guten* Früchten.

K. L.

KLEINE SCHRIFTEN.

MINERALOGIE. *Düsseldorf*, in der lithographischen Anstalt von Arnz und Comp.: *Carta geognostica de los principales distritos minerales del Estado de Mexico formada sobre observaciones astronomicas, barometricas y mineralogicas, hechas por Frederico de Gerolt y Carlos de Berghes. Geognostische Karte der vorzüglichsten Bergwerks-Districte des Staates von Mexico nach astronomischen, barometrischen und mineralogischen Beobachtungen*, bearbeitet von *Friedrich von Gerolt* und *Carl de Berghes*. Bestehend aus der Karte in zwey Blättern und vier Blättern Profile. 1827. 16 S. 4.

Die Karte mit ihren Profilen ist ein interessanter Beytrag zur geognostischen Länderkunde. Bey der Situationszeichnung sind die bekannten, von *A. von Humboldt* gegebenen Materialien zu Grunde gelegt. Die genaueren geognostischen Ermittelungen rühren aber von den Verfassern, beide noch in Mexico lebende Rheinländer, her. Die Karte selbst deutet durch ihre Illumination nur die Hauptf rmationen an; die Profile, nach den Erhöhungen in 15mal grösserem Masstabe gegen den der Karte aufgestellt, gehen aber in ein grösseres geognostisches Detail ein; sie geben die einzelnen Glieder der Formationen, die erzführenden Lagerstätten, Krater u. s. w. an.

Der deutsche kurze Text, wovon aber auch eine französische Uebersetzung erschienen ist, enthält nur einen allgemeinen Ueberblick der geognostischen Constitution des Staates von Mexico, d. i. derjenigen Provinz des Landes, worin die Hauptstadt liegt. Etwas mehr Ausführung wäre hier gar nicht schädlich gewesen.

Es wäre zu wünschen, dass die vielen zu geognostischen Ermittelungen und Mittheilungen fähigen Deutschen, welche noch in dem Lande sind, wozu, ausser den Verfassern, *Burkart*, *Stein*, *Noeggerath* u. A. gehören, mehr Beobachtungen nach Europa zur Publicität befördern möchten, als bisher geschehen ist.

K. H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

MATHEMATIK.

1) Kempten, b. Dannheimer: *Lehrbuch der Arithmetik zum Gebrauch in den Schulen und zum Selbstunterricht*, von *Johann V. G. Bundschue*, Dr. der Philosophie und Professor der Mathematik an der königl. baierischen Lycealclasse zu Kempten u. s. w. 1ster Theil. 3te Auflage. 1825. 295 S. 2ter Theil. 3te Auflage. 1823. 317 S. 3ter Theil. 3te Auflage. 1824. 286 S. 4ter Theil. 2te Auflage. 1823. 380 S. 8. (3 Rthlr.)

2) Ebendaselbst: *Lehrbuch der Geometrie und Trigonometrie zum Gebrauche in den Schulen und zum Selbstunterrichte*, von *Joh. V. G. Bundschue* u. s. w. Zweyte Auflage. Erster Theil. 1826. 262 S. 8. Mit 9 Tafeln. Zweyter Theil. 1832. 356 S. Mit 7 Tafeln. (2 Rthl. 4 gr.)

Wir besitzen über die mathematischen Anfangsgründe eine solche Menge zum Theil recht guter Lehrbücher, dass Jemand, der sich entschliesst, die Zahl der schon vorhandenen noch um Eins zu vermehren, wohl bedenken sollte, ob es ihm möglich sey, das schon hundertmal Gesagte auf eine deutlichere, gründlichere oder, wenigstens in Beziehung auf seine Schüler, zweckmäsigere Weise vorzutragen, als es von seinen Vorgängern geschehen ist. Findet er sich bey genauerer Erwägung dazu nicht fähig, so sollte er seine Zeit auf nützlichere Gegenstände verwenden, als auf die Abfassung mathematischer Anfangsgründe. Rec. glaubt, dass dieses letzte sich mit dem vollesten Recht auch von dem vorliegenden Lehrbuch sagen lässt. Die Lehren der Arithmetik werden in demselben mit einer unerträglichen Weitläuftigkeit, und unter einer zahllosen Menge von Wiederholungen vorgetragen, so dass die Schrift, obschon sie ausser den Regeln der gewöhnlichen Rechenkunst nur die ersten Anfangsgründe der Buchstabenrechnung enthält, doch bis zu 4 Theilen angeschwollen ist. Ungeachtet dieser Weitläuftigkeit sind die Beweise doch oft unvollständig und mangelhaft; die Definitionen unrichtig und selbst die Vorschriften hin und wieder dunkel und unbestimmt.

Der *erste* Theil enthält auf nicht weniger als 295 Seiten weiter nichts als die 4 Species in ganzen (unbenannten und benannten) Zahlen. Die Regeln für das Numeriren nehmen allein 23 Seiten ein. S. 19 Anmerk. sagt der Vf.: „das Decimalsystem war fast bey allen Nationen von jeher üblich, und ist wegen der Anzahl der Finger das anschaulichste und natürlichste.“ Allein er unterscheidet hiebey nicht deutlich genug die Art zu zählen von der Art, die Zahlen zu schreiben. In dieser letzten Hinsicht ist das Decimalsystem spät genug eingeführt worden. Bey den Regeln für die Addition ist ganz unnöthiger Weise eine Menge von Fällen, ob zwey oder mehrere Summanden, dann wieder, ob jeder aus einer, zwey oder mehreren Ziffern besteht, unterschieden, so dass auch hiemit 38 Seiten gefüllt werden. Dasselbe gilt von der Subtraction, Multiplication und Division. Ungeachtet der grossen Weitläuftigkeit ist bey der Multiplication der Satz, dass durch die umgekehrte Ordnung der Factoren das Product sich nicht ändert, nur für zwey Factoren bewiesen. Eben so fehlt der Beweis für den Satz, dass man aus mehreren einzelnen Factoren Partialproducte bilden, und durch die Multiplication derselben das Hauptproduct finden kann. Der Rechnung mit benannten Zahlen sind (S. 122—152) Erklärungen und Tabellen über die Eintheilung und Grösse der in verschiedenen Ländern üblichen Masse und Gewichte beygefügt. Auch im zweyten und dritten Theil hat der Vf. den Leser durch solche Tabellen über die Masse verschiedener Völker erfreut. Was die Mittheilung derselben, bey der Rechnung mit benannten Zahlen, ehe die Lehre von den Brüchen und Proportionen erläutert ist, sonderlich nützen könne, ist nicht einzusehen. Ueberhaupt aber sollten solche Tabellen in Rechenbüchern, wo auf die Correctur selten die grösste Sorgfalt verwendet werden kann, äusserst sparsam, und nur in soweit es nöthig ist, um Beyspiele daraus zu entnehmen, mitgetheilt werden. — Nach der Rechnung mit benannten Zahlen kommen im ersten Theil S. 194—258 Vorschriften über das Kopfrechnen vor. Der Vf. beginnt dieses ebenfalls unerträglich weitläuftige Hauptstück mit einer Anrede an die Schüler, wie sie etwa ein Elementarlehrer an die ersten Anfänger halten könnte. Zum Schluss dieses Theils kommt dann noch eine Tabelle über die würtembergischen und badischen Masse, nebst einer Sammlung von Beyspielen (S. 272—295) über die vier Species in benannten und unbenannten Zahlen. Mit Beyspielen ist das Buch zum Uebermass versehen; nur unterscheiden sie sich meistens weiter nicht, als dass 2

Husaren und 3 Husaren 5 Husaren, und 2 Gulden und 3 Gulden 5 Gulden ausmachen.

Der *zweyte* Theil enthält die Lehre von den gemeinen Brüchen, nebst der einfachen und zusammengesetzten Regel de tri. Als Zugabe ist eine Tabelle über die in einigen Kantons der Schweiz üblichen Maſse nebst einer Sammlung unaufgelöster Beyspiele beygefügt. In der Lehre von den Brüchen (S. 1—92) ist S. 7. §. 5 der Beweis für den wichtigen Lehrsatz, daſs jeder Bruch auch als Quotient, den Nenner als Divisor und den Zähler als Dividendus betrachtet, angesehen werden kann, dunkel und nicht logisch schlieſsend. Bey Gelegenheit der Verkleinerung der Brüche (der Methode, die Brüche durch kleinere Zahlen auszudrücken) kommt auch Einiges von Primzahlen, von dem gröſsten gemeinen (sollte heiſsen: gemeinschaftlichen) Maſs von zwey Zahlen ohne Beweis vor. S. 37 trägt der Vf. eine Aufgabe: Brüche durch Annäherung zu verkleinern, vor. Die Erklärung, die er von dem Zweck dieser Aufgabe, welche in die Lehre von den Kettenbrüchen gehört, giebt, ist dunkel und unrichtig. Der Beweis für die Richtigkeit der Auflösung fehlt natürlicher Weise. Uebrigens ist die Lehre von den Brüchen ebenfalls mit der gewohnten Weitläuftigkeit des Vfs. — sie nimmt 92 Seiten ein — behandelt. Nach der Lehre von den gewöhnlichen Brüchen sollte man, der natürlichen Ordnung gemäſs, die von den Decimalbrüchen erwarten. Allein der Vf. trägt diese letzte erst nach der Lehre von den Proportionen im Anfang des dritten Theils auf 40 Seiten vor. Am Schluſs desselben Theils folgt dann noch die Lehre von den Sexagesimalbrüchen. Dann werden nach den Brüchen die gewöhnlichen kaufmännischen Proportionsrechnungen, die einfache und zusammengesetzte Regel de tri, die Kettenregel, die Rabat- und Alligations-Rechnung u. s. f. erklärt; nur die Arbitragerechnung kommt nicht vor. Bey der unerträglichsten Weitläuftigkeit ist hier dennoch Manches dunkel und unrichtig vorgetragen. S. 112 ist bey der Erklärung des geraden Verhältnisses nicht bemerkt, daſs die Gröſse des einen Dings *in dem nämlichen Verhältniſs* zu- oder abnehmen muſs, wie die Gröſse des anderen. Aber was soll man zu Folgendem sagen? S. 113: „Stehen zwey Gröſsen zusammen im geraden Verhältniſs, so sind jede zwey beliebige Theile der ersten Gröſse mit den beiden entsprechenden — correspondirenden Theilen der anderen Gröſse *gerade proportionirt*. Unter dem Ausdruck: gerade proportionirt, versteht man jene Ordnung der Glieder, *kraft* welcher in der Proposition dem ersten Glied das dritte, und dem zweyten Glied das vierte entspricht, wo also das erste Glied das dritte und das zweyte das vierte bestimmt." Eben so unpassend, dunkel und verworren ist, was §. 65 von dem *Reesischen* Ansatz gesagt wird. Was es heiſse: die Gröſse eines Dings steht im zusammengesetzten Verhältniſs mit der mehrerer anderer Dinge, wird gar nicht erklärt. Statt dessen kommen S. 138, 139, 140 einige dunkle und weitläuftige Erklärungen vor, worauf die Vorschriften für die zusammengesetzte Regel de tri gegründet werden. Ueberhaupt sind in diesem Abschnitt, sowie in der ganzen Schrift, die vorzüglicheren Sätze nicht genug hervorgehoben, welches bey der groſsen Weitschweifigkeit auch kaum möglich war. Dabey wird, obschon für jeden von den übrigen noch so wenig verschiedenen Fall eine besondere Vorschrift vorkommt, auf die eigentlichen Schwierigkeiten und Anstöſse, die dem Anfänger vorkommen, nicht genug aufmerksam gemacht. Rec. hat schon oft Gelegenheit gehabt, Schülern von sehr verschiedenem Alter und sehr verschiedenen Fähigkeiten die Lehre von dem zusammengesetzten Verhältniſs und der zusammengesetzten Regel de tri zu erklären. Er hat dabey die Bemerkung gemacht, daſs, wenn die Anfänger bey einem zusammengesetzten Verhältniſs die Dinge, welche im geraden, und die, welche im umgekehrten Verhältniſs stehen, einzeln heraussuchen sollten, sie sehr häufig dadurch zu Irrthümern verleitet wurden, daſs sie nicht das als abhängig gedachte Ding mit jedem derjenigen, wovon es abhing, sondern diese abhängigen Dinge unter einander verglichen. Er hat es daher nöthig gefunden, bey seinem Vortrag seine Zuhörer vor diesem Irrthum ausdrücklich zu warnen. Allein Bemerkungen dieser Art, die gewiſs dem Anfänger weit nützlicher wären, als jene Masse von Beyspielen, die dabey meistens an die 5 Husaren und 5 Gulden erinnern, findet man in dem vorliegenden Buch gar nicht. In diesem Abschnitt sind überdieſs die Beweise für die Richtigkeit der Sätze und Aufgaben nicht beygefügt. Um diese Lücke auszufüllen, wird im vierten Theil (S. 112—144) und vorzüglich S. 263—365 derselbe, hier schon breit genug behandelte Gegenstand nochmals vorgenommen, und Alles mit den gehörigen Beweisen bewaffnet. Wie weitläuftig Alles vorgetragen ist, ergiebt sich schon aus der Seitenzahl. Dabey laufen noch Unrichtigkeiten in Menge unter. Um nur noch Eine zu erwähnen, so sagt der Vf. Th. II. S. 111: „Zwey Dinge stehen in einem mathematischen Verhältniſs, wenn sie so von einander abhangen, daſs durch Vergleichung die Gröſse des einen Dinges aus der des anderen bestimmt werden kann." Allein jeder weiſs, daſs nur zwischen gleichartigen Dingen ein mathematisches Verhältniſs (z. B. das arithmetische oder geometrische) Statt findet, daſs daher Preis und Waare, Zeit und Raum u. s. f. durchaus in keinem mathematischen Verhältniſs stehen können: so daſs man, wenn man sagt, Preis und Waare stehen im geraden Verhältniſs, nur eine Abhängigkeit der Gröſse des einen von der Menge der anderen und nicht ein eigentliches mathematisches Verhältniſs ausdrücken will.

Der 1ste Abschnitt des *dritten* Theils enthält, wie schon erinnert worden, die Lehre von den Decimalbrüchen. Der zweyte handelt (S. 41—90) von der Ausziehung der Quadrat- und Kubik-Würfel und zwar ohne allen Beweis und selbst ohne Erklärung der einzelnen Theile, woraus das Quadrat und der Kubus besteht. Das Ganze ist also weiter Nichts als eine Uebung in den vier Species. Zur Ausfüllung dieser Lücke kommt der Gegenstand im vierten Theil (S. 1—36)

nochmals an die Reihe, wo dann mit Anwendung der Buchſtabenrechnung die Beweiſe und zwar auf eine ſehr weitſchweifige und ſchwerfällige Weiſe nachgetragen werden. Im zweyten Hauptſtück des dritten Theils S. 90—192 werden vorzüglich die vier Species der Buchſtabenrechnung erklärt. Es iſt unglaublich, welchen Hang der Vf. hat, zuſammengehörige Dinge zu trennen, und Eintheilungen und Unterabtheilungen zu häufen. So werden z. B. S. 115—134 die Regeln für die Multiplication und Diviſion ſowohl der complexen als incomplexen Gröſsen weitläuftig erklärt, dabey wird aber die Regel für die Exponenten (daſs z. B. $a^2 + a^2 = a^5$) gar nicht erwähnt. Dieſe kommt erſt ſpäter in einem anderen Abſchnitt S. 165—179 vor, nachdem S. 134—144 ein beſonderer, hieher gar nicht gehörender und ſehr dürftig behandelter Abſchnitt über die Theilbarkeit ganzer Zahlen, und S. 144—155 noch ein (durchaus überflüſsiger) über die vier Species mit Brüchen in der Buchſtabenrechnung eingeſchoben worden. S. 155—192 wird nun noch von den Rechnungsarten mit Potenzen, dabey auch von den gebrochenen und negativen Exponenten gehandelt. Die beſſere Methode, den Gebrauch der letzten zu rechtfertigen, ſcheint dem Vf. unbekannt zu ſeyn. Seiner Gewohnheit, Alles zu trennen, getreu trägt er im achten Abſchnitt S. 192—202 Einiges von der arithmetiſchen und geometriſchen Reihe ohne Beweis vor. Darum muſs im vierten Theil S. 90—112 und S. 144—178 der alte Teig noch einmal geknetet und dort erſt gewürzt werden. Der Vf. beabſichtigte vielleicht, den Anfänger mit einigen Gegenſtänden erſt vorläufig bekannt zu machen, und dann ſpäterhin Alles umſtändlicher auszuführen. Obſchon dieſes zuweilen recht zweckmäſsig iſt, ſo muſs es doch, wenn es von Nutzen ſeyn ſoll, auf eine ganz andere Weiſe geſchehen, als es in dieſem Buch der Fall iſt. Die Schreibart des Vfs. iſt viel zu weitläuftig, Haupt- und Neben-Sätze ſind bey ihm viel zu wenig von einander getrennt, und Alles zu ſehr in einem bunten Gemiſch durch einander geworfen. Beſonders ſoll man behutſam ſeyn, mathematiſche Sätze ohne allen Beweis mitzutheilen. Nur wenn ſie etwa durch ihre Analogie mit anderen bekannten und erwieſenen Sätzen für den Anfänger ein beſonderes Intereſſe darbieten, ſollte man ſich dieſes erlauben. Allein welches Intereſſe kann für einen Anfänger die Kenntniſs der Regeln, die Summe einer arithmetiſchen oder geometriſchen Reihe zu finden, haben, wenn nicht zugleich der Beweis für die Richtigkeit dieſer Regeln mitgetheilt wird? Weit eher iſt es zu rechtfertigen, daſs der Vf. in der Lehre von den Gleichungen S. 203—217 ſich vorläufig auf die Auflöſung — er nennt ſie Ausarbeitung! — der einfachen Gleichungen mit einer unbekannten Gröſse beſchränkt, und erſt im vierten Theil die Auflöſung der Gleichungen mit mehreren unbekannten, ſowie auch der quadratiſchen Gleichungen, vorträgt. Doch ſelbſt hiebey iſt zu bedenken, daſs, wenn der Schüler ſein Handbuch ganz durchgegangen hat, es ihm beym Wiederholen und noch mehr beym ſpäteren Nachleſen ſehr angenehm iſt, alle zu demſelben Gegenſtand gehörigen Sätze zuſammen überſehen zu können. Es möchte daher mehr geeignet ſeyn, ſolche einzelne Lehrſätze und Methoden, die zur Vorbereitung des Anfängers dienen, demſelben bey der mündlichen Erklärung mitzutheilen, als ſie in die Lehrbücher ſelbſt aufzunehmen.

Der *vierte* Theil enthält auſserdem noch die Lehre von den Logarithmen, den binomiſchen Lehrſatz, und die Lehre von den Permutationen und Combinationen. Die erſte iſt mit der Weitläuftigkeit, die man ſchon an dem Vf. kennt, und doch unvollſtändig und in einem ſchlecht gewählten Zuſammenhang vorgetragen. Dieſe ganze Lehre fängt S. 179 ſo an: „Unter einem Logarithmus einer Zahl verſteht man den Exponenten jener Würde, worauf eine Zahl — (welche Zahl?) — erhoben wird, um eine andere hervorzubringen.“ Nun kommen die bekannten vier Regeln über den Gebrauch der Logarithmen, und dann erſt wird im folgenden Abſchnitt die Art, wie für alle Zahlen in jedem Syſtem der Logarithmus (durch gebrochene und negative Zahlen) dargeſtellt werden kann, erläutert. Die Einrichtung der Tafeln iſt gar nicht erklärt. Der Vf. verweiſt in dieſer Hinſicht (S. 194. §. 64) auf die den Tafeln ſelbſt jedesmal vorangeſchickte Einleitung. Die wichtige Verbeſſerung, ſtatt durchaus negativer Logarithmen ſolche mit negativer Charakteriſtik zu gebrauchen, wird S. 207 in einer Anmerkung kaum erwähnt. Der binomiſche Lehrſatz (S. 220—251) iſt für ganze, poſitive Exponenten nicht, wie es ſich gehört, aus der Combinationslehre hergeleitet, ſondern auf die ſogenannte $(m + 1)$ Methode gegründet. Dabey iſt der für gebrochene und negative Exponenten gegebene Beweis iſt eine bloſse Induction. — Die Lehre von den Combinationen und Permutationen iſt äuſserſt dürftig und unvollſtändig behandelt.

Was No. 2, das Lehrbuch der Geometrie und Trigonometrie, betrifft, ſo iſt daſſelbe zwar nicht in dem nämlichen Grade mit Fehlern beladen, als No. 1: dennoch muſs Rec. auch dieſes leider zu der Claſſe derjenigen rechnen, deren wir eine Unzahl beſitzen, und wodurch weder die Wiſſenſchaft ſelbſt, noch ihre Lehrmethode im Mindeſten gefördert wird. Der Vortrag des Vfs. iſt darin zwar nicht ſo unerträglich weitläuftig wie in dem Lehrbuch der Arithmetik. Aber dennoch iſt er nichts weniger als kurz. Dabey iſt er unbeſtimmt, ſchleppend und hin und wieder dunkel. Die Hauptſätze ſind nirgends recht hervorgehoben, und müſſen aus einer zu groſsen Menge von Zuſätzen mühſam herausgeſucht werden. Dieſe Zuſätze ſind dabey ſehr häufig nicht (was ſie eigentlich ſeyn ſollten) unmittelbare Folgen aus dem Hauptſatz, woran ſie ſich anſchlieſsen, ſondern bloſse Anmerkungen oder Sätze, zu deren Beweis eine neue eben ſo weitläuftige Conſtruction und Deduction als für den Hauptſatz ſelbſt nöthig iſt. Ueberdieſs fehlt mehreren Beweiſen die nöthige Schärfe; die Ordnung der Sätze und der Zuſammenhang iſt übel gewählt. Sowie in dem Lehrbuch der Arithmetik, iſt auch hier faſt jeder Gegenſtand zerſtückelt, und die dahin gehörigen Lehren kommen in mehreren

Abſchnitten zerſtreut vor. So werden z. B. die Lehrſätze, welche ſich auf den Kreis beziehen, in nicht weniger als fünf von einander abgeſonderten Abſchnitten vorgetragen, wodurch dem Anfänger die Ueberſicht und das Wiederholen unendlich erſchwert wird.

Der *erſte Theil* der Schrift enthält die Longimetrie und Planimetrie; der *zweyte* die Stereometrie, Trigonometrie und die Anwendung der Geometrie und Trigonometrie auf das Feldmeſſen. Man ſieht hieraus, und der Vf. bemerkt es auch ausdrücklich (S. 7), daſs er die Eintheilung der Geometrie in Longimetrie, Planimetrie und Stereometrie annimmt. Wie indeſſen bey dieſer Eintheilung die Lehre von der Lage der Ebenen gegen einander in den erſten Theil (S. 241—262) gekommen iſt, möchte ſchwer einzuſehen ſeyn.

Gleich auf der erſten Seite des erſten Theils kommen ein paar ſonderbare Verirrungen vor. Der Vf. erklärt nämlich als Gegenſtand der reinen Geometrie die Ausdehnung *der Zeit und des Raums (!)*. — Auf derſelben erſten Seite heiſst es: „Die Wiſſenſchaft von den ſtetigen ausgedehnten Gröſsen heiſst Geometrie"; unmittelbar darauf folgt *als Zuſatz:* „Ausgedehnte Gröſsen, die einander vollkommen decken, oder genau in einander paſſen, ſind congruent; weil dann alle ihre Theile der Ordnung nach einerley Gröſse und Lage und deſshalb die nämliche Quantität und Qualität haben." Was will aber dieſer Zuſatz anders ſagen als: Figuren oder Körper, die vollkommen in einander paſſen, *heiſsen* congruent? — Unrichtigkeiten und Unbeſtimmtheiten dieſer Art findet man faſt auf jeder Seite. So S. 6. §. 4: „Eine Fläche heiſst krumm, wenn nicht immerhin (!) nach zwey ihrer Puncte eine gerade Linie ſo gelegt werden kann, daſs ſie ganz auf der Fläche aufliegt." Dieſem gemäſs wäre die Oberfläche eines jeden eckigen Körpers eine krumme Fläche. Ferner lieſt man S. 7 (§. 6): „Wenn für gewiſſe Stücke in jeder beliebig angenommenen Lage nicht mehr als eine ausgedehnte Gröſse von gewiſſer Art möglich iſt, ſo ſagt man, daſs die Gröſse und alle übrigen Stücke derſelben durch die angenommenen Stücke gegeben oder vollkommen beſtimmt ſind", durchaus dunkel und unrichtig: denn es giebt z. B. unendlich viele (freylich gleiche) Dreyecke, die in zwey Seiten und dem eingeſchloſſenen Winkel übereinſtimmen. Doch in dieſer Hinſicht drücken ſich die meiſten Lehrbücher der Geometrie nicht ganz richtig aus. Um ſo mehr muſs man es alſo unſerem Vf., der es hiemit nichts weniger als genau nimmt, zu gute halten. — Das erſte der drey Merkmale für die Congruenz der Dreyecke lautet bey ihm ſo: „Wenn in zwey Dreyecken zwey Seiten nebſt dem eingeſchloſſenen Winkel gleich ſind, ſo u. ſ. f." Er denkt nicht daran, daſs der Anfänger darunter auch die Gleichheit von zwey in demſelben Dreyeck befindlichen Seiten als die Bedingung, wovon der Satz ſpricht, verſtehen könnte. Der Vf. verdient um ſo gröſseren Tadel, weil alle beſſeren Lehrbücher ihn hierauf hätten aufmerkſam machen können. S. 93 (§. 52) wird eine groſs Menge von Zuſätzen zuſammengehäuft, welche als Vorbereitung dienen ſollen, um den Beweis des Satzes über die Summe der Winkel einer jeden vieleckigen Figur auch auf Figuren mit erhabenen Winkeln auszudehnen. Der Hauptgrund, worauf der Vf. ſich hiebey ſtützt: „jede Figur mit erhabenen Winkeln könne durch Diagonalen, die von den erhabenen Winkeln ausgehen, in mehrere Theile zerlegt werden, die lauter hohle Winkel enthalten", iſt Zuſ. 3 ohne weiteren Beweis hingeſtellt. Allein dieſes dürfte noch nicht ſo ganz ausgemacht ſeyn, und iſt dem Anfänger nichts weniger als einleuchtend.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Iſerlohe*, b. Langewieſche: *Der kranke Mai.* Ein Mährchen von *Cornelius Hölterhoff.* 1832. 36 S. 16. (5 gr.)

Deutet der vollendete Stil auf reifere Jahre des Autors, ſo athmet dagegen ein ſo inniges Jugendgefühl, ein Leben und Weben in der Natur daraus, daſs wir auf Frühlingsalter des Vfs. rathen möchten, ſolches auch wünſchten: wie viel Schönes und Herrliches dürfte in dieſem Fall die Literatur von ihm erwarten, noch dazu in einer in unſeren Tagen ganz vernachläſſigten Gattung, der elegiſchen Dichtung! Gedicht iſt die ſinnige Allegorie, wenn ſie auch keine Sylben zählt. Welche Anklänge läſst ſie tönen in dem fühlenden Herzen, dem denkenden Geiſt! — Wie der alte Naturforſcher durch den kranken Mai, den er vor ſeinen Augen ſterben, und wieder lebendig werden ſieht, an ſeine Jugend erinnert wird, an alles, „wo er gefehlt, und wo er recht gethan", ſo auch der Leſer, welcher höher hält Unſchuld und Tiefe des liebevollen Gemüths, das Ahnen der gläubigen Seele, als die Klugheit des überlegenden Verſtands. Ein ſolcher wird den Vorwurf der Schwärmerey nicht ungern über ſich ergehen laſſen, und gewiſs gleich dem Rec. wünſchen, daſs bald ein gröſseres Werk von den ſchönen Naturgaben, der edlen Ausbildung des uns unbekannten Vfs. ein rühmliches Zeugniſs ablege.

n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

MATHEMATIK.

1) Kempten, b. Dannheimer: *Lehrbuch der Arithmetik zum Gebrauch in den Schulen und zum Selbstunterricht*, von *J. V. G. Bundschue* u. s. w. 1ster — 4ter Theil.

2) Ebendaselbst: *Lehrbuch der Geometrie und Trigonometrie zum Gebrauche in den Schulen und zum Selbstunterrichte*, von *J. V. G. Bundschue* u. s. w. 1ster und 2ter Theil.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In dem dritten Hauptstück S. 130, worin von der Aehnlichkeit der Figuren gehandelt wird, vermisst man die Erklärung des Begriffs der Aehnlichkeit gänzlich. Der Vf. beruft sich in dieser Hinsicht nur zuweilen beyläufig (z. B. in dem Beweis von §. 90. S. 140) auf sein Lehrbuch der Arithmetik. Hier findet sich aber an der besagten Stelle (Th. I. S. 3) nur Folgendes: „Dinge von einerley Quantität heissen gleich (*entia aequalia*), von einerley Qualität ähnlich". Qualität wird ferner S. 2 so erklärt: „Die Bestimmung des Mannichfaltigen in einem Dinge und der Art, wie die Verknüpfung desselben in ihm gedacht wird, heisst seine Beschaffenheit oder Qualität". Diese Erklärung ist, wie man sieht, aus den Grübeleyen der Metaphysik hergeleitet, und ermangelt ganz der Klarheit einer mathematischen Definition. Die gewöhnliche: Aehnliche Figuren sind solche, welche in der Lage und im Verhältniss der Seiten übereinstimmen, scheint allein allen Foderungen völlig zu entsprechen. Das zweyte Merkmal für die Aehnlichkeit der Dreyecke drückt der Vf. S. 144 so aus: „Wenn in zwey Dreyecken ein Winkel gleich ist, und die beiden einschliessenden Seiten *proportionirt* sind, so u. s. f." Einige der vorigen Bemerkungen treffen nur die Ausdrücke, obschon auch hierauf in einem Lehrbuch die grösste Sorgfalt verwendet werden soll. Ueberhaupt ist die Sprache des Vfs., selbst in Beziehung auf die technischen Ausdrücke, durchaus uncorrect. Er schreibt gleichschenklicht u. s. f. Folgendes geht die Sache selbst näher an. Statt die Rectification des Kreises auf den jedem Anfänger einleuchtenden Satz zu gründen, dass der Umfang eines inneren Vielecks allezeit kleiner und der eines äusseren allezeit grösser als der Umfang des Kreises ist, dass daher, in soweit der Umfang eines äusseren, in Theilen des Halbmessers ausgedrückt, mit dem Umfang eines inneren übereinstimmt, auch beide mit dem Umfang des Kreises übereinstimmen müssen, beweist der Vf. (S. 192), dass sehr kleine Sehnen von ihrem Bogen sehr wenig verschieden sind. Hieraus schliesst er, dass der Unterschied zwischen unendlich vielen Sehnen und den dahin gehörigen Bogen oder zwischen der Peripherie ebenfalls unendlich klein ist. Er scheint nicht einzusehen, dass der denkende Anfänger ihm sogleich den Einwurf machen könne, dass zwar die Grösse des begangenen Fehlers, wenn man die Sehne dem Bogen gleich setzt, mit der Verkleinerung des Bogens abnehme, dass aber eben dadurch die Menge der begangenen Fehler (wenn man nämlich die Summe aller Bogen der Summe aller Sehnen gleich setzt) zunehme, dass also der Fehler im Ganzen allerdings beträchtlich seyn könne. Der Vf. bezieht sich zwar auf die Proportion:

$$\text{Periph.} : \text{Perimet} = \infty\ \text{arc.} : \infty\ \text{chord.}$$
$$= \text{arc.} : \text{chord.}$$

Allein in dem S. 192 gegebenen Beweis ist der Umstand lange nicht genug hervorgehoben, dass das Verhältniss des unendlich kleinen Bogens zu der zugehörigen Sehne dem Verhältniss 1 : 1 unendlich nahe kommt. Der Anfänger erkennt daraus nur, dass der absolute Unterschied zwischen einem kleinen Bogen und der zugehörigen Sehne gegen irgend ein unveränderliches Mass (den Halbmesser z. B.) unendlich klein ist, so wie der Vf. selbst S. 193 nur hierauf aufmerksam macht. Ueberhaupt zieht der Fehler, den der Vf. beging, da er die richtige Methode, den Kreis zwischen die Peripherie des inneren und äusseren Vielecks einzuschliessen, verliess, nothwendig andere Unrichtigkeiten und Unvollkommenheiten nach sich. So z. B. sagt der Vf. S. 195, wo er von der numerischen Berechnung des Umfangs handelt: „Der Perimeter des in den Kreis beschriebenen 768Ecks ist (den Halbmesser = 1 gesetzt) = 6,2830. Dieser kommt aber der Kreislinie *sehr* nahe." Allein wie nahe? Darauf weiss er nicht zu antworten. Ueberhaupt scheint derselbe von dem unendlich Grossen und Kleinen ganz unrichtige Begriffe zu haben. Im zweyten Theil S. 85 erklärt er sich darüber auf folgende Weise: Wir können uns eine unendlich kleine Grösse nur als solche denken, die sehr klein *oder* gänzlich verschwunden, also keine Grösse mehr ist u. s. f. — Mit diesen unrichtigen Begriffen scheint es auch zusammenzuhängen, wenn der Vf. S. 225 Zus. es als einen mathematisch erwiesenen Satz aufstellt, dass der Kreis

ſich nicht quadriren läſst. Derſelbe verwechſelt hier offenbar das ſeiner Natur nach Unmögliche mit dem, was es uns nach dem jetzigen Zuſtand der Wiſſenſchaft iſt.

Rec. hat ſchon im Eingang bemerkt, daſs in dieſem Lehrbuch faſt Alles zerſtückelt und aus dem richtigen Zuſammenhang geriſſen iſt. So wird denn auch von der Berechnung des Flächeninhalts erſt S. 221, nach der Lehre von der Rectification des Kreiſes, gehandelt. Der wichtigſte Satz dieſes Abſchnitts, daſs die Flächen eines Quadrats und Rechtecks ſich wie die Producte der Grundlinie in die Höhe verhalten, iſt nur für den beſchränkten Fall, wo die Seitenlinie des Quadrats ein Maſs von der Grundlinie und Höhe des Rechtecks iſt, bewieſen. Ungeachtet der groſsen Weitläuftigkeit des Vfs., ſowie der vielen Beyſpiele, die er zuſammenhäuft, wird der Anfänger doch nirgends darauf aufmerkſam gemacht, daſs die Unterabtheilungen des Längenmaſses von denjenigen des Quadratmaſses, ſowie das Verhältniſs der Quadratmaſse von zwey verſchiedenen Ländern von dem der zugehörigen Längenmaſse, verſchieden iſt, ein Punct, wobey die Anfänger, wie Rec. aus Erfahrung weiſs, nur gar zu leicht fehlen. Der Vf. hätte beſſer gethan, die vielen Tabellen über die Längenmaſse, die er ſeinem Lehrbuche der Arithmetik eingeſchaltet hat, hier mitzutheilen, und mit den nöthigen Bemerkungen über den Gebrauch derſelben bey dem Quadrat- und Kubik-Maſs zu begleiten. Das letzte Hauptſtück dieſes Theils handelt (S. 241—262) von der Lage der Linien gegen Ebenen und der Ebenen gegen einander. In dieſem Hauptſtück, welches, wie Rec. ſchon bemerkt hat, nach der von dem Vf. gewählten Eintheilung der Geometrie zu dem zweyten Theil dieſer Schrift gehörte, vermiſst man wieder das nöthige Hervorheben der Hauptſätze. Der wichtige Satz, daſs zwey Linien, die mit der nämlichen dritten parallel ſind, es auch unter ſich ſind, kommt S. 247 als Zuſatz vor; und dennoch wird zu dem Beweis deſſelben eine eben ſo umſtändliche Conſtruction als für den Hauptſatz ſelbſt gebraucht. — Die Merkmale für den Parallelismus von zwey Ebenen ſind nicht vollſtändig aufgeführt, ſo wie denn auch die Auflöſung der merkwürdigen Aufgabe, die kürzeſte Entfernung von zwey Linien, die nicht in einer Ebene liegen, zu finden, vermiſst wird.

In der Stereometrie, womit der *zweyte* Theil anfängt, iſt die Ordnung eben ſo unglücklich gewählt. Der Vf. beginnt die Stereometrie mit der Lehre von den körperlichen Ecken, welche er S. 1 ſo erklärt: „Wenn drey oder mehrere geradlinige Winkel in verſchiedenen Ebenen ſo liegen, daſs ſie alle Einen Scheitel und jede zwey nächſten einen Schenkel gemein haben, ſo heiſst die *Neigung* aller dieſer Ebenen zu einander ein körperlicher Winkel, oder ein körperliches Eck". Zu dieſer Erklärung fügt er (S. 2) als Zuſatz ohne den mindeſten Beweis hinzu, daſs alle Seitenflächen eines ſolchen Ecks zuſammengenommen kleiner als 4 R. ſind. Unmittelbar nach den erſten Erklärungen und noch vor der Lehre von den Prismen kommt die von den regulären Körpern. Dann folgen die Erklärungen der in den Elementen gewöhnlich behandelten Körper nebſt mehreren ſich darauf beziehenden Lehrſätzen, und nun wird in den folgenden Capiteln Alles noch einmal im Einzelnen durchgenommen. Den wichtigen Lehrſatz, daſs Prismen (ſenkrechte und ſchiefe) ſich wie ihre Grundflächen verhalten, beweiſt der Vf. (S. 25) dadurch, daſs er ſie beide in unendlich viele Prismen von gleicher Höhe getheilt denkt. Nun, ſagt er, verhalten ſich die ganzen Prismen offenbar, wie die unendlich kleinen Prismen, worin das eine und andere getheilt wird. Allein ein Prisma, deſſen Höhe unendlich klein wird, verwandelt ſich in ſeiner Grundfläche. Daher u. ſ. f. Hieraus mag man auf die Behandlungsart im Ganzen ſchlieſsen. Bey dem Vortrag der Trigonometrie iſt der Vf. vorzugsweiſe in ſeinen gewöhnlichen Fehler einer unerträglichen Weitläuftigkeit gefallen. So wie in der Geometrie die Hauptſätze nicht genug hervorgehoben und von den Zuſätzen getrennt ſind, ſo finden ſich in der Trigonometrie im Gegentheil mehrere Sätze, die unmittelbar analytiſch aus den vorhergehenden flieſsen, als beſondere Lehrſätze aufgeſtellt. Von dieſer Art ſind alle Sätze von S. 126—134. Der Fehler iſt um ſo gröſser, als der Anfänger durch die Trigonometrie vorzugsweiſe an die analytiſche Methode gewöhnt werden ſoll.

Rec. meint hiedurch den Leſer gehörig in Stand geſetzt zu haben, um über den Werth dieſer Schrift zu entſcheiden. Er glaubt nur noch erinnern zu müſſen, daſs der Vf., gerade ſo wie es in allen dem Rec. bekannten Schriften geſchieht, dem Perpendikel, welches von dem Endpunct eines Halbmeſſers auf den anderen gefällt wird, (wenn nämlich jeder einen Schenkel des betrachteten Winkels bildet) den Namen: Sinus giebt, da eigentlich doch das Perpendikel, nur wenn es in Theilen des Halbmeſſers ausgedrückt iſt, Sinus genannt werden muſs, ſo daſs der Sinus eigentlich keine Linie, ſondern eine Zahl iſt, welche das Verhältniſs von zwey Linien angiebt. — Den Schluſs dieſer Schrift macht die Anwendung der Geometrie und Trigonometrie auf die Feldmeſskunſt (S. 294—356). Man findet indeſſen hier durchaus nicht, was man in einem Lehrbuch der Feldmeſskunſt erwarten könnte. Von der Einrichtung und dem Gebrauch der Werkzeuge, von dem Nonius z. B., ebenſo über die Theorie der Fehler wird gar nicht geredet; ſondern das Ganze beſchränkt ſich auf ganz allgemeine Vorſchriften, unzugängliche Weiten und Höhen zu meſſen.

Ar.

STUTTGART, in d. Hallberger'ſchen Verlagshandlung: *Algebra* oder *die Elemente der mathematiſchen Analyſis*, von *Fr. Ed. Desberger*, Prof. der Mathematik an der Univerſität und an der polytechniſchen Centralſchule in München. 1831. 263 S. 4. (1 Rthlr. 16 gr.)

Während die Richtung unſerer Zeit ſonſt immer mehr auf das Praktiſche, wenigſtens Zeit und Anſtrengung Erſparende geht, ſcheinen die Lehrer der Mathematik den entgegengeſetzten Weg einzuſchlagen. Ueberſetzungen und Bearbeitungen halb vergeſſener Schriften

aus dem Alterthum werden herausgegeben, und dem Publicum zum Gebrauche empfohlen. Der alte Euklides soll — so verheissen wenigstens zahlreiche Schulprogramme — in der Ursprache gelesen werden, weil auch unserem Zeitalter die Zurechtweisung gelte: „dass es keinen Königspfad zur Geometrie gebe." Die Analysten fassen ihre Gegenstände immer abstracter auf, und man will ein Rechnen mit Zahlen kaum noch einer wissenschaftlichen Behandlung für fähig halten. So hat auch Hr. Prof. *Desberger* uns ein Lehrbuch der niederen Analysis vorgelegt, das hinter dem Schild jener Euklidischen Worte die individuelle und concrete Behandlung der Mathematik möglichst weit von sich wegwirft. Wir sehen es gerne, wenn die Wissenschaft oft Bearbeiter findet, die sie in möglichster Strenge darzustellen suchen, aber wir müssen es beklagen, wenn diese wissenschaftlichen Kunststücke der Jugend, wenn auch der akademischen, als Lehrbücher aufgedrungen werden sollen. Die Erfahrungen der meisten Lehrer werden sich darin vereinigen, dass, einzeln Auserwählte abgerechnet, der allzu systematische Unterricht in der Mathematik wenig Eingang findet, und dass man demselben durch mancherley Beziehungen auf Gegenstände der Künste, Gewerbe und andere Wissenschaften erst Bahn brechen muss. Desshalb kann Rec. dem Vf. nicht beypflichten, wenn er behauptet, der Unterricht, wo er auch immer gegeben werde, möge ohne beschränkende Rücksichten (das heisst doch wohl Rücksichten auf Alter, Beruf, Vorkenntnisse u. s. w.) gegeben werden.

Es ist schon im Allgemeinen schwierig, die Analysis an den Unterricht in der niederen Arithmetik anzuschliessen. Was soll vorausgesetzt werden, wenn ich zeige, dass $a + a = 2a$? Etwa die blosse Addition $1 + 1 = 2$? Das wäre freylich materiell genügend. Allein das reicht nicht für den Zusammenhang aus, der nur von dem Gereifteren erfasst werden kann. Gut! so lege man also demjenigen die Buchstaben-Addition vor, welcher schon seine Schule in der Arithmetik gemacht hat. Dann aber ist die letzte bloss eine Fertigkeit für ihn, aber keine wissenschaftliche Grundlage. Es kann aus ihr nicht das Mindeste bewiesen werden, weil sie selbst keine Evidenz, als das Zutreffen der Resultate hat. Wie aber? Womit beweisen wir nun, dass $a + a = 2a$, dass $16a : 2 = 8a$ u. s. w.? Wir müssten in der That mit dem Eins und Eins und Einmal Eins beginnen und ihre Richtigkeit darthun. Rec. ist weit entfernt, mit solchen Einwürfen die Gewissheit analytischer Sätze angreifen zu wollen; aber es dünkt ihm schwer, einen bestimmten Anfangspunct für die Buchstabenrechnung zu finden, und er glaubt in ihr mit desto mehr Recht die Grammatik der Arithmetik zu finden, die dann freylich nicht zu spät hinausgeschoben werden darf. Insbesondere hat er sich mit der weiten Zurücksetzung der Gleichungen in diesem wie in anderen Büchern nicht befreunden können.

Gleichungen sind nicht, wie Hr. *D.* sagt, Aggregate, deren Werth Null ist, denn dann müssten alle nicht auf Null gebrachten Gleichungen diesen Namen nicht verdienen; sondern Gleichungen sind Werth-Bestimmungen überhaupt, sobald Werth die Bedeutung von kürzestem Zahlausdruck haben soll. Und in der That, was ist unser Rechnen Anderes, als ein Näher-Rücken des Vieltheiligen und Verschlungenen vor unser Erkenntnissvermögen und eine möglichste Verkürzung der Sprach- und Schrift-Zeichen für Zahlvorstellungen? Addiren heisst eine gleichgeltende Benennung für mehrere Theilvorstellungen von Zahlen finden. Wo aber diess Finden so leicht ist, dass wir die geistige Operation nicht mehr gewahr werden, da hören wir auf, es Rechnen zu nennen. Sehen wir zwey Personen vor uns, so denkt Niemand daran, dass wir addiren, indem wir urtheilen, es seyen ihrer zwey; und dennoch haben wir das Nämliche gethan, wie der Rechnungsführer, welcher Folioseiten voll Zahlen addirt. Eine Gleichung ist das Urtheil, dass zwey Zahlvorstellungen einander gleich seyen, mögen nun diese Zahlvorstellungen eintheilig oder vieltheilig seyn, aus bekannten oder unbekannten (doch vorläufig als bekannt angenommenen) Grössen bestehen. Die eine Seite der Gleichung ist das Subject, die andere das Prädicat, die Gleichheits-Striche sind die Copula. Aber $a > b$ ist ein negatives Urtheil, denn das Prädicat kann unendlich viele Werthe haben. Allein dem Zweck nach sind die Gleichungen wesentlich verschieden: entweder *intuitiv* oder *ratiocinativ*. Die ersten veranschaulichen nur dieselbe Grösse von einer anderen Seite oder in einem anderen Gewand zu einem gewissen Gebrauch, z. B. $aa = a^2$; die anderen aber wollen etwas zwar Bestimmtes, aber wegen der Verwickelung noch nicht in die Augen Springendes bekannt machen, und sind entweder *synthetische*, z. B. $a + b = x$, oder *analytische*, z. B. $a + x = b$. Jene Gattung umfasst die ganze gemeine Arithmetik, wird aber selten vollständig dargestellt, weil das x als Werth aller bekannten Grössen und als Ziel der ganzen Operation ohnehin nicht aus den Augen verloren werden kann. Die andere aber, weil ihre Anordnung von der natürlichen Gedankenfolge abweicht, und weil gewisse vorbereitende Operationen nöthig sind, um sie auf die synthetische Gleichung zurückzuführen, gehört der Wissenschaft mehr als dem Leben an. Indessen kann der Lehrer sehr gut auf die Anweisung zur synthetischen Rechnungsart jedesmal die zur analytischen folgen lassen; dann werden sich die Jünglinge nicht so sehr vor derselben sträuben, als wenn sie in ein ganz neues Feld, aus dem sie keinen Ausgang erblicken, geführt werden. Und so sollte denn in den Lehrbüchern der Analysis die Lehre von den Gleichungen nicht den Schlussstein des Ganzen, sondern den Kitt zwischen den einzelnen Theilen bilden. Auch ist es ja Hn. *Desberger*, wie allen seinen Vorgängern, unmöglich gewesen, die Gleichungen nebst den ihnen nothwendigen Veränderungen von den früheren Capiteln ganz auszuschliessen. Die Consequenz, und ganz besonders die Euklidische, besteht ja nicht darin, dass unter einem generellen Namen (wie im vorliegenden Falle: *Gleichung*) alles hierauf Bezügliche zusammengestellt und abgehandelt wird, sondern dass nichts vorausgeht, was erst sein Licht und seinen Beweis aus dem Folgenden erhalten muss.

Uebrigens kann dem Vf. das Lob einer strengen Consequenz nicht versagt werden, und wir wünschten nur, dass diese Euklidische Tugend sich auch mit dessen Nettigkeit und mit einer mehr als Euklidischen Kürze und Vollständigkeit vereinigt hätte. Was den ersten Punct anlangt, so ist es unangenehm, ausser einem kurzen Inhaltsverzeichnisse gar keinen Wegweiser und Meilenzeiger durch das Buch zu haben, zumal bey einem quadratförmigen Format. Die Eintheilung des alten Geometers in Bücher, in Lehrsätze, Aufgaben, Auflösungen, Beweise, Zusätze mag mitunter steif aussehen; gleichwohl ist Rec. der Ueberzeugung, dass sie eine der vorzüglichen Empfehlungen der Elemente ausgemacht hat. Der Reisende wird nur halb so müde und orientirt sich doppelt so leicht, welcher durch Uhr und Meilenzeiger weiss, was er hinter sich und vor sich hat.

Wenn wir dem Buche mehr Kürze wünschten, so geschah diess mit Rücksicht auf die umständliche Darstellung der Lehre von den Complementen, die doch weiter Nichts sind, als ein, und zwar unbedeutender, Rechenvortheil. Doch sind diesem Gegenstand 12 Quartseiten gewidmet. Nicht minder weitläuftig finden wir die Darstellung der Logarithmen, nicht darum, weil die Aufsuchung des Moduls vollständig ausgeführt ist, sondern weil die Logarithmen von 231, von 11; 7; 3; 2 mit einer ermüdenden Vollständigkeit berechnet sind. Es genügte doch wohl, das Verfahren an zwey Primzahlen und ihrem Producte zu zeigen, es war aber noch viel mehr genügend, den Werth der Divisionen und Multiplicationen mit Wurzeln und Modul anzugeben, ohne diese mechanischen Rechnungen selbst auf vielen Blättern darzustellen. Wie kurz ist dagegen die Lehre von den Reihen abgefertigt! Die Reihen des höheren Rangs werden gar nicht erwähnt. Wir sind der Meinung, ein Lehrbuch, welches einmal die Elemente der Analysis mittheilen wollte, und welches in formeller Hinsicht so grosse Anfoderungen macht, durfte nicht wohl mit den Gleichungen des zweyten Grades abbrechen, durfte nicht die Lehren von den Primzahlen, von den Kettenbrüchen, von den Wurzelausziehungen der höheren Grade, von den Reihen des höheren Rangs, von den Combinationen, Permutationen und Variationen und anderen Gegenständen, die man gewöhnlich in diesen Kreis versammelt, absehen. Für den blossen Dilettanten ist die Form zu abstract, für den Mathematiker das Feld zu klein. Auch wüsste Rec. kein Buch, das als die Fortsetzung des vorliegenden angesehen werden dürfte, und so dem nach Höherem Verlangenden Befriedigung böte. Denn wer z. B. *Lacroix* als Führer für die hier weggelassenen Lehren erwählen wollte, der würde doch wohl auch den früheren Weg an dieser Hand zurücklegen, damit er an steilen Stellen einen bekannten Wegweiser hätte.

Wir haben bereits so viel getadelt, dass es den Schein gewinnt, als erkennten wir die Verdienste dieser Elemente nicht an. Wir müssen aber versichern, dass wir diess im hohen Grade thun, und dass wir an mehr als Einer Stelle mit wahrer Freude die scharfe Darstellung des Vfs. bewundert haben. Wir würden uns auch nicht versagen, durch Aushebung einiger Stellen dieses Urtheil zu bestätigen, wenn nicht die Einrichtung unserer Literatur-Zeitung eine weitere Ausdehnung dieser Recension verböte. Inzwischen empfehlen wir das Buch jedem Freunde der systematischen Mathematik als eine lesenswerthe Erscheinung. Druck und Papier werden ihm keine Störung verursachen, und die Druckfehler sind am Ende mit Genauigkeit verzeichnet.

Ns.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Braunschweig*, im Verlags-Comptoir: *Der Renegat auf Morea.* Trauerspiel in drey Aufzügen. Nach dem Neugriechischen des Olympiers *Georg Lassanis*, ehemals Officier der heiligen Schaar und Adjutant des verstorbenen Fürsten Alexander Ypsilanti. Von *Harro Harring.* 1831. VIII u. 104 S. 8. (16 gr.)

Anziehend durch den Stoff, dramatisch dadurch, dass die tragische Novelle dialogisirt ist, und poetisch durch die metrische Sprache.

Vir.

Iserlohe, b. Langewiesche: *Jedem das Seine!* Original-Lustspiel in Versen und drey Aufzügen. Von *C. Karoli.* 1832. 94 S. 16. (9 gr.)

Das Seine erhält nun wohl ein Jedes in diesem Stückchen; der verdriessliche Hagestolz hält nach wie vor dem Keifen der herrischen Haushälterin still; das alternde Fräulein wird die Gattin des Mannes, der ihr 20 Jahre treu geblieben; die eifrige Schülerin der Mozinschen Grammatik verlobt sich mit dem angehenden Studenten; vielleicht ist er zu jung für sie, um die schon der Hagestolz freite. Nur der Zuschauer geht leer aus, er findet nicht die Art von Liebenden, die ihm genehm sind, was wahrscheinlich dem Lustspielchen, das artig geschrieben, aber nicht von Witz und Leben spricht, auch in Einfällen und Situationen nicht neu ist, nur einen mässigen Beyfall verheisst.

Vir.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1832.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Barth: *Antigone, Trauerſpiel von Sophokles*, überſetzt von Dr. *K. F. S. Liskovius.* Mit dem griechiſchen Text zur Seite. 1829. XIV u. 148 S. 8. (16 gr.)

Der Ueberſetzer iſt nach dem Vorworte ein Arzt, welcher ſeit geraumer Zeit die Tragödien des Sophokles zur Lieblingsunterhaltung in ſolchen Stunden erhoben hat, die er von ärztlichen Geſchäften und ärztlichen Studien erübrigen konnte. Dieſen Umſtand darf man bey Beurtheilung ſeiner Arbeit nicht unberückſichtigt laſſen, weil man dem *Dilettanten* manche Schwäche wird nachſehen können, welche bey dem Philologen vom Fach ſtrengere Rüge verdiente. Wiewohl aber Rec. deſshalb weit billigere Foderungen an die Ueberſetzung des Hn. *Liskovius* macht: ſo vereinigt ſie doch zu viele Mängel in ſich, als daſs man ſie nicht für gröſstentheils miſslungen erklären müſste; und da der Vf. ſelbſt den Glauben zu hegen ſcheint, als ob er durch ſeine Verdeutſchung etwas Vorzüglicheres geleiſtet habe, als ſeine beſſeren Vorgänger, unter welchen wir namentlich *Solger* und *Thudichum* verſtehen: ſo wollen wir eine der weniger miſsrathenen Stellen (V. 631—652) aus ſeiner Ueberſetzung ausheben, und dieſe, mit beſtändiger Rückſicht auf die beiden genannten Ueberſetzer, kritiſch beleuchten. Die Stelle ſteht S. 61 fgg.:

> So, Kind, geziemt es in der Bruſt geſinnt zu ſeyn,
> Daſs väterlichem Rath hintan man alles ſtellt.
> Deſswegen wünſchen ja die Menſchen Kinder, die
> Gehorchen, als Erzeuger zu beſitzen heim,
> Daſs ſie am Feinde rächen die Beleidigung,
> Und daſs den Freund ſie ehren mit dem Vater gleich.
> Wer aber undienſtfert'ge Kinder auferzieht,
> Was meinſt du, was er anders, als ſich ſelber Noth
> Und für die Feinde viel Gelächter, hat erzeugt?
> Nun denn, o Sohn, verliere nie um Minneluſt,
> Um eines Weibes willen, den Verſtand, und ſey
> Gewiſs, daſs froſtiges Umarmen dieſes wird,
> Daheim ein böſes Weib als Bettgenoſs! Denn welch
> Geſchwüre wär wohl gröſser, als ein ſchlechter Freund?
> Darum verabſcheu' als wie deine Feindin ſie,
> Und laſs die Dirne da im Hades einen freyn!
> Denn nun, nachdem ich offenkundig ſie ergriff,
> Von allem Volk die einz'ge Widerſpenſtige,
> Will ich dem Volk als Lügner nicht mich zeigen, nein,
> Sie töden (*ſic*)! Dazu preiſe ſie den Zews (*ſic*), den Hort
> Der Blutsverwandtſchaft! Laſs ich dieſe leiblichen
> Verwandten ohne Zucht, die Fremden dann gewiſs!

V. 631 entſpricht das Wort *Kind* dem griechiſchen ὦ παῖ nicht ganz; es iſt dieſs nichts Anderes, als *mein Sohn* oder *lieber Sohn.* Auch *Solger* hat hier durch die Ueberſetzung *Söhnlein* gefehlt. V. 632 erfüllt in Rückſicht der *Cäſur* die Anfoderungen nicht, welche man in unſeren Tagen mit Recht an einen Ueberſetzer macht. Es iſt bekannt, daſs der ſogenannte tragiſche Trimeter vorzugsweiſe die beiden unter dem Namen Pentemimeres und Hephthemimeres bekannten Cäſuren liebt. Seltener bedienen ſich die Tragiker anderer Haupteinſchnitte, namentlich aus ganz begreiflichen Urſachen (ſchon weil ſie gegen die Foderungen der Abwechſelung und Mannichfaltigkeit verſtöſst) der ſogenannten Hexemimeres:

—, —, —,
v — v — v — || v — v — v —,

welche daher auch Sophokles zwar zuweilen — und dann wohl mit allem Fleiſse — aber doch gegen den anderen Cäſuren nur ſelten anwendet. Hr. *L.* dagegen ſcheint dieſe Cäſur zu einer ſeiner Lieblingscäſuren erhoben zu haben; wie ſie ſich denn nicht bloſs hier, ſondern auch anderwärts auſserordentlich häufig findet; z. B. S. 7. V. 37:

> So ſteht es nun für dich || und zeigen wirſt du bald;
> V. 39: Ach Aermſte, was kann *ich* || in ſolchem Fall noch thun?

Ferner S. 9:

> V. 43: Ob du ſammt dieſer Hand || dem Todten helfen willſt;
> V. 44: Denkſt du begraben ihn || was unerlaubt der Stadt?
> V. 47: Unſel'ge, wenn Kreon || es nun verboten hat?
> V. 54: Am aufgeknüpften Strang || das Leben von ſich wirft;
> V. 56: Durch Wechſelmord den Tod || das unglückſel'ge Paar;
> V. 57: Gemeinſam ſich ertheilt || von gegenſeit'ger Hand;
> V. 61: Bedenken müſſen wir's || daſs wir als Frauen ſind.

Eben ſo S. 11 in den Verſen 65. 69. 71. 82 u. ſ. f. An allen dieſen Stellen hat das Original dieſe Cäſur nicht. V. 633 betont Hr. *L. Deſswégen* ſtatt *Déſswegen;* in denſelben Fehler einer falſchen Betonung verfällt er V. 66 *Nachſícht* ſtatt *Náchſicht;* V. 86 *laut aús* ſtatt *laút aus* u. ſ. w. Auch den *Eigennamen* dringt er oft eine Betonung auf, die ſie bey uns nicht adoptirt haben; z. B. immer *Kreón* ſtatt *Kréon* u. a. V. 21. 31; V. 47 u. a. v. a. O. In demſelben Verſe (633) bricht er mitten im Sinne ab, was im Originale

nicht der Fall ist. Hierin fehlt er ebenfalls ungemein oft, vergl. z. B. S. 7. V. 25 fgg.:

— — doch den jammervoll
Entseelten Leichnam des Polynikes, sagt man, hat
Den Bürgern er befohlen, in dem Grabe nicht
Zu bergen, noch zu trauern jemand, unbeklagt
Vielmehr zu lassen — —

Solger und *Thudichum* vermeiden hier diesen Fehler, indem jener:

Deshalb ja beten Männer stets, Nachkommen sich
Folgsamer Sinnart ihren Häusern aufzuziehn,

und dieser:

Denn darum beten Männer wohl, dass ein Geschlecht
Folgsamer Söhne sie umblüh' im Vaterhaus,

übersetzt. — V. 634 scheint der Gebrauch des Wortes *heim* für *daheim* undeutsch; doch möchten wir dieses Wort noch eher gelten lassen, als so manche, in dieser Uebersetzung vorkommende, unseres Bedünkens von Hn. *L.* selbst gebildete Wörter, wie z. B. V. 937 *in dem erzbandigen Schloss*; V. 944 *Meeresbraus* u. s. f. V. 636, der ganz mit der *Thudichum*'schen Uebersetzung übereinstimmt, ist doppelsinnig und deshalb nicht zu billigen. Man weiss nicht, ob die Kinder die Freunde eben so hoch, als den Vater, oder ob sie die Freunde eben so ehren sollen, wie der Vater dieselben ehrt. *Solger* viel deutlicher:

Jedoch den Freund hoch ehren, gleich dem Vater selbst.

Die *undiensisert'gen Kinder* (V. 637) entsprechen dem griechischen ἀνωφέλητα τέκνα nicht. Richtiger hat *Solger undankbare* und *Thudichum nutzlos*. Auch V. 640 wird das griechische μή νύν ποτ', ὦ παῖ, nicht erschöpfend durch *Nun denn nie* gegeben. Zugleich möchte Rec. bezweifeln, dass daselbst μὴ τὰς φρένας ἐκβάλῃς richtig durch *Verliere den Verstand nie* übersetzt sey, indem die griechische Redensart mehr ein gewaltsames Vonsichstossen verständiger Ueberlegung und Einsicht, als das, in der von Hn. *L.* gewählten deutschen Phrase liegende, mehr passive Verlieren des Verstandes in sich schliesst. *Bettgenoss* (V. 643) von einem *Weibe* möchte eben so schwer zu rechtfertigen seyn. *Solger:*

„Der schlechten Hausfrau beygesellt."

Thudichum:

— — erkennend wohl,
Dass kaltes Liebumfangen, das dir werden wird
Ein arges Weib in Bett und Haus. —

Die Verse 645 und 646 sind noch prosaischer, als die übrigen, und stechen sehr zu ihrem Nachtheile gegen das Original ab. *Solger* giebt diese Verse so:

Drum lass mit Abscheu solche widerwärtige
Jungfrau zum Hades, eines Andern Weib zu seyn;

bey *Thudichum* lauten sie:

Nein, mit Verachtung lasse von der Feindin ab,
Und in dem Hades suche sie den Gatten sich.

An beiden Uebersetzungen tadeln wir, dass sie das, von Hn. *L.* richtig wiedergegebene, in den Worten τὴν παῖδα τήνδε liegende Verächtliche nicht gehörig ausgedrückt haben; aber sie sind doch im Ganzen dichterischer ausgefallen. — Bey allen diesen Mängeln der Uebersetzung gebührt dem Hn. *L.* das Zeugniss, dass er im Ganzen den Sinn des Originals nicht unrichtig gefasst hat.

Die Verlagshandlung hat das Werkchen vorzüglich gut ausgestattet.

Weit vorzüglicher, als die angezeigte Uebersetzung, obgleich noch sehr von wahrer Vollendung entfernt, ist eine uns so eben zugekommene Probe, welche Hr. Dr. *Friedrich Carl Wex*, Director des Gymnasiums zu Aschersleben, folgendem Schulprogramm:

Aschersleben, in d. Hallerschen Buchdruckerey: *Jahresbericht über das Gymnasium zu Aschersleben.* 1832. 32 S. 4.

vorausgeschickt hat. Sie enthält die *erste Hälfte* der Antigone. Der bescheidene Vf. gesteht selbst, dass die Uebersetzung ihm für den Druck noch nicht reif genug und den Ansprüchen, welche er an eine, ein antikes Kunstwerk in vaterländischen Tönen wieder gebende Reproduction mache, nicht genügend erscheine. Sie empfiehlt sich durch eine edle, würdige Diction, durch sorgfältigen Versbau, und, wie sich bey einem Philologen, der schon durch eine sehr lobenswerthe Ausgabe dieser Tragödie, sowie durch eine gelehrte *Epistola critica ad G. Gesenium* seine Sprachkunde und namentlich seine vertraute Bekanntschaft mit Sophokles, bewährt hat, von selbst versteht, durch richtige Darstellung des Sinnes. Richtig aber nennen wir dieselbe nur in sofern, als überhaupt die Hauptgedanken des Dichters richtig aufgefasst und wieder gegeben sind. Denn da die Uebertragung sonst sich sehr frey bewegt, so ist freylich manche Schattirung des Originals verloren gegangen; mancher Nebengedanke ist eingetragen, mancher Zusatz gemacht worden, und was Sophokles oft in wenige Worte kräftig zusammengefasst hatte, findet man hier erweitert und zu neuen Gedanken verarbeitet. Wir wollen, um dieses Urtheil zu bestätigen, gleich den Anfang der Tragödie mittheilen.

Antigone.

Weisst du, Ismene, Schwester, blutsverwandtes Haupt,
Der Leiden, der von Oedipus ererbten, eins,
Nur eins, das Zeus bey unsrem Leben nicht vollzog?
Giebt's einen Schmerz, giebt's eine Schmach noch, einen Schimpf,
Der nicht, dem Wehe unsres Fluches zugesellt,
Nicht unter deiner, meiner Leiden Zahl sich fänd'?
Und welchen Machtsspruch, sagt man, hat nun wieder heut
Der Herrscher allem Volke eben kund gethan?
Weisst du davon? vernahmst du's? doch kaum ahnst du wohl,
Dass jetzt der Feinde Unglück unsren Freunden droht.

Ismene.

Mir kam von unsren Freunden keine Kunde zu,
Antigone, nicht frohe, nicht betrübende,
Seit jenem Tage, wo der Brüder Wechselmord
Uns beiden, den Verwaisten, beide Brüder nahm.
Und jetzt, da fortgezogen der Argiver Heer,

Seit dieſer Nacht, wüſst' ich nichts weiteres,
Nicht daſs beglückter, noch daſs mehr bedrängt ich bin.

Antigone.

Das wüſst' ich wohl, und lieſs drum aus des Hauſes Flur
Heraus dich rufen, daſs du einſam es vernahmſt.

Ismene.

Was haſt du? Finſt'res, ſeh' ich, brüteſt du im Sinn'.

Wenn gleich in dem 1 Verſe das *blutsverwandte Haupt* den griechiſchen Ausdruck αὐτάδελφον κάρα überbietet: ſo iſt auch im 2ten mit dem Worte *ererbten* eine Nebenidee beygemiſcht, die wir in dem einfachen τῶν ἀπ' Οἰδίπου κακῶν nicht finden. *Eins*, *nur eins*, iſt wieder viel ſtärker, als das griechiſche τι, und woher das pathetiſche: *dem Wehe unſres Fluches zugeſellt*, das hier nicht einmal einen richtigen Sinn giebt, iſt kaum begreiflich, wenn man das griechiſche οὔτ' ἄτιμον vergleicht. Die darauf folgenden Verſe dagegen ſchreiten in richtigem Ebenmaſs der Gedanken ſowohl als des Ausdrucks mit den griechiſchen fort. Aber wie kam Hr. *W.* dazu, daſs er V. 13 das Original: ἐξ ὅτου Δυεῖν ἀδελφοῖν ἐστερήθημεν δύο, Μίᾳ θανόντων ἡμέρᾳ διπλῇ χερί, faſt bis zum φορτικόν ſteigerte: *der Brüder Wechſelmord nahm beide Brüder?* — Antigone hatte ihre Schweſter aus des Hauſes Flur herausgerufen, damit ſie *allein* (μόνη), entfernt von Anderen, die neue traurige Kunde vernähme. *Einſam* giebt einen anderen Sinn, und ward dem Ueberſetzer wohl nur von dem leidigen Sylbenmaſse zugeſchoben. Auch V. 20 ſcheint uns das καλχαίνουσ' ἔπος zu frey überſetzt.

So könnten wir Mehreres ausheben, wobey wir angeſtoſsen ſind: wie z. B. V. 26 *des beklagt geſunknen* (ἀθλίως θανόντα) *Polynikes Leib*; oder wenn der Ueberſetzer aus dem edeln Tone zuweilen in die gemeine Sprache fällt, wie V. 34 *Auch nimmt die Sache er nicht leicht*, und V. 36 *So ſteht's, und bald nun zeigt ſich* u. ſ. w. — Daſs übrigens Hr. *W.* immer den beſſeren Lesarten gefolgt ſey, haben wir mit Vergnügen wahrgenommen.

Wir fügen noch ein Wort über den Wohllaut der Verſe bey, der im Ganzen zwar Lob verdient, aber oft geſtört wird durch eine nachläſſige Anhäufung einſylbiger Wörter, welche in unſerer Sprache, wo ſie ſo leicht entſteht, ſelbſt in einer wohlgeordneten Proſa zu vermeiden iſt. Eine ſo holpernde Eintönigkeit, wie z. B. V. 69: *Nicht ford' ich mehr dich auf, und wenn du ſelbſt dich jetzt* — würde kein griechiſches Ohr ertragen haben.

Aller dieſer Bemerkungen ungeachtet, iſt es unſer aufrichtiger Wunſch, daſs Hr. *Wex* ſein Verſprechen erfüllen, und uns eine Ueberſetzung des ganzen Stücks, mit beygefügter Erläuterung der Tragödie vom dramaturgiſchen und äſthetiſchen Standpuncte aus, als Probe einer deutſchen Bearbeitung der ſämmtlichen Tragödien des Sophokles, liefern möge. Für das Dramaturgiſche iſt jetzt nur durch Etwas geſorgt, das vielleicht Manchen unbedeutend bedünken möchte, wir aber allen Ueberſetzern griechiſcher Schauſpiele zur Nachahmung empfehlen möchten. Wir meinen die Angabe der Zeit und des Platzes, wo die Perſonen ſpielen, und die ſceniſche Charakteriſirung der Perſonen ſelbſt, vor jeder Scene, ganz auf dieſelbe Art, wie ſolches in neueren Schauſpielen, zum Nutzen der Acteurs ſowohl als der Leſer, zu geſchehen pflegt.

— β — st.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Die Bildung der deutſchen Beredſamkeit.* In Briefen an einen Staatsmann. Von D. *Theodor Heinſius*, ordentl. Profeſſor am Berliniſchen Gymnaſium zum grauen Kloſter, Ehrenmitgliede der deutſchen Geſellſchaft u. ſ. w. zu Leipzig. 1831. IV u. 90 S. gr. 8. (12 gr.)

In unſerer redeluſtigen Zeit war es zu erwarten, daſs auch auf die Bildung zur Beredſamkeit bald würde das pädagogiſche Augenmerk gerichtet werden. Hr. *Heinſius* hat auch die Gelegenheit ergriffen, um ſeine vielen *Opera* noch durch vorliegende ſogenannten *Briefe* (Rec. weiſs aber nicht, worin die Briefform derſelben anders als in der Anrede, *mein Herr*, beſteht, und wie ſie motivirt iſt) zu vermehren. Da nun jetzt einmal Alles auf den Staat Bezug haben muſs, ſo glaubte Hr. *H.* auch ſeine Briefe durch die Bezeichnung: an einen Staatsmann in Curs zu bringen. Rec. hat aber auch von einem Staatsmann und von dem Staate gar nichts in den Briefen merken können; der Vf. hätte dem Inhalte nach eben ſo gut jede andere beliebige Perſon zum Statiſten, an den er ſeine breite Rede richtet, wählen können. Fünf Sechſtel des Buches ſind gefüllt mit allerhand Gerede über Beredſamkeit, mit Auszügen aus Cicero, Quinctilian und aus den Neueren, *Leſſing*, *Herder*, *Kant* u. A. m., wobey allerley artige Dinge zum Preiſe der Beredſamkeit vorgebracht werden, die aber ſich jeder Gebildete ſelbſt ſagen und überall finden kann, der ſeinen Cicero und *Leſſing* zu leſen verſteht; ein Staatsmann aber, der das nicht kann, wird auch durch Hn. *H.* nicht viel klüger werden. An eigentliche Begriffsentwickelung, an wiſſenſchaftliche Auffaſſung des Gegenſtandes iſt nicht zu denken. Freylich kommen auch manche gute praktiſche Bemerkungen vor, z. B. daſs die Knaben erſt die Kunſt zu *hören* und zu *ſchweigen* lernen müſſen (gewiſs die Berliniſchen am meiſten), daſs die Schwatzhaftigkeit (in den vollen Claſſen?) die Quelle vieler böſen Neigungen ſey, und die Knaben ihre Organe dadurch in eine ſchlaffe Thätigkeit ſetzen und alle Willenskraft verlieren u. ſ. w. Der Vf. ruft aus (gewiſs über die zungenfertige Berliner Jugend mit Recht in Verzweiflung): „*Wer giebt uns den Lycurgus, der unſere Knaben Schweigſamkeit lehre?*" Die Herrn Profeſſoren und Directoren könnten ſelbſt die Lycurge werden, wenn ſie nicht gar zu zart, human und zu fein und milde wären, als daſs ſie es wagen ſollten, ihrer Jugend mit den Mitteln des Lycurgus (d. h. mit der Geiſsel) entgegen zu treten,

ſondern ſich lieber von ihnen verhöhnen und ihre Worte nicht vor dem dumpfen Sauſen der ſchwatzhaften Jungen vernehmen laſſen. Der Vf. will die Jugend zur Selbſtkritik in ihren ſchriftlichen Aufſätzen und Arbeiten führen, meint aber, es fehle unſerer Jugend ſchon eben ſo an Zeit und Geduld, wie unſeren Männern, die das *nonum prematur in annum* nur aus ihrem Horaz kennten. Rec. beſorgt, daſs die Jugend bey des Vfs. Anleitung derſelben zur Selbſtkritik auch Hn. *H.* auf den alten Horatius verweiſen werde. Der eigentliche Zweck des ganzen Büchleins wird nun auf den letzten 4 Blättern angegeben. Der an Selbſtkritik gewöhnte ſchon reifere Jüngling ſoll einen *freyen Vortrag ſeiner eigenen Arbeiten halten.* Darunter verſteht der Vf. die in der Claſſe vom Katheder herab gegebene memorirte Mittheilung einer ſelbſt ausgearbeiteten didaktiſch oratoriſchen Abhandlung über irgend einen Begriff oder Lehrſatz, der ein fruchtbarer Gegenſtand für Discuſſion werden kann. Wenn aber der Vf. weiter nichts wollte, ſo erinnert er wieder an das *quid tanto dignum feret promiſſor hiatu.* Wo iſt eine gute Schule, in der des Vfs. Vorſchläge nicht ſchon längſt ausgeführt ſind? Rec. hofft zur Ehre des Vfs., daſs auch er dieſe Uebung längſt vorgenommen habe. Damit aber auch in der Schule ja die Berliniſche Converſation ſchon gepflegt und geübt werde, ſoll bey ſolchen Discuſſionen zwiſchen den Opponenten und Reſpondenten der Primaner der Nutzen auch beſonders eine trefſliche Vorübung für den *guten Stil der Geſellſchaft ſeyn* (*ſic!*). (Rec. dankt aber für die *langſtiligen* Geſellſchaften ſolcher von den Profeſſoren der Beredſamkeit zugeſtutzten jungen Schön-Redner; in der That, wenn auf die Berliniſchen Thees die Schule Rückſicht nehmen ſoll, dann muſs Hr. *H.* in ſeinen Converſationen und Discuſſionen auch noch das Berliniſche Complimentirbuch einſtudiren laſſen!) — Nach Angabe ſeines reformatoriſchen ganz *neuen* Weges zur Umgeſtaltung der Jugend — (ein Brief handelt davon, an welchem alſo der genug gehabt hätte, dem des Vfs. Vorſchläge noch unbekannt waren) — kommt der Vf. auf die *Theorie* zu ſprechen; doch iſt dieſe bald abgethan und ſoll der Univerſität überlaſſen werden, welche denn wieder Stoff zu der gemächlichen, ſich ſelbſt gar gerne hörenden Schönrednerey des Vfs. giebt. Auf der Univerſität ſoll der erſte Verſuch zu *extemporirten Vorträgen* gemacht, die jungen Theologen auch darin examinirt werden. (Schwerlich werden darin viele beſtehen!) Mit dem frommen Wunſch, daſs ſich auf Univerſitäten *oratoriſche Vereine* bilden mögen, ſchlieſst der Vf. — (Die Studenten werden aber gewiſs bald ermüden, ſich ſelbſt viel vorzupredigen!)

Rec. hat ſich bey Durchleſung dieſer ſonſt wohl gemeinten Schrift des Lächelns nicht enthalten können. — Die Schule, die Theorie ſoll Redner erzeugen; das kann nur das Leben! Gebt erſt Gelegenheit zur Beredſamkeit durch die Staatsverfaſſung, daſs Männer in groſsartiger Oeffentlichkeit auf das Volk wirken können; es wird an Rednern auch in Deutſchland nicht fehlen. — Baden und Baiern beweiſen es. Canning und Pitt wurden in ihren Gymnaſien und auf ihren Univerſitäten keine Redner. Durch alle moderne Künſtlichkeit wird man keine exotiſche Pflanze auf einem Boden fortbringen können, der nicht fähig iſt, ſie zu nähren. Wenn die Beamteten ſtatt *ſchreiben*, *reden* müſſen, dann werden auch ohne Hn. *H.'s* Schul-Rednerey Redner ſich bilden. Die Zeit wird auch einmal ſtatt eines papiernen ein redendes Zeitalter in Deutſchland herbeyführen, der Anfang iſt ſchon da. Einſtweilen helfen alle Citate aus Quinctilian und Cicero und alle Briefe an Staatsmänner nicht viel; Berliniſche Converſationsſchwätzerey wird keine Redekunſt werden, wie ſie die Alten wollen, und bey dem *Abrichten* dazu kann leicht das Schönſte verloren gehen, das beſſer iſt als alle Redeübung, die αἰδὼς des Jünglings!

Sch —.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Das Haus der Grafen Ominski.* Erzählung von *A. V. T. Süd.* 1832. 198 S. 8. (1 Rthlr.)

Eine recht gut vorgetragene Geſchichte, voll Liebe und Leiden und kriegeriſcher Abentheuer, tragiſcher Natur, wie das nicht anders ſeyn kann, wenn der Schauplatz zur Zeit des letzten Kriegs in dieſem unglücklichen Lande iſt. Vielleicht iſt Oertlichkeit und Sitte nicht immer aufs ſtrengſte beachtet; dagegen kann man die ruhige Darſtellungsweiſe eine unparteyiſch und ſicherlich wahre nennen. Es geht daraus hervor, daſs der Meinungsſtreit zur blinden Wuth fortreiſst, daſs die Gewalt nur zu oft in die Hände Unwürdiger, des Pöbels, und der Ueberſpannten fällt, und daſs es die heilloſeſte Verblendung iſt, an der nicht ſelten die redlichſten Menſchen Theil nehmen, als heilige der Zweck die Mittel.

F. k.

Cöslin, b. Hendeſs: *Novellen*, von *J. E. Benno*, Verf. des Wächterhorns u. a. m. Der Jahrmarkt in Zanow. Georg Podiebrad und ſein Barbier. Der Küſter zu Giltenbach. Der Mutter Angſttraum. Herzog Svantepolk. 2tes Bändchen. 1831. 288 S. 8. (1 Rthlr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1831. No. 123.]

So lange es Leute giebt, denen nicht mit Scheffeln, nur mit Löffeln beyzukommen iſt, werden auch Bücher, die gar bequemlich Bruchſtücke aus der Geſchichte darbieten, in leicht zu verſchluckende Säftchen abgezogen, ihr Publicum finden, das noch obendrein den Glauben haben kann, etwas zu beſitzen, das mit dem Annehmlichen einigen wahren Gehalt verbindet.

Vir.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Hartmann: *Natur, Thier, Mensch, Engel, Gott.* Philosophisch betrachtet von *C. Fr. Chr. Schüler.* Auch unter dem Titel: *Humanismus.* Eine vorläufige Schrift. 1829. XXIV und 184 S. gr. 8. (18 ggr.)

Da Philosophie und Theologie von jeher auf gar vielfache Weise — bald fördernd, bald hemmend — auf einander eingewirkt haben: so kann es nicht auffallend seyn, wenn auch der Vf. es versucht hat, mit einer Art philosophischem Systeme, welches er in der Vorrede natürliche *Philosophie* des natürlichen Menschen nennt, zur Aufhellung verschiedener Hauptpuncte der Theologie und zugleich der Anthropologie im weiteren Sinne mitzuwirken. In der vorausgeschickten *Einleitung* oder 2ten Vorrede (S. XIII — XXIV) verwahrt er sich zwar dagegen, dass dieses Buch für etwas mehr als eine vorläufige Schrift gehalten werde, und bezieht sich besonders auf die S. 104 bis zu Ende folgenden, nachher hinzugekommenen Entwickelungen. Indessen möge doch — mit Uebergehung einer schon hier vorkommenden theils unverständlichen, theils nicht ganz geziemenden Bestreitung der Speculation, als des Strebens nach einem Standpuncte, den der Mensch doch in Ewigkeit nicht erreiche, über den Inhalt des vorliegenden Werkes selbst Folgendes berichtet werden.

Im ersten Theile der Hauptabhandlung spricht der Vf. über die *Seelenfähigkeiten der Thiere*, mit Rücksicht auf den Menschen, und schreibt jenen nicht nur eine *Seele* überhaupt, sondern auch, als Bestandtheile derselben, einen Verstand und eine Seele im engeren Sinne zu. Auch nimmt er, wie andere Lehrer der Naturwissenschaft, besondere Aeusserungen der Seelenthätigkeit an, welche theils in Trieben und Affecten, theils in gewissen Manieren und Eigenthümlichkeiten der einzelnen Thiergeschlechter bestehen, glaubt aber, dass die ganze Seelenthätigkeit der Thiere nur in einer vollkommenen *Abhängigkeit*, *Sinnlichkeit*, bestehe. Der Mensch sey vorzüglich durch den *Geist* (Gemüth, Vernunft) von den Thieren unterschieden, und dieser erscheine als die *Selbstentwickelung* einer ursprünglichen Thätigkeit, und entwickele die Gefühle oder Anerkenntnisse von Sünde und Tugend, Schuld und Strafe. Sehr ausführlich zeigt der Vf. zugleich S. 10 — 16, dass auch durch das Sprachvermögen der Mensch sich vor den Thieren auszeichne, zieht dann S. 19 ein Resultat der bisherigen Darstellung, und erörtert in einem Anhange noch das Verhältniss und die Verbindung des Geistes, der Seele und des Körpers. Aber, erst in den späteren Entwickelungen S. 102 u. ff., wo er damit beginnt, dass die *Wissenschaft* vom Menschen ausgehe, sofern sie menschlich sey und sich selbst erzeuge und entwickele, bedingt durch die *Aesthesis*, und dass dieselbe sich nach der doppelten Beschaffenheit des Menschen in die zwey Reiche theile, die *Sophia* und die *Mathesis*, wird das Wesen des Geistes und der Seele weiter erörtert. I. „Der Geist — sagt der Vf. S. 113, — weiss, der Aussenwelt entgegengestellt, zuerst sein Selbst; und darin liegt die Wahrheitnehmung, d. h. die Wirklichkeit in und durch die Nothwendigkeit und umgekehrt." — Was er aber hierunter versteht, ist nicht leicht zu sagen. — Eben so, wenn er fortfährt: Das *Selbst* sey also das Fühlen, Wissen von der Wirklichkeit eines Nichtweltlichen in der Welt, es sey das reine Ich. Unter den Einzelgefühlen — warum nicht Geisteskräften? — sey zuerst die *Vernunft* zu nennen; darin sey die Persönlichkeit, und in dem Bewusstseyn dieser der Rechtsanspruch begründet. Dann heisst es S. 117: Neben Vernunft stellen wir das *Gemüth* im Geiste; jener fehlt die Ewigkeitsvermuthung, in welcher Hinsicht S. 119 der Schluss gezogen wird, dass im Gemüthe der Unsterblichkeitsglaube begründet sey. Nachdem der Vf. dann auch einige Bestimmungen über das Gedächtniss und die Erinnerungskraft gegeben hat, wovon jenes nur eine Einzelentwickelung der Seele seyn soll, sagt er S. 124 recht schön: „Man gehe einmal in der gestirnten Nacht unter den stillen Himmel, und schaue recht lange und mit Glauben an die Ewigkeit in seinen weiten Schoos (besser Raum), kehre plötzlich den Geistesblick in den inneren Himmel, und versuche, ob man die Ewigkeit des Geistes nicht glauben kann." II. Ueber die *Seele* stellt der Vf., indem er das Verhältniss des Menschen zur Aussenwelt berücksichtigt — gleichfalls eine eigene Theorie auf. Dieselbe sey nach seiner Ansicht die sinnliche Substanz, die Leidenlichkeit, Empfänglichkeit des Menschen, in der zwey Grundempfängnissvermögen enthalten, das Begreifende, der *Verstand*, und das Fühlende, das *Gefühl*. Sie sey Erregbarkeit für die *Aussenwelt* als Ausdehnung, wie der Geist Erkenntniss besitze für deren Schönheit.

S. 130 wird dann das Verhältniſs des Geiſtes zu *Gott* und zur Seele noch näher beſtimmt, und unter anderen behauptet, es liege im Geiſte eine ſchöpferiſche Kraft der *Ideale*, d. h. er nehme wahr das Ideelle an der Auſsenwelt. Angeborne, d. h. vollkommene *Ideen* aber habe der Menſch nicht. Dergleichen ſtehen nur Gott zu. Darum ſeyen unſere Ideen nur Ideale. Schlieſslich kommt der Vf. S. 134 auf die Triebe und Leidenſchaften und auf die Geſinnungen gegen *Gott*, wo er gleichfalls eine neue Anſicht darſtellt.

Was nun dieſe ganze Theorie vom Geiſt und der Seele des Menſchen betrifft, ſo iſt dieſelbe zwar der bisherigen Pſychologie in ſofern nicht gemäſs, als dieſe bekanntlich das Weſen der Seele in einem weit gröſseren Umfange verſteht, nämlich als den Inbegriff aller Kräfte und Anlagen des Menſchen, die nicht zum Körper gehören: indeſſen dient dieſelbe ſehr paſſend, um das, was den Menſchen vor dem Thiere auszeichnet, beſſer hervorzuheben, iſt allein einer trichotomiſchen Eintheilung des Menſchenweſens entſprechend, und wird auch durch einige Stellen des Neuen Teſtaments, wo ψυχὴ und πνεῦμα, freylich mit Hinſicht auf das πνεῦμα τοῦ θεοῦ, unterſchieden wird, unterſtützt. Doch ſollte ſtets das Wort „Seele", nach Rec. Dafürhalten, mehr mit Gemüth gleichbedeutend, d. h. ſo verſtanden werden, daſs es den Willen und das Empfindungsvermögen in ſich begreift; unter Gemüth aber mit dem Vf. bloſs das Vermögen des Unſterblichkeitsglaubens zu verſtehen, iſt dem Sprachgebrauche völlig zuwider. Dieſes Vermögen gehört vielmehr der Vernunft, als dem Vermögen der Ideen oder des Idealen, an, ſowie der höhere Verſtand und die Urtheilskraft ebenfalls dem menſchlichen Geiſte beyzuzählen ſind. Immer aber wird es mehr auf Beachtung des inneren *Lebens* des Menſchen, als auf wiſſenſchaftliche Beſtimmung der verſchiedenen Zweige des niemals ganz erkennbaren inwendigen Menſchenweſens, ankommen.

Im zweyten Haupttheil des ganzen Werks beginnt ſodann der Vf. S. 31 und S. 139 (der weiteren Entwickelungen) ſeine Anſichten über *Religion*, *Religioſität*, *Kosmotheismus* u. ſ. w. vorzutragen. Hier eifert er beſonders gegen die Lehre von der Entſtellung des göttlichen Ebenbildes durch den Sündenfall der erſten Menſchen, und behauptet unter anderen, daſs die an einer ſolchen Lehre Hangenden von der Rechtmäſsigkeit irgend einer ihrer Erkenntniſſe oder Handlungen nicht reden, oder wohl gar auf eine Geiſtestaufe Anſpruch machen könnten u. ſ. w. In der wahren Menſchenehre liege mit ſeiner ewigen Wahrheit und ewigen Bedeutung das Wort: μετανοεῖτε, ἤγγικε γὰρ ἡ βασιλεία τῶν οὐρανῶν. Im Menſchen liege das Himmelreich, ein ewiger unerſchöpflicher Schatz u. ſ. w. Allein, abgeſehen von der dogmatiſchen Begründung jener Lehre ſelbſt, ſo ſind die angeführten Worte des Neuen Teſtaments offenbar anders zu verſtehen, als ſie hier der Vf. verſteht. Es giebt zwar ein inneres Himmelreich des Menſchen; aber dieſes, ſowie das Theilhaben an dem chriſtlichen Himmelreiche überhaupt, ſetzt nach Evang. Johannis Cap. 3. V. 5 eine völlige Sinnesänderung, eine Wiedergeburt aus dem Waſſer und aus dem Geiſte voraus. Iſt aber dieſe erfolgt, ſo gelangt der Menſch wieder zur Erkenntniſs der Wahrheit und Uebung des Guten. Wenn ferner der Vf. S. 38 äuſsert: „Wie kann der Menſch das höchſte Selbſt *erkennen*, ohne ſelbſt es ſchon geworden zu ſeyn? Τὰ τοῦ θεοῦ οὐδεὶς οἶδεν, εἰ μὴ τὸ πνεῦμα τοῦ θεοῦ": ſo zeugt dieſe Stelle gerade gegen ſeine Anſicht, indem ſie beweiſt, daſs ohne göttliche Offenbarung und ohne Stimmung des Geiſtes und Herzens zum Glauben an dieſe Offenbarung eine Erkenntniſs des göttlichen Weſens nicht möglich iſt. Das Folgende, namentlich, was S. 41 u. ff. über die zwey Verhältniſſe der Abhängigkeit und der Unabhängigkeit geſagt iſt, enthält allerdings viel Wahres, wenn gleich auch Ungeziemendes, wie S. 48 eine *argumentatio ab abſurdo*. Aber das S. 51 daraus gezogene Reſultat: „Religion iſt das durch den Glauben an die Zweckmäſsigkeit (Zureichenheit, Göttlichkeit, Gröſse u. ſ. w.) unſerer Natur gewirkte Leben. Wir nennen ſie das Menſchengefühl. Denn hiedurch allein glaubt und verehrt der natürliche Menſch Gott, ζωὴ αἰώνιος," iſt nicht begründet. Vielmehr iſt unter *Religion*, — im ſubjectiven Sinne — wenn die Beſtimmung ſowohl der heiligen Schrift, als der Vernunft gemäſs ſeyn ſoll — das Bewuſstſeyn des Menſchen von Gottes Weſen, Wirken und Willen, in vorzüglicher Hinſicht auf den Menſchen, zu verſtehen; und dieſes iſt nicht ſowohl Menſchengefühl, als vielmehr *Gottesbewuſstſeyn* (Röm. I, 19, 20) zu nennen. So iſt denn das ganze Syſtem des Vfs. — nämlich das des *Humanismus*, als ſolches einſeitig und mangelhaft, und kann leicht den Stolz auf Menſchenweisheit und Tugend befördern, da doch Demuth vor Gott und den Menſchen die erſte Geſinnung des beſſeren Menſchen iſt. — Indeſſen enthalten ſeine ferneren Bemerkungen über das Geſagte, über *Freyheit* und *Gott*, manches Gute und Wohlbegründete, und ſöhnen den theologiſchen Leſer wieder mit ihm aus. So S. 61: „Aber dieſer *Gottesglaube* (des Geiſtes) iſt dem Menſchen ein unabweisbares Bedürfniſs: der Menſch muſs Gott glauben, weil Gott es will. Υἱός, πατήρ." Weiterhin fällt der Vf. zwar wieder etwas aus der Klarheit heraus, indem er ſagt: „Dieſe ewige .... Harmonie des Menſchen .... giebt dem Menſchen, was des Menſchen iſt und ſeyn ſoll, *Zufriedenheit*, und Gott, was Gottes iſt, *Vollkommenheit*, und einigt beides in der Wechſelbedingung der Menſchenanerkennung und des Menſchendankes gegen Gott, χάρις ἀντὶ χάριτος, in der *Religion*, und das iſt *Chriſtus*." In der Vorrede hat er inzwiſchen ſeine Behauptungen von Chriſtus in einer eigenen Schrift, welche er jetzt bearbeite, zu rechtfertigen verſprochen, was man daher billig erwarten darf. Mit Recht bezeugt auch er (S. 71), daſs Gott und Menſch ſtets weſentlich verſchieden ſind φῶς οἰκῶν ἀπρόσιτον; und hierin liege, — was man wieder nicht recht einſieht — die ungeheure Bedeutung des kirchlichen Syſtems von der Dreyeinigkeit. „Iſt aber *Gott* das Selbſt mit der ewigen Urkraft — heiſst es dann weiter — ſo iſt abſolut Nichts auſser ihm, was durch ſeine Kraft nicht vollkommen und in Ewigkeit getragen würde. Κράτος αἰώνιον." Dann aber kommt der Vf. wieder auf jene Definition der Religion des

natürlichen Menſchen und endlich auf das Verhältniſs zwiſchen Gottglauben und Menſchenliebe — und ſchlieſst damit: „Der Herzensgott iſt ewig kein lebendiger Gott. So wollte es *Chriſtus*, d. h. er war der Menſch, d. h. der Sohn *Gottes*, ἃ ἤκουσα παρὰ πατρὸς, ταῦτα λέγω εἰς τὸν κόσμον."

Im 3ten Haupttheil der erſten Abhandlung wird vom Vf. noch über *Offenbarung* und *Offenbarungsſchrift* geſprochen, mit Hinſicht auf die Kirche und gegen die ſpeculativen Dogmatiker, die etwas natürlich darſtellen wollen, was in dieſe Sphäre nicht gehören könne. — Hier kommen gleich anfangs Aeuſserungen vor, wie folgende: „Wer Chriſtum nicht liebt, kennt ihn nicht; und Chriſtum nennt fürwahr Jeder ſeinen Herrn im heiligen Geiſte." *Engel* ſollen aber des Vfs. Neumenſchen ſeyn (?). In Bezug 1) auf die *Offenbarung ſelbſt* erfodert er, daſs dieſelbe durch ſich ſelbſt für das Subject gewiſs ſeyn müſſe. *Neue Offenbarung* aber ſey einzig die von Gott, gleichviel auf welche Weiſe, gewirkte Erhöhung des Menſchen nach ſeinem Weſen, eine Vervollkommnung der menſchlichen Natur — worauf aber S. 85 wieder einige übereilte Aeuſserungen folgen. In Bezug 2) auf die *Offenbarungsſchrift* fodert der Vf., wie andere Dogmatiker, a) Verſtändlichkeit, b) Kürze u. ſ. w., und glaubt, daſs dieſe Affectionen die Bibel im höchſten Grade beſitze. Der Bibel- und Kirchen-Geiſt der proteſtantiſchen Kirche ſey aber auf Gottes Menſchengeiſt gegründet. Dieſer werde wohl bleiben bis ans Ende der Tage. Zum Schluſs noch mehrere Stellen des Neuen Teſtaments und ganz zuletzt: „Εἷς θεὸς, εἷς καὶ μεσίτης *etc.*" Alſo im Ganzen hier alles — wenn gleich in ein philoſophiſches Gewand gekleidet, — bibliſch, und dem kirchlichen Glaubensſyſteme nicht zuwiderlaufend.

In den *Entwickelungen* handelt der Vf von S. 138 bis Ende beſtimmter 1) über *Religioſität*, Kosmotheismus u. ſ. w., welche erſte er aber wieder nicht richtig und zu abſtract definirt. Alle *Religionstheorien* laſſen ſich aber in 3 Hauptclaſſen vereinigen a) *Kosmotheismus*, b) *Anthropotheismus*, wohin der Vf. offenbar irrig neben der äſthetiſch griechiſchen Religion auch den jüdiſchen Jehovahtheismus im Allgemeinen rechnet, da doch dieſer als wahre monotheiſtiſche Religion mehr zu der 3ten Theorie, nämlich c) dem *Pneumatotheismus* gehört, welcher insbeſondere die prophetiſche und die chriſtliche Religion in ſich begreift. 2) Ueber *Gottglauben*, wo zu Anfange, wie an anderen Stellen, ſehr kräftig gegen den Pantheismus geſprochen wird, S. 157 aber wieder etwas unverſtändliche Aeuſserungen vorkommen. S. 163 heiſst es in gleicher Hinſicht gegen den ſpeculativen Aber- und Unglauben: „Warum ſoll durch den Menſchen alles vereinerleyet werden, da es Gott ewig und für Ewigkeiten geſchieden hat" u. ſ. w. So auch S. 171 eine ſchöne Stelle, daſs der Menſch auf Erden im Glauben verklärt werde u. ſ. w. „Und nun — fährt der Vf. fort — fragſt Du noch, was *Erlöſung* ſey, und ob ſie *Chriſtus* gebracht und den Menſchen verheiſsen habe. Das wird Dir der heilige Geiſt ſagen, der aber nicht Menſchenworte redet" u. ſ. w. Endlich wendet er ſich zu der proteſtantiſchen Kirche, indem er bezeugt, daſs dieſelbe ihre heiligen Rechte nicht nur gegen ihre Erbfeindin Mutter, ſondern eben ſo ſehr gegen die inneren Verunſtaltungen zu behaupten habe. Mit Recht ſagt er: „Der Glaube an die freye Gnade Gottes in Chriſto iſt der ewige, welcher allein die Menſchen retten und vor Unwahrheit im Denken und Handeln ſchützen kann." So auch habe unſere Kirche den Glauben an den *heiligen Geiſt* bewahrt, deſſen Manche unwürdig wären. Alle aber, die es redlich meinen, mahnet er ſchlieſslich zur Beſonnenheit; dieſes iſt, wenn er auch ſelbſt etwas zu ſehr eifert, ein ſehr beachtungswerthes Wort zu ſeiner Zeit.

Demnach enthält das vorliegende Werk, deſſen Verhältniſs zu den neueſten Syſtemen der Philoſophie hier nicht näher geprüft werden konnte, aller bemerkten Mängel ungeachtet, manches Schätzbare, und iſt als ein nicht zu verachtender Beytrag ſowohl zur Förderung der Theologie, als der Philoſophie anzuſehen, welcher durch die Anführung der Worte des Neuen Teſtaments nicht wenig an Nutzbarkeit gewonnen hat, und in einer zu hoffenden folgenden Auflage durch ein beſſeres Syſtem und weitere Erörterung der Lehre von der Welt (Natur) noch mehr gewinnen dürfte.

Π. Γ. Β.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Wienbrack: *Bibliothek der Elementar-Pädagogik*, herausgegeben von *Ad. Ant. Rob. Gutbier*, Dr. der Philoſ. und erſtem Lehrer an der Friedrich-Auguſt-Schule zu Dresden. 1 *Band*. Auch unter dem Titel: *Nouveau Systeme de Lecture comparative française-allemande*; ou: *Vergleichendes franzöſiſch-deutſches Leſe- und Sprech-Buch* (mit der Vorrede oder Einleitung). 152 S. Der *zweyte Band*, auch unter dem Titel: *Vergleichende franzöſiſch-deutſche Leſemethode nach Krugſcher und Stephaniſcher Lehrart.* VIII und 96 S. nebſt mehreren Tabellen oder Leſetafeln. 1830. gr. 8. (1 Rthlr. 9 gr.)

Dieſes didaktiſch pädagogiſche Werk hat, wie theils ſchon aus dem Titel und der Vorrede, theils aus dem Inhalte ſelbſt hervorgeht, einen zwiefachen beſonderen Zweck, wodurch es ſich von den meiſten anderen Lehrbüchern zum Elementarunterricht unterſcheidet: 1) zu zeigen, wie Kinder zur faſt gleichzeitigen Erlernung der deutſchen und der franzöſiſchen Sprache zu bilden ſeyen, und 2) bey dem Leſenlehren die Lautirmethode, verbunden mit der Buchſtabirmethode, jedoch mit eigenthümlicher Benennung der Buchſtaben, anzuwenden. Warum aber der Vf. das Ganze — mit dem Inhalte nicht ganz übereinſtimmend — „*Bibliothek der Elementar-Pädagogik*" genannt hat, davon giebt er S. 23 der Vorrede zum erſten Bande den Grund an, daſs er mehrere Schulbücher zu liefern gedenke, durch welche der Elementarunterricht möglichſt zu einem organiſchen Ganzen erhoben würde, während bisher ſowohl Eltern, als Schulvorſteher und

Schulvorsteherinnen in Absicht der Wahl der Lehr- und Lese-Bücher, und in wiefern die Unterrichtszweige in einander greifen oder auf einander folgen müssen, sich oft nicht zu rathen, noch zu helfen wufsten.

In dem *ersten Bande* wird nun zuerst vom Zeichen- und Sylben-Lesen, dann im 2 Abschnitte vom Lesen ungetheilter Wörter und Sätze, und im 3 Abschnitte vom Lesen zusammenhängender Sätze gehandelt. Um aber jenen ersten besonderen Zweck zu erreichen, glaubte der Vf. mit einem parallelisirenden Leseunterrichte beginnen zu müssen, wozu man ein zweckmäſsiges, mit einem guten deutschen Lesebuche in Parallele stehendes französisches bedürfe. Dieses wird hier geliefert, statt eines neuen deutschen Lesebuchs aber „der kleine *Leseschüler*, oder das *hochdeutsche Syllabir- und Lese-Buch* von *Krug*," Director der Friedrich-August-Schule zu Dresden, daneben zu gebrauchen empfohlen, in welcher Hinsicht bey jeder Uebung angegeben wird, wo im Leseschüler die Parallele fürs Deutsche sich findet. Nur in Absicht der Ordnung der Leseübungen weicht der Vf. von Letztem ab. — So viel Fleiſs und Scharfsinn der Vf. schon in der ersten Abtheilung im Einzelnen bewiesen hat, so waren doch einzelne Mängel in Bestimmung der französischen Buchstaben und Sylben (jene unter der Rubrik: *signes pour les voyelles*, *pour les consonnes etc.*) nicht ganz zu vermeiden. Indessen dürften solche in der Hand eines geschickten Lehrers nur von geringem Nachtheile seyn, sowie auch das von dem Vf. in Hinsicht auf das Deutsche zum Grunde gelegte Buch: *Der kleine Leseschüler* u. s. w. von *Krug*, nach der Recens. in diesen Blättern von 1823. No. 119, für ein sehr zweckmäſsiges Schulbuch zu halten ist.

In der 2 *Abtheilung*, welche das Lesen ganzer Wörter und Sätze betrifft, kommt dann auch ein Verzeichniſs von französischen Wörtern vor, welche auswendig gelernt werden müssen, um desto eher richtig sprechen und schreiben zu lernen, nach den verschiedenen Arten der Töne, wie Verschlüsse, Nasentonlaute, Mündungstonlaute u. s. w., geordnet.

In der 3*ten Abtheilung*, oder den französischen und deutschen Gesprächen, sollte der Lehrer das Wichtigste aus der Physik, Geographie, Botanik, Naturgeschichte u. s. w. als Lesestoff zu Denk- und Sprach-Uebungen vorfinden. Allein, so viel Gutes auch für den ersten Anfänger darin enthalten seyn mag, so scheinen dieselben doch für den weiter fortgeschrittenen Schüler nicht reichhaltig genug zu seyn, wiewohl für den Religionsunterricht durch die in einem Anhange zusammengestellten sechzig bis siebenzig theils gröſseren, theils kleineren biblischen Stellen, in deutscher sowohl als französischer Sprache, sehr befriedigend gesorgt worden ist. (Auch sind *Krugs* Denkübungen, vor wenigen Jahren erschienen und gleichfalls in diesen Blättern (J. A. L. Z. 1827. No. 16) beurtheilt, daneben zu benutzen.)

In der *Einleitung* zum *zweyten Bande*, oder *der vergleichenden französisch-deutschen Lesemethode* (welche der Lehrer schon bey dem Gebrauche der zwey ersten Abtheilungen des ersten Bandes mit zu benutzen hat), geht der Vf. von dem *allgemeinen Zweck der Erziehung* aus, welcher nach *Denzel* darin bestehen soll: „Durch Anwendung der naturgemäſsesten Mittel alle Anlagen und Kräfte des Kindes in ihrer harmonischen Entfaltung so zu leiten, daſs daraus die möglichst vollendete Blüthe der Humanität hervorgehe," oder — wie *Krug* richtiger sagt — „die allseitige Weckung und Stärkung der im Kinde sich regenden Menschenkraft (und Anlagen) zu einer vernünftigen, d. i. zweck- und regelmäſsigen Thätigkeit." Er beschreibt und prüft hierauf die drey vornehmsten *Leselehrarten*, nämlich 1) die Buchstabirmethode, welche er in dem Gange, wie sie gewöhnlich betrieben wird, für ganz naturwidrig erklärt; 2) die Syllabirmethode, welche er gleichfalls verwirft, und 3) die Lautirmethode, welche, besonders von D. *Stephani* empfohlen, in der neuesten Zeit an vielen Orten Eingang gefunden hat. — Auch der Vf. versichert, dieselbe geraume Zeit lang angewandt zu haben, aber sodann durch Erfahrung überzeugt worden zu seyn, daſs die *Krugsche* Leselehrart (s. dessen in der Vorrede angeführte Anweisung, die hochdeutsche Sprache recht sprechen, lesen und schreiben zu lehren, Leipzig 1808) im Allgemeinen den Vorzug verdiene, weil die danach unterrichteten Kinder an ihrer ganzen geistigen Bildung mehr gewonnen hätten, als die bloſs nach der *Stephanischen* Methode unterrichteten. — Nachdem der Vf. sodann auch die von dem Pädagogen *Balbier* (Director zu Kaiserslautern) empfohlne Methode beschrieben und geprüft hat, kommt er §. 6 auf die *Krugsche* Lehrart selbst, uud zeigt, wie in dieser sowohl das Buchstabiren, als auch das Lautiren oder Elementiren, jenes jedoch auf eine eigene Weise, angewandt werde, indem er bemerkt, daſs letztes sich zunächst auf die vernehmbare Aufeinanderfolge der Buchstaben beym *Sprechen*, dieses sich auf die räumliche Aufeinanderfolge beym *Schreiben* bezieht. Zuletzt schildert der Vf. den Gang dieser Methode noch weiter, sowohl in der Bildung der Vocale, als Consonanten, und bemerkt, wie dadurch die Aufmerksamkeit der Kinder bey jedem Worte fixirt und ihr Sprachwerkzeug, auch für andere Sprachen, möglichst beweglich werde.

(Der Beschluſs folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Wienbrack: *Bibliothek der Elementar-Pädagogik*, herausgegeben von *Ad. Ant. Rob. Gutbier* u. s. w. 1ster u. 2ter Band.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Hierauf geht der Vf. zu den *Vorübungen* über, welche der wirkliche Unterricht im Lesen voraussetzt. Diese sollen zur Erweckung der Aufmerksamkeit auf das Thun und Reden des Lehrers, im richtigen Zusammensprechen, sowie zur Bekanntmachung der Sprachwerkzeuge, dienen. Es gehört dahin zuerst, dass die Kinder auf das Wort des Lehrers: „Rechte Hand in die Höhe"! und einen nachherigen Wink desselben die rechte Hand in die Höhe halten u. s. w. Es sollen ferner die Schüler mit der Unterlippe, der Mundhöhle, den Ober- und Unterzähnen, der Zunge u. s. w. bekannt gemacht werden. Rec. hegt nur die Besorgniss, dass schon durch diese vorläufigen Uebungen die kindliche Einfalt und Freyheit im Gebrauch der Glieder zu sehr gestört, und so der allseitigen Ausbildung des zarten Menschenwesens mehr geschadet, als genützt wird.

Im *ersten Haupttheile* und zwar im *1sten Abschnitte* wird nun in mehreren Uebungen *von der Bildung der Mundstellungen des Kehl- und Ton-Hauches und der Grund-, Neben- und zusammengezogenen Töne nach Länge und Kürze* gehandelt. Auch hier kommen gar mannichfaltige Commando's, z. B.: Mund weit! Festgehalten! u. s. w. vor, so dass man sich bey Lesung dieser Anweisung für den Lehrer in eine *Bell*- oder *Lancastersche* Schule versetzt zu seyn glaubt. Es gilt gegen alle diese Uebungen dieselbe Erinnerung, welche vorhin gegen die Vorübungen gemacht wurde. Schwerlich kann man solches für eine möglichst naturgemäse Anregung der Kräfte des Kindes halten, wenn auch allerdings das Lesenlernen dadurch befördert werden sollte. — Im 2 *Abschnitte* handelt der Vf. *von der Articulationsbildung* oder *Bildung der Consonanten*, welche er sämmtlich in vier Gattungen eintheilt: 1) Verschlüsse, 2) reine Laute, 3) Tonlaute und 4) Hauche, und zu deren Erlernung er fernere fünf Uebungen mit mehreren dem Buche beygefügten, gleichfalls zu künstlichen Lesetafeln bestimmt hat. Eine nähere Prüfung kann Rec. hier nicht unternehmen. — Mit Recht nimmt der Vf. hierauf, zu Anfange des 3 *Abschnitts*, welcher den *Leseunterricht* betrifft, mit allen tüchtigen Schulmännern an, dass man zuerst ein mechanisch richtiges Lesen ins Auge fassen muss, ehe an ein logisch ästhetisches Lesen gedacht werden kann, giebt sodann eine eigene Anleitung zur Buchstabenkenntniss, sowohl der Vocale als der Consonanten, und bestimmt zum Lesen selbst vier Uebungen, mit vorzüglicher Rücksicht auf die französische Aussprache und eingewebten sehr guten praktischen Bemerkungen, wobey er auch an mehreren Stellen auf *Krugs* Leseschüler zurückkommt.

Der *2te Theil* oder *die vergleichende Lesemethode nach Stephanischen Grundsätzen* zerfällt gleichfalls in mehrere Uebungen, hier Lesestufen genannt, namentlich das Buchstabenlesen, selbstthätiges Lesen einfacher Sylben, Lesen der Töne (Vocale), Sylbenlesen, Lesen getrennter Wörter u. s. w., wo der Vf. gleichfalls grosse Gewandtheit in der Methode zeigt, wenn er auch nicht alles so genau zu bestimmen für nöthig hielt. — Den Beschluss des Ganzen macht ein *Anhang*, enthaltend eine kurze, zweck- und naturgemäse Anweisung, Kinder im Sprechen der französischen oder deutschen Sprache zu unterrichten, ohne vorhergegangenen grammatikalischen Unterricht.

So enthält allerdings dieses, hauptsächlich zum Gebrauch der Lehrer geeignete Schulbuch manches Eigenthümliche, Nutzbare und Zweckmäsige; und wenn gleich die zu künstliche Lesemethode Manches gegen sich hat, so kann doch durch dieselbe das Lesenlernen und selbst die Rechtschreibung sowohl des Französischen, als Deutschen, dessen richtige Stellung oder Aufeinanderfolge im Jugendunterrichte, um die Kinder zu tüchtigen Mitgliedern des Staats und der Kirche vorzubilden, der Vf. wohl berücksichtigt hat, sehr befördert, und auch zur leichteren Erlernung anderer Elementarkenntnisse der Weg gebahnt werden.

Mit Verlangen sieht Rec. dem Erscheinen der angekündigten ferneren Bände dieser kleinen Bibliothek

der Elementarpädagogik entgegen, welche eine bildliche Darstellung der wichtigsten Gegenstände aus dem Gebiete der Natur und Kunst, die Zahlenlehre nach *Pestalozzischen* Grundsätzen, Linearübungen u. dgl. mehr enthalten sollen.

K. T. Bg.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ulm, b. Wohlers: *Die Uebersiedlungs- und Gewerbe-Freyheit zunächst in Würtemberg*, von *Christoph Leonhard Wolbach*, Oberbürgermeister in Ulm. 1831. VIII u. 86 S. 8.

Diese, in einem weise geordneten Staat sehr wichtige Lehre, damit keine *adscriptio glebae* an die Geburtsgemeinde die ärmeren Mitbürger drücken kann, wird in dieser Schrift geistvoll, menschenfreundlich und mit vieler Sachkenntniss behandelt. Solche Werke sollten grossen Bibliotheken niemals fehlen, und doch besitzen diese sie fast nie. Ehre dem Stadthaupt, welches so nützliche Grundsätze ins Leben einzuführen versteht! Jedes Land, das viele solche Oberbürgermeister und Minister besitzt, mag sich glücklich schätzen. In der jüngsten Würtemberger Verfassung vom 25 Sept. 1819 hing die Aufnahme oder Nichtaufnahme so gut wie ganz von dem Willen und dem Herkommen jeder Gemeinde ab. Das Gesetz über das Gemeinde-, Bürger- und Beysitz-Recht vom 15 Apr. 1828 bestätigte diess §. 15, und behielt auch den Bürgerausschüssen und den Gutsherren die Vernehmung darüber vor. Die Aufnahme kann verweigert werden wegen schlechten Prädicats (Art. 19) des Bewerbers um Aufnahme, und wenn der Suchende in den grösseren Gemeinden nicht 800, in kleineren 600 bis 400 Gulden Vermögen besitzt. Diese Summen müssen wenigstens alle Verlobte, die in eine Gemeinde einziehen, zusammen besitzen, und für jedes Kind steigt die Vermögensdocumentirung um 10 Procent. Durch eine Verordnung vom 22 Apr. 1828 wurden 13 Gewerbe zunftfrey, und blieben 44 andere zünftig. Die Zunftfreyen brauchen nicht Meister zu werden. Wer ein Würtembergisches Heimathrecht hat, kann in jeder Gemeinde sein Gewerbe treiben, ohne das Bürger- oder Beysitz-Recht erlangen zu müssen. Der Meister wurde nicht beschränkt in der Zahl seiner Lehrjungen und in den Bestimmungen der Lehrzeit. Allen Frauenspersonen wurde die Verfertigung weiblicher Kleidungsstücke vorbehalten. Nur ein Theil von Neuwürtemberg hat geschlossene Landstellen, der übrige Theil lässt jede Theilung des Bodens zu, woselbst daher der Wein- und Kartoffel-Bau sehr allgemein ist. Hier ist der Landbau nicht so vollkommen, als da, wo es geschlossene Landstellen giebt. Der Landmann in den Gegenden, wo die Theilung der Grundstücke bis ins Unendliche erlaubt ist, ist häufig arm, weil es ihm an Capital fehlt, den Boden, sein Vieh und das Ackergeschirr zu verbessern, und muss auswandern. Dagegen hat es keinen Zweifel, dass man nicht verhindern darf, dass zu grosse Landstellen besonders mit entfernten Ländereyen der Zerstückung fähig seyn müssen. — Das alte Würtemberger Recht, welches nur eine gewisse Anzahl Gewerbetreiber in einer Gemeinde zuliess, war im Ganzen gerechter als das neue Recht, welches die Zahl der Treiber eines gegebenen Fachs, mit Ausnahme der Apotheker, Gastwirthe und Krämer, nicht beschränkt; wodurch aber in manchen Gewerben Armuth entsteht, weil zu viele solche treiben.

Im Allgemeinen sieht man jetzt in Würtemberg Städte und Land verarmen, nicht durch Luxus der unteren Stände, sondern weil der Wochen- und Monats-Lohn der Tagelöhner abnahm. Doch ist es eine unleugbare Folge der Civilisation, dass, je höher die unteren Stände an Geistes- und Gemüths-Bildung steigen, auch eine Neigung für Bedürfnisse entsteht, die zwar edler, aber allenfalls materiell entbehrlich sind. Der rohe Mensch verwendet das Meiste, was er erwirbt, auf Speisen und Getränke, der mehr Gebildete auf eine heitere Wohnung, reinliche Kleidung u. s. w. Die Waare muss nur wohlfeil werden, weil solche viele kaufen. Durch die zu grosse Vermehrung der örtlichen Gewerbe wird nicht immer eine grössere Wohlfeilheit der Waare erreicht. Die besseren Arbeiter wenden sich stets dahin, wo sie hohen Lohn erlangen können; und da die wohlhabenderen ihre Stoffe zur rechten Zeit wohlfeiler einkaufen und bessere Werkzeuge anwenden, so ziehen sie die meisten Kunden an sich. Die örtlichen bürgerlichen Gewerbe sind in Würtemberg am meisten übersetzt, und eine grosse Uebersiedlungsfreyheit treibt immer mehr Personen zu diesen Gewerben. Wer sein Gewerbe verliert, oder mit kleinerem Verdienst betreiben muss, der wird fast überall am Ende ein Bettler. Daher erregte in den grösseren Städten die Uebersiedlungsfreyheit mehr Unmuth als etwa erhöhete Steuern. Denn selten zieht der Gewerbsmann in kleinere Gemeinden, sondern fast immer in grössere.

Der Staat schützt mit Recht das geringste Eigenthum des Bürgers, aber er thut Unrecht, wenn er das Gewerbsrecht ganzer Innungen und volkreicher Städte durch übertriebene Gewerbsfreyheit der Zerstörung Preis giebt. Sehr vorsichtig sollte man die alten Verwaltungsgesetze unerschüttert lassen, bis man durchaus überzeugt ist, dass sie dem Gemeinwohl schaden. Die Wohlhabenheit mancher Gemeinden stützt sich besonders darauf, dass man nicht zu viele Personen in jeder Gemeinde das nämliche Gewerbe treiben lässt.

Ein Anderes ist es mit Gewerben, welche für das Ausland hauptsächlich arbeiten, aber auch dort findet jetzt häufig Uebersetztheit Statt, weil man sich mit Hülfe der Maschinen in der Wohlfeilheit überbietet. Dadurch geht in den kleineren deutschen Staaten fast jede grössere Fabricatur unter. Sehr vortheilhaft, ja nöthig ist diesen Fabriken, um zu gedeihen, die Handelsfreyheit im ganzen inneren Deutschland. — Rec.

glaubt indeſs, daſs viele deutſche Regierungen die Hauptquelle des Landesreichthums, einen geſchickt betriebenen und durch weiſe Geſetze geleiteten Landbau, noch lange nicht genug berückſichtigen. Nicht im Zweykammernſyſtem, nicht in der Trennung der Juſtiz und Verwaltung, nicht in den Handels- und Induſtrie-Geſetzen liegt ſo viel Bedürfniſs, als in einer aufs Höchſte getriebenen Landwirthſchaft, die alle Naturhinderniſſe möglichſt beſiegt, und den Boden immer ertragſamer macht. Das iſt die Hauptkunſt der Belgier, und darum glaubt auch Rec., daſs ſie getrennt von Holland und in einem Staate für ſich beſſer als unter ihrem früheren Landesherrn ſich befinden werden, wenn die neue belgiſche Regierung vor allem ſtreben wird, ſich darin als Muſter zu zeigen. In der ſchlechten und verkehrten Bodenbenutzung, entfernt von den Wohnungen der Bebauer, und in der Thorheit, daſs der Beſitzer kleiner Oberflächen eine ähnliche Bodenbenutzung und Rotation als der gröſsere Beſitzer anwendet, liegt viele Urſache der Armuth auf dem Lande und indirect in den Städten. Nichts iſt überall und auch in Würtemberg nöthiger als Muſterwirthſchaften, die in jeder gegebenen Oertlichkeit mit Fleiſs, Verſtand und Ausdauer jede Oertlichkeit weiſe zum Unterhalt und zum Produciren zum Verkauf zu benutzen wiſſen. Das Schickſal der Fabrikarbeiter iſt wegen der groſsen Maſchinenhülfe und der Vermehrung der Fabricanten, die für das Ausland arbeiten, ſo abhängig vom Wohlſtande und der Armuth der entfernteſten Völker, daſs die Sorge der Regierungen für die Erhaltung der hinlänglichen Nahrung der Menſchen immer lauter wird, und möglichſt wenig auf fernen Abſatz berechnet werden muſs. Wir haben weiſe die Sclaverey und Leibeigenſchaft aufgehoben, aber eine neue Leibeigenſchaft elender Menſchen entſteht durch die Induſtrie der Fabricatur für das Ausland in fremden Stoffen und durch die mit gar keinem Lande und ohne Haltung einer Kuh organiſirten Tagelöhnerwohnungen der gröſseren Landbeſitzer. Viele bis dahin ſelbſtſtändige Familien wurden durch die Maſchinen von unabhängigen ſehr abhängige Menſchen. Der vielen ſo wünſchenswürdige Wohlſtand beſchränkt ſich auf wenige Sterbliche. Alles Schrankenloſe in jedem Fache der Freyheit und Abhängigkeit führt zum Elend. Eine groſse neue Völkerwanderung ſteht uns bevor, damit civiliſirte Menſchen da Brod finden, wo es an Menſchen, aber nicht an Land fehlt. Da jedoch bisher nur Beſitzer einigen Vermögens und keine ganz Armen auswandern, ſo vermehren die Auswanderungen die allgemeine Volksnoth und das Umlaufscapital.

Manche Gemeinden Würtembergs haben vieles Gemeindevermögen; an dieſem gebührt dem Staate keine Diſpoſition, und deſswegen muſs kein Staat den Gemeinden Ueberſiedler aufdringen. — Ein Staat, der ſehr viele ſelbſtſtändige und mittelmäſsig wohlhabende Bürger zählt, iſt frey, ruhig, glücklich und ſtark. Derjenige, der wenige Reiche und viele Bettler hat, wie Irland mit ſeinen 8,200,000 Einwohnern, muſs nothwendig eine groſse Revolution erwarten, wenn nicht künftig die Kunſt entdeckt wird, weit gröſsere Maſſen als bisher und weit wohlfeiler auf kanadiſchen Balkenſchiffen nach anderen Welttheilen zu ſchaffen. Vielleicht gelangen dieſe groſsen Fahrzeuge *ſicherer* nach Portsmouth, das bald einen tiefen Kanal nach der Themſe erhält, als ſie bisher durch den engen Kanal nach der Mündung der Themſe gelangten.

X.

Innsbruck, b. Wagner: *Armenpflege der Provincialhauptſtadt Innsbruck.* 1831. 126 S. 8. (14 gr.)

Dieſe Schrift enthält die definitiven höchſt lehrreichen Statuten der Innsbrucker Armenpflege. Im Mittelalter bewegte ſich alles bürgerliche und ſtädtiſche Leben in Corporationen und Brüderſchaften. Zwey derſelben in Innsbruck gaben ihre Fonds 1350 dem Stadtſpital. Innsbruck, jetzt mit 12,000 Einwohnern, hatte, ſo lange es Reſidenz eines Hofes und des Adels aus dem Gebirge und endlich Sitz der Centralregierung eines beträchtlichen Staats und dabey klein und ſchwach bevölkert war, mit Hülfe der Klöſter eine leichte Verſorgung ſeiner Armen, zumal da man mit dem Bürger- und Beyſitz-Recht gegen die nicht in der Stadt Gebornen ſehr ſparſam war. Die alten Fürſten Tyrols gründeten für alte Bürger und Hofdiener manche Stiftung. Unter eine gemeinſchaftliche Aufſicht kam alles Armenweſen der Stadt in Folge der Noth und Theurung im J. 1772. Damals errichtete man einen eigenen Armenfonds aus freywilligen Beyträgen der Bürger. Im J. 1774 unterſtützte das Allmoſenamt 600 Arme. Im J. 1779 gründete Graf Bucquoy in Böhmen ein Armeninſtitut, deſſen Einführung in der ganzen Monarchie Kaiſer Joſeph II empfahl. Die Innsbrucker Einrichtung hatte aber ſchon ſo viel Aufſehen erregt, daſs der edle Graf bereits vor des Kaiſers Befehl davon Kenntniſs genommen, und daſſelbe mit örtlichen Abweichungen bereits in Böhmen eingeführt hatte. Der Vf. legt als ein Verehrer Tyrols auf zwey Dinge einen hohen Werth, erſtens daſs vom Tyroler Sonnenfels die erſte amtliche Stimme zur Abſchaffung der Tortur ausging, ſowie zweytens aus Tyrols Hauptſtadt die erſte nach den geläuterten Begriffen der neueren Nationalökonomie gebildete Armenverſorgungsanſtalt. Die fortgehende Verbeſſerung der Armenverſorgung und Verhütung des Armwerdens S. 9 u. ſ. w. iſt ſehr lehrreich. Im J. 1821 wurde alle Straſsenbetteley abgeſchafft. Man hörte auf, den Armen eine Spende des Müſſiggangs zu reichen, und gab ihnen dafür Gelegenheit zur Arbeit. Im Dec. 1830 wurden alle Innsbrucker Wohlthätigkeitsanſtalten mit Ausnahme des Spitals unter *einer* Commiſſion vereinigt. Der Zweck der neuen Statuten iſt, daſs jeder wahrhafte Arme aus

dem Armenfonds betheilt, der noch theilweiſe Arbeitsfähige beſchäftigt und die Straſsenbetteley mit dem arbeitsloſen Herumlaufen abgeſchafft wurde. Die vier Bezirkscommiſſionen ſuchen die einer Unterſtützung bedürfenden Armen auf, erforſchen ihre Verhältniſſe, und treten mit ſolchen in unmittelbaren Verkehr. Die Beſtimmung des Allmoſens geht von der geſammten Armendirection aus. Die gemachte etwaige Auslage muſs ſtets von der Armencommiſſion genehmigt werden. Nützlich bewährte ſich die Suppenanſtalt, welche wohlfeil mit einfacher kräftiger Nahrung ſolche Arme verſorgt, die faſt ſich lieber betrinken, als ſatt eſſen würden, oder wegen ihrer Beſchäftigung ſich nicht immer ſelbſt mit warmer Speiſe verſorgen können. Mehrere einzelne Kaufleute laſſen Arme in ihren Fabriken gegen ein bedungenes Tagelohn arbeiten. — Die unbeſtimmten Bezüge des Innsbrucker Armenweſens ſind: Subſcription der Einwohner, und Sammlung bey denen, welche nicht ſubſcribirten, die Erträge der Theatervorſtellungen, der Redoute und der Muſikakademieen, der Entſchuldigungskarten zum neuen Jahre, der Opferſtöcke und Klingelbeutel in den Kirchen, der Allmoſenbüchſen in den Gaſthäuſern, die auſserordentlichen Beyträge von Wohlthätern, die Abgabe bey freywilligen Verſteigerungen, Geldſtrafen, welche die Geſetze dem Armenfonds zuſichern, Gebühren bey auſserordentlichen öffentlichen Luſtbarkeiten und Kunſtvorſtellungen. — Das vollſtändige tägliche Allmoſen iſt 12 Kreuzer R. W., alſo $2\frac{4}{5}$ Kreuzer Conv. Geld für die Perſon.

R.

KURZE ANZEIGEN.

Römische Literatur. *Hannover*, in der Hahnſchen Hofbuchhandlung: *M. Tullii Ciceronis Laelius ſive de amicitia dialogus ad T. Pomponium Atticum.* Zum Gebrauch für Schulen neu beſorgt und mit deutſchen Wort- und Sach-Erklärungen verſehen, von *H. Ludwig Billerbeck*, Doctor der Philoſophie. 1826. 8. (6 gr.)

Plan und Erklärungsweiſe iſt dieſelbe, wie bey der in Jen. A. L. Z. 1832. No. 120 von uns angezeigten Ausgabe des *Cato major*. Es bedarf daher nur einer kurzen Anzeige.

Cap. 1. p. 5 iſt über *itaque* bemerkt, daſs es bey Cicero vorangeſtellt werde, was bloſs mit Einſchränkung behauptet werden kann. S. *Webers* Uebungsſchule für den lateiniſchen Stil S. 7. No. 54. *Zumpt* §. 67. S. 290. Dagegen wird recht gut die Bedeutung und der Urſprung der Präpoſition *coram* aus einander geſetzt. Cap. 1. p. 7. Weniger richtig iſt die Behauptung, daſs in dieſem Zuſammenhange *prae* eine Verächtlichkeit in ſich ſchlieſse, wozu Cic. Orat. II, 54, 217, und *Gernhard* citirt iſt. Vergl. *Zumpt* S. 251 und 257. *Grotefend* S. 174. Cap. 1. p. 8 iſt der Ablativ *quo nemo fere ſenior* dürftig erklärt, und ſelbſt eine unpaſſende Regel aus *Grotefend* angeführt, nämlich §. 219, 1. (S. 335 muſs S. 317 heiſsen, da im Gegentheil §. 270 Anmerkung 3 hieher paſste.) *Bröder* Gr. §. 541. — Die Bemerkung Cap. 2 über *modo*, daſs es wie *nuper* von einer kürzeren oder längeren Vergangenheit gebraucht werde, iſt ganz richtig, wie auch *Gronov* und *Erneſti* ſchon gezeigt haben. Zur eigentlichen genauen Darſtellung der Bedeutung hätte Cic. Verr. IV, 3 citirt werden können: *Nuper? imo modo etc.* P. 10 ſcheint das Pronomen *quodam* in der Stelle *ſed uterque alio quodam modo* nicht ganz richtig aufgefaſst zu ſeyn. Vergl. *Görenz* zu *de fin. bonn. et mall. l. 1. c. 19. p. 87*; derſelbe zu *Academ. c. V. p. 35 etc.*, und zu vielen anderen Stellen. Auſserdem *Zumpt* S. 487 und *Dölecke* S. 180—186. — Cap. 2. No. 6 zu Ende will Hr. *B.* die Worte *eſſe ſapientem* tilgen, weil dieſelben ekelhaft wiederholt, und mit *neminem* einen widrigen Gleichklang durch dieſelben Sylben veranlaſsten. Cap. 4. No. 15 ſagt er, Salluſt habe die Freundſchaft eben ſo definirt, wie Cicero, indem er *de b. Cat. c.* 20 ſagt: *idem velle atque idem nolle, ea demum firma amicitia eſt*, da doch Salluſts Erklärung auch auf Verſchwörungen, Verrath angewendet werden kann, was bey Cicero's Defin. des Zuſammenhanges wegen (vergl. c. 6) nicht möglich iſt. — Cap. 5. No. 19. *Agamus igitur pingui Minerva, ut ajunt.* „Der in *pinguis* liegende Trope, heiſst es, ſcheint vom ungeſchickten, plumpen Auftragen der Farben entlehnt zu ſeyn.“ *Quod non.* Hr. *B.* hat gewiſs nicht an den Ruf der Böotier gedacht, noch auch an die Sprichwörter *ingenium boeoticum*, *boeotica ſus*, *craſſum ingenium; craſſâ Minervâ*; oder an *Ariſtophan. nub. v.* 842 γνώσει δὲ σαυτὸν ὡς ἀμαθὴς εἶ καὶ παχύς. C. 6 *belluarum hoc quidem extremum eſt.* Hier entſteht ein Zweifel, ob *extremum* heiſsen ſoll das Letzte oder das Höchſte. *Büchling* ſtimmt bekanntlich für „das Höchſte“, *extremum bonum;* ſinnliche Vergnügen machen das höchſte Gut der Thiere aus. Hr. *B.* aber meint, es müſſe heiſsen das letzte, d. i. das letzt genannte. So auffallend auch an und für ſich es iſt, daſs *hoc* geſetzt iſt, und nicht *hae*, auf *voluptates* bezogen: ſo iſt doch *Büchlings* Meinung wohl die richtige. *Hoc* nämlich würde entweder durch das darauf folgende *extremum* beſtimmt; Sinn: den Thieren geht nichts über das ſinnliche Vergnügen; oder der Vf. nahm aus *voluptates* das Verbum. Uebrigens über *hic, haec, hoc* ſ. *Zumpt.* S. 485. *Grotefend* §. 137. — Cap. IX. No. 31 will Hr. *B.* in dem Satze: (*Ut enim benefici liberalesque ſumus, non ut exigamus gratiam — neque enim beneficium foeneramur — ſed quod natura propenſi ad liberalitatem ſumus*) *ſed quod naturâ propenſi* noch von *ut* abhängig machen, und überſetzt: ſondern ſowie wir u. ſ. w. In demſelben Capitel No. 32 *ab iis, qui pecudum ritu etc.* iſt *Wetzels* Lesart *ab his* auf eine wunderliche Weiſe vertheidigt. — Endlich ſind auch bisweilen die Anmerkungen anderer Gelehrten benutzt, ohne ſie zu nennen, wie Cap. 11 zu Anfange, was nicht ganz gebilligt werden kann.

Uebrigens wird der billige Preis, ſowie der, wenige Druckfehler ausgenommen, gute Druck, dem Buche mannichfachen Eingang verſchaffen, was Rec. auch von Herzen wünſcht.

D......g.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1832.

THEOLOGIE.

HALLE, b. Anton: *Die christliche Religion nach ihrer vereinten ursprünglichen und gegenwärtigen Gestalt*, dargestellt von Dr. *Christian Friedrich Böhme*, Consistorialrathe und Inspector zu Lukau bey Altenburg. Dritter Theil. Die Religion der christlichen Kirche unserer Zeit. 1832. XVI und 240 S. 8. (16 gr.)

Auch unter dem besonderen Titel: *Die Religion der christlichen Kirche unserer Zeit, nach ihrer Vereinbarkeit mit der Religion Christi und seiner Apostel in ihrer Einheit u. s. w.*

Bekanntlich ist es das eigenthümliche Verdienst des scharfsinnigen Vfs., dass er das reine Christenthum, die Religion, wie sie in der Idee und Gesinnung Christi lebte, vollständig und wissenschaftlich schied von der judaisirenden Fassung derselben von Seiten der Apostel unseres Herrn, weshalb er auch die vorzüglich bey den Evangelisten zu findende Religion Jesu das *authentische* Christenthum, die Art hingegen, wie die Apostel dasselbe fassten, mit Nationalideen vermischten und darstellten, den *Apostolismus* nennt. Die drey Bücher des Vfs., nämlich: *die Religion Jesu Christi*, (A. L. Z. 1825. E. B. 62) *die Religion der Apostel*, und das gegenwärtige: *die Religion der christl. Kirche unserer Zeit*, machen ein zusammenhängendes Ganzes aus, ob sie gleich nicht ursprünglich aus der Idee eines Ganzen hervorgingen. Denn das erste Buch, die Religion Jesu, erschien zuerst im J. 1825, und führte seinen Gegensatz, die Religion der Apostel, herbey, 1829. Von beiden verschieden, wiewohl mit dem Apostolismus am übereinstimmendsten, ist die symbolische Kirchenlehre der verschiedenen Confessionen unserer Zeit; und da der Vf. gezeigt hatte, wie der Apostolismus mit dem reinen Christianismus sich vereinigen lasse, so musste nun auch die Vereinbarkeit des Symbolismus mit der authentischen und apostolischen Religion in ihrer Einheit — nachgewiesen werden. So führte eine Idee die andere, und ein Buch das andere herbey, und die drey Darstellungen, die durch Eine Idee zusammengehalten werden, sind nicht in einem Momente empfangene und geborne Drillinge, sondern verhalten sich ihrer Entstehung nach wie Vater, Sohn und Enkel. Bey dieser Entstehungsweise waren Wiederholungen unvermeidlich, die deshalb dem Vf. auch nicht sehr zur Last zu legen sind. Die Tendenz dieses Werkes im Ganzen ist aber rein reformatorisch, theils um die Glaubensreinigung des 16 Jahrhunderts, die sich vorzüglich dem Apostolismus anschloss und den Augustinismus stehen liess, zu vollenden, theils das Christenthum unserer Zeit, das weder rein christisch noch apostolisch ist, zu seiner ursprünglichen Reinheit zurückzuführen. Es ist daher zu erwarten und zu wünschen, dass dieses Werk des Hn. Dr. *Böhme* tiefer in die theologische Denkart und Behandlung der Dogmatik eingreife, als es einem anderen, nicht minder verdienstlichen und an Forschungen reichhaltigen Werke gelungen zu seyn scheint, wir meinen die *christliche Philosophie*, oder: Philosophie, Geschichte und Bibel, nach ihren wahren Beziehungen zu einander dargestellt von *E. J. Rückert*. Leipzig, bey Hartmann, 1825.

Um die Religion der christlichen Kirche unserer Zeit in ihrer Vereinbarkeit mit dem authentischen und apostolischen Christenthume, beide in ihrer Einheit gefasst, darzustellen, konnte der Vf. sich nicht mit jeder einzelnen Kirchengemeinschaft einzeln beschäftigen, sondern musste sich an das Gemeinsame der in Parteyen zerfallenen christlichen Kirche halten, welches Gemeinsame aus dem Symbol einer jeden Partey zu ersehen ist. In der *Einleitung* stellt daher der Vf. den Begriff der Lehrgemeinschaft fest, und schliesst von dieser Lehrgemeinschaft aus den servilen *Hierarchismus*, wo die ihm Zugehörigen nicht unter Gott und Christo, und dem beiden gemeinschaftlichen Geiste, sondern unter den Befehlen eines individualen menschlichen Kirchenoberhauptes stehen; ferner den servilen *Supernaturalismus*, der den Menschen aller Freyheit beraubt, und den *Pantheismus*, wo consequenterweise von einer moralischen Natur und Bestimmung des Menschen nicht die Rede seyn kann. Bey den übrigen kirchlichen Gemeinschaften kommt nun nicht das Besondere und Eigenthümliche in Betracht, wodurch eine Partey von der anderen sich unterscheidet, sondern das christlich Gemeinsame. Das gemeinsame Band aller aber ist die *Bibel*, A. und N. Testaments, so verschieden auch der Mosaismus von dem Christianismus ist, da ohne Uebereinstimmung mit der Bibel keine Lehre auf biblisches Christenthum Ansprüche machen kann.

In drey Hauptabtheilungen trägt nun die *Abhandlung* das Ganze vor. A. Die gemeinsame Religionslehre der christl. Kirche unserer Zeit. B. Die Religion Jesu Christi und die seiner Apostel in ihrer Einheit. C. Die Vereinbarkeit des A. mit B., um uns kurz auszudrücken. Bemerkenswerth ist in Ansehung der architektonischen Anlage dieses Werkes die durch-

gängige Triplicität der Eintheilung, wo jede dreytheilige Division ihre dreytheilige Subdivision, und diese wieder ihre dreyfachen Unterabtheilungen hat. Ob sich dadurch der Vf. nicht selbst eine sich und die Sache beengende Fessel anlegte?

Wir geben nun, um factisch den Werth dieses Buches darzulegen, die Hauptideen und den Gang desselben. A. legt die gemeinsame Religionslehre unserer Zeit, das gemeinsame christl. Bewusstseyn dar, und zwar in folgender Ordnung: I. *Grundlage des Christenheils.* 1) Jesus Christus ist der einige göttliche Mittler zwischen Gott und den Menschen, um diese zu heiligen und zu beseligen. 2) Die Bibel A. und N. Testaments ist wunderhafte göttliche Offenbarung über die durch J. Chr. gestiftete Vermittelung. 3) Der Christ ist durch seine christl. Mitgliedschaft vorzugsweise zur Theilnahme an dieser Vermittelung berufen und befähigt. Ausser der Kirche kein Heil. Die Katholiken aber beziehen dieses nur auf ihre Partey, die Akatholiken nur auf die Heiden. Mit einer erfreulichen Inconsequenz aber taufen die Katholiken die zu ihrer Partey Uebergehenden nicht um, und erkennen mithin die christl. Mitgliedschaft an. II. *Ordnung des Christenheils*, oder Heilsordnung. Bey allen sonstigen Verschiedenheiten stimmen doch alle darin überein: 1. der Mensch ist von Natur Sünder, und deshalb strafwürdig vor Gott. Die Heilsordnung ist daher die Ordnung eines Heil- und Gesundwerdens. Die strengste Fassung menschlicher Verdorbenheit ist enthalten in der Lehre von der Erbsünde, nach Augustinischem Lehrbegriff. 2. Der Christ erlangt durch den Glauben an Christum Vergebung der Sünden und Gnade bey Gott. Die Bewirkung des Heils nennen alle Parteyen „Erlösung, Versöhnung," obgleich mit verschiedenen Ansichten. 3. Der Christ kann zwar durch verschuldeten Rückfall in die Sünde der göttlichen Gnade in Christo verlustig werden, aber dieselbe durch rechte Bekehrung wieder gewinnen. III. *Inhalt des Christenheils.* 1) Der Christ besitzt schon im gegenwärtigen Leben Güter und Freuden, die kein Nichtchrist mit ihm gemein haben kann. 2) Alle Uebel dieses Lebens können des Christen Glückseligkeit kaum stören, geschweige rauben. 3) Des Christen volle Glückseligkeit = Seligkeit ist in dem ewigen Leben aufbewahrt. — In einer *Anmerkung*, dergleichen jedem Abschnitte mehrere beygefügt sind, zeigt der Vf., wie die Charakterzüge der kirchlichen Lehre *Particularismus*, Vorzug der Christen vor den Nichtchristen, und *Eudämonismus* sind. Wo aber diese herrschen, da kann es an einem *Mythismus*, der beiden eine historische Gestalt giebt, und an *Miraculismus* oder Supernaturalismus nicht fehlen. Das kirchliche Bekenntniss ist im Ganzen mehr Apostolismus, als Christianismus.

B. *Die Religion J. Christi und die seiner Apostel in ihrer Einheit.* Das *innere* Band, die Eine Seele beider ist das religiöse subjective Princip der Moralität, unter dem Namen des heiligen Geistes, wo aber das authentische Christenthum moralisch *begründet*, das apostolische hingegen nur moralisch *bedingt* ist. Das *äussere* Band ist die gemeinsame Darstellung des Religionsganzen in dem Begriffe des göttlichen Reiches J. Christi. I. *Es giebt ein göttl. Reich Christi, in welchem dieser als „der Herr, der der Geist ist," herrschet.* Hiebey aber thut sich der Unterschied hervor, wodurch das authentische und apostolische Christenthum zweyerley Religionen (?) werden, dass die Apostel ihrer Lehre von (*de*) Christo alle anderen Religionswahrheiten unterordnen, nämlich der Einen: Jesus ist der Christus, und so Christum zum Unterregenten und Stellvertreter Gottes machen; Christus selber aber gedachten Satz nicht als *Bestandtheil der Religionslehre*, sondern nur als Vehikel der Einführung der religiösen Wahrheit gebraucht, Gesetzgeber, Regent und Richter seiner Kirche ist, aber nicht *als Individuum*, denn dieses opferte er auf, sondern *als Ideal*, als verlebendigte Idee der rel. Wahrheit. Vereinigt werden beide Ansichten durch die gemeinschaftliche Idee, dass Christi Herrschaft eine durch den heiligen Geist (durch religiösen Sinn) bestehende und ausgeübte sey. II. *J. Christus ist „der Sohn Gottes"* in eigenthümlicher, höchster Bedeutung des Wortes. Die verschiedene Fassung dieses Begriffes in beiderley Christenthum, um mit dem Vf. zu reden, sowie die Vereinigung der verschiedenen Ansichten, muss im Buche nachgesehen werden. Wir bemerken nur, dass der Christus den Aposteln ein Individuum, Jesu selber aber eine ideale Person, und dass der Zusammenhang Christi mit Gott den Aposteln ein hyperphysischer, Jesu selber aber ein moralischer ist. III. *Der Mensch, als Unterthan des Reiches Christi, wird nur durch Heiligung selig.* Die Vereinigung der apostolischen Lehre mit der authentischen kam dem Rec. weitschweifig, fast gezwungen vor, als ob es dem Vf. schwer geworden sey, die Vereinigung in klaren Begriffen und Thatsachen zu bewerkstelligen.

C. *Vereinbarkeit der gemeinsamen Religionslehre der christl. Kirche unserer Zeit mit der Religion J. Christi und der seiner Apostel in ihrer Einheit.* Hier erst kommt der Vf. zu seinem auf dem Titel angegebenen Hauptzwecke. Keiner wird wohl behaupten, dass die Dogmatik seiner Partey in jedem Lehrstücke mit dem ursprünglichen Christenthume übereinstimme. Bey der Vereinbarkeit des kirchlichen Systems mit der Religion J. Christi muss überdiess bemerkt werden, dass das Christenthum unserer Zeit mit dem judaisirenden apostolischen in näherer Verwandschaft stehe, als mit dem ursprünglichen des Meisters, indem der Meister von den Jüngern nicht ganz erreicht, sein Evangelium nicht völlig verstanden, seine Anstalt nicht gänzlich auf die rechte Weise ausgeführt worden ist. Bis zum Gegensatz mit der Idee Christi ist der Apostolismus getrieben im Papstthume. Dieser Abschnitt stellt nun die gemeinsame Religionslehre der christl. Kirche unter folgende drey Hauptbegriffe und Rubriken, *Welt, Mensch, Christ.* I. *Welt.* Glaube an Gott, — den Vater, hiebey von moralischer Weltordnung, Vorsehung, Vergebung der Sünden. II. *Mensch.* In ihm wohnet und wirket der heilige Geist Gottes. (Religiöse

Bezeichnung der moralischen Natur des Menschen.) Durch diesen in ihm wohnenden heiligen Geist hat der Mensch 1) Würde der Person; 2) ist aller wahren Güter fähig; der religiösen Erkenntniss, Gesinnung, Gefühle. 3) Der heilige Geist ist die Sicherung der Unsterblichkeit. Die Gesammtanmerkung zu diesem Abschnitt muss Rec. für höchst wichtig erklären, wo der Vf. sein Lieblingsthema, die Wichtigkeit der Lehre vom heiligen Geiste, oder die christlichreligiöse Lehre von dem Menschen, als moralischem Weltwesen, vorträgt, welche Lehre auch darum so wichtig ist, weil ohne sie die sittliche Freyheit des Menschen mit seiner Abhängigkeit von Gott, oder das Moralische im Menschen mit dem Physischen ohne Widerspruch nicht vereinigt werden kann. III. *Christ.* Wenn I. und II. dieses Abschnittes von der Religion überhaupt handelten, so handelt nun dieser von der Christlichkeit, von der Religion in christlicher Gestaltung und Verkirchlichung derselben; 1) vom falschen Glauben an Christum, wo derselbe als Individualwesen angesehen — seine Person über alles Menschenmögliche hinausgestellt, — und ihm eine physisch-moralische Wirksamkeit beygelegt wird. 2) Der wahre Glaube an Christum, als Idealwesen, als verpersönlichte religiöse Wahrheit in ihrer gesetzgebenden, belohnenden und strafenden Kraft. Fünf Anmerkungen suchen diesen Glauben zu rechtfertigen. 3) Wie der falsche Glaube an Christum immer mehr dem wahren genähert werden könne.

Rec. wusste auf dieses gedankenreiche Werk nicht anders aufmerksam zu machen, als durch eine kurze Darlegung des Inhalts, die ihrer Natur nach nur dürftig ausfallen konnte. Da Rec. mit dem Vf. im Ganzen übereinstimmt, und nur in Einzelheiten von ihm abweicht, so ist eine Beurtheilung des Ganzen überflüssig, zumal da Rec. von demselben rationalen Princip ausgehen würde, wie der Vf. Eben so überflüssig scheint es uns, zu bemerken, wie dieses Werk zahllose treffliche, philosophische und exegetische Bemerkungen, fruchtbare Winke für Theologen und praktische Religionslehrer enthalte. Da aber gegenwärtiger dritter Theil eines Ganzen, obgleich auch ein für sich bestehendes Ganzes, gleich dem ersten Theile wiederholte Auflagen erleben wird, so hält Rec. es für Pflicht, den von ihm geschätzten Vf. auf Einiges aufmerksam zu machen, was er vermisste.

Zu der christlichen, apostolischen und kirchlichen Lehre gehört doch unstreitig die Idee und die Lehre von der Erlösung, als eine dem Christenthume eigenthümliche. Rec. hat sich daher gewundert, dass dieser wichtigen Lehre *sub C.* nicht die verdiente Aufmerksamkeit und kritische Beleuchtung ward, die sie verdient. Bey recht genauer grammatischer und philosophischer Exegese möchte sich aber wohl ergeben, dass das sogenannte authentische Christenthum über diesen Punct anders lehre, als das apostolische, und dass das authentische eine sittlich-freye, durch des Menschen Mitthätigkeit, und durch des Menschen sittliche Umkehr zu bewirkende Erlösung lehre, das apostolische hingegen eine absolute, allein durch Gottes Gnade und Allmacht bewirkte, wo Christi Leben und Tod als die alleinige Ursache der Erlösung angesehen, und man versucht wird, zu glauben, dass diese Erlösung vollbracht war, so wie Jesus am Kreuze seinen Geist in die Hände Gottes befahl; wozu nun noch der Hebräerbrief kommt mit der Opfertheorie, welcher die grosse herrliche Idee der durch Christum geschehenen Erlösung vollends verjudaisirt. Hier war nun Gelegenheit, zu zeigen, wie der Mangel der Idee der sittlichen Freyheit in diese Lehre so viel absolute Willkühr und vernunftwidrige Behauptungen gebracht habe. Aber auch bey falschen Prämissen kann man consequent verfahren; und wenn des Menschen Sündhaftigkeit von Adam verschuldet und auf uns herabgekommen ist, also nicht unsere sittliche That, sondern ein Unglück: so ist es consequent, dass auf der anderen Seite eine unbedingte und absolute, nicht durch unsere sittliche Thätigkeit und durch das thätige Ergreifen der in Christo dargebotenen Hülfsmittel vermittelte Erlösung gelehrt wird, sondern eine solche, die eine χαρις, eine δωρεα, eine δικαιοσυνη ohne unser Verdienst ist. Dort unbedingte und unverschuldete Fehlerhaftigkeit, hier unbedingte und unverdiente Erlösung.

Vermisst hat Rec. bey dem Apostolismus die nothwendige Untersuchung und Unterscheidung, wie Johannes, Jacobus in wichtigen Lehrstücken anders lehren, als Paulus, der den gelehrten Pharisäer bisweilen gar nicht verleugnen kann. Es hätte daher öfters bey unserem Vf. von einem Paulinismus insbesondere die Rede seyn müssen, wo von dem Apostolismus überhaupt gesprochen wird. — Erwartet hat Rec. ferner von dem gelehrten, scharfsichtigen und philosophischen Vf., dass er exegetisch nachweisen würde, wie insbesondere bey Paulus die jüdische gewohnte Ansicht öfter über die neue christliche Idee die Oberhand gewinnt, und dass der Vf. namentlich die Art, wie Paulus in dem Römerbriefe *philosophirt*, die Dialektik desselben im Polemisiren, dessen Art zu schliessen und die Consequenz seiner Schlüsse nach *logischen* Regeln beleuchten würde, wodurch der Apostolismus und Paulinismus im Gegensatze des himmelreinen, Wahrheit nur offenbarenden Christianismus um so auffallender hervorgetreten wäre. Dieses hätte dann den Vf. um so mehr dahin geleitet, das jedem Apostel Eigenthümliche neben dem Gemeinsamen hervorzuheben.

Wundern musste sich Rec., wie der freysinnige und freymüthige Vf. sich es verbitten konnte, seinen Glauben an den Idealchristus (III. 2) rationalistisch oder supernaturalistisch zu nennen. Rational, aber nicht rationalistisch soll sein Glaube heissen. Wir bedauern es, dass der Vf. hier mit den Pseudorationalisten, über welchen er doch so hoch stehet, einerley Meinung von dem Rationalismus äussert, als ob dieser nur ein seichter oder auch philosophischer Naturalismus und theoretisirende Verständigkeit sey. Allein der ächte Rationalismus ist über den Naturalismus eben so erhaben, wie die das Absolute anstre-

bende Vernunft über den im Endlichen befangenen Verftand. Wer in der Religion nach der Maxime, nach dem leitenden Princip handelt, dafs die praktifch gefetzgebende Vernunft und die in ihr enthaltene urfprüngliche, primitive Offenbarung Gottes der Prüfftein und Ausleger jeder gegebenen hiftorifchen Offenbarung fey, der ift ein Rationalift. Hat aber der Vf. diefe Maxime nicht befolgt? Ift fein Idealchriftus etwas Anderes, als *Kant's* perfonificirte Idee des guten Princips? Des Vf. rationaler Rationalismus ift ein Pleonasmus, hervorgegangen aus einer irrigen Anficht. Der befonnene Rationalift weifs ferner, dafs nicht nur einige, fondern im Grunde alle Religionslehren geheimnifsvoll find, und weifs den Grund davon, und wie es für den Verftand ein unerklärtes Unerklärbares gebe, deffen verfuchte Erklärungen geradesweges zum Fatalismus und Pantheismus führen. Darum aber ift der Rationalismus nicht *myftifch*, da er ja die religiöfe Wahrheit im Glauben, nicht in überfinnlicher und wunderhafter Anfchauung und Erfahrung ergreifen will. Rec. nennt daher des Vfs. Suchen der religiöfen Wahrheit nach dem Princip einer moralifchen Religion — rationaliftifch, im guten ehrenvollen Sinne des Wortes, unbekümmert darum, wie die Super - und Sub - Rationaliften den Logos und das Pneuma im Menfchen verfchreyen mögen.

Gewinnen würden des Vfs. gehaltvolle Werke, wenn feine ftiliftifche Darftellung leichter, gefälliger wäre, da hingegen manche faft feitenlange Perioden eine Einfchachtelung von Parenthefen find, wo die eine wieder andere in fich begreift.

Der Druck ift correct, und Rec. ift nur auf fehr wenige Druckfehler geftofsen, z. B. S. 84, Z. 10 v. u., wo *den* Sinn ftatt *der* Sinn zu lefen ift.

O. m.

KIRCHENGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Vollftändige Sammlung aller älteren und neueren Concordate*, nebft einer Gefchichte ihres Entftehens und ihrer Schickfale, von Dr. *Ernft Münch*, früher Prof. der Kirchengefchichte und des Kirchenrechts an der Univerfität Lüttich, dermalen Hof- und Staats - Bibliothekar Sr. Majeftät des Königs der Niederlande im Haag. II Bd. 1831. XII u. 772 S. gr. 8. (3 Thlr. 18 gr.)

[Vergl. Jen. J. A. L. Z. 1830. No. 177.]

Der Vf. hat fich durch den zweyten Band feiner Concordatenfammlung den Dank feiner Lefer vorzüglich dadurch verdient, dafs er nicht nur die eigentlichen Actenftücke, welche den Text der Concordate enthalten, fondern auch diejenigen, welche auf die Gefchichte ihres Entftehens, die geheimen und öffentlichen Unterhandlungen, fowie auf die aus ihnen entfprungenen Folgen, fich beziehen, möglichft reichlich mittheilte, und befonders den gefchichtlichen Einleitungen zu den Concordaten eine gröfsere Ausführlichkeit widmete, als diefes bey dergleichen Einleitungen im erften Bande der Fall war. Befonderer Aufmerkfamkeit hatte fich das Schweizerifche Concordat zu erfreuen, zu welchem ein „geiftreicher und durch Schickfale und Verdienfte gleich verehrungswerther Publicift" eine documentirte und aus Quellen bearbeitete Gefchichte nebft hiftorifchen Rückblicken auf die vorangegangenen Verhältniffe Helvetiens zum heil. Stuhle in älterer und neuerer Zeit lieferte. Aber auch die Einleitungen zum baierifchen Concordate und zu den Concordaten der Franzofen find ziemlich umfaffend, mit fehr vieler Sachkenntnifs und pragmatifcher Umficht gefchrieben.

Wir erhalten hier die Concordate der Franzofe nebft 14 erläuternden Actenftücken, die Concordate der verfchiedenen deutfchen Staaten, als Baiern, Preuffen, Hannover und der in der Oberrheinifchen Kirchenprovinz begriffenen Länder und Städte nebft Actenftücken, das Niederländifche Concordat, die Concordate der kathol. Cantone der fchweizerifchen Eidgenoffenfchaft, die italiänifchen Concordate und endlich die Urkunden über die neueften Kirchenverhältniffe im römifch - katholifchen Polen.

In einem Supplementbande follen noch wichtige Materialien, Actenftücke und Denkwürdigkeiten mancherley Art, welche mit den Concordaten und deren Gefchichte in genauefter Verbindung ftehen, ferner die Unterhandlungen und Conventionen mit den Huffiten, fodann eine Darftellung der öfterreichifchen und italiänifchen Kirchenverhältniffe, der Unterhandlungen der fpanifchen Cortes für ein Concordat im J. 1822, eine Schilderung der Negotiationen verfchiedener füdamerikanifcher Republiken mit dem heil. Stuhl für ähnlichen Zweck, fodann auch eine Gefchichte der Nuntiaturen, zumal in Deufchland, beygefügt werden. Nicht minder wird ein kritifch literarifch - hiftorifches Verzeichnifs aller wichtigeren Schriften aus älterer und neuerer Zeit, welche auf Concordate und Concordatsverhandlungen fich beziehen, und fomit eine vollftändige Ueberficht der Quellen für Bearbeiter des kirchenrechtlichen Faches, dem genannten Supplementbande angereiht werden.

Möchte es dem talentvollen Vf. gefallen, am Schluffe feines ganzen Werkes noch eine pragmatifche Ueberficht des Ganges der Concordatenverhandlungen mit dem päpftlichen Stuhle und der Folgen diefer Verhandlungen für die Freyheit der Kirche und das Anfehen der Staaten, fey es auch nur in Grundlinien, durchzuführen! Diefs würde gleichfam den Eckftein zu jenen intereffanten Einleitungen bilden, welche er gewöhnlich jeder einzelnen Verhandlung voraus gefendet hat, und gewifs vorläufig, in fofern die bereits vorliegenden Actenftücke benutzt würden, für den Mangel einer ausführlichen pragmatifchen Gefchichte der Concordate entfchädigen.

Sch......r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1832.

JURISPRUDENZ.

Stuttgart, b. Steinkopf: *Die Usucapio und Praescriptio des römischen Rechts,* von Dr. *Carl Friedrich Reinhardt,* Königl. Würtemberg. Obertribunal-Rathe. 1832. XVI u. 202 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Seit *Unterholzners* gründlichen Untersuchungen sind zwar eine ganze Reihe einzelner Abhandlungen über verschiedene Partieen der Verjährungslehre erschienen, welche die Arbeit jenes Gelehrten theils weiter ausführen, theils ergänzen; eine Schrift aber, welche das Ganze dieser Lehre von Neuem prüfte und sichtete, war bis jetzt noch nicht aufgetreten. Ein Werk, das diese Lehre wirklich dem endlichen Ziele näher bringen wollte, müsste natürlich von dem Standpuncte der neuesten Zeit ausgehend entweder weiter vorwärts schreiten, oder von der Höhe dieses Standpunctes die einzelnen noch unzusammenhängend liegenden Puncte unter gemeinschaftliche Gesichtspuncte auffassend, diese schon bekannten Einzelheiten zu einem neuen Ganzen verbinden. Wenn daher unser Vf. in dem vorliegenden Werke einen grossen Werth darauf gelegt zu haben scheint, ganz selbstständig aufzutreten, und Alles einzig aus den Quellen selbst, ganz ohne Hülfe seiner Vorgänger bey demselben Stoffe, zu erforschen, so kann man keineswegs diesen Vorsatz *a priori* als lobens- oder tadelnswerth preisen oder verwerfen. Man muss vor Allem darauf sehen, ob der Vf. jenen ersten oder diesen letzten Zweck sich zu erreichen vorgenommen hat. Sind die gefundenen Sätze neu, originell und gründlich aus den Quellen entwickelt, so wird man es loben, dass er sein Urtheil sich frey und unbefangen erhielt, im entgegengesetzten Falle aber die unsägliche Mühe ganz von vorne wieder angefangen zu haben, ihm nicht einmal danken. Sehen wir nun, zu welcher Seite sich unser Vf. neigt.

Er führt in der Vorrede seines Buches an, dass er bey näherer Betrachtung der Lehre von den beiden Arten der Verjährung, der erwerbenden und erlöschenden, gefunden habe, dass diese noch sehr dunkel und verworren wäre und von der Art, dass man nur „an der Hand der Geschichte" in sie einzudringen vermöge. Während nun der Vf. zu diesem Zwecke (anfangs nur zu eigenem Gebrauche) mittelst geschichtlicher Forschungen zu gelangen suchte, wurde ihm das früher Dunkle klar, und er fühlte sich bewogen, das Resultat dieser Forschungen dem Publicum vorzulegen. (S. III. IV.) So weit müssen wir nun allerdings dem Vf. Recht geben, dass dieses die rechte Art ist, Forschungen anzustellen; ob aber jede derselben, ob auch die schon von Anderen gefundenen Resultate solcher Forschungen nochmals dem Publicum vorzulegen seyn möchten, ist eine andere und zwar zu verneinende Frage. Und, wie uns scheint, möchte hierin gerade Hr. *R.* bisweilen gefehlt, oder wenigstens den Schein dieses Fehlers sich dadurch zugezogen haben, dass er eine grosse Anzahl von bekannten Resultaten mit bekannten Gründen uns wieder von Neuem vorgeführt hat, ohne nur diejenigen mit einem Worte zu nennen, denen wir dieselben schon lange vor des Vf. Forschungen zu danken haben. So muss man sich höchlich verwundern, weder *Unterholzners* gelehrte Schriften über diesen Gegenstand, noch irgend eine andere (*Möllenthiel* über den guten Glauben ausgenommen) der zahlreichen kleineren Abhandlungen über *usucapio* und *praescriptio* angeführt zu finden, als ob alles bis auf das neueste Werk unseres Verfassers nutz- und spurlos entstanden und verschwunden wäre. Hiebey sind nur zwey Fälle denkbar. Entweder hat der Vf. es nicht der Mühe Werth gefunden, sie zu erwähnen, oder er hat seine Untersuchungen völlig frey von deren Einflusse (— was wir bey einer Bekanntschaft mit denselben für vollkommen unmöglich halten —) ganz von vorn angefangen und ohne deren Hülfe auch beendigt. Das Publicum will aber die Resultate der Mühe, nicht die Mühe und die Arbeit selbst sehen und mit tragen helfen.

Bevor wir jedoch die einzelnen in dieser Schrift enthaltenen neuen Behauptungen näher durchgehen und genauer prüfen, müssen wir vorher Einiges berühren, was den allgemeinen Charakter dieser Schrift und die Form der Behandlung betrifft. Die gewiss richtige Ansicht des Vf., dass die Lehre von der *usucapio* und *praescriptio* nur durch eine historische Behandlung die nöthige Aufklärung erhalten könne (S. IV), hat natürlich auf den ganzen Gang der Untersuchungen den wesentlichsten Einfluss gehabt. Wenn aber der Vf. S. IV behauptet, dass diese so fruchtbare Behandlungsart dieser Lehre sich einer solchen (geschichtlichen) Auffassung noch nicht zu erfreuen gehabt hätte, so können wir hierin unmöglich mit ihm übereinstimmen. Denn nicht leicht möchte sich eine andere Lehre im römischen Rechte finden, welche häufiger geschichtlich behandelt worden wäre, als gerade diese. Denn von *Rivini diss. de usucap. statu secund. ordin. chronolog.* und *Gros* Geschichte

der Verjährung nach römischem Rechte (Göttingen, 1795) bis auf *Thibauts* und *Unterholzners* Bearbeitungen dieser Lehre findet sich eine ziemliche Anzahl von Schriften, in denen gerade der historische Standpunct der bey Weitem überwiegende ist. Dieser literarhistorische Irrthum hat offenbar den nachtheiligen Einfluss gehabt, dass sich Mehreres, ohne dass durch dessen Weglassung dem Zusammenhange Eintrag geschehen wäre, wiederholt findet, was durch die gründlichen Forschungen der eben genannten Gelehrten für abgethan gehalten werden kann.

Auch die *äussere* Form der Behandlung ist nicht vortheilhaft, da der Vf. das, was man gewöhnlich, um den Zusammenhang in der Entwickelung der Lehren nicht zu unterbrechen, in Anmerkungen unterzubringen sucht, ohne alle Auswahl in den Text hinaufgezogen hat. Wichtige und minder wichtige Stellen, kleine beyläufige Bemerkungen, mitten in den Text der Stellen eingeschoben (z. B. S. 2. 20. 81. 185. 188), Conjecturen (z. B. S. 5. 25. 63. 162. 169. 186) und dergl., was als untergeordnet und zufällig in den Noten seinen Platz finden konnte, unterbricht dadurch, dass es sich im Texte so breit macht, die Aufmerksamkeit und den Zusammenhang der Gedanken des Lesers auf das unangenehmste; und zwar um so unangenehmer desshalb, weil an und für sich die innere Anordnung des Stoffes selbst als sehr natürlich und anschaulich nur gelobt werden kann. — Nicht minder hinderlich ist in eben dieser Beziehung der Abdruck von *zu viel* Gesetzstellen, so dass man fast eben so viel Beweisstellen als Text zu lesen hat. Damit ist natürlich nicht gesagt, dass gar keine Gesetzstellen abzudrucken gewesen wären, sondern es soll hiebey nur an den *modus in rebus* erinnert werden. Bey einigen derselben hat der Verf. die Einrichtung getroffen, dass sie in gespaltenen Columnen sich *neben einander* abgedruckt finden (z. B. S. 3. 7. 9. 11. 14. 15 u. s. w.), was für den ersten Anblick als sehr passend erscheint, bey näherer Betrachtung aber dennoch für den Leser nicht bequemer, ja bisweilen sogar unbequemer ist, als wenn beide Stellen, eine hinter der anderen, abgedruckt wären. In den Werken, wo ganze Bücher mit einander parallelisirt werden sollen, z. B. die Institutionen Justinians mit denen von Gajus, oder wo neben dem Texte die Uebersetzung abgedruckt ist und dgl., da ist ein solches Nebeneinandersetzen der betreffenden Stellen für den Nachschlagenden ausserordentlich bequem, indem er auf diese Weise, ohne weiter umher suchen zu müssen, alles vereinigt vorfindet. Bey solchen einzelnen Stellen aber kann es von gar keinem Vortheil seyn, da jeder sie doch immer nur successive lesen wird, und die Schwierigkeit und die Mühe des Nachsuchens, die bey grösseren Werken auf diese Art gehoben wurde, sich nicht vorfindet.

Unser Vf. holt bey seinen Untersuchungen etwas weit aus, indem er mit dem Begriffe des Eigenthums und den verschiedenen Arten des Erwerbes desselben beginnt. Erst nachdem er die bekannten Hauptsätze dieser Lehre historisch durchgegangen hat, kommt er §. 26 endlich auf die Lehre von der *usucapio* nach den Bestimmungen der zwölf Tafeln. Ein grosser Theil der nun folgenden Untersuchungen beruht auf einigen in dieser Einleitung aufgestellten Sätzen, die theils Bekanntes wiederholen, theils aber auch ganz Neues aufstellen und anderes schon früher Behauptetes mit neuen Gründen vertheidigen. Während wir nun das erste übergehen, soll das, was uns unter den letzten beiden eine nochmalige Prüfung zu erfodern scheint, etwas genauer betrachtet werden.

Die Einleitung zerfällt in zwey grosse Hauptabschnitte, indem von §. 3—5 (in §. 1 und 2 sind die allgemeinsten Sätze über den Begriff und das Object des Eigenthums ganz kurz vorausgeschickt) zuerst von der Erwerbung früher *herrenloser* Sachen und dann von der Erwerbung früher *nicht herrenloser* Sachen, d. h. der Eigenthums*übertragung*, gehandelt wird. Der Vf. beginnt hier mit dem Unterschiede des quiritarischen Eigenthums und des *in bonis*, und betrachtet von diesem Standpuncte aus die verschiedenen Erwerbungsarten des Eigenthums. Die erste in der Reihe dieser Betrachtungen betrifft die in §. 3 besprochene *occupatio*. Unser Vf. leitet das Wort selbst von *ob* und *cubare* her, indem er nach Analogie der bekannten Ableitung des Wortes *possessio* unter *obcubatio* das sinnbildliche *Liegen auf der Sache* dargestellt findet. Wenn sich nun grammatisch nichts gegen diese Ableitung einwenden lässt, so widerstrebt doch der eigentliche Sinn des Wortes zu sehr dieser Ableitung, als dass wir sie billigen könnten. *Possessio* nämlich bedeutet immer, welche von den verschiedenen Etymologien dieses Wortes man auch wählen mag, doch nach jeder nichts weiter, als ein bestimmtes *Verhältniss* einer Person zu einer Sache, während *occupatio*, gleichgültig, ob man es von *aucupare* oder von *ob capere* herleitet, immer eine bestimmte *Handlung* andeutet, wodurch erst eine Person in ein gewisses Verhältniss zu einer Sache (Eigenthum) kommt, d. h. eine *Handlung*, durch welche Eigenthum *erworben* wird, nicht aber das *Verhältniss* als Eigenthümer. Dieses scheint auch der Vf. selbst gefühlt zu haben, aber ohne darin einen Anstoss gegen seine Etymologie zu finden, wenn er zu Ende von §. 3 sagt: „mit der *occupatio* oder dem *Ergreifen* der Sache begann erst die *possessio*.“

Hieran schliessen sich nun ganz kurze Bemerkungen über die verschiedenen Arten, mittelst welcher im älteren römischen Rechte Eigenthum übertragen wurde, über *mancipatio*, *traditio*, *in jure cessio*, deren Form und dgl. Bey Gelegenheit der Aufzählung von den Gegenständen, welche *in jure* cedirt werden konnten, erwähnt Hr. *R.* (§. 15) der *in jure cessio* der *libertas*, indem er nach der gewöhnlichen Lesart bey *Ulpian*. XIX. §. 11, statt mit *Hugo* zu lesen: *tutela legitima libertae*, liest: „*tutela legitima et libertas.*“ Diese letzte Lesart erklärt sich nun unser Vf., leider ohne Gründe anzugeben, auf folgende Art. Hierunter soll nämlich der Fall zu verstehen seyn, wenn sich jemand und zwar ein *major viginti annis ad pretium participandum venumdari passus esset*, was

man *in jure cessio libertatis* genannt hätte. Obgleich nun allerdings nicht zu leugnen ist, dass diejenigen, welche sich um des Gewinnes willen veräussern liessen, schon in sehr früher Zeit ihre Freyheit einbüssten und zwar wegen dieser Veräusserung, so können wir uns doch nicht überzeugen, dass dieses eine *in jure cessio libertatis* von Ulpian hätte genannt werden können, und zwar aus folgenden Gründen. Die ganze *in jure cessio* war, wie bekannt, nichts Anderes, als ein fingirter Vindicationsprocess, so dass also die Sache selbst, welche veräussert werden sollte, scheinbar vindicirt werden musste. Da nun Ulpian in unserer Stelle die einzelnen *Objecte* anführt, welche *in jure* cedirt werden konnten, so müssten auch diese auf dieselbe Weise, welche *Gaj.* II. §. 24 beschreibt, vindicirt werden. Hätte also die *libertas* das Object der Vindication seyn sollen, so hätte der neue Erwerber (also hier z. B. der Käufer) dieselbe vindiciren müssen. Sollte aber ein solcher sich des Gewinnes halber Veräussernder wirklich die Freyheit verlieren, so war es nach *Fr.* 7 §. 2. *Fr.* 33 *D. de liber. causs.* (XL. 12) und vorzüglich nach *Fr* 4 *in med. D. quibus ad libert. proclam.* (XL. 13) wesentliches Erfodernifs, dass der neue Erwerber (der Käufer) nicht wusste, dass der Veräusserte ein Freyer war, oder er durfte, mit anderen Worten, dessen *libertas* nicht kennen, konnte also auch seine Scheinvindication nicht auf diese ihm unbekannte *libertas* als Object richten, sondern nur auf den Sclaven selbst mit der gewöhnlichen Formel: *Hunc ego hominem* (also nicht *libertatem*) *ex jure Quiritium meum esse ajo.* Es war also diess keine *in jure cessio libertatis*, sondern nur eine ganz gewöhnliche *in jure cessio* einer *res corporalis*, welche an und für sich eigentlich nichtig, hier doch aus besonderen Gründen Wirksamkeit haben sollte.

Wunderbar muss es scheinen, wenn der Verf. (S. 20) aus der bekannten Stelle des *Gaj.* II. 31, wo es heisst, dass Servituten *pactis et stipulationibus* constituirt werden könnten, also gerade aus der Stelle, aus welcher in der Regel hauptsächlich der Satz hergeleitet wird, dass Servituten schon durch blossen Vertrag entstünden, das Gegentheil, ohne weitere Belege anzuführen, behauptet. Denn wenn sich der Vf. hier auf einen in einem früheren Paragraphen ausgesprochenen Satz beruft, dass Urvölker, was und wo sich nur irgend etwas versinnlichen liess, diess auch versinnlicht hätten, so möchte dieser Grund wohl schwerlich ausreichend seyn.

Unser Vf. kommt in den folgenden Paragraphen natürlich auch auf den Unterschied der *res mancipi* und *res nec mancipi* zu sprechen, und macht hier einen Unterschied zwischen *rebus nec mancipi* im engeren und weiteren Sinne. Unter den letzten versteht er diejenigen Sachen, welche weder mancipirt noch tradirt, sondern *bloss in jure* cedirt werden konnten, dagegen unter *res nec mancipi* im engeren Sinne diejenigen, bey welchen das *jus Quiritium* schon durch blosse *traditio* erworben werden konnte (S. 27 — 32). Hr. *H.* behauptet nun, dass diese letzten *res nec mancipi* (im engeren Sinne des Worts) nach Belieben auch hätten mancipirt werden können (S. 28. 29). Dieser Unterschied, der freylich nicht hinreichend nachgewiesen werden kann, soll auch selbst äusserlich dadurch ausgedrückt worden seyn, dass die *res nec mancipi* im engeren Sinne richtiger *res non mancipi* in den *Fragm. Vatic.* §. 45 genannt worden seyen, (S. 32) eine Vermuthung, die sich durch die folgenden Gegengründe gegen diese ganze Behauptung zugleich mit widerlegen wird. Wollten wir nämlich auch diesen Unterschied zwischen diesen beiden Arten der *res nec mancipi* als einen passenden Sinn gebend anerkennen, so möchte doch aus den von dem Vf. angeführten Gründen diese Behauptung nichts weniger als bewiesen erscheinen. Offenbar soll nach allen Andeutungen bey Gajus, Ulpian u. s. w. die Eintheilung in *res mancipi* und *nec mancipi* eine allgemeine, auf alle *res in commercio* anwendbare seyn (*Ulp.* XIX. 1). Die Zahl der *res mancipi* ist aber eine fest bestimmte, sie selbst aus gewissen Merkmalen zu erkennen, so dass also *res nec mancipi* nur die reine Negation, der logische Gegensatz der *res mancipi* sind, wie auch unser Vf. selbst schon S. 26 behauptet. Hierin ändert auch die von unserem Vf. vorgeschlagene Subdivision der *res nec mancipi* nicht das Geringste. Die einzige Frage hiebey ist also nur die, worin dieser Gegensatz liegen soll, und der Weg, denselben aufzufinden, kann mithin nur der seyn, dass man die Negation des wesentlichen Merkmales der *res mancipi* richtig aufstellt, um so den Begriff der *res nec mancipi* zu erhalten. Hiezu bemerkt *Gaj.* II. §. 22: „*Mancipi vero res sunt, quae per mancipationem ad alium transferuntur; unde. . . . mancipi res sunt dictae.*“ Das einzige charakteristische Merkmal derselben ist folglich, dass sie mancipirt werden können, also müssen *res nec mancipi* diejenigen Sachen seyn, welche *nicht* mancipirt werden können. Sollte dagegen, wie unser Vf. mit mehreren anderen Juristen (S. 29) meint, durch diesen Gegensatz nur das angedeutet werden, dass bey *rebus nec mancipi* schon durch Tradition das *jus Quiritium* erworben werde, aber *res nec mancipi* eben so gut, wie *res mancipi*, hätten mancipirt werden können, so hätte *Gaj. l. c.* bey seiner Definition der *res mancipi* das Allerunwesentlichste hervorgehoben, was sich denken liesse. Wenn deshalb der Vf., um seine Ansicht (S. 29) zu vertheidigen, behauptet, dass es für die entgegengesetzte keine bestimmten Belege gäbe, so müsste wohl nach unserer Deduction der Vf. den Gegenbeweis führen, wenn auch die Stelle bey *Cic. Topic. c.* X, mit der Bemerkung des Boethius, als nichts beweisend verworfen werden sollte. Noch weniger haltbar möchte der zweyte Gegengrund seyn, dass es in der Natur der Sache liege, dass derjenige, welcher statt der einfacheren *traditio* die mühevollere *mancipatio* hätte vorziehen wollen, dieses wohl hätte thun können. Auch das dritte aus der Erklärung der Worte hergenommene Argument, dass *res nec mancipi* so viel sey, als *res mancipi et non mancipi*, d. h. Sachen, welche nach Belieben mancipirt und tradirt werden konnten, ist leicht zu widerlegen, da sich das

„*nec*“ in der alterthümlichen Sprache ſo häufig ganz gleichbedeutend mit „*non*“ findet. Denn wer würde z. B. beym *furtum nec manifeſtum* ſagen wollen, daſs dieſes ein *furtum* ſey, das ſowohl *manifeſtum*, als *non manifeſtum* ſeyn könne? Der vierte und letzte Grund, welcher die Behauptung des Vf. geradezu beweiſen ſoll, iſt das bekannte Cap. 35 im 9ten Buche von *Plin. hiſt. natur.*, wo es von Perlen heiſst: *in mancipatum venit;* welche Stelle ſchon von ſo vielen Seiten her als nichts beweiſend angefochten worden iſt, daſs hierüber mehr zu erwähnen nicht nothwendig ſcheint.

Hr. *R.* kommt dann auf das *nudum jus Quiritium* zu ſprechen und das ſ. g. *dominium bonitarium*, und beſchlieſst mit der Juſtinianiſchen Conſtitution, durch welche dieſer ganze Unterſchied aufgehoben wurde, dieſen einleitenden Theil.

Im zweyten Abſchnitte geht unſer Verf. zu ſeinem eigentlichen Thema über, und behandelt zuerſt die Lehre von der *uſucapio* nach den zwölf Tafeln, welche er für die urſprüngliche und gewiſs nicht unwahrſcheinlich für die älteſte hält, obgleich ſich der Beweis hiefür wohl ſchwerlich ſtringent führen laſſen möchte. Er meint, ſie ſey anfangs nur eingeführt geweſen, um die mangelnde Form der *mancipatio* oder *in jure ceſſio* (wo dieſe nothwendig war) zu ergänzen. Der Vf., der die wahrhaft rechtsverändernde *uſucapio* für neuerer Entſtehung hält, hat beide in zwey verſchiedenen Abſchnitten behandelt und zu dieſem Zwecke die Stelle bey *Gaj.* II. §. 41—44 getheilt, und §. 41 und 42 dem zweyten, dagegen §. 43 und 44 dem dritten Abſchnitte an die Spitze geſtellt. In dieſem zweyten Abſchnitte kommt der Vf. S. 43 auf die Erklärung der „*uſus auctoritas*,“ welche ziemlich mit der von *Ballhorn-Roſen* aufgeſtellten übereinſtimmt, nur daſs unſer Vf. das „*uſus*“ als Genitiv nimmt, während *Ballhorn-Roſen* es als Nominativ auffaſst. Hr. *R.* behauptet hiebey, *uſus* allein ohne *uſus auctoritas* habe noch keine *uſucapio* herbeygeführt, ſondern dieſer *uſus* habe nothwendig von jemand überlaſſen geweſen ſeyn müſſen, es hätte der Gebrauchende ſein *jus utendi* von einem *auctor* ableiten müſſen; nach vollendeter *uſucapio* ſey er ſein eigener *auctor* geworden. *Auctoritas* iſt dem Vf. das *jus Quiritium*, ſo lange als es nur dieſes *dominium* gab; als dagegen auch ſpäter das *in bonis* aufkam, ſey es das *nudum jus Quiritium* geweſen. Ohne uns weitläuftiger über dieſe ſo viel beſprochene Schwierigkeit auszuſprechen, wollen wir nur auf eins aufmerkſam machen, was gegen des Vfs. Anſicht zu ſtreiten ſcheint. Es iſt dieſes die Annahme des Vfs., daſs das „*uſus*“ ein Genitiv ſey, eine Erklärung, die unmöglich im Sinne der alten Juriſten ſeyn kann, da durch *Cic. orat. pro Caec. c.* 19 wohl ſo viel feſt ſteht, daſs dieſes *uſus auctoritas* ſo viel iſt als *uſus et auctoritas*. Jede Erklärung alſo, die hiegegen ankämpft, wird immer die Präſumtion gegen ſich haben.

Der dritte Abſchnitt beſchäftigt ſich mit derjenigen Seite der *uſucapio*, welche Hr. *R.* als auf der Doctrin beruhend annimmt. Sollte auch dieſe Trennung ſchon wegen *Ulp. XIX.* §. 8, wo der Begriff der *uſucapio* geradezu auf beide Fälle der *uſucapio* angewendet wird, nicht ſicher ſich beweiſen laſſen, ſo iſt ſie doch für die Klarheit der Darſtellung unleugbar von groſsem Vortheil; wenn auch der Grund, welchen Hr. *R.* hiefür aus den bey *Gaj. II.* §. 44 gebrauchten Worten: *ideo receptum videtur*, uns nicht hinlänglich beweiſend ſcheint, um unſere Zweifel auszuſchlieſsen. Am Ende des §. 44 (S. 65), welcher ſich mit der *lex Scribonia* beſchäftigt, wird mit Rückſicht auf die angeführte Meinung der Satz aufgeſtellt, daſs lange vorher, ehe dieſe *lex Scribonia* erſchienen ſey, der Satz durch die Doctrin eingeführt worden wäre: daſs die neuere Uſucapion (alſo im Sinne des Vf. die Eigenthum u. dergl. *gebende*) bey Servituten nicht Platz greifen könne. Daſs aber vor der *lex Scribonia* das Gegentheil allerdings der Fall geweſen ſey, ſcheint uns aus der Stelle des *Paulus* (*Fr.* 4. §. 29 *D. de uſurp. et uſuc.* (XLI. 3)), welche den Hauptinhalt dieſer *lex* referirt, deutlich hervorzugehen. Wenn Paulus ſagt: *eam uſucapionem ſustulit Lex Scribonia, quae ſervitutem conſtituebat*, ſo folgt hieraus 1) daſs die Beſtimmung dieſer *Lex* nicht auf die bloſs *ergänzende* Uſucapion gehen kann, ein Satz, der aus dem Worte „*conſtituebat*“ ſich ergiebt, wodurch eine materielle Rechtsveränderung und keine bloſs formelle angedeutet wird. Daſs aber auch 2) dieſe erwerbende Verjährung *vor* der *lex Scribonia* wirklich in Anwendung geweſen ſeyn muſs, beweiſt das „*ſustulit*,“ aus welchem mit Sicherheit auf einen früher entgegengeſetzten Zuſtand geſchloſſen werden kann.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stück.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Merſeburg*, b. Weidemann: *Die Maurin.* Romantiſche Erzählung aus dem 13ten Jahrhundert, von *Johannes Krüger.* 1ſter Thl. 254 S. 2ter Thl. 274 S. 1832. 8.

Treue Liebe trotzt den Verführungen des Lebens, des Todes Gefahr, ſo könnte das Motto dieſer Erzählung heiſsen; denn nichts vermag den ritterlichen Henrico de Lara von ſeiner reizenden Maurin, bey der Taufe Maria genannt, abzuwenden. Vergebens lockt ein buhleriſches Weib, und rächt ſich durch Verleumdungen bey dem König, dem Henrico der loyalſte Lehnsmann war; vergebens droht der engherzige, von Gewiſſensbiſſen gefolterte Vater, vergebens ſpinnt deſſen bübiſcher Geſell Ränke, er bleibt unerſchütterlich, und die Kränze der Liebe, der Ehre, des Glücks, lohnen ihn am Ziel. Auſser den Liebenden, die durch jugendliche Anmuth und Friſche gefallen, ſind der in ſich zerriſſene Vater, der tückiſche Diener, die milde Königin gut gezeichnet, die Scenerey hält ſich innerhalb der angemeſſenen Grenzen recht wohl; kurz es findet ſich weit mehr zu loben, als zu rügen, ſobald man die Foderungen an eine Unterhaltungsſchrift nicht zu hoch ſpannt.

Vir.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.
OCTOBER 1832.

JURISPRUDENZ.

Stuttgart, b. Steinkopf: *Die Usucapio und Praescriptio des römischen Rechts*, von Dr. *Carl Friedrich Reinhardt* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der vierte Abschnitt giebt die näheren Bestimmungen, so wie sie vor Justinians durchgreifenden Veränderungen sich durch die Doctrin ausgebildet haben, und zwar in Beziehung auf die wahre erwerbende Verjährung. Es sind hier die bekannten Sätze über die Fragen: wer usucapiren kann, und welche Sachen usucapirt werden können, ziemlich ausführlich und klar aufgezählt. Der Vf. kommt bey dieser Gelegenheit auch auf die Lehre von der *reversio* der *res furtivae in potestatem domini* und in die *potestas* des Stellvertreters, unter anderen auch des Depositars. Das bekannte *Fr.* 4. §. 10. *D. de usurp. et usuc.* (XLI. 3) wird hiebey S. 87 erläutert. Die Hauptschwierigkeit in dieser Stelle machen die scheinbar der allgemeinen Regel entgegenstehenden Worte: *sive ignorante sive sciente domino*, welche Hr. *R.* auf eine, unseres Wissens, neue Art erklärt. Er behauptet mit mehreren anderen Schriftstellern, dass hier eine Ausnahme gemacht werde, indem er sagt, hier genüge es, wenn nur überhaupt die Sache in die Hände des Depositars zurückgekehrt sey, und macht dabey nur folgende zwey Bestimmungen: 1) dass der Depositar die Sache selbst in gewinnsüchtiger Absicht veräussert habe, und 2) die Sache aus Reue wieder an sich gebracht haben und fortan als bey ihm deponirte Sache in Verwahrung behalten müsse. In dieser Stelle selbst aber findet sich nicht die geringste Andeutung, dass darin etwas *gegen* die allgemeine Regel Gehendes aufgestellt sey. Es mag desshalb wohl die auch jetzt von *Unterholzner* (Verjährungslehre Bd. I. S. 232) angenommene, von einem Recensenten in den Heidelberger Jahrbüchern vorgeschlagene Erklärung dieser Stelle, durch welche auch in dieser Stelle die allgemeine Regel sich bestätigt findet, als die einzig richtige angenommen werden müssen. Besonders dann, wenn man das von unserem Vf. nicht angeführte *Fr.* 4. §. 8. *D. de usurp. et usuc.* (XLI. 3) hinzunimmt. Ganz mit Recht vertheidigt Hr. *R.* das von *Göschen* bey *Gaj.* IV. §. 48 in den Text gerückte „*sed*" bey den Worten: *aestimata re etc.* Er vertheidigt es S. 87 sehr gut dadurch, dass er aus dem inneren Zusammenhange der Stelle nachweist, dass in ihr auf einen Gegensatz hingedeutet werden solle. Der Vf. hätte hiefür auch mehrere äussere Gründe auffinden können, so, um nur Einen anzuführen, die Stelle des *Gaj.* IV. §. 16, wo gesagt wird, dass der Prätor *interim aliquem possessorem constituebat*, eine Bestimmung, die sich mit einer *pecuniaria condemnatio*, wobey also natürlich der Besitz der Sache nicht wechselte, durchaus nicht vereinigen lässt (*Danz, de litis contestatione, quae fuit tempore legis actionum.* p. 49 — 54). Im §. 56 und folg. wird die Lehre von der *bona fides* abgehandelt, und dabey ganz im Sinne des römischen Rechtes zwischen *bona fides* im engeren und weiteren Sinne unterschieden; nur das können wir hiebey nicht billigen, wenn der Vf. behauptet, *justus titulus* und guter Glaube, im weiteren Sinne des Wortes, zusammengenommen könne *bona fides* genannt werden. Richtiger und schärfer wäre wohl dieser Satz so aufgestellt worden: *bona fides*, so weit sie bloss *subjective* Ueberzeugung ist, ist immer dieselbe; soll aber diese subjective Ueberzeugung zur Usucapion befähigen, so muss sie in der Regel auch eine *objective* Grundlage, den *justus titulus*, haben. Bey Aufzählung der einzelnen Usucapionstitel ist der *titulus ex transacto* (§. 60), der doch so manche Schwierigkeit darbietet, gar zu kurz mit 5 Zeilen abgefertigt; die schwierige Frage, in wiefern ein *Verzicht* ein *titulus* seyn könne, ist, wie gewöhnlich, auch hier nicht berührt. Auch die Streitfrage, bey welcher noch die neuesten Lehrbücher des Pandektenrechtes (z. B. *Wening-Ingenheim*, Lehrbuch des gemeinen Civilrechts. München 1831. Buch II. §. 46 am Ende und *Puchta* System des gemeinen Civilrechts. München 1832. Buch IV §. 17. No. 4) ganz entgegengesetzter Meinung sind, nämlich wie es sich bey Stellvertretern mit der *bona fides* verhält, in wessen Person, zu welcher Zeit u. s. w. sie sich vorfinden müsse, ist ganz übergangen.

Der fünfte Abschnitt beschäftigt sich mit der *usucapio* ohne Erfodernis des guten Glaubens, oder im Sinne des Verfassers mit der Lehre von der *lucrativa pro herede usucapio*. Wenn nun die *usu receptio* einen besonderen Abschnitt einnimmt, den sechsten, so ist das gewiss nicht zu billigen, da sie, wie auch Hr. *R.* in §. 71 selbst anerkannt hat, offenbar nur eine Unterabtheilung des Abschnittes ausmacht, welcher die Ueberschrift führt: von der Usucapion ohne Erfodernis des guten Glaubens, d. h. des fünften. Bey der Entwickelung des eigentlichen Wesens der *usu receptio* hat sich der Vf. S. 155 mit Recht gegen die *Engelbachische* Meinung erklärt, dass durch dieselbe (die *usu receptio*) nur die mangelnde Form

der *mancipatio* oder *in jure cessio* ergänzt worden sey, wenn die Sache dem Mancipirenden oder *in jure* Cedirenden nicht remancipirt oder *in jure* recedirt worden wäre. Dagegen liesse sich auch noch ausser den Gründen unseres Vf. das anführen, dass *Gaj. III.* §. 201 (S. 153 steht fälschlich §. 231) sagt: *sine furto possidere et usucapere potest* (*is*) *qui* — *fiduciam, quam* — *mancipaverit, detinet.* Dieser Zusatz „*sine furto — potest*“ wäre, wenn die *Engelbachische* Meinung richtig wäre, so überflüssig und zwecklos, als nur möglich. Wenn die *usu receptio* nichts weiter gewesen wäre, als eine ergänzende *usucapio* bey der *remancipatio etc.*, so könnte man mit eben dem Rechte von einem sogen. bonitarischen Eigenthümer sagen: *potest rem sine furto possidere et usucapere.* Auch wäre dann die Beschränkung bey *Gaj. II.* §. 59 für den Fall, dass der Schuldner, ohne gezahlt zu haben, *usu* recipiren sollte, ganz sinnlos, und müsste auf jeden Fall anders gestellt seyn, indem dann der supponirte Fall des Gajus, dass der *debitor* die Sache vom *creditor* nur gemiethet oder *precario* empfangen haben müsse, bey Weitem nicht vollständig oder nur einigermassen hinreichend angegeben wäre. Hr. *R.* erklärt sich die *usu receptio* als einen Verlust durch *non usus*, indem hier das durch die *mancipatio* oder *in jure cessio* erworbene Recht — das *nexum* — aufgelöst werden sollte, aus welchem Grunde auch bey *rebus soli* (als zu den *ceterae res* gehörig, *Gaj. II.* §. 54) die *usu receptio* nur *annua* gewesen sey. Der Umstand, dass bey der *usu receptio* keine *bona fides* nothwendig gewesen, soll darin seinen Grund haben, weil man durch dieselbe nur das zurück erhielt, was man früher schon hatte (S. 156). Eine Ansicht, die freylich noch manchem Zweifel Raum giebt. Da bey dem Mangel an Quellen über diesen Gegenstand das Meiste immer nur auf Hypothesen beruhen kann, und jeder derselben sich wieder eine neue gegenüber stellen lässt, so mag es hier genügen, die Ansicht des Vfs. über diesen Gegenstand wenigstens kurz angedeutet zu haben.

Der siebente, achte und neunte Abschnitt umfassen die Lehre von dem Anfange, Laufe und Ende der Usucapionsfrist, der *accessio temporis* und der *usurpatio*, ohne etwas Neues darüber auszusprechen.

Eben so enthalten die drey Abschnitte, die von der *longi temporis praescriptio* und der Klagenverjährung handeln, wenig Neues, das Bekannte aber klar, anschaulich und kurz dargestellt, bisweilen freylich etwas dürftig, und zu häufig sind gewisse zweifelhafte Sätze dadurch abgefertigt, dass der Vf., ohne Gründe seiner Meinung anzugeben, nur seine subjective Ueberzeugung ausspricht, dass sich die Sache so oder so verhalten habe, z. B. S. 198. §. 90. S. 199. §. 90. S. 243. Z. 12 von oben, S. 267. Z. 11 von unten, S. 272. Z. 5 von unten, S. 274 in der Mitte u. s. w. Einiges ist natürlich auch in diesen Abschnitten neu; so die Ansicht, dass die *annalis exceptio Italici contractus* nichts Anderes sey, als die frühere *usu receptio*, ohne dass freylich für diese Meinung ein anderer Grund angegeben wird, als die feste Ueberzeugung des Vf. (S. 226). Die S. 236 ausgesprochene Ansicht, dass mit dem *edictum perpetuum* (wahrscheinlich dem bekannten unter Hadrian) der Prätor die *potestatem edicendi* verloren habe, und dass von diesem Zeitpuncte an die prätorischen Klagen von selbst *actiones perpetuae* geworden seyen, beruht auf einer offenbar ganz irrigen Vorstellung (*Hugo* Lehrbuch der Geschichte des röm. Rechts. Berlin, 1832. S. 795 u. folg.). Die so viel bestrittene Frage, wie es möglich sey, dass die *actio hypothecaria*, obgleich nur eine Klage aus dem *accessorium* der Hauptfoderung, zehn Jahre länger dauere, als die Klage aus der Hauptfoderung selbst, wird als reine Willkührlichkeit Justinians von dem Vf. angegeben (S. 256), indem er dem Gläubiger, was er ihm mit einer Hand genommen, mit der anderen wiedergegeben habe. Dadurch wird gar nichts erklärt, am wenigsten aber, wie es überhaupt möglich ist, dass die accessorische Klage noch nach Untergang des Hauptrechtes fortdauere. In eben diesem zwölften Abschnitte beschäftigt sich der Vf. von S. 268—273 mit der Verjährung der *actio familiae herciscundae*; ohne uns auf eine nähere Beleuchtung der dort aufgestellten, meist bekannten Sätze einzulassen, müssen wir doch gegen die S. 271 gegebene Interpretation des *fr.* 13. *D. de except.* (XLIV, 1) auftreten. Wir müssen zu diesem Zwecke die kurze Stelle selbst anführen: *Si post litem de hereditate contestatam res singulae petantur, placet non obstare exceptionem, quod praejudicium hereditati non fiat: futuri enim judicii, non facti nomine hujusmodi exceptiones comparatae sunt.* Bey der Erklärung dieser Stelle nimmt Hr. *R.* das „*facti nomine*“ so, als ob Julian hier die Ansicht aufstellen wolle, dass diese Einrede nicht das *factum*, d. h. (nach Hn. *R.*) das Factische der Klage, sondern ein *futurum judicium* betreffe. Dass aber in dieser Stelle nicht dieses als Gegensatz herausgehoben werden solle, sondern der ganze Gegensatz in: *futurum* und *factum* (was hier wohl unstreitig so viel ist, als was in anderen Stellen durch *acceptum* bezeichnet wird) *judicium* liege, bedarf kaum eines Beweises. Man braucht nur den in der Stelle selbst angeführten Fall und den durch das „*post litem contestatam*“ hinlänglich bezeichneten Gegensatz gegen das *futurum judicium*, d. h. *si ante litem contestatam etc.*, ins Auge zu fassen, um den in dieser Beziehung ganz einfachen Sinn der Stelle herauszufinden.

Dass in den sämtlichen Abschnitten über die Klagenverjährung von der *Wirkung* derselben so viel als gar nichts erwähnt ist, obgleich diese Frage doch unbestreitbar mit in den Kreis der Untersuchungen unseres Vf. gehörte, ist uns unerklärlich.

Wir beschliessen hiemit die Beurtheilung dieses Werkes. Sollen wir jetzt die zu Anfange dieser Recension aufgeworfene Frage beantworten, so müssen wir zugeben, dass, so lange sich der Vf. auf historischem Boden befindet, manche neue und originelle Ansicht zu Tage gefördert ist, leider aber wenige nur

ausführlich entwickelt; dafs diejenigen Sätze aber, welche das neuere und neuefte Recht behandeln, mit anderen Schriften deffelben Inhalts verglichen, unmöglich Anfprüche auf Eigenthümlichkeit und Selbftftändigkeit machen können, wefshalb auch über diefen Theil der Schrift, wenn nicht Bekanntes wiederholt werden follte, wenig oder nichts von unferer Seite hinzuzufügen war. Von einer anderen Seite aber, von Seiten der leichten und natürlichen Anordnung und klaren Darftellung der Hauptfätze diefer Lehre, kann man diefe Schrift dem, welcher eigenes Urtheil hinzubringt, unbedenklich empfehlen.

Druck und Papier find gut, erfter leider nicht ganz correct.

G. Z.

HANNOVER, im Verlage d. Hahnfchen Hofbuchhandlung: 1) Dr. *Theodor Hagemann's*, kön. grofsbritannifch-hannöverifchen Directors und Chefs der Juftiz-Canzley zu Zelle u. f. w., *Praktifche Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrfamkeit*, hin und wieder mit Urtheilsfprüchen des Zellefchen Tribunals und der übrigen Juftizhöfe beftärkt. *Achter Band. Erfte Abtheilung.* Aus dem Nachlaffe des Verewigten herausgegeben von *Ernft Spangenberg*, Dr. beider R., kön. grofsbritannifch-hannöverifchem Oberappellations-Rathe u. f. w. 1829. 203 S. *Zweyte Abtheilung.* 1829. 282 S. 4. (4 Thlr.)

2) *Neunter Band.* Fortgefetzt von *E. Spangenberg.* Auch unter dem Titel: *Praktifche Erörterungen* u. f. w., von *E. Spangenberg. Erfter Band.* 1831. 578 S. 4. (4 Thlr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. September 1825. No. 171.]

Am 14 Mai 1827 ftarb *Hagemann*, unvergefslich als edler Menfch, Gefchäftsmann und Gelehrter. Sein Werk, von dem hier die Folge angezeigt wird, war mit feinem Tode verwaifet. In den letzten Jahren feines Lebens in fehr bedenklichen Gefundheitsumftänden, fehnte fich *Hagemann* nach Unterftützung bey der Fortfetzung eines Unternehmens, welches für die praktifche Rechtsgelehrfamkeit von dem umfaffendften Nutzen zu feyn durch die allgemeine Stimme anerkannt war, und feine Wahl fiel auf den als juriftifchen Schriftfteller rühmlich bekannten Oberappellations-Rath *Spangenberg*, eine Wahl, die gewifs nicht zweckmäfsiger ausfallen konnte. Ehe das Unternehmen *gemeinfchaftlich* fortgeführt zu werden vermochte, ftarb *Hagemann*, jedoch eine bedeutende Anzahl von Abhandlungen, welche für die „*praktifchen Erörterungen*" beftimmt waren, zurücklaffend.

Diefe Abhandlungen, XLI an der Zahl, nebft einem Anhange, enthaltend: I. *Statuta Stadenfia de* 1279 und II. *Receffus de* 16 Januar 1694, betreffend des Senats zu Dannenberg Gerichtsbarkeit *in civilibus*, giebt Hr. *Spangenberg* in der *erften Abtheilung des achten Bandes* heraus, indem er feine eigenen Beyträge (XX Erörterungen), welche er für das künftig gemeinfchaftliche Werk beftimmt hatte, in der *zweyten Abtheilung* diefes Bandes liefert. Dem Ganzen fetzte er eine Lebensbefchreibung des verewigten Herausgebers und ein vollftändiges Verzeichnifs feiner Schriften vor, und fchlofs es mit einer „*Syftematifchen Ueberficht fämtlicher in den bisherigen acht Bänden enthaltenen Erörterungen* und einem *Sachregifter*" zum achten Bande. So war denn *Hagemanns* Werk durch die Sorgfalt eines Freundes auf das Schönfte und Ehrenvollfte gefchloffen.

In dem *neunten Bande* der Fortfetzung, der auch als der *erfte Band* eines felbftftändigen Werkes des Hn. *Spangenberg* erfcheint, find LXIV Erörterungen enthalten, und im *Anhange* nachbenannte ungedruckte Rechtsquellen mitgetheilt: I. Ein altes Meyerrecht der Schillingsgüter bey dem Klofter St. Michaelis zu Lüneburg; II. das Echteding und Statut der Stadt Braunfchweig; eine höchft wichtige Rechtsquelle aus dem 14ten Jahrhundert, welche bisher nur handfchriftlich vorhanden war, und die fich an *Leibnitz* bekannte Mittheilungen in den *Scriptt. rer. brunsvic.* auf das Zweckmäfsigfte anreihet.

Was *Hagemanns* eigene Arbeiten in der erften Abtheil. des 8ten Bandes betrifft, fo mufs von der Mehrheit derfelben eben die praktifche Tendenz gerühmt werden, wodurch die früheren Bände der *Erörterungen* fich ein fo bedeutendes Publicum erworben haben. Bereicherung der Wiffenfchaft ift fchon fparfamer, und manche Erörterung enthält kaum etwas mehr als das allgemein Bekannte und Unbeftrittene. Wer hat z. B. je daran gezweifelt, dafs die philofophifchen, medicinifchen und hiftorifchen Sätze der Pandekten, welche diefe als Excerpte aus älteren griechifchen und römifchen Claffikern mittheilen, *keine eigentlichen Gefetze* find, wie in der XLI Erörterung ausgeführt wird? Ständen Bemerkungen der Art in dem Canon der Bibel, wer würde fie als Gefetze betrachten! — Doch bey einem Manne von *Hagemanns* literarifchem Verdienfte nimmt man es bey einer pofthumen Gabe fo genau nicht; folche vielmehr nicht ohne Rührung und Dankbarkeit empfangend. — Durch Hn. *Sp's.* Leiftungen verbreitet fich neues Leben in dem nützlichen Unternehmen. Sowohl in theoretifcher als praktifcher Hinficht ift bey Weitem die Mehrzahl der von ihm gelieferten Abhandlungen ausgezeichnet zu nennen. Rec. braucht in diefer Beziehung nur auf folgende drey aufmerkfam zu machen: (VIII. *b.* 1) Ueber das Separationsrecht *ex jure crediti* bey Concurfen; insbefondere über die Frage: ob demjenigen, welchem der zu den Gütern des Gemeinfchuldners gehörige Vermögenstheil rechtmäfsig verpfändet war, bevor er von dem Gemeinfchuldner *titulo fingulari* erworben ift, ein folches Separationsrecht zuftehe? (VIII. *b.* 2) Ueber den Beweis der Negatorien-Klage, wenn dem Kläger das Eigenthum abgeleugnet ift. (VIII. *b.* 7) Das Anaftafifche Gefetz findet auf folche Schuldfcheine keine Anwendung, welche (*au porteur*) auf jeden Inhaber lauten.

Ein ganz vorzügliches Werk beginnt aber mit dem *erften Bande* der Hn. *Spangenberg* eign-

thümlichen Sammlung, in welcher die einzelnen Abhandlungen, ihrem Gehalte nach, unter folgende Rubriken geschieden sind: A. Zum Staats- und Verfassungs-Rechte (8 Erörterungen). B. Zum römischen Privatrechte (9—21). C. Zum deutschen Privatrechte (22—39). D. Zum Kirchenrechte (40—45). E. Zum Criminal- und Polizey-Rechte (46—52). F. Zum Civil-Processe (53—64).

Von der äusserften Wichtigkeit ist die Darstellung des im Herzogthume Sachsen geltenden Meyerrechts, welcher zwar eine handschriftliche Ausarbeitung des Sachsen-Lauenburgischen Landsyndicus *Walter* zum Grunde liegt, die jedoch dem Herausgeber durch Anordnung und Zusätze Vieles verdankt.

Rec. bedauert, dass bey der Menge der gelieferten Abhandlungen es unthunlich ist, ins Einzelne zu gehen; *das* darf er jedoch versichern, dass *Hagemanns* Institut hier auf eine höchst würdige, ja in mancher Hinsicht vervollkommnete Weise fortgesetzt erscheint, wie denn allerdings dem als Gerichtshof mit Recht so berühmten Oberappellations-Gerichte zu Zelle Glück zu wünschen ist, dass es in dem Hn. Dr. *Spangenberg* ein Mitglied besitzt, der in *Pufendorf's*, *Bülow's* und *Hagemann's* Fusstapfen tretend, dafür Sorge trägt, dass die Leistungen desselben auch dem auswärtigen Publicum nicht verborgen bleiben.

F. K. v. St.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Berlin, b. Rücker: *Manuale contenente pezzi scielti da' migliori Prosatori Italiani antichi e moderni*, con brevi notizie intorno alla vita ed alle opere di ciascheduno, compilato, per uso degli Studiosi ed Amatori della Letteratura Italiana, da *Fabio Fabbrucci*, Toscano, Regio Professore di Lingua e Letteratura Italiana, publico Lettore nella R. Università di Berlino etc.

Auch unter dem Titel: *Handbuch der italiänischen prosaischen Literatur*, von *Fabio Fabbrucci*, aus Toscana, königl. Professor der italiänischen Sprache und Literatur, Lector an der Universität zu Berlin u. s. w. 1831. 465 S. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

Dieses Handbuch der italiänischen Sprache enthält eine mit Einsicht getroffene Auswahl des Besten, was die italiänische Literatur aus der älteren und neueren Zeit uns darbietet, und kann neben *Idelers* vortrefflichem Handbuche, und *Drexels* im Jahre 1808 herausgegebener Anthologie aus Italiens classischen Schriftstellern, zur Uebung für Liebhaber der italiänischen Sprache, bestehen. Nach der Meinung des Herausgebers soll dieses Buch hauptsächlich zum Unterrichte der Jugend dienen; er hat bey seiner getroffenen Auswahl immer das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, und dagegen alles zu vermeiden gesucht, wodurch die guten Sitten verletzt werden können. Wer die Regeln der italiänischen Grammatik gut studirt hat, kann die hier befindlichen Lesestücke, so wie sie auf einander folgen, ohne eine Auswahl zu machen, lesen; denn der Herausgeber hat sie so geordnet, dass er vom Leichten zum Schwereren übergeht, dass also der Leser der Eigenheiten, welche sie charakterisiren, sich leicht bemächtigen kann, und sich in den Stand gesetzt sieht, die Schönheiten, welche ihnen ganz besonders eigen sind, zu fühlen. Den Lesestücken geht eine Lebensbeschreibung ihrer Verfasser vorher, welche bald weitläuftig, bald kurz und in ihrer Sprache abgefasst sind. Das Vocabularium ist hier weggelassen. Hr. *F.* hat nicht allein über das Leben der Schriftsteller, sondern auch über ihre Werke kurze Erläuterungen unter dem Texte gegeben. Die Briefe von *Castiglione* haben für die Jugend viel Interesse; besonders anziehend ist der Brief, welcher an den Cardinal von Bibiena gerichtet ist, und eine genaue Beschreibung der Kaiserkrönung enthält. Eben so lesenswerth ist *Guicciardine* Geschichte von Italien und der Schweiz (S. 358 u. f.). Damit man auch mit Kunstausdrücken bekannt werde, findet man S. 393 eine Erzählung unter der Aufschrift: *Alessandro di S. Lamberto, con nuovo artificio fa cavare un dente a un suo amico dal ciarpa, fabbro in Pian di Mugnone, Novella CLXVI. Giovanni Villani* (S. 405 u. f.) Beschreibung einer sehr grossen Wasserfluth, welche sich fast in ganz Toscana ergossen hatte, wird nicht ohne Rührung gelesen. Diese Wasserfluth hat Anlass zu der Streitfrage gegeben: ob dieselbe nach dem Willen Gottes oder nach dem Laufe der Natur gekommen sey. Die Darstellung dieses Streitpuncts ist in dem 2 Capitel des 11 Buchs der *Istorie Fiorentine* enthalten. Die (S. 154) *Storia di due amanti infelici* konnte durch eine andere *Novella* ersetzt werden. *Boccaccio's* Novellen, in welchen noch manche veraltete Wortformen, nicht selten zu lange Perioden und bisweilen auch anstössige Bilder vorkommen, passen eigentlich für die studirende Jugend weniger, als die *Novelle morali di Francesco Soave.*

Uebrigens ist dieses Handbuch mit seltener Correctheit und einfacher Eleganz gedruckt. Nur sind folgende Druckfehler zu berichtigen: S. 85. Z. 8 von oben steht *Illiade* für *Iliade;* auf derselben Seite Z. 20 von oben *jer* für *per;* S. 92 letzte Zeile von unten *maneggi* für *maneggj;* S. 197. Z. 9 von unten *supplizi* für *supplicj;* S. 200. Z. 11 von oben *esempi* für *esempj;* S. 247. Z. 16 von oben *lasciaili* für *lascia gli.*

C. a. N.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.
OCTOBER 1832.

MEDICIN.

Wien, b. Wallishausser: *Handbuch der theoretischen und praktischen Augenheilkunde.* Von *Anton Rosas*, der Medicin und Chirurgie Dr., und öffentl. Professor der Augenheilkunde an der k. k. Universität zu Wien. 1830. *I Band.* Mit einer Kupfertafel XVI u. 404 S. *II Band.* X u. 758 S. *III Band.* Mit einer Kupfertafel. X u. 416 S. 8. (8 Thlr. 12 gr.)

Nach Durchlesung dieses sehr voluminösen Werkes konnte Rec. den Zweifel nicht unterdrücken, ob durch die Herausgabe desselben der Augenheilkunde wirklich ein wesentlicher Nutzen erwachsen sey. Er will hiemit keinesweges die praktische Bildung des sehr verdienstvollen Vfs., den ungemeinen Fleiss, den derselbe auf diess Handbuch wendete, seine sorgfältige Beobachtung und ähnliche Vorzüge verkennen. Vor 15 oder 20 Jahren würde Rec. ein solches Buch mit grösster Freude aufgenommen haben; die jetzige Zeit fodert aber etwas Anderes. Was jetzt Noth thut, ist eine *wissenschaftliche* Begründung und Durchführung der Ophthalmologie. Diese vermisst man hier schmerzlich. Beobachtungen, Erfahrungen besitzen wir in Ueberfluss, aber sie sind noch in den Händen der sogenannten empirischen Praxis; die Wissenschaft hat sich ihrer noch nicht bemächtigt. Und in dieser Beziehung steht die Ophthalmologie fast noch auf derselben Stufe, auf der sie *J. A. Schmitt* und *Himly* fanden, als sie ihre ophthalmologische Bibliothek begannen, und durch dieselbe jene höhere Vollendung beabsichtigten. Die von diesen geistreichen Männern angegebene Richtung wurde nicht weiter verfolgt. Ohne Zweifel förderte es die individuelle Entwickelung der Augenheilkunde, indem man sie gleichsam von dem Gebiete der Medicin absonderte, und einer eigenen Pflege unterwarf. Aber dieser Pflege müssen Grenzen gesetzt werden. Diess will man noch nicht überall einsehen. Daher finden wir, dass alle unsere ophthalmologischen Handbücher einen mehr oder weniger hohen Grad von Einseitigkeit an sich tragen. In ihnen sehen wir die Krankheiten des Auges gleichsam aus dem Organismus hinaus geschoben, und suchen oft vergebens nach den Verbindungsfäden. So geschieht es denn — und Rec. kann Beyspiel davon anführen, — dass mancher Art oder Wundarzt, diesen Handbüchern folgend, eine sogenannte katarrhalische, erysipelatöse Entzündung des Auges recht gut zu heilen im Stande war, aber einen Katarrh, ein Rothlauf in anderen Organen nach ganz anderen Grundsätzen, mit ganz anderen Mitteln, zu behandeln versuchte. Umgekehrt und bey Weitem häufiger, ja täglich begegnet man Aerzten, die Entzündungen, Verhärtungen, Hypertrophien u. s. w. in allen Organen, nur nicht im Auge zu heilen wissen. Es ist an der Zeit, die Krankheiten des Auges wieder in den allgemeinen nosologischen Verband zurückzuführen, und sie ganz nach denselben Grundsätzen zu ordnen und zu behandeln, wie dieselben Krankheiten in anderen Organen. Wie man den Unterschied zwischen Arzt und Wundarzt aufgehoben hat, so möge man den Unterschied zwischen Arzt und Augenarzt verbannen. Nur Einseitigkeit kann die Folge seyn! Warum steht es noch so traurig mit der Lehre des sogenannten schwarzen Staars? Doch wohl nur, weil man sich bey vielen Worten im Grunde gar Nichts oder nur höchst Nebelhaftes dachte. Wer bringt hier Licht? — Unser Vf. keinesweges, und gerade dieser Umstand veranlasste zum Theil des Rec. obiges Urtheil. Hören wir, was Hr. *Rosas* über sein Werk selbst sagt. „Er habe," — erklärt er in der Vorrede — „bey Bearbeitung dieser Schrift nicht allein *Beer's* — dessen Werk er *classisch* (?!) nennt — und anderer berühmter Augenärzte Erfahrungen älterer und neuerer Zeit zu Rathe gezogen, sondern auch seine eigenen, durch beynahe vierzehn Jahre gemachten Beobachtungen benutzt, und überhaupt nur das Erprobte als wahr aufgestellt, das noch Unerwiesene in Zweifel gelassen. Man werde einsehen, dass er weder Zeit noch Mühe gespart habe, um etwas Brauchbares zu liefern, und dass ihm mehr daran gelegen sey, eigene und fremde Erfahrungen zu sammeln und zu ordnen, als Luftgebäude von Hypothesen aufzuführen; mehr daran gelegen sey, Wahrheiten zu ergründen, als Neues und Unhaltbares an den Tag zu fördern." — Nehmen wir diesen Massstab zur Würdigung des Werkes an, so müssen wir dem Vf. zugestehen, dass er seine Aufgabe in den meisten Puncten befriedigend gelöst habe. Aber ist diess der richtige Massstab? Jedes Werk hat seine eigentliche Bedeutung nur eben in der Zeit, in der es erscheint, und hienach muss es beurtheilt werden. Wie es Schriften giebt, die ihrer Zeit voraneilen, so giebt es andere, die hinter derselben bleiben — und dadurch von ihrem Werthe verlieren.

Der Plan des Werkes ist zu weitläufig angelegt und nicht zweckmässig geordnet. Der erste Band beginnt mit einer geschichtlichen Einleitung, bey deren Abfassung es keinesweges die Absicht des Vfs. war, eine ausführliche Geschichte der Ophthalmiatrik zu

liefern, sondern bloss, dem angehenden Augenarzte mehrere der berühmten Männer verschiedener Zeiten und Länder namhaft zu machen, durch deren thätige Verwendung die Augenheilkunde zu jener Stufe von Vollkommenheit gelangt ist, auf welcher sie heut zu Tage wirklich steht. Der Einleitung folgt eine kurze Darstellung der verschiedenen Beziehungen des Auges zum übrigen Organismus; dann eine anatomisch-physiologische Untersuchung des Auges, mit steter Rücksicht auf dessen krankhaften Zustand; endlich die Augenpflege, nebst einem Anhange von den Augengläsern. Der zweyte Band ist ganz der Pathologie und Therapie der Augenkrankheiten, mit alleinigem Ausschlusse der Operationslehre, gewidmet. Nach Vorausschickung allgemeiner pathologisch-therapeutischer Ansichten werden hier die Augenkrankheiten in systematischer Ordnung abgehandelt. Der dritte und letzte Band umfasst die Lehre von den Augenoperationen. Jeder einzelnen Abhandlung ist die nöthige Literatur beygefügt.

Im Allgemeinen müssen wir bemerken, dass der *erste* Band ganz füglich ungeschrieben hätte bleiben können. Denn die *geschichtliche Einleitung* S. 1—23 ist sehr unbefriedigend; ausserdem will der Vf. selbst eine ausführliche Geschichte der Ophthalmiatrik später schreiben. Die *anatomisch-physiologischen Untersuchungen über das Auge* geben uns gar nichts Neues, entscheiden eben so wenig manche noch zweifelhafte Frage, und finden sich in jedem Handbuch der Anatomie und Physiologie. Was die *Augenpflege* betrifft, so giebt es bereits unzählige Schriften über dieselbe, und von dem *dritten* Bande, der die Augenoperationen enthält, gilt mit einigen, aber guten Ausnahmen, fast dasselbe, und zudem hat *Jüngken* erst ein sehr bogenreiches Buch darüber geschrieben. Wozu also noch ein zweytes? Wem entschwindet nicht aller Muth zum Studium, wenn er *Rosas* und *Jüngken's* Augenoperationslehren neben einander erblickt — und dazu noch die Operationslehren von Schreger, Zang, Sabatier, Dupuytren, Averill, Stark, Hager, Blasius, Grefsheim u. a.?

Der *anatomische* Theil im ersten Band ist sehr ausführlich und fleissig bearbeitet, und wir müssen dem Vf. hierin alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ueber die Beziehung des Auges zum übrigen Organismus, besonders über die Bedeutung mehrerer Nerven desselben, hätten wir jedoch die bestimmtere Benutzung von *Tiedemann's* u. a. Ansichten gewünscht. Auch ist hinzuzufügen, dass jetzt Nerven in der Hornhaut entdeckt wurden; dem Vf. zufolge spricht schon die bisweilen grosse Empfindlichkeit dieser Haut im krankhaften Zustande deutlich für das Daseyn von Nerven, wenigstens in ihrer äusseren Platte. Die *Entwickelungsweise des Auges im ungeborenen Menschen* ist sehr ungenügend; eigene Beobachtungen und Untersuchungen scheint der Vf. nicht zu haben. In *Burdach's* Physiologie findet man Befriedigenderes; *von Ammon* hat allen möglichen Aufschluss über diesen Gegenstand versprochen. Kurz sind die *Bildungsfehler* der Augen angegeben. Besonders hätte das in neuester Zeit viel besprochene *Coloboma iridis* eine ausführlichere Erwähnung verdient. Der Vf. sah diesen Bildungsfehler an beiden Augen einer funfzigjährigen Bauerfrau; die Pupille war rein, das Sehen ungetrübt. Zwey von den fünf Kindern derselben hatten dasselbe Uebel; das eine an beiden, das andere bloss am rechten Auge. So ausführlich der anatomische Theil ist, so gedrängt ist der *physiologische*. Wir vermissen hier besonders das Eingehen in die neuen, so höchst geistreichen Untersuchungen über das Sehen von *J. Müller*, *Purkinje*, *Plagge*, *Tourtual* u. a. m., deren Schriften zwar angeführt, aber nicht benutzt worden sind. Erklärt der Vf. diese vielleicht auch für Luftgebäude von Hypothesen? Man staunt billig, in einem so bändereichen Werke über das physiologische und pathologische Leben der Augen kaum ein Wort von dem zu lesen, was den Stolz jedes Ophthalmologen ausmachen sollte.

Der *zweyte* Band — *Pathologie und Therapie der Augenkrankheiten* — beginnt mit allgemeinen Begriffen. Die Kritik könnte hier manche Blösse rügen. Der Vf. theilt die Augenkrankheiten ein 1) in dynamische — als Störungen der Lebensthätigkeit; 2) in organische — als Veränderungen des normalen Baues. Die dynamischen theilt er wieder a) in die mit abnorm erhöhter und b) in die mit krankhaft verminderter Lebensthätigkeit des Sehorgans ein. Zu ersten gehört die Augenentzündung. Es ist kaum begreiflich, wie man heut zu Tag mit solchen Eintheilungen hervortreten kann. Findet denn bey der Ophthalmie — einer dynamischen Krankheit — keine Veränderung des normalen Baues — der Form und Mischung — Statt? Man betrachte doch nur eine gesunde, und eine im zweyten oder dritten Grad entzündete Lunge, und spreche nun von dynamischer Krankheit! Die Erscheinungen der Entzündung werden hierauf im Allgemeinen besprochen. Der Vf. nimmt nur phlegmonöse oder Gefäss-Entzündungen; nervöse oder erethische; lymphatische, kachektische oder torpide Ophthalmien an. Ob Erfahrung oder Theorie stärker gegen diese Eintheilung spreche, lassen wir dahin gestellt; wir erkennen darin nur sehr willkührliche Hypothesen. Des, die Ophthalmien begleitenden Fiebers wird kaum Erwähnung gethan, obwohl dieses wieder ein Punct von höchster Wichtigkeit, besonders für die Behandlung ist. Dann die alte, unlogische und verderbliche Abtheilung der Augenentzündungen in idiopathische und sympathische. — Die verminderte Lebensthätigkeit des Auges erscheint bald als Neurose — erethische oder torpide — bald als Kachexie. Aber was denkt man sich denn unter Neurose? Schwäche also? Folglich, wo das Nervensystem leidet, ist Schwäche? Auch die Kachexien zerfallen in solche mit Vermehrung und solche mit Verminderung organischer Masse. Diess das System des Vfs., das er, nach seinem eigenen Geständniss, für vollkommen auszugeben, weit entfernt ist. Ist diess ein System? Gehört diess System ihm selbst an? Nach dem System kommt die Eintheilung der Augenkrankheiten und hier ist die anatomische Folgenreihe angenommen

nach der fünf Classen entstehen: 1) Krankheiten der Augenlider, 2) der Bindehaut, 3) des Thränenorgans; 4) der hinter dem Bulbus gelegenen Weichgebilde, wie auch der knöchernen Orbita selbst; 5) die des Augapfels. — Was die therapeutischen Grundsätze betrifft, so hat sich der Vf. nicht ausführlich darüber ausgesprochen. Seinen im Allgemeinen angegebenen Mitteln scheint reiche Empirie zu Grunde zu liegen. Es giebt bessere Therapeuten in Bezug auf die Augenkrankheiten. Dazu kommt, dass der oberste Grundsatz, den er in therapeutischer Hinsicht ausspricht, einseitig ist: „Die Heilung jeder Augenkrankheit sey ein Werk der Natur, und die Kunst habe in diesem Bezuge ihre Aufgabe gelöst, wenn sie die Hindernisse des Heilungsprocesses aus dem Wege geräumt, demnach die Ursachen beseitigt, und die Natur in Bekämpfung der krankhaften Veränderungen des Auges zweckmäsig unterstützt habe." Wird die Natur auch unterstützt, wenn man die verdunkelte Linse entfernt, oder, wenn man zur Heilung des Augentrippers den Tripper auf der Schleimhaut der Harnröhre inoculirt? Hier ist doch wohl der Arzt Meister der Natur, wie er andere Male, und allerdings in den meisten Fällen, Diener derselben ist. — Wie unlogisch nnd unpathologisch der Begriff von idiopathischer und sympathischer Entzündung ist, zeigt sich recht deutlich bey den Entzündungen der Augenlider, wo der Furunkel und die Rose unter die idiopathischen Entzündungen gezählt werden, welches sie doch beide nicht sind.

Die Schilderung der Symptome der einzelnen Augenkrankheiten ist, wie man sie von *Rosas*, einem Schüler *Beer's*, erwarten muss. Auch in der Therapie ist alles geleistet, was die Empirie nur zu leisten vermag. Nicht ganz so zufrieden sind wir mit der Diagnose, wo noch Manches bestimmter hätte hervorgehoben werden können.

Bey den Krankheiten der *Bindehaut* haben wir vorzüglich wieder die Stellung der einzelnen Entzündungen unter sich zu tadeln, wodurch manche Sonderbarkeiten entstehen. So steht die rheumatische Bindehautentzündung unter den idiopathischen, die gichtische, skarlatinöse unter den sympathischen Entzündungen. Solche Zusammenstellungen von einem so berühmten Lehrer können den Unerfahrenen ganz irre leiten. Wir waren seither der Meinung, und haben es in der Natur bestätiget gefunden, dass jede Dyskrasie ihren eigenen Grund und Boden habe, auf dem sie wurzelt. So haben wir noch nie eine gichtische, eine rheumatische Entzündung der Schleimhaut-Bindehaut gesehen. Nicht jede Entzündung im Auge, die nach Erkältung entsteht, ist eine rheumatische oder katarrhalische. Der Katarrh, der Rheumatismus des Auges sind bedeutend von der Entzündung verschieden, die aus diesem vorhandenen Katarrh und Rheumatismus sich entwickelt, und wesentlich verschieden von einer reinen, idiopathischen Entzündung. Diese drey verschiedenen Formen fodern eine ganz verschiedene Behandlung. Noch schwankender wird das System unseres Vfs., wenn er die Augenentzündung der Neugeborenen, die ägyptische und die epidemisch-contagiöse Augenentzündung mehrerer europäischer Kriegsheere neuerer Zeiten in einem Anhange behandelt. Die Ophthalmie der Neugeborenen ist aber entweder eine reine, oder eine katarrhalische, oder eine durch weissen Fluss und Tripper entstandene Entzündung, und hienach wird die Behandlung derselben sehr einfach; denn sie entspricht der Natur. Ueber die ägyptische, epidemisch-contagiöse Augenentzündung scheint nur eine getreue Naturbeobachtung Licht zu verbreiten, wo man sich seither nur im Dunkel der Schule und Systeme herumtrieb. Rec. verweist in dieser Beziehung auf *Sentrup's* Schrift über die Augenkrankheiten in den verschiedenen Jahreszeiten.

Rec. übergeht die Krankheiten des *Thränenorgans*, deren Erklärung, bey vielem Guten, zu mancher Ausstellung Veranlassung giebt, und wendet sich zu den Krankheiten der im Hintergrunde der Orbita befindlichen Gebilde und zu den Krankheiten des *Augapfels*. Hier kommen die Entzündungen der einzelnen Augenmembranen u. dgl. zur Sprache, die Rec. mit besonderer Aufmerksamkeit las. Damit Jeder selbst beurtheilen könne, wie der Vf. diesen Gegenstand überhaupt behandelt, möge hier wörtlich das stehen, was er über die Markhautentzündung — *Arachnoiditis* — *Retinitis* nach Anderen, sagt: §. 778. „Sie kommt meistens nur bey sensiblen, erethischen, zu Krämpfen geneigten, mit Störungen normaler oder habitueller Blutflüsse behafteten Subjecten, in Folge grellen Lichtes, groser Anstrengung der Augen, oder mechanischer Beleidigungen der Retina, zu Stande." §. 779: „Die Symptome der Retinitis sind folgende: Nachdem Phänomene erhöhter Sensibilität des Auges vorausgegangen, oft jedoch ohne dass solche bemerkt worden wären, stellt sich ein Gefühl von Vollheit und Spannung, hierauf flüchtige Stiche, dann aber ein anhaltender, sehr schmerzhafter Druck in der Tiefe des Auges ein. Diesem Phänomene gesellt sich eine bedeutende Lichtscheu bey, welcher bald ängstigende Lichterscheinungen folgen, die besonders Morgens und in der Abenddämmerung belästigen, den Tag hindurch aber durch das Phänomen des Mückensehens ersetzt werden. Während nunmehr die erstgedachten Symptome allmählich oder rasch an In- und Extension gewinnen, namentlich der dumpfe Schmerz über die ganze Orbitalgegend und die entsprechende Kopfhälfte sich verbreitet, nimmt das Sehevermögen zusehends ab, das Mückensehen geht in ein Netz-, bisweilen in ein Farben-Sehen, zuletzt aber in eine mehr oder weniger vollkommene amaurotische Blindheit über. An den übrigen Theilen des Auges sind hiebey nur wenige krankhafte Veränderungen bemerkbar. Die Pupille ist verengert und schwach beweglich, das Weisse des Auges nur wenig geröthet, die Thränenabsonderung kaum vermehrt." §. 780: „Die Markhautentzündung hat den Verlauf der *Iritis chronica*, und ist kaum je auf die ganze Retina verbreitet, sondern, laut pathologischem Funde, in der Regel auf den Umfang des gelben Flecks beschränkt. Nur selten geht sie in vollkommene Genesung über, meistens läst sie, selbst zeitlich und zweckmäsig behandelt,

eine längere Zeit oder für immer andauernde Gesichtsschwäche zurück, und führt in schlimmeren Fällen sogar eine amaurotische Blindheit herbey, welche dann gewöhnlich auf Lymphexsudaten, variköser Verbildung, oder selbst Verknöcherung der Retina und Verwachsung derselben mit den Nebengebilden beruht. Auch kann eine unzweckmäsig behandelte Markhautentzündung leicht in eine allgemeine Augapfelentzündung übergehen." §. 781: „Die Cur fodert streng antiphlogistische Mittel, daher nach Umständen allgemeine und örtliche Blutentleerungen, kühlende Abführmittel, das Calomel, erst nur allein, dann aber mit Hyosciamus oder Belladonna verbunden, Fussbäder; ausserdem aber noch Anfangs, und wenn keine rheumatische Complication mit im Spiele ist, kalte Ueberschläge, sonst aber nur leichte Compressen, später das *unguentum cinereum* an die Augengegend, endlich andauernde Hautreize; und in jedem Falle eine entsprechende diätetische Pflege."

Diess ist Alles, was in einem so ausführlichen Handbuche der Augenheilkunde über die Markhautentzündung gesagt wird! Es dürfte aber dennoch genügen, wenn es der Natur getreu dargestellt wäre. Was bis jetzt über die Markhautentzündung geschrieben wurde, scheint grösstentheils — gedacht, nicht gesehen worden zu seyn. Von dem Vf. durfte man mit Recht Aufschluss erwarten. Er hat ihn nicht gegeben, und so bleibt die alte Finsterniss, die vielleicht auf die von *S. W. Sachs* in seinem Handbuch des natürlichen Systems der praktischen Medicin angegebene Weise verscheucht werden kann. Geht man von der Retinitis gleich zu den Nervenleiden der Markhaut, oder zu dem *schwarzen Staar* über, so fällt dieser Fehler noch mehr in die Augen. Der Vf. versteht unter schwarzem Staar jede Störung, oder gänzliche Aufhebung des Sehvermögens, welche auf einer Schwäche oder Lähmung der Retina beruht. Dieser Bestimmung gemäss ist die Amaurose sowohl von jener Hemmung des Sehens, welche als Symptom der Retinitis auftritt, als auch von der, welche durch krankhafte Zustände anderer Gebilde des Auges, ohne Mitleiden der Markhaut, gesetzt wird, wohl zu unterscheiden. Betrachten wir aber die Symptome, die er als charakteristisch für den schwarzen Staar aufstellt, sowie die Ursachen, durch welche dieser hervorgerufen wird, so finden wir gar manche, die gewiss nicht für Schwäche oder Lähmung, wohl aber für Aufreizung sprechen. Wie die Aufzählung der sogenannten amaurotischen Gesichtsfehler hieher kommt, lässt sich auf dem rationellen Wege nicht wohl erklären. Ob und in welcher Beziehung diese Gesichtsfehler zu der Amaurose stehen, ist kaum angedeutet. Ausser der idiopathischen Amaurose stellt der Vf. noch eine sympathische auf, und nennt hier folgende: 1) Amaurose durch krankhafte Veränderungen anderer Gebilde des Sehsystemes und dessen nächsten Umgebungen. 2) Jene durch einen krankhaften Zustand der Organe der Schädelhöhle; 3) die von Abnormitäten der Unterleibseingeweide; 4) der schwarze Staar von Leiden der Geschlechtstheile; 5) der von Krankheiten des Hautorganes; 6) der von allgemeinen Leiden des Nervensystemes, oder 7) des Gefässsystemes, oder endlich 8) der gehemmten Reproduction. In der Behandlung dieser verschiedenen Amaurosen finden wir sehr viel Empirie, die höchstens fürs Haus ausreicht. Wir wollen aber nicht länger bey diesem Artikel, noch weniger bey einzelnen Arten des sympathischen schwarzen Staars verweilen. Genug! wir haben hier den schwächsten Punct dieses ganzen Werkes berührt. Möge der Vf., dem eine so reiche Gelegenheit geboten ist, einmal alle Schul-Weisheit und Unweisheit bey Seite legen, und sich einer treuen Beobachtung der Natur hingeben! Wir sind überzeugt, dass er uns bald etwas Besseres über die Amaurose zu sagen wissen wird.

In den beiden folgenden Abschnitten C. *Kachexien* und D. *organische Fehler des Augapfels* bietet sich dem physiologischen Ophthalmologen wieder mancher Stoff zum Tadel. Von den kachektischen Leiden des Augapfels sagt der Vf., sie kämen zwar in der Regel als Folgen von Entzündungen, Neurosen und selbst (!) von Organisationsfehlern des Auges, bisweilen jedoch auch als primäre Augenübel zum Vorschein, und liessen sich füglich unter zwey Abtheilungen bringen, deren erste die Augenkachexien mit Vermehrung, die zweyte jene mit Verminderung des Umfanges vom Augapfel in sich begreife. Erste würden insbesondere Geschwülste — *Tumores* — letzte, mit Verminderung des Umfanges, Schwindsuchten — *Marcores* — des Augapfels genannt. Dagegen zählt er zu den organischen Fehlern des Augapfels 1) Verwachsungen, 2) Wunden, 3) Trübungen, 4) Geschwülste des ganzen Bulbus oder nur einzelner Theile desselben, und hieher gehören nun unter anderen der Regenbogenhautvorfall, das Hornhautstaphylom, die Erschlaffung und der Bruch der Sklerotika. Eine solche Pathogenie müssen wir der logischen Beurtheilung unserer Leser anheimstellen. Bemerken wollen wir nur noch, dass der Vf. einzelne Symptome, z. B. die blutige Trübung der Hornhaut u. dgl. m., als eigene, selbstständige Krankheiten aufführt, dass er die auf einander folgenden Stadien einzelner Krankheiten aus einander riss, und das eine Stadium in diese, das andere in jene Classe von Krankheiten stellte. Doch wollen wir bey diesen Ausstellungen so manches Gute, das sich hier findet, keinesweges verkennen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1832.

MEDICIN.

Wien, b. Wallishausser: *Handbuch der theoretischen und praktischen Augenheilkunde.* Von *Anton Rosas* u. s. w. I bis III Band u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der *dritte* Band beschäftigt sich mit der Lehre von den *Augenoperationen*. Diese haben uns am meisten angesprochen. Wenn man auch nichts Neues von besonderer Wichtigkeit findet, so ist doch das bereits Vorhandene mit vielem Fleisse, vieler Umsicht zusammengestellt, die verschiedenen Operationsmethoden kritisch einander gegenüber gesetzt, und so besonders dem angehenden Augenarzt ein sicherer Fingerzeig gegeben. Nur möchten wir tadeln, dass der Vf. bey dem Umfange auch dieses Bandes das Geschichtliche der Operationen nicht genau berücksichtigte. Es hätte nämlich eine Geschichte der Augenoperationen gleichzeitig mit der Operationslehre selbst verbunden werden können und sollen, da diese ohnehin nicht ohne Anführung vieler geschichtlicher Bemerkungen gegeben werden kann.

Den Anfang machen die Operationen an den Augenlidern, einfach und klar, nur fast zu kurz. Besonders gilt diess von dem, was von der Bildung neuer Augenlider gesagt wird. Der Vf. führt nur *Gräfe's* und *Dzondi's* Fälle an, und schliesst dann: „dass die Bildung neuer Augenlider ein sehr schwieriges Unternehmen sey, und bey alledem doch nur einen höchst (?) unvollkommenen Ersatz für das Verlorene leiste, auch wegen der leicht eintretenden Gangränescenz des Lappens oft (?) misslinge, dürfte wohl kaum zu bezweifeln seyn." Hat auch der Vf. diese Ansicht, so musste er doch das Verfahren hiebey genauer aus einander setzen. Dann folgen die Operationen an der Bindehaut. Das Bekannte. Nur die Operation des Flügelfells übt der Vf. auf folgende Weise: Nach Lagerung des Kranken ergreift er mit der linken Hand die gewöhnliche *Beer'sche* Lilienpincette, und fasst mit ihr das durch die Wendung des Auges nach dem inneren Augenwinkel erschlaffte Pterygium dermassen, dass der obere Arm der Pincette den oberen, der untere den unteren Rand des Flügelfells zwischen dem Hornhautrande und der Basis der Wucherung einklemmt, schliesst dann beide Arme, und zieht nun das in die Höhlung der Zange gebrachte Fell gegen sich an. Mit der anderen Hand ergreift er eine kleine *Cooper'sche* oder *Louis'sche* Augenscheere, und schneidet mit derselben das angespannte Flügelfell an seiner Grundfläche durch. Hierauf fasst er den vorderen Rand des eben entstandenen Lappens mit der gedachten Pincette, zieht ihn sanft an, und trennt dann die Wucherung von ihren Seitenverbindungen sowohl, als von der unterliegenden Sklerotika los. Diese Lostrennung geschieht stets in der Richtung von der Peripherie des Auges gegen die *Cornea* zu, und zwar dergestalt, dass die mit ihrer Convexität an die Sklerotika gestützte Scheere die Aftermasse knapp von letzter Membrane ablöst. Wurde auf solche Weise das Pterygium bis zum Hornhautrand lospräparirt, so sucht er dasselbe durch einen Zug bis zu seiner Spitze loszutrennen, und schneidet endlich diese mit der Scheere durch. — Diess Angeführte mag zugleich als Probe dienen, wie der Vf. eine Operation zu beschreiben pflegt.

Die dritte Stelle nehmen die Operationen am Thränenorgane ein. Hier hat der Vf. der Operation des verschlossenen Thränennasencanales eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet durch Darstellung seiner Operationsmodification, die wir zwar noch nicht anzuwenden Gelegenheit hatten, aber es zu thun nicht säumen werden. Er geht von dem Satze aus, dass der *Petit'sche* Typus allen Anfoderungen weit mehr entspreche, als der *Anel'sche*, indem erster die zur Herstellung der Normalität des Thränenschlauches erfoderlichen Mittel demselben auf dem kürzesten, bequemsten und zugleich am wenigsten gefährlichen Wege beybringe. Auf der beygegebenen Kupfertafel hat der Vf. seine, für diese Operation in Anwendung gebrachten Instrumente abgebildet. — Die Operationen in der Augenhöhle sind nur kurz erwähnt, hierauf folgen die Operationen am Augapfel. Der Operation des grauen Staares ist S. 175 bis 326 gewidmet. Kein Augenarzt wird diese Abhandlung ohne Belehrung und Nutzen lesen. Hier besonders spricht der Vf. aus einer reichen Erfahrung, und wägt die Vortheile und Nachtheile der bekannten Operationsmethoden des grauen Staares mit vorzüglichem Scharfsinne ab. Als Resultat über die Operation des Hornhautschnittes, sagt er: „Wenn ich sämtliche Gründe für eine und die andere Art des Hornhautschnittes mit einander vergleiche, und zugleich die Resultate meiner eigenen Erfahrung in Erwägung ziehe, so finde ich mich veranlasst, die Extraction nach *Jäger* für die zweckmässigste Staarausziehungs-Methode zu erklären." — Daher stellt er auch diese Methode als Norm auf, handelt die Operation mit dem *Beer'schen* Schnitte bloss als Ergän-

zungsmethode der ersten ab, und übergeht die *le Roux'sche* als entbehrlich. Seine Ansichten über die übrigen Methoden, den grauen Staar zu operiren, sind: „Die Sklerotikonyxis mit Staarzerschneidung gewährt zwar vor dem Hornhautstiche zu gleichem Zwecke den Vorzug, dass man bey ihr den Staar sicherer und leichter zerschneidet, und dessen Reste bequemer in die vordere Kammer hervorschiebt, als diess wohl bey dem Hornhautstich gelingt; sie ist jedoch wieder andererseits für das Auge beleidigender, da sie eine empfindlichere Stelle der Conjunctiva, die mehr als die Cornea belebte Sklerotika, den Ciliarkörper, und selbst den Glaskörper verwundet." Die Depression könne nur dann angezeigt seyn, wann bey bestehenden allgemeinen Zeichen zur Staaroperation weder die Ausziehung, noch die Zerstückelung einen günstigen Erfolg versprechen. — Dass der Behandlung des Kranken nach der Staaroperation noch ein besonderer Abschnitt gewidmet wird, zeugt ausserdem für das praktische Talent des Vfs.

Was die Operation der künstlichen Pupillenbildung betrifft, so verfährt der Vf. fast mit derselben Ausführlichkeit, wie bey der des grauen Staares. Er huldigt der *Iridekto-Medialyse*, jedoch nur bedingungsweise. Er übt sie seit mehreren Jahren auf dieselbe Weise, wie sie *Langenbeck* für Fälle, wo sich die vom Ciliarbande getrennte Iris-Partie in die Hornhautwände nicht einklemmen läst, anempfiehlt; fügt aber hinzu: wenn er auch von dem Werthe dieser Methode vollkommen überzeugt sey, so sey er dennoch der Meinung, dass dieselbe sowohl der *Maunoir'schen* Iridotomie, als auch der *Wenzel'schen* und *Beer'schen* Iridektomie nachstehe, und demnach nur für jene Fälle sich eigene, wo keine dieser Methoden eine zweckmäsige Anwendung findet, als da sind: die Pupillensperre durch ein über den Pupillarring allenthalben hinausreichendes Centralleukom, — dann jene durch Anhäufung coagulirter Lymphe in und um die Pupille, — und endlich die Verschliessung der Sehe durch einen mit dem Pupillarrande durchaus verwachsenen grauen Staar.

Bey der Ausrottung der Hornhaut geht der Vf. nach unserer Ansicht zu leicht über *Reisinger's* Vorschlag, eine neue Hornhaut zu bilden, hinweg; zwar zweifelt auch *Dieffenbach*, ob diese Operation, sowie man sie bisher gemacht hat, je gelingen werde. — Am Schlusse spricht der Vf. noch über die Einlegung künstlicher Augen. Die diesem Bande beygegebene Kupfertafel enthält die Darstellung von Instrumenten für Augenoperationen.

A. B.

Berlin, in der Stuhr'schen Buchhandlung: *Karl Bell's physiologische und pathologische Untersuchungen des Nervensystems.* Aus dem Englischen übersetzt von *Moritz Heinrich Romberg*, Dr. d. Medicin, Privatdocenten in Berlin u. s. w. 1832. XXX u. 388 S. 8. (3 Thlr.)

Der Untersuchungen *Bell's* über die Nerven, namentlich über den *trigeminus* und *facialis*, ist innerhalb des letzten Decenniums so vielfache Erwähnung geschehen, besonders seit *Magendie* gegen *Bell* die, wie es scheint, ungegründete Priorität der Entdeckung in Anspruch nahm, dass die hinteren Wurzeln der Rückenmarksnerven der Empfindung, die vorderen der Bewegung dienen, einer Entdeckung, deren Richtigkeit durch die neueren interessanten Experimente von *Johannes Müller* in Bonn ausser allem Zweifel gesetzt ist; und diese Untersuchungen sind so gewichtig in dem dunkeln Felde der Nervenphysiologie, dabey zugleich so werthvoll in praktischer Hinsicht, namentlich für die operative Behandlung des Gesichtsschmerzes, dass eine vollständige Mittheilung derselben höchst wünschenswerth war. Der berühmte Entdecker stellte die Ergebnisse seiner Untersuchungen 1830 in einer besonderen Schrift zusammen, und die vorliegende Uebersetzung derselben bedarf wohl keiner entschuldigenden Empfehlung, da sie einem gefühlten Bedürfnisse entgegenkommt. Die wesentlichen Resultate von *Bell's* Forschungen dürften folgende seyn: Ausser den Sinnesnerven giebt es vier zu einem Ganzen verbundene Nervensysteme, nämlich: 1) Nerven der Empfindung; 2) Nerven der Bewegung; 3) respiratorische Nerven; 4) Nerven, welche das sympathische System bilden. Die beiden ersten Systeme sind im ganzen Verlaufe an einander gebunden; das dritte ist ihnen nur theilweise beygesellt; das vierte steht in Beziehung zum vegetativen Leben. Die Verrichtung eines Nerven ist abhängig von dem Orte seines Abgangs von den Centraltheilen des Nervensystems. Die Rückenmarksnerven entstehen insgesamt mit zwey Wurzeln, einer hinteren mit einem Ganglion versehenen, und einer vorderen ohne Ganglion; die hintere Wurzel, also auch der hintere Rückenmarksstrang, von welchem sie entspringt, dient der Empfindung; die vordere, also auch der vordere Rückenmarksstrang, dient der Bewegung. Unter den Gehirnnerven findet sich nur ein einziger mit doppelter Wurzel, gleich den Rückenmarksnerven, entspringender, der *trigeminus*, und diese Wurzeln verhalten sich hinsichtlich der Verrichtung genau wie die Rückenmarksnerven. Die hintere Wurzel bildet das *Ganglion Gasseri*, von welchem die drey Aeste des Nerven abgehen, und an den dritten Ast allein tritt die kleine vordere, mit keinem Ganglion versehene Wurzel. Während der erste und zweyte Ast durchaus nur Gefühlsnerven des Gesichts sind, wird der dritte zugleich durch den Zutritt der vorderen Wurzel Bewegungsnerve für die Kaumuskeln. Die Rückenmarksnerven nebst dem *trigeminus* kann man als das *symmetrische* Nervensystem bezeichnen; sie finden sich bey allen Thieren stets in einer Seitenrichtung, niemals in der Längenaxe, zu den regelmäsigen Abtheilungen des Körpers verlaufend, und sind für Empfindung und Bewegung bestimmt. Die übrigen Nerven (abgesehen von *olfactorius*, *opticus* und *auditorius*?) kann man als *unsymmetrische* Nerven bezeichnen. Sie zeichnen sich durch eine einfache Wurzel aus, d. h. eine Wurzel, welche nur von Einem Strange des Rücken-

marks ihren Urſprung nimmt. Ihr Verlauf iſt unregelmäſsig, ohne jene Symmetrie, welche das Attribut der anderen Claſſe iſt. Sie ſind dieſer beygegeben, und entſprechen der Zahl und Complication hinzugefügter Organe. Der *oculomotorius* und *abducens* für das Auge, der *hypogloſſus* für die Zunge, entſpringen am Gehirne offenbar von Theilen, die dem Bewegungsſtrange des Rückenmarks entſprechen; ſie gehen aber auch zu Theilen, die zugleich vom *trigeminus*, der Quelle der Senſibilität, verſorgt werden. Auch der *patheticus* tritt ans Auge. Wozu dienen nun aber der *facialis*, *vagus*, *gloſſopharyngeus* und *acceſſorius Williſii?* Sie vermitteln die Thätigkeit von Theilen, welche im Reſpirationsproceſſe wirken, dieſen Proceſs im weiteren Sinne genommen; es ſind reſpiratoriſche Nerven, wie der *phrenicus* und wie der für *muſc. ſerratus magnus* beſtimmte *reſpiratorius externus* (*nervus thoracicus*). Vergleicht man nun die Urſprungsſtelle jener vier reſpiratoriſchen Nerven, ſo ergiebt ſich, daſs ſie an der *medulla oblongata*, dem Centraltheile der Reſpirationsthätigkeit von Seiten des Nervenſyſtems, zwiſchen den dem vorderen und hinteren Rückenmarksſtrange entſprechenden Strängen entſtehen; man darf alſo den zwiſchen beiden Wurzelreihen befindlichen Strang des Rückenmarks als Reſpirationsſtrang anſehen, was ſich am deutlichſten am *acceſſorius* ergiebt. Von dieſem Reſpirationsſtrange des Rückenmarks ſtammen ohne Zweifel auch die Fäden des *phrenicus* und *reſpiratorius externus*, obwohl dieſelben gleich mit den reſpectiven Halsnerven verſchmelzen. Die Reſpirationsfäden der unteren Portion des Rückenmarks bleiben ſogar gänzlich mit den Empfindungs- und Bewegungs-Fäden verſchmolzen, und gelangen ſo mit dieſen zu den Bruſt- und Unterleibs-Muskeln, deren Mitwirkung bey der Reſpiration bekannt iſt. Es beſteht alſo jede ſeitliche Hälfte des Rückenmarks aus einem vorderen Bewegungsſtrange, einem mittleren Reſpirationsſtrange und einem hinteren Empfindungsſtrange. Uebrigens gehört auch der *patheticus* den Reſpirationsnerven zu; denn der *muſc. obliquus ſuperior*, welchen er allein verſorgt, bewirkt das unbewuſste inſtinctmäſsige Rollen des Augapfels, und vermittelt eine Verbindung zwiſchen dem Auge und dem reſpiratoriſchen Syſteme, namentlich dem *facialis*, in ſofern Zweige des letzten den Bewegungen der Augenlider vorſtehen.

Der Raum dieſer Blätter geſtattet nicht, ſpecieller in die wichtigen Unterſuchungen einzugehen, deren Hauptreſultate ſo eben mitgetheilt wurden. Was das Formelle des Buches anlangt, ſo werden allgemeine Betrachtungen über das Nervenſyſtem, über das Rückenmark, über die Gehirn- und Rückenmarks-Nerven vorausgeſchickt. Dieſen folgen von S. 45 an vier Abhandlungen des Vfs., welche in die Jahrgänge 1821, 1822, 1823 und 1826 der *Philoſophical Transactions* aufgenommen, und hier zum Theil mit Zuſätzen bereichert worden ſind: 1) Von den Nerven, ihrer Structur und Anordnung, nebſt einigen Verſuchen zur Erläuterung ihrer Verrichtungen. 2) Von den Nerven, welche die Aſſociation der Bruſtmuskeln beym Athemholen, Sprechen und Ausdrucke vermitteln. 3) Von den Bewegungen des Auges, als Erläuterung der den Muskeln und Nerven der Augenhöhle zukommenden Verrichtungen. 4) Von dem Nervenzirkel, welcher die willkührlichen Muskeln mit dem Gehirne in Verbindung ſetzt. Von S. 196—371 folgen Krankheitsfälle und briefliche Conſultationen über Nervenkrankheiten zur Erläuterung der in den vorhergehenden Abhandlungen mitgetheilten Thatſachen. Endlich hat der Ueberſetzer von S. 375—383 die in *Froriep's* Notizen befindliche Abhandlung über die doppelten Wurzeln der Rückenmarksnerven von *Joh. Müller*, mit Zuſätzen des Vfs. vermehrt, aufgenommen. — Die 6 beygefügten Tafeln mit Abbildungen, zur Erläuterung des Vorgetragenen, ſind ohne beſonderen Werth. — Die Ueberſetzung iſt gut; Druckfehler finden ſich aber in Menge.

D. T. J.

WÜRZBURG: *Analekten zur Natur- und Heil-Kunde*, von Dr. *J. B. Friedreich*, öffentl. ord. Profeſſor der Medicin zu Würzburg u. ſ. w. 1831. VI u. 109 S. 4.

Dem mehrfachen Wunſche ſeiner Zuhörer zu genügen, hat der Vf. einzelne in Zeitſchriften eingerückte Abhandlungen und Programme hier zuſammengeſtellt. Die eine oder die andere Abhandlung dürfte vielleicht ſchon früher in dieſen Blättern angezeigt worden ſeyn; eine Bekanntſchaft des Publicums mit den meiſten mag aber wohl billig vorausgeſetzt werden; deſshalb begnügen wir uns, die zuſammengeſtellten Abhandlungen faſt nur zu nennen.

Es ſind ihrer neun: I. *Der Gang des Lebens von Oſten nach Weſten.* — II. *Andeutungen zum Verſuche eines neuen Syſtems der phyſiologiſchen und pathologiſchen Lebenserſcheinungen.* — III. *Ueber die Verwandtſchaft zwiſchen dem Gehörorgane und der Leber.* Die hier mitgetheilte chemiſche Unterſuchung des Ohrenſchmalzes durch Hn. *Thomann* bietet keine ſonderliche Ausbeute. — IV. *Θηλεια νουσος.* Die vielbeſprochene, von Herodot erwähnte Krankheit der Scythen ſey ein pſychiſches Leiden. — V. *Zur Pſychagogie des Lichtes und der Farben.* — VI. *Ueber die Schwierigkeit der Diagnoſtik, und die Mittel, dieſe zu erleichtern.* Die erſchwerenden Momente der Diagnoſtik liegen im Arzte, im Kranken und in der Krankheit. Beſonders die in der Krankheit liegenden Schwierigkeiten werden gut zuſammengeſtellt. Der Vf. zählt eine Menge von Fällen aus Schriftſtellern auf, in denen man nach dem Tode bedeutende organiſche Veränderungen und Zerſtörungen fand, ohne ein während des Lebens dadurch hervorgerufenes Symptom. Gerade dadurch iſt dieſe Abhandlung zur längſten geworden. — VII. *Beytrag zur Diagnoſtik der Lienterie.* Ohne Zweifel die gehaltvolleſte Abhandlung der ganzen Reihe. Der Vf. zählt die ſo abweichenden einſeitigen Anſichten der Schriftſteller über das Weſen der Krankheit auf, und ſetzt

hierauf drey Arten der Lienterie fest: *a*) die durch ein abnormes Verhältniss der Verdauungssäfte erzeugte Lienterie (*L. dyspeptica*); *b*) die durch einen durch Magen- und Darm-Krampf bedingten, zu kurzen Aufenthalt der Speisen erzeugte Lienterie (*L. spastica*); *c*) die Lienterie als Folge eines organischen Fehlers (*L. organica*). — VIII. *Ein Wort über das Ueberraschtwerden von der Geburt und Gebären ohne Wissen.* Die Möglichkeit dieses Ueberraschtwerdens von der Geburt, meint der Vf., sey auch dadurch begründet, dass man annehmen müsse, „*dass nicht die Mutter das Kind, sondern dass das Kind sich selbst gebärt.*" Wir unseres Theils können diese Spontaneität des Kindes beym Geburtsacte, obgleich man sie demselben schon vielfältig hat vindiciren wollen, nicht einräumen. Die Geburt todter Kinder spricht offenbar dagegen. Man wird vielleicht erwiedern, der Fötus verhalte sich in diesem Falle wie ein fremder Körper. Wenn aber hier die *unwillkührlichen* Contractionen des Uterus den Fötus auszustossen vermögen, warum soll man diess nicht als den normalen Hergang betrachten, zumal da das animalische Leben des Fötus noch so tief steht? — IX. *Ueber die Priorität des Todes.* Bey der Frage über die Priorität des Todes sind gemeinsam zu Rathe zu ziehen: A. die Individualität der Verstorbenen; B. die Art des Todes, also 1) Vergiftung, 2) Erstickung, 3) Ertrinkung, 4) Verunglücken durch Zerschmetterung, 5) gewaltsamer Tod, 6) Verhungern, 7) Erfrieren, 8) Geburtsarbeit; C. der Zustand der aufgefundenen Leichen. Die Hauptmomente bey den einzelnen Fällen werden erörtert. Der Vf. ist dabey in einen Irrthum verfallen, welchen wir nicht unerwähnt lassen mögen. Dass der Erstickungstod, bey Personen beiderley Geschlechts von gleichem Lebensalter, das männliche Geschlecht eher dahin raffe, ist ziemlich allgemein angenommen, und ein von *Klose* im Winter 1811—12 beobachteter Fall spricht deutlich für diese Annahme. *Klose* wurde nämlich in eine mit Kohlendämpfen erfüllte Schulstube gerufen; alle darin anwesenden Knaben waren betäubt, sämtliche Mädchen befanden sich noch wohl. Diese einzige Erfahrung, meint unser Vf., beweise durchaus nichts, und die Annahme widerspreche dem physiologischen Resultate, welches wir durch den Vergleich des Baues und der Organisation des männlichen Respirationssystems mit dem weiblichen erhalten. Die männliche Brust sey weiter, geräumiger und ausdehnbarer; die kleineren weiblichen Lungen müssten daher früher der tödtenden Ursache unterliegen, als die männlichen. Dieser Schluss ist durchaus falsch. Der grössere Thorax des Mannes deutet auf das grössere Athmungsbedürfniss desselben hin; eine Störung der Respiration wird daher auch um so schneller nachtheilig, selbst tödtlich wirken. — Alle Abhandlungen sind durch den mit der Literatur so vertrauten Vf. mit Citaten reichlich ausgestattet worden. Das Typographische ist höchst lobenswürdig.

δ. τ.

Leipzig, b. Engelmann: *Vollständiges Recept-Taschenbuch zur zweckmässigen Behandlung aller syphilitischen Krankheiten.* 1831. VII u. 202 S. 12. (21 gr.)

Es giebt wohl keine Krankheit, gegen deren mannichfaltige Aeusserungen eine gleich grosse Menge von Magistral- und respective Officinal-Formeln in Gebrauch gekommen sind, als die *Syphilis*. Der Grund davon liegt eines Theils in der Heimlichkeit, in welche syphilitische Kranke ihr Uebel zu hüllen bemüht sind, anderen Theils in der öfteren Hartnäckigkeit desselben. Die letzte nöthigt den Arzt nicht selten, wenn die eine Behandlungsweise ihre Wirksamkeit versagt, eine andere auf Autoritäten sich stützende Methode in Anwendung zu ziehen. Eine Zusammenstellung aller gegen *Syphilis* versuchten und angepriesenen Behandlungsweisen, wie sie früher durch *Friese*, *Lebrecht*, *Sosibius* ausgeführt worden ist, scheint uns desshalb kein überflüssiges Unternehmen; eine solche Compilation gewährt dem Praktiker in zwiefacher Hinsicht Nutzen. Sie verschafft ihm zuvörderst bey hartnäckigen Fällen einen Ueberblick aller Methoden, die unmöglich dem Gedächtnisse insgesamt anvertraut werden können, um für den vorliegenden individuellen Fall auszuwählen; sie ist aber zweytens auch ein gutes Unterstützungsmittel der Lectüre, um sich sogleich eine bestimmte Behandlungsweise zu vergegenwärtigen, wenn eine solche, als bereits bekannt gemacht, in Schriften bloss unter dem Namen des Arztes erwähnt wird, welcher sie angab. Für diese Zwecke hat die vorliegende Schrift mit Recht ein vollständiges Namen- und Sach-Register erhalten. Der Vf. hat ausserdem, der leichteren Uebersicht halber, die Recepte gegen die einzelnen Krankheitsspecies der *Syphilis* (Jucken der Geschlechtstheile, Erectionen, Tripper u. s. w.) in besonderen Capiteln abgehandelt; jedem Capitel sind kurze allgemeine Bemerkungen vorausgeschickt, und häufig finden sich nach den einzelnen Recepten kurze therapeutische und pharmaceutische Bemerkungen beygefügt. Da die Schrift begreiflicher Weise zunächst von anfangenden Praktikanten in den Kliniken gekauft werden dürfte, so müssen wir es tadeln, dass die Recepte hin und wieder nicht ganz genau abgefasst sind. So heisst es in Nr. 26: ℞. *Kali nitrici* ʒj *Solve in aquae* ℥vj *Tere cum gummi arabici* ʒij *ut f. l. a. emulsio*, *cui addas Syr. simpl.* ℥j. Statt *Tere cum* müsste es hier heissen *Terendo adde*; denn nicht das Wasser, sondern das Gummi soll gerieben werden. In dem Recepte Nr. 81 fehlt die Angabe, von welchem Gewichte oder in welcher Anzahl die Pillen gefertigt werden sollen. Auch finden wir unter Nr. 30 und 112 dasselbe Recept aufgeführt.

δ. τ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.
OCTOBER 1832.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Giessen, b. Ferber: *Die Systeme der praktischen Politik im Abendlande.* Vierter Theil. D. Moderne Politik oder über die Verhältnisse der modernen Staaten unter einander, sowie die praktischen, historischen und rechtlichen Principien der Beherrschungs-, Verfassungs- und Verwaltungs-Formen im modernen Abendlande überhaupt. Von *Karl Vollgraff.* 1829. XXXVI und 740 S. 8. (4 Thlr.)

Die ersten drey Theile dieses Werkes sind in der Jen. A. L. Z. 1829. No. 87 von einem anderen Rec. angezeigt worden; es ist also der in diesem ausgedrückte Wunsch des Vfs., dass solches bis zur Erscheinung dieses vierten Theils ausgesetzt bleiben möchte, unerfüllt geblieben. Ob er aber durch diesen letzten „das Gemüth moderner Leser," das er durch die früheren verletzt zu haben glaubt, versöhnt haben werde, indem er den modernen Völkern, gleichsam zum Ersatz der ihnen abgesprochenen Staatsfähigkeit, eine Staats-Rechtsfähigkeit zugestanden, muss zur Entscheidung der „so recht gemüthlichen Leser," an welche besonders jene Bemerkung gerichtet ist, verstellt bleiben, weil Rec. sich dieser Classe nicht beyzuzählen wagt. Gewiss ist übrigens, dass der Beweis der Staatsunfähigkeit der neuen Völker für denjenigen, welcher denselben zuvor nicht geführt gefunden, auch hier nicht ergänzt wird, da der Vf. den bisher angelegten Massstab, die Vergleichung mit den Griechen und Römern, verlassen, und jene Völker „nach ihrem eigenen Massstabe bemessen" hat.

Der vorliegende Theil enthält nun die *moderne Politik* nach einem vollständigen und übersichtlichen Systeme geordnet, ein Sachregister über die jetzt erschienenen vier Theile, ein Register der in diesen Theilen angeführten Schriftsteller und eine Flaggen-Charte, der eine Wappen-Charte nachzuliefern versprochen wird. Der Vf. behandelt seinen Gegenstand auf dem Grunde einer Classification der europäischen Staaten nach der Unterscheidung zwischen Patrimonial- und Frey-Staaten. Jene bilden ihm die Regel, diese die Ausnahme. Jene sind durch Eroberung entstanden, so dass übrigens die Gründung der neuen Reiche keine juristische Veränderung zwischen dem Anführer und dem Volke der Eroberer bewirkt hat, und diese nur daraus hervorgegangen ist, dass der Anführer als Eigenthümer des eroberten Landes betrachtet und, durch theilweise Verleihung desselben an sein Gefolge, eine lehnrechtliche Beziehung zwischen beiden begründet ward. Später sind sie nach Lehn- oder Privat-Recht übertragen und vererbt worden. Sie erfodern, als charakteristisch, ein gutsherrliches, privatrechtliches Besitzthum von Land und Leuten, und geben dem Fürsten gegen das Volk nur vertragmässige Rechte eines Herren. Wo dieses nicht der Fall ist, nimmt der Vf. Frey-Staaten an, ohne Rücksicht auf fürstliche Regierungsform. Die vom gutsherrlichen Rechte der Fürsten freyen Leute und Ländereyen wären keiner weiteren Gewalt desselben, als seiner Gerichtsbarkeit, unterworfen gewesen, und dieses der Grund der Exemtionen und Vorrechte des Adels, der Geistlichkeit und der Städte. Hienach beruht dem Vf. „die Landesherrlichkeit nicht auf einseitiger Uebertragung Seitens der Unterthanen, sondern auf eigenem Stamm- oder Familien-Besitzthum und dinglichen, nämlich durch Leihe vermittelten Schutzverträgen mit Letzten," und eben hierin besteht die Legitimität im engeren Sinne; die Landeshoheit hingegen beruht „grösseren Theils auf rein factischen Verhältnissen, geringeren Theils auf persönlichen, d. h. nicht durch Landbesitz und Leihe vermittelten Schutz- und Unterwerfungs-Verträgen, so dass sie zwar eben sowohl zu den legitimen Rechten eines Fürstenhauses mit gehört, doch aber jener materiellen Unterlage ermangelt, die nur der Landesherrlichkeit eigen ist." Und eine Folge dieses Verhältnisses ist, dass „die Unterthanen der germanischen Fürsten — nie weder an der sub- und objectiven Souveränität, selbst durch ihre Landstände nicht, noch an der Majestät ihrer Könige u. s. w. Theil genommen" haben. Dagegen „ist es ein germanischer Charakterzug, dass, sowie der Besitzer eines Familienguts nichts thun darf ohne Zustimmung der Agnaten, so sollen auch die Fürsten nichts ohne den Rath ihrer Getreuen thun. Unter diesem Rath haben sie nun aber nie weder ein absolutes Zustimmungsrecht, noch ein bloſses nacktes Jasagen verstanden; und da der Lehnsherr eben so zur Treue verpflichtet war, wie die Vasallen, so war damit die Annahme und Befolgung ihres guten Raths von selbst gegeben." In beständiger Berücksichtigung des hier angedeuteten Unterschiedes betrachtet nun der Vf. die europäischen Staaten, nicht nur nach jener Classification im Allgemeinen, sondern auch die einzelnen derselben in allen ihren verschiedenen Beziehungen, sowohl hinsichtlich der äusseren, als der inneren Verhältnisse, und giebt dabey eine sehr belehrende Vergleichung beider Classen in einer fortlaufenden Gegenüberstellung, welche er mit Recht für den

Kern dieses Theils erklärt. Das ganze System hier mitzutheilen, würde die Grenzen einer Anzeige überschreiten, und so mögen hier nur einzelne Puncte herausgehoben werden. Die drey nordischen Reiche, Dänemark, Schweden und Norwegen, werden, zugleich mit England und den Niederlanden, zu den, durch erwählte Fürstenhäuser regierten Freystaaten gezählt. Dass Norwegen als Freystaat hier angesehen wird, ist folgerecht, allein schwerlich dürfte sein jetziger Regent, der die Krone durch Uebereinkunft der Grossmächte erhalten und sie allererst mit den Waffen gegen die Stimme der Nation erkämpft hat, als erwählt betrachtet werden können. Ob die slavischen Reiche, Russland, Polen und Böhmen, wie auch Ungarn, Patrimonial- oder Familienwahl-Staaten sind, wagt der Vf. nicht zu bestimmen, wägt jedoch die Gründe für das Eine und Andere ab. Das moderne Königthum, bemerkt derselbe weiter, kann nur aus Irrthum als ein Amt angesehen werden, indem das Alterthum der modernen Welt substituirt und die Basis desselben, das Grundeigenthum, unbeachtet gelassen wird. Die geistlichen Staaten, von denen allein der Kirchenstaat übergeblieben, werden nicht als Wahlmonarchien, vielmehr als Patrimonial-Territorien geistlicher Corporationen betrachtet. Die Behauptung, „dass in Praxis von mehreren Besitzungen eines und desselben Souveräns, mögen sie auch nach ganz verschiedenen Verfassungen beherrscht werden und weit aus einander liegen, die eine nicht neutral bleiben und die andere Krieg führen kann," möchte wenigstens jetzt in Beziehung auf Hannover eine Ausnahme erleiden, da dessen Verhältniss zum deutschen Bunde seine Unabhängigkeit von den auswärtigen Beziehungen Grossbritanniens besser sicher stellen dürfte, als es in den Jahren 1756 und 1803 das im Todeskampfe befangene deutsche Reich zu thun im Stande war. Sehr treffend sagt der Vf. ferner: „Legitimität und absolute Gewalt sind im modernen Abendlande zwar nicht *Contradictiones in adjecto*, aber Todtfeinde, denn Legitimität besteht nur und allein durch Achtung und Respectirung aller übrigen Legitimitäten," weil die der Fürsten nicht ohne die der Völker genannt werden könne, und beide, wie jedes Recht, auf Reciprocität beruhe und entsprechende Pflichten voraussetze. Sodann wird die Ueberlassung der Domänen an die Landschaft gegen Uebernahme der darauf ruhenden Lasten mit einer Güterabtretung, und die Civilliste mit der Competenz des Schuldners verglichen. Eine Zusammenstellung, die in denjenigen, d. h. den mehrsten deutschen, Staaten nicht passt, wo ein Unterschied zwischen der Domanial- und der Landes-Casse bestanden, und jede ihre besonderen Obliegenheiten gehabt hat. In diesen kann die Civilliste nur als ein Aversionalsurrogat für den, zur Unterhaltung des Fürsten u. s. w. bisher verwendeten Theil der Domanialeinkünfte, und nach Umständen als Erbpacht, Kauf gegen Rente u. drgl. gelten. Eigentliche Staatsverfassungen, nicht nur aus einem Guss gefertigte, sondern solche, vermöge deren Jeder sein Privatinteresse dem Staate opfern müsse, wären der neueren abendländischen Welt fremd, behauptet der Vf., daher in Patrimonial-Staaten das *jus eminens* hinwegfallen müsse, selbst gegen Entschädigung; indem in diesen zwar Verfassungen, allein nur solche beständen, deren Zweck die gegenseitige Sicherung aller Rechte beziele. Diese Behauptung hat, so viel das *jus eminens* betrifft, bekanntlich die bisher angenommene Theorie des Staatsrechts in Deutschland, und auch die allgemeine Praxis gegen sich. „Sehr weislich, heisst es ferner, hat man sich in Deutschland nicht verleiten lassen, diese so schwere Aufgabe (der neuen Verfassungs-Urkunden) sich dadurch, wie anderwärts, zu erleichtern, dass man sie etwa nach einem allgemeinen Leisten, z. B. für ganz Deutschland, gemodelt und gelöset hätte; denn das Abstracte bleibt überall dem Leben fremd, und verfliegt eben so leicht wieder, wie es gefunden wird;" und weiter so richtig als praktisch: „Zudem waren die Deutschen nie Ein Volk, weder zu Herrmanns noch zu Karls des Grossen Zeiten, weder im Mittelalter noch in neuerer Zeit, weder unter einem Kaiser noch unter den neuen Bünden." — „Volksrepräsentanten sind in Folge des dem freystaatlichen Principe zum Grunde liegenden Societätsverhältnisses für die nothwendigen jährlichen Staatsbedürfnisse zu unbedingter Steuerbewilligung verpflichtet, d. h. sie selbst ist kein Gegenstand der Unterhandlung, sondern bloss die Nothwendigkeit ihres Bedürfnisses unterliegt der Prüfung." Wenn aber der Vf. behauptet, es habe der ständischen Bewilligung nur zu den directen Steuern bedurft, da das Zollrecht ein Ausfluss des landesherrlichen Grundbesitzes, und Adel, Geistlichkeit und Städte als Corporation davon befreyet gewesen: so ist das ein Irrthum, indem Zölle von indirecten Steuern völlig verschieden und diese stets Gegenstand landschaftlicher Einwilligung gewesen sind. Eben so irrig wird Braunschweig den Staaten beygezählt, in welchen die Patrimonialgerichtsbarkeit noch bestehe; sowohl diese, wie der besondere Gerichtsstand für Geistlichkeit und Ritterschaft, sind daselbst abgeschafft; auch findet jetzt in Hannover und Braunschweig (im Gegentheil von §. 338 *a* dieses Werkes) keine Ungleichheit der Steuerpflicht, und keine Recrutirung, vielmehr allgemeine Militärpflicht (gegen §. 339 *a* das.) Statt. Das Vielregieren findet hier (§. 352) seinen verdienten Tadel; allein indem es als Consequenz des demokratischen Princips dargestellt wird, so liegt hierin eben ein Grund dafür, weil jetzt jenes Princip dem monarchischen möglichst beygemischt wird. Ueber die rechtliche Beziehung der Staatsdiener hinsichtlich der Dauer ihrer Aemter werden §. 363 und 388 flg. sehr genügende Grundsätze mitgetheilt. Zu den Staaten, in welchen die Gerichtssporteln für die öffentlichen Cassen berechnet werden, muss man auch Braunschweig zählen. Die Competenz der Patrimonialherrscher und der Landesgerichte zwischen ihnen und den Unterthanen wird ausführlich §. 367 flg. abgehandelt. Nach Verdienst ist §. 395 die Behauptung einer Regierungspflicht zur Anstellung der studirten jungen Leute gewürdigt: „Die der Volksfreyheit gefährlichste Classe

von Menschen sind weder die Tyrannen, noch Despoten, noch der eigenthumslose Pöbel, sondern jene um Aemter und Stellen bettelnden vermögenslosen Subjecte, die nicht arbeiten wollen, sondern lieber eine Stelle suchen. Sie sind die willigen Vollzieher aller Widerrechlichtkeiten. — Daher ist es auch so schädlich, wenn sie nun gar zu Volksrepräsentanten gewählt werden, und so rathsam, sie davon auszuschliessen." — Der Vf. sagt ferner über die gewünschte Hebung des Advocatenstandes, alle dahin gehenden Vorschläge würden an der Klippe scheitern, denn „unsere Advocaten auf dem Continente befinden sich in der unglücklichen Stellung, dass sie ungeliebt sind, weil sie es sind, die — der Katze die Schelle anhängen." In Frankreich fällt diesem Stande dieselbe Pflicht zu, und doch ist er daselbst sehr geachtet; auch ist es mit dem Ungeliebtseyn selbst in Deutschland so schlimm nicht, da in mehreren Ländern dem guten Advocaten jede Auszeichnung im Staatsdienste, wie in England, erreichbar ist, und die Vorzüglichen unter ihnen der Anerkennung ihrer Verdienste gewiss sind.

Hiemit mag die Anzeige dieses vierten Theils geschlossen werden, eines Werkes, das, unabhängig von einigen ungewöhnlichen, durch das Ganze laufenden Grundansichten, einen wahren Schatz umfassender Belesenheit, scharfsinniger Bemerkungen und erschöpfender Erörterungen einzelner Materien enthält, und der grossen Veränderung ungeachtet, welche in vielen Staaten in und seit dem Jahre 1830 eingetreten sind, eine grosse Brauchbarkeit jedem Staatsmanne gewähren kann. Das aus *Montesquieu* entlehnte Motto: *Dans tout ceci je ne justifie pas les usages, mais j'en rends seulement les raisons* hat nicht zur beschränkenden Vorschrift gedient; denn oft findet sich, neben den Gründen des Vorhandenen, auch deren Beurtheilung mitgetheilt.

Der Druck ist gut, das Papier nicht schlecht.

v — w.

LEIPZIG, b. Hartmann: *Die Parteyen in Deutschland.* Ein Wort der Warnung für Alle, besonders für die Völker. Von *Friedrich von Holstein.* 1832. 35 S. 8. (4 gr.)

Führen jetzt die Einheit Deutschlands, die Vereinigung aller Deutschen zu einem einzigen Volke, verbunden durch eine gemeinsame Repräsentation, Viele im Munde; spricht sich hiemit nur zu oft das verhüllte Bestreben aus, den Samen der Unzufriedenheit und gegenseitigen Misstrauens auszustreuen, der hochverrätherische Zweck, Fürsten und Volk zu entzweyen, und dem überrheinischen Feinde den Weg in des Vaterlandes Herz zu eröffnen: so finden wir in der vorliegenden Abhandlung eine ähnliche Mahnung, aber aus lauterer Absicht und in einer unverfänglichen Einkleidung erlassen, finden wir hier Mittel empfohlen, die ohne Verletzung des Bestehenden anwendbar sich zeigen, Worte der Beruhigung, ausgegangen von Liebe und Vertrauen zu den Menschen und dem obersten Lenker ihrer Schicksale.

Der Vf. bezeichnet als Hauptparteyen die Anhänger der Grundsätze vom göttlichen Rechte (Aristokratie) und von der Volkssouveränität (Demokratismus), und erklärt sich für die Partey der Vermittelung, für diejenigen, welche für die Reformen stimmen. Jetzt tobe laut und ungezügelt die Menge der Vertheidiger der Volksobermacht; ohne selbst zu wissen, wofür eigentlich sie kämpfe, gebrauche sie die Waffen der List, des Trugs, der Verfälschung, und verderbe durch Ungestüm und vielfach ungerechte Mittel, was in ihrem Grundsatze Wahres liege. So geben sie Blössen, und der Missbrauch der Schrift dünke den Gegnern Beweis für Einzwängung derselben, die dann den Fürsten, wo er nicht Alles selbst beobachtet, für ihre Absichten gewinnen, bis plötzlich ein Stoss das ganze morsche Gebäude umwirft, und Alle erstaunt umblicken und fragen: gab es denn keinen Halt mehr? Der Vf. warnt vor den Franzosen, die es nie gut mit Deutschland gemeint. „Und ihre hochgepriesene Freyheit — ihr durch Volkswillen erhöhter Bürgerkönig! Jetzt, da er Ruhe wünscht, da er nicht eine ewig fortgesetzte Revolution, einen beständigen Theorienstreit, eine Sicherung der Finanzen will; wie verhöhnen nicht auch schon ihn die sogenannten Pariser Liberalen! Das Morgenroth der Freyheit, das dort aufdämmerte, ist eine *Fata Morgana* gewesen, die durch blendenden Schein trügt und verleitet. — Wer an die grosse Menge sich wendet, und verkündet, es könne jedes Volk seinen Herrscher verjagen, wenn es ihm gerade so einfiele, der hat nicht *Einen*, sondern *viele Tausende* verleitet und getäuscht." Es könne und müsse Deutschland sich selbst helfen, und es bedürfe dazu keines deutschen Reichs, keines deutschen Kaisers, nur der Einigkeit und deutschen Gesinnung, gereinigt von falscher List. Hierauf empfiehlt der Vf. den Fürsten Erfüllung der gemässigten und verständigen Foderungen ihrer Unterthanen, ohne den Schein zu fürchten, als ob sie sich etwas hatten abtrotzen lassen; indem zu einem solchen Gedanken der Eitelkeit oder des Verdrusses keine Zeit sey. Er empfiehlt, den Weg der Reform einzuschlagen, und, mit Beybehaltung des brauchbaren Alten, das Untaugliche abzuschneiden und Zeitgemässes dafür einzupfropfen; Handels- und Press-Freyheit, jedoch diese mit einem Pressgesetze, gewiss mit Recht, weil es eine Verwirrung der Begriffe darlegt, hiebey von Gedankenfreyheit zu reden, als ob der Gedanke nicht zur That würde, indem er zur öffentlichen Kunde gebracht wird, und als ob es eine unerhörte Beschränkung menschlicher Freyheit enthielte, Handlungen zu zügeln, die leicht unersetzlichen Nachtheil bringen können, wo sie in Missbrauch der Freyheit übergehen. Der Vf. richtet sodann an die Völker die Warnung, ihren Vorgesetzten nicht rasch ihr Zutrauen zu entziehen, und der Stimme der Leidenschaften das Ohr zu leihen. Wer in die Lärmposaune stösst, müsse Verdacht erwecken, denn der Würdige übernehme sich nicht, und vor Allem sey jedes Parteynehmen zu meiden, wie die Sucht nach Flugschriften, die nur zu oft wirkliche *Fluchschriften* wären. Als „letz-

tes Mittel" wird hierauf ein Verein vorgeschlagen, *um den Druck und die Verbreitung aller in solchen* (aufreizenden u. s. w.) *Gesinnungen und Zwecken geschriebenen Blätter oder Brochüren zu verhindern*, wie es einen solchen gegen den Nachdruck gegeben, und die Hoffnung ausgesprochen, dass die besseren, geachteteren Verleger selbst, zu ihrer eigenen und Deutschlands Ehre, an diesen Vereinen Theil nehmen werden. Möge dieser Vorschlag und diese Erwartung in's Leben treten, und das allgemeine Streben auf Befestigung „monarchischer Throne, umgeben von constitutionellen (nicht: republikanischen, wie das Programm *de l'hôtel de ville* lautet) Einrichtungen," gerichtet werden und bleiben!

v — w.

Leipzig, b. Hartmann: *Grundsätze und Ansichten über Staatsformen und deren Ableitung aus dem Wesen des Staats selbst.* 1832. 22 S. 8. (3 gr.)

Der Vf., welcher unter der Einleitung *H.F.B.* sich unterzeichnet hat, und von sich anführt, dass er von jeher nicht gern zehn Worte lesen oder hören mochte, wo drey genügten, handelt hier diesem gemäss, indem er seine Theorie über die Staatsformen in wenigen kurzen Sätzen, 28 Paragraphen, klar und bestimmt gefasst mittheilt. Neue Behauptungen oder ausführliche Entwickelungen darf man hier nicht suchen; wohl aber finden sich die bekannten Grundsätze der constitutionellen Monarchie folgerecht aus einander abgeleitet, und das ganze System mit einem jetzt seltenen Geiste der Mässigung aufgeführt. „Es giebt bey diesen Hauptverhältnissen des Menschengeschlechts (den Staatsrechtsverhältnissen) keinen anderen Codex, erklärt der Vf., als die gesunde Vernunft, und die Cultur besorgt nur verbesserte Auflagen. Das System des natürlichen Staatsrechts ist wohl der Prüfstein der Güte und Haltbarkeit des positiven; aber aus letztem die Elemente des ersten deduciren zu wollen, wird ewig ein Missgriff bleiben."

Von der geistigen und moralischen Vervollkommnungsfähigkeit des menschlichen Geschlechts schliesst der Vf. auf den Zweck des Schöpfers bey dessen Erschaffung, und folgert daraus das unveräusserliche Recht des Menschen auf die Mittel zu diesem Zwecke seines Daseyns. Jedem Volke stehe daher die Befugniss zu, „die Grundsätze seiner Vereinigung und seiner fortwährenden gesellschaftlichen Beziehungen dergestalt festzustellen und abzuändern, wie sie seiner besten Einsicht nach für die Ansicht (d. i. den Zweck) des Vereins am entsprechendsten sind." Der Mehrheit der Staatsbürger müsse bey allen Rücksichten die Minderzahl sich fügen. Die monarchische Regierungsform sey, besonders für grössere Staaten, die vorzüglichere, und also müsse solche gewählt oder befestigt werden, sobald eine Regierungsveränderung unvermeidlich geworden wäre; jedoch nur bey wirklicher Unvermeidlichkeit dürfe zu einer Veränderung geschritten werden, wegen der damit gewöhnlich verknüpften grossen gemeinschädlichen Erschütterungen. Die Beschränkung der, dem Monarchen zu übertragenden höchsten Staatsgewalt, der Souveränität, müsse in der Mitwirkung der Volksvertreter liegen, für jede Provinz Repräsentanten unter Concurrenz der Ortschaften (Gemeinden) gewählt, und aus den Ausschüssen der Provinzialrepräsentanten die Nationalrepräsentation zusammengesetzt werden. Staatsdiener und Domänenpächter wären nicht zu Repräsentanten geeignet. Die Versammlungen müssten öffentlich gehalten werden und zu vorherbestimmten Zeiten Statt finden, „das Wirken der Repräsentation sich aber auf das Religionswesen, die bürgerliche, peinliche und finanzielle Gesetzgebung und die allgemeinen Etats von den Einnahmen und Ausgaben des Staats" beschränken. Die Resultate ihrer Berathung wären von der Regierung zu beachten, die Vorschläge zu neuen und zu Veränderung bestehender Gesetze aber allein von dieser zu machen. Bey Unfähigkeit des Monarchen sey die Regentschaft von der Repräsentation dem fähigsten Prinzen des regierenden Stammes zu übertragen; im Falle des Erlöschens des Fürstenhauses sey zur Wahl eines anderen zu schreiten, daher die Nichtigkeit der Verträge der Regenten über Vererbung der Länder aus dem Volksrechte folge; bey einer Unwürdigkeit des Fürsten, oder wegen dessen Verletzung des Staatswohls, habe das Volk zu erwägen, „dass die Beleihung mit der Souveränität durch die Beschaffenheit der menschlichen Natur und des Staatswesens als nothwendig gesetzt, also geheiligt ist," und durch vermehrte Kraftanstrengung (Industrie) den Nachtheil einer solchen Regierung nach Möglichkeit zu mindern, und von einer besseren Zukunft Heilung zu erwarten, der „Antastung der Person des Regenten und Rechenschaftnehmung von ihm," als leicht zu blutigen und gemeinverderblichen Unruhen und Umwälzungen führend, sich zu enthalten, und ihn dem Urtheile der Geschichte und des Richters der Welten zu überlassen.

Dieses ist der Inhalt einer Schrift, welche den Beweis der Unbefangenheit ihres Vfs. gleichsam an der Stirn trägt, indem derselbe sich unabhängig von den Ansichten der jetzt so schroff einander entgegen tretenden Parteyen zeigt, und mit wahrer Freysinnigkeit den Muth hat, sich gegen die Praxis der neueren Zeit und gegen die Theorien gepriesener und nachgebeteter Schriftsteller und Redner auszusprechen. Er lässt Abweichungen von seinen allgemeinen Grundsätzen zu, wo derselben Durchführung Gefahr drohet; diese suchen Ruhm und Einfluss auf entgegen laufendem Wege, unbekümmert, ob das Ziel, wohin sie deuten, nur durch Blut und Feuer zu erreichen ist, und das Glück der lebenden Generation bey seinem Erstreben auf's Spiel gesetzt werden muss; ob nicht die gewaltsame Durchführung einseitiger, oder gar selbstsüchtiger Parteyansichten, welche sie billigen und als Volksgerichte darstellen, zur Gesetzlosigkeit und Entsittlichung führe.

v — w.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1832.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

1) Ludwigsburg, b. Naſt: *Betrachtungen über das Weſen der Artillerie*, von *C. von Sonntag*, kön. würtembergiſchem Major in der reitenden Artillerie. 1828. VIII u. 172 S. kl. 8. (1 fl. 30 kr.)

2) Ebendaſelbſt: *Anleitung zu dem Unterricht in dem Batteriebau*, in Fragen und Antworten, von *C. v. Sonntag*, Major u. ſ. w. 1830. IV u. 224 S. kl. 8. (1 fl. 30 kr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1830. No. 162.]

„In einer Zeit, wo die Leſewelt mit Producten aller Art überſchwemmt wird, kann es nicht fehlen, daſs auch über Gegenſtände der Artillerie ſehr vieles geſchrieben wird, was oft ſchiefe Urtheile veranlaſſen kann."

Auch Rec. glaubt dieſe Anfangs-Worte der Vorrede an die Spitze ſeiner Kritik ſtellen zu müſſen, freylich aber nicht im Sinne des Vfs., ob dieſer gleich nach den Schluſs-Worten ſeiner Vorrede nichts Geringeres erſtrebt, als die Gegenſtände, die er behandelt, *von den Vorurtheilen zu entkleiden*, die ſie umgeben.

Es bleibt immer eine bedenkliche Sache, durch eine, wenn auch etwas verſtecktere Anſicht, die man von ſich hat, dem Urtheil anderer über ſich ſelbſt vorzugreifen; denn in der Regel hinterläſst eine ſolche Zuvorkommlichkeit weiter nichts als die peinliche Reflexion, die allgemein unter der Formel *ſi tacuiſſes* bekannt iſt. Doch da der Vf. an das Urtheil der geneigten Leſer appellirt, und Rec. ſich auch unter dieſe Zahl rechnet, ſo iſt es Pflicht deſſelben, ſich über den Werth der Schrift näher auszuſprechen. So viel iſt gewiſs, Neues hat er darin nicht gefunden, und das iſt wohl auch nicht möglich; denn in einer Schrift von 172 weit gedruckten Seiten, in denen eine ſolche Maſſe von Gegenſtänden abgehandelt werden, wie das Schieſspulver, die Geſchützröhren, die Laffeten, Protzen, Munitions-Wagen, die ſonſtigen Fuhrwerke der Artillerie, Beweglichkeit der Geſchütze und Munitions-Wagen, Wahrſcheinlichkeit des Treffens bey Feldgeſchützen, Zündungen, Congreveſchen Raketen, Artillerie-Train, gehört auſserordentlich viel dazu, wenn man etwas Erſprieſsliches leiſten will, da über jeden Gegenſtand ſchon Werke vorhanden ſind, die von bedeutend gröſserem Umfang ſind, als das ganze Werk des Vfs. ſelbſt. Ohne eine frühere wiſſenſchaftliche Bildung, ohne dieſe Genialität allgemein zu ſchreiben, iſt das undankbarſte Geſchäft von der Welt, und die Schrift hat weder Spuren des einen noch des anderen.

So viel im Allgemeinen. Rec. geht nun zu dem Einzelnen und zwar zunächſt zur Einleitung über: „die Artillerie *iſt eine Kunſt, nicht eine Wiſſenſchaft* (!!). Sie iſt darum keine Wiſſenſchaft, weil es in derſelben nur *wenige* Sätze giebt, welche als *Grundſätze* feſtgeſtellt werden können. Sie kann nicht ohne eine Menge nöthiger Hülfswiſſenſchaften beſtehen; wird ſie nicht wiſſenſchaftlich (!) behandelt, ſo tappt man ewig im Finſtern." S. VI wird für die Artillerie die Erfahrung als die alleinige Führerin anerkannt, dabey aber bemerkt, daſs „die aus der Erfahrung hervorgegangenen Regeln und darauf gegründeten Berechnungen nur bis auf einen gewiſſen Punct (!!) oder nur theilweiſe" wahr ſeyen. Rec. muſs hier bemerken, daſs Erfahrungen der Kräftenlehre, welche mathematiſche Calculationen zulaſſen, zu einem beſtimmten Reſultat führen, und daſs nur die Erfahrungen der Grundſtoffe annäherungsweiſe zuläſſig ſind. Mehr als dieſs bedarf es wohl nicht, um einen *wiſſenſchaftlichen* Werth des Ganzen zu bekommen. — Zum Ueberfluſs will Recenſent noch einige Hauptverſtöſse berühren, die der Vf. ſich hat zu Schulden kommen laſſen. Der Vf. behauptet S. 6—7, daſs für die Stärke des Pulvers einzig die Güte des Materials bey ſorgfältiger Behandlung (!) den Ausſchlag giebt, ohne das Verhältniſs zu beachten, nach welchem die Beſtandtheile deſſelben zuſammengeſetzt werden ſollen, und ohne die Beſtimmungen für die Gröſse und Geſtalt der Körner zu berückſichtigen. — Die Erfahrungen der engliſchen Artillerie, nach welchen S. 12 die Zündröhren der eiſernen Geſchütze eine auſserordentliche Erweiterung angeblich erlitten haben ſollen, ſprechen gerade zum Vortheil der eiſernen Röhren, weil ſich nach *Joh. May* (in der Schrift über den beſchleunigten Feſtungsangriff) die Zündlöcher der bey den Belagerungen der ſpaniſchen Feſtungen 1812 und 1813 gebrauchten bronzenen Röhren gegenüber von den gleichzeitig gebrauchten eiſernen Röhren um mehr als das Doppelte erweiterten. Man ſehe Plan III obigen Werks. Ueberdieſs widerſpricht dieſer Anſicht des Vfs. ſeine eigene Mittheilung S. 43 über ein ſpaniſches bronzenes Rohr mit einem Zündlochſtollen von geſchmiedetem Eiſen, wo ſich das Zündloch, ungeachtet das Geſchütz ſchon ziemlich gebraucht war, dennoch äuſserſt wenig angegriffen fand. Ein Beweis alſo, daſs der Fehler nicht an der Natur des Eiſens liegt. Die Behauptung, daſs die Zündlöcher der eiſernen Röhren

nicht mit Kupfer beröhrt werden können, weil die Schraubengänge wegen der Sprödigkeit des Eisens ausspringen, würde der Vf. nicht aufgestellt haben, wenn er mit Aufmerksamkeit eine mechanische Werkstätte durchwandert hätte, in welcher grosse Maschinen aus Gusseisen zusammengesetzt und durch eingeschnittene Schraubengänge mittelst Schrauben zusammengehalten werden. — Der Vf. würde ebenso die S. 16 aufgestellte Frage: „Ist noch etwas Nützliches mit einem unbrauchbaren eisernen Rohr anzufangen? nicht mit *Nein!* beantwortet haben, wenn ihm der hüttenmännische Process, durch welchen in den Eisenhammerwerken das Gusseisen in Schmiedeeisen umgewandelt oder zu Stabeisen verarbeitet wird, bekannt gewesen wäre. Die Möglichkeit der Umschmelzung des Gusseisens scheint ihm auch fremd zu seyn. — Erst 1812 lernte der Vf. S. 19 die Einhörner kennen, welcher sich die russische Artillerie schon in dem 2ten schlesischen Feldzug bediente. Hier zeigt der Vf. unverkennbar in gleichem Verhältniss Unkenntniss in der Kriegsgeschichte, wie ihm solche so eben in der metallurgischen Hüttenkunde nachgewiesen wurde; diese letzte beurkundet er S. 113 dadurch noch mehr, dass er behauptet, der Rost verursache bey dem Gusseisen grössere Verheerungen, als bey dem geschmiedeten Eisen; während doch gerade der entgegengesetzte Fall Statt findet, indem das Gusseisen des grösseren Kohlengehalts wegen der Oxydation weniger als das geschmiedete Eisen ausgesetzt ist. — Der Granade soll durch den hölzernen Spiegel die angewiesene Flugbahn gesichert werden S. 22; dieses muss Rec. bey der grossen Verschiedenheit der specifischen Schwere des Eisens und des Holzes bezweifeln, weil dieser Verschiedenheit wegen im ersten Moment, wenn durch die Entzündung der Ladung die Trägheit des Projectiels überwunden, auch der Spiegel von der Granade getrennt wird. Rec. ist daher der Meinung, dass die Granaden hauptsächlich deshalb mit einem hölzernen Spiegel versehen werden, um der Brandröhre eine solche Lage zu geben, in welcher sich solche am leichtesten im ersten Moment der Ladung mit entzündet.

Der Vf. lässt S. 23 die 3 und 4pfündigen Kanonen „aus leicht erklärlichen Gründen“ (?) aus der Reihe der gewöhnlichen Feldgeschütze verschwinden; damit stimmt wenigstens die österreichische Artillerie nicht überein; denn die fahrende Artillerie bedient daselbst nicht nur für den Gebirgs-Krieg, sondern *allgemein* die dreypfündigen Kanonen. — Nach mehrjährigen Erfahrungen des Vfs. verhält sich S. 24 der Sechspfünder zum Zwölfpfünder in Beziehung auf die Wahrscheinlichkeit des Treffens = 6 : 7, und in Beziehung auf Percussionskraft = 2 : 3; die von ihm hierauf gegründeten Folgerungen S. 25, dass auf eine Entfernung von 800 bis 900 Schritt gegen eine Colonne durch die 6pfündige Kanone mit 100 Schuss 100 Mann und durch die 12pfündige Kanone mit 100 Schuss 175 Mann ausser Gefecht gesetzt werden, sind aber nicht richtig, weil die Zeit, in welcher eine gewisse Anzahl Schüsse aus jeder Kanone abgegeben werden kann, nicht beachtet wurde. — *Scharnhorst* nimmt nach vielfältiger Erfahrung an, dass beym Zwölfpfünder $1\frac{1}{2}$ Schuss und beym Sechspfünder 2 Schuss in einer Minute geschehen. Zählt also eine Batterie 8 Kanonen, so wird in einer halben Stunde die 12pfündige Batterie 360 Schuss und die 6pfündige Batterie 480 Schuss abgeben. Nach obigen Verhältnisszahlen würden also mit Rücksicht auf die Zeit der Abgabe des Schusses mit der 12pfündigen Kanone nur $\frac{1}{4}$ mehr Mann als mit der 6pfündigen Kanone ausser Gefecht gesetzt, und nicht $\frac{3}{4}$, wie S. 25 angegeben wird. — Der Vf. wünscht S. 30 für die Haubitzen eine allgemeine gleiche Benennung. Es wird behauptet, dass in Deutschland die Haubitzen nach dem Gewichte ihrer Geschosse benannt werden, obgleich diese Geschosse nicht überall nach ihrem specifischen Gewichte, sondern grösstentheils nach dem Gewichte einer steinernen Kugel benannt werden, welche denselben Caliber hat. Man könnte bey diesem ganz unklaren Satze annehmen, der Vf. habe das absolute Gewicht mit dem specifischen verwechselt, wenn er nicht weiter unten einen ganz irrigen Begriff von Eigenschwere entwickelt hätte, indem er sagt: „das specifische Gewicht der Geschosse ist vermöge der verschiedenen Eisenstärke beynahe bey allen Artillerien etwas verschieden, und wird so ziemlich das Doppelte des jetzt angegebenen Steinkugelgewichts betragen.“ — Die Festungs- und Belagerungs-Haubitzen werden S. 33 zu den unnützen Meubeln gezählt, weil beym Ricoschetiren mit dem 1sten Aufschlage die Brandröhre erstické, und zum Demontiren die Granaden nicht wirksamer als die Kanonenkugeln seyen, indem von 100 in eine Brustwehre eingedrungenen Granaden kaum einige springen würden.

Durch so unrichtige Ansichten über die Wirkung eines in der Artillerie so wichtigen Geschosses liefert der Vf. den Beweis, *Scharnhorst's* Handbuch der Artillerie nicht gelesen zu haben. *Scharnhorst* legte 1810 bey Glatz in einen 20 Fuss dicken und 18 Fuss hohen Erdwall eine Bresche mit 6 Granadenschuss aus der 10pfündigen Haubitze und mit 28 Granaden-Schuss aus der 24pfündigen Kanone. Man sehe §. 243 seines Handbuchs 3ten Theils.

Ueber die Lippen-Kanonen belehrt uns *Borkenstein* besser als der Vf. S. 36. Der Vorwurf, welcher hier dem letzten gemacht wird, nämlich dass aus seinen Tabellen nicht ersichtlich sey, „ob die Umstände auch immer sich gleich waren,“ trifft den Vf. selbst, indem er ohne Angabe der Umstände S. 37 aus einem und demselben Geschütz zu verschiedenen Zeiten die verschiedensten Resultate erhalten haben will. S. 40 nur wenige Worte über den Guss der Mörser über einen Kern; ohne den Guss der Kanonen und Haubitzröhren zu erwähnen. Der Vf. wird sehr wahrscheinlich seine besonderen Gründe gehabt haben, einen so wichtigen und viel umfassenden Gegenstand unberührt zu lassen. — Auch würde er gewiss S. 42 hinsichtlich des Spielraums für die Belagerungs-Kanonen nicht vorgeschlagen haben, für den Fall, dass man mit glühenden Kugeln schiesst, lieber Kugeln von kleinerem Durchmesser mitzuführen, als dieser wegen den Spielraum der Belagerungs-Röhre zu vergrössern, wenn er beachtet hätte, dass die Ursache des Spielraums, die der Vf., wie bekannt, S. 41 in der Kruste findet, welche

den harten Rückstand der verbrannten Pulverladung bildet, beym Einführen der glühenden Kugel aufgelösst wird. — In dieser Einwirkung der glühenden Kugel auf den Pulverrückstand liegt denn auch unverkennbar die Ursache, dass man mit glühenden Kugeln bey unverändertem Auffatz die gleichen Schussweiten wie mit kalten Kugeln erhält. — Hinsichtlich des Kernwinkels S. 46 u. 47 hätte der Vf. die würtembergische Artillerie erwähnen sollen, welche bekanntlich seit mehreren Jahren den Visierschuss auf 400 Schritt angenommen hat. — S. 48 bis 52 spricht sich der Vf. für den festen Auffatz begründet aus. Da derselbe der angegebenen Ursachen wegen bereits seit Jahren in der französischen, in der preussischen, in der hannöverschen, in der englischen Artillerie u. s. w. angenommen ist, so scheint hier der Vf. die würtembergische Artillerie vor Augen gehabt zu haben, die sich bis jetzt zu der Annahme des festen Auffatzes nicht entschliessen konnte. — Hinsichtlich der Spannung der Laffeten-Wände befolgte schon vor 100 Jahren die sächsische Artillerie die diessfalsigen Lehren (S. 59) des Vfs. — Wenn S. 81 dem General *Alix* in Beziehung auf die Einrichtung der Laffeten und Protzen der Vorwurf der Leidenschaftlichkeit gemacht wird, so müssen wir dagegen den Vf. eines grossen Irrthums beschuldigen, indem er das englische System der Laffetirung unbedingt verwirft, welches nicht nur tiefe Kenntnisse in den Wissenschaften, sondern auch aufmerksame Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten dieser Waffe an den Tag legt, und nach vielfältigen Erörterungen und ausserordentlichen Prüfungen auch von der französischen Artillerie angenommen wurde.

Die Meinung S. 86, dass die würtembergische Artillerie die erste war, welche Munitions-Wagen mit Protzen gehabt habe, ist dahin zu berichtigen, dass die englische Artillerie schon 1808 zu dem Kriege in Spanien mit den S. 87 beschriebenen Wagen ausgerüstet war. Es lässt sich daher höchstens annehmen, dass gleichzeitig bey der englischen und würtembergischen Artillerie Munitions-Wagen mit Kanonenprotzen eingeführt wurden. Die sonstigen Fuhrwerke sind auf drey Seiten eben so kurz als oberflächlich abgehandelt. — Die Belehrung S. 96, „dass die Bäume, welche den Mörser tragen, so wie die Achsen, dem Gewicht desselben proportional seyn müssen,“ wird die sächsische Artillerie, welche den Tempelhofschen Mörserwagen seit längerer Zeit verbessert im Gebrauch hat, gewiss mit Dank erkennen. — Der Artikel S. 97: Beweglichkeit der Geschütz- und Munitions-Wagen beginnt, für die reitende Artillerie, mit einer schon von Anderen als unpraktisch verworfenen Foderung „möglichster Schnelligkeit.“ Die darauf gegründeten Folgerungen sind somit auch unpraktisch und nicht stichhaltig. Rec. würde ferner die Vergleichung der fahrenden Artillerie mit der reitenden Artillerie übergehen, wenn nicht der Vf. S. 105 der Meinung wäre, dass die reitende Artillerie, „wenn es gilt im Sturme einbrausend,“ die Kosten rechtfertigen würde, die man auf sie verwendet; hier glaubt Rec. an die ewig denkwürdigen Worte des Wachtmeisters in Wallensteins Lager erinnern zu müssen: „macht denn der Saus und Braus den Soldaten aus?“

Unser Vf. bezeichnet S. 47 die Entfernung von 400 Schritt vom Feind als die vortheilhaftere für die Wirkung der Artillerie, indem er selbst behauptet, dass „eine grössere Nähe“ nichts helfe. Diese Entfernung aber ist es, wo die Reiterey die Wirkung ihrer Artillerie abwartend im Erkenntniss ihres Uebergewichts den höchsten Grad von Beweglichkeit entwickelt, im Carriere auf den Feind stürzt, und solchen mit der Lanze oder dem Säbel niederwirft. Die Artillerie, welche ausser dem Bereich der Wirkung des kleinen Gewehrs nur durch ihr Geschütz den Feind niederzuwerfen vermag, braucht daher auch nicht im Sturme einher zu brausen, wie die Reiterey, um ihrer Hauptbestimmung zu entsprechen. — In dem Artikel: Taktik der Artillerie stellt der Vf. sehr richtig den Grundsatz auf: „je einfacher, je besser,“ verirrt sich aber sogleich auf dem Marsfeld, indem nach der Behauptung des Vfs. 8 Geschütze ihren Aufmarsch so schnell machen als vier Geschütze mit vier Munitions-Wagen; und dennoch werden unbedingt die Regeln des Manövrirens von ihm einfacher genannt, wenn man Geschütz und Wagen als ein zusammenhängendes Ganzes betrachten kann. — Was der Vf. über Munition, Zündungen, Schiessen und Werfen, Wahrscheinlichkeit des Treffens, Congrevsche Raketen sagt, darüber findet Rec. nichts zu bemerken, weil nur das schon Bekannte vorgetragen wird. — Der Vf. spricht sich am Schluss dieses Werks für das Bestehen eines abgesonderten Artillerietrains aus. Nachdem nun auch Frankreich das Unzweckmässige dieser Einrichtung erkannt hat, steht der Vf. mit seiner diessfalsigen Foderung sehr isolirt; möge er sich darüber belehren S. 36 u. 37 des I Hefts der österreichischen Militär-Zeitschrift 1832.

Aus dem hier Mitgetheilten lässt sich unbezweifelt annehmen, dass der Vf. nicht zu der kleinen Zahl der Auserwählten gehört, die berufen sind, in dem Felde der Artillerie Erfahrungen zu sammeln, welche der Zeit grossen Nutzen bringen können.

Die zweyte Schrift ist hauptsächlich dem Unterricht der Unterofficiere gewidmet, und desshalb in katechetischer Form verfasst, weil sie auch vorzugsweise als Instructions-Buch für Unterofficiere dienen soll. Die Quellen, aus welchen der Vf. geschöpft hat, sind angegeben. — Der Mangel an Zeichnungen veranlasste theilweise weitschichtige Beschreibungen, was der Vf. in der Vorrede auch zugiebt. — Rec. glaubt hier auf die Norm aufmerksam machen zu müssen, nach welcher dieser Unterricht in der österreichischen Artillerie dem Kanonier ertheilt wird. Eine Reihe von Zeichnungen auf Tafeln in Taschen-Format in einem Porte-Feuille dient zum anschaulichen Leitfaden; der Lehrer erklärt die Figuren u. s. w. Unser Vf. muss aber nothwendig seinen Vortrag dem Schüler durch Zeichnungen an einer Tafel erläutern, welche ausgewischt dem Gedächtniss wieder entgehen. Der Kanonier, an den ohnediess so viele Anfoderungen gemacht werden, muss nach dieser Lehrmethode, um sich verständlich über das Gelernte zu äussern,

ſein Gedächtniſs mit einer Menge von Fragen beladen, und ſich dabey noch Figuren verſinnlichen, die ihm fremd ſind.

Nach einer Erklärung der allgemeinen Begriffe einer Batterie und Benennung ihrer Theile u. ſ. w. werden im 2ten Abſchnitt die Materialien zu dem Batteriebau beſchrieben; der 3te Abſchnitt handelt von den verſchiedenen Verkleidungsarten; der 4te Abſchnitt lehrt das Legen der Bettungen; der 5te handelt von der Erbauung der Batterie-Magazine; der 6te beſchreibt den Bau von Glühöfen; der 7te umfaſst die Vorbereitungen zu dem Bau einer Batterie; der 8te lehrt das Abſtecken, Traciren und Erbauen gewöhnlicher Batterien; der 9te handelt von dem Bau ungewöhnlicher Batterien; der 10te endlich umfaſst die Wahl der Plätze für die verſchiedenen Batterien, in Beziehung auf das Feuer der Artillerie. Das ganze Werk iſt im Allgemeinen ſeinem Zweck entſprechend bearbeitet, und behandelt ſämtliche aufgezählte Gegenſtände gründlich und ausführlich.

B. W.

PHILOLOGIE.

Potsdam, b. Riegel: *Das Syſtem der griechiſchen Declination.* Ein Beytrag zur griechiſchen Grammatik und zur Sprachengeſchichte überhaupt, von *Fr. W. Reimnitz*, Oberlehrer am Potsdam'ſchen Gymnaſium. 1831. VI u. 154 S. 8.

Hr. *R.* hatte der Vorrede zufolge in Beziehung auf die Lautgeſetze der griechiſchen Sprache einige Bemerkungen gemacht, die ihm der Verbreitung durch den Druck nicht unwürdig erſchienen. Um ſie im Zuſammenhange darzuſtellen, dünkte ihm die Declination vorzüglich geeignet. Hiebey muſste er, um es an keiner Begründung ſeiner Behauptungen fehlen zu laſſen, die Declinationen der nächſtverwandten Sprachen vergleichen, von denen er jedoch nur die wenigen hiezu benutzte, deren Grammatik ihm durch längeren Umgang vertraut geworden war; denn er wollte lieber auf Vollſtändigkeit verzichten, als ſich der Gefahr ausſetzen, durch miſsverſtandene Autoritäten zu lächerlichen Irrthümern verleitet zu werden. Dieſe Sprachen ſind nun beſonders das Sanskrit und das Altgermaniſche (Gothiſche).

Das Werkchen ſelbſt zerfällt in vier Abſchnitte. Der erſte handelt vom Dual in der griechiſchen Sprache, der zweyte von der dritten, der dritte von der erſten und zweyten und der vierte von der unregelmäſsigen Declination bey den Griechen. Ein Nachtrag endlich ſpricht über das N ἐφελκυστικόν.

Im erſten Abſchnitte ſtellt der Vf. der bekannten Anſicht *Buttmanns* über den Dual *die* Meinung entgegen, daſs die Formen des Duals ſchon urſprünglich, d. h. ſeit der erſten Bildung der Sprache, geſondert von den Formen des Plurals beſtanden hätten, und von jeher zur Bezeichnung eines Paares oder zwey zuſammengehöriger Gegenſtände angewandt worden wären. Rec. kann ſich weder ganz mit der *Buttmanniſchen*, noch und am wenigſten mit der neuen Anſicht des Hn. *R.* befreunden. Er iſt überzeugt — die Gründe dafür kann er hier nicht weitläuftig entwickeln — daſs im hohen Alterthume beide Formen, die des Duals und des Plurals, *promiſcue* zur Bezeichnung einer jeden Mehrheit gebraucht wurden, ſo daſs alſo ε = ες, ᾱ = αι, ω = οι, αιν = αις, οιν = οις, αιν oder οιν (Genit.) = ων galten. Die in die Augen ſpringende Aehnlichkeit dieſer Formen, ſowie der Verbalformen (ετον und ετε), läſst ſehr wohl auf eine urſprüngliche Gleichheit ſchlieſsen, wobey man ſich noch obendrein nur erinnere der Σ und N ἐφελκυστικά, die unbezweifelt zur Bildung der Declinationen des germaniſchen Sprachſtammes beygetragen haben. Wer von dieſer Annahme ausgeht, kann Alles mit gröſster Leichtigkeit erklären. Es war alſo keine dieſer Formen die frühere, ſondern beide beſtanden ſogleich neben einander, und beide bezeichneten die Mehrheit überhaupt; nur ſpäter ward es anders, als die Sprache ſich bedeutend fortgebildet hatte; da wurde die meiſtentheils ſchwächere und weichere Form dem Dual zugetheilt, doch nicht ſo, daſs ſie allein nur zum Ausdruck einer Dualität gedient hätte. Die Bemerkungen, welche der Vf. ſpäterhin über Σ und N macht, dienen dazu, dieſe Anſicht zu beſtätigen.

Der zweyte Abſchnitt iſt der vorzüglichſte, und giebt in einer muſterhaften klaren Darſtellung, durch welche ſich das Schriftchen überhaupt ſehr vortheilhaft auszeichnet, ein neues wohl durchdachtes und angelegtes Schema zur Vereinfachung und Erklärung der Formen der dritten griechiſchen Declination. Rec. iſt den Forſchungen des Hn. *R.* mit Vergnügen gefolgt, und erachtet dieſelben als einen weſentlichen Fortſchritt zur genaueren Kenntniſs und Beurtheilung dieſes allerdings mit Schwierigkeiten verbundenen Gegenſtandes. Sie reihen ſich würdig an die Unterſuchungen eines *Struve* und *Hartung* an, und führen uns ein Ziemliches weiter zur Einſicht in das *urſprüngliche* indo-germaniſche Declinationsſyſtem. Schade, daſs der Vf. nicht ſelbſt bis zu dieſem Puncte fortgegangen iſt; nur hie und da giebt er einige, obwohl recht intereſſante Winke. Sowie aber Rec. ſchon früher, ſo iſt er durch des Vfs. Unterſuchungen noch mehr zu der Ueberzeugung gekommen, daſs das ganze Declinationsſyſtem der indo-germaniſchen Sprachen dadurch entſtanden iſt, daſs ſich an den Stamm der Wörter beym gewöhnlichen Sprechen nach und nach die leichteren Vocale ă, ĕ, ĭ und an dieſe wiederum — zur Vermittelung leichter Uebergänge, oder das Zuſammenkommen von Vocalen zu vermeiden, oder dem Worte eine ſtärker ins Ohr fallende Endung zu geben — die liquidä S, M (oder N), und R (bisweilen auch D) anfügten.

Die beiden letzten Abſchnitte ſind von minder groſsem Belang; doch enthalten auch ſie manche wichtige Bemerkungen. Ueber das N ἐφελκυστικὸν äuſsert der Vf. die Meinung (hinſichtlich der Anfügung deſſelben an die Dative des Plurals auf σι), daſs es nicht urſprünglich zur Endung gehört habe, ſondern nur vor Vocalen zur Vermeidung des Hiatus eingeſchaltet worden ſey Ganz recht!

Wir empfehlen dieſe Schrift, die ſich zwar durch ihr Aeuſseres eben ſowohl als durch ihren Gehalt von ſelbſt empfiehlt, allen Sprachforſchern zur aufmerkſamſten Beachtung.

M9λ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1832.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Paris, b. Tenon: *Memoires de Vidocq*, chef de la police de sureté jusqu'en 1827, aujourd'hui proprietaire et fabricant de papiers à Saint-Mandé. Tome premier. VIII und 420 S. Tome second. 462 S. 1828. 8.

Der Vf. war ein Bäckersfohn aus Arras, er flüchtete aus dem väterlichen Haufe, wurde Gehülfe bey einem Marionettentheater, hernach bey einem wandernden Quackfalber, kehrte in das Vaterhaus zurück, hängt fich an eine Schaufpielerin, entrinnt wieder feinen Eltern, nimmt Kriegsdienfte, defertirt, erfährt Züchtigungen, nimmt wieder Dienfte und Liebfchaften überall, am Ende eine Frau, kommt nach Brüffel, ift im Begriff, fich mit einer Baronin zu vermählen, nach entdeckter Untreue feiner Gattin, treibt allerhand Unfug, wird in Douay verhaftet und wegen der angeblichen, obgleich unwahren, falfchen Ordre, einen Gefangenen loszugeben, als Theilnehmer einer Fälfchung zu den Galeeren verurtheilt, bricht aus mehreren Gefängniffen aus, begiebt fich unter die oftender Schleichhändler, wird gefangen, entwifcht und geht unter die Hufaren, wird wieder gefangen, von Douay nach Bicetre gefchleppt, und endlich nach misslungenen Verfuchen zur Flucht kommt er auf die Galeeren in Breft. Das neunte Capitel, über die Colonifation der Züchtlinge, will aus einigen Ungemächlichkeiten des englifchen Transportwefens der Verbrecher nach Botanybay beweifen, dafs folches für Frankreich nicht nachzuahmen fey, da Frankreich keine dazu geeignete Colonie befitze. Das letzte mag wahr feyn, aber wir fehen keinen Grund ein, warum es nicht follte von England die friedliche Duldung erlangen können, entweder in Auftralien eine ähnliche Colonie anzulegen, oder wenn der brittifche Seherblick darin Bedenklichkeiten fände, zur Transportation nach Corfika zum Landbau die Verbrecher zu beftimmen, da dieses noch fo wenig angebauet ift; oder die jetzige Fehde mit einem Dey der Barbaresken dazu zu benutzen, dort eine Züchtlings- und Waifen-Armen-Colonie, natürlich aber nicht an *einem* Platz, anzulegen, damit die europäifche Bevölkerung fchnell wachfe. Dann könnte man auch die Arbeitsplätze der Verbrecher immer weiter rückwärts anlegen. Strafsen und Canalbauten bedarf jede Colonie in unendlicher Zahl, fodann Kirchen und Schulen; dazu und zur Landwirthfchaft nach einer Mufterwirthfchaft, fowie zur eigenen Ernährung, brauche man die Züchtlinge, da fie niemals müffig feyn dürfen, und nach erlangter Freyheit helfe man ihnen, fich durch Land- und Garten-Bau oder durch eine andere erlangte Fertigkeit ehrlich zu ernähren, fey aber fehr fchwierig, ihnen die Rückkehr in das Vaterland zu geftatten. — Wenn *Vidocq*, der fo genau die Falten der menfchlichen Verdorbenheit kennt, folgende Vorfchläge macht, die Galeerenfclaven nach ihren Eigenfchaften und Verbindungen in verfchiedene, nicht mit einander arbeitende Claffen zu fchichten, denen, die eine Befferungsneigung zeigen, manche Fürforge jetzt und künftig mit der Hoffnung zur Abkürzung ihrer Strafe angedeihen zu laffen, das Schliessen leichter und fchwerer Verbrecher an eine Kette, und den Verkauf hitziger Getränke, wovon fie nur ihr Deputat erhalten müffen, einzuftellen: fo wundert man fich, dafs ein folcher Galeerenfchüler nicht mehr vorzufchlagen weifs.

Die folgenden Capitel enthalten die oft wunderbaren Verwickelungen des Sträflings, fein Leben in Paris, dann in Arras, hernach als Schulmeifter in Holland, bis er dort einem Seelenverkäufer in die Hände fällt, und durch unglückliche, liederliche Abentheuer von Neuem in das Gefängnifs zu Douay geräth. Sonderbare Schickfale auf der Strafse zu den Touloner Galeeren, das Entwifchen aus Toulon, Gründung einer Fabrik, wie ihm ehemalige Kameraden Geld auspreffen und Unheil bringen, neue Gefangenfchaft, führen ihn zu Räubern, von denen er entlaffen wird, weil ihnen der Galeerenfclave ein zu gemeiner Verbrecher ift. Gefchäfte in Lyon und Rouen, Dienftnahme in Boulogne und unter der Kapermannfchaft, hernach in der Marineartillerie, wo er Corporal wird. Eins der intereffanteften Capitel ift das zwanzigfte wegen der geheimen Gefellfchaften im Heere mit dem Namen Olympier und des Polizeywefens im Heere Napoleons. Entlaffung der *Armée de la Lune*. *Vidocq* kommt ins Gefängnifs nach Douay, wo fich feine liederliche Frau wieder verheirathet. Er entwifcht von Neuem, macht ehrliche Gefchäfte, treibt Abentheuer in Paris, und nimmt endlich Dienfte bey der Polizey. Seitdem wird er durch den Polizeymagiftrat Henry benutzt, eine Menge Verbrecher zu verhaften, und wird deren Schrecken. Nun wird feine Thätigkeit dem Publicum nützlich, aber der Neid der weniger gewandten Polizeymänner rege. Er deckt die Theurung und die Mifsbräuche des Polizeywefens in Frankreich auf, gelangt aber doch nur zu 5000 Fr. Befoldung. Sein Nachfolger, der fromme Coco-Latour, erfcheint nicht fo thätig, als *Vidocq* handelte, ohne fein Leben zu fchonen. *Vidocq* erhält die volle köni-

gliche Begnadigung, und verspricht nach Villeles Fall fernere Denkwürdigkeiten, welche die ganze jetzige Polizeyheerde nach Briefen aus Paris in Furcht setzen, dass er schreckliche Dinge entdecken werde. Er versteht das Publicum auf seine Schicksale und Geheimnisse aufmerksam zu machen.

Wohl verdiente ein solches Werk eine Uebersetzung; mit Auslassung einiger unzüchtiger Scenen wird sie sehr nützlich seyn. Die unlängst erschienene ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen.

R.

Berlin, b. Fröhlich u. Comp.: *Wie verloren die Juden das Bürgerrecht im west- und oströmischen Reiche?* Eine indirecte Beantwortung der Frage: Sollen die Juden das Bürgerrecht erlangen? Beantwortet von *Ludwig Schragge*. 1832. VI und 94 S. 8. (18 gr.)

Rec. glaubt, dass der Vf. um so eher ihm das Recht zur Beurtheilung vorliegender Schrift zugestehen wird, als sie von einer Ansicht ausgehet, welche, wie der Vf. selbst auch in der Vorrede erwähnt, Rec. zum ersten Male vor einiger Zeit ausgesprochen hat. Diese Ansicht besteht darin, dass es einmal Zeit sey, auch in der Lösung der seit *Dohm* so unzählige Male aufgeworfenen Frage über die Emancipation der Juden, den Weg des Allgemeinmenschenrechtlichen, auf welchem man sich seither bequem, aber der Wirklichkeit fremd, bewegt und seine unmassgeblichen Foderungen gestellt hat, zu verlassen, und vielmehr, vom historischen Standpuncte ausgehend, zu zeigen, nach welchem Wechsel der Verhältnisse die Emancipation der Juden, in früherer Zeit unzulässig und unmöglich, gegenwärtig zulässig und möglich wäre oder würde, oder nicht. Denn, da die menschliche Gesellschaft einmal aus dem Allgemeinmenschenrechtlichen herausgeschritten ist, so ist es nicht an uns, sie wieder dahin zurückzuleiten; und da Alles, was da ist, sich aus der Vergangenheit entwickelt hat, so muss jede Untersuchung über staatsrechtliche Verhältnisse von der Geschichte und Philosophie der Geschichte ausgehen. Weil nun diese Schrift der erste Versuch ist, die Lösung jener schwebenden Frage auf diesem zugleich philosophischen, historischen und praktischen Wege zu bewerkstelligen, so erlauben wir uns, dieselbe etwas genauer zu betrachten.

Die so eben angedeutete Ansicht entwickelt der Vf. umständlicher in den einleitenden §§., und zeigt zugleich, dass die Bürgerrechtslosigkeit der Juden, zuerst von den christlich-römischen Kaisern gesetzlich bewerkstelligt, von diesen unmittelbar in das Mittelalter und die neuere Zeit, freylich noch modificirt, übergegangen sey (bis §. 8). Hierauf beginnt er mit der historischen Darstellung der jüdischen Verhältnisse im *Orient*, in kurzen, oft treffenden Zügen, wo er besonders den Islam, das Judenthum und Christenthum in ihrem charakteristischen Gegensatz aufstellt (bis §. 20), entwickelt alsdann die religiösen und politischen Motive, durch welche die Juden bey den *heidnischen* Römern in vollem Masse tolerirt, und mit dem römischen Bürgerrecht versehen wurden, wobey er eine Charakteristik der damaligen Juden hinzufügt (bis §. 28), beantwortet ferner die Fragen, warum das Christenthum, nachdem es von dem Throne der Cäsaren Besitz genommen, in politische Opposition mit den Juden trat, und warum nur in allmäliche (bis §. 37), theilt nun alle Gesetze der römischen Kaiser, die sich auf Juden beziehen, chronologisch geordnet und übersetzt mit, durch welche das Bürgerrecht ihnen genommen wurde, (bis §. 86) und schliesst die Untersuchung mit der Aufstellung der Resultate für den Orient, als keiner höheren Entwickelung rechtlicher Verhältnisse fähig, für das Abendland, dass der Verlust des Bürgerrechtes bey den Römern nur in der Verweigerung des Antheils an der Administration, nicht in der Beschränkung der Gewerbefreyheit bestand, und durch kein *sociales* Moment, sondern nur durch ein *religiös-fanatisch-katholisches* vollbracht wurde (bis §. 89). Darauf versucht er noch, die Ergebnisse der vorangegangenen Untersuchung in ihren Wechselbezug mit den gegenwärtigen Verhältnissen zu stellen, und verlangt, dass, da jener religiös-fanatische Katholicismus seit dem Westphälischen Frieden aufgehört hat, die christliche Welt zu beherrschen, auch die Foderungen desselben, den Juden das Bürgerrecht zu verweigern, aufgehoben werden. Wohl fühlend aber, dass hiemit der Wirklichkeit nicht völlig Genüge geschehen, erwähnt er kurz des Einwurfs, dass aus dem religiösen Momente durch die Länge der Zeit sociale hervorgegangen sind, durch welche der Jude des Mittelalters der Emancipation unfähig geworden, und setzt diesem entgegen, dass der Jude der neueren Zeit auch nicht mehr der des Mittelalters, und dass es überhaupt Bedürfniss des neueren Staates sey, alle seine Theile zu integrirenden zu machen.

Ist uns durch diese kurze Angabe des Inhalts deutlich geworden, was der Vf. gewollt, so wird uns bald einsichtlich, dass derselbe der aufgestellten Grundansicht nicht Genüge gethan, und viel zu rasch zu seinen Endresultaten gekommen ist. Denn indem er selbst von vorn herein zugiebt, dass die Bürgerrechtslosigkeit der Juden im Mittelalter noch modificirt gewesen, indem nämlich die völlige Beschränkung der Gewerbefreyheit auf den alleinigen Handel durch dasselbe hereingebracht worden, kann er nicht verlangen, dass wir auf *seinem* Wege, die mittelalterlichen Verhältnisse überspringend, die gegenwärtigen von den heidnischrömischen bestimmen lassen sollen, da doch wahrlich die neuere Zeit nicht wieder zu den Verhältnissen des heidnischen Roms gekommen ist, sondern die Elemente und Potenzen des mittelalterlichen Lebens veredelt, aber nicht vernichtet und gänzlich aufgegeben hat. Während wir also seiner historischen Untersuchung und Enwickelung, an der besonders die deutliche Form und mancher tüchtige Gedanke zu loben ist, Beyfall geben, ja auch die aus derselben gezogenen Resultate gelten lassen, können wir seine Ergebnisse für die neuere Zeit darum nicht geeignet finden, weil er uns die mittelalterlichen Ver-

hältnisse und ihre Entwickelung in die neue Zeit hinein- und in denselben Wechselbezug mit der neuesten gestellt gegeben hat. Indem er nämlich selbst zugesteht, dass sociale Momente in der Welt der Juden seit der Römerzeit entstanden sind, welche der Emancipation derselben im Wege sind, so setzt er, wenn er dennoch die Emancipation verlangt, die Untersuchung voraus, welches diese socialen Momente waren, und ob sie in der neueren Zeit geschwunden sind, ferner welche sociale Momente denn überhaupt gegenwärtig in der Welt der Juden bestehen. Denn so treffend der Vf. auch comparativ Züge der Aehnlichkeit zwischen den Juden der Römerzeit und der jetzigen hervorzuheben weiss, so wird er doch wohl selbst fühlen, dass diess nur allgemeine sind, die das Bild weder völlig umschreiben, noch ausfüllen. Indem wir also hier kein Urtheil über die Sache selbst, die Emancipation, fällen, sondern nur über die zu schnellen Schlüsse des Vf. zu Gunsten derselben, welche der *Geschichte* Zwang anthun, fügen wir noch hinzu, dass die Ausführung nicht so oft aphoristisch hätte seyn, und dass der Vf. in den Versen des Euripides, die er zum Beschluss anführt, (Hec. 282. 3. 291. 2) aus ὑμῖν nicht hätte ἡμῖν machen sollen.

Druck und Papier sind lobenswerth. L. Ph.

FREYBURG, b. Gross: *Die Ergebnisse des badischen Landtags von 1831 für das öffentliche und Privat-Recht*, vom Freyherrn *von Weiler*, grossherz. badischem Geh. Rath, Ritter des Zähringer Löwenordens, Mitglied des Staatsministerium und der Gesetzcommission. (Aus dem Archiv für Badens Rechtspflege und Gesetzgebung.) 1832. 48 S. 8. (6 gr.)

Der Auszug enthält nichts Finanzielles, sondern nur die Ausbildung des öffentlichen und des Privat-Rechts. Weil die Regierung auf die Wahlen durchaus nicht wirkte, so hatte sie keine entschiedene und ständige Partey in den Kammern. Nirgends hat sich das Volk dabey wohl befunden, wenn eine Regierung eine Partey in den Landständen anwarb oder erkaufte, und die dadurch erlangten Beschlüsse waren nirgends von langer Dauer. Dagegen hatte die badensche Regierung aber auch keine stehende Opposition. Spaltungen fanden nur da Statt, wo die Folgen früherer oder auswärtiger Verhältnisse zu genehmigen waren. Gegenstände der inneren Gesetzgebung, welche aus der eigenen ungebundenen Anordnung der Regierung auf ihrem jetzigen Standpunct sich herleiteten, waren jener Anfechtung nicht unterworfen, sondern wurden mit der Unbefangenheit behandelt, die aus einem ungestörten Vertrauen entspringt, und die Wahl einer verschiedenen Ansicht zulässt. — Die Abänderungen der Verfassung vom 14 Apr. 1825 wurden wieder abgeschafft. Die neue Gemeindeordnung vermehrte die Selbstständigkeit der Gemeinden, die freye Verwaltung ihres Vermögens, die Ungleichheit der Orts- und Schutz-Bürger wurde aufgehoben, und liess jedem Staatsbürger und Fremden die Ansiedlung frey. Das Vielregieren wird jetzt vermieden, durch das Selbstregieren der Einzelnen und der Körperschaften. Die Aufsicht des Staats wurde genau bestimmt. Die Beyträge der staatsbürgerlichen Einwohner zu den Gemeindebedürfnissen wurden genau bestimmt mit den Vorrechten der Standes- und der Grund-Herren. Der Gemeinderath hat die Führung der Grund-Gewähr- und Unterpfands-Bücher. Merkwürdig wurde das Gesetz wegen der Polizey der Presse und der Bestrafung der Pressvergehen. Injurien sollen künftig nur gerichtlich und nicht polizeylich behandelt werden. Das Gendarmeriegesetz erhielt eine Umgestaltung. Das Verlangen der zweyten Kammer wegen der Leistung des Verfassungseides ging nicht durch. Ein Fünftel aller Besoldungen wurde als Functionsgehalt betrachtet, und kommt bey der Pension nicht in Anschlag. Alle Spur der peinlichen Frage und körperlichen Züchtigung wurde gänzlich abgeschafft. Die Beförsterung der Privatwaltungen wurde aufgegeben. Wälder von mehr als 50 Morgen dürfen ohne Erlaubniss der Staatsbehörde nicht urbar gemacht werden. Die Strassenbau-, Militär- und Gerichts-Frohnden wurden aufgehoben. Die Herrenfrohnden verschwanden, die walzenden Frohnden wurden ablösbar zum 18fachen, die persönlichen zum 12fachen Betrag. Der Staat leistete bey ersten $\frac{1}{3}$, bey letzten den halben Beytrag, der Blutzehnte wurde mit Entschädigung des 15fachen Betrags, dessen Hälfte der Staat übernahm, und eben so der Neubrückzehnte abgeschafft. Die Fahrnissgemeinschaft trifft künftig auch den Adel. Das Schuldencontrahiren der Officiere wurde zweckmässiger als früher verhindert. Die neue Processordnung trat den 1 Mai 1832 ins Leben, und soll auf dem nächsten Landtage neu revidirt werden. Die Diäten der Abgeordneten wurden herabgesetzt von 5 auf 4 Gulden. Die Elementarschulen wurden im Einkommen sehr verbessert. Die Aufhebung des Priestercölibats wurde an die Diöcesan- und Provinzial-Synode verwiesen. Auf einem einzigen Landtage geschahe also sehr Vieles, und noch Mehreres wurde vorbereitet, was Rec. unbemerkt lässt.

R.

LEIPZIG, b. Wolbrecht: *Zwanzig Päpste an der Himmelspforte vor Petrus.* Zur Kurzweil für Jedermann von *Jemand.* 1832. VI u. 96 S. 12. (4 gr.)

So lange es noch ein Rom giebt, oder richtiger, einen römischen Papst, so lange haben alle freysinnigen Katholiken oder Protestanten seinen Anmassungen, seiner Herrschsucht, seinen Anstrengungen, eine ihm nützliche Dämmerung, oder wo möglich, gar eine finstere Nacht in den Seelen der Menschen hervorzubringen, mit gleicher Sorgfalt und Aufmerksamkeit entgegen zu kämpfen. Des Hn. „*Jemand*" Unternehmung ist daher mit Recht zu loben, und dankbar anzuerkennen. Dieses fasslich und eindringlich geschriebene Büchlein ist zunächst berechnet: „für den Landmann, der in freyen Stunden auch gern einmal an etwas Anderes denken mag, als an seinen Pflug; für den Bürger, dem sein Webestuhl oder Leister,

oder Hammer, oder Bügeleisen nicht das einzige Betrachtungswürdige in der Welt ist; übrigens für jeden Freund der Wahrheit ohne Unterschied des Standes." Als Zweck und Absicht giebt der Vf. an, dass Alle und Jede daraus lernen sollen: „was für Leute mitunter die Päpste gewesen sind, dass sie daraus erkennen, was sie davon zu halten haben, wenn ihnen gewisse Leute in gewisser Absicht Viel von den *heiligen* Vätern zu Rom, von diesen sogenannten Statthaltern Christi, von diesen vorgeblichen Amtsnachfolgern Petri, vorsagen." Dass der Vf. erkannt habe, welche Zeit es an der römischen Uhr sey, geht hieraus klar hervor, und es wird nicht fehlen, dass er auch Anderen die Augen hierüber öffnen und offen erhalten wird. Auch muss Rec. eine verständige Wahl es nennen, dass er die Form des Gespräches wählte, zumal da er sich als ein Meister derselben gezeigt hat, wie man aus der Leichtigkeit und würdigen Einfachheit, womit er diese zu handhaben weiss, leicht erkennen wird. — Von den hier vorgeführten zwanzig Päpsten werden neunzehn von dem Himmelspförtner, dem heiligen Petrus, an der Pforte des Himmels zurückgewiesen. Diese neunzehn, welche sich ihrer Schandthaten vor Petrus noch zu rühmen wissen, sind Damasus, Sergius, Johann XII, Gregor VII, Urban VI, Innocenz VIII, Paulus II, Sixtus IV, Alexander VI, Julius II, Leo X, Paulus III, Julius III, Pius V, Gregor XIII, Sixtus V, Paulus V, Innocenz X, und Innocenz XII; Einlass erhält einzig nur Clemens XIV. Mit Recht sagt der Vf., „dass er die hier aufgestellte Gallerie der Zurückgewiesenen leicht hätte verdoppeln und verdreyfachen, und von den meisten der hier genannten Päpste noch mehr Schlimmeres sagen können, denn die saubere Politik der Päpste war von jeher eine unsterbliche, und die schlimmen Laster des Vorgängers mussten, da sie stets ungeahndet blieben, nur zu leicht den Nachfolger zu, wo möglich, noch schlimmeren anreizen." Das erste, fährt er fort, habe er desshalb nicht gethan, weil er diessmal nur ein Büchlein schreiben wollte, das bald gelesen und dabey wohlfeil wäre; das andere aber habe er unterlassen, weil zum Verstehen des Uebergangenen Kenntnisse und Einsichten erfodert werden, welche sich nicht allgemein voraussetzen lassen. Rec. hat diese letzte Rücksicht hier nicht zu nehmen, und so glaubt er etwas Dankwerthes zu thun, wenn er hier einige verständige Urtheile einsichtsvoller Laien des Mittelalters über einige Päpste mittheilt, um so mehr, als wohl die meisten Schriftsteller des Mittelalters die Thatsachen unbefangen und freymüthig erzählten, aber nur sehr kühne ein individuelles Urtheil auszusprechen wagten, da diess in jenen Zeiten nur zu leicht den Scheiterhaufen nach sich zog. Di Urtheile entlehnen wir aus einer auf der Jenaischen Universitätsbibliothek befindlichen Handschrift. So sagt z. B. Meister *Stolle* am Ausgang des 13ten Jahrhunderts:

Leider al diu Kristenheit in grôzer werre stât.
Daz wende, herre Jesu Krist, und rihte uns ob *der* rât,
Die hie der valschen vuore pflegen, und die welt sô offenbar verkêren.

Wâ ist nû daz recht, daz man von Rôme uns solte geben,
Daz sie nû rihten über die mit valsche leben,
Und uns in der Kristenheit den grôzen jâmer vaste mêren?

Die hie des guotes hânt sô vil,
Und dâ bî lebent alsô lesterliche:
Got ich des iemer biten wil,
Daz er denselben argen zagen versage dort sîn riche.
Swelh mensche mê verslinden wil, dan er verdouwen mac,
Dar an er lihte erworgen muoz, und ist im an der sêle ein wernder slac.
(*Jen.* Hs. bl. 5.*b*.)

Derselbe Meister *Stolle* in derselben Hs. (bl. 4*a*.) sagt nicht minder stark und wahr:

Ich hoere sagen, daz ein bîspel in den buochen stê:
„Swan sô daz houbet siechet, sô ist al dem libe wê."
Dest in der werlte schin: daz houbet siechet leider alze sêre

Der bâbest solte ein houbet sîn der Kristenheite gar,
Und daz er sie beschirmete vor den unrechten dar;
Er solte ouch rihter sîn: nû dünket mir, wie er sie gar verkêre.

Wir leijen sîn der pfaffen spot,
Sie helfent alle einander uns betriegen;
Daz erwende vaterliche got! —
Sît sie durch guotes gierekeit an ir buochen liegen,
Und velschen den gelouben, dâ wir solten an genesen:
Sît sie nâch rehte niht entuont, wie möhte dan ein leije guot gewesen.

Reinmar von Zweter sagt (*Bodmers* Samml. 11. S. 143):

Swer bannen wil, und bannen sol,
Der hüete, daz sîn ban iht sî vleischliches Zornes vol.
Swâ vleischlich Zorn in banne stect, mich dünket daz niht gotes ban.

Swes ban mit gote ist, und nâch gote,
Der wirbet wohl nâch gote, alsam gesanter gotes bote.
Swer *des* bannes niht envürhtet, der ist niht ein wiser man.

Der under stôle vluochet, schiltet, bennet,
Und under helme roubet unde brennet,
Der wil mit beiden swerten striten.
Mac *daz* geschehen in gotes namen,
Sô darf sich sante Pêter schamen,
Daz er *des* niht enpflac bî sînen ziten.

Was Alles *Walter von der Vogelweide* über Innocenz III sagt, das lese man in der Ausgabe dieses Dichter von *Lachmann* S. 33 ff. Diese Paar Stellen nur zum Beweise, dass man auch schon im Mittelalter die Päpste wenigstens in Deutschland hinlänglich kannte. Thäte es Noth, man könnte ein ganzes Buch solcher freysinniger Urtheile zusammen bringen, und man würde das Mittelalter dadurch etwas anders, als es gewöhnlich geschieht, würdigen lernen. Dem Büchlein aber, welches Rec. hier kurz angezeigt hat, wünscht er um so mehr viele Leser, als es Noth thut, dass auch dem noch Schlummernden die Augen geöffnet werden. — Druck und Papier sind gut.

E. D. J.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1832.

PHILOSOPHIE.

Berlin, Posen und Bromberg, b. Mittler: *Kant und die philosophische Aufgabe unserer Zeit.* Eine Jubeldenkschrift auf die Kritik der reinen Vernunft. Von Dr. *Friedrich Eduard Beneke.* 1832. 104 S. 8. (18 gr.)

Um ein allgemeines Urtheil der näheren Anzeige dieser Schrift vorauszuschicken, bemerkt Rec., dafs er dieselbe, bey aller seiner Vorliebe für *Kant*, und ohne der Polemik des scharfsinnigen Vfs. überall beyzutreten, doch gröſstentheils mit Wohlgefallen und mit vorzüglichem Interesse gelesen, und gar Manches in ihr gefunden hat, was sie der Aufmerksamkeit des unbefangenen philosophischen Publicums werth zu machen scheint. Es dürfte aber, in Betreff unseres groſsen Selbstdenkers, hier nicht ganz zwecklos seyn, auch vorher noch an frühere Urtheile über ihn zu erinnern, die sich in der Folge wohl bewährt haben; zumal da der Vf. hier keine eigentliche Lobschrift auf den Mann giebt, der eine so lange Reihe von Jahren eine Zierde des preussischen Staats gewesen ist, und auf die Fortschritte der höheren Cultur und auf fast alle Zweige unserer Literatur einen so bedeutenden und weit verbreiteten Einfluſs gehabt hat.

Immanuel Kant erregte schon seit den Jahren 1762—64 Aufmerksamkeit und Bewunderung in der literarischen Welt durch drey seiner frühesten Schriften, nämlich: 1) die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren u. s. w. 1762. 2) Versuch, den Begriff der negativen Gröſsen in die Weltweisheit einzuführen, 1763. 3) Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseyns Gottes, 1764. Jene gehaltvolle kritische Zeitschrift: „Briefe, die neueste Literatur betreffend" (Berlin, b. Nicolai), welche Männer, wie *Lessing*, *Moses Mendelssohn*, *Abbt*, *Sulzer*, *Resewitz*, *v. Kleist*, zu Verfassern hatten, führte die genannten *Kantischen* Werke mit Auszeichnung in die gelehrte Welt ein, und von der ersten urtheilte der Rec.: „Der Vf. ist auf einem guten Wege, die *Theorie des menschlichen Verstandes* auf eine richtige und natürliche Weise zu simplificiren, wodurch nicht allein die Anwendung desselben zur Erkenntniſs der Wahrheit erleichtert, sondern auch der Weg gebahnt wird, tiefer und sicherer in die *Natur der Seele* einzudringen." Bey der zweyten Schrift (über die negativen Gröſsen) bemerkt der Rec.: — „Hier finden wir eine höchst merkwürdige Frage allen Philosophen zur Beantwortung vorgelegt, womit er seine Schrift beschlieſst, eine der tiefsinnigsten, die jemals gethan worden ist. Wer sie richtig beantwortet, der wird der Schöpfer einer *neuen* und *vollständigeren Metaphysik* seyn, als wir sie noch haben. Es ist die Frage: wie soll ich es verstehen, daſs, weil Etwas ist, etwas Anderes sey? Und im Gegentheil: weil Etwas ist, etwas Anderes aufgehoben werde?" Bekanntlich gab diese Frage, den Begriff der Causalität betreffend, der Kritik d. r. V. die Entstehung. Das dritte der obigen Werke giebt dem Rec. Anlaſs, an dem Vf. Selbstdenken, reife Beurtheilung der Gedanken Anderer, und Scharfsinn zur Eröffnung *neuer Wege für den forschenden Verstand* zu rühmen. „Der Schimmer der Wahrheit (sagt er), der aus verschiedenen seiner Sätze hervorleuchtet, wird bey Kennern den Wunsch erregen, daſs er selbst seine Baumaterialien sammeln und ein *Gebäude* daraus aufführen möchte, *das durch seine Festigkeit und Regelmäſsigkeit unaufhörlich dauerhaft* sey, und dem prüfenden Auge des Verstandes völliges Genüge leiste."

In der *Einleitung* der vorliegenden Schrift geht der Vf. von dem Satze aus: es gebe für die philosophische, wie im Grunde für jede andere Wahrheit, *äuſserlich* nur *ein* Kriterium, nämlich die allgemeine Einstimmung, die Evidenz, mit der sie Jeden zwingt zu ihrer Anerkennung, welcher sie, bey angemessener Vorbildung, unparteyisch prüfend in sich nachconstruirt. Kant war fest überzeugt, daſs seine Ansichten auf diese Art sich bewähren würden, und spricht in den lebhaftesten Ausdrücken davon, wozu der Vf. die Belege giebt. Kant wollte dem Wechsel der Systeme ein Ende machen; aber nie sind dieselben, oft im schärfsten Gegensatz stehend, schneller einander gefolgt, als in den letzten vier Jahrzehenten. Er wollte die Schranken des menschlichen Erkennens auf immer feststellen; aber nie wurden sie leichtsinniger überschritten, als seit dem Erscheinen seiner Vernunftkritik. Und alle Stifter dieser Systeme gaben sich doch für seine ächten Nachfolger aus (S. 3). Aber die Gewinnung des Zieles, das Kant vergebens erstrebte, ist keinesweges unmöglich, wenn wir die Fehler, die ihn davon entfernten, vermeiden. „*Ein halbes Jahrhundert* ist in diesem Jahre (sagt Hr. *B.* S. 7) verflossen, seitdem die Kritik d. r. V. zuerst ans Licht trat. Die leidenschaftliche Aufregung der Geister dafür und dagegen ist verstummt. Auf der einen Seite haben Kant's Ansichten eine weitverbreitete und ehrenvolle Anerkennung, selbst im Auslande gefunden; auf der anderen Seite giebt es vielleicht

keinen einzigen reinen Kantianer mehr. Vielfache Anwendungen hat man von seinen Principien auf die übrigen Wissenschaften und auf das Leben gemacht; eine grosse Anzahl anderer Systeme sind daraus hervorgegangen, und es scheint also in jeder Beziehung jetzt eine vorurtheilsfreye und tiefer eindringende Würdigung seines Werkes sowohl an und aus sich selber, als nach seinen Früchten, möglich geworden zu seyn." Der Vf. wünscht und hofft, die seit der Herrschaft der Kantischen und ihr zunächst gefolgten Philosopheme entstandene Spaltung und Entfremdung zwischen deutschen und ausländischen Philosophen, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch nicht Statt fand, und dem Ansehen und Fortschreiten der Philosophie nicht förderlich seyn kann, bald beseitigt zu sehen.

Seine Betrachtungen hat er in drey Abschnitte getheilt: I. *Was beabsichtigte Kant, und wodurch ist das Misslingen seines grossen Unternehmens begründet?* Als Grundtendenz der Kantischen Kritik d. r. V. erklärt der Vf. die Feststellung und Durchführung des Satzes: dass aus blossen Begriffen keine Erkenntniss des Seyenden, oder keine Begründung der Existenz des in diesen Begriffen Gedachten, möglich sey. Daher setzte er das blosse Denken dem Erkennen entgegen. Mit dieser Tendenz waren auch (S. 18, 19) *Baco*, *Locke* und einige Andere grösstentheils einverstanden, sofern sie einer scholastischen Philosophie, die aus blossen Begriffen das Seyn herleiten will, abgeneigt waren. Der Vf. zeigt ferner, wie auch schon *Locke* vor *Kant* die Grenzen der menschlichen Erkenntniss durch tiefere Untersuchung der Erkenntnisskräfte zu bestimmen suchte, und führt treffliche Worte des britischen Philosophen hierüber an. Auch in dem Idealistischen seiner Erkenntnisslehre, wiefern er ihr nur einen subjectiv bestimmten Charakter einräumte, und die Dinge an sich von ihr ausschloss, lag *Kant's* System gänzlich in der Richtung der allgemeinen philosophischen Entwickelung der neueren Zeit. *Cartesius*, *Locke*, selbst *Spinoza*, *Leibnitz*, *Berkeley* und *Condillac* hatten in ihren Systemen eine idealistische Grundlage (S. 23—25). Wie war es nun bey solchen Uebereinstimmungen oder Annäherungen dennoch möglich, dass schon mehrere Jahrzehnte hindurch ein gänzlicher Bruch zwischen uns und den übrigen Völkern besteht? Wie war es ferner möglich, dass aus dem kritischen Idealismus bey uns ein dogmatischer Realismus in höchster Ueberspannung hervorging? Die Schuld davon glaubt der Vf., wo nicht ganz, doch zum Theil in dem von *Kant* selbst aufgestellten System zu finden (S. 26), und sucht diess aus den in scharfen Umrissen gezeichneten Hauptmomenten seiner Erkenntnisstheorie zu zeigen. Er fragt dann: auf welche Weise hat *K.* die Erkenntniss seiner Theorie gewonnen, die er als *objectiv-wahre*, in der Natur des menschlichen Geistes *wirklich* begründete, darstellt? Unstreitig nur aus *innerer Erfahrung*. Nur durch das innere Selbstbewusstseyn konnte er der Kräfte gewiss werden, die der menschliche Geist zur Bildung seiner Erkenntnisse hinzubringt, und des Verfahrens, wodurch sie gebildet werden. Dennoch ist es, nach *Kant*, unzulässig, die Philosophie auf die Grundlage der inneren Erfahrung zu erbauen, theils weil die Erfahrung nichts als Erscheinungen zu erkennen giebt, und die reinen Anschauungen des Raums und der Zeit, sowie die Kategorieen, welche von subjectiver Seite unsere Erkenntniss bilden, nicht selbst wieder Erscheinungen seyn können, und *K.* selbst die empirische Psychologie von der reinen oder eigentlichen Philosophie gänzlich ausschliesst (S. 27—29). Nur *unabhängig* von der Erfahrung konnte also *K.* zur Erkenntniss der reinen Anschauungsformen und der Kategorieen gelangt seyn. Diese von *K.* behauptete Untauglichkeit der Psychologie zur Begründung der reinen Philosophie ist der erste Gegensatz zwischen der von ihm und der von Anderen aufgestellten Erkenntnisstheorie. Der Vf. zieht nun aus seinen scharfsinnigen Erörterungen das Resultat: da nach *Kant's* Grundsätzen die einfachen Formen des menschlichen Geistes in keiner Art erkennbar sind, weder unmittelbar aus der Erfahrung (welche ja nur auf Erscheinungen beschränkt ist), noch unabhängig von der Erfahrung (denn für das aus blossen Begriffen Construirte haben wir keine Gewähr seiner Existenz), so sehen wir in dieser Hinsicht die *Kantische* Theorie in einem unauflösbaren Selbstwiderspruch befangen (S. 30—33). Man könnte (wie sich Rec. zu bemerken erlaubt) hier vielleicht sagen: der reinen Erkenntnissformen werden wir uns nur *in* und *mit* der Erfahrung und *an* ihren Gegenständen, aber nicht unmittelbar *durch* Erfahrung, sondern mittelbar durch Reflexion und Abstraction bewusst.

In den „Vorlesungen *Kant's* über Metaphysik" (Erfurt, 1821), welche eine ausführliche (leider durch nicht unbedeutende Druckfehler entstellte) Abhandlung der empirischen Psychologie enthalten, kommt die Stelle vor: „Allein diess muss man anführen, dass selbst die (intellectualen) Begriffe des Verstandes, obgleich sie nicht von den Sinnen abgezogen sind, doch *bey Gelegenheit der Erfahrung* entspringen u. s. w. — Denn der Verstand formirt bey Gelegenheit der Erfahrung und der Sinne Begriffe, die nicht von den Sinnen, sondern von der Reflexion über die Sinne abgezogen sind" (S. 145 ff.). — Im Zusammenhange mit obigem Widerspruche steht (wie der Vf. zu zeigen sucht) ein zweyter, welcher das Causalverhältniss betrifft. Nach der Ueberzeugung des Vfs. kann aber die Objectivität der als objectiv in unseren Vorstellungen gegebenen Verbindungen nur dadurch wahrhaft begründet werden, dass man die Unmöglichkeit ihrer Ableitung aus dem Subjecte, und so mittelbar nachweist, dass sie nur aus den sinnlichen Wahrnehmungen, als den objectiven Elementen unserer Erkenntniss, stammen können. Dass jedoch der Begriff von Ursache, nach welchem wir Veränderungen und Folgen in der Welt beurtheilen oder erforschen, frühere und spätere Erscheinungen auf einander beziehen, zur Möglichkeit aller Erfahrung stets im menschlichen Geiste vorausgesetzt werde,

wird auch unser Vf. nicht leugnen. Dafs in den Erscheinungen, in den Objecten, Anlafs und Grund liege, den Begriff von Ursache auf sie so und nicht anders anzuwenden, und dafs eine *objective* Nothwendigkeit Statt finden müsse, wenn wir in der Causalbeziehung uns nicht geirrt zu haben glauben sollen, dünkt uns eben so gewifs. Beobachtung vieler ähnlicher Fälle und geübte Beurtheilungskraft wird aber immer vorausgesetzt. — Nach dem Vf. (S. 39) erklärt sich *Kant* entschieden dagegen, dafs die Erkenntnifs der einfachen Grundkräfte unseres Geistes aus der inneren Erfahrung gewonnen werden könne und solle. Wäre diefs der Fall, so widerspräche (dünkt uns) diefs manchen anderen Aeufserungen dieses Philosophen in seinen Schriften. Dafs übrigens die Bezeichnung unserer philosophischen Erörterungen der Bildersprache nicht entbehren kann, selbst wo von den abgezogensten Begriffen die Rede ist, beweist noch kein blosses Dichten mit Begriffen, wie der Vf. *Kanten* Schuld geben möchte (S. 41); eher könnte diefs für die Nothwendigkeit der Formen der Sinnlichkeit, Raum und Zeit, von denen wir uns nicht losmachen können, zum Zeugnifs dienen.

II. *Darlegung des Charakters der späteren deutschen Philosophie, und der Ursachen, welche denselben bestimmt haben.* S. 43. „Schon im vorigen Abschnitt hatte sich in Hinsicht des Verhältnisses zwischen dem *Kantischen* Systeme und den aus ihm hervorgegangenen das Resultat ergeben: wo *Kant* auf dem Wege zur Wahrheit ist, haben sie denselben verlassen, und nur das in seiner Lehre Falsche aufgenommen und ausgebildet. . . . *Kant* hatte allerdings mit Vernachlässigung der inneren Erfahrung, welche ihm doch allein die wirklichen Kräfte des menschlichen Geistes hätte offenbaren können, aus blossen Begriffen eine systematische Darstellung derselben versucht; sein gesunder Sinn läfst ihm hiebey jedoch das im unmittelbaren Bewufstseyn Gegebene nie aus den Augen verlieren. Ganz anders in den späteren Systemen“ (S. 45). Nun kommt der Vf. auf *Fichte* und *Schelling*, wobey wir nicht verweilen. Von S. 48 an wirft er einen Blick auf die beiden Formen, Analysis und Synthesis, in welchen der menschliche Geist sich im Allgemeinen thätig erweist. Die Grundaufgabe aller gesunden Philosophie sey die Zergliederung des menschlichen Bewufstseyns. Sind einmal die wahren Grundelemente aufgefunden, so wird die Philosophie zu einer allgemein geltenden und positiven Wissenschaft werden, wie die Mathematik und die Naturwissenschaften (S. 51). Der Synthesis gehört die Aufrichtung von Systemen aus den durch das Leben oder durch die Analysis gegebenen Erkenntnifsmaterialien (S. 52). Analysis und Synthesis sind also der Philosophie gleich nothwendig. *Kant's* Unternehmen (mit der Kritik d. r. V.) lag in der Richtung der Analysis. Sehr wahr würdigt der Vf. sein Verfahren im Praktischen. Mit lebhaften Farben schildert er dann den nächsten Zustand der Philosophie, wie er aus der Begeisterung für die Lehren des Königsberger Weisen hervorging (S. 59. 60); und so wenig ihn dieser Erfolg befriedigt, so glaubt er doch nicht, dafs so viele ausgezeichnete Geister ihre Kräfte vergebens aufgewandt, wenn gleich ihre Systeme noch keine wahrhaft wissenschaftlichen Erkenntnisse zu einer allgemeingültigen, einst allgemein geltenden Philosophie dargeboten haben. Sie dienen wenigstens nothwendig zur Ergänzung und Neutralisirung früherer falscher Entwickelungen, und enthalten manche schätzbare Vorbildungen zu wahrhaft wissenschaftlichen Erkenntnissen (S. 60. 61). Auch zeigen sich unsere neueren deutschen Systeme dem *Kantischen* entschieden überlegen an Consequenz in Durchführung der Ideen (S. 65). — Der Vf., welchem die empirische Psychologie als Grundlage der Philosophie so viel gilt, bemerkt aus *Kant's* Aeufserungen zum Anfange der Krit. d. r. V. selbst ganz treffend: „Auch die nicht aus der Erfahrung stammende Erkenntnifs kann, nach der ausdrücklichen Erklärung dieses entschiedenen Verfechters des *a priori* selbst, auf keine andere Weise von uns erkannt werden, als indem wir uns auf Erfahrungen stützen“ (S. 66. 67). Es ist gar nicht zu leugnen, dafs sich *K.* öfter in den wichtigsten Puncten seiner Philosophie auf innere Wahrnehmung, auf ein Finden in uns, auf eine Thatsache des Bewufstseyns beruft. — Der Vf. sucht nun S. 68 ff. zu zeigen, wie *Fichte's* und *Schelling's* Systeme bey allen ihren Mängeln dazu gedient haben, einen höchst wichtigen Fortschritt der Philosophie zu vermitteln, und wie es ein Gewinn war, dafs durch *Schelling* die Realität der Aufsenwelt und die Natur energischer und in einer für den Zeitgeist entsprechenderen Art in Schutz genommen wurde, als diefs früher durch *Jacobi* und Andere geschehen war. In Hinsicht des Einflusses dieser Systeme auf die Naturwissenschaften wurden freylich die Hoffnungen nur scheinbar erfüllt, und unser Vf. führt (S. 71) aus des bekannten philosophischen Arztes *Joh. Benj. Erhard's* Denkwürdigkeiten sehr freymüthige merkwürdige Aeufserungen an: „Hätte ich vor zwanzig Jahren (schrieb derselbe 1810) errathen, dafs die deutsche Literatur so sinken könnte, dafs die Medicin Tollhaussprache reden würde, so hätt' ich mich ganz zu entnationalisiren gesucht. Wenn ich eine der neueren Schriften eines *Marcus*, *Willbrand*, *Görres*, *Schelling*, *Oken* u. A. aufblättere, so wird mir wehe, und ich verzweifele, dafs wir nicht blofs die Besiegten, sondern auch die Belachten der Franzosen werden;“ und anderwärts gesteht er, „dafs er ein Blatt aus *Locke* und *Kant* für reicher an Kenntnissen halte, als den ganzen Wust, der seit 15 Jahren aus dieser Schule gedruckt worden.“ Aber die vom Vf. in der Anmerkung S. 63 ff. angeführte Parallelisirung des ganzen Thierreichs mit den Lebenszuständen, Lebensrichtungen und Trieben des Menschen aus der Schrift: „Natur, Mensch, Vernunft, in ihrem Wesen dargestellt von *Keiper*“ (Berlin, 1828), wo der *Walfisch* z. B. die Philosophie, und der *Lachs* die Literatur-Zeitungen repräsentiren soll, kann doch hoffentlich nicht im Ernst, sondern nur als Satire genommen werden.

III. *Aussichten für die Zukunft.* Wir stellen der Kürze halber des Vfs. Erklärungen einfach hin, ohne seinen Erörterungen weiter zu folgen. Es sey einleuchtend, sagt er, ein Fortgehen der philosophischen Entwickelung in der bis jetzt behaupteten Richtung ist durchaus unmöglich. Es erhellt zum Theil auch aus den Urtheilen verschiedener ausgezeichneter Schriftsteller von den verschiedenartigsten Grundansichten, die der Vf. nun statt seiner sprechen läfst, um zu zeigen, wie allgemein auch unter Deutschlands besonnenen Denkern die Missbilligung unserer letzten philosophischen Richtung ist; dahin gehören *Jean Paul F. Richter* (Briefe an *Jacobi* S. 149, und *Clavis Fichtiana* S. 18), *Bonstetten* (Briefe an *Matthisson*, S. 210 ff.), *Hamann*, *F. H. Jacobi*, *Victor Cousin*, *Pasquale Galuppi* u. A. Das Hauptresultat spricht der Vf. am Ende dahin aus: „Gewiss wird zuletzt die jetzt unterdrückte Erfahrungsphilosophie den Sieg davon tragen. *Kant's* Philosophie war, ihrem tiefsten Grunde nach, ein kräftiger Anlauf hiezu, der nur mifsglücken mufste, weil die alte Methode noch zu übermächtig war in Deutschland, als dass selbst ein so erhabener, selbstständiger Geist, wie *Kant*, ganz davon sich hätte losmachen können. Aber wir sind ein halbes Jahrhundert seitdem älter geworden; wir haben das Unwesen der Speculation in den abschreckendsten Gestalten vor uns aufsteigen sehen; und so kann es nicht lange mehr währen: der Kantianismus in seiner vollen Reinheit wird über die metaphysische Methode triumphiren. Nur die wahre *Kantische* Lehre also ist es, was uns die Zukunft bringen wird, geläutert von ihren Schlacken und befreyt von ihren entstellenden Hüllen; *Kant's* Lehre, nicht seinem Buchstaben nach, wo er freylich zwey entgegen gesetzte Sprachen redet, sondern seinem Geiste nach; *Kant's* Lehre, welche zugleich die Lehre aller klaren philosophischen Denker bey allen gebildeten Völkern ist" (S. 89). Der Vf. hofft, auch eine rein auf unser Selbstbewufstseyn begründete Psychologie zum Mittelpuncte für die gesammte Philosophie gemacht zu sehen. Hierüber wird eine treffliche Erklärung aus *Damiron's Essai sur l'histoire de la philosophie en France au 19me siècle* angeführt. In eben dem Sinne erklären sich die schon oben genannten ausländischen Philosophen, nebst *Jouffroy* und den Schotten *Abercrombie* und *Stewart*.

Ungern brechen wir hier ab. Der Stil des Vfs. ist rein, klar und nicht ohne Wärme. Nur Welt*schöpfend* für Welt*schaffend*, und über *die* Grenzen hinaus liegen (wo *liegen* den Dativ fodert), und Jeman*dem*, wie zweymal für *Jemand* oder Jeman*den* vorkommt, sind Versehen.

Druck und Papier verdienen Lob.

C. F. M.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. 1) *Dresden* und *Leipzig*, b. Arnold: *Grundzüge der rein katholisch-christlichen Kirche*, zunächst in Sachsen und Schlesien, von *einem christlichen Geistlichen.* 1831. 30 S. gr. 8. (5 gr.)

2) *Neustadt* a. d. O., b. Wagner: *Beleuchtung der Grundzüge der rein katholisch-christlichen Kirche.* Von *Christian Sincerus.* 1831. 36 S. 8. (4 gr.)

In No. 1 findet man die Grundzüge der rein-katholisch-christlichen Kirche von dem rationellen Standpuncte aus abgefafst; daher hat der Vf. von No. 2 mit gleichen Waffen das noch Schwankende, hie und da Schiefe und nicht ganz fest Begründete in jenen Grundzügen zu berichtigen gesucht, und es ist ihm auch gelungen, auf die Hauptgebrechen aufmerksam zu machen, wenn wir gleich seinen Ansichten auch nicht durchgehends Beyfall schenken möchten. Gewifs ist der Mangel an näherer Angabe der Zahl der Sacramente, und näherer Bestimmung des Fastens, welches als Mittel der Selbstbeherrschung gebilligt ist; ferner die Gutheifsung von Klöstern, die, als Zufluchtsörter für Unglückliche, mit weiser Vorsicht eingerichtet, unter sorgfältiger Aufsicht des Staates stehen sollen, die Unterwerfung der höheren Gelehrtenschulen unter die Autorität erzbischöflicher Collegien, und so mancher Zug in dem Capitel der Verfassung für die rein katholisch-christliche Kirche, keiner Zustimmung von unserer Seite würdig. Aus ganzer Seele müssen wir daher dem Schlufsworte in No. 2 beypflichten, worin es heifst: „Möchten doch diejenigen, die jetzt auf halbem Wege stehen, eine neue zeitgemäfse kirchliche Verbindung zu gründen, zu der reinen Idee einer christlichen Kirche mit christlichem Muthe sich erheben, und kleinliche Zeit- und Orts-Rücksichten, die der Sache heute helfen, und morgen schaden, mit dem edlen Stolze verschmähen, den reine Liebe zur Wahrheit und zur göttlichen Sache des Christenthums einflöfst! Man mische nicht Menschenwerk unter Gottes Werk! Gott wird der guten Sache Fürsten und Mächtige zum Beystande erwecken, ohne dafs man die *Kirche Gottes* zum katholischen Kirchlein, oder zu einem Kirchlein Lutheri, oder wefs sonst, erniedrigt."

Sch.....r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1832.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Predigten über sämmtliche Evangelien und Episteln des Kirchenjahres*, zum Vorlesen in Kirchen und zu häuslicher Erbauung, von *Georg Otto Diedrich König*, Superintendenten zu Dransfeld. Erster Theil. 1832. XVI u. 583 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

2) Glogau, in der Günterschen Buchhandlung: *Das christliche Kirchenjahr, dargestellt in Festpredigten nach den gewöhnlichen Perikopen*, von *Gustav Siegmund Köhler*, Superintendenten und Pastor zu Parchwitz. 1832. VI u. 297 S. gr. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Der Vf. von Nr. 1 hatte bey der Ausarbeitung und Herausgabe seiner Predigten verbundene Gemeinden vor Augen, die von einem gemeinschaftlichen Prediger verwaltet werden, und sich zu Zeiten mit einer von dem Schullehrer vorgelesenen Predigt begnügen müssen. Solchen Gemeinden will derselbe eine wohlfeile und diesem Bedürfnisse angemessene Sammlung übergeben, und zwar nicht bloss über die Evangelien, sondern auch über die Episteln, damit eine Abwechselung Statt finde. An solche Predigten macht der Verf. die Anfoderung, dass ihr Hauptzweck Erbauung sey, und diese nicht durch Nutzanwendungen, sondern durch den ganzen Inhalt erreicht werde, dass die Predigten in verständlicher, würdiger, biblischer Sprache geschrieben und kurz seyen, und setzt jeder Predigt das Zeitmass einer halben Stunde. Zu dem Ende will er die sogenannten Eingänge vermieden haben, ob er gleich selber kurze vorbereitende Einleitungen giebt. Rec. will nicht behaupten, dass jede Predigt nothwendig ein sogenanntes Exordium haben müsse, hält aber dieselben im Ganzen für zweckmäsig, um sich vorläufig mit dem Hörer zu befreunden, und in diesem die rechte Weihe des Gemüths, die Erregung und Spannung der Aufmerksamkeit hervorzubringen, zumal bey Gemeinden, die schlechte Gesangbücher haben, welche kein zweckmäsig vorbereitendes Lied darbieten. Die Allermeisten gehen solchen Einleitungen aus dem Wege, weil sie schwer zu finden sind. Allein ist dieses ein Grund zu ihrer Antiquirung? Hat nicht selbst Minervens Tempel seine Propyläen? — Dem Vf. muss Rec. das Zeugniss geben, dass er die Aufgabe, die er sich gesetzt, gelöset habe. Seine Einleitungen sind kurz, vorbereitend, zweckmäsig, die Hauptsätze durchaus textmäsig, kurz, behaltbar; die Eintheilung logisch, leicht; das Ganze von religiösem Geiste durchdrungen, und in verständlicher edler Sprache dargestellt, wozu auch gehört, dass die Erfahrungen, worauf der Prediger sich bezieht, die Bilder, wodurch er die Rede verschönert, aus dem Erfahrungskreise der Hörer genommen sind. Rec. hat daher an diesen Predigten nichts zu tadeln gefunden, als dass sie zu kurz sind. Jede Predigt enthält mit dem Abdruck des Evangelium und der Epistel in der Regel sechs Seiten. Bedenkt man nun, *wie* die Vorleser gewöhnlich zu lesen und vorzutragen pflegen, so möchte wohl in den wenigsten Fällen das Zeitmass einer halben Stunde herauskommen. Dieses scheint auch der Verf. selbst geahnet zu haben, weil er in diesem Falle den Rath giebt, dass zur Erfüllung des Zeitmasses der Predigt noch ein passendes Lied beygefügt werde. Der grösste Nachtheil der angestrebten Kürze aber ist, dass viele Sätze und Unterabtheilungen, die eine genauere Entwickelung bedurften und verdienten, nur obenhin berührt wurden.

Da diese Predigten — ihre Kürze abgerechnet — sich übrigens sehr zum Vorlesen eignen, auch zur häuslichen Erbauung empfohlen werden können, so müssen wir diejenigen von unseren Lesern, die derselben bedürfen, mit des Verf. Art und Weise der Behandlung näher bekannt machen. Damit es aber nicht scheine, als ob Rec. parteyisch die ausgesuchtesten Vorträge auswähle, so giebt er zur Probe die Hauptsätze der vier Adventssonntage. Am ersten Adv. über das *Evangelium*: *Der Herr nahet*. Darum: 1) Auf! ihm entgegen! in den öffentlichen Versammlungen, und jeden treibe das Bedürfniss der Erbauung, 2) mit den Opfern und Gaben, die ihm gefallen, mit einem demüthigen und dankbaren Herzen. Ueber die *Epistel*: *Wozu das Kirchenjahr?* 1) Um abzulegen die Werke der Finsterniss, 2) um anzulegen die Waffen des Lichtes. (Die Werke der Finsterniss hat der Verf. dem Texte gemäss zwar genannt, aber nicht das Unwürdige und Verderbliche derselben dargestellt. Die Waffen-Kleider des Lichtes nimmt der Verf. bloss von der christl. Aufklärung, statt dass er den würdigen Christenwandel von seiner positiven Seite hätte zeigen sollen, wie vorher von der negativen Seite.) Am 2ten Adv. über das *Evang.*: *Wie wir unserer irdischen Auflösung muthvoll entgegengehen können*. 1) Wenn wir uns hüten, dass die Sorge um das Irdische uns nicht zu sehr beschwere (also doch etwas — nur nicht zu sehr — in welchem Grade denn?). 2) Wenn wir allezeit wacker sind und

beten, dass wir würdig werden für das Höhere. (Der Verf. nimmt das Wort wacker in der Bedeutung einer muthig frohen Thätigkeit, nicht in der textgemäſsen einer nüchternen Wachsamkeit.) Ueber die *Epistel*: *Wir, die wir stark sind, sollen der Schwachen Gebrechlichkeit tragen*, 1) um sie stärker zu machen; 2) um in Frieden mit ihnen zu leben. Am 2 Adv. über das *Evang.*: *Bey der Frage: bist du, was du seyn sollst? benimm dich, wie Jesus es that.* 1) Nicht Worte, sondern die That lass sprechen; (recht erweckend ausgeführt) 2) blicke auf die Besten, die du kennst, und folge ihnen. — Ueber die *Epistel*: *Was ist von dem Worte zu halten*: *ich bin mir nichts bewuſst?* 1) Oft ist es ein Wort leichtsinniger Selbsttäuschung, 2) oft ein Wort vorsätzlicher Falschheit; 3) oft auch ein Wort wohlgeprüfter Rechtschaffenheit. Am 4 Adv. über das *Evang.*: *Wie gegen andere Menschen die Frage zu beantworten sey*: *wer bist du?* (deutlicher: wie wir zu antworten haben, wenn Andere uns fragen: wer bist du?) 1) Nicht mit Uebertreibung unserer Verdienste; 2) vielmehr mit einfacher Darstellung der Wahrheit, 3) mit Einräumung der Verdienste Anderer. (Ganz text- und erfahrungsmäſsig, aus dem Kreise des Mittelmannes.) Ueber die *Epistel*: *Die Freude in dem Herrn* bewährt sich 1) durch Milde gegen Mitmenschen, 2) durch vertrauenvolles Gebet, 3) durch einen sittlichen (sittlichguten) Lebenswandel. — Rec. hat sich noch viele schöne Hauptsätze angemerkt, z. B. am Sonntage Miseric. Dom.: *Die schwere Kunst, Unrecht zu leiden.* Am Sonntage Jubilate: *Jesus lehret uns die Traurigkeit überwinden* 1) die Traurigkeit über die Sünde durch Freuden der Besserung; 2) über fehlgeschlagene Hoffnung durch Ergebung in die Fügung Gottes; 3) über Dürftigkeit und Krankheit durch Werthschätzung der höheren Güter; 4) über entrissene Freunde durch ein frohes Wiedersehen. Allein das Angegebene ist schon hinreichend. Wir bemerken noch, dass das ganze Werk 148 Predigten enthalten wird, wovon dieser erste Theil 74 enthält, und bis zum Pfingstfeste gehet.

Von ganz anderer Art und in anderer Manier sind die Predigten Nr. 2, die der Vf. mit groſser Schüchternheit und Bescheidenheit dem Publicum übergiebt. Sie haben nicht die leichte Natürlichkeit der ersten, und sind künstlicher, sind mehr Producte eines hellen Verstandes, als Ergüsse eines von Religion und Christenthum bewegten Herzens. Die Sammlung enthält nur Festpredigten, vom Anfange des Kirchenjahres bis zum Todtenfeste. An jedem Feste giebt der Vf. zwey Predigten, eine über das Evangelium, die andere über die Epistel, den Charfreytag und das Todtenfest ausgenommen, wo er über gewählte Texte redet. Das *christliche Kirchenjahr* wird diese Sammlung von Festpredigten nur darum genannt, damit das Ganze einen gemeinsamen Namen habe, ohne dass die einzelnen Theile eine strenge Beziehung auf diesen Titel zulassen. Der Verf., welcher Talente eines Redners offenbaret, wird gewiss ein guter Prediger werden, wenn er sich immer mehr vom Geiste der Bibel und des Evangelium durchdringen läſst, und mehr und mehr biblisch denket, empfindet, redet. Auch hat Rec. schon oft die Bemerkung gemacht, dass Prediger die dürre Verstandesweise verlieſsen und biblischer wurden, je mehr sie in Jahren fortschritten, und guten Willen und lebendiges Weiterstreben bewahrten. Die Materien, die der Verf. abhandelt, sind erbaulich, den Festen angemessen, hie und da nur zu allgemein, darum weniger interessant. Die Ausführung ist gründlich, die Darstellung rhetorisch, bisweilen declamatorisch. Bey solchen Declamationen aber begegnet es wohl zuweilen den Besten, dass sie leere Worte ertönen lassen, obgleich nach dem Tacte der Rhetorik. Sollte dem Verf. das eilfmalige: „*Möchte!*" im Eingange zur zweyten Adventspredigt nicht selber aufgefallen seyn? Die Hauptsätze des Verf. sind oft nur künstlich aus dem Texte hergeleitet, bisweilen an denselben nur angeknüpft. Die Eingänge stehen manchmal mit der abzuhandelnden Wahrheit in gar keiner Verbindung, wie in der Predigt am zweyten Weihnachtstage: warum das Gedächtniſs des Stephanus am Weihnachtsfeste gefeiert werde; oder am Neujahrstage, wo der Verf. seine Ansicht darüber angiebt, warum das Neujahresfest den kürzesten Text habe, dann abbricht, und zu „christlichen Betrachtungen am Neujahrsfeste" übergehet, wozu doch der Text gar keine Handleitung giebt.

Wir loben an dem Verf. sein sichtbares Streben nach etwas Vorzüglichem, glauben aber, dass dabey die Natürlichkeit leide, wie es denn nicht wenige Prediger giebt, die bey dem Bestreben, immer genial und auſserordentlich zu erscheinen, zu gesuchten Gedanken, pomphaften Worten und unnatürlichen Wortfügungen ihre Zuflucht nehmen. Damit der Verf. nicht auf diese oder ähnliche Abwege gerathe, wo man mehr glänzen als erbauen will, machen wir ihn aufmerksam auf Worte und Gleichnisse, die uns fehlerhaft erscheinen. Dahin rechnen wir den Ausdruck „*gesunde Unbefangenheit*;" giebt es auch eine kranke? Ferner „*Pforten der Möglichkeit.*" Wie unangemessen ist das Bild S. 16: „Möchten die Sacramente gleichwie *heilige Ströme anschwellen* und mit reicher Fluth alles Fleischliche und Sündhafte an euch *überschwemmen* und *ersäufen!*" Oder in der ersten Predigt am Todtenfeste: „Unsere Erinnerung muss bis zu den ersten Jahren unserer Erde *hinaufwachsen* u. s. w." Nur fromm scheinend und halb wahr ist der Gedanke: nicht die Krankheit hat den Tod der Unsrigen herbeygeführt, sondern der Allmächtige hat sie sterben lassen. Als ob die Naturordnung nicht auch Gottes Ordnung wäre! Und wie leicht kann ein solcher halbwahrer Gedanke von denen zum falschen Troste gemiſsbraucht werden, welche selbst sündige Urheber ihrer Krankheit und ihres Todes sind!

Wenn Rec. mehr bey der Schatten- als Licht-Seite dieses wahrscheinlich ersten Werkes unseres Vf. verweilte, zu welcher Lichtseite wir z. B. die schöne Vorstellung des christl. Lebens nach den Hauptmomenten des Lebens Jesu in der zweyten Adventspre-

digt rechnen: so geschahe es bloss in der wohlgemeinten Absicht, dem Vf. behülflich zu werden zu gediegeneren und vollkommenen Werken, wozu es ihm weder an Talent, noch am Willen fehlt.

Cm.

SULZBACH, in der von Seidelschen Buchhandlung: *Das Leben und die Lehre Jesu nach Matthäus, Marcus und Lucas in Homilieen*, nach dem evangelischen Text vorgetragen von Dr. *Adam Joseph Onymus*, Domdechant und Generalvicar des Bisthums Würzburg. 1831. XII u. 564 S. gr. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Es gehört unter die merkwürdigeren, aber, wie dem Rec. dünkt, noch in ihren unfehlbar zu erwartenden Folgen viel zu wenig beachteten Erscheinungen unserer Zeit, dass die katholische und die protestantische Kirche in ihren praktischen Bestrebungen sich in eben dem Grade einander nähern, als sie sich in theoretischer Hinsicht von einander zu entfernen scheinen. In katholischen Erziehungsinstituten giebt man gebildeten Töchtern einen *Marezoll*, *Herder* u. A. in die Hände, und in unzähligen protestantischen Familien sind die *Stunden der Andacht* das Haupterbauungsbuch, wo nicht gar das einzige. Wir können nicht anders als uns darüber freuen, und es als einen Beweis ansehen, dass beide Kirchen bey aller feindseligen Stellung, welche sie gegen einander annehmen, in gewissen Puncten — wir nennen sie Hauptsachen — eines geworden sind. Dass diese Einigung gerade bey dem *Volke*, oder dem nicht gelehrten Theile der kirchlichen Gemeinheit, anfängt, ist noch ganz besonders bedeutend, und lässt das Beste hoffen.

Unter die Erbauungsschriften, welche von den Mitgliedern beider Kirchen ohne Anstoss gelesen werden können, gehört denn auch die vorliegende. Sie erinnert fast niemals an ein kirchliches System, und eben so wenig an irgend eines der vielen Dogmen, welche sich erst später in der christlichen Kirche gestaltet haben, und deren manche doch dem katholischen Verfasser eines Andachtsbuches höchst nahe lagen, wie z. B. der römisch-katholische Lehrsatz von der Anrufung oder Verehrung der Heiligen, oder dem Primat des Petrus. Fast überall hält er sich einzig an die Bibel, vorzüglich das N. T., und erklärt das letzte bloss durch sich selber. Und wenn er auch den *Augustin* S. 198 und den heil. *Gregorius* S. 235 anführt, so lässt sich dawider nicht das Mindeste einwenden, im Gegentheil ist es in der Masse, wie es hier geschieht, zu loben. Und da Hr. *O.* durchaus nicht umhin konnte, bey der Stelle Matth. 26, 26—30 der Particularlehre seiner Kirche zu gedenken, so thut er es S. 436 möglichst kurz und, für *viele* protestantische Leser wenigstens, nicht auffallend oder anstossend. Wir setzen seine Erklärung wörtlich hieher: „In dem h. Abendmahl feiern wir zugleich das Opfer Christi am Kreuz, und erfüllen damit seinen Auftrag: das thuet (*sic*) zu meinem Gedächtniss; wir folgen der Ermahnung Pauli: So oft ihr von diesem Brode essen, und den Kelch trinken werdet, sollt ihr den Tod des Herrn verkündigen, bis dass er wieder kommt. In der h. Messe wird das Kreuzopfer jedoch unblutiger Weise vollbracht, um uns den Werth desselben zuzueignen. Diess das einzige Opfer des neuen Bundes, nachdem die Opfer des alten Bundes mit diesem untergegangen sind, das allein Gottes würdige Opfer; wir nehmen Theil an diesem Opfermahle, zum Zeichen, dass wir in den neuen Bund mit Jesu getreten sind. Wir geloben darin an, Jesum, den Sohn Gottes, als unseren Erlöser stets zu verehren, und seine heilige Lehre in unserem Herzen zu tragen, in all unserem Denken und Thun getreulich zu befolgen. Ueber Alles ehrwürdig und heilig muss uns dieses bleibende Denkmal des Leidens und Todes unseres Herrn seyn; denn von diesem Leiden und Tode ging die Erlösung des Menschengeschlechtes, das Heil der Welt aus. Nicht umsonst bietet die Kirche Alles auf, diese Feier würdig zu begehen, doch ist Herzensreinheit, lebendiger Glaube an Jesum, und kindlicher Sinn das Beste, was wir zu dieser Feier mitbringen können. Wehe dem, der u. s. w." — Eben so verhält es sich mit der Homilie über Matth. 16, 13—19. Wir glauben nicht, dass ein protestantischer Laie an dem, was über die oberhirtliche Gewalt des Petrus gesagt wird, Anstoss nehmen werde. Nur der eigentliche Theolog wird den Katholiken hier hören. Ausser dem hier eben Angezogenen klingen nur noch folgende Stellen dem akatholischen Leser etwas fremdartig. S. 12: „An dieses grosse Ereigniss (der Geburt Jesu) erinnert uns täglich die Kirche durch das Glockenzeichen, wonach die gläubigen Christen beten: der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft. Hier, wenn das Glockenzeichen gegeben wird, sey es uns, als wenn der Engel eben jetzt vom Himmel käme, der Welt die Ankunft des Erlösers anzukündigen." — S. 224 „Erobert die Welt für eueren Glauben." — S. 284 wird zweymal die *Vulgata* angeführt. Wozu dieser Name in einer Erbauungsschrift? S. 8 wird mit einem gewissen Wohlbehagen bey der Empfängniss Mariä verweilt; und endlich fängt S. 24 eine Homilie in lateinischen Worten an: *Evangelico vobis gaudium* u. s. w."

Doch wir haben nunmehr die Einrichtung und den Werth des Buches näher anzugeben. Jene ist äusserst einfach. Es werden nämlich die drey auf dem Titel genannten neutestamentlichen Schriften, zu welchen jedoch auch nicht selten das Johanneische Evangelium kommt, in CXLV Abschnitten übersetzt mitgetheilt, und jedem Abschnitte eine sogenannte Homilie beygefügt. Die Uebersetzung des griechischen Textes hat nichts Besonderes, und ist eben darum in unseren Tagen, wo jeder Uebersetzer nur immer *neu* erscheinen will, lobenswerth. Wir glaubten oft die Lutherische, z. B. Matth. 9, 15, vor uns zu haben. Die Homilieen sind in der Regel sehr kurz, manchmal nur wenige Zeilen, höchstens einige Seiten füllend. Sie wiederholen zuerst den Text fast mit denselben Worten, als in der vorhergegebenen

Ueberſetzung ſtehen, auf eine Weiſe, wie unſere älteſten Homileten in ihren ſogenannten Uebergängen von einem Predigttexte zu dem Thema zu thun pflegten, was Rec. immer unter die Unſitten gezählt hat, und ſtellen dann einige erbauliche Betrachtungen darüber an, die ſehr einfach ſcheinen, aber uns doch vielfältig angezogen haben. Hauptſächlich müſſen wir der Arbeit des Vfs. nachrühmen, daſs ſie überall ein ſanftes, dabey aber ziemlich ausreichendes Licht über ihren jedesmaligen Gegenſtand zu verbreiten, und nur durch dieſe wohlthätige Erhellung das Herz des Leſers zu gewinnen ſucht. Am längſten beſchäftigt ſich Hr. *O.* mit der Bergpredigt, welche S. 77 bis 130 füllt, dann auch mit der Leidensgeſchichte Jeſu (von S. 420—504).

Wir wollen, um den Geiſt dieſer Schrift noch näher zu bezeichnen, hier noch Eine, nach unſerer Ueberzeugung beſonders charakteriſtiſche Stelle aus derſelben ausheben: S. 226: „Es iſt der Glaube, von dem Matth. 15, 21—28 die Rede iſt, kein ſolcher, den der Menſch ſich ſelbſt ſchafft, der ſogenannte Vernunftglaube, den der Menſch zum Nothbehelf herbeyruft, wenn er an der Grenze ſeiner Speculation ſteht, und dieſe ihm doch nicht Genüge thut. Es iſt dieſes der Glaube an den geſchichtlich in der Welt erſchienenen Jeſum Chriſtum, an ſeine Lehre, und an das Heil, das er der Welt gebracht hat, der Glaube, der durch Gottes allmächtiges Wirken in Zeichen und Wundern zur Welt eingeführt, durch ſeine innere Wahrheit bewährt Joh. 7, 17, durch ſeine Wirkſamkeit an jedem, der ihn annehmen will, bekräftigt worden, und der ſich immerwährend annoch bewährt und bekräftigt."

Je mehr aber der Geiſt und Zweck dieſer Schrift gebilligt werden muſs, um ſo mehr fällt die hie und da ſehr vernachläſſigte Sprache auf. S. 26 „Laſst uns bewundern *die Verdemüthigung*, die Herablaſſung" u. ſ. w. — S. 96 findet man *Publicanen*, *Sphäre*, *Inſtinct*. — S. 101 „Gott wird dir es *widergelten*" — S. 128 „So ſehr ihr euch *eueren ſogenannten Andachten wegen* berühmet. — S. 130 „Man denke an den frommen Hiob auf dem *Miſthaufen.*" — S. 165 *Spatzen* ſt. Sperlinge; mehrmals. — S. 168 *Peinen* und Martern. — Eben ſo S. 225 *Peinen* und Qualen. — S. 183 in Jeſu *Bekleitſchaft*.

Das Aeuſsere des Buches fällt ſehr angenehm ins Auge. Recht zweckgemäſs findet Rec. das groſse Format, die gewählten Lettern, und das herrliche Papier. In dieſem Gewande möchte Rec. mehrere Erbauungsſchriften ſehen.

Χμρ.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Gieſsen*, b. Heyer, Vater: *Der Eid.* Eine Predigt am 19 Sonntage n. Trinit. 1829 über die Sonntagsepiſtel Epheſ. 4, 22—28 gehalten, und nebſt einigen Winken und Vorſchlägen hinſichtlich der Heilighaltung des Eides und Verhütung des Meineides, herausgegeben von *Heinrich Chriſtian Flick*, Pfarrer zu Petterweil. 1830. 36 S. 8. (4 gr.)

Wer ſollte dem wohlmeinenden Vf. nicht beyſtimmen, wenn er auf Heilighaltung des Eides dringt, und die, leider wohl nicht bloſs, „wie es ſcheint," ſondern in der That noch ſtets im Zunehmen begriffene Zahl der Meineide vermindert zu ſehen wünſcht! — Wenn auch ohne Zweifel die erſte und Haupturſache dieſes Uebels in der geſunkenen Religioſität und Sittlichkeit, ſowie der in gleichem Grade geſteigerten Sinnlichkeit und Selbſtſucht, liege, ſo wollte er ſich doch in den der Predigt vorausgeſchickten Winken und Vorſchlägen nicht darauf einlaſſen, zu zeigen, wie hier geholfen werden müſſe, ſondern er wollte ſich nur über eine andere, und zwar nähere und mehr unmittelbare Veranlaſſung des Meineides etwas ausführlicher verbreiten, die, auſser der Nachſicht und Gelindigkeit, mit welcher überwieſene Meineide in Verhältniſs zu anderen Verbrechen beſtraft zu werden pflegen, in dem *Mangel an Feierlichkeit* bey der Ablegung des Eides ſelbſt beſtehe. Seine Vorſchläge gehen dahin, daſs ſämtliche bey einer Gerichtsſtelle abzulegende Eide nur an eigends hiezu beſtimmten Tagen, etwa alle vier Wochen, und zwar vor dem Altare abgenommen werden ſollen, welcher zu dieſem Zwecke eine beſondere, die ernſte Stimmung des ſinnlichen Menſchen zu verſtärken geeignete Decoration, etwa ſchwarze Ueberhänge u. ſ. w. erhält. Das geſammte Gerichtsperſonal findet ſich, nebſt den Seelſorgern der Schwörenden, erſte in Feierkleidern, letzte in ihrem Amtsornate, hiebey ein. Die Schwörenden müſſen gleichfalls in einer Kleidung, welche ſie nur bey feierlichen Veranlaſſungen, namentlich bey der Feier des h. Abendmals, anzulegen gewohnt ſind, erſcheinen. — Der Vf. fühlt ſelbſt die Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten, welche ſowohl für die weltlichen als für die geiſtlichen Beamten mit der Verwirklichung ſeines Vorſchlags verbunden ſeyn würden, hegt aber zu beiden das Vertrauen, daſs ſie um eines ſo hohen Preiſes willen ſich wohl gern einige Unbequemlichkeiten werden gefallen laſſen. — Aber was berechtigt doch den gutmüthigen Verf. zu dieſem Vertrauen? Etwa der Leichtſinn, mit welchem die Gerichte über Kleinigkeiten, die nicht der Rede werth ſind, ſchwören laſſen? Rec. iſt überzeugt, daſs die häufigen Meineide nicht ſowohl in der geſunkenen Religioſität und Sittlichkeit, ſo wie in der geſteigerten Sinnlichkeit und Selbſtſucht der Schwörenden, als vielmehr derer, die ihnen den Eid abnehmen, ihren Grund haben.

Obgleich die Predigt ſich durch Nichts auszeichnet, ſo charakteriſirt doch auch ſie den Verf. als einen Mann, der es mit ſeinem Amte treu meint, und auf eine würdige und ergreifende Weiſe zu reden verſteht. Sie ſchickt 1) einige Erklärungen voraus, was man ſowohl unter dem Eide überhaupt, als auch unter den einzelnen näheren Bezeichnungen deſſelben verſtehe; macht 2) mit den Pflichten bekannt, welche ſowohl von dem Schwörenden ſelbſt, als auch von der ihn zum Schwören zulaſſenden Obrigkeit, ſo wie auch von den Bekannten und Angehörigen deſſelben, in Anſehung des Eides zu beobachten ſind, und ſtellt 3) die ſchweren Sünden des Meineides, nebſt deren ſchrecklichen Folgen, zum Abſcheu und zur Warnung vor Augen. — Der dritte Theil iſt als eine beſondere Predigt am 2ten S. nach Trin. gehalten worden.

S. in R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1832.

GESCHICHTE.

Königsberg, b. Unzer: *Geschichte Preussens für das Volk und die Jugend*, bearbeitet von Dr. *Eduard Heinel*, evangelischem Pfarrer zu Tannsee bey Marienburg. *Zweyte, bedeutend vermehrte Ausgabe.* 1832. VIII u. 490 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

In den gebildeten Staaten des Alterthums erwarb sich die freye Masse des Volks leicht im Leben und durch dasselbe eine Menge von Kenntnissen aller Art und somit eine gewisse Bildung. Die öffentlichen Reden bey vielen Arten von Versammlungen, die dem Volke näher gestellte Poesie, die häufigen Theater, die grossen Spiele, bey denen sich alle Stämme eines Volks einfanden, die aus geringeren Abgaben, milderem Klima, reicherer Fülle der Naturerzeugnisse, aus dem Daseyn des Sclavenstandes für den Freyen entstehende Musse und die Theilnahme an der Regierung des Landes boten dazu vielfache Gelegenheit. In der neuen Zeit ist das anders. Hier ist die Bildung der Masse des Volks an die kurze Schulzeit vom 6ten bis an das 15te Lebensjahr gebunden. Ist das Individuum aus der Schule und in ein Geschäft getreten, wodurch es seine Erhaltung bewirken soll: so findet es im Leben wenig Gelegenheit zu seiner Bildung mehr. Wird in Erwägung gezogen, wie viel Zeit die Elemente des Lesens, Schreibens, Rechnens und der so nothwendige Religionsunterricht bey der oft zu grossen Menge von Kindern in der Volksschule wegnehmen, für wie Vieles der Blick des 8—14jährigen Kindes noch verschlossen ist, wie oft die Schule versäumt wird, und wie wenig oft die Lehrer in den Volksschulen selbst zu leisten vermögen: so läst sich von der Bildung des Volks in Ländern und Provinzen, wo sie nicht unter begünstigenden Umständen schon lange heimisch ist, oder ihr besondere Schwierigkeiten entgegenstehen, eben nicht etwas Sonderliches erwarten.

Zur Ausgleichung dieses Missverhältnisses dienen unstreitig *Volksbücher*. Sie sind ein Bedürfniss der neuen Zeit. Und das gilt insbesondere von Volksbüchern für die vaterländische Geschichte.

Wir wollen hier nicht darauf eingehen, wesshalb Kenntniss der Geschichte des Vaterlands auch für das Volk wichtig und nothwendig sey: aber die Frage dürfen wir nicht ohne einige Erörterung lassen, wie ein Volksbuch dieses Inhalts beschaffen seyn müsse, damit wir einen Massstab für die Beurtheilung des vorliegenden Werks erhalten. Das erste Erfoderniss eines Werks der Art ist wohl dieses, dass es Liebe für das Vaterland, dessen Regierung und die Volksthümlichkeit seiner Bewohner einflösse. Die Vorzüge des Vaterlands werden daher in helles Licht zu stellen seyn. Begangene Fehler und noch vorhandene Mängel werden darum nicht unberührt bleiben, jene aber mild und schonend, diese nicht zur Unzufriedenheit aufregend in Erwähnung kommen. Zweytens werden die grössten Interessen der Menschheit, Religion, Sittlichkeit, äussere und wohlverstandene, innere Freyheit in dem Grade Licht und Wärme empfangen, als für das Volk nöthig ist, um sich hiebey als ein verständiges Volk zu zeigen. Drittens werden grosse Weltereignisse, mit welchen das Vaterland in Berührung kam, so viel Erörterung finden, als das Verständniss fodert. Viertens wird die Darstellung volksgemäss, leicht verständlich, natürlich, treuherzig und den edeln Volkston treffend seyn. Und da endlich durch Werke der Art auch die Sprache des Volks gefördert werden soll, so müssen sie in sprachlicher Hinsicht fleckenlos seyn.

Kommen wir nun auf das vorliegende Werk, so muste schon, als uns die erste, 1829 erschienene Ausgabe desselben zur Hand kam, der Umstand ein gutes Vorurtheil erregen, dass es einen Verfasser hat mit den *Kränzen um Urnen Preussischer Vorzeit.* Königsb. 1828 (vergl. Jen. A. L. Z. 1829. No. 70), welche so manche liebliche Erinnerung in uns geweckt hatten. Und wir fanden uns darin auch nicht getäuscht. Wir lasen es mit hoher Theilnahme, und ernteten von Familien und besonders von Frauen, denen wir es empfohlen hatten, grossen Dank. Wenn nun schon nach drey Jahren eine zweyte Auflage nothwendig wurde, und in der Vorrede zu derselben der Vf. sich beklagt, dass die erste ausser einer kurzen Empfehlung in den Preussischen Provinzialblättern keine öffentliche Beurtheilung gefunden, so hat er wohl alle Ursache, sich zu freuen, nicht bloss, dass sein Werk auch ohne öffentliche Beurtheilung in so kurzer Zeit so guten Abgang gefunden, sondern ganz vorzüglich auch darüber, dass in seinem Vaterlande bey dieser Gelegenheit sich so viel Sinn und Theilnahme für die vaterländische Geschichte gezeigt hat. Die bereits umlaufende erste Ausgabe wird der zweyten schnelleren Gang bereiten, und der Vf. darf die schöne Hoffnung hegen, durch dieses Werk der Verbreitung der vaterländischen Geschichte in seinem Vaterlande recht viel zu nützen.

Unter diesen Umständen konnte jetzt eine Beur-

theilung dieses Werks fast überflüssig scheinen. Damit es aber auch dem Auslande bekannter werde, und weil der Vf. selbst wegen allmählicher Verbesserung desselben Urtheile darüber zu vernehmen wünscht: so wollen wir das unsrige nicht zurückhalten. Betrachten wir das Werk nach den vorhin aufgestellten fünf Erfodernissen, so haben wir in Beziehung auf die vier ersten kaum etwas, in Rücksicht auf das fünfte aber wohl Einiges zu wünschen. Ueber das Letzte wollen wir nachher besonders reden. Was wir hinsichtlich der vier ersten geäusert, wird aus einigen Stellen klar werden, aus denen sich zugleich die ganze Art und Weise des Verfassers ergeben wird. Wir nehmen sogleich den Anfang S. 3: „Wenn der Mensch das Land seiner Heimath, wo er das Licht der Welt zum ersten Male begrüsste, wo seine Hütte steht (,) und dessen Boden ihn ernährt, mit nachdenkenden Blicken betrachtet, so drängt sich ihm fast von selbst die Frage auf: War es hier immer so (,) wie jetzt? Oder wie mag es früher hier ausgesehen haben, als diese Städte, die mit ihren Thürmen so stolz vor mir sich erheben, noch nicht gegründet, als diese friedlichen Dörfer noch nicht angelegt waren? Bewohnte das Volk, zu dem auch wir (ich) gehören, von jeher diese Fluren? Oder wie kam es hieher (,) und mit (durch) welchen Thaten hat es sich sein Recht an diesem (dieses?) Lande erkauft? und welches ist sein Schicksal gewesen bis auf den heutigen Tag? — Und diese Fragen haben fast für einen jeden Menschen so viel Anziehendes und Reizendes, dass der Knabe sein Spiel vergisst, und der Jüngling mit höher gehobener Brust zuhört, wenn von den Thaten seiner Vorfahren, von vergangenen Zeiten und früheren Begebenheiten seines Vaterlandes die Rede ist." — S. 43: „Hätten nur die Ordensritter es immer verstanden, durch Leutseligkeit und freundliche Gefälligkeit die Herzen der grosen Menge so zu gewinnen, wie sie viele der Vornehmen gewonnen hatten; gewiss wäre ihnen das Volk mit fester Treue stets ergeben geblieben. Denn Undankbarkeit gehörte nicht unter die Fehler der Preussen (,) und die Geschichte hat uns davon viele Beyspiele erhalten, von denen hier nur eins seine Stelle finden mag." Nun folgt die Erzählung von der That des edlen *Sklodo.* S. 52: „Doch alle Preussen waren von dem Entschlusse beseelt, lieber als freye Männer mit dem Schwerte in der Hand zu sterben, als sich lebend noch einmal unter die fremde Herrschaft zu beugen." Nur Einiges aus der trefflichen Betrachtung S. 59 und 60 bey der im Jahre 1283 erfolgten Beendigung der Kriege des Ordens mit den Preussen: „Bey den fortwährenden Feindseligkeiten zwischen Polen und Preussen (,) hätte es doch endlich einmal dahin kommen müssen, dass entweder die Preussen das polnische Volk, oder die Polen das preussische Volk unterjocht haben würden. In beiden Fällen aber wäre die Selbst- (Selb-) ständigkeit des einen Volks untergegangen (,) und vor der Entscheidung mindestens eben so viel Blut vergossen worden, als jetzt im Kampfe mit den Rittern. Wäre nun der erste Fall eingetreten — (;) welche Gefahr hätte dann dem Christenthume in Polen gedroht, da die Preussen so fest an ihrem heidnischen Aberglauben hingen? Würde aber, was bey der Uebermacht Polens bey weitem wahrscheinlicher ist, der zweyte Fall statt (Statt) gefunden haben, so würde auch nur polnische Sprache, polnische Bildung und polnische Sitte im Preussenlande herrschend geworden seyn. Wie weit aber stehen die Polen den Deutschen nach an (in) wahrer Bildung des Geistes, an rechter Aufklärung, Wissenschaftlichkeit und Kunstsinn? (!) Die Eroberung Preussens durch die Ritter aber eröffnete deutschem Fleise, deutscher Bildung und deutscher Denkart ein neues Feld." — S. 86 und 86 *a*: „Der Bauer von urpreussischer Abkunft war dessenungeachtet *kein Sclave.* Sein Leben und sein Eigenthum stand eben so gut unter dem Schutze des Gesetzes und einer strengen Gerechtigkeit, als die (Leben und Eigenthum) eines jeden anderen Unterthans. Er war noch immer viel glücklicher, als seine Standesgenossen in Deutschland, die von ihren Gutsherren mit der grösten Willkühr und oft mit empörender Grausamkeit behandelt wurden. Ueberhaupt erfreuten sich die Unterthanen des Ordens einer höheren bürgerlichen Freyheit, als diess in den meisten anderen Ländern zu jener Zeit der Fall war. Denn mit vieler Weisheit sorgte er dafür, dass die Macht der Edelleute, die in anderen Ländern der Freyheit des Bürger- und Bauern-Standes oft so gefährlich ward, nicht so weit um sich greifen konnte (,) und dass ein jeglicher bey seinen Rechten geschützt wurde" u. s. w.

Mehr Stellen auszuheben, verstattet uns der Raum nicht. Durch das ganze Werk laufen die Spuren inniger Vaterlandsliebe, wie eines schönen religiösen und sittlichen Sinnes. Beides tritt besonders in der höchst anziehenden Geschichte Friedrichs II und Friedrich Wilhelms III stark hervor. Treffliche Schilderungen finden sich in groser Menge. Wir deuten nur hin auf die Erhebung Winrichs von Kniprode zum Hochmeister S. 75 ff., auf des grosen Kurfürsten kriegerische Schlittenfahrt über das frische Haff gegen die Schweden S. 205 f., auf dessen Tod S. 215, auf die Krönung Friedrichs I S. 221 ff., auf Peter den Gr. in Königsberg S. 219, auf die unter Friedrich dem Grosen entstandene Französeley S. 344, auf die glückliche Zeit Preussens bey dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms III S. 374, auf die Begeisterung in Preussen, als es im Jahre 1813 gegen Napoleon ging, S. 421 f., auf den Anblick von Paris, welches die Verbündeten am 29ten März 1814 zum ersten Male vor sich liegen sahen, S. 467, und auf den Fall Napoleons S. 483 f. Alle Schlachten sind gut erzählt, die Charaktere der Hochmeister, Kurfürsten und Könige trefflich geschildert. In der Kürze könnte dabey noch mehr vielleicht *Velleius* Muster seyn. Aber die *Reformation* ist von S. 153 an viel zu kurz berührt. Besser ist von S. 173 der *dreyssigjährige Krieg* eingeflochten.

In Beziehung auf die Sachen erlauben wir uns noch ein paar Bemerkungen. In der Beschreibung des Ordens S. 29—31 hätte wohl etwas über dessen Ver-

hältnifs zum Papste gesagt werden sollen, damit der Leser begreife, wie nach S. 69 der Orden beym Papste verklagt worden seyn konnte. — Durch nichts kann die vaterländische Geschichte beym Volke so gefördert werden, als durch die Chroniken und alten Geschichtwerke. Sie sprechen vorzugsweise das Volk an. Daher sind auch in germanischen Ländern, in welchen sich das Volk durch Kenntnifs der vaterländischen Geschichte auszeichnet, die vaterländischen Chroniken viel in den Händen desselben. Deſshalb wär' es, glauben wir, gut gewesen, wenn *Lukas David Lindenblatt*, *Harthnoch* u. s. w. erwähnt und gehörig empfohlen worden wären. Auch dürfte es wohl in einem solchen Buche an Empfehlung anderer Werke nicht fehlen, die in denselben Kreis gehören. Wir meinen nicht blofs geschichtliche, wie etwa *Zschoche's* Schweizergeschichte, sondern auch andere, wie das treffliche Noth- und Hülfsbuch von *Z. Becher*, welches in Preussen dem Volke gar nicht bekannt ist. — Als blofse Frage stellen wir auf, ob nicht Oesterreich bey einigen Gelegenheiten zu hart beurtheilt worden. Wer an der Spitze so Vieler steht, wie Oesterreich gestanden hat, über den hat leicht Jeder etwas vorgebracht, was ihm nicht gefiel. Und gerade da hat die Geschichte ihre volle Besonnenheit, Unbefangenheit und Gerechtigkeit aufzubieten, um nichts Anderes zu seyn, als Geschichte. So viel ist wohl gewifs, dafs ohne Oesterreich Deutschland längst nicht mehr Deutschland wäre. Gegen Frankreich hat von Alters her kein deutscher Staat so viel aufgeboten, als Oesterreich. Der Kaiser Franz ist davon noch in der neuesten Zeit ein glorreiches Beyspiel. Die österreichische Politik hat im Ganzen immer auf Ehrlichkeit beruht. Und hätte in seiner inneren Verwaltung nicht immer der Geist der Verständigkeit und Billigkeit gewaltet: so würden seine Bürger so zufrieden und glücklich nicht seyn, wie sie sich immer gefühlt haben und noch fühlen. — Ob über Friedrichs II Ansprüche auf Schlesien nicht mehr zu sagen sey, als S. 247 gesagt worden ist, lassen wir dahin gestellt seyn. — Wenn S. 327 von Sachsen gesagt ist, dafs es sich von den im siebenjährigen Kriege empfangenen Wunden fast nie wieder erholt habe: so dürfte das wohl von denen nicht zugegeben werden, welche Sachsen genauer kennen. — Der im Ganzen vielleicht noch zu starke Tadel über Friedrichs II Gleichgültigkeit gegen die deutsche Sprache und Literatur S. 338, dürfte wohl einige Ermäfsigung erleiden durch Beachtung dessen, was *Friedrich August Wolf* gesagt hat *über ein Wort Friedrichs II von deutscher Verskunst*. Berl. 1811 und *L. E. Borowski* in den biographischen Nachrichten von *J. J. Quandt*. Königsberg. 1794, S. 29. Der Mann, welcher nach S. 342 *Herders*, des Knaben, Genius zu fördern sich bemühte, war der Diakonus *Trescho* zu Mohrungen, dessen Andenken erhalten zu werden verdient. Einige Charakterzüge aus dem Leben desselben sind zu Königsberg 1807 erschienen. Zu den ebendaselbst angedeuteten edlen Männern, welche sich auf Trescho's Empfehlung *Herders* in Königsberg annahmen, gehörten vorzüglich *Michael Hamann* und *Kanter*, deren Namen wir genannt haben würden. Sie müssen auch dem Volke werth bleiben. — Da S. 400 ff. eine Uebersicht der inneren Verhältnisse und der von Friedrich Wilhelm II getroffenen Einrichtungen nach dem unglücklichen Kriege mit Napoleon gegeben worden, so hätte eine ähnliche auch hinter dem 34ten Capitel S. 383 in Beziehung auf die Zeit von dem Regierungsantritte dieses Königs bis zum Ausbruche jenes Kriegs nicht ausfallen dürfen. Darin würde dann auch der Stiftung der Universität zu Berlin Erwähnung geschehen seyn, welche jetzt fehlt, da doch der Errichtung der anderen Universitäten früher gehörigen Orts gedacht worden. — Bey der Umgestaltung des preussischen Kriegswesens S. 401 ff. war wenigstens *Scharnhorsts* Name zu nennen, welcher sich dabey ein grosses und ewiges Denkmal gestiftet hat. — Bey der Verbesserung des Volksschulwesens ist S. 405 *Gneisenau's* nicht gedacht worden, welcher durch ein anonymes Schreiben an den König die Sache vor Allem förderte. — *Schills* Unternehmen im Jahre 1809 ist nach unserer Meinung S. 407 ff. zu vortheilhaft hervorgehoben. Es bleibt immer tollkühn und höchst strafbar, dafs er ohne den Willen des Königs diesen und das Vaterland so grosser Gefahr aussetzte. — Ueber den Brand von Moskau ist S. 415 gewifs zu wenig gesagt. Nach einer vor einigen Jahren zu Moskau selbst erschienenen Schrift ist es wohl das Wahrscheinlichste, dafs jener Brand durch Unbekanntschaft der Franzosen mit den Heizungsanstalten grosser Städte und Schlösser in Russland entstanden sey. — Unter den hohen Gütern, um derentwillen Preussen im Jahre 1813 mit so viel Begeisterung zu den Waffen griff, war S. 421 auch die Muttersprache zu nennen. — S. 45 haben wir *Thielemanns* Namen vermifst, welcher das erste Beyspiel gab, wie das allgemeine Vaterland dem besonderen voranstehen müsse.

Was endlich das fünfte der oben aufgestellten Erfodernisse, das sprachliche nämlich, betrifft, so lassen dabey sich manche Ausstellungen machen, wie sich vorläufig auch schon aus den angeführten Stellen ergeben hat. Und wenn auch Einiges auf Rechnung der Druckfehler gehören sollte — scherzhaft genug sagt der Vf. S. VII der Vorrede: „Leider ist diese Auflage auch in Hinsicht der Druckfehler eine bedeutend vermehrte;" — so bleibt gleichwohl noch gar Manches übrig, was ihm zur Last fällt.

S. 15: der mit künstlich im Kreise *geflichenen* Steinen ausgefüllt war. *Fleihen* ist kein hochdeutsches Wort. Es ist aus dem Plattdeutschen (*flijen*) in den preussischen Dialekt gekommen, und da als Provinzialismus zu betrachten. S. 17: Sie lehrten *den Ulmerugiern* Häuser bauen für *die Ulmerugier*. S. 26: „Darum wurden auch zu jener Zeit, () Frömmigkeit und Tapferkeit für die höchsten Tugenden gehalten, die einen Christen schmücken können (4 Trochäen hinter einander), und für beide waren *Anstalten getroffen, um sie* zur äufserlien Höhe *zu* erheben." Wir würden Bedenken tragen, das Ritterthum eine Anstalt zu nennen. Und wenn man an-

nimmt, dafs es aus ganz natürlichen Umständen von selbst hervorging, so kann es noch weniger eine *getroffene Anstalt* genannt werden. Dann ist auch das *um sie — zu* fehlerhaft: denn wenn die Satzverkürzung in einen wirklichen Satz aufgelöst werden soll, so findet sich kein Subject für ihn. S. 27: „Aber der schwärmerische Glaubenseifer jener Zeiten wollte dem Ritterstande, () *zu* der Ehre der Tapferkeit, die er gewonnen, auch das Lob der Frömmigkeit *zugesellen.*“ *Zugesellen zu*, und das nach vorgegangenem Dativ, scheint uns wenigstens sehr hart. Besser: *wollte zu der des Ritterstandes auch das Lob der Frömmigkeit gesellen.* S. 34, 38 und 41 ist *Pommerherzog* eine falsch gebildete Zusammensetzung. Es kann nur *Pommernherzog* heifsen. S. 59: „Wem drängt sich nicht der Gedanke auf, dafs *nicht* mit der Zeit *doch*, () *auch* ohne so blutige Mittel, als die Ritter *sie* anwandten, das heilige Licht der Wahrheit, das Licht des Christenthums in die Gegenden des baltischen Meeres gedrungen wäre?“ Hier ist das *nicht* hinter *dafs* offenbar unzuläfsig, so wie *sie* nach *Ritter* überflüssig. *Doch* und *auch* neben einander sind mifslautend, und der Sinn fodert *doch* später. Wir würden sagen: *dafs mit* der Zeit auch ohne solche .... das Licht des Christenthums *dennoch* in die ... *gedrungen seyn würde?* S. 66 will uns *Einzögling* nicht recht gefallen. Auch *Campe* billigt es S. XXI der Vorrede zu seinem Wörterbuche nicht. Ueberdem ist es für ein Volksbuch zu gesucht. Wir würden sagen *Einwanderer*, *Eingewanderte*. S. 70: „Die erste Sorge, *welcher* der treffliche Meister *seinem* Eifer widmete“ u. s. w. Es mufs entweder heifsen *welcher* und *seinen*, oder *welche* und *seinem*. Der Sinn scheint das Erste zu verlangen: aber auch dieses ist für ein Volksbuch wenigstens viel zu gesucht, selbst wenn, wogegen wir noch Zweifel hegen, überhaupt gesagt werden könnte: *einer Sorge seinen Eifer widmen.* S. 86 c: „Dunkel sah es in den Köpfen der Volksmenge aus, bey *welchen* die abgeschmacktesten Mährchen, () von Wundern ... Glauben fanden.“ Es mufs entweder heifsen *in welchen* (Köpfen), oder bey *welcher* (Volksmenge), und dieses ist wohl das Bessere. Dieselbe falsche Relativbeziehung kommt auch sonst noch vor, z. B. S. 234: „Dadurch blieb eine Menge Geld, *die* sonst für fremde Modewaaren ins Ausland geflossen war, im Lande.“ Die Beziehung ist hier auf Geld zu nehmen, und es ist zu sagen *das* für *die*. S. 88: „*Von* seinem, einnehmendem und gefälligem Betragen, wufste er sich leicht Aller Herzen geneigt zu machen.“ Hier fehlt dem *von* seine grammatische Basis. *Ein* (*als ein*) *Mann von feinem* u. s. w. S. 90: ... „wohin sein eigener Brudersohn, den er früher mit Wohlthaten überhäuft, ihn schleppen lassen.“ Das zweymal fehlende *hatte* macht die Rede hart, und giebt ihr das Ansehn der Nachläfsigkeit. Es mufs heifsen ... *überhäuft, ihn hatte schleppen lassen.* S. 94: „Auf diese Art hoffte er, die Macht des Ordens allmählich zu schwächen, und ihn ganz verderben *zu können.*“ Man hätte erwartet: *allmählich schwächen und ihn ganz verderben zu können.* Aber das *können* liegt schon in *hoffte*. Wir würden sagen: *allmählich zu schwächen und ihn ganz zu verderben.* Aehnlich ist S. 100: „Jagjiel wagte (es) nicht, den Uebergang über den Flufs mit Gewalt erzwingen *zu wollen.*“ Das *wollen* ist schon in *wagte* mit enthalten. So S. 419: „Sie meinten, York werde die Russen zurück zu halten suchen, um den Flüchtigen Zeit zu verschaffen, sich erholen und sammeln *zu können.*“ Das *können* liegt hier schon in Zeit. Ueberdiefs wird durch die vielen Infinitiven: zu *halten suchen*, zu *verschaffen*, *erholen* und *sammeln* zu *können*, der Numerus der Rede schwächlich und schleppend. Wir würden sagen: .. *zurück zu halten suchen, damit die Flüchtlinge Zeit erhielten, sich zu erholen und zu sammeln.* Eben so S. 474: „Alles belebte in ihm die Hoffnung, noch einmal in seiner Kaiserrolle auftreten *zu können*,“ für *aufzutreten.* Aehnlich ist S. 470: „*Man sagt, er soll* geweint haben.“ Hier liegt das *soll* bereits in *man sagt.* Es mufs entweder heifsen: *Er soll geweint haben*, oder: *Man sagt, er habe geweint.* S. 95: „*Spielleute* holten ihn (den Hochmeister) ein.“ *Spielmann*, aus dem Plattdeutschen *Speelmann*, ist preussischer Provinzialismus und hier nicht edel genug. Eben so *Bettlaken*, welches S. 422 vorkommt, für Betttuch. S. 105: „Die verfolgenden Tartaren (sollte es nicht *Tataren* heifsen?) *hauten*, () ohn' Erbarmung, () alles nieder.“ Warum nicht *hieben?*

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stück.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

KIRCHENGESCHICHTE. *Stuttgart*, b. Löflund und Sohn: *Kirche, Kirchenverschlimmerung und Kirchenverbesserung für evangelisch-christliches Volk und evangelisch-christliche Jugend fafslich dargestellt.* Nebst einem Auszug aus dem Augsburgischen Glaubensbekenntnifs. Von (vom) Pfarrer *Weigle* in Aidlingen. 1830. 24 S. 8. (2 gr.)

Wenn der Beurtheiler eines Buches sich die Frage vorlegte, was die Wissenschaft, die Kunst, das Leben verlöre, wenn ein Buch oder Büchlein ungeschrieben und ungedruckt geblieben wäre: wie viele grofse und kleine Bücher müfsten dann für entbehrlich erklärt werden! Unter die entbehrlichen gehört aber vorzugsweise diese kleine Religions- und Christenthums-Geschichte, wo die eigentliche Geschichte 13 Seiten, die übrigen der Auszug aus dem Augsb. Glaubensbekenntnisse enthält. Dafs diese Geschichte höchst dürftig, unzureichend, unvollständig, selbst für das Volk ungenügend sey, lehrt schon die Winzigkeit des Tractätleins. Warum sorgte der Vf. nicht vielmehr dafür, dafs z. B. seinem christlichen Volke und seiner christlichen Jugend die ebenfalls wohlfeile kurze Geschichte der christlichen Religion und Kirche von *Sackreuter* (Darmstadt, bey Leske 1825) in die Hände gegeben ward? Cm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1832.

GESCHICHTE.

Königsberg, b. Unzer: *Geschichte Preussens für das Volk und die Jugend*, bearbeitet von Dr. *Eduard Heinel* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Es ist nicht wohl gethan, die starken Formen verdrängen zu wollen, am wenigsten in Fällen, wie S. 200: „Habsucht und Muthwillen *bewegten* sie zu den schrecklichsten Gewaltthaten," welches oft vorkommt. S. 140 *Bischofsthum*. Wozu ein neues Wort? S. 154 *und um so lieber*, besser *und das um so lieber*. S. 162 *a*: alle Erscheinungen am Himmel und *auf Erden*. Es kann nur heissen *auf der Erde*: denn *auf Erden* hat nur biblischen Sinn. Ebendas. und sonst noch *heute zu Tage*. S. 192: sie machten sich *an Strohbündeln* kenntlich. Es muss *durch* heissen für *an*. Und *Strohbündel* an den Hüten, ist das nicht zu viel? Es können doch nur *Strohbündelchen* oder *kleine Strohbündelchen* gewesen seyn. S. 212: der Gebrauch des Kaffees *ward kennen gelernt*. S. 253: die Festung übergab (*ergab*) sich. S. 353: Ludwig XVI wurde auf seiner Flucht durch (*von*) einen Postmeister erkannt. S. 367: Einen Bürgerstand gab es *gleichfalls* nicht. Das *gleichfalls* läßt voraussetzen, dass es auch Anderes nicht gab. Was aber, ist im Vorausgegangenen nicht hinreichend ausgesprochen. S. 375: die Angelegenheiten des übrigen Europas (*Europa*). S. 393 Asch- (*Aschen*) haufen. *Aschhaufen* wäre ein Haufen von *Aeschen*, d. h. irdenen Gefäsen. S. 439: Ueberall hatten die empörten Fluthen die Brücken zerstört, recht als ob auch die Ströme des Vaterlands für ihre Befreyung mitkämpfen wollten, und tausende (*Tausende*) der (*von*) Franzosen fanden ihren Tod in ihren (*den*) Wogen. S. 472: „Und *nicht* versäumte das Vaterland die heilige Pflicht des Dankes" u. s. w. Diese Stellung des *nicht* ist undeutsch und für ein Volksbuch viel zu gesucht. S. 473 die Waffen fort (*ab*) legen. S. 482: und *nur kaum* gewann u. s. w. S. 490: „ohne die *kein* Volk *weder* gross *noch* glücklich seyn kann." Entweder *ein Volk weder g. noch* u. s. w., oder *kein Volk gross oder gl.* u. s. w. — Fremdwörter sind fast immer glücklich deutsch ausgedrückt. Nicht gelungen ist. S. 182: *Geldzahlen* für *Geldsummen*, wogegen selbst *Campe* nichts hat, *Porzellanverfertigungsanstalt* S. 315, (*Campe* sagt sehr gut *Porzellanbrennerey*. Auch wäre nichts gegen *Porzellananstalt* zu sagen) und *Ländereyen* S. 339: wahrscheinlich für *Provinzen*, wofür *Campe* recht gut *Landschaften* sagt, wir auch *Landestheile* sagen würden. Ueber die Ungleichförmigkeit der Schreibung klagt der Verfasser selbst. Sie ist in der That sehr gross, z. B. das *Wol*, *woler* und S. 28 auch *Wohlgefälliges* und *wohl*, wo es *wol* heissen sollte, *deshalb* und S. 475 auch *desshalb*, mit Recht *Gebirge*, *giltig* und *Hilfe* von *Berg*, *gelten* und *helfen*, aber auch *Gleichgultigkeit*, S. 131 *Mauern* und S. 132 *Mauren*, welches allein richtig ist. *Ludwig* und *Ludewig*, *Czernitschef* und *Czernitscheff*. Einiges ist auch an sich zu tadeln, wie S. 228: *Sofie*, S. 490: *Fönix*, *Oestereich* für *Oesterreich* und S. 86 *a unpartheiisch* für *unparteiisch*. — Am schlimmsten steht es um die Interpunction, welche der Vf. durchaus anders zu behandeln hat. Es scheinen alle Grundsätze zu fehlen. Bald zu viel, z. B. S. 162 *g*: Der Verfolg der Erzählung wird uns, () ohnehin, () bald wieder darauf zurückführen. S. 105: Dem Andenken an den Schreckenstag ward eine Trauerkapelle, () auf einem Hügel, () mitten im Schlachtfelde, () errichtet, über deren Eingang (Eingange) man in lateinischer Sprache, () die Worte las u. s. w. Bald zu wenig, wie S. 275: denn unbeugsam (,) wie sein Muth (,) war sein Wille. S. 40: der Ritter, die zwar geschlagen (,) aber nie ganz besiegt werden konnten. Bald unrichtig, z. B. S. 39: Er hatte bemerkt, dass die geharnischten Ritter so lange unüberwindlich seyen, als sie noch Herren ihres Rosses waren; (,) zu Fuss aber, () durch das Gewicht ihrer eigenen Waffen, () am Kampfe gehindert würden. S. 402: Wie die Noth zu Heil und Frieden leitet; (,) so ist auch u. s. w. S. 8: das Getreide verstanden sie nicht bloss zu Brod zu verbacken; (:) sondern sie wussten auch schon Bier daraus zu bereiten. S. 366: Einige sind der Meinung, er habe . . werden wollen; (,) Andere, er habe u. s. w. S. 133: Aber das mag wohl nicht mehr möglich gewesen seyn! (.)

Die Aussprache fremder Namen ist nicht immer richtig bezeichnet, z. B. *Schampange* f. *Schangpánj*, *Bretange* f. *Bretánj*, *Marselje* f. *Marselj*, *Katter Bra* f. *Kattr Bra*, bisweilen aber fehlt sie auch, wie bey *Toulon*, *Morand*, *Czernitschef*.

Wir hoffen, dass dieses Werk bald eine neue Auflage erleben wird, und wünschen, dass der Vf. dann die Geschichte vom zweyten Pariser Frieden bis auf die neueste Zeit fortführen und dem Ganzen ein Register oder doch wenigstens den Inhalt der Theile, Abschnitte und Capitel beyfügen möge. Auch wünschen wir, dass bald ein ähnliches Volksbuch über die Brandenburgische oder, etwa nach *Schuberts* Plane, über die Geschichte des Hauses Hohenzollern

bis auf die Vereinigung Preussens mit Brandenburg erscheine.

Zum Schlusse bemerken wir noch, dass neben diesem ausführlichen Werke von demselben Verfasser auch eine *gedrängte Uebersicht der Preussischen Geschichte* bereits in der zweyten Auflage erschienen ist.

— ρν —

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Merseburg, b. Kobitzschens Erben: *Nachgelassene Predigten* von *C. L. Traug. Wankel*, Pastor in der Altenburg vor Merseburg. Herausgegeben vom Regierungs- und Schul-Rathe D. *Weiss*. 1831. 324 S. 8.

Diese von dem verstorbenen Vf. selbst für den Druck bestimmten 25 Predigten, denen der Herausgeber eine kurze Skizze des Lebens desselben vorangestellt hat, sind so beschaffen, dass die Kritik, sowohl in Absicht auf Inhalt als Form, recht viel Rühmliches über dieselben sagen darf, ohne sich durch den Kanon: „*de mortuis nil nisi bene*" dazu bestimmen zu lassen. Sie sind in verschiedenen Jahren, die meisten im Jahr 1827, und mit Ausnahme einer Neujahrs-, einer Reformations-Predigt, und zweyer am Todtenfeste gehaltenen Vorträge, über die kirchlichen Perikopen gehalten worden, und bestätigen fast durchgängig das rühmliche Urtheil über den Vf. als Kanzelredner, welches denselben in der zuletzt ihm anvertraut gewesenen Gemeinde überlebt. Die Hauptsätze, die im Ganzen weniger einen idealen, als realen Charakter haben, sind meist ungezwungen dem Texte abgewonnen; nur in einigen Predigten vermisst man die in unserer Zeit mit Recht wieder für wesentlich erkannte organische Entwickelung des Hauptsatzes aus dem Bibelworte, als seinem belebenden, durchdringenden Mittelpuncte, um so fühlbarer, als ein solcher Mangel zugleich nicht ohne nachtheiligen Einfluss auf die materielle Beschaffenheit der Predigt bleiben kann. So würde der Vf. z. B. statt der Weihnachtspredigt (S. 130) eine weit angemessenere Festpredigt gegeben haben, hätte er jene reiche Perikope entweder analysirt, oder den Inhalt seines Vortrags in den wesentlichen Puncten aus dem Texte genommen, statt dass er an den Text nur anknüpft, und ihn nur als Veranlassung und gelegentlich zur Erläuterung und Bestätigung benutzt. Die Gemeinden verlangen noch nach dem Evangelischen Worte, zumal an solchen Festen. Mit mühsam abgeleiteten, künstlich angeknüpften, oder durch eine glückliche Genialität, gleichsam im Vorbeygehen vom Wege aufgegriffenen Thematen, und wenn sie noch so sehr den Reiz der Neuheit und des Ueberraschenden an sich trügen, kommt man jenem Verlangen stets schlecht entgegen. Sonst sind des Vfs. Predigten eindringend und nicht ohne Würde, und wenn auch nicht immer streng logisch behandelt, doch fasslich und erbaulich. Er scheint sich die *Reinhardsche* Gliederung zum Muster genommen zu haben, und hat fast durchgehends eine gewisse oratorische Symmetrie in der Anordnung angestrebt, ohne jedoch derselben Wesentliches zu opfern. Die Uebergänge sind natürlich; die Darstellung empfiehlt sich durch Bestimmtheit, Deutlichkeit und jene höhere Popularität, die der Würde des Gegenstandes nichts vergiebt, und zugleich auch bey gemischten Versammlungen allgemeines Interesse hervorzurufen und festzuhalten nicht verfehlt. Zur Begeisterung zwar hat sich unser Redner fast nirgends erhoben, aber Wärme, Gemüthlichkeit und eindringender Ernst, besonders wo die Tiefen des menschlichen Herzens beleuchtet werden, sprechen den Leser wohlthuend an. Als ein relativer Vorzug dieser Vorträge sey noch ihre Kürze erwähnt, die unser „eiliges Zeitalter," das namentlich gottesdienstliche Handlungen am liebsten nach dem apokalyptischen Worte: „was in einer Schnelle geschehen muss," bemessen sähe, nur zu sehr in Anspruch nimmt; dem Vf. kam hiebey seine Kunst, mit wenig Worten viel zu sagen, sein gedrängter, körniger Stil, zu Statten, aber auch eine gewisse Oberflächlichkeit in der Ausführung hat Theil daran.

Was den materiellen Werth dieser Vorträge insbesondere anlangt, so kann Rec., so sehr sie sich auch über die Plattheit jener höchst verständigen, vom christlichen Elemente entblössten Klugheitsvorträge erheben, die in unseren Tagen noch immer nicht selten sich vernehmen lassen, doch die Bemerkung nicht unterdrücken, dass die eigenthümlichen Ideen des Christenthums, in sofern dasselbe Offenbarung des Heiles in Christo ist, welches uns nur in Busse, Glauben und Erneuung zu der höheren Liebe aufgeht, die des Gesetzes Erfüllung ist, — jene Grundideen, welche die christliche Predigt, als bestimmt, die individuelle Aneignung jenes Heiles zu vermitteln, von jeder anderen heiligen Rede unterscheiden sollen, überall nicht so sehr die Basis, der belebende, alldurchdringende Mittelpunct, die durchhallenden Grundtöne jener Vorträge sind, dass man an ihnen den evangelisch-christlichen Charakter recht unbedingt rühmen dürfte. Wiefern diess wahr sey, davon mag man sich am besten durch eigene Vergleichung dieser Vorträge überzeugen. Es ergiebt sich aber schon daraus, dass wir unter 25 Predigten und 23 Predigtentwürfen nicht Einen auszeichnen können, der sich recht eigenthümlich in der Heilslehre bewegte; wenn wir den Vf. sogar Veranlassungen, wie Festperikopen für diesen Zweck solche bieten, umgehen sehen, wo es doch, wenn irgend, an der Zeit ist, die Gemüther auf die Einheit des christlichen Lebens, darin sich Erkennen und Handeln, Glauben und Pflicht, in innigster Wechselwirkung bedingen, und auf den letzten Grund ihres Heiles hinzuweisen. Damit soll nicht gesagt seyn, dass nicht ein reicher Schatz von Belehrungen, Ermunterungen und Tröstungen in diesen Vorträgen niedergelegt sey, die zuletzt nur dem Christenthume eigen sind. Auszeichnungswerth erschien uns vornehmlich die Predigt am 9 Trin. S. 83, in welcher der Gang in den Tempel als ein Gang zu Gott — zu den Menschen — ins Herz — zum Glücke — recht erbaulich dargestellt wird. Ferner am Neujahr über Spr. Sal. 11, 23: Unsere Wünsche; die Predigt am 7 Trinit., welche, christliche Haushaltungen berathend, denselben Genügsamkeit, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Frömmig-

keit, recht eindringlich, empfiehlt (S. 106). Ferner stellt Rec. die Predigten: am Todtenfeste (S. 117), die nach 1 Thessal. 4, 13 ff. zeigt, was unsere Ruhe an den Gräbern unserer Vollendeten seyn *kann:* die Ruhe des Kaltsinns, des Leichtsinns, des Dumpfsinns; und was sie seyn *soll:* die Ruhe des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung; — die am Sonntage Estom. (S. 178) über unsere Leidenswege: ihre Beschwerden, ihre Gefahren, ihre Erquickungen, ihr Ziel; — die am gr. Donnerstage (S. 213) — am 8 Trinit. (S. 249) und die letzte Predigt des Verewigten, gehalten am Todtenfeste 1827, welche die Fragen an uns selbst beym Andenken an unsere Vollendeten zum Gegenstande hat: Was wir beklagen? was wir befürchten? was wir hoffen? — und zwey pädagogische Predigten, am 1 Epiph. (S. 165) und am 21 Trin. (S. 271) als vorzüglich gelungen heraus, und erlaubt sich in Beziehung auf letzte die Bemerkung, dass diese Gattung von Predigten öfter, als es geschieht, in der homiletischen Praxis hervortreten sollte, schon darum, weil die Kinder so oft der Schlüssel zu den Herzen der Eltern sind.

Von den aus den hinterlassenen Heften des Verew. ausgehobenen 23 Predigtentwürfen, die, wenn sie auch nicht alle frey von logischen Mängeln wären, doch fast durchgehends den gemüthvollen Denker und den gewandten Praktiker bekunden, erlaubt uns der Raum nur die ersten, aus der Anzugspredigt des Vf. in Hohenlinden entnommen, wegen ihrer Originalität anzuführen: Pr. am Neujahrstage 1810. Lehrreiche Betrachtungen am Anfange dieses Jahres: Ein neues Jahr, aber der alte Gott; neue Texte, aber der alte Glaube; ein neuer Pfarrer, aber (Gott geb' es) das alte Vertrauen. — Die Ausdrücke: in *moralischer Hinsicht* S. 57, *Moralität* S. 65 u. a. möchte auch ein billiger Purismus für die Kanzel nicht anwendbar finden.

Kr.

Neustadt a. d. O., b. Wagner: *Euthanatos, oder der Tod von seiner Lichtseite betrachtet, in Briefen.* Ein Trostbuch für die, welche an den Gräbern ihrer Lieben weinen, oder vor dem eigenen Grabe erbeben. Herausgegeben von *Erich Haurenski*, zu Gard' Ebré. 1831. XII und 336 S. gr. 8. (1 Thlr. 9 gr.)

In diesen Briefen, die *Bruno* mit seinen Klagen über den Verlust der Seinigen eröffnet, welche der Tod ihm raubte, und der darüber dem Verzweifeln an Gott und Vorsehung nahe ist, spricht der tröstende *Gotthold* fast ganz allein. Wenn der *Bruno* dieses Buches dem Scharf- und Tiefdenker *Giordano Bruno* des 16ten Jahrhunderts nur einigermassen ähnlich wäre, so könnten die Trostgründe des *Gotthold* schwerlich denselben befriedigen. Nicht als ob die hier vorgetragene Unsterblichkeitslehre nebst anderen verwandten Gegenständen und Untersuchungen für diejenigen nicht tröstend wäre, die an den Gräbern ihrer Lieben weinen, sondern weil der Vf. nur das Bekannte und Gewöhnliche giebt, dabey aber dasselbe individualisirend und andringlich darstellt. Das Buch aber ist auch nicht für philosophische Tiefdenker, sondern für Menschen auf dem Standpuncte des Lebens geschrieben, die des Trostes und der Erhebung über Zeit und Gegenwart bedürfen. — Der Hauptgegenstand des Buches ist der Glaube an Unsterblichkeit, welche vornehmlich aus des Menschen Bestimmung und aus dem Glauben an Gott, sowie aus den göttlichen Eigenschaften, hergeleitet wird. Die in guter Ordnung und mit Klarheit fortschreitende Untersuchung wird in einer verständlichen, reinen, das Gemüth ansprechenden Sprache vorgetragen, und hat nur dann und wann eine breite Ausführlichkeit. — Der Vf., der seinem philosophischen Systeme nach — (er scheint ein Theolog zu seyn) — ein Empiriker ist, und auf den schwerfälligen Fittichen der Schlüsse, denen aus der irdischen Welt genommene Prämissen zum Grunde liegen, sich zur ewigen Welt erhebt, trägt auch manche gewagte, fromme, von der Phantasie verschönerte Behauptungen vor. Dahin rechnet Rec. manche Behauptungen über den menschlichen Geist und dessen Verweilen auf dieser Erde, nachdem er sich schon im Tode von dem Körper getrennt hat. Wir kennen den menschlichen Geist nur in der Wechselwirkung mit dem Körper, und die metaphysische Pneumatologie giebt wenig mehr, als eine Analyse des transcendentalen Begriffes eines Geistes. Dass aber der Körper eine Fessel sey, nach deren Zersprengung der Geist sich freyer und seliger fühle; dass der Geist bey dem körperlichen Tode aus dem groben Körper einen unsichtbaren, feinen, ätherischen Körper als neues Werkzeug herausnehme; dass dieser ätherische Körper schärfere, feinere Sinne habe; ob krüppelhafte Körper dort irgend ein Kennzeichen davon haben u. dergl.: was sind das anders als Phantasieen und Poesieen, die den reinen Glauben verirdischen? Von dem allen *weiss* die Vernunft weder empirisch noch apriorisch etwas. Die Hypothese, (denn für mehr wird der Vf. sie nicht ausgeben wollen,) dass die Geister der Verstorbenen (die also noch Personalität und Individualität haben,) noch kürzere oder längere Zeit sich auf der Erde aufhalten, welches der Vf. mit den schönsten irdischen Farben ausmalt, wird auf das Gesetz der allmählich fortschreitenden Bildung gegründet, wo es noch vieles nachzuholen gebe, was der Geist in der ersten Lebensperiode versäumte. Wie lieb dem Vf. diese Idee oder dieses Phantasma sey, gehet daraus hervor, dass er später wieder auf diesen Glauben zurückkommt, und zeigt, dass dieser Glaube dem Gespensterglauben durchaus keinen Vorschub leiste, wobey übrigens die Absurdidät des Gespensterglaubens gründlich, klar und überzeugend in's Licht gesetzt wird. Aber diese Behauptung, was ist sie anders als ein Wähnen und Träumen eines Geistersehers, als die Ausgeburt der mit der Idee der Unsterblichkeit geschwängerten Phantasie, welche dichtend sich das Wie und Wo? veranschaulichen will? Aehnliches wird in der Lehre vom *Wiedersehen* gefunden, wie das Auffinden der Geister geschehen werde, wie Geschwister, die sich im Leben nicht kannten, sich dort erkennen werden u. s. w., und wo ein Instinct, Sympathie, irgend ein Rapport zu Hülfe gerufen wird. Solche *vorwitzige* Fragen

entſtehen aber, wenn man den *allgemeinen* Glauben ſpecialiſiren, verindividualiſiren will, wo man ein himmliſches Leben gewinnt ganz nach dem Schema des irdiſchen. Denn aus welchem anderen Farbentopfe könnte die Phantaſie ihre Farben nehmen, als aus dem irdiſchen, und worein alle Myſtiker ihre Farbenpinſel tauchen, welchen Myſtikern doch der Vf. von Herzen ſo gram iſt?

Noch manches könnten wir rügen, z. B. daſs der Vf. *die Idee* der Weltſchöpfung wie einen *empiriſchen Begriff* behandelt, und nothwendig Ungereimtes darin findet. Aber liegt die Schuld an der Idee? — Zuletzt erklärt der Vf. ſeine ganze Lehre für ſeine individuelle Meinung, für deren objective Gewiſsheit er nicht ſtehe. Aber was liegt der Welt an dem ſubjectiven Wähnen und Meinen? Sie will Wahrheit, Gewiſsheit, Zuverſicht.

Zum Lobe des Vf. aber gehört neben dieſen Auswüchſen, daſs er mit Klarheit und Herzenswärme Glauben an Gott und an Vorſehung, an Menſchenwerth und Beſtimmung, an Fortdauer und Vergeltung lehrt, und der feſte Glaube, daſs der Weiſe und Tugendhafte freudig einem höheren Leben entgegen ſehe. — Was nun aber das anlangt, was wir oben „vorwitzige" Fragen nannten, ſo erinnern wir den Vf. an den Ausſpruch eines Mannes, den frühere Jahrzehnde den Unſterblichen nannten, und den das gegenwärtige Jahrzehnd als einen Sterblichen längſt begraben zu haben meinet, an den Ausſpruch *Kants*, womit er ſeine Träume eines Geiſterſehers ſchlieſst: „Es iſt die menſchliche Vernunft nicht genugſam dazu beflügelt, daſs ſie ſo hohe Wolken theilen ſollte, die uns die Geheimniſſe der anderen Welt aus den Augen ziehen, und denen Wiſsbegierigen, die ſich nach derſelben ſo angelegentlich erkundigen, kann man den einfältigen, aber ſehr natürlichen Beſcheid geben, daſs das wohl am rathſamſten ſey, wenn ſie ſich zu gedulden beliebten, bis ſie werden dahin kommen."

Cm.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Bremen, b. Kaiſer: *Die Schweden im Kloſter zu Unterſee.* Hiſtoriſcher Roman von *Theodor von Kobbe.* 1830. 276 S. 8.

2) Ebendaſ.: *Humoriſtiſche Skizzen und Bilder.* Von *Theodor von Kobbe.* 1831. 197 S. 8.

3) Ebendaſ.: *Weſernymphe.* Novellen und Erzählungen. Herausgeg. von *Theod. v. Kobbe.* 1831. XVI und 296 S. 8.

Auſser dem gar nicht unbedeutenden Verdienſt, angenehm zu erzählen, und für die Perſonen dadurch zu intereſſiren, hat der Vf. in No. 1 das bereits ſeit des weiſen jüdiſchen Königs Zeiten ſchwierige Unternehmen, etwas Neues aufzufinden, glücklich gelöſt: eine ſeiner Hauptfiguren iſt eine ſchöne, tugendliche, ſich für den gemeinen Trunkenbold, der ihr angetraut, aufopfernde Lappländerin, die ſentenzenreich ſpricht, und nebenbey dem Vf. Gelegenheit giebt, ſtatiſtiſche und naturhiſtoriſche Bemerkungen über Lappland an den Tag zu legen. Nicht die edle Frau, ſondern gröſsere Unthaten, Kinderraub, an dem Zwillingsbruder verübt, bringen den Wüſtling zur Erkenntniſs, zur fruchtbringenden Reue und Buſse; er ſtirbt nach Jahren, nachdem er die Nichte aus den Flammen gerettet, nicht zu früh, um das Glück ſeiner Verwandten nicht gründen zu können.

Das Geſchick des Vaters dieſer Zwillinge, eines nach Holſtein ausgewanderten Schweden, iſt nicht minder abentheuerlich als das des Sohnes; Swedenborgs Mahnungen können ihn nicht immer den Lockungen eines falſchen Jüngers der himmliſchen Sophia entreiſsen, welcher durch Verdorbenheit des Herzens, der Grundſätze, ſeine geiſtigen Anlagen ſelbſt zerſtört, ſich vom Teufel beſeſſen wähnt, nachtheilig in die Schickſale des Vaters und des einen Zwillingsſohns eingreiſt, und als blödſinniger Bettler endet.

Der örtlichen Bezüglichkeiten ſind faſt zu viel für einen nicht Unterſeer, und als das einzig Wegzuwünſchende anzuführen.

Eine ſtärkere Sichtung wäre dem zweyten Werke anzurathen geweſen, da ſich hier manches taube Korn, ja luftige Spreu unter den Ertrag der Ernte miſcht, nicht zu gedenken der artigen Blumen, die, wenn der Oekonom ſie auch als ein Unkraut betrachtet, doch das Auge erfreuen; und mehr als für den Augenblick leben und ergötzen wollen ſie nicht. Alſo Friede mit vielen Anekdoten, gefälligen Lückenbüſsern, Reiſenotizen, aus denen Heinen Weyhrauch dampft. Wer wird es mit ſo etwas allzu genau nehmen! Nur wenn nach dem Humor gejagt wird, iſt der Wettläufer zu warnen, nicht umſonſt Athem und Kräfte zu vergeuden. Die Novelle, *der verlorne Sohn*, iſt nicht die moderniſirte chriſtliche Parabel, ſondern die angenehme Erzählung von einem verloren geglaubten und wiedergefundenen Kinde, in welche Erinnerungen an Heidelberg, ſeine anmuthige Umgegend, ſeine Eigenthümlichkeit und merkwürdigen Bewohner, auf eine geſchickte Weiſe verwebt ſind.

Die Dame iſt unſerem nun ſchon wohlbekannten Vf. für Mancherley, was er in No. III mittheilt, noch mehr verpflichtet, erſtens, daſs er ihren ſeit *Schiller* gar zu beſcheiden lautenden Ruf nicht ohne guten Erfolg klingender zu machen ſich bemüht, zweytens, daſs er bey dem zu Sammelnden nichts aufnahm, was die Pathin wieder in ihr natürliches Gebiet herabziehen konnte, und drittens, daſs er, auſser der Zueignung, ſelbſt ein niedliches Luſtſpiel, *Hamlets Geiſt*, und eine gehaltvolle ſehr gut vorgetragene hiſtoriſche Erzählung, *Fräulein Eliſabeth v. Ungnad*, ſpendete. Zunächſt am Werth möchte: *Ueber Pius VII*, von *Alexander v. Rennenkampſ*, und *Curioſa academica*, von *G. v. Halem*, ſtehen. Unter den Poeſieen zeichnen ſich die *Eduard Cloſter* durch den gelungenen Balladenton aus, ſo wie einige von *Ruperti* durch den Naturlaut ſanfter, wehmüthiger Herzlichkeit anziehen. Dem Ganzen gebührt das Lob, daſs nichts ſchlechthin Verwerfliches es entſtelle.

E. K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1832.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, b. Enslin: *Reise durch Deutschland, Ungarn, Holland, Italien, Frankreich, Grossbritannien und Irland,* in Rücksicht auf medicinische und naturwissenschaftliche Institute, Armenpflege u. s. w., von *Wilhelm Horn,* Doctor der Philosophie, Medicin und Chirurgie, kön. Kreisphysicus zu Halberstadt u. s. w. *Erster Band:* Deutschland, Ungarn, Holland. 1831. VI u. 432 S. *Zweyter Band:* Italien, Frankreich. 1831. VI u. 787 S. *Dritter Band:* Grossbritannien und Irland. 1832. VIII u. 463 S. 8. (9 Thlr.)

Es giebt Schriftsteller, die mit vieler Anmasung auftreten, und dadurch, obgleich sie viele andere und schätzbare Vorzüge besitzen, einen unangenehmen Eindruck machen. So erging es dem Rec. bey Durchlesung dieser Reise. Wie aus den Vorreden zu dem zweyten und dritten Bande hervorleuchtet, scheint es auch anderen Beurtheilern und Lesern so ergangen zu seyn. In dieser Beziehung ist es interessant, die drey verschiedenen Vorreden zu lesen. In der zum ersten Bande will der Vf. Fleiss und guten Willen nicht verkannt wissen. In der zum zweyten möchte er Manches, was im ersten missfallen hat, gern entschuldigen: er habe eine Privatmeinung mit einem Urtheile gleichgestellt; — es nehme sich das, was man als Folge eines augenblicklichen Eindrucks niederschreibe, nie (?) gehässig aus, weil es nicht gehässig geschrieben sey (wenn es aber doch gehässig geschrieben ist?); der Schreiber halte aber oft das Resultat dieses Eindrucks für die Wahrheit, und traue ihm wohl mehr, als der Feder, welche mildern und streichen wolle. In der Vorrede zum dritten Bande endlich gesteht der Vf., er sey jung, er habe aussprechen wollen, was er gesehen und gehört, er habe gelobt und getadelt, er habe seine Meinung gegeben, *und sey häufig ein motivirtes Urtheil schuldig geblieben.* Seine Rücksichtslosigkeit, sowie hie und da seine Kurzsichtigkeit, der *niemals* (?!) Persönlichkeiten zum Grunde lagen, sey *Fehler* oder *Eigenschaft* (?!) der Jugend; es sey ein Aergerniss daraus entstanden u. s. w. Hiemit hat Rec. einen Tadel gegen diese Reise mit des Vfs. eigenen Worten bezeichnet. Der zweyte Tadel, den er gleich darauf wieder selbst anführt, ist die Nachlässigkeit der Diction; die Ursache davon sey, weil er es für zweckmässig, ja für nothwendig hielt, sein Buch in der kurzmöglichsten Zeit der Reise selbst folgen zu lassen u. s. w. Kann diese Entschuldigung gelten? Zum Schluss sagt er: es sey ein ganz individuelles Buch entstanden; das habe in seinem Vorsatze gelegen, und der Leser sey nach *billigen* Gesetzen, auf die ein jüngerer Schriftsteller Anspruch machen dürfe, verpflichtet, sich auf den Standpunct zu versetzen, den der Verfasser angebe. Es sey ihm darauf angekommen, viel Material zu liefern, und darüber habe er Anfangs leider das Aeussere vernachlässigt.

Abgesehen jedoch von dem rein Individuellen und Formellen dieses Buches, muss Rec. nur bemerken, dass ihn die harten, oft ungerechten, noch öfter einseitigen Bemerkungen des Vfs. über viele tüchtige Männer des Vaterlandes tief verletzten, und er durchaus in der Jugend des Vfs. keinen Entschuldigungsgrund für ein solches Verfahren findet. Die Krankheit eines Arztes, am allerwenigsten die Hypochondrie, sofern sie weder mit der Praxis, noch mit dem Katheder in Conflict kommt, darf dem Spotte der Jugend nicht Preis gegeben werden. Oder ist es schon dahin gekommen, dass die Jugend dem wohlverdienten Alter Streiche versetzt?

Ueber die Reise überhaupt sagt der Vf. in dem einleitenden Vorworte: Am 7 April 1828 habe er vereint mit Dr. *A. Fr. Funk,* seinem Freunde, der durch seine Monographie des Landsalamanders bekannt ist, Berlin verlassen, sie seyen über Halle, Leipzig, Dresden, nur mit den dazu gehörigen kleinen Abstechern, nach Teplitz, Prag, Karlsbad, Marienbad, Baireuth, Erlangen, Bamberg, Würzburg, mit seinen nah gelegenen Bädern, München, Salzburg, Gastein, Ischl, Linz gegangen, und nach einer zweymonatlichen Reise in Wien angekommen, wo sie, von allen Seiten in ihren Plänen und Absichten unterstützt, überall mit Freundlichkeit empfangen, bis zum ersten October verweilten. Dann reisten sie, nach einer Ausflucht nach Ungarn, nach Italien ab, wo sie auf der Route von Triest bis Mailand die ganze Lombardei durchkreuzten. Aus dem südlichen Italien Anfangs März 1829 zurückkehrend, verliess den Vf. sein Freund *Funk.* Der Vf. ging unterdessen durch Piemont und das südliche Frankreich über Lyon nach Paris, wo er am 21 April ankam und bis zum 14 November verweilte. Hier kam *Funk* wieder zu ihm, verliess aber später Paris wieder, und starb bald darauf in Minden. Unterdessen ging der Vf. nach England, hielt sich vier Monate daselbst auf, schiffte sich von London nach Rotterdam den 26 März 1830 ein, und machte die vollständige Reise durch das Königreich der Niederlande.

Schon vor ihrer Abreise hatten beide Freunde sich vorgenommen, ein genaues Tagebuch zu führen, um nach ihrer Rückkehr Materialien bereit zu finden, eine Beschreibung der Reise herauszugeben. Sie hätten diesen Vorsatz mit pedantischer Strenge tagtäglich durchgeführt, an Ort und Stelle beständig Noten, die sich auf mehr als Zahlen erstreckten, gewonnen, und dann Abends die vorhandenen Data geordnet und ausgearbeitet. Wenn man ihnen entgegensetze, dass das Meiste schon bekannt und vielfältig gedruckt sey, so hätten sie doch durch ihre eigenen Augen gesehen (das konnten sie thun; nur war es nicht nöthig, es drucken zu lassen), und sich nicht darum kümmern *wollen*, wie Der und Jener, der über denselben Gegenstand schon vor ihnen gesprochen und geschrieben, darüber urtheile. Sie kamen darin überein, dass es am besten seyn möchte, das Tagebuch so zu geben, wie sie es an Ort und Stelle abgefasst. Ferner sagt der Vf. über sein Buch, es solle jungen reisenden Aerzten eine Erleichterung seyn in dem, was sie zu suchen haben, in dem, was als minder wichtig bey vielleicht beschränkter Zeit von ihnen ungesehen bleiben könne. Er habe nur Materialien sammeln wollen, und überlasse es dem Reisenden, dem Statistiker, jedem Interessenten zu seinem Gebäude sich das heraus zu suchen, was ihm passend erscheine.

Der *erste* Band enthält die Reise durch Deutschland, Ungarn, Holland. In Deutschland scheint der Vf. noch sehr befangen gewesen zu seyn; von Preussen wird mit keiner Sylbe gesprochen. Der Reisebericht beginnt mit Sachsen. In Leipzig kam der Vf. zur Ferienzeit an, wo er viele Professoren gar nicht fand. Von *Heinroth* wird gesagt, dass er nicht eine eigentliche Irrenanstalt besitze, sondern nur Arzt an einem Hause (das Waisenhaus, Correctionshaus, Verpflegungsort und Irrenhaus) zugleich sey. Eine Menge von Species der Geisteskrankheiten flössen ihm wie Honig vom Munde. Die Irrenabtheilung umfasse etwa 46 Kranke. *Jörg's* Anstalt fasse nur 6 Individuen, und jährlich kämen 100 bis 120 Geburten vor. Dann folgen einige interessante Bemerkungen über die allgemeine Straf- und Versorgungs-Anstalt zu Waldheim. Entspricht die chirurgisch-medicinische Akademie und die damit verbundene Thierarzneyschule zu Dresden ihrem Zwecke? Die Hauptbestimmung derselben besteht in einem gründlichen Unterrichte des gesamten ärztlichen und wundärztlichen Personals für die Armee, von Aerzten und Wundärzten für das platte Land, und für einen grossen Theil von Geburtshelfern und Hebammen des Königreichs, so wie sie in Bezug auf Thierärzte die einzige Bildungsschule im Lande ist. Es wäre Rec. höchst angenehm, wenn er eine genügende Antwort auf seine obige Frage irgendwo erhielte. Die Anstalten in Dresden lobt der Vf. wegen ihrer Reinlichkeit und Zweckmässigkeit. Ueber die berühmte Irrenanstalt auf dem Sonnenstein hätte der Vf. wohl Mehreres geben können. Sie entspricht seinem Ideale noch am meisten von dem, was er bisher Aehnliches gesehen hat.

Im Königreich Böhmen besuchte der Vf. zuerst Töplitz, worüber nur sehr wenig gesagt wird. Hierauf führt er seine Leser nach Prag. Der Studienzwang auf dieser Universität sey nicht so gross, als man allgemein annehme. *Ilg* wird hypochondrisch, kränklich genannt; Einiges aus seinem anatomischen Museum. Am allgemeinen Krankenhaus, das 300 Kranke hat, lehren *Krombholz* und *Fritze*, über welche beide höchst geistreiche Männer der Vf. eben nicht viel zu sagen weiss. Lehrer am Gebärhaus ist *Jungmann;* dasselbe sey wahrhaft prachtvoll. Im Durchschnitt fallen jährlich 11—1200 Geburten vor. Das Kloster der barmherzigen Brüder wird besonders gerühmt. Dieser Orden hat in den Erbstaaten vom 1 November 1826 bis letzten October 1827 die Zahl von 16,605 Kranken verpflegt. In Karlsbad, Marienbad und Franzensbrunn werden die Anstalten kurz berührt.

Das Königreich Baiern betreten wir mit dem Alexanderbad, dessen Badeanstalten sich im schlimmen Zustande befinden. In Baireuth erfahren wir Manches über die dasige Irrenanstalt, welcher der M.R. *von Hirsch* vorsteht, mit dem der Vf. in mancher Beziehung nicht zufrieden ist. Gerühmt wird dagegen *Graser's* Taubstummen-Institut. *Henke* wird zu Erlangen die eigentliche Zierde und Blüthe der Universität genannt; aber die medicinische Klinik war bey seiner Abwesenheit etwas in Verfall. *Jäger* ist Professor der Chirurgie und voll Eifer. — Gegen die Anstalten und manche treffliche Männer in Bamberg und Würzburg ist der Vf. offenbar ungerecht, was wohl daher kommt, dass er sich zu kurze Zeit daselbst aufhielt; darum hätte er schweigen sollen! Männer, wie *Textor*, *d'Outrepont*, werden kaum und fast hämisch erwähnt. — Von Würzburg aus besuchte er Kissingen, Brückenau — hinlänglich bekannte Bäder. In Augsburg sah er nur *Wetzler*, der dem Vf. für die sonderbare Notiz über seine Persönlichkeit besonders wird danken müssen. *Reisinger* ist Chirurg am allgemeinen Krankenhause. Warum hört man nicht mehr von diesem ausgezeichneten Manne? Warum liess man ihn sich vom Katheder entfernen? — Das Aufblühen der Universität zu München wird nicht eben gerühmt. Es ist nicht allein diess Ursache, dass, wie der Vf. angiebt, manche der ausgezeichneten Lehrer im medicinischen Fache sich nicht ursprünglich dem Katheder gewidmet hatten, sondern manche sind gar nicht ausgezeichnet. Hinsichtlich der Kliniken hat sich in München Einiges geändert. *Grossi's* Stelle ist so gut als nicht besetzt. *Walther's* Zeit wird durch seine Stelle als Leibchirurgus bisweilen zu sehr in Anspruch genommen. *Wilhelm* ist als klinischer Lehrer ausser Thätigkeit und wohl mit Recht. Die syphilitische Abtheilung hat ein gewisser Dr. *Narr*, der, wenn er sonst nichts Gutes, doch das Gute hat, dass er keine Erwartungen erregt, also auch keine täuscht. In neuester Zeit hebt sich auch die Homöopathie in München, an deren Spitze ein Dr. und Privatdocent *Roth* steht. *Ringeis*, *Döllinger* und auch *Weissbrod*,

als Geburtshelfer, werden gerühmt. Warum liest *Döllinger* keine Anatomie und Physiologie mehr? Durch *Schneider* und *Reubel* wird dieser ausgezeichnete Physiolog auch nicht einmal im Mechanischen ersetzt, viel weniger im Geistigen. Jedoch *Reubel* soll auch *Oken* und *Grossi* ersetzen! Warum dem Vf. der botanische Garten nicht gefiel, ist Rec. nicht einleuchtend. Fast sämtliche Anstalten in München sind gut, mit Ausnahme des Irrenhauses, das der Vf. in sehr schlimmem Zustande fand.

In den deutschen kaiserlich-österreichischen Erbstaaten führt uns der Vf. zuerst nach Salzburg, wo er fast nichts zu loben, aber Vieles zu tadeln findet. Inzwischen könnte ihm Rec. leicht nachweisen, dass er sehr oberflächlich urtheilte — und nicht ohne grosse Befangenheit Oesterreich betrat. Wenn der Vf. meint, Gastein und seine Umgebungen seyen wenig bekannt, so gilt das nur für seine Person, — und da seine Person hier Preussen repräsentirt, für Preussen. Von Gastein nach Ischl's Soolbädern, denen der Vf. Gerechtigkeit wiederfahren lässt. — *Wien.* Rec., der in seiner Jugend auch in Wien war, findet es sonderbar, dass der Vf. hier mit Wien, und zwar ganz eigenthümlich gleich mit den Kliniken beginnt; — so konnte nur ein Berliner anfangen! Seit einigen Jahren hat sich in Wien Manches verändert, wie in München. Man kann wirklich nur den Augenblick heut zu Tage ergreifen. *Hildenbrandt* kam an *Raimann's* Stelle. Rec. kennt ersten nicht, der übrigens durch mehrere treffliche Schriften bekannt ist. Ob durch ihn die eigentliche Medicin in Wien wieder auf die Stufe gehoben wird, auf der sie ehemals stand? Sehr merkwürdig ist es, dass Wien noch keinen ausgezeichneten Professor der Chirurgie besass, dagegen so geniale Augenärzte. Und doch hat Wien Alles, was einen Chirurgen gross machen kann. Allein die Ursache liegt zum Theil in der früheren Trennung der Chirurgie von der Medicin, zum Theil im Nationalcharakter, der, entgegengesetzt dem eigentlichen deutschen, alles Ausserösterreichische verschmäht, oder gar keine Notiz davon nimmt. Man denke nur an *Kern! Rosas* Augenklinicum wird gerühmt, das von *Jäger* weniger, als es verdient. In *Rosas* repräsentirt sich die empirische, in *Jäger* dagegen die fortschreitende, wissenschaftliche Augenheilkunde. *Jäger* hat wohl seines Gleichen jetzt in Europa nicht. Schade, dass seine politische Praxis ihm nicht Zeit genug lässt, sich der Ophthalmologie ganz im Geiste *J. A. Schmitt's* zu widmen! Sonst hat Rec. des Vfs. Tagebuch über Wien nicht recht behagen wollen. Indem er sich immer an Einzelnes hält, kommt man zu gar keinem Totaleindruck. Was man in Wien zu suchen hat, steht in einigen *Guides;* ob es sich aber der Mühe des Suchens lohnt, fragt sich. So vermisst man Manches hinsichtlich der Josephinischen Akademie. — *Bischoff's* Klinik kann nicht anders, als gerühmt werden. Ueber das allgemeine Krankenhaus verbreitet sich der Vf. weitläuftiger, ohne jedoch zu befriedigen. Wen Krankenrapporte, Uebersichten über die in einzelnen Abtheilungen vorkommenden Krankheiten u. dgl. interessiren, der findet hier Manches für seinen Zweck. Am längsten verweilt der Vf. bey *Schiffner's* Klinik, dessen therapeutische Grundsätze über einzelne Krankheiten er mittheilt. Rec. verweist die Leser auf diese Mittheilungen, die in praktischer Beziehung vieles Bemerkenswerthe haben. *Schiffner* hat auch die Ausschlagkranken zu behandeln. Wie es nicht anders von dem Vf. zu erwarten ist, nimmt er besonderes Interesse an den Geisteskranken; in Wien fand sich mancher Stoff für ihn. *Güntner*, der jetzige Vorstand des Krankenhauses, war Primärarzt der Irrenanstalt, die zwischen 360 bis 370 Kranke enthielt. Mit dem Narrenthurme steht das sogenannte Lazareth, das noch 130 Geisteskranke enthält, in Verbindung. Die Autenrieth'sche Salbe wird hier tagtäglich in verschiedenen Absichten, als ableitend, als schmerzerregend u. s. w., gebraucht. Ueber den Primärchirurgen *Gassner* sagt der Vf., dass er für einen Fremden besonders desshalb interessant sey, weil er nicht aus Nachahmungssucht, sondern aus Ueberzeugung der *Kern'schen* Methode streng folge. Von *Wattmann*, dem klinischen Lehrer der Chirurgie, wird nicht viel Rühmliches gesagt. Dagegen wird der Prosector *Wagner* sehr gelobt. Dieser junge Mann leistet für pathologische Anatomie unendlich viel. Warum macht er aber die Früchte seines Fleisses nicht bekannt? Mehrere Merkwürdigkeiten aus dem pathologisch-anatomischen Kabinette werden angeführt. Rec. kann nicht umhin, *Wagner's* Methode, das Rückenmark zu öffnen, hier anzugeben, was in sieben Minuten geschieht. Er thut es von Innen her, nachdem Brust- und Bauch-Höhle vollständig von allen Eingeweiden gereinigt, die *musc. psoas* und *iliac. intern.* von ihren Insertionspuncten an den Wirbeln gelöst, und auch das *os sacrum* von den Eingeweiden des Beckens gereinigt sind. Nun legt man durch einen Klotz die Lendenwirbel hohl, trennt diese mit einem Skalpell in ihren Knorpeln. Dann nimmt man einen Meissel und einen starken hölzernen Hammer, setzt ihn ganz seitlich beym Anfange des Bogens an, und schlägt auf beiden Seiten durch, nimmt eine eiserne Zange mit dem sogenannten langen Schnabel, fasst den Körper an den Enden der Knorpel, und hebt ihn ab; so nimmt man nun einen Lendenwirbel nach dem anderen. Man hat so den Vortheil, dass man das Rückenmark bis zu den Ganglien herausnehmen kann, was bey der Oeffnung von Aussen ganz unmöglich ist. — Dr. *Marenzeller's* homöopathische Kuren werden erwähnt. Rec. hat eine hohe Meinung von den Aerzten Wiens; so lange die besten daselbst sich nicht zur Homöopathie bekennen, glaubt er nicht an ihren Sieg. Endlich werden die öffentlichen und Privat-Wohlthätigkeits-Anstalten, an denen Wien ziemlich reich ist, aufgezählt, wobey *Görgen's* Irrenanstalt sehr hervorgehoben wird.

Ueber Ungarn erfahren wir nicht besonders Vieles; nur etwas über die Medicinalanstalten. In Presburg ist das Bürgerspital schlecht; freundlicher dage-

gen mehrere Klöster, die Kranke verpflegen. Pesth und Ofen. Eine eigene Irrenanstalt soll in ganz Ungarn nicht vorhanden seyn. In Pesth spukt der Hahnemannismus ebenfalls.

Das Königreich der Niederlande und Belgien hat der Vf. am Schlusse seiner Reise ziemlich flüchtig durcheilt. Es sey aber auch hier unangenehm ermüdend, dass die Besichtigung gewisser Gegenstände dem Reisenden so schwer gemacht werde, dass man die Antwort erhalte, es sey hier oder dort nichts zu sehen, dass man so schwer auf die Interessen des Reisenden eingehe, und dass man zu jeder Kleinigkeit die Erlaubniss der höchsten Behörden nöthig habe. Die meisten Irrenhäuser in diesem Reiche sollen sich in einem sehr traurigen Zustande befinden, sehr alt seyn, und so gut, wie gar nicht, für Heilanstalten gelten können. Das Irrenhaus in Rotterdam fand der Vf. fürchterlich. Bey den grosen Veränderungen, welche die Niederlande seit zwey Jahren erlitten haben, darf man die hier gegebenen Notizen schon als veraltet betrachten, und Rec. lässt sich daher nicht weiter auf dieselben ein.

Der *zweyte*, stärkste Band betrifft Italien und Frankreich. In Triest ist für alle Arten von Kranken- und Armen-Häusern schlecht gesorgt. Anders sieht es in Venedig aus. Im Irrenhause waren 300 Irre mit einer bedeutenden Mehrzahl von Weibern. Als Hauptursachen des Wahnsinns werden angegeben religiöse Schwärmereyen, verfehlte Hoffnungen in der Liebe, Eifersucht, Onanie, welche letzte Ursache besonders durchgreifend seyn soll. Als ein sehr wohlthätiges Institut nennt der Vf. die *Citele*, für junge Mädchen aus höheren Ständen, welche, vielleicht elternlos, sich gegen die Welt hülflos fühlen, für eine Eingabe von 1000 Franken eine Zuflucht finden, und hier fast unter klösterlicher Zucht gehalten werden, bis sie sich verheirathen. Ein heirathsfähiger Mann, der sich ausserdem als unbescholten durch seinen Ruf oder polizeyliche Zeugnisse legitimiren muss, darf sich bey gewissen Gelegenheiten hinter ein Gitter stellen, wovor dann die jungen Damen vorbey passiren, und gefällt ihm eine, so bezeichnet er sie, und es ist ihm erlaubt, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Auf diese Weise sollen viele glückliche Ehen geschlossen worden seyn. In Padua, das ehemals 17,000 Studenten zählte, war bey des Vfs. Anwesenheit alles todt. Von *Brera* sagt uns derselbe gerade nichts Rühmliches. Der botanische Garten ist der älteste in Europa. Der weltberühmte anatomische Hörsaal, so dunkel, dass man am hellen Mittage nur mit Licht darin sehen kann, ist sehr interessant, und obgleich klein, doch durch seine trichterförmige Gestalt so eingerichtet, dass in 6—7 über einander stehenden Reihen 500 Menschen auf den Docenten und die Präparate sehen können, wenn sie gute Augen haben. Die zoologische und mineralogische Sammlung ist nicht eben reich. Mehreres über die Euganeen; aber gerade die Hauptsache der Bäder in den Euganeen — die Schlammbäder — ist vergessen. — Das allgemeine Krankenhaus zu Vicenza enthält über 200 Kranke, darunter 40 Syphilitische; sie werden, selbst in frischen Fällen, mit Merkur behandelt, und wegen eintretender Kälte wird die gewöhnliche Schmiercur nur bis zum September gehandhabt. Das Bad Recoaro bey Vicenza war 1828 von 2512 Kranken besucht. Ueber Verona wenig. Veraltete chronische Geschwüre werden im Krankenhause durch Betupfen mit *lapis causticus*, mittelst eines gefensterten Pflasters, in Eiterung gesetzt, wodurch aus dem Geschwüre eine eiternde (?) Wunde (??) wird. — Von den Krankenhäusern in Brescia ist eins für Männer und eins für Weiber bestimmt. Eine Einrichtung, die alle Nachahmung verdient, wo es möglich ist. Die Krätze soll daselbst sehr selten seyn; dagegen giebt es viele Pellagra-Kranke, deren Anzahl sich in den Krankenhäusern im Frühling auf Hunderte beläuft. Nach den Beobachtungen des hiesigen Arztes hat die Krankheit drey Stadien. Das erste ist das der Abschuppung des Handrückens, das zweyte das der Melancholie, das dritte das der Colliquation. Die Leichenöffnungen zeigen entweder Bluterguss zwischen dem kleinen Gehirne und dem Rückenmarke und ihren Häuten, oder Geschwüre in der *villosa* des ganzen Darmcanals, oder Desorganisationen der Unterleibsdrüsen u. s. w. — In Mailand vieles Interessante. Das Civilspital fasst 2000 Kranke; es sind aber in der Regel nur 1000 zugegen, indem die kältere Witterung die Fieber des Herbstes verdrängt. *Sacco* ist Director. In dem Aufnahmezimmer hängen recht schöne Oelgemälde von den Wohlthätern der Anstalt, je nachdem diese 50 oder 100,000 Franken gegeben haben; diese werden zweymal im Jahre in der Kirche mit Dank öffentlich ausgestellt, und dieser Sporn soll für die Eitelkeit der Wohlthäter und den Reichthum des Instituts von den besten Folgen seyn. Ferner wird erzählt: „Es wurde uns ein junges Mädchen gezeigt, welches, epileptisch, ein Packet Stecknadeln unter dem Corset habend, gegangen war, und seinen Anfall bekommen hatte, wobey es den rechten Arm an das Packet geschlagen, und so die Nadeln in ihren Leib gebracht, welche drey Monate darin geblieben, und nur nach und nach, namentlich aus dem rechten Unterarm, der Mamma oder Scham u. s. w., herauskamen.“ Das allgemeine Irrenhaus hat über 500 Kranke bey „*ziemlich gleich starken Geschlechtern*“ — gleich starker Anzahl der Geschlechter, — welche streng geschieden sind. Uebrigens giebt es noch vier Privat-Irrenanstalten und viele andere wohlthätige Anstalten in Mailand. Besondere Erwähnung verdient das Waisenhaus für Mädchen. Noch lebt *Rasori* in Mailand, wie es scheint, in drückenden Verhältnissen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.
OCTOBER 1832.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, b. Enslin: *Reise durch Deutschland, Ungarn, Holland, Italien, Frankreich, Grossbritannien und Irland* u. s. w., von *Wilhelm Horn* u. s. w. 1—3 Band u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Das sonst so berühmte Pavia steht jetzt sehr tief; es ist ganz todt; von den dreyzehn bekannten Collegien bestehen nur noch zwey. *P. Frank* gründete das pathologisch-anatomische Cabinet daselbst. *Parizza* ist hier thätig. Das zoologische Cabinet soll eine Bedeutung und einen Reichthum haben, wie es der Vf. nicht erwartete. Der botanische Garten ist nach *Jussieu's* System angelegt. *A. Scarpa* ist Director der medicinischen Facultät, und in seinen Geschäften noch sehr lebhaft und darauf sehr eifersüchtig. Das anatomische Museum zu Pavia verdankt ihm besonders seine Vollständigkeit, und er sagte dem Vf., dass er mit *Cuvier* eine Wette gewonnen habe, gegen den er behauptete, es fehle hier von der ganzen menschlichen Anatomie durchaus nichts, was jener nicht habe glauben wollen.

Das Königreich Sardinien. Turin. Das grosse Spital S. Giovanni wird seiner Schönheit wegen hervorgehoben. Ein grosser, den Aerzten des Spitals sehr fühlbarer Fehler sey es, dass die Priester hier, wie in allen anderen Wohlthätigkeits-Anstalten, das unumschränkte Regiment führen. Der Professor der chirurgischen Klinik, *Riberi*, hat bey eingeklemmten Brüchen, bey denen die Taxis nicht gelingen will, 8—10 Mal mit Glück folgende erschlaffende Methode angewandt: ʒß *extr. op. aquos.* und *rad. hyosc.* gemengt, und um einen elastischen Katheter geschmiert, der dann eine halbe Stunde ohne Nachtheil bis an die Prostata in der Harnröhre bleibt, und dann herausgezogen wird, worauf die Reposition bis jetzt noch immer gelungen ist. Im Irrenhause spielen die Ketten noch eine grosse Rolle. Hier ist der bekannte *Rolando*. Die naturwissenschaftlichen Sammlungen sind gut. — In Genua ist unter den 250 anwesenden Studenten in der Regel nur eine Zahl von 30—40, welche sich der Medicin widmen. Die Universität ist im Rückschritt, und wird durch Priester regiert. Das chirurgische Studium ist von dem medicinischen so streng geschieden, dass man nicht, ausser auf dem Lande, die Praxis beider Doctrinen zugleich ausüben kann. Der Vf. findet in Genua Stoff zu vielem Tadel. — In Nizza halten sich etwa 140 bis 150 Familien im Durchschnitt jährlich auf, besonders um die Annehmlichkeit des milden Klimas zu geniessen. Die Temperatur Nizzas ist als Maximum im Sommer auf 23° R. festzusetzen, als Minimum im Winter zuweilen bis auf 3° R. Das Klima ist besonders gut für alle Krankheiten, welche eine Verbesserung der Verdauungsorgane nöthig haben, wie die Gicht; ausserdem bey Neurosen, chronischen Katarrhen, und der im ersten Beginnen befindlichen Phthisis, — welche weiter vorgerückt, hier schnell endet. Es befinden sich einige Spitäler daselbst. — Zu Parma, wo sich manches Gute findet, gelang es dem Vf., den berühmten *Tommasini*, Professor der medicinischen Klinik in Bologna, kennen zu lernen; der ausgezeichneteste Arzt in Italien. — Im Irrenhause bey Modena sind Ketten und Rosenkränze die Zwangsmittel. Ueber das Pellagra theilt der Vf. bey dieser Gelegenheit Einiges mit. — Lucca soll sich vor anderen grösseren Städten durch eine gute Ordnung und wissenschaftliches Bestreben in mancher Hinsicht vortheilhaft auszeichnen. Die Universität besteht erst wenige Jahre. Bäder von Lucca. — Florenz. Die Anstalt für Irre, Hautkranke, Invaliden u. s. w. sieht mehr einem Pallaste als einem Krankenhause gleich. Die Einrichtung ist trefflich. Das Pellagra ist hier selten. Was man in italiänischen Städten so selten findet, eine Badeanstalt, ist hier vorzüglich. In einem Civilspitale fand der Vf. ein Stück aus dem *os parietale*, worin ein Nagel fest verwachsen war, der von der inneren Lamelle an etwa ¾ Zoll spitz in die Hirnhöhle ragte, bey einer Schlägerey eingeschlagen wurde, und gelind entzündliche Zufälle verursachte, dann aber 14 Jahre ohne allen Nachtheil ertragen wurde, bis ein zweyter Schlag auf den Kopf den Tod zur Folge hatte. Bey der Section fand man diesen sehr spitzigen Nagel, von dem man gar keine Ahnung hatte. Andere Anstalten in Florenz sind besonders gut. — Bey Livorno sagt der Vf.: obgleich ein grosser Theil der Livorneser Juden seyen, so existire doch kein eigenes Krankenhaus für dieselben, und was für eine so grosse Stadt noch auffallender sey, kein Armenversorgungshaus. Wiewohl in das Spital S. Barbara, das nur für Frauen bestimmt ist, alle syphilitischen Mädchen der Stadt, sowohl aus den in dieser Seestadt erlaubten, genau controllirten Bordellen, als auch die übrigen der Polizey bekannten, gebracht werden, so war es auffallend, dass nur vier Syphilitische gegenwärtig waren. Ins Findelhaus wurden 1281 Kinder von 1818 bis 1824 abgegeben. — Pisa ist jetzt fast

nur eine Ruine. Prof. *Tantini* wird hier gerühmt, der, auf deutſchen Univerſitäten gebildet, und unſerer Sprache vollkommen mächtig, ſich ordentlich ein Geſchäft daraus macht, Reiſenden, namentlich Aerzten, nützlich zu werden. Scropheln und ihre häufige Folge, die Phthiſis, kommen in Piſa oft vor. An Wohlthätigkeits-Anſtalten fehlt es hier nicht. Die Bäder von Piſa. — Der Kirchenſtaat. Bologna. Das Haus der Univerſität iſt ein ſchönes herrliches Gebäude, mit einem brillant eingerichteten, amphitheatraliſch gebauten anatomiſchen Hörſaale, mit einem groſsen phyſikaliſchen Cabinet. Das *Muſeum anatomico-pathologicum* iſt reich und gut geordnet; ebenſo das Naturaliencabinet. Die Profeſſoren bey ihren Vorleſungen haben ſchwarze Merinotalare an, welche auf der Schulter mit weiſsem Kaninchenpelze beſetzt ſind, und vorn auf der Bruſt, am Halſe eine Art von Batiſtſtickerey; ſie werden bey ihrem Eintritte und am Schluſſe des Collegiums mit Klatſchen, mehr oder minder lebhaft, empfangen. Secirübungen und Operationen an Leichen ſind den Studirenden geſtattet, doch in dem Studienplan nicht vorgeſchrieben. Nur Katholiken können hier promoviren. Der Vf. beſuchte auch den Abbate *Mezzofanti*, der 42 Sprachen ſchreibt und ſpricht. Er iſt ein ältlicher, wie man ſagt, bigotter Mann, der nie aus Bologna gekommen iſt. Er empfing den Vf. in den gewählteſten Ausdrücken eines reinen, dialektloſen Deutſch. Bey dieſer Gelegenheit erzählt letzter: „Ein deutſcher Handwerksburſche wurde hier krank, und *Mezzofanti* in das Spital gerufen, um ſich mit ihm verſtändlich zu machen. Die erſte Frage war, ob er katholiſcher Religion ſey, und als er dieſe Frage verneinend beantwortet hatte, bekümmerte ſich kein Arzt mehr um ihn, und er hatte es ſeiner Jugend und ſeinem Glücke zu danken, daſs er durch bloſse Entziehung der Nahrungsmittel geſund wurde. Während des Leſens der Meiſe in dem Krankenzimmer wurde ſein Bett hinausgetragen." — Rom bietet in mediciniſcher Hinſicht nichts Ausgezeichnetes dar.

Das Königreich beider Sicilien. Neapel. Das *Spedale degl' Incurabili* enthält in der Regel 1000 Kranke, und könnte die doppelte Zahl enthalten. Die Syphilitiſchen werden durchweg mit dem beſten Erfolge ohne weitere Arzneymittel, als eine Ptiſane aus Saſſaparille, ohne Laxans, da ein vermehrter Stuhlgang ſchädlich ſeyn ſoll, auf folgende Art behandelt. Es bekommen die verſchiedenſten Syphiliskranken einen um den anderen Tag ein warmes Waſſerbad, und in den Zwiſchentagen eine Einreibung von ʒß — ʒj *ungt. neapolit.* auf die Fuſsſohlen gerieben, ohne daſs Salivation entſtehen darf, und dieſs ſo lange, bis die Symptome der Krankheit weichen. Am *Real collegio medico ceruſico* unterrichten 14 Profeſſoren und noch mehrere Adjuncte und Aſſiſtenten. *Quadri's* Augenklinik wird getadelt. Auſserdem giebt es noch viele Spitäler. Einen ſehr widerlichen Eindruck machen die ſo überaus zahlreichen blinden Bettler in Neapel, deren Zahl wirklich auffallend ſeyn ſoll. Wohl mag im Sommer die groſse Hitze mit dem Lavaſtaub, und im Winter die feuchte Witterung mit ſchlechten Häuſern und groſser Armuth eine Haupturſache dazu abgeben, ſowie eigene Vernachläſſigung. Die Heilanſtalt privilegirter (?) ſyphilitiſcher Mädchen zählte 238 Individuen. Der Vf. erwähnt der übergroſsen Syſtemſucht unter den Aerzten. *Brown*, *Raſori*, *Tommaſini*, *Brouſſais* und *Hahnemann* ſeyen die einzigen faſt, von denen man ſpreche, höchſtens mit der zugeſetzten Frage, ob *Hufeland* und *Sprengel* noch leben. Die Beantwortung der Frage, daſs man ſich zu keinem beſtimmten Syſteme bekenne, habe immer eine Art von Verwunderung bey den Aerzten nach ſich gezogen. Bis Bologna gelte der auf *Raſoris* Schultern ſtehende *Tommaſini* als ärztlicher Prototyp. — Ganz beſonders ſey es aber die Homöopathie, welche die Köpfe der Aerzte beſchäftige. Der von *Hahnemann* gebildete Damenkleidermacher *Nekhar*, Leibarzt des jungen Herzogs von Lucca, überſetze die deutſche homöopathiſche Zeitſchrift mit eigenen Zuſätzen; drey Aerzte ſeyen *fous pour l'omeopathie*. Selbſt Mitglieder des Hofes intereſſirten ſich für die Sache, und hätten ſich Medicamente von *Hahnemann* ſelbſt kommen laſſen. Die Irrenanſtalten zu Averſa geben Stoff zu manchen Rügen. Was jedoch die Behandlung der Irren betrifft, ſo weiſs man von einer rein pſychiſchen nichts; *Heinroth* ſey glücklicherweiſe noch nicht einmal dem Namen nach bekannt. — Ueber die Badeanſtalten der Inſel Iſchia theilt der Vf. Einiges mit, eben ſo über ſeine Reiſe nach Sicilien. Die mediciniſchen Anſtalten zu Palermo ſind in keinem guten Zuſtande. Die Syphilis ſoll hier ungemein verbreitet ſeyn, und beſtändig ſind über 100 öffentliche Mädchen, die zum Theil in eigenen Bordellen wohnen, in der Kur. Durchgreifende Mercurialkuren werden nur in der wärmeren Jahreszeit vorgenommen, ſonſt aber geſchieht die Heilung der Syphilis auch durch Mercurialpräparate. In Catania kam der Vf. verſchiedentlich mit dem berühmten *Aſſalini* zuſammen, der ſich hier aufhält, weil er in ſeinem höheren Alter keinen Winter mehr erdulden will. Phthiſis und Scropheln ſind die Hauptkrankheiten in dieſer Stadt.

Rec. übergeht die Bemerkungen des Vfs. über Frankreich, die zwar belehrend, aber nicht intereſſant ſind, da Frankreich in Deutſchland beſſer bekannt iſt, als Deutſchland ſelbſt. Hr. *Horn* giebt Notizen über Straſsburg von ſeinem Freunde *Funk*, — über Marſeille, St. Remy, Nimes, Sete, Montpellier, Lyon, Paris, Dieppe.

Dritter Band. Groſsbritannien und Irland. Ueber Strafanſtalten giebt der Vf. in dieſem Königreiche beſonders ausführliche Nachrichten, und wer eine Ueberſicht dieſer und ähnlicher Anſtalten, ſowie der mediciniſchen u. ſ. w., haben will, wird hier Aufſchluſs erhalten. Der Vf. beſuchte London, Oxford, Cambridge, York, Edinburgh, Glasgow, Dublin. In London gehört nach ſeiner Meinung ein längerer Aufenthalt dazu, um von dem koloſſalen Treiben in dieſer Stadt eine nothdürftige Vorſtellung zu gewinnen, es iſt hier nicht die Gröſse und Pracht des Ein-

zelnen, der Institute, welche in Erstaunen setzt, und deren Zahl in längerer oder kürzerer Zeit vollständig zu übersehen seyn würde; es ist vielmehr die unendliche Zahl, die unscheinbare Unendlichkeit, die praktische Nützlichkeit, die dem Bedürfniss des Augenblicks entspricht, und dem erstaunten Auge hier etwas in seinem Entstehen zeigt, und dort ein noch vor Kurzem blühendes Institut untergehen lässt, weil es der Zeit und den Foderungen nicht mehr entspricht. In Dublin besteht eine Menge der verschiedenartigsten Wohlthätigkeits-Anstalten und eine Ueberzahl von Bettlern. Rec. begnügt sich mit diesen Andeutungen, vorzüglich um allen Stoff zum Tadel zu vermeiden, der sich in den beiden letzten Bänden in noch reichlicherem Masse darbietet, als im ersten.

Ein richtiges, unbefangenes Urtheil über einzelne Männer sowohl, als über den Geist, der in den Krankenhäusern u. drgl. herrscht, wird man aus dieser Reise selten gewinnen. Der Vf. ist ganz in seiner Individualität befangen, die durchaus keine freundlich ansprechende ist, wie schon zum Theil aus der harten, undeutschen, affectirten Sprache hervorgeht. Nur wo es sich um rein Objectives und Aeusserliches handelt, ist diess Buch zu empfehlen.

Die äussere Ausstattung ist besser, als die innere.

— *w.*

HANNOVER, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung: *Die Canarischen Inseln nach ihrem gegenwärtigen Zustande, und mit besonderer Beziehung auf Topographie und Statistik, Gewerbfleiss, Handel und Sitten*, dargestellt von *Francis Coleman Mac-Gregor*, Esq. Mit Karten, Kupfern und Tabellen. 1831. XVI u. 378 S. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Wer auch *v. Buch's* classisches Werk über die Canarischen Inseln besitzt, wird dennoch das vorliegende nicht ohne Originalität und ohne Interesse finden. Manches ist berichtiget, manches ist neu hinzugekommen und erweitert worden. Man muss daher diese Bearbeitung als eine sehr verdienstliche Unternehmung beachten. Der Vortrag ist übrigens deutlich und klar, und so weit es nur immer der reiche Stoff gestattet, möglichst gedrängt. In der Einleitung wird von der geographischen Breite dieser Inselgruppe und von dem Geschichtlichen der Eylande selbst gehandelt; im ersten Abschnitte von der natürlichen Beschaffenheit der vorwärts liegenden Inseln. In Hinsicht ihrer Lage ist Alegranza die nördlichste und Hierro die südwestlichste der Gruppe; nimmt man aber lediglich auf ihre Grösse Rücksicht, so beginnt Tenerifa mit 62,853 geogr. Quadratmeilen, und Hierro schliesst abermals mit 4,968 geogr. Quadratmeilen. An Flüssen mangelt es gänzlich auf den Inseln, da alles gebirgig ist, und sich unter diesen sich verschieden gruppirenden Massen der Vulkan, der Pik de Teyde besonders charakterisirt. — Im zweyten Abschnitte ist des Mineralreichs mit einer geognostischen Einleitung gedacht, und eine Uebersicht des Pflanzen-, sowie des Thier-Reichs, aufgestellt. Die Canarischen Inseln sind durch Lage und Klima der Entwickelung der Pflanzen beider Hemisphären ausserordentlich günstig. Unter den Pflanzen der niederen Gegenden sind die Euphorbien und unter denen der Gebirgsregion die Canarischen Fichten vorherrschend. Eine weit geringere Abweichung und Verschiedenheit findet unter den Thierclassen Statt, und ganz besonders beschränkt findet man die Classe der Säugthiere. — Der 3te Abschnitt handelt lediglich von den Bewohnern der Canarischen Inseln. Die gesammte Volksmenge belief sich im Jahre 1829 auf 232,000 Seelen. Die Vermehrung, welche dadurch entsteht, dass mehr geboren werden, als sterben, findet auf allen einzelnen Eylanden Statt, und erreicht auf Hierro im Durchschnitt von 1793 bis 1802 mehr als das Doppelte. Nach bürgerlicher Verschiedenheit zerfallen die Einwohner in Adel, Geistlichkeit, Civilbeamte, Militär, Bürger und Bauern. Zu den endemischen Krankheiten kann man auf den Inseln rechnen: Krätze, Kopfgrind, Flechten und Aussatz. Was den Zustand der Einwohner überhaupt anlangt, so spricht sich der Vf. S. 69 dahin aus, dass trotz den verschiedenartigen Krankheiten und trotz dem Elende und den Entbehrungen, womit die Einwohner von Jugend auf zu kämpfen haben, sie dennoch im Ganzen stark und gesund sind; nur erreichen sie wegen der frühen Mannbarkeit kein hohes Alter. — Im 4ten Abschnitte erfährt man das Nöthigste von den Sitten und Gebräuchen der Einwohner. — Mit gleicher Genauigkeit wird im 5ten Abschnitte von der intellectuellen Bildung der Einwohner gehandelt. Die Universität steht unter Leitung und Aufsicht des akademischen Senats, welcher aus den Doctoren der drey Facultäten, der Theologie, des Kirchenrechts und der Jurisprudenz, gebildet wird. Der einzige auf den Inseln bestehende literarische Verein ist die im Jahre 1777 in Laguna und Canaria gestiftete ökonomische Gesellschaft der Vaterlandsfreunde von Tenerifa und Canaria. Von S. 123 folgt ein Verzeichniss der vorzüglichsten Canarischen Schriftsteller, nebst einem Verzeichniss ihrer Werke. — Der 6te Abschnitt handelt vom Landbaue. Auf Canaria sowohl, wie auf Tenerifa, wird viel Mais gebaut; und ein guter Boden, bey dem die künstliche Bewässerung angewandt wird, giebt jährlich zwey Mais- und eine Kartoffel-Ernte. Der Weinbau ist, mit Ausnahme von Fuerteventura, auf allen Inseln beträchtlich, am meisten aber auf Tenerifa. Von Handelspflanzen kommt noch Flachs am meisten vor. — 7ter Abschnitt. Von der Viehzucht und Fischerey. Bey dem gänzlichen Mangel an künstlichen Wiesen, bey der Spärlichkeit des Wassers und grüner Futterkräuter auf den meisten Inseln, kann die Viehzucht schwerlich je zu irgend einem Grade von Bedeutung gelangen, wenn man die Zucht der Ziegen ausnimmt. Man nimmt im Durchschnitt den Bestand folgendermassen an: Rindvieh 29,040 Stück, Pferde 2,930 Stück, Dromedare 2,990 Stück, Maulesel 1,805 Stück, Esel 11,030 Stück, Schafe 95,130 Stück, Ziegen 105,050 Stück, und

Schweine 8,500 Stück. Der Fischfang an den Küsten beschäftigt etwa 140 Fischerbarken. — 8ter Abschnitt. Vom Gewerbfleisse. Am meisten hat sich die Industrie unstreitig auf der Insel Palma gehoben. Dort giebt es Seidenfabriken, deren Zeuge aus inländischem Stoffe gewebt, den französischen in Hinsicht des Farbenglanzes und der äusseren Vollendung zwar nicht gleichkommen, sie aber in Schwere und Dauerhaftigkeit bey Weitem übertreffen. Leinen- und Wollen-Webereyen mangeln gänzlich auf den Inseln. Aus den Blättern der Agave verfertiget man alle Arten Laststeile und Schiffstaue. — 9ter Abschnitt. Der Handel der Canarischen Inseln. Der Verkehr mit England und dessen Colonien ist der bedeutendste von allen; und beschäftiget jährlich 80—100 Schiffe. Der Handel mit Spanien ist am tiefsten gesunken. Uebrigens ist der Handel mit allen anderen Nationen durchaus passiv für die Inseln. — 10ter Abschnitt. Von den höchsten Verwaltungsbehörden. Die Canarischen Inseln sind dem Range nach ein Königreich. Der Guvernator und Generalcommandant der Canarischen Inseln ist eine Militärperson. Die Dauer seiner Verwaltung ist selten länger als fünf Jahre. Das Artillerie- und das Ingenieur-Corps machen eigene für sich bestehende Departementer aus. Der Militär-Tribunäle giebt es drey. — 11ter Abschnitt. Von der Justiz- und Polizey-Verwaltung. Das höchste Civiltribunal auf den Canarischen Inseln ist die *Audiencia.* So grosse Trägheit und Gefühllosigkeit die Richter und Advocaten in der Beförderung von Criminalsachen an den Tag legen, so werden diese doch vollends unerträglich in Fällen, wo Arme und Unglückliche Gerechtigkeit heischen. Zur allgemeinen Leitung der Polizey ward im J. 1826 ein eigener Intendant für die Canarischen Inseln ernannt, welcher seinen Sitz zu Santa Cruz auf Tenerifa nahm, und auf den anderen Inseln untergeordnete Agenten anstellte. Zur Verhütung ansteckender Krankheiten von Aussen her ist ein höchstes Sanitäts-Collegium für sämtliche Inseln in Santa Cruz angeordnet, von welchem der jedesmalige General-Commandant Präsident ist. — 12ter Abschnitt. Vom Finanzwesen. Im Durchschnitt kann man annehmen, dass die Einwohner der Canarien jährlich mehr oder weniger folgende Abgaben zu entrichten haben: *a*) dem Staate für Steuern und Zölle 60,000, *b*) an die Kirche für Zehnten u. s. w. 70,000, *c*) Municipal- und andere Abgaben 5,000, in Summa 135,000 Pfund Sterling, ungerechnet die *Tributos*, die auf den Ländereyen haften. Diese Summe, vertheilt über eine Bevölkerung von 200,000 Menschen, würde ungefähr 13 Schillinge 6 Pfennige Sterl. auf jeden Kopf ausmachen. — 13ter Abschnitt. Vom Kriegswesen. Im Ganzen 11 Regimenter, 10 Compagnieen, 10,409 Mann Infanterie, 12 Comp. 1200 Mann Artillerie, und 11,609 Mann Gesamtbetrag. Die Befestigungswerke auf den Canarischen Inseln bestehen aus 19 Kastellen, 12 Redouten, 13 Batterien, 5 Thürmen, besetzt mit 79 bronzenen und 134 eisernen Kanonen. — 14ter Abschnitt. Vom geistlichen Stande. Seit 1819 hat die Inselgruppe die beiden unabhängigen Bisthümer von Canaria und von Tenerifa. Die zum Behufe des öffentlichen Gottesdienstes angestellte Geistlichkeit macht in den beiden Bisthümern 1125 Personen aus. Geistliche Tribunäle giebt es zwey, eins zu Laguna, das andere zu Ciudad de las Palmas. Die Gesamtzahl der in der Provinz befindlichen Mönchsklöster beträgt 40, die im Jahre 1802 339 Mönche und 116 Laienbrüder enthielten. Die Nonnen besitzen 15 Klöster mit noch nicht ganz 200 Nonnen. — 15ter Abschnitt: Von der Insel Tenerifa, welcher eine sehr ausführliche statistische Beschreibung dieser Insel enthält. Auf dieselbe Weise ist denn auch im 16ten Abschnitte die Insel Canaria, im 17ten die Insel Palma, im 18ten Gomera und Hierro, und im 19ten die Inseln Lanzarote und Fuerteventura abgehandelt. Man übersehe hiebey nicht die höchst interessante statistische Zusammenstellung auf S. 350 und 351, und beachte, was S. 352 über die Schattenseite dieses Gemäldes gesagt ist, und was in der Hauptsache in den wenigen Worten liegt: „die Canarien sind arm, aus Ursachen, die in ihren politischen und kirchlichen Verhältnissen liegen." — Der 20ste Abschnitt zeigt deutlich, wie genau der Vf. des Werkes mit allem bekannt ist, was hier in sein Gebiet gehört, denn es enthält die Literatur der Canarischen Inseln.

An Kupfern sind dem Werke beygegeben: 1) Bauer und Bäuerin von Tenerifa; 2) Landleute von Hierro, Palma und Canaria; 3) Landleute von Lanzarote und Fuerteventura; 4) Dame von Tenerifa. An Charten sind angeschlossen: 1) eine Darstellung der Inseln Lanzarote und Fuerteventura, entworfen von *Alfred Diston*; 2) eine dergl. von demselben Vf., begreifend die Inseln Canaria, Tenerifa, Gomera, Palma und Hierro. Beide Charten sind recht brav ausgeführt.

C. v. S.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Iserlohe*, b. Langewiesche: *Erzählungen* von Dr. *Pustkuchen-Glanzow.* Inhalt: *Memento mori.* Roderich. Der Günstling des Mondes. Der Zögling des Paradieses. 1832. IV u. 168 S. 16. (15 gr.)

Eine zarte Innigkeit, Tiefe des Gefühls und der Gedanken zeichnen diese Erzählungen sehr vortheilhaft aus, die zu den besten der besseren gehören, sie mögen nun in dem gebundenen Kreis des Familienlebens sich halten, oder in das Gebiet des Romantischen übergehen, wie der Zögling des Paradieses, der, auch ohne Rhythmus, ein schönes Gedicht ist, zu dessen Inhalt die erhöhte und doch schlichte, ungekünstelte Schreibart vollkommen übereinstimmt.

Vir.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.
OCTOBER 1832.

LITERATURGESCHICHTE.

Darmstadt, b. Leske: *Biographisch-literärisches Lexikon der Schriftsteller des Grossherzogthums Hessen im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts.* Bearbeitet und herausgegeben von *Heinrich Eduard Scriba.* Erste Abtheilung, die im Jahre 1830 lebende (n) Schriftsteller des Grossherzogthums enthaltend. 1831. XIV und 496 S. 8. (2 Thlr.)

Es lag, nach Vorr. S. 27, nicht in der Absicht des Vfs. dieses, der evangelisch-theologischen und einigen Professoren anderer Facultäten der Universität Giessen gewidmeten Buches, die bereits zu 18 Bänden angewachsene *Strieder'sche* hessische Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte durch einen Supplementband zu bereichern, sondern er wollte ein von dieser ganz unabhängiges, für ein grösseres Publicum bestimmtes Werk liefern. Dasselbe sollte in 2 Abtheilungen zerfallen, und in möglichster Vollständigkeit die Schriftsteller aller, auch der neu acquirirten, Landestheile des Grossherzogthums Hessen umfassen. Dieses Streben nach Vollständigkeit hat jedoch den Vf., wie es uns scheint, zu weit zu gehen verleitet, indem er nicht allein alle Autoren in seinen Kreis zog, welche dermalen wirklich im Grossherzogthume leben, oder diesem angehörten, sondern alle und jede, gleichviel ob im Inoder im Auslande lebenden Schriftsteller, welche nur irgend einen Ort des Grossherzogthums als Geburtsort anerkennen, aufnahm. Daher kommt es, dass sich Schriftsteller hier verzeichnet finden, welche es sich wohl nicht haben träumen lassen, dass man sie als *Hessen-Darmstädtische* Gelehrte würde nennen können; z. B. S. 19: *K. Chr. E.* Graf *von Benzel-Sternau,* geb. 9 Apr. 1767 zu Mainz, bis 1804 kurf. Reg. Rath zu Erfurt, 1807 in grossh. badischen Diensten in Carlsruhe, jetzt privatisirend in Frankfurt a. M. u. s. w. *Benzel-Sternau* war also *nie* hessendarmstädtischer Unterthan, indem Mainz erst bey der neuesten Ländertheilung an Darmstadt kam, und eine solche Incorporation doch unmöglich auf die früher geborenen Mainzer die rückwirkende Kraft haben kann, dass dadurch jeder, auch längst im Auslande Lebende plötzlich zu einem Hessen-Darmstädter wird. Eben so ist es S. 29 mit *Franz Bopp,* geb. 14 Sept. 1791 zu Mainz, studirte in Würzburg, Paris und London, ward 1821 ausserordentl., 1825 ord. Prof. zu Berlin; S. 109 mit *Jean Franz,* geb. 9 Oct. 1775 zu Offenheim (im *heutigen* Rheinhessen), jetzt Rechnungscommissär bey der Regierung in Speyer; S. 245 mit *Lothar Franz Phil. Marx,* geb. 19 Nov. 1794 (*sic*; vielleicht 1764?) zu Mainz, seit 1788 zu Frankfurt a. M., wo er im verflossenen Jahre starb; u. s. w. — Der Vf. hat sich jedoch überhaupt seine Aufgabe nicht klar genug gedacht. Rec. giebt nämlich recht gerne zu, dass ein solches Schriftstellerlexikon des Grossherzogthums Hessen nicht unnöthig, sondern sogar wünschenswerth gewesen sey, wie das die hauptsächlichsten aufgeführten Gelehrten, z. B. *Adrian, J. A. André, K. F. Becker, G. Chr. Braun, Crome, Dahl, Dieffenbach, Diel, Dilthey, Floret, von Gagern, Hartig, Hillebrand, Hüffell, Hundeshagen, Jaup, Krönche, Kühnöl, Liebig, Linde, Marezoll, B. Meyer, Moller, Nebel, Osann, Rink, Schaumann, Schlez, G. G.* und *J. E. C. Schmidt, Schnitthenner, Schwarz, Weber, Gottl.* und *K. Th. Welcker, Wilbrand, Zimmermann* u. A., zur Genüge beweisen; allein wenn das Werk bloss den Schriftstellern des ersten Viertels des 19 Jahrhunderts gewidmet seyn sollte — wie der Titel ausdrücklich sagt — wie kommt der Vf. dazu, gleich im ersten Bande diese Grenze zu überschreiten, und die im Jahre 1830 lebenden und wirkenden Autoren mit ihren älteren und neueren Producten aufzunehmen, da doch bekanntlich das erste Viertel des 19 Jahrhunderts mit dem Jahre 1825 schliesst?

Solcher Ausstellungen, welche nur darin ihren Grund haben können, dass Hr. *S.* seine Aufgabe nicht reiflich genug überlegt hat, muss Rec. noch einige mittheilen. Dahin rechnet er 1) offenbar falsche Angaben. So heisst es S. 10, dem Freyherrn *von Arens* sey 1821 das Directorium und 1825 das Präsidium des Hofgericht's (*sic*) der Provinz Oberhessen, mit dem Amtscharakter eines Geheimen Rathes, übertragen worden, während er doch diesen Titel schon 1821 als Director des H. G. empfing. — Der S. 67 aufgeführte *Dalp* scheint gar nicht unter die Zahl der Schriftsteller zu gehören. — *Ph. Dieffenbach* in Friedberg (S. 76) wurde erst Dr. Phil., als er schon Rector der Augustinerschule daselbst war. — *Drescher* (S. 85) soll in Münster geboren seyn, während er doch zu Lohrhaupten im Amte Bieber zur Welt kam, von wo später sein Vater nach Rodheim und nachmals nach Münster versetzt wurde. — *Hillebrand* (S. 142) wurde nicht 1823 Pädagogiarch, indem sein Vorgänger *Rumpf* erst 1824 starb, u. dgl. m. — Es gehören dahin 2) manche Ungleichheiten, welche bey dem Gebrauche des Buches unangenehm auffallen; namentlich das Verweisen mehrerer Schriftsteller (z. B.

S. 24, 29, 112, 136 u. f. w.) in Anmerkungen, wiewohl ihre Schriften eben fo zahlreich find, als die einer Menge anderer Autoren, welche fich im Texte befchrieben finden, fowie die im Verhältniffe zu ausführliche Behandlung mancher Schriftfteller. Befonders lange hat fich Hr. *S.* bey *Schlez* (S. 350 bis 361), *Gottfr. Weber* (S. 416 bis 423) und *von Wedekind* (S. 423 bis 441) aufgehalten; ja, von *Schlez* und *Weber* hat er fogar, was durchaus nicht zu den übrigen Darftellungen pafst, Selbftbiographieen aufgenommen, fo dafs in der That das ganze Buch ein äufserft buntes Anfehen gewinnt. Am beften würde der Vf. gethan haben, wenn er feinem in der Vorrede ausgefprochenen Grundfatze, fich zwifchen einer Biographie und bloſsen Nomenclatur in der richtigen Mitte zu halten, treu geblieben wäre. So aber finden wir hie und da bey Einzelnen weitläuftigere Mittheilungen aus dem häuslichen Leben, z. B. S. 58 bey *Curtmann*; S. 174 bey *Klein* u. f. w.; Angaben der Recenfionen angeführter Schriften, z. B. S. 151, 393 u. a. a. O.; bey der Mehrzahl fehlen aber diefe Nachweifungen ganz, und liefern einen neuen Beweis, wie fchwankend der Plan des Vfs. war. Rec. würde es fehr dankenswerth gefunden haben, wenn wenigftens bey den wichtigeren Schriften die Recenfionen nachgewiefen worden wären; was jedoch nur 3—4 Mal gefchehen ift. — Wir bezweifeln 3) ob in diefem Lexikon bey einzelnen Autoren Werke aufgeführt werden durften, welche erft in der Folge erfcheinen follen. Vgl. S. 16: *Beck's* heffifches Staats-, Land- und Straf-Recht: §. 34: *Booft's* Erfahrungen; S. 120: *Göfchel's* Beichtreden; S. 126: *Grolman's* Zigeunerfprache, 2ter Theil; S. 173: *Kaup's* foffile Refte der Säugethiere u. f. f. S. 188, 209, 300, 457, 483. Mit diefen Arbeiten ift es nämlich äufserft mifslich, indem fie zuweilen gar nicht an das Tageslicht kommen, wie denn u. a. *Göfchel's* Beichtreden noch bis heute nicht erfchienen find, und vielleicht nie erfcheinen werden. Unangenehm hat es uns namentlich bey Werken berührt, welche bey dem Verleger diefes Lexikons erfcheinen follen, z. B. S. 16: *Beck's* Staatsrecht u. a. — Auffallend war uns 4) manche Ungenauigkeit in den Angaben. Rec. ift billig genug, dem Vf. einzuräumen, dafs die Sammlung der nöthigen Notizen mit den gröfsten Schwierigkeiten verknüpft ift; allein bey Männern, die wegen ihrer Humanität bekannt find, z. B. bey *K. F. Becker*, *Ph. J. Engel*, *Fr. Schmitthenner* u. A., hätte es wahrfcheinlich nur einer Wiederholung der erften, vielleicht gar nur gelegenheitlich gefchehenen Anfrage bedurft, um die gewünfchten Angaben zu erhalten, und von Schriftftellern, welche mit Hn. *S.* in Darmftadt wohnen, z. B. *Erdmann* (S. 94), *Hertel* (S. 139) u. A., konnte ja eine perfönliche Anfrage unmöglich unbeantwortet bleiben. Grofsentheils trifft alfo hier den Vf. die Schuld; doch mag er auch manche verdriefsliche Erfahrung gemacht haben, was ihn einigermafsen entfchuldigt.

Ueberhaupt kann diefes Werk, als erfter Verfuch eines, das ganze Grofsherzogthum und diefes allein umfaffenden Schriftftellerlexikons billiger Weife auf nachfichtige Beurtheilung Anfpruch machen, und feine Vervollftändigung der Zukunft anheim gegeben werden. Denn, ungeachtet der gerügten Mängel, ift der Fleifs und gute Wille des Vfs. ganz unverkennbar, und wir halten es für unfere Pflicht, ihm denfelben öffentlich zu bezeugen. In der Reihe von 291 Schriftftellern vermifst man nur fehr wenige Namen von Bedeutung, z. B. *Butte*, und bey der grofsen Mehrzahl find die Notizen richtig; nur müfste für die Folge der Plan fefter geftellt, das Mangelnde ergänzt, der Ueberflufs ausgefchieden werden. An überflüffigen Auswüchfen fehlt es nämlich auch nicht. Dahin rechnet Rec. die fchon erwähnte übermäfsige Ausdehnung mancher Biographieen; die Aufzählung folcher Schriften, die blofs von diefem oder jenem Autor in öffentlichen Blättern oder als Gelegenheitsfchriften mitgetheilt wurden, z. B. das S. 85 bey *Dilthey* unter Nr. 13 angeführte Programm, die S. 346 bey *Schaumann* unter Nr. 13 erwähnte Erzählung u. f. f.; ferner manche leere Tiraden, z. B. in den Lebensbefchreibungen von *Birkenftein* (S. 25 fg.), *Booft* (S. 32), *Rofenthal* (S. 324), *Schlez* (S. 350), *Wedekind* (S. 423 ff.). Hieher gehören auch die Entfchuldigungen, welche Hr. *S.* manchen Schriftftellern angedeihen läfst, weil fie nicht mehr zu Tage gefördert hätten, was gar nicht an feinem Orte ift. So heifst es z. B. S. 11: „Wenn Hr. *von Arens* bis jetzt nicht in (*fic*) der Wichtigkeit als Schriftfteller aufgetreten ift, als wohl von demfelben zu erwarten ftand, fo mögen (*mag*) deffen viele (*vielen*) und wichtige (*wichtigen*) Berufsarbeiten ohne Zweifel die alleinige Schuld zugemeffen werden müffen (*fic*)." Wer aber den vorausgefchickten kurzen Lebensabrifs des höchft verdienten Freyherrn *von Arens*, der, feiner anerkannten ausgezeichneten Tüchtigkeit wegen, in feiner Perfon mehrere Aemter vereinigt, deren jedes eigentlich die Kraft eines Mannes ganz in Anfpruch nimmt, mit Aufmerkfamkeit gelefen hat, wird diefe Entfchuldigung höchft überflüffig finden, indem es bey der gewiffenhaften Amtsführung diefes Mannes unmöglich ift, auch noch als Schriftfteller viel liefern zu wollen. Aehnliche Entfchuldigungen, jedoch minder auffallend, finden fich S. 212 u. a. — Rügen mufs Rec. endlich noch den Stil des Buches und die vielen Druckfehler. Beide Fehler mögen vielleicht nicht immer auf Rechnung des Hrn. *S.* kommen; allein da er als Redacteur des Werkes die unbeftreitbare Befugnifs hatte, die Biographieen zu fichten und den Stil auszufeilen: fo hätte er von diefem Rechte auch forgfältigeren Gebrauch machen müffen. Wir führen, aufser dem fchon oben von S. 11 mitgetheilten, nur noch einige Beyfpiele an. So heifst es S. 2: „Hier wurde Hn. Dr. *Adrian* 1824 eine ordentl. Profeffur und 1825 der Auftrag zu Theil, die Univerfitätsbibliothek neu zu ordnen und zu katalogifiren, ftellte diefelbe auch 1826 in dem neuen, fchönen Locale auf, und trat 1827 eine abermalige

Reise nach England an." S. 93 liest man: „Unter Entbindung seiner (— —) seither bekleideten Pädagoglehrerstelle." — Auffallend war uns auch S. 484 folgende Aufführung einer deutschen Schrift: „Allgemeine Schulzeitung. Zweyte Abtheilung, für Berufs- und Gelehrten-Bildung. Darmstadt *ap.* (*sic*) Leske. 1829. 12 Hefte. 4 *maj.*" — Oft hätte auch der Stil weit einfacher seyn können. Man verlangt in einem solchen Werke keine Phrasen, wie S. 10: „S. K. H. der Grossherzog geruhten ihm in der Folge das Commandeurkreuz Allerhöchst-Ihres Haus- und Verdienst-Ordens zu verleihen;" oder wie S. 24: „S. K. H. der Grossherzog Ludwig (*Ludewig*) I geruhten *ihm* (*sic*) als Anerkenntniss seiner Verdienste mit dem Commandeurkreuz 1ster Classe Allerhöchst-Ihres Haus- und Verdienst-Ordens zu decoriren;" was sich eben so gut weit kürzer hätte geben lassen. — Der Druckfehler sind ungemein viele, noch *weit* mehr, als der Vf. am Schlusse des Werkes angegeben hat. Da er am Druckorte wohnt, so fallen sie ihm um so mehr zur Last, als durch sie nicht selten *Eigennamen* entstellt werden. Zu den Druckfehlern möchten wir fast auch die häufig wiederkehrende Wortbeugung „*des Grossherzogen, dem, den Grossherzogen*" statt *des Grossherzogs* ff."rechnen; wenigstens empfehlen wir Niemanden die Nachahmung.

Mit der Bemerkung, dass auch *Schriftstellerinnen*, wie *Halein* (S. 128), *Heidenreich* (S. 136), *Klipstein* (S. 184), *Koch* (S. 186), hier gastliche Aufnahme gefunden haben, schliessen wir unsere Kritik, und sehen, unserer pflichtmässigen Ausstellungen ungeachtet, der Fortsetzung der fleissigen Arbeit dieses jungen Autors gern entgegen.

α.

PHILOSOPHIE.

Berlin, Posen u. Bromberg, b. Mittler: *Grundriss der Seelenlehre.* Zu Vorträgen über diese Wissenschaft auf höheren Lehranstalten, von *August Arnold.* 1831. 41 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. dieser zwar kleinen, aber ideenreichen Schrift verräth nicht nur vertraute Bekanntschaft mit seinem Gegenstande, sondern auch praktisches Interesse für dessen nützliche Behandlung. Er hatte, wie er in der (aus Königsberg in der Neumark geschriebenen) Vorrede sagt, die Seelenlehre mehrmals vorgetragen, immer wieder umgearbeitet, und nunmehr diesen, zunächst seinen Zuhörern bestimmten, Grundriss derselben zur Herausgabe für reif gehalten. Dieser soll zugleich als vorläufige Skizze des ausführlichen Werkes über die Seelenlehre dienen, welches er in dem gleichzeitig erscheinenden Buche über die Staatswissenschaft angekündigt hat. Da fast Alles hier nur in Umrissen angedeutet und das Meiste der mündlichen Erörterung überlassen ist, so würde es schwer fallen, die Hauptideen des Vf. in einem Auszuge wiederzugeben, ohne entweder eine trockene Inhaltsanzeige zu liefern, oder durch die Kürze selbst in Dunkelheit zu gerathen, oder Vieles bloss abzuschreiben. Indess werden einige Bemerkungen über die Anlage und Eintheilung dieses Lehrbuches, und einige Hauptzüge aus dessen Ausführung genügen, auf seinen Gehalt aufmerksam zu machen. Es ist besonders zu loben, dass der Vf. sorgfältig in Erklärungen der aufgestellten Grundbegriffe ist, und die mehrerley Bedeutungen angiebt, in welchen manche Ausdrücke, z. B. *Form* (§. 4), *Einheit* (§. 5), gebraucht werden. Er rechnet die Psychologie zum niederen Theile der Philosophie, und möchte sie die Vorhalle der ganzen Wissenschaft nennen. Doch erhält sie ihre Begründung im ersten (höheren) Theile der Philosophie (in der Metaphysik), welcher die Grundbegriffe der Seelenlehre angehören. Als Erfahrungswissenschaft entlehne sie mannichfachen Stoff aus der Natur und der Geschichte, und bedürfe zum Theil auch der Lehre vom menschlichen Körper (Physiologie). Die *Haupteintheilung* ist daher folgende. Die *Einleitung* giebt das Verhältniss der Seelenlehre zur Metaphysik und Physiologie an. I. *Die Grundbegriffe der Seelenlehre.* II. *Vom menschlichen Körper.* III. *Von der Seele.* 1. Von dem Wesen und der Gliederung der Seele überhaupt. 2. Von den Verhältnissen und der Verbindung der Seele und des Leibes. 3. Von den besonderen Thätigkeiten der Seele. a) Von der Aufnahme der Vorstellungen und Ausbildung der Seele. b) Von den Thätigkeiten und Vorgängen im Inneren überhaupt. Erinnerung, Urtheilen, Schliessen, Erkennen und Schaffen. c) Von der Richtung nach Aussen hin, vom Wollen und Handeln.

Um von dem Geiste und der Manier unseres Psychologen in Gedanken und Sprache eine Probe zu geben, setzen wir den 2 §. her: „Als erstes überhaupt ist der *Geist* an sich, das Urseyn, die Gottheit, oder das Unbedingte, zu setzen. In jenem ruht vor der Schöpfung noch eingehüllt die *Körperwelt*, das *Daseynliche* [einer der neuen Ausdrücke unseres Vf., mit welchem wohl das Reell-Mögliche, das, was daseyn kann, bezeichnet werden soll,] oder das Bedingte, wo dem *Vermögen* nach (*potentia*) diese letzte in jenem vorhanden ist. Hierauf geht es dazu über, dass der Geist das innerlich Vorgebildete — das Urbild, die Idee, — verwirklicht, oder sich dessen entäussert: dass er schafft. Wenn nach verschiedenen Beziehungen hin der Begriff des *Vermögens;* dann des *Willens* — in Hinsicht auf die Gottheit, — und endlich des *Anfangs* — sofern das innerlich Vorgebildete als Erscheinung hervorzutreten beginnt, — sich uns erzeugt, so werden, nach vollbrachter Schöpfung, jenen gegenüber treten die Begriffe: Kraft, That, Vollendung (Entelechie)." Mit Scharfsinn unterscheidet der Vf. zwischen *Geist* und *Seele, Leib* und *Körper*, und bezeichnet ihr Verhältniss in Folgendem: „Beide (nämlich die Seele und den Leib) schliessen, als ihre Anfangs- und End-Puncte, der Körper und der Geist ein, und alle vier lassen sich in eine Reihe zusammenstellen, wo sich jedes folgende Glied immer auf gleiche Weise zum vorhergehenden

verhält, als ein immer niederes, gröberen Stoffes, aber zugleich das voranstehende in sich aufnehmend und mit sich verschmelzend: *Geist: Seele: Leib: Körper.*" (S. 7.) Hierauf bezieht und danach modificirt sich nun der Abschnitt vom *menschlichen Körper* S. 7—16. — Was die Frage nach dem *Sitze der Seele* betrifft, so wird diese wohl an Räumliches, an den Körper sich gebunden sehen, und die Frage dahin zu bestimmen seyn, auf welche Theile des Leibes wird sie zunächst und unmittelbar einwirken? Als solche dürfte vorzugsweise das Gehirn gelten, der eigentliche Vermittler zwischen der Sinnenwelt und dem Geistigen; besonders in dessen mit den Sinneswerkzeugen in Beziehung stehenden Theilen, und nach seinen inneren Gestaltungen, von welchen die verschiedenen Denkthätigkeiten bedingt werden, während die Seele unmittelbar durch die Nervenfäden ihren Einfluss auf alle Theile des Körpers verbreitet (S. 21). Da der Geist sich selbst gleich und unveränderlich ist, so leitet der Vf. die grosse Verschiedenheit der Menschen in ihren Seelenkräften blofs aus der verschiedenen Beschaffenheit der Körperlichkeit überhaupt und vorzüglich aus der Organisation ihres Gehirnes und Nervensystems im Ganzen her (§. 26).

Dass Hr. *A.* in seinen Ansichten dem Prof. *Herbart* folge (wiewohl er ihn so wenig, als sonst einen neueren philosophischen oder anthropologischen Schriftsteller, *Rudolphi* und *Baer* im Vorworte ausgenommen, anführt), läfst sich schon aus den Stellen vermuthen, wo von *Vorstellungsmassen* und von *Hemmung* ihrer Thätigkeit die Rede ist, wie §. 27. Auch verwirft er es §. 28 als eine leere Einbildung, die Seele *spalte* sich in drey gesonderte Vermögen. Spalten aber bezeichnet (unseres Erachtens) eigentlich eine gewaltsame Trennung. Schwerlich hat einer unserer bisherigen Psychologen, von *Sulzer* und *Mendelssohn* an bis auf *Jacob*, *Schmid*, *Hoffbauer*, sich so Etwas zu Schulden kommen lassen, wenn sie wesentlich verschiedenen Thätigkeiten und Zuständen der Seele verschiedene Fähigkeiten, Vermögen oder Kräfte zum Grunde legten, ohne doch deshalb ihren gemeinschaftlichen Ursprung aus einem und demselben geistigen Princip zu leugnen. Ob man sich nun statt des geläufigen Ausdrucks *Vermögen* der hier dafür angenommenen Worte *Richtungen*, *Entwickelungszustände*, *Entwickelungsstufen* oder *Seiten* bediene, dürfte ziemlich gleichgelten, wenn die letzten Ausdrücke nicht öfter die Verständlichkeit oder die Anwendung dieser Begriffe im gemeinen Leben etwa erschweren möchten. So sind unserem Vf. (S. 27) *Verstand* und *Vernunft* nicht Vermögen, sondern zwey Arten von *Zuständen* des Ich, in welche sich der Zustand des Bewufstseyns, des Wissens, Erkennens spaltet. Und ungeachtet Hn. *A.* die *Vermögen* der Seele so anstöfsig sind, nimmt er doch S. 33 ein *Verknüpfungsvermögen* an, welches sich aufs Erkennen bezieht, und S. 34 ein *Combinationsvermögen*, das vom Witze noch unterschieden wird. Rec. verweiset auf eine ganz passende Stelle in *Stark's* schätzbarer Abhandlung „über die Annahme eines eigenen Gefühlsvermögens" (aus *F. Nasse's* Zeitschr. f. Anthropologie 1 Viertelj. 1825.)

Treffend sind des Verf. Bemerkungen über die *Gefühle* (S. 25, 26), die dem Ich als eigentlichem *Gemüth* zukommen, wiefern man dieses von *Geist* und *Verstand* unterscheidet. Wir müssen aber vieles Interessante übergehen, und können es um so mehr, da wir einer ausführlichen Seelenlehre des Verf. entgegensehen. Nur einiges Eigenthümliche, mit dem wir uns aber nicht ganz befreunden können, mag noch bemerkt werden. „Der *Wille* enthält als seinen *Stoff* die Vorstellungen, und drückt nichts Anderes aus, als eine gewisse Verbindung derselben und eine Hinrichtung auf einen Gegenstand. Er fodert zu seiner *Entstehung* ein Ich, eine *Seele*, d. h. eine *einheitlich verbundene Masse von Vorstellungen*, in einer bestimmten Entwickelung und in einem besonderen Zustande u. s. f. (§. 35)." „Der Wille hängt ab von der Beschaffenheit, Ausbildung und Art der Vorstellungen, wo die Leidenschaften und die Körperlichkeit mit eingeschlossen sind (§. 39)." Nebst der merkwürdigen Anmerkung: „Für die Wissenschaft verwirrend, noch mehr aber für das wirkliche Leben und Handeln verderblich (?) ist es, wenn man eine besondere Macht im Menschen annimmt, die ihn außer seinen Vorstellungen bey seinem Wollen oder Thue unmittelbar leiten soll. *Transcendentale* Freyheit, oder besondere sittliche Gesetzgebung" u. s. f. (S. 38). — Auch den *Gemüthskrankheiten* ist ein kurzer Paragraph (§. 38) gewidmet. Sie sind in körperlichen Zuständen, oder doch in Verbindung mit diesen, begründet. Den Leidenschaften entspricht der Wahnsinn; den Affecten die Wuth, Tobsucht, Raserey; der mangelhaften Verbindung der Vorstellungen die Narrheit; und den Gegensatz der Anlagen bildet der Blödsinn." Am Schlusse ist auch noch Manches über die Sprache angedeutet.

Der Stil des Vf. ist zwar rein, nur bisweilen gesucht und durch ungewöhnliche Ausdrücke entstellt. Warum z. B. *erfähigt* für *fähig* werden? *Thuen* für *thun* ist in unserer Sprache so ungewöhnlich, als *seyen* (der Infinitiv) für *seyn* gelten würde. *Anderseits* muss *andererseits* heissen.

Uebrigens ist die Schrift deutlich, obgleich enge, und correct auf gutes Papier gedruckt.

C. F. M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1832.

MATHEMATIK.

Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Grundriss der reinen Mathematik*, zum Gebrauch bey akademischen Vorlesungen abgefasst von *B. F. Thibaut*, Hofrath und Professor der Mathematik in Göttingen. Fünfte, neu bearbeitete Auflage. 1831. 510 S. mit 4 Kupfertafeln, in 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Bey einem Lehrbuche, wie das vorliegende, welches sich seit einer langen Reihe von Jahren eines ausgedehnten Gebrauchs und einer rühmlichen Anerkennung erfreut, könnte sich Rec. bloss mit Anführung dessen begnügen, wodurch sich die neue Auflage von den früheren unterscheidet. Allein der Streit zwischen den beiden Parteyen, von welchen die eine die *Form*, die andere den *Begriff* in der Wissenschaft der Grösse besonders begünstigt, ist noch nicht geschlichtet; noch giebt es viele Gegner der *Thibaut'*schen Methode, Jünger der griechischen Schule, welche jedes *philosophische* Räsonnement aus dem Hörsaale der Mathesis verbannt wissen wollen. Und darum wird es erlaubt seyn, hier noch einige Worte hinzuzufügen.

Es lässt sich nicht leugnen, dass die Idee, eine Wissenschaft, deren Natur offenbar ganz formell ist, welche man selbst als die Wissenschaft der Formen definiren könnte, auch durch blosse Typen gestalten zu wollen, Vieles für sich hat, um so mehr, da wir uns in den meisten Fällen, bey verwickelten Untersuchungen, gleichsam einem blinden Mechanismus zu überlassen genöthigt sind, da sich nur äusserst selten die Resultate *a priori* vorherbestimmen lassen, da es fast nie gelungen ist, durch dergleichen abstracte Betrachtungen die Wissenschaft wesentlich zu fördern, oder durch sie Licht in bisher dunkle Regionen zu werfen, da es vielmehr ganz das Ansehn hat, als wenn die hieher gehörigen Begriffsentwickelungen sich nur erst dann erzeugen könnten, nachdem die sie betreffenden Formen bereits lange bestanden haben. Hiezu kommt, dass oftmals seichte Köpfe ihre Unwissenheit mit dem Mantel der Philosophie zu bedecken streben, und junge Leute leicht durch die glänzende Aussenseite einer rhetorischen Darstellung verlockt und von Anstrengung erfodernden Beschäftigungen abgehalten werden können. Auf der anderen Seite kann es aber auch nicht verkannt werden, dass die reine Vernunft, die Quelle der Ideen und Principien, stets als höchste Instanz über den Werth aller unserer Erkenntnisse zu entscheiden hat, dass wir bey Vernachlässigung des durch die Vernunftcultur entspringenden intellectuellen Bewusstseyns beständig der Gefahr ausgesetzt sind, in einen bedeutungslosen Schematismus zu verfallen, und durch die Vieldeutigkeit höherer Formen verwirrt zu werden; endlich sahen sich bereits die ältesten Geometer, z. B. ein Proclus, durch die Nothwendigkeit, von gewissen Abstractionen, Axiomen, Erklärungen, Postulaten, den Anlauf zu nehmen, veranlasst, Reflexionen über die Consequenz der formellen Schlüsse in Beziehung zu jenen Voraussetzungen anzustellen.

Eine einzige, nicht haltbare Stütze in dem Gebäude einer Wissenschaft ist fähig, den Einsturz des ganzen, wenn auch noch so künstlich erbauten Gebäudes zu bewirken. Diess Schicksal hat die Philosophie aller Zeiten getroffen. Und die Geometrie des Euklides würde aus diesem Grunde, allein wegen ihres 11ten Grundsatzes, längst aus der Reihe der wahrhaften Einsichten verschwunden seyn, wofern nicht jeder ihrer Aussprüche an sich selbst ostensiv zu begründen wäre, so dass, während alle eine unzerreissbare Kette von Wahrheiten bilden, es im Ganzen gleichgültig ist, mit welchem Gliede man die Betrachtung anhebt. — Der *wissenschaftlichen* Methode genügt nun zwar eine Darstellung nicht, welche das Ansehn hat, nur die Nothwendigkeit in der Consequenz in einer Reihe von *Erfahrungssätzen* zu begründen; allein jenes Ungenügen ist genau erwogen nur ein Resultat des *philosophischen* Bedürfnisses; und aus diesem Grunde glaubt Rec., dass eine Darstellung, wie die des Hn. *Thibaut*, mit in die Philosophie der Wissenschaften gehöre.

Aber nicht allein die Gestaltung der geometrischen Lehrsätze, sondern noch mehr, als sie, trägt in diesem Grundrisse die Behandlung der arithmetischen Operationen das Gepräge einer heuristischen Doctrin. Erst seit Begründung der Differenzial-Rechnung hat die Arithmetik ihren empirischen Charakter verloren. Was negative und irrationale Grösse, was selbst imaginäre und vieldeutige Ausdrücke nicht vermochten, ist dem Unendlichkleinen gelungen: die Einmischung transcendentaler Betrachtungen in das bis dahin bloss artistische Gebiet algorithmischer Aggregation. Freylich würde ein serviler mathematischer Materialist selbst die Erfindungen eines *Leibnitz* und *Newton* bloss für eine Kunstsprache erklären, welche sich auf die Incrementen-Rechnung und die Exhaustionsmethode zurückführen lasse, und uns vorwerfen, dass wir durch dieselbe in der Erkenntniss der Zahlen und der Formen fast gar nicht fortgeschritten seyen;

allein es liegt zu Tage, dafs fich bereits bey den Alten, z. B. beym Archimedes, Apollonius, und felbft beym Euklides, die Keime zu unferer höheren Schlussfolge vorfinden, fowie auch, dafs dergleichen allgemeine Betrachtungen unendliche Vorzüge vor fpeciellen oder concreten Unterfuchungen behaupten.

Diefe Andeutungen mögen genügen; denn es kann hier unfere Abficht nicht feyn, eine kritifche Gefchichte der Mathematik zu entwerfen. Wir beabfichtigten damit weiter nichts, als uns auf einen richtigen Standpunct zu ftellen, von wo aus wir das *Pro et Contra* der *Thibaut'* fchen Darftellung der Elemente gehörig würdigen könnten. Denn wollten wir blofs nach dem Effecte fehen, fo müfsten wir ihr ohne Bedenken unferen ganzen Beyfall zollen, weil fich wohl fchwerlich irgend ein Auditorium irgend eines Mathematikers in ganz Deutfchland eines zahlreicheren, und man könnte faft fagen, mehr enthufiaftifchen Befuches erfreut, als das des Hn. Hofrath *Thibaut* in Göttingen. Schon in fofern allein wäre diefe Methode höchft beachtungswerth, da fie vollkommen und mehr wie jede andere die Aufgabe löft, einen für alle Facultäten möglichft anziehenden Vortrag zu gewähren, welcher Leichtigkeit, Nützlichkeit und Gründlichkeit in ihrem relativen Maximum vereint.

Da wir annehmen dürfen, dafs die meiften mathematifchen Lefer diefer Zeitfchrift mindeftens im Befitze einer älteren Auflage des vorliegenden Grundriffes find, fo würde es überflüffig feyn, in den fpeciellen Inhalt derfelben einzugehen, oder die Motive anzuführen, welche den Vf. bewogen, von der gewohnten Bahn abzuweichen. Er hat diefelben eben fo lichtvoll, wie anfpruchslos, in den Vorreden entwickelt. Genügen möge es, nur einige Hauptpuncte hervorzuheben, welche fich vorzüglich eignen, die Eigenthümlichkeiten und refpectiven Vorzüge der heuriftifchen und der formellen Methode zu parallelifiren, da diefes vielleicht dazu beytragen kann, dafs man entweder jede einzeln, oder beide combinirt, zur rechten Zeit und am rechten Orte anwendet.

Es find befonders die Begriffe von negativen, gebrochenen und irrationalen Zahlen, von operativen Andeutungen, befonders mittelft Potenzen, und vom Decimal- und Logarithmen-Syftem, worauf es im erften fundamentalen Abfchnitte der Arithmetik zunächft ankommt.

Von Diophantus bis auf Vieta und Fermat hat man fich in der Arithmetik nur mit Unterfuchung der Natur der Zahlen als ganz discreter Gröfsen befchäftigt, ohne dabey im Mindeften in functionelle (analytifche) Betrachtungen einzugehen, und der um die Theorie der Zahlen fo verdiente *Legendre* nimmt felbft neuerdings keinen Anftand, diefelbe mit der fogenannten unbeftimmten Analytik zu identificiren. Ift dem wirklich fo, fo müfsten wir eingeftehen, gegenwärtig in unferen elementarifchen Elementen gar keine Arithmetik in jenem Sinne, fondern nur eine Propädeutik zur Analyfis zu befitzen, und von diefem Standpuncte aus dürfte fich die Darftellung des Hn. *Thibaut*, in kritifcher Beziehung, am vortheilhafteften geftalten. Denn nun erft erhält bey dem Vf. gleich von vornherein die Erklärung der continuirlichen und discreten Gröfsen, mit ihrem Complemente: „continuirliche Gröfsen find das eigentliche Object der theoretifchen Gröfsenwiffenfchaft," eine beftimmte Deutung. Noch deutlicher fpricht fich im gleich folgenden Satze, der Erklärung der Zahl, die Abficht des Vfs. aus, die Commenfurabilität der Zahlen, alfo den Keim zur 5ten Erklärung im 6ten Buche des Euklides, den Schlüffel der ganzen *neueren* Arithmetik, gleich im Begriffe vorzubereiten. Jene Erklärung: „Ift eine Gröfse Vielheit von gleichen Theilen, fo läfst fich ihre Vorftellung durch Wiederholung von der eines folchen Theils erzeugen. Sind, allgemeiner, zwey Gröfsen durch wiederholtes Setzen einer dritten entftanden, fo ergiebt fich die Möglichkeit, die eine durch die andere zu meffen, und als Refultat eine Regel zu gewinnen, vermöge deren, durch Bilden und Setzen von gleichen Theilen, aus der einen die andere abgeleitet werden kann. Der Ausdruck einer folchen Regel heifst eine Zahl," fo fchwer oder leicht verftändlich fie auch feyn mag, ift jedenfalls fcharf berechnet.

Der erfte, eine objective Erkenntnifs umfaffende Satz, dem wir bey dem Vf. begegnen, ift die Behauptung, dafs die Ordnung der Theile die Gröfse der Summe nicht verändere. Diefen Satz hat auch die Analytik nicht weiter zu zergliedern vermocht, und es fcheint daher, als müfsten wir ihn, um mit dem Vf. zu reden, als im Acte des Zählens begründet anfehen; — daher denn der Vf. auch nur darauf hinweift, dafs die Ordnung auf den Betrag *wirklicher* Gröfsen keinen Einflufs habe; d. h. er nimmt bereits hier, bey allem Anfcheine logifcher Confequenz, doch eigentlich nur unfere *finnliche* Ueberzeugung in Anfpruch. — Als Complement zu diefem *Grundfatze*, welches aber allerdings noch einer befonderen Erläuterung bedürfte, können wir den zweyten Zufatz zur Subtraction: $a-(b+c)=a-b-c$, betrachten; denn es kommt hiebey auf den arithmetifchen Begriff der Parenthefe an. Noch mehr ergiebt fich die Nothwendigkeit einer folchen Ergänzung der an fich dunklen Vorftellung vom Aggregat-Verhältnifs der Gröfse, felbft in fpeculativer Hinficht, aus dem dritten Zufatze, worin der Vf. ohne Weiteres die Behauptung ausfpricht, dafs $a-(b-c)=a-b+c$ fey. Die blofs formelle Darftellung bedient fich bekanntlich bereits hier der Methode der unbeftimmten Beziehungen, indem fie zunächft $a-(b-c)=x$ fetzt, und dann, mittelft des Grundfatzes vom zureichenden Grunde, auf die Addition recurrirt. Die Entwickelung durch Begriffe würde etwa fo fchliefsen müffen: Indem wir b von a abziehen, ift c zu viel abgezogen, da wir nicht b, fondern $b-c$ abzuziehen haben, u. f. w. Hier ift es aber einleuchtend, dafs wir den Begriff der negativen Gröfse, als Complement der pofitiven, bereits nicht mehr zu umgehen vermögen; auch würde bis dahin der Fall, wo $c>b$, gar nicht mit in die Betrachtung aufgenommen werden können. Es

läſst ſich alſo nicht verkennen, daſs wir ſchon hier einer Lücke in der Darſtellung des Vfs. begegnen.

Genetiſch iſt die Erklärung der Multiplication, als derjenigen Operation, „welche eine gegebene Zahl für die Einheit der zweyten ſubſtituirt, und das Reſultat durch eine dritte, beſtimmt angegebene, ausdrückt,“ ſo bald man, wie der Vf., den Begriff des Rechnens in den Veränderungen ſucht, welche mit den Vielheiten oder Einheiten der Zahlen vorgenommen werden können. Durch eine Anmerkung giebt der Vf. ſelbſt zu zwey hieher gehörigen Bemerkungen Anlaſs, deren Anwendbarkeit ſich über die ganze Darſtellung erſtreckt, nämlich, daſs wir 1) durch jene, ſich auf das Verhältniſs zwiſchen Einheit und Vielheit beziehende Erklärung unwillkührlich auf die Euklidiſche Begründung des Rechnens zurückgeführt werden, und 2) daſs alle unter dem Anſchein der Willkühr ſtipulirten Calculationen nur dann erſt zuläſſig ſind, wann ſie durch das *natürliche* Aggregat-Verhältniſs der Gröſse vermittelt worden, weil man ſonſt Gefahr läuft, in nichts bezweckende, auch ſelbſt wohl irrthümliche Relationen zu verfallen.

Es iſt allerdings wahr, daſs aus dieſer genetiſchen Erklärung alle hieher gehörigen Operationen abgeleitet werden können; allein der Vf. hat offenbar die dahin führenden Erörterungen den Vorleſungen vorbehalten, weil in Regeln ausgedrückte Sätze der Art, als $(a-b).(c-d)=ac-ad-bc+bd$, keinesweges ohne Weiteres angenommen werden können. Bloſs von der tautologiſchen Formel $a.b=b.a$ giebt der Vf. die Auseinanderſetzung: „Man ſetzt den Multiplicand, alſo jede ſeiner Einheiten, ſo oft, als der Multiplicator vorſchreibt. Eine Einheit ſo oft ſetzen, als der Multiplicator angiebt, heiſst dieſen ſelbſt ſetzen. Man bekommt alſo für jede Einheit des Multiplicand den Multiplicator, und in dieſer Idee iſt die eben angedeutete Verwechſelung ſchon vorgegangen,“ welche indeſs wenigſtens nicht zu den *einfachen* Schlüſſen gehört. Auſserdem identificirt ſich dieſe Erklärung keinesweges vollſtändig mit der anfänglich gegebenen, welche eigentlich auf einer *Metamorphoſe* der Einheit im Multiplicandus beruht, während ſich hier nur ſeine *Vielheit* wiederholt.

Die formelle Arithmetik erkennt hingegen nur die Vielheit in den (unbenannten) Zahlen, deren Minimum die Eins iſt, und führt bey der Multiplication, mittelſt des Satzes vom zureichenden Grunde, Alles auf die Addition zurück. — Allerdings iſt es aber ein Fehler in den gewöhnlichen Darſtellungen dieſer Methode, daſs man ohne Weiteres $a.b=b.a$ ſetzt, anſtatt dieſes Schema auf den Grundſatz der Addition (die Folge der Theile hat keinen Einfluſs auf die Gröſse der Summe) zurückzuführen. Hiebey iſt es gar nicht nöthig, wie *Legendre*, dieſs Product mittelſt einer Vergleichung ſeiner Factoren in ein Aggregat von Quadraten aufzulöſen, ſondern man kann kürzer unmittelbar auf die Einheiten des Multiplicators recurriren, vorausſchickend die beiden Hülfeſätze: $a.(n+m)=a.n+a.m$ und $(n+m)a=n.a+m.a$, welche unmittelbar aus dem Begriff des Zählens hervorgehen. Denn nun iſt $a(\overset{1}{1}+\overset{2}{1}+\overset{3}{1}\ldots\overset{b}{1})=a.\overset{1}{1}+a.\overset{2}{1}+a.\overset{3}{1}+\ldots a.\overset{b}{1}$; ferner $(\overset{1}{1}+\overset{2}{1}+\overset{3}{1}\ldots\overset{b}{1})a=\overset{1}{1}.a+\overset{2}{1}.a+\ldots\overset{b}{1}.a$. Alſo entſteht dieſelbe Summe, wofern nur $a.1=1.a$. Dieſes geht aber ebenfalls unmittelbar aus dem Begriff des Vervielfältigens hervor, oder bildet, wofern man etwa ganz formell zu Werke gehen will, den Grundſatz der Multiplication.

Bey der Diviſion muſs es auffallen, daſs der Vf. zwey Fälle, nämlich den, wo der Quotient als Multiplicandus, und den, wo er als geweſener Multiplicator gedacht wird, als wirklich verſchieden unterſcheidet, da doch ſo eben noch die Willkührlichkeit in der wechſelſeitigen Bedeutung von Multiplicandus und Multiplicator ausgeſprochen wurde. Die Tendenz jener Unterſcheidung iſt leicht einzuſehen: ſie betrifft die Begründung des Meſſens neben dem Dividiren als Subſtitut der geometriſchen Proportionenlehre. — Die formelle Arithmetik kennt hingegen ſo wenig ein Meſſen, wie eine *beſtimmte* Einheit, in welcher ſie vielmehr nur das Minimum der Vielheit erblickt. Daher beſteht hier die Diviſion auch nur in einer wiederholten Subtraction, welche aber, wo ſie ſtehen bleibt, zu problematiſchen Ausdrücken einer anderen Art, nämlich, wie dort zu den negativen, hier zu den gebrochenen Zahlen führt.

Dividirt man nämlich 1 durch a, indem man nur einen Ausdruck ſucht, welcher, mit dem Diviſor multiplicirt, den Dividendus zurückgiebt, ſo entſteht in abgekürzten Zeichen $1+(1-a)+(1-a)^2\ldots$ Ebenſo entſteht aus $\frac{a-1}{a}$ der problematiſche Ausdruck $-(1-a)-(1-a)^2-\ldots$; alſo iſt $\frac{1}{a}+\frac{a-1}{a}=1$, d. h. $\frac{1}{a}$ iſt die Ergänzung von $\frac{a-1}{a}$ zu 1 auf ähnliche Weiſe, wie $-a$ die Ergänzung von $+a$ zu 0 iſt. Ferner erhält man auf demſelben Wege $\frac{n}{a}=n+(1-a)n+(1-a)^2.n+\ldots$; mithin iſt $\frac{n}{a}=\left(\frac{1}{a}\right).n$ — und hieraus ergeben ſich alle übrigen Beziehungen zwiſchen Brüchen (hypothetiſchen Diviſionen) durch den Satz des zureichenden Grundes von ſelbſt. Der Hauptvortheil dieſer Darſtellung beſteht aber darin, daſs bey ihr die Theorie der Decimal- und Ketten-Brüche, oder was ſonſt hieher gehört, als keine fremdartige Beymiſchung erſcheint, da der Begriff der Annäherung oder Erſchöpfung, welcher bereits mit der Diviſion praktiſch hervortritt, in der allgemeinen Idee des Aggregat-Verhältniſſes der Gröſsen enthalten iſt.

Auf der anderen Seite läſst ſich aber nicht verkennen, daſs es, mit Euklid, geſtattet ſey, die Arithmetik als eine *Meſskunſt discreter Gröſsen* zu betrachten; dann erſcheint jedoch ihr Gebiet ſehr beſchränkt, da es nur an darſtellbaren Conſtructionen

haftet, von welchen alle hypothetifchen Ausdrücke ausgefchloffen bleiben: — dergleichen hypothetifche Unterfuchungen haben aber in der Mathematik einen unfchätzbaren Nutzen, weil fie das unbegrenzte Feld der analytifchen Betrachtungen eröffnen. Die genetifche Darftellung des Vfs. verfolgt eine mittlere, oder eigentlicher, eine *indirecte* Richtung, indem fie überall den Anfchein der Synthefis in Anfpruch nimmt, d. h. durch Begriffe conftruirt, welche aus den formellen Operationen abgezogen find, und fich mit ihnen zugleich erweitern und zufammenziehen. Die Angemeffenheit diefer Methode für den populären Vortrag ift einleuchtend, da fie die Lernenden über die Schwierigkeiten, welche die Entftehung der Formen begleiten, hinwegfetzt — aber eben hiedurch werden fie in der Kunft, Formen zu erzeugen, wenig geübt werden, wodurch ihnen nothwendig die Tiefen der Arithmetik mehr oder weniger verborgen bleiben.

Als befonders fcharffinnig erfcheint in jener Hinficht bey dem Vf. die auf alle einzelnen Fälle berechnete Definition der Potenz, wo „eine Zahl, als *Wurzel* oder *Grundfactor*, zur Potenz eines beliebigen Exponenten erhoben, fo viel heifsen foll, als: aus ihr durch Setzen und Verknüpfen von Factoren ein Product erzeugen, auf die nämliche Art, wie fich der angenommene Exponent aus der Einheit durch Setzen und Verknüpfen von Theilen gebildet hat.“ Nur für den Fall, wo der Exponent $=0$ ift, wird die Erklärung noch einer befonderen Erörterung bedürftig, oder vielmehr, hier bildet die Regel eine Ausnahme, da die Bildung der Potenz, auch bey dem Vf., die Zufammenfetzung von *identifchen* Factoren zu einem Producte erfodert, und alfo die Zufammenfetzung von $+1$ und -1 zur Null, keineswegs das Product aus a mit $\frac{1}{a}$ zu einer Potenz von a erhebt. — Uebrigens ift, wie fich von felbft verfteht, hier nicht aufser Acht zu laffen, dafs dergleichen Stipulationen nur in fofern eine objective Gültigkeit befitzen, als fie aus dem factifchen Beftande des Calculs abftrahirt find.

Die Lehre von den geometrifchen Proportionen gehört freylich, wie der Vf. bemerkt, in der Arithmetik eigentlich zu der von den Gleichungen des erften Grades; jedoch mag man fie auch immerhin auf eine eigenthümliche Weife als Quotienten-Gleichungen behandeln. Man würde fich aber irren, wenn man annehmen wollte, dafs jene Lehre dann die 5te Erklärung im 6ten Buche des Euklides vollkommen zu erfetzen vermöchte, ohne mindeftens da, wo ihre Anwendung zuerft in der Geometrie (oder auch Mechanik) erfcheint, einen neuen, jener Erklärung äquivalenten Begriff, den der *erfchöpfenden* Commenfurabilität, zu manifeftiren.

Der Vf. fcheint auf diefen Umftand nicht fo viel Gewicht als Rec. zu legen; denn S. 179 wird als *Kennzeichen der Proportionalität* angegeben: „Wenn zwey Gröfsen durch das Gefetz ihrer Entftehung fo verbunden find, dafs jedem Wachfen der einen ein Zunehmen der anderen correfpondirt, und zwar auf die Art, dafs unter fich gleiche Incremente der einen, auch für die andere correfpondirende Zunahmen, die unter fich gleich werden, nach fich ziehen, fo find diefe Gröfsen einander proportional.“ Hier fehlt offenbar der Zufatz — dafs die urfprünglichen Incremente ihren Correfpondenten bereits proportional feyn müffen, weil ein blofses unter fich Gleichgrofsfeyn fucceffiver Cremente keinesweges die Proportionalität der hiedurch erwachfenen Gröfsen bedingt. Auch hat der Vf. in der folgenden Erörterung diefen Punct unberückfichtigt gelaffen, und wir fehen mithin nicht ein, mit welcher Confequenz fich derfelbe S. 234, bey der räumlichen Aehnlichkeitslehre, auf diefen §. beruft — vorausgefetzt, dafs überhaupt die Arithmetik zu geometrifchen Erörterungen geeignet wäre.

(*Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. 1) *Leipzig*, b. Klein: *Die Erde in zwey Halbkugeln*, entworfen und gezeichnet von *Carl Dilling*. 4te Ausgabe, von *E. Klein* verbeffert und mit den neuen Entdeckungen am Nordpol bereichert. 1830. Folioblatt. (8 gr.)

2) *Breslau*, b. Pelz: *Europa, zunächft zum Gebrauch bey Fr. Nöffelt's Handbuch der Geographie für Töchterfchulen*, entworfen und in Stein geftochen von *R. Jaeger*. 1830. Folioblatt. (4 gr.)

3) *Breslau*, b. Pelz: *Deutfchland, zunächft zum Gebrauche bey Fr. Nöffelt's Handbuch der Geographie für Töchterfchulen*, entworfen und in Stein geftochen von *R. Jaeger*. 1831. Folioblatt. (4 gr.)

No. 1 ift eine Charte nach dem Mufter der alten Schreiber'fchen, und man würde vor 25 Jahren kaum damit zufrieden gewefen feyn. An zarte Behandlung des Details ift nicht zu denken, man betrachte nur zum Belege die Sahara in Afrika; fo winden fich auch die Gebirge wie Würmer herum, und gewähren nicht die mindefte Vergleichung unter einander.

No. 2 ift wahrfcheinlich das Product eines Gymnafiaften. Man ftöfst überall auf Mängel und Irrungen. Die Lithographie harmonirt vollkommen mit dem Gehalte der Charte.

Etwas beffer und zweckdienlicher ift die Charte No. 3 behandelt. Sie gewährt wenigftens eine deutliche und anfchauliche Ueberficht der einzelnen deutfchen Staaten. Da die Jahrzahl hier eine neuere Arbeit, als die unter No. 2 erwähnte, zu erkennen giebt, und diefe neuere Arbeit wirklich um Vieles gelungener, als die ältere ift: fo führt diefe Beachtung des Vorwärtsfchreitens im Zeichnen, fo wie im Lithographiren, Rec. zu der Bitte, es möge der Vf. feine Charte von Europa gänzlich umarbeiten; es wird dann jedes Befferen in einer folgenden neuen Bearbeitung in diefen Blättern gewiffenhaft gedacht werden.

C. v. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1832.

MATHEMATIK.

Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Grundriſs der reinen Mathematik* u. ſ. w., von *B. F. Thibaut* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Ob man in die Geometrie Bewegung und Zahlenverhältniſſe einmiſchen ſolle, oder nicht, dieſs zu unterſuchen, ſcheint uns von geringer Erheblichkeit; dagegen fragt es ſich, bey welcher Darſtellungsweiſe man die ſtrengſte Schluſsfolge mit der leichteſten Verſtändigung vereinen kann. Wäre es bloſs um möglichſte Conſequenz zu thun, ſo würden die euklidiſchen Elemente, unerachtet ihres 11 und 12 Grundſatzes und der eben angeführten Erklärung, doch noch einigen nicht unerheblichen Vorzug vor ihrer phoronomiſchen Entfaltung durch Hn. *Th.* beſitzen; denn 1) werden durch ſie jene ſcheinbaren Mängel keinesweges gehoben, weil *a*) ſich der 11 Grundſatz offenbar auch ſo ausſprechen läſst: zwey gerade Linien, welche (nach der 35 Erkl. d. EK.) parallel ſind, bilden mit einer dritten, ſie ſchneidenden Geraden gleiche Wechſelwinkel — eine Vorausſetzung, die ſich S. 204, 3, und beziehungsweiſe S. 198, 2 dieſes Grundriſſes durchaus wieder findet; *b*) wird beym Vf. auſserdem S. 203, 1 ſelbſt der 12te Grundſatz zum Beweiſe des Satzes angewandt, daſs in jedem Dreyecke die Summe der Winkel = 2 R. — Wenn wir nicht irren, waren hierin die früheren Auflagen dieſes Grundriſſes abweichend, indem in jenen ſich der Beweis dieſes Satzes auf die Unabhängigkeit zwiſchen *drehender* und *fortſchreitender* Bewegung ſtützte; freylich führt auch dieſe Anſicht, wenn man ſie auf die Summation der äuſseren Winkel eines Dreyecks zu einer vollen Umdrehung anwenden will, genau erörtert, zu denſelben Annahmen. *c*) Was den geometriſchen Begriff der Aehnlichkeit betrifft, ſo haben wir uns in Beziehung zu der Art, wie ihn der Vf. S. 233, 1 vorbereitet, bereits oben ausgeſprochen: es ſcheint uns nämlich, bey Umgehung des Princips der Differenzial-Rechnung, nur der durch Euklides betretene Weg zu einer möglichſt durchgeführten Conſequenz zu leiten. Endlich würden wir noch Gelegenheit finden, aus dem Archimediſchen Princip und überhaupt der Exhauſtionsmethode der Alten ein letztes Zeugniſs für unſere Behauptung zu entnehmen, wofern nicht der Vf. in dieſer Auflage ſeines Grundriſſes die Stereometrie gänzlich übergangen hätte.

2) Sind die Demonſtrationen beym Euklides, beſonders in den Original-Auflagen, ſo ſehr conſequent und auf dem Elementarbegriff einer ſtrengen Conſtruction begründet, daſs die Einmiſchung fremdartiger Ideen ihnen nur nachtheilig wird, und ſelbſt z. B. des Proklus Beweis vom 5ten Lehrſatze des 1ſten Buches, welchen der Vf. S. 206 einſchaltet, von jenem Standpuncte betrachtet, als völlig ungenügend erſcheint.

Handelt es ſich aber bloſs um die Leichtigkeit der Darſtellung, ſo müſste man ſich begnügen, eine Reihe von Wahrheiten etwa recht plauſibel zu machen, wofür es dann freylich einen *königlichen Weg* giebt. Der Vf. hat nun aber keinesweges dieſen Weg gewählt, ſondern nimmt die richtige Mittelſtraſse, welche ſich auch offenbar für den akademiſchen Vortrag am beſten eignet, da er die Conſtruction wie den Vortrag leicht macht.

Zu den Zuſätzen, wodurch ſich dieſe Auflage nicht allein von den früheren, ſondern auch von allen anderen mathematiſchen Elementarwerken, weſentlich unterſcheidet, müſſen wir in der Arithmetik das 6te, in der Geometrie das 4te Capitel zählen. Jenes befaſst die Grundlehren über nähernde Rechnungsarten, beſonders mit Decimalbrüchen, und dieſes die Elemente der ſogenannten Incrementen- oder Fehler-Rechnung bey geradlinigten Dreyecken. Ueber das Erſcheinen beider erklärt ſich der Vf. in der Vorrede durchaus genügend, und es wäre ſelbſt wegen des praktiſchen Bedürfniſſes zu wünſchen, daſs er mit dieſen Betrachtungen noch die Grundzüge der Interpolations- und Wahrſcheinlichkeits-Rechnung, ſo wie die Principien der gröſsten und kleinſten Werthe bey beſtimmten Formen und veränderlichen Grenzen, in einem allgemeineren Umfange verknüpft hätte.

Die Einrichtung des ſechſten Capitels der Arithmetik iſt folgende. Der Vf. unterſcheidet *möglichſt*, und *unvollkommen genäherte* Decimalbrüche; jene ſind ihm ſolche, deren Werth die durch ſie bezeichnete Gröſse überſteigt, wenn zu ihrer letzten Ziffer noch eine Einheit deſſelben Ranges gefügt worden; dieſe aber, welche zwey Einheiten zu demſelben Zwecke erfodern. Sodann unterſucht er, bis zu welcher Stelle die Reſultate der vier Species, der Wurzel- und Logarithmen-Rechnung in jenem Sinne möglichſt oder doch unvollkommen genäherte Werthe ſind, und fügt dann noch Bemerkungen hinzu, welche ſich theils auf die Gröſsen, womit man rechnet, theils auf die Abkürzungen beziehen, welche dieſe Rech-

nungen dadurch gestatten, daſs man ihre Resultate nur bis zu bestimmten Grenzen den anfänglichen Foderungen entsprechend finden will. Höhere Fragen, wie z. B. die, bis wie weit gegebene Logarithmen durch Differenzreihen und Interpolation vervollständigt werden können, finden sich hier nicht erörtert.

Die Formeln für die trigonometrischen Incremente sind auf ähnliche elementare Weise abgeleitet, wie dieses bereits vor vielen Jahren durch *Cotes* (*Aestimatio errorum in mixta Mathesi*) in Beziehung zu den sphärischen Dreyecken geschehen. Diese Gegenstände sind indessen in neuerer Zeit, z. B. durch *Orioni*, *Delembre* u. A., mittelst des höheren Calculs zu einem Grade der Ausbildung gebracht worden, welcher fast nichts mehr zu wünschen übrig läſst. Uebrigens ist auch die Einrichtung dieses Capitels durchaus so zweckmäſsig, wie die folgende. Nachdem der Vf. die Approximationsgrenzen $\sin(\varphi + \Delta\varphi) = \sin\varphi + \cos\varphi\Delta\varphi$ und $\cos(\varphi + \Delta\varphi) = \cos\varphi - \sin\varphi\Delta\varphi$ zu Grunde gelegt, und dann mittelst ihrer aus den Hauptgleichungen $a . \sin B = b . \sin A$, $c . \sin A = a . \sin(A + B)$ und $b^2 + c^2 - n b c . \cos A = a^2$, worin alle vier Stücke *gleichzeitig* incrementiren, durch Subtraction von den ursprünglichen Gleichungen und Division der Reste durch dieselben, die ersten Reductionsformeln gewonnen, untersucht er die Bedingungen, unter denen alle höheren Dimensionen der Incrementen-Verhältnisse weggelassen werden können, und gewährt dann zuletzt unter diesen Beschränkungen eine genäherte Auflösung der geradlinigten Dreyecke, welche jedoch weder zu völliger praktischer Brauchbarkeit, noch zu der Bestimmung der gröſsten und kleinsten Grenzwerthe fortschreitet: was um so mehr zu bedauern ist, als der Vf. behauptet, daſs sich auch diese Betrachtungen elementarisch vollenden lieſsen, und wir, auſser den in *Simpson's Elements of Geometry* enthaltenen, jedoch auf strenge Construction beschränkten Betrachtungen, nichts der Art für die Elemente besitzen.

Die beygefügten Logarithmen- und trigonometrischen Tafeln unterscheiden sich von den zu ähnlichem Zwecke berechneten darin, daſs man aus nebenstehenden Puncten erkennt, ob die letzten Decimalstellen durch das Weglassen der folgenden um mehr oder weniger als eine halbe Einheit desselben Ranges vermindert werden. Auch befinden sich die Logarithmen der Sin., Cos. und Tang. mit den natürlichen Sin., Cos., Tang. und Cot. in denselben Reihen.

Rec. schlieſst seine Relation mit der Bemerkung, daſs, da die Grenzen dieser Blätter noch enger als die eines Grundrisses sind, Vieles, was sonst allerdings der Anzeige und Erörterung werth war, in dieser Anzeige hat übergangen werden müssen.

E. V. S.

FORSTWISSENSCHAFT.

Leipzig, in d. Baumgärtner'schen Buchhandlung: *Handbuch der Forstwissenschaft und ihrer Hülfswissenschaften.* Herausgegeben von *St. Behlen*, K. Baierischem Forstmeister (u. s. w.), und *G. Reber*, Herzogl. Leuchtenbergischem Oberforstmeister (u. s. w.). Erster Theil. Die Einleitung in die Forstwissenschaft und die Forstnaturgeschichte enthaltend.

Auch unter dem Titel: *Lehrbuch der Forstnaturgeschichte.* Von *Stephan Behlen* u. s. w. 1831. XIV u. 494 S. 8.

In der Vorrede der „Herausgeber" bemerken dieselben, daſs von diesem Werke der dritte (*Waldbau*, München, 1831) und fünfte (*Waldtaxation*, Bamberg, 1827) Theil erschienen sey, und daſs sie das Werk unternahmen, weil die forstwissenschaftliche Literatur nicht so mit Schriften überfüllt sey, daſs dadurch nicht eine neue Bearbeitung des Gegenstandes gerechtfertigt werde. Von ihrem Plane aber geben sie die Grundzüge, wie folgt, an: „Nicht alles Neue ist gut, und nicht alles Alte unbrauchbar, zweckmäſsige Sichtigung des Wichtigen und Besseren unter dem groſsen Vorrathe der wissenschaftlichen Wahrheiten aber nur Aufgabe des Gelehrten; dieses ist besonders der Fall im Forstfache, wo Berufsgeschäfte und Lebensverhältnisse gewöhnlich nur sparsame Benutzung der forstwissenschaftlichen Literatur gestatten; daher der Mehrheit der ausübenden Forstwirthe nicht anders als erwünscht seyn kann, in zweckmäſsiger Vollständigkeit und nicht beeinträchtigender Kürze die Lehren der Forstwissenschaft in gründlichen Compendien zu erhalten." Die Vorrede zur Forstnaturgeschichte erinnert, wie sich dieselbe mit den Gegenständen zu beschäftigen habe, welche „ein directes oder indirectes Interesse für die Zwecke des Forstbetriebes haben." Wenn aber angegeben wird, die *Forst*naturgeschichte sey nur durch ihre Begrenzung von der reinen Naturgeschichte verschieden, so scheint es uns auch keinesweges am „folgerechtesten," die Vögel als die nützlichsten Thiere obenan zu stellen, und dann hinsichtlich des Schadens die Insecten, auf diese die Vögel, dann die Säugethiere, endlich die Amphibien folgen zu lassen. Da sind denn Fische und Würmer vergessen.

In einer Einleitung wird der Umriſs der Forstwissenschaft, nach allen Haupt-, Hülfs- und Neben-Wissenschaften, gegeben; dann folgt ein Abriſs der Geschichte des deutschen Forstwesens; hierauf wird ein „systematisches Verzeichniſs der vorzüglichsten Forstschriften, mit kurzen Bemerkungen über den Werth derselben," geliefert, wobey der Vf. bescheiden sich eines Urtheils über die eigenen Schriften enthält.

Warum in der Mineralogie die Erklärung der Kunstwörter in die Anmerkungen verwiesen ist, sehen wir nicht ein; sie hätten zweckmäſsiger einen Theil des Textes gebildet, wohl aber wären in Anmerkungen diejenigen Worte zu erklären gewesen, welche dem Unkundigen entweder gar nicht verständlich sind, oder von denen er doch keinen ganz deutlichen Be-

griff hat, wie z. B. S. 61 Elektricität, galvanische Elektricität, Magnetismus, Pole, positiv, negativ u. s. w. — Die angenommene Eintheilung der Mineralien nach dem älteren chemischen (*Werner'schen*) System scheint uns hier nicht an ihrem Platze, indem sie zu viele Vorkenntnisse erfodert. Eben so ungenügend sind die Beschreibungen, z. B. Quarz: „Vor dem Löthrohr unschmelzbar, wird nur durch Flussäure aufgelöst." — „Der Quarz enthält reine Kieselerde, hie und da gering gemischt mit Metallen, Kohle, Wasser u. s. w., halbhart (wer? die Kieselerde?) bis zerreiblich, leicht von Gewicht (?), davon durchs Glühen verlierend. Stark gerieben, leuchtet er im Dunkeln und riecht brenzlich." Wir können uns nicht weitläuftig über das Wie? solcher Bearbeitungen verbreiten, empfehlen aber dem Vf. *André's* Mineralogie, welche ihm unsere Ansicht anschaulich machen dürfte. — Eine geognostische Eintheilung der Gebirgsarten würde auch zweckmäsiger als die, ohnehin noch sehr hypothetische, geologische gewesen seyn. Die letzte giebt namentlich dem Laien gar keinen Anhaltepunct.

In der Botanik stellt der Vf. die *reine* oder historische der Physiologie gegenüber, eine unrichtige Erklärung, indem letzte ganz besonders zur *reinen* Botanik gehört, welche der *angewandten* entgegengesetzt ist. — Die Definition der natürlichen Pflanzenfamilien ist nichts weniger, als genau, und der Ausdruck „kryptogamisch" hätte erklärt werden müssen (S. 132), ehe er gebraucht wurde. Pilze und Schwämme sind keinesweges immer fleischig oder markartig, sondern oft ganz holzig; man denke nur an manche Arten *Daedalea*, *Boletus* und *Rhizomorpha subcorticalis*. — Die Terminologie ist viel zu oberflächlich behandelt, da sie doch den Schlüssel zu allen Beschreibungen hergiebt; sie musste für sich bestehen, und in die allgemeine und besondere zerfallen, um Wiederholungen zu vermeiden. Auch sind viele Begriffe in derselben nicht bestimmt genug. — Die Beschreibung der Gewächse selbst hat uns sehr angesprochen, doch hätten wir gewünscht, es wäre bey jeder Art eine Abbildung citirt worden. Bey *Vaccinium myrtillus* fehlt der Artname, auch ist diess nicht in den Druckfehlern angezeigt. Als einen besonderen Feind ebengenannter Pflanze können wir *Bombyx Carpini* nicht ansehen, er lebt mehr auf *Prunus spinosa*. Eben diess ist mit *Sphinx pruni* der Fall, der auf *Erica vulgaris* leben soll, wo wir ihn wenigstens noch nicht fanden; überhaupt ist er zu selten, um eigentlich als schädliches Insect zu gelten. — Statt des Ausdrucks „*Einschnittthiere*" für Insecten haben wir schon lange den allgemein angenommenen *Kerbthiere*. Den Raupen giebt der Vf. viel zu viel Füsse, S. 303: „Die Raupen haben vorne drey Paar Füsse, alsdann sechs Paar, die von den ersten etwas entfernt sind, endlich ganz hinten ein Paar." Die Spannraupen haben aber nur in Allem fünf Paar — die Afterraupen, z. B. der Gattung *Tenthredo*, aber bey Weitem mehr, als die *eigentlichen* Raupen, bey welchen die höchste Zahl *acht Paar* ist. Auch sind „zwey grosse Augen" an den wenigsten Raupenköpfen unterscheidbar; denn, wenn Augen vorhanden sind, wie z. B. deutlich bey den Tenthredo-Larven, so sind sie doch nur klein. Der Ausdruck „Tracheen" hätte durch genauere Angabe ihrer Bestimmung erläutert werden sollen. „Die Hülle der Puppen ist pergament- oder hornartig," ist zweydeutig; wird die eigentliche Puppenhaut darunter verstanden, so ist des Gespinnstes, in dem sich manche Puppen finden, gar nicht gedacht; aufs Letzte bezogen, ist der Begriff unvollständig, und auch unrichtig. Ueberhaupt sind viele Begriffe nicht bloss unvollständig, sondern auch unrichtig. Wir glauben aber, dass diess eben in einem solchen Werke einer der grössten Fehler ist. Denn, statt dass es Wahrheiten verbreiten und Aufklärung bewirken soll, arbeitet es nun mittel- und unmittelbar aufs Entgegengesetzte hin. Die Irrthümer bleiben aber bey dem minder wissenschaftlich Gebildeten fest hängen; und gelingt es, sie durch klare Anschauung u. s. w. zu vernichten, so bleibt doch das Misstrauen gegen *Bücher*, weil man sie aus diesen schöpfte, wodurch dem allgemeinen Besten wieder der Schaden erwächst, dass die Aufklärung *durch Bücher* erschwert wird. — Hals wird hier der Thorax genannt; mit welchem Rechte, mag der Vf. z. B. aus *Kirby and Spence Introduction* ersehen. Wie wenig klar derselbe aber über diese Begriffe überhaupt gewesen ist, geht aus folgender Stelle S. 306 hervor: „Das erste Fusspaar sitzt unter dem Halse — Brustschilde — wo dieser vorhanden, oder an der Brust, wo sie gesondert ist; das zweyte Paar sitzt an der Brust, wenn sie nicht gesondert ist, und das dritte Paar am Hinterleibe; wo aber die Brust gesondert ist, sitzt das zweyte und dritte Paar Füsse am Hinterleibe." Ferner S. 307: „Ein ausgezeichnetes Organ ist das des Tastsinnes — die sogenannten Taster —; sie befinden sich bey allen Insecten am Kopfe, bey einigen auch noch am Ende des Hinterleibes (!?), und sind immer gepaart." — S. 308: „Ein verlängertes hornartiges Kinn (!?), wie bey (beym) *Genus Curculio*." S. 308: „Nebenaugen — Ocellen — heissen bey den Käfern kleine, rundliche Erhabenheiten (!) am Kopfe, auch wohl am Brustschilde (!), und bey Schmetterlingen sogar ausgezeichnet runde, gefärbte Stellen an (auf) den Flügeln" (das ist mehr als arg! Hatte denn Hr. *B.* nicht irgend eine gute Naturgeschichte, z. B. *Wilbrand* oder *Schubart*, um sich eines Besseren zu belehren? Wer solche Schnitzer auftischt, sollte doch am wenigsten Compendien schreiben wollen!). — Offenbar Unrecht ist es, die *Aptera* auszuschliessen. Werden die Ricinus-Arten (wir wissen, dass diese nach richtigeren Ansichten zu den Arachniden gehören!) nicht dem Wilde oft nachtheilig? — *Cerambyx coriarius Linné* wird hier zu *Rhagium* gezählt! Der ganze Abschnitt von den Insecten ist dürftig ausgefallen, und bedarf vieler Berichtigungen, die wir aus Mangel an Raum nicht angeben können. Die wenigen Mittheilungen legen auch wohl Beweis genug für unsere Angabe ab.

Nach den Insecten folgen die Vögel, welche noch

kürzer abgethan werden, indem fich der Vf. dabey beruhigt hat, auf feine frühere Forft- und Jagd-Naturgefchichte zu verweifen, was freylich fehr bequem, dem Verleger gegenwärtigen Werkes aber fchwerlich angenehm ift. Die Einleitung zu diefem Abfchnitt ift eben fo ungenügend und etwas chaotifch, wie beym vorigen; auch kommen gar manche unrichtige Ausdrücke und Begriffe vor, z. B. S. 361, wo es heifst: „Aufserdem dient der Schweif (!?) auch zum Anhalten (?! Stützen!) bey Klettervögeln, z. B. *Certhia familiaris*" (lag nicht das Beyfpiel der Spechte näher?). — Das Kennzeichen von *Gypaëtos* ift S. 363 auch: „Oberfchnabel an der Spitze aufgefprungen" (!!). Bey den eigenthümlichen Ausdrücken des Vfs. (man fehe oben Schweif) wiffen wir nicht, was damit gemeint fey. Druckfehler ift es wohl nicht, wenigftens nicht angezeigt. Unter *Accipiter* ift *F. palumbarius*, *Milvus* u. f. w. vereinigt! Dagegen fteht bey *Corvus* S. 370 und S. 384 Folgendes: „Krähenartige Vögel." „66fte Art. Rabenkrähe, *Corvus corvae*" (!!!). In dem defsfallfigen Artikel heifst es auch: „Er vertilgt." (Krähe war immer weiblich!) — Hätte Hr. *B.* doch nur aus *Brehm's* Werke einen leidlichen Auszug geliefert, ftatt feines Machwerks!

Aus den nun folgenden Säugethieren, auf *einem* Bogen abgethan, als Probe ein Gattungskennzeichen von *Bos* und *Cervus* S. 418: „*Rotzmaul*" (fteht nicht in *Illigers* Buche!). — Die Bearbeitung der Amphibien ift unter aller Kritik.

In dem *Anhange*: „Forftkunftfprache" vermiffen wir die Jägerkunftausdrücke, die man wohl in einer Forftnaturgefchichte fuchen möchte.

Ueberhaupt kann kein Unterfchied zwifchen Forft- und Jagd-Naturgefchichte gemacht werden, wie hier gefchehen; diefe Eintheilung ift offenbar unlogifch. — Wie vorliegendes Werk abgefafst ift, ergiebt fich hinlänglich aus dem Mitgetheilten, das noch mit vielen Beweifen hätte vermehrt werden können.

Druck und Papier find der bekannten Verlagshandlung würdig, d. h. weifs und gut, aber Druckfehler finden fich in Menge, und nur wenige find angezeigt.

— o —

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Innsbruck*, in der Wagner'fchen Buchhandlung: *Der Bauerwagen als Sänfte*, oder die möglichft fchmerzenfreye Fortfchaffung der Kranken, insbefondere der Verwundeten vom Schlachtfelde, mittelft der neuerfundenen Hebelfchwingung; vereint mit einer fehr bequemen, leicht zu erzeugenden (herzuftellenden) Tragbahre für Schwerverwundete. Dem Kriegerftande und den Gefundheitsbehörden aller Völker gewidmet von *Ig. M. Guggenberger*, k. k. öfterr. Oberlieutenant im Jäger-Regimente Kaifer Franz. Mit drey in Stein gravirten Tafeln. 1832. 22 S. 12. fteif broch. in farb. Umfchl. (16 gr.)

Der Vf. bemerkt, dafs im Kriege faft immer nur die gewöhnlichen Bauerwagen zum Transporte fowohl der Kranken, als befonders noch der verwundeten Krieger, zu Gebote ftehen, und dafs bey diefen einfachen Fuhrwerken etwas Stroh die einzige Milderung der fürchterlichen, äufserft fchmerzhaften Stöfse, und das unzureichende Mittel fey, die oft fo unbequeme Lage der Leidenden zu verbeffern. Um eine wirkfame Abhülfe diefer Mängel zu erreichen, müfsten die gedachten Wagen alle Eigenfchaften einer Sänfte erhalten, und die Schwerverwundeten vom Schlachtfeld oder Verbandplatz fo weg und auf die Wagen gefchafft werden können, dafs ihre Körperlage durch die hülfreichen Hände der Sanitätsdiener nicht verrückt oder fchmerzlich berührt würde. Dazu wäre denn erfoderlich, jedem gewöhnlichen Bauerwagen eine fanfte fchwingende Bewegung zu ertheilen, und eine Vorrichtung für das fchmerzlofe Tragen, Hinauf- und Herunterheben der Schwerverwundeten. Beide Vorrichtungen müfsten aber auch aufserordentlich einfach, wohlfeil, für alle Fälle genügend und von Jedermann und überall herzuftellen feyn. Alle diefe Aufgaben hat der Vf. durch feine Erfindung der Hebelfchwingung und einer einfachen Tragbahre zu löfen gefucht. — Soweit fich die Sache aus der Theorie beurtheilen läfst, fcheint diefe Löfung vollkommen gelungen zu feyn; auch wird eines in Wien beym „k. k. hochlöblichen Hofkriegsrathe" angeftellten Verfuches gedacht, der die gewünfchten Refultate gegeben haben mufs, indem nach demfelben die Mafse der einzelnen Beftandtheile feft gefetzt wurden. Die Befchreibung ift fehr fafslich gegeben, und fchon nach den fehr gut ausgeführten Abbildungen wird man kaum eine Schwierigkeit finden, die Vorrichtung herzuftellen, zu der fich jedoch eine deutliche Anweifung im Auszuge nicht geben läfst. Wir bemerken nur, dafs zu einem Schwingungsgliede, wie es der Vf. nennt, zwey Hebel und für einen Wagen vier Glieder erfoderlich find. Damit jeder Officier in Stand gefetzt werde, die Vorrichtung überall fofort herftellen zu laffen, ward dem Büchelchen das Tafchenformat gegeben. Aber auch für Friedenszeiten empfiehlt der Vf. feine Erfindung, und gewifs verdient fie diefs. Werden nur erft einzelne Landleute fich ihrer bey manchen Gelegenheiten bedienen, fo dürfte fie bald allgemein verbreitet feyn.

Papier und Druck find fehr gut, die Lithographieen machen der Innsbrucker Anftalt Ehre. Der Zeichner durfte immer ftatt eines Monogramms feinen Namen ausfchreiben; feine Arbeit ift gelungen.

— *chn.* —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1832.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

St. Petersburg (Leipzig, b. Cnobloch): *Grammatik der mongoliſchen Sprache*, von *J. J. Schmidt*. 1831. XII u. 179 S. in 4. Mit einer Tafel in Steindruck. (2 Thlr. 6 gr.)

Faſt unglaubliche Fortſchritte hat das Studium der morgenländiſchen Sprachen ſeit etwa einem halben Jahrhundert in Europa gemacht. Beynah jede einigermaſsen wichtige Sprache Aſiens hat einen, wo nicht mehrere gründliche Forſcher gefunden, die die literariſchen Schätze derſelben ihren europäiſchen Landsleuten zugänglich zu machen mit Erfolg bemüht waren. So wirkte für die hebräiſche Sprache *Vater* und *Geſenius*, für die arabiſche *Sacy*, *Freitag*, *Habicht*, für die perſiſche *Richardſon*, *Hammer*, für das Sanskrit *Schlegel*, *Bopp*, und viele Andere, für das Zend und Pali *Burnouf*, *Laſſen*, für die Sprachen Vorderindiens eine groſse Anzahl engliſcher Gelehrter, für das Chineſiſche *Rémusat*, *Klaproth* und *Morriſon*, für das Armeniſche *Saint-Martin* u. ſ. w. Nur noch einzelne Lücken blieben auszufüllen. Wir rechnen hiezu vorzüglich das Japaniſche, Tibetaniſche und Mongoliſche. Ueber die erſte Sprache hoffen wir indeſs bald durch die Reſultate von *Siebolds* Forſchungen ein neues Licht aufgehen zu ſehen; für die letzte bietet uns nunmehr in vorliegendem Werke Hr. Dr. *Schmidt* ein ſolches dar.

Die mongoliſche Sprache verdiente bis jetzt faſt unter allen der Beachtung werthen Sprachen am meiſten den Namen einer *terra incognita*. Denn wer möchte behaupten, daſs durch die wenigen Notizen, die ſich zerſtreut in *Melch. Thevenot: Voyages*, in *Witſen Noord en Ooſt Tatarye*, in *Strahlenbergs* Nord- und öſtlichem Europa und Aſien, in *Pallas* Nachrichten, *Siegfr. Bayers* Schriften, *Bergmann's* nomadiſchen Streifereyen, *Adelungs* und *Vaters* Mithridates u. ſ. w. befinden, der Gegenſtand nur einigermaſsen aufgeklärt worden ſey? Selbſt der gelehrte *Abel Rémusat*, deſſen zu frühen Tod gewiſs alle Freunde der orientaliſchen Literatur aufrichtig beklagen, war nicht im Stande, in ſeinen *Récherches sur les langues tartares* mehr als einen dürftigen Umriſs von dem Bau der mongoliſchen Sprache zu geben, noch die von ihm in ſeinen *Mémoires sur les rélations politiques des princes chrétiens avec les empereurs mongols* abgedruckten mongoliſchen Sendſchreiben Argun-Chans und Oeldſcheitu Sultans befriedigend zu erklären. Gewiſs richtete daher mancher Linguiſt, gleich dem Rec., ſeine Augen mit geſpannter Aufmerkſamkeit nach St. Petersburg, als daſelbſt im J. 1829 die: Geſchichte der Oſtmongolen und ihres Fürſtenhauſes, verfaſst von *Ssanang-Ssetsen Chungtaidschi* der *Ordus*, aus dem Mongoliſchen überſetzt und mit dem Originaltexte nebſt Anmerkungen u. ſ. w. herausgegeben von *J. J. Schmidt*, erſchien. *) Dieſe Probe einer noch unbekannten Literatur erlaubte nicht nur Jedem, durch die derſelben beygefügte ſehr treue Ueberſetzung einen Blick in den Bau der Sprache zu thun, ſie machte auch lüſtern nach genauerer Bekanntſchaft, durch ſie ward aber auch der Mangel faſt aller Hülfsmittel nur noch fühlbarer. Wenn man auch, wie Rec. ſelbſt that, mit Benutzung der wenigen vorhandenen, durch ſorgfältiges Sammeln, Prüfen und Vergleichen, in den Sinn der Worte und Wortformen allmählich eindrang, ſo waren doch viele gewonnene Reſultate nur ſchwankend und unſicher, oft nur Hypotheſen, die durch fortgeſetzte Unterſuchungen wieder über den Haufen geworfen wurden. Wenn daher der Vf. in ſeiner Vorrede ſagt: „Ob durch die Erſcheinung dieſer Grammatik einem Bedürfniſſe abgeholfen werde, getraue ich mir deſswegen nicht zu behaupten, weil das öffentliche Verlangen nach Befriedigung eines ſolchen Bedürfniſſes mir wenigſtens nie bekannt geworden iſt;" — ſo können wir ihm wohl dreiſt die Verſicherung geben, daſs er ſich allerdings durch die Herausgabe derſelben die gerechteſten Anſprüche auf den Dank aller Sprachforſcher Europa's erworben hat, und daſs ſie ſich mit uns in dem

*) Zwar war von demſelben ſchon im J. 1819 eine mongoliſche Ueberſetzung der Evangelien des Matthäus und Johannes zu Petersburg herausgegeben worden; doch ſcheint ſie wenig in Europa bekannt worden zu ſeyn, da ſelbſt *Rémusat* ihrer in ſeinen *Recherches etc.* nicht erwähnt. Es wird daher vielleicht Manchem nicht unerwünſcht ſeyn, wenn wir, da das im Mithridates I, S. 507 als mongoliſch aufgeführte Vaterunſer gar nicht mongoliſch iſt, daraus die folgende Formel entlehnen: *Oktargoi daki manu etsege tschinu nere chanuk tur kündülel olcho boldugai, tschinu oron irekü boldugai, tschinu tagalal oktargoi dur bütükü metu, jirtintschu dur tso bütükü boldugai, manu edur büri kereglekün tedshijel-i biten dur eduge edur tso öggün ſsojorcha, biten-u üiledükſsen borogo ojon-i biten dur chairalan ſsojorcha, biteber tso biten dur borogo üiledüktschid-ün ojon-i amugolon ögbei, biten-i ſsindschileg ölel ügei chamuk sedker etse gargan getülken ſsojorcha, tschiber tsaklasi ügei nöktschikſsen kiged irege edöitsak-un durschi ber, oron kiged aoga kütsün batsok dshibkolang luga tegüſsükſsen bolai. Ene metu ber bütükü boldugai.*

Wunſche vereinigen werden, er möge recht bald nicht nur das verſprochene Wörterbuch, ſondern auch mehrere Texte, deren es in St. Petersburg einen reichen Schatz zu geben ſcheint, folgen laſſen. Das Wörterbuch dürfte vorzüglich ein immer dringenderes Bedürfniſs werden, da unter den bis jetzt bekannt gemachten Wörterſammlungen nur die in *Klaproths Aſia polyglotta p.* 273 *ſqq.* enthaltene die mongoliſchen Wörter mit einiger Genauigkeit wiedergiebt. Zwar hat Rec. ſich aus *Ssanang Ssetsen*, den oberwähnten Evangelien u. a. hie und da zerſtreut befindlichen Wörtern eine Sammlung angelegt, die drey bis vier Tauſend Artikel enthält; daſs ſie aber auf Vollſtändigkeit wenig Anſpruch machen kann, ſcheint ihm vorzüglich aus dem Reichthum an Synonymen, und der Bildungsfähigkeit der Verbalwurzeln, welche die Sprache beſitzt, hervorzugehen. Zum Beleg für erſten führt Rec. nur Folgendes an: *chorogocho, alacho, kitucho, ükugölku, tebdschikü, amin tasolacho* heiſst alles: ermorden, tödten, umbringen, *nöhötsekü, nigedkü, churiacho, barilducho, neilekü, otschiracho, chamdutcho*, ſich vereinigen oder verbinden, *kilinglekü, aimaſs'cho, öschikü, agurlacho, churihlacho*, zürnen u. ſ. w. Zum Beleg für die letzten diene das Verbum *üsekü* ſehen, davon das Paſſivum *üsekdekü* geſehen werden, ferner *üsügölkü* ſehen laſſen, zeigen, *üsekdegölkü* ſich ſehen laſſen, erſcheinen, *üseſshuleng* der Anblick, das Anſehen, *üseſshüleng-tei* anſehnlich, ſchön, *üsektschi* der Sehende, Zuſchauer, *üsekdekün* ſichtbar, *üsekdel ügegüje* unſichtbar, *üsel* Geſicht, Viſion, *üsemdshi* anſehnlich u. ſ. w.

Dem Wörterbuch verſpricht Hr. *Schmidt* eine grammatiſche Ueberſicht der kalmückiſchen Sprache voranzuſchicken. Wir hätten gewünſcht, dieſelbe ſchon mit dem vorliegenden Werke verbunden zu ſehen. Das Kalmückiſche oder Oelötiſche iſt nur ein Dialekt des Mongoliſchen, und es ſcheint zwiſchen beiden die Grenzlinie nicht ſo ſcharf gezogen zu ſeyn, daſs nicht die Formen des einen zuweilen in dem anderen gebraucht würden, daher denn auch das eine zu Erklärung des anderen dienen muſs. Wir werden weiter unten ſehen, daſs dieſe Trennung beider Dialekte ſelbſt der Vollſtändigkeit des Buchs in einiger Beziehung Eintrag gethan hat, indem einige Formen nicht erwähnt ſind, die, obgleich dem kalmückiſchen Dialekt vorzugsweiſe eigen, ſich doch auch hie und da im Mongoliſchen finden. Doppelt intereſſant würde aber eine ſolche Zuſammenſtellung beider Dialekte geweſen ſeyn, da von dem Kalmückiſchen noch weniger bekannt iſt, als von dem Mongoliſchen. Auſser einem kleinen Fragment aus dem kalmückiſchen Buche *Go Tschikitu*, welches *Bergmann* liefert und der Mithridates wiedergiebt, kennt Rec. in dieſer Sprache keinen anderen gedruckten Text, als das von unſerem Vf. 1815 in St. Petersburg herausgegebene: *Evangelium St. Matthaei in linguam calmucco-mongolicam translatum*, aber auch dieſes nur durch *Rémusat's Recherches s. l. langues tart.*, da es ihm trotz vielfacher Bemühungen bis jetzt nicht hat gelingen wollen, daſſelbe auf dem Wege des Buchhandels zu bekommen. Möchte es doch, wenn davon noch Exemplare vorräthig ſind, dem Vf. gefallen, den Weg, auf welchem dieſelben bezogen werden können, anzugeben!

Indeſs würde es undankbar ſeyn, mit dem Vf. zu rechten, daſs er nicht Alles gab, was man zu erhalten gewünſcht hätte; wir müſſen vielmehr das rühmend anerkennen, was er leiſtete. Wahrlich keine leichte Arbeit, ſich durch das Chaos der Sprachformen zuerſt Bahn zu brechen, ohne die Grundlage eines Vorgängers, auf die man fuſsen könnte! Der Leiſtungen Früherer mit aller Beſcheidenheit gedenkend, ſchildert er ſelbſt dieſe Schwierigkeiten in der Vorrede, wobey er noch bemerkt, daſs ſeine Arbeit ſehr erleichtert worden wäre, wenn die Mongolen ſelbſt ihre Sprache ſyſtematiſch geordnet und auf grammatiſche Regeln zurückgeführt hätten: aber von ſo etwas, in dem Sinne, wie wir es verſtehen, haben ſie keine Idee. Gleichwohl hat er durch vieljährige eigene Studien und durch Selbſtforſchen dieſe Mängel zu ergänzen gewuſst, und durch anſchauliche Darlegung der grammatiſchen Formen und Wortfügung dieſer intereſſanten Sprache es dem Freunde des Sprachſtudiums leicht gemacht, die Schätze derſelben ſich anzueignen, ſo wie Jeder, der ſeine Grammatik nur flüchtig durchblättert, ſich überzeugen muſs, wie ungegründet das Urtheil über dieſe Sprache iſt, welches man im Mithridates I, S. 505 findet: „— — dabey ſind die Perioden ſehr lang, welches alles denn viele Dunkelheit und Zweydeutigkeit macht, und dem Errathen Spielraum genug läſst." Eben ſo verkrochen ſich *Hager* und Conſorten hinter die Willkührlichkeit, Dunkelheit, Unverſtändlichkeit und Unüberſetzbarkeit der chineſiſchen Sprache, um ihre eigene Unwiſſenheit dahinter zu verbergen, bis *Rémusat* dem ſtaunenden Publicum zeigte, daſs das Chineſiſche, wenn nicht unter die leichteſten, doch gewiſs auch keinesweges unter die ſchwerſten Sprachen gerechnet werden kann, daſs es, wie er ſich naiv ausdrückt, eine Sprache iſt, wie jede andere.

Nach dieſer Abſchweifung gehen wir zur Beurtheilung des Buchs im Einzelnen über, wobey wir im Voraus bemerken wollen, daſs das ausgeſprochene Lob dem Ganzen, der hie und da etwa vorkommende Tadel nur den einzelnen Theilen gilt, und daſs wir wünſchen, es möge Niemand, ſo wenig, wie wir ſelbſt es thun, je die Schwierigkeiten vergeſſen, mit welchen der Vf. zu kämpfen hatte.

Die Grammatik iſt in drey Capitel von ungleicher Länge getheilt; davon handelt das erſte (S. 1—18) von Schrift, Ausſprache und Betonung, das zweyte (S. 19—100) von den Redetheilen oder der Formenlehre, das dritte (S. 101—129) von der Syntax. Von S. 129—176 folgen Leſeübungen mit Ueberſetzung und Anmerkungen — das, was die Engländer in ihren Grammatiken die *Praxis* nennen —, endlich von S. 177—179 Zuſätze und Berichtigungen.

Das *erſte Capitel* giebt zuerſt ein ſehr vollſtändiges Syllabar (da das Mongoliſche zwar Buchſtabenſchrift iſt, die Buchſtaben indeſs, wie in der nahver-

wandten Mandschuschrift in der Zusammensetzung mit anderen manche Veränderungen erleiden), wozu auf der lithographirten Tafel noch das sogenannte Galik-Alphabet kommt, d. h. diejenigen Zeichen, mit welchen die in die mongolische Sprache aufgenommenen fremden, namentlich Sanskrit- und tibetanischen Wörter geschrieben werden. Die Eigenheit, dass der Endvocal oft getrennt vom Wort geschrieben, und der vorhergehende Consonant seine besondere Schlussform erhält, wird in §. 5 erklärt; nur vermissen wir hier, wie im ganzen Buche, die Erwähnung des Schluss *g*, welchem, wenn ein Vocal (vorzüglich *a*) darauf folgt, seine es charakterisirenden zwey Puncte nicht links zur Seite, sondern unterhalb, zwischen *g* und *a* geschrieben werden. In *Ssanang Ssetsen* und den Evangelien kommt diess sehr häufig vor; warum sind diese Puncte in der Grammatik weggelassen? Wenn in diesem §. ferner gesagt ist, dass das *i* des Accusativs stets von seinem Hauptworte getrennt geschrieben werde, so dürfte diese Regel doch nicht ohne Ausnahmen seyn, z. B. in *Ssanang Ssetsen* p. 264. l. 11. p. 278. l. 1, im Ev. Matth. 5, 16, wo es überall an Pluralformen auf *ss* angehängt ist. In den folgenden §§. werden die nöthigsten Regeln der Aussprache gegeben. Die mongolische Schrift ist dadurch unvollkommen, dass sie oft *d* und *t*, *g* und *k*, *a* und *e*, *o* und *u*, auch *ö* und *ü* nicht unterscheidet, wesshalb die Aussprache einige Schwierigkeiten macht. *G* wird zwischen zwey Vocalen oft nicht ausgesprochen, sondern dient nur zur Bezeichnung der Länge; so schreibt man *nagor*, der See, und spricht *noor* u. s. w. Eine Eigenthümlichkeit, die das Mongolische mit dem Mandschu und Ungarischen gemein hat, ist die Scheidung der Vocale in drey Classen, *a*, *o*, *u* für die erste, *e*, *ö*, *ü* für die zweyte, *i* für die dritte. Der erste Vocal eines jeden Worts bestimmt jedesmal die Classe, zu welcher die Vocale der übrigen Sylben gehören; diese Verwandtschaft der Vocale wird so weit beobachtet, dass (was der Vf. nicht anführt) selbst mit Haupt- oder Zeit-Wörtern zusammengesetzte Partikeln sich darin nach jenen richten z. B. *sogan* (in der zweyten Classe *sögen*), *luga* (*lüge*), *dagan* (*degen*) u. s. w., ganz wie im Ungarischen. Die Kalmücken unterscheiden die Vocalclassen auch im Schreiben, so wie sie überhaupt ganz so schreiben, wie sie sprechen, so dass die Verschiedenheit beider Dialekte oft nur für das Auge, nicht für das Ohr besteht. So heisst das Mongolische *köbegün*, der Sohn, kalmückisch *köböün*, *nagor* kalmückisch *noor*, *degöö* der jüngere Bruder, kalmückisch *döü* u. s. w. In dieser Hinsicht schon würde eine Vergleichung des Kalmückischen von Werth gewesen seyn, und die Erlernung der Aussprache des Mongolischen erleichtert haben. Auch hätte wohl das Schwanken in der Schreibart vieler Wörter erwähnt werden können, z. B. *gegün*, *gegüü* die Stute, *össije* und *öschije* der Hass, *ssira* und *schara* gelb, *schassin* und *schasin* die Religion, *chogor* und *choor* die Laute, *etsege* und *etschige* der Vater, *keigüdek* und *kegüdek* die Brust, *ebesün*, *ebüsün* das Gras, *oktargoi* und *oktorgoi* der Himmel u. s. w. Dieses Capitel schliesst mit einer Leseprobe, der die Aussprache und Uebersetzung beygefügt ist.

In dem *zweyten* werden die einzelnen Redetheile, Substantivum, Adjectivum, Pronomen, Zahlwörter, Postpositionen, Adverbium, Conjunctionen und Interjectionen, einzeln durchgegangen. Alle Regeln sind durch Beyspiele erläutert, die aber grösstentheils nicht aus Schriften entnommen, sondern von dem Vf. selbst gebildet zu seyn scheinen. Wir hätten lieber das erste gewünscht, da das letzte uns nur für solche Sprachlehren passend scheint, aus welchen man nicht sowohl die Sprache lesen und verstehen, als vielmehr sie selbst sprechen und schreiben lernen soll, ein Zweck, der bey dieser doch wohl nicht vorliegt. Das erste scheint uns dagegen vorzüglich geeignet, schon durch die Sprachlehre selbst einen Blick in die Literatur zu gewähren, und als Vorschule dazu zu dienen. — Das Hauptwort wird zuerst seiner Form nach behandelt, und danach in Wurzelwörter und abgeleitete eingetheilt. Die Ableitung von Zeitwörtern geschieht durch die Endungen *l*, *lal*, *dal*, *ang*, *lang*, *schi*, *nggoi* oder *nggöi* zu Bezeichnung der Handlung oder des Zustands, und *ktschi* zu Bezeichnung des Handelnden (man vergl. die oben angeführten *üsel*, *üsesshüleng*, *üsektschi*). Von Substantiven werden andere durch die Endungen *tschi* und *lik* abgeleitet, z. B. *chonitschi* der Schäfer, von *chonin* das Schaf, *tsetseklik* der Garten von *tsetsek* die Blume. Wir vermissen hier die Erwähnung der nicht selten vorkommenden Endsylben *gar*, *gur* und *sun*. Durch die Anhangsylbe *tu* oder *tai* werden Adjective von Substantiven gebildet, die aber selbst wieder als Substantive gebraucht werden können, so von *kilintse* die Sünde, *kilintsetu* sündig, der Sünder. Die mongolischen Substantiva sind geschlechtlos; bey lebendigen Wesen wird das Geschlecht durch gewisse Wörter, z. B. *ere* der Mann, das Männchen, *eme* das Weib oder Weibchen, bezeichnet. Merkwürdig ist es, dass, wenn die Farbe des Thiers angegeben wird, dem dieselbe ausdrückenden Adjectiv die Bezeichnung des Geschlechtsunterschieds anheim fällt, eine Bildungsfähigkeit, welcher die übrigen Beywörter gänzlich ermangeln. Die Declination ist sehr einfach. Es giebt drey Declinationen, je nachdem ein Wort mit einem Vocal, einem *n*, oder einem anderen Consonanten endigt. Die Casus werden durch nachgesetzte Partikeln bezeichnet; diese sind für die erste Decl. Gen. *jin*, Dat. *dur* und *dagan* (*degen*), Accus. *ji* und *ben*, Instrumentalis *ber* und *luga*, Abl. *etse*; für die zweyte Gen. *u*, Dat. *dur*, *a*, und *dagan*, Acc. *i* und *jien*, Instr. *jier* und *luga*, Abl. *etse*; und für die dritte Gen. *un*, übrigens wie bey der zweyten. Der Plural wird für die erste Decl. durch Anfügung der Sylbe *nar* oder *ner* (der Vf. hätte sagen sollen, dass diese nur bey vernünftigen Wesen Statt findet) oder des Buchstabens *ss* gebildet, für die zweyte durch Verwandlung des End-*n* in *d*, für die dritte durch Anhängung der Sylbe *od*. Wir können hier nicht unerwähnt lassen, dass die Casus, mit Ausnahme des Acc. und vielleicht

des Gen., nicht eigentlich zu der Declination, sondern mehr in die Lehre von den Postpositionen gehört hätten; denn die dieselben bildenden Partikeln sind wirkliche Postpositionen; so heisst *dur* in, an, zu, von, *luga* mit, nach, *etse* von, aus, *ber* oder *jier* durch, von u. s. w. Eine Eigenthümlichkeit der Sprache ist übrigens, dass die zweyten Dative und Accusative (*dagan, ben etc.*) zugleich eine Pronominalbedeutung in sich enthalten, z. B. *köbegün degen* seinem (meinem, deinem) Sohne, *chubtsassun jien tailaba* er hat sein Kleid ausgezogen u. s. w. Was den Gebrauch der Casus und der anderen Postpositionen anlangt, so hätte die Lehre davon übrigens wohl passender in der Syntax ihren Platz gefunden; hier genügte, ihre Form kennen zu lehren. Durch diese überall zu vermissende strenge Sonderung der Formenlehre und Syntax ist das zweyte Capitel gegen das dritte so unverhältnissmässig angewachsen, während die Formen in der That leicht, und die Syntax schwieriger ist, ihre Regeln indess auch, nur grösstentheils schon im zweyten Capitel, ziemlich vollständig gegeben sind. Bey Angabe der Casuszeichen vermissen wir auch die für den Acc. geltende Endung *gi* oder *igi;* sie ist zwar vorzugsweise dem kalmückischen Dialekt eigen (*Recherches sur les langues tartares* p. 182), doch kommt sie auch zuweilen im Mongolischen vor, z. B. bey *Ssanang Ssetsen* p. 256. l. 1. p. 290. l. 3, vorzüglich beym Personalpronomen, z. B. *namaigi* p. 142. l. 3 und 11. p. 154. l. 11, *tschimaigi* p. 138. l. 18. p. 140. l. 2. Wieder ein Beweis, wie wünschenswerth die Vergleichung des Kalmückischen gewesen wäre!

Das Adjectiv scheidet sich gleichfalls in einfache und abgeleitete Wörter, die letzten, mit *tu* oder *tai* gebildet, wurden schon oben erwähnt. Das Adjectiv declinirt nur, wenn es allein, also substantivisch steht, sonst ist es ganz unveränderlich. Der Comparativ und Superlativ wird durch besondere Partikeln gebildet, und wäre daher wohl passender im dritten Capitel behandelt worden. Dagegen finden die Diminutiva auf *chan* oder *ken* hier mit Recht ihren Platz, sowie die Augmentative, durch Verdoppelung der ersten Sylbe mit Einschiebung eines *b* gebildet, z. B. *ab adali* ganz ähnlich, *sab sain* ganz gut, *tsab tsagan* schneeweiss u. s. w. Pronomina giebt es dreyerley: *Personalia*, *Possessiva* und *Demonstrativa; Relativa* mangeln; dagegen sind die *Interrogativa* unter den Personalpron. mit angeführt. Die persönlichen Pron. sind: *bi* ich, *tschi* du, *bite* wir, *ta* ihr, *ede* sie; die Declination ist, wie in so vielen anderen Sprachen, unregelmässig: Genit. *minu* meiner, *tschinu* deiner, *ekün-u* seiner, *biten-u* oder *manu* unser, *tanu* euer, *eden-u* ihr u. s. w. Beym 2ten Instrumental von *bite* konnte angegeben werden, dass er auch *man luga* heisst (*Ssanang Ssetsen* p. 212, l. 11). Sollte sich überhaupt *biten-u* und *manu* wohl so unterscheiden, wie im Mandschu *musei* und *meni*, d. h. dass das eine den Angeredeten mit einbegreift, das andere ihn ausschliesst? Rec. hat desshalb noch zu keinem sicheren Resultate gelangen können. — Die Bezeichnung von „selbst" durch *beje* oder *öber* gehörte wohl auch füglicher in die Syntax.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Magdeburg*, b. Rubach: *Der Cardinal*, oder *die Schreckensnacht auf Aretto.* Romantische Erzählung aus der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, von *Joseph Vinel Massaloup.* Erster Th. 246 S. 2ter Thl. 352 S. 1832. 8. (2 Thlr.)

Wir brauchen nicht mit Ariost in das goldene Alter der Romantik zurück zu gehen, um über die entschwundene Glaubensfähigkeit zu klagen. Nicht viele Jahrzehnte sind es, als es noch dem Rittergeschichtler frey stand, seine Herren und Fräulein in irgend ein Land willkührlich zu versetzen, willkührliche Sitten und Namen beyzulegen: es rasselten die Humpen und Schwerter, gabstückische Mönche und biedere Ritter, die mitunter ins Loch gesteckt wurden, dafür aber den Bösewichtern geistlichen und weltlichen Standes die ärgsten Grobheiten unter die Nase sagten; Wegelagerer aus edler Absicht liessen sich spüren, es häuften sich Entführungen, Verfolgungen, Drangsale jeglicher Art, einiger Spuk lief mit unter; das alles nahm man auf Treu und Glauben als wahr und wahrhaftig an, und freute sich schon, wenn die Sprache nicht allzu ungelenk, nicht mit Flüchen überreichlich gespickt, nicht züchtigen Ohren unerträglich war. Jetzt glaubt man nicht eher, dass ein Findling wirklich aus einem hohen Hause entsprossen, ein Räuberhauptmann ein vortreffliches Gemüth habe, und ein Kirchenfürst nicht so durch und durch verstockter Sünder sey, wie man wähnte, als bis erlauchte Potentaten, berühmte Helden und Dichter auftreten, und uns durch ihre Veranschaulichung auch den Glauben an erdichtete Personen bedingen. Damit sie uns recht identisch werden, macht man uns nicht allein mit den Sitten, sondern auch mit den Moden ihrer Zeit, ihres Orts bekannt, erläst uns keine Nestel an dem Wams, keinen Nagel in den Gemächern, keinen Rinnstein in den Strassen, auf dass die Leser gewisslich glauben, Herr N. N. sey Hr. N. N., recht verliebt, und ein grimmiger Eisenfresser gewesen.

In unserer vorliegenden künstlich verschlungenen, ziemlich gelösten Geschichte, die gut geschrieben und ohne Auswüchse irgend einer Art ist, treten nach einander der Grossherzog von Florenz, Guarini, der Prinz von Parma, nebst anderen gewaltigen und berühmten Leuten auf; die Belagerung von Antwerpen geht an uns vorüber, so dass unser junger Held vornehme Bürgen hat, dass er kein namenloser Abentheurer, sondern wirklich der Sohn des Cardinals sey, der ihn ehedem so anfeindete, auch hinlänglich Gelegenheit gewinnt, sich im Krieg auszuzeichnen. Auf Begebenheiten ist mehr Fleiss verwendet, als auf die Zeichnung der Personen, die, durch die gewöhnlichen Patronen von Romanenfiguren gedrückt, wenig Selbsthümlichkeit spüren lassen.

Vir.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1832.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

St. Petersburg (Leipzig, b. Cnobloch): *Grammatik der mongolischen Sprache, von J. J. Schmidt* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Auf das Pronomen folgen die Zahlwörter. Die Mongolen haben von den Indiern einen Reichthum angenommen, um den sie wohl Niemand beneiden wird: besondere Ausdrücke für die zehnfachen Grundzahlen bis in die Trillionen, während wir uns, offenbar zum Vortheil der Deutlichkeit, mit Zusammensetzungen, wie zehntausend, hundertmillionen u. s. w., behelfen müssen. — Unter den Zahlen wünschte Rec. den Ausdruck *gunan nasutai*, drey Jahr alt, erklärt zu sehen; *gurban* heisst drey, *arban gurban nasutai* dreyzehn Jahr alt; was heisst aber *gunan*? (Es kommt vor *Ssanang Ssetsen* p. 166. l. 15. p. 188. l. 1.) Das Zeitwort macht unter allen Redetheilen die meiste Schwierigkeit; es erfreut sich einer grossen Menge Formen. Die Wurzel ist, wie anderwärts auch, der Imperativ *ab*, nimm, *jabu* geh. Der Vf. unterscheidet zweyerley Präsentia. Das eine (was sehr häufig vorkommt) wird durch ein angehängtes *mui* (es konnte erwähnt werden, dass diess zuweilen in der Frage in *mu* abgekürzt wird) gebildet: *abumui*, *jabumui* durch alle Pers. und Zahlen; dafür findet sich zuweilen auch *abunam*, *jabunam*. Was bedeuten aber solche Formen, wie *bolom* (*Ssanang Ssetsen* p. 66. l. 9. p. 142. l. 8), *jabum* (*ibid.* p. 84. l. 8), *alam* (p. 98. l. 19) u. a.? Diese sind nirgends erwähnt, während sie doch gar nicht selten vorkommen. Das zweyte Präsens oder Frequentativum bildet sich durch die Endsylbe *dak*: *abdak* ich pflege zu nehmen. Diese Form kommt sehr selten vor; aus *Ssanang Ssetsen* ist Rec. kein Beyspiel erinnerlich, in den Evangelien scheint sie unter Anderen Matth. 3, 11. 4, 15. 5, 25. 46 vorzukommen. Es wäre aber wohl zu wünschen, dass die Bedeutung derselben noch durch mehr Beyspiele deutlicher gemacht worden wäre; Rec. glaubt wenigstens nicht, dass die angegebene von *pflegen* in einer der obgenannten Stellen passe, vielmehr scheint hier eine Participialform vorzuliegen, die die Nebenbedeutung: pflegen, in sich enthalten mag. Der Mangel an Beweisstellen aus wirklichen mongolischen Schriften macht sich hier besonders fühlbar. — Das Präteritum Imperfectum wird durch die in allen Personen beider Zahlen unveränderliche, der Wurzel angehängte Partikel *ba* oder *bai* gebildet, die jedoch, sagt der Vf., in der dritten Person sowohl des Singulars, als des Plurals, sehr häufig durch die Partikel *run* verdrängt wird. Wir lassen dahingestellt, ob die letzte Partikel nicht auch für die zwey ersten Personen gebraucht wird, aber als *Verbum finitum*, gleich *ba*, wird sie sicherlich nicht gebraucht. Diess beweist schon der Umstand, dass sie nie am Ende eines Satzes steht; Rec. ist daher des Dafürhaltens, dass sie Gerundiv- oder Particip Bedeutung hat. — Das Perfectum wird durch *luga* gebildet, in der dritten Person häufig durch *sököi* ersetzt. Der Vf. konnte noch bemerken, dass *luga* zuweilen auch *lugai* geschrieben wird. Das Futurum bildet sich durch *ssugai* oder *ssu*, auch durch *ju* oder *ja*, erstes für die dritte, letztes für die erste Person. Der Conditionalis endigt auf *bassu*. Hier ist die Form *chola* vergessen, die, obwohl ursprünglich kalmückisch, doch bey *Ssanang Ssetsen* p. 96. l. 9 und im Ev. Matth. 2, 9 u. s. w. vorkommt, sie scheint mit *bassu* von gleicher Geltung. Der Potentialis wird durch die den anderen Zeiten angehängte Partikel *sa* gebildet, der Precativ durch die Endung *dugai*, der Plural des Imperativs durch *thun* oder *ktun*. Hierauf nimmt der Vf. ein dreyfaches Gerundium an, *abun* und *abtschu*, *jabun* und *jabudschu* für das Präsens, *abugad* für das Präteritum, und drittens *abtala*, *jabutala* während er nahm (ging), oder: bis er nimmt (geht). Wir möchten aber bezweifeln, dass die Formen auf *n* und *dschu* gleichbedeutend seyen. Die erste scheint uns reines Partic. praes. (nicht *ktschi*, wie der Vf. will, diess ist vielmehr Participialsubstantiv oder Adjectiv: *jabuktschi* der Gehende oder Gänger u. s. w.), und nur die zweyte die dem Mongolischen ganz eigenthümliche Gerundialbedeutung zu haben. Die Mongolen dulden nämlich nur am Ende einer Periode (die oft ziemlich lang sind) ein Verbum finitum; alle einzelnen Sätze aber, welche als gleichzeitig oder auf einander folgend, einander bedingend, beschränkend u. s. w. gedacht werden können, werden in derselben Periode vereinigt, und gehen dem Hauptsatz voran. Wenn sie nicht durch den Conditionalis (zu dem wir auch die Endung *tala* rechnen möchten), das Präteritum auf *run* (s. oben) oder das Particip mit oder ohne Postposition, endlich den Infinitiv mit Postpositionen, in Abhängigkeit oder Zeitverhältniss mit dem Hauptsatz gebracht werden können, so steht ihr Verbum im Gerundium, was wir im Deutschen in der Regel durch: er nahm (ging u. s. w.) und —, oder: er hatte genommen (war gegangen u. s. w.) und — übersetzen können. — Das Supinum endigt auf *ra*, *abura* um zu nehmen; als negatives Supinum führt der Vf. das Verbale auf *l* mit

der Neg. an; diess ist aber wirkliches Substantiv, obgleich man es: *ohne zu* — übersetzen kann. Der Infinitiv endigt auf *cho* (*kü*) oder, wenn er substantivisch steht, *choi* (*küi*), das Participium praes. auf *ktschi* (s. oben), das Participium praeteriti auf *ksan*, das auch in Passivbedeutung gebraucht wird. Das Passiv wird durch die Sylbe *kda* oder *kde*, das Causale durch *gol* oder *ga* (letztes bey Verbis, deren Wurzeln auf Consonanten endigen; so wenigstens erklärt sich Rec. den Unterschied), das Cooperativum durch *ltsa* oder *lda* gebildet. Andere Ableitungssylben für Verba sind *ra*, *da*, *la*.

So wenig wir die Schwierigkeiten verkennen mögen, mit welchen der Vf. bey Aufzählung und Erklärung der Verbalformen zu kämpfen gehabt haben mag, so können wir hier doch zweyerley nicht unerinnert lassen. Zuerst mangelt die Vollständigkeit. Einiges haben wir desshalb schon oben gerügt; andere offenbare Conjugationsformen werden erst später, zum Theil nur gelegentlich, erklärt, z. B. *bologosai* §. 121, die Endungen *ksagar* §. 148, *ssi* und *ge* §. 146, *adschugo* oder *adschigo* §. 195; *bolchoni* S. 159, noch andere mangeln ganz; was heisst z. B. *ssaguchai, Ssanang Ssetsen* p. 204, l. 16, *assai* p. 218. l. 8, *bolossa* p. 62. l. 19. p. 84. l. 14, *üsekdekün, idekün, kereglekün* u. s. w.? Zweytens aber scheint es uns nicht ganz zu billigen, dass der Vf., um die Conjugation vollständiger zu machen, seine Zuflucht zu Hülfszeitwörtern genommen hat. Allerdings ist der Gebrauch derselben sehr gewöhnlich, aber in die Formenlehre gehören sie in dieser Beziehung nicht. Es wäre ihnen vielleicht schicklicher ein besonderer Abschnitt der Syntax gewidmet worden, den Rec. ungefähr folgendermassen geordnet haben würde: *Hülfszeitwörter* 1) *bökü* seyn; mit dem Partic. praes. auf *n* oder dem Gerund. auf *dschu* umschreibend wie im Englischen: *Jam loving*; mit dem Partic. praet. als Praeteritum passivi, mit dem Infinitiv als Futurum, mit der angehängten Partikel *sa* (*büisa*) zu Bezeichnung des Potentialis. 2) *bolcho* werden; mit dem Partic. praet. als Praeteritum passivi, mit dem Infinitiv als Futurum (ähnlich dem griech. μέλλειν); ferner die Redensarten *ögede bolcho* sich erheben, *ülü bolcho* verwerfen, ablehnen u. s. w. 3) *üiledkü* machen, thun, mit dem Partic. praes. umschreibend wie *bökü*; 4) *hemekü*, sagen, in seinen zwey Hauptbedeutungen a) zu Bezeichnung der Rede oder Meinung Jemandes, des Namens einer Sache u. s. w.; b) mit dem Imperativ und Futurum: ich befehle, ich lasse, ich will u. s. w. u. s. w. Durch eine derartige Zusammenstellung der Hülfszeitwörter mit ihren verschiedenen Bedeutungen dürfte dieser schwierige Punct der mongolischen Grammatik noch am leichtesten aufgeklärt werden können, wogegen der von dem Vf. eingeschlagene Weg, wo man die einzelnen Regeln unter der Conjugation, Lehre von den Postpositionen, Adverbien und Conjunctionen, und Syntax an mehreren Stellen zusammensuchen muss, die Uebersicht erschwert. Ebenso glaubt Rec., dass die Lehre von der Zusammensetzung der Postpositionen mit dem Participund Infinitiv etwas ausführlicher und übersichtlicher hätte behandelt werden können, während sie jetzt (unter den Conjunctionen) an einem Orte steht, wo sie Niemand so leicht suchen wird. — Uebrigens sind die Abschnitte über Postpositionen (denn so und nicht Präpositionen werden sie mit Recht im Mongolischen genannt, da sie ihrem Hauptwort stets nachstehen), Conjunctionen, Adverbien und Interjectionen mit aller nöthigen Vollständigkeit behandelt, dabey eben aber kurz, weil sie, mit Ausnahme der Postpositionen, in der mongolischen Sprache nur von untergeordneter Wichtigkeit sind. Unter den Postpositionen erscheinen als die wichtigsten die als Casuspartikeln bey der Declination aufgeführten Wörter: *dur, dagan* u. s. w. Sie werden aber auch grösstentheils wieder in der Syntax bey der Rection des Verbi aufgeführt, wodurch die Unbequemlichkeit entsteht, dass man, um eine vollständige Uebersicht ihrer Geltung zu erhalten, an drey verschiedenen Orten nachlesen muss. Rec. glaubt, dass die Grammatik hätte zweckmässiger eingerichtet werden können, wenn der Vf. sich mehr von dem Schnitt der gewöhnlichen lateinischen und anderen Sprachlehren entfernt, in der Formenlehre nur die wirklichen Wortformen behandelt, in der Syntax aber einen besonderen Abschnitt über den Gebrauch der Postpositionen mit Hauptwörtern, und mit gewissen Formen der Zeitwörter (Infinitiv und Particip), andere über die Bedeutung der Verbalbiegungen und der Hülfszeitwörter und dann noch einen über die Wortfolge und Verbindung der Sätze geliefert hätte. Dass eine solche Eintheilung, obgleich leicht in der Theorie, doch in der Praxis schwer durchzuführen ist, weiss Rec. übrigens aus Erfahrung, und beabsichtigt daher durch obige Bemerkung dem Vf. um so weniger einen Vorwurf zu machen, als das Wesentliche, die Aufstellung der Regeln, geleistet worden, die Anordnung immer aber nur Nebensache ist. — Das Verzeichniss der Postpositionen hätte leicht noch vollständiger geliefert werden können, wenn Wörter, wie *dergede*, in der Nähe, bey, *utschira* wegen u. s. w., darin aufgenommen worden wären. Indess hat es eben so gut unterbleiben können, da diese Wörter im Ganzen keinen besonderen Einfluss hinsichtlich der Rection oder des Periodenbaues ausüben, und füglich in ein Wörterbuch verwiesen werden können. Eben so konnte, wie *görtele* unter den Postpositionen erwähnt ist, auch *atala* (drittes Gerundium des Zeitworts *acho*, seyn) in seiner Bedeutung: während, nachdem, unter den Conjunctionen aufgeführt werden.

Unter den Adverbien sind die verneinenden und bejahenden die wichtigsten, da sie zwar nicht so häufig wie im Mandschu die Stelle der Copula vertreten, aber doch lebendiger sind als die Adverbia anderer Sprachen, indem sie mehr oder weniger substantivischer oder verbaler Bedeutung fähig sind, z. B. in dem Satze: *nadur morin ügei jin tula* wörtlich: *mihi equus non* (Part. Genitivi) *causâ*, deutlicher; *mihi equi carentis causâ*, weil mir ein Pferd fehlt, oder: wegen meines Pferdemangels, wo die Negation

ügei offenbar als Infinitiv oder Subſtantiv zu verſtehen iſt. Man vergl. wegen einer ähnlichen Redensart *Ssanang Ssetsen* p. 290. l. 16. An Conjunctionen iſt die mongoliſche Sprache arm; ein Mangel, den ſie, wie es ſcheint zu ihrem Vortheil, durch den Reichthum ihrer Verbalbiegungen und durch die Fähigkeit, die Zeitwörter mit Poſtpoſitionen zu verbinden, hinlänglich erſetzt. Darum iſt auch die Lehre hievon als der wichtigſte Theil der mongoliſchen Syntax anzuſehen. — Ueber die Interjectionen iſt nichts zu erinnern; wie bey anderen Völkern iſt die Umgangsſprache daran reich, die Schriftſprache ärmer.

Das *dritte Capitel* enthält zwey Unterabtheilungen: Rection der Redetheile und Bildung der Sätze. Daſs und warum es gegen das zweyte offenbar verkürzt erſcheint, haben wir ſchon oben gezeigt. In der That wird unter Rection des Subſtantivs nur ganz kurz der Gebrauch der Caſus wiederholt, oder das früher Geſagte ergänzt; die Rection des Adjectivs hätte vielleicht zum Theil in der Lehre von den Caſus, zum Theil in der von den Verbalformen (namentlich dem Particip), einen paſſenderen Platz gefunden. Zu §. 164 hätte das Adjectiv *naſsutai*, alt, jährig, erwähnt werden können, was in Verbindung mit einer Cardinalzahl zur Bezeichnung des Lebensalters oder der Zeitdauer dient; man vergl., was oben bey den Zahlwörtern erwähnt wurde. Die Rection des Verbi handelt zuerſt von dem Gebrauch des Hülfsverbi *kemehü* in der *oratio obliqua*, ſodann von der Verbindung gleichbedeutender Zeitwörter zum Behuf gröſserer Deutlichkeit, wobey das erſte gewöhnlich im Gerundium auf *dshu* ſteht. Hiezu rechnet auch der Verf. den Gebrauch des Hülfszeitworts *üiledkü*, thun, machen, mit dem Gerundium auf *n*, was jedoch mehr zur Umſchreibung zu dienen ſcheint, ſowie *böhü*. Hierauf wird von dem Gebrauch des Infinitivs als Subſtantiv, vom Subject und Prädicat, von den reflexiven Verben und den von den verſchiedenen Zeitwörtern regierten Caſus gehandelt. Bey Gelegenheit der Verbindung ſynonymer Zeitwörter glaubt Rec. noch auf einige analoge Verbindungen aufmerkſam machen zu müſſen. Im Mongoliſchen findet ſich nämlich ziemlich häufig die dem Griechiſchen eigenthümliche Sprechweiſe μαχὴν μάχεσθαι, z. B. *bitschik bitschihü* einen Brief ſchreiben, dann auch die Verbindung verwandter, aber einen Gegenſatz enthaltender Wörter zu Bezeichnung des gemeinſchaftlichen Begriffs, z. B. *acha degöö* der ältere und jüngere Bruder, für: die Brüder im Allgemeinen, endlich auch die Wiederholung eines adverbialiſchen Ausdrucks oder die Verbindung zweyer ähnlich klingender, in mehrfacher Anwendung, z. B. *teimu teimu* ſo und ſo (*Ssanang Ssetsen* p. 126. l. 8.), *boso boso* immer mehrere (*ibid.* l. 2) *boso, bosa* überdieſs, noch dazu (p. 34. l. 15 etc.), *mordan, mordan* hin und herziehend (p. 96. l. 8) *ubun, ſsubun* nach und nach (p. 152. l. 19), *ſsürük ſsürük* ſchaarenweis (p. 100. l. 6) — Eigenheiten, die wohl verdient hätten, in einer Grammatik mit aufgeführt zu werden. Eben ſo vermiſst Rec. die Erwähnung der Fragzeitwörter, z. B. *jagakicho* was thun?, die es hier wie im Mandſchu giebt, und die wohl als beſondere Eigenthümlichkeit der Sprache hätten bemerkt werden ſollen.

In dem Abſchnitt von den Sätzen wird zuerſt von der Stellung der Redetheile, Subject, Prädicat und Copula geſprochen, hiebey der Gebrauch des Gerundium, wie wir ihn oben angaben, obwohl nur kurz, erwähnt, und zuletzt die Verbindung der Haupt- und Nebenſätze durch die Poſtpoſition *tula* (der Vf. konnte auch noch *dur*, *choina etc.* mit aufzählen), durch Participial- und Conditional-Conſtruction gelehrt. Zur Uebung giebt hierauf der Vf. eine ſehr dankenswerthe Zugabe, zwey Auszüge aus mongoliſchen Werken, eine Legende von Buddha enthaltend, der in der Verkörperung als *Maha-satwa*, Sohn des Königs von *Dschambudwip*, ſich freywillig von einer halbverhungerten Tigerin aufzehren läſst, damit ſie nicht genöthigt wird, ihre eigenen Jungen zu freſſen. Die Erzählung giebt der Vf. zuerſt auf 5 Seiten aus dem *Üligerün Dalai* (Meer der Gleichniſſe) und dann etwas ausführlicher auf 14 Seiten aus dem *Altan gerel* (Goldſchein), wovon erſtes in einem ziemlich leichten Stil, letztes aber in einem ganz anderen und ungleich ſchwereren Stil geſchrieben iſt, ſo daſs, wie der Vf. bemerkt, wer ihn verſteht, ſich rühmen kann, in der Sprache Meiſter zu ſeyn. Jedem dieſer Stücke ſind erklärende Anmerkungen mit häufigen Verweiſungen auf die Paragraphen der Grammatik, und eine möglichſt treue Ueberſetzung beygegeben, wodurch ſie ein treffliches Hülfsmittel zur Einübung der grammatiſchen Regeln und zur Vervollkommnung im Verſtändniſs der Sprache werden.

Druck und Papier ſind zu loben; unangezeigte Druckfehler hat Rec. nicht bemerkt, auſser auf S. 1, wo ſtatt §. 4 zu leſen iſt §. 3. Dagegen hätte es ſich vielleicht der Mühe verlohnt, wenn der Vf. ein Verzeichniſs der Druckfehler im *Ssanang Ssetsen* gegeben hätte, deren Rec. mehrere gefunden hat, von denen einige zwar leicht zu verbeſſern waren, bey anderen aber Rec. die richtige Lesart höchſtens vermuthen konnte.

Rec. iſt bey Anzeige dieſes Buchs ausführlich geweſen, weil er im Allgemeinen es für eine wichtige Erſcheinung in der aſiatiſchen Sprachenkunde hält, beſonders aber auch vorausſetzen zu dürfen glaubt, daſs die mongoliſche Sprache bis jetzt noch wenig die Aufmerkſamkeit der Gelehrten, die ſie ſo ſehr verdient, auf ſich gezogen hat, und es daher vielleicht keine ganz unfruchtbare Mühe genannt werden kann, auch das gröſsere Publicum mit den weſentlichſten Eigenthümlichkeiten derſelben bekannt zu machen, ſo weit es Zweck und Raum einer Recenſion erlauben. Er wünſcht aber auch, kundige Männer zu einem tieferen Studium der vorliegenden Grammatik veranlaſst zu haben, was um ſo leichter geſchehen kann, als der Preis äuſserſt mäſsig angeſetzt iſt. Er hofft auch ſchlieſslich dem Vf. ſelbſt einen Beweis geliefert zu haben, daſs er wirklich einem, wenn auch nicht allgemein gefühlten Bedürfniſs abgeholfen habe, und denſelben dadurch zu vermögen, nicht nur das verſprochene Wörterbuch recht bald folgen zu laſſen,

sondern auch ferner für die mongolische Sprache mit demselben Eifer zu wirken, der schon bis jetzt so reiche Früchte getragen hat. H. C. v. d. G.

ERDBESCHREIBUNG.

KONSTANZ, b. Wallis: *Spaziergang durch Calabrien und Apulien.* Von *Justus Tommasini.* 1828. 301 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Von Neapel, vom 10 Sept. bis 30 Oct. 1825, legte der Vf., ein Doctor der Philosophie, den Spaziergang von 81 deutschen Meilen bis Reggio und von 75 Meilen bis Tarent zurück; unangenehmer war die fernere Reise von dort über Lecce und Foggia nach Neapel. Er suchte keine Alterthümer auf, sah indess solche nebenher, galt bisweilen für einen Landstreicher, wurde als solcher in Tarent verdächtig aus lächerlichen Ursachen eingezogen und nach Neapel verwiesen, um sich vor der Polizey zu stellen, weil er unterlassen hatte, seinen Pass von Zeit zu Zeit visiren zu lassen, ungeachtet ihm diess nicht aufgegeben worden war. Die Schönheiten der Natur ziehen ihn überall an, aber nicht die Calabreserinnen, wie die Sicilianerinnen nach seiner Beschreibung Siciliens. Er nahm den Weg nach Reggio längs dem Mittel- und nach Tarent längs dem adriatischen Meer, fand viele abergläubige Heucheley, Faulheit und Liederlichkeit, erkletterte viele Berge, und entrann durch schnelle Wanderung allen Gefahren der Sumpfluft, sah Pästum nicht, wurde empört durch den Schmutz und die Schlechtheit der Calabrier, und fand die nördlicheren noch schlimmer als die südlichen. Auch der Bürgermeister *Bartels* in Hamburg machte diese Reise, achtete aber mehr auf die politische, ästhetische und Alterthums-Kunde des Reichs Neapel, als der Vf., der freylich gar schnell jenen heissen Winkel Europa's durchzog, Geistliche und Polizeybeamte geflissentlich vermied, und den Wirthshäusern Süditaliens kein Ehrengedächtniss stiftet. Kein anderes Volk Europa's ist so arg in Räuberey verfallen, und bey einer zahlreichen Gensdarmerie doch nicht einmal sicher. Salerno, Eboli, Lagonegro, Cosenza, Reggio, Cantazaro, Monteleone, Cotrone, Tarent, Otranto, Lecce, Bari, Trani, Foggia besuchte er im Fluge, die Wirthshäuser und den Pöbel beobachtete er besonders, fand an den Apenninen wenig Gefallen, und verwünschte die Polezeybeamten Tarents, welche ihn schlimm genug behandelten. Die Sitten der unteren calabrischen Volksclasse sind sehr verwildert, und unter Joseph und Mürat die meisten Klöster aufgehoben worden, ohne dafür gute Elementarschulen den Neapolitanern zu geben, die fast niemals das Glück einer landesväterlichen Regierung genossen, welche bey der Schlechtheit der Beamten nur sehr schwer eine bessere Verwaltung einführen kann. Wahre Wuth im Kartenspiel und unsittliche Wollust nahm der Vf. unter den unteren Volksclassen mit nur sehr sparsamer Industrie gewahr. Die Landstrasen und Brücken sind schlecht, und fehlen sogar häufig. Der Sirocco in Rheggio hinderte den Vf., nach Messina hinüber zu schiffen. Beym preussischen Gesandten beschwerte er sich über die ihm widerfahrene Verhaftung in Tarent, und dieser beym Minister Medici, allein Genugthuung wurde ihm nicht. Auf Freymaurer und Griechen war man als verdächtige Volksverführer im Neapolitanischen sehr aufmerksam, und die Ketzer verachtete man als Nichtchristen, trug aber dem Vf. einen Lehrstuhl der Philosophie an, wenn er ein Christ werden wolle. Vor den Oesterreichern hat der Neapolitaner grossen Respect. Kein anderer Staat hat die Geissel der mittelalterthümlichen Zwingherrschaft magistratischer oder gutsherrlicher Tyranney, ohne oberherrliche den Druck mildernde Aufsicht, so schwer als Neapel gefühlt.

Man muss bedauern, dass ein so feiner Beobachter dem Schulwesen, der Volksnahrung und dem Gutsherrenthum so wenige Aufmerksamkeit widmete. Der Aesthetiker wird seine Schilderungen liebgewinnen, aber der deutsche Grammatiker Manches missbilligen, z. B. dass der Vf. *allethalben* für *allenthalben* schreibt u. s. w. A. H.

COBLENZ, b. Hölscher: *Geographische Anschauungslehre*, oder *die Gestaltungen und Gebilde der Erdoberfläche*, als erster Unterricht in der Erdbeschreibung zunächst für Schulen erläutert, von *Joseph Haupolder*, Lehrer und provisorischem Director des königl. Progymnasiums zu Linz am Rhein. 1830. VI u. 114 S. 8. (10 gr.)

Ein in seiner Art recht brauchbares Schulbuch, das mit Umsicht und auf eine gefällige, den jugendlichen Kräften angemessene Weise abgefasst ist. Etwas Neues im Stoff wird man nicht suchen, und etwas Neues in der Behandlung wird man nicht finden; inzwischen kann es, zweckmässig angewandt, nützlich wirken.

Der Vf. sagt in dem Vorworte: „Die Ueberzeugung, dass bey einem zweckmässigen Unterrichte in der Erdkunde mit dem physischen Theile derselben der Anfang zu machen sey, war die Veranlassung zur Herausgabe dieses Büchleins.“ Ferner weiter unten: „Da das Büchlein die physische Erdkunde zum Gegenstande hat, und folglich manches Wichtige und Anziehende aus der Naturlehre mit enthalten muss, so wird es besonders in solchen Lehranstalten mit Vortheil zu gebrauchen seyn, in welchen diese nützliche Wissenschaft keinen abgesonderten Lehrzweig ausmacht. Die an den geeigneten Orten eingeflochtenen natur- und erdbeschreibenden Dichterstellen und Liederverse sind, als das jugendliche Gemüth ansprechend, nicht zu übersehen.“ Die Einleitung handelt von den Körpern überhaupt, von dem Begriff der Erdkunde, von der Art und Weise, wie die Lage der Gegenstände auf dem Erdboden bestimmt werden, und wie man sich überall auf der Erde zurecht finden kann: worauf in sechs Abschnitten das Wichtigste und den jugendlichen Kräften Angemessenste vom Lande, von den Gewässern im Lande, von den Gewässern ausser dem Lande oder dem Meere, vom Lande in und neben dem Wasser, von den besonderen Merkwürdigkeiten auf der Erde und vom Klima oder dem natürlichen Himmelsstrich erklärt, und durch passende Beyspiele erläutert wird. C. v. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1832.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

Leipzig, in der Hartmann'schen Buchhandl.: *Handbuch der altdeutschen und nordischen Götterlehre.* Zunächst für den Gebrauch in höheren Schulen, von Dr. *G. Th. Legis.* 1831. 191 S. 8. (16 gr.)

Dieses Handbuch ist unstreitig das lobwürdigste Werk, das wir dem Hn. *L.* auf diesem Gebiete der Wissenschaft zu verdanken haben. Kritik und Gründlichkeit — beide anderen Werken des Hn. *L.* fremd — zeigen sich durchgängig in diesem. Altdeutsche und nordische Götterlehre werden hier gehörig gesondert, was Rec. billigt, obwohl sie sonst nur allzu oft fälschlich als identisch betrachtet werden. Wir wollen die beiden gesonderten Theile dieses Werkes demnach auch einzeln behandeln.

Hr. *L.* theilt die *altdeutsche* Mythologie, nach der Beschaffenheit der Quellen, schicklich in zwey Perioden ein, deren erste die Zeit bis zur Völkerwanderung, deren andere die Zeit bis zur völligen Einführung des Christenthums begreift; die erste Epoche gehört demnach noch der *alten Zeit*, die zweyte dagegen dem sogenannten *Mittelalter* an. Die Götterlehre des ersten Zeitraumes war von der durch römische Auffassung hervorgegangenen Hülle zu befreyen, die der zweyten von slawischer Beymischung zu reinigen. Das Schwierige der ersten Arbeit leuchtet am besten aus den häufigen Versuchen ein, welche bereits gemacht worden sind; und schwerlich worden wir jemals damit völlig zu Stande kommen, da die Nachrichten über die deutsche Götterlehre der ersten Periode durch Schuld der Römer, welche vermuthlich die ausführlichen Werke über Deutschland selbst vernichteten, nur höchst mangelhaft uns überliefert wurden.

Der Götterlehre schickt Hr. *L.* mit Recht eine Darstellung der Verfassung der Deutschen vor der Völkerwanderung, begleitet von einer kurzen Charakterisirung dieses Volkes, voraus. Denn unleugbar findet immer, wie der Vf. ganz richtig bemerkt, ein inniger Zusammenhang zwischen den religiösen Vorstellungen, den bürgerlichen Einrichtungen und den gesellschaftlichen Verhältnissen eines Volkes Statt. Tacitus war seine und unstreitig hier die beste Quelle. Wir wenden uns sogleich zu Abtheilung I. *Gottheiten.* Diese werden, wie gewöhnlich, eingetheilt in: A. allgemeine und B. Bundes-Gottheiten. Die Reihe der allgemeinen Gottheiten eröffnen des Cäsars *Sol, Vulcanus* und *Luna.* Den vollkommenen Naturdienst, den diese Stelle Cäsars den Deutschen zuschreibt, bezweifelt Hr. *L.* mit Grund, indem er sich auf Tacitus beruft, der diese Götter der Deutschen nicht kennt. Mit Recht bemerkt auch Hr. *L.*, dass an eine so schnelle Umänderung des Volksglaubens nicht zu denken sey, und dass die Deutschen zu Tacitus Zeiten gewiss die alten Hauptgötter noch verehrten. So ist allerdings des Letzten Stillschweigen über diese Götter eine Widerlegung der Angabe des Ersten. „Weil die Deutschen auf Sonne und Mond durch Begehung allgemeiner Jahresfeste, durch Versammlung in Vollmondnächten, durch grosse, bey gottesdienstlichen Gebräuchen brennende Feuer gewisse religiöse Rücksichten nahmen," sagt Hr. *L.*, „bezog Cäsar Aeusserungen dieser Art, in Folge zufälliger Uebereinstimmungen, auf jene drey römischen Gottheiten." — Hierauf lässt Hr. *L.* die religiöse Stammsage der Deutschen folgen, welche uns Tacitus aufbewahrt hat. *Tuisto, Mannus* und deren Deutungen beschäftigen ihn auf den nächsten Seiten. Die vom Tacitus genannten Gottheiten *Mercurius, Hercules, Mars* deutet er als *Wodan, Irmin, Thor.* — Dann folgen B. die Bundesgottheiten. Zuerst die *Isis*, welche, nach Tacitus, swevische Stämme verehrten. Die genauere Bezeichnung des Volkes fehlt zwar bey Letztem, doch meint Hr. *L.*, Tacitus habe ein nördliches Küstenvolk im Sinne gehabt. Ein solches waren aber auch die sieben Stämme, denen der Römer den sogenannten Herthadienst beylegt. Etwas kühn nimmt nun Hr. *L.* die *Isis* mit der *Hertha* für eine und dieselbe Gottheit an. Bekanntlich aber lauten des Tacitus Worte (c. 40): *Nerthum, id est Terram matrem, colunt.* Nicht übel ist Hn. *L's.* Meinung, es sey hier *A* mit *N* verwechselt, und *Aerthum* zu lesen. Allein der Accusativ *Nerthum* scheint uns hinderlich, und zwey Fehler in einem Worte, *Aertham* für *Nerthum*, anzunehmen, bedenklich. Das gothische Wort lautet *Airtha* (st. Decl. 1), und nicht *Airthus* (st. Decl. 3). Warum sollte der Römer ein *Aerthus* bilden, da ihm *Aertha*, was er hörte, eben so gerecht seyn musste? Rec. würde unbedingt *Grimm* folgen, welcher in *Nerthum* den nordischen Gott *Njördhr* erkennt, wenn nicht Tacitus „*Terram matrem*" beysetzte. Aber ein Fem. *Njördh* oder *Njördhur* anzunehmen, scheint misslich.

In der II Abtheilung verbreitet sich Hr. *L.* über die *religiösen Vorstellungen der Germanen*, in sofern wir diese aus Schriftstellern des Alterthums kennen zu lernen im Stande sind. Die Nachrichten darüber

find jedoch noch weit unvollständiger, als jene über die Götter. Sie bestehen einzig darin: „die Germanen dachten sich die Götter im Himmel und auch auf der Erde wandelnd; da man sie jedoch nirgends sah, so setzte man sie dahin, wo Niemand hin kam, über das äusserste Ende des Erdkreises hinaus. Dort glaubte man zu gewissen Zeiten *ihre Gestalten und die Strahlen ihrer Häupter* zu sehen.“ Dieser „Glaube“ beruht nun freylich bloss auf einer neuen — aber unstreitig richtigen — Erklärung der Stelle in *Tacit. Germ. c.* 45: „*Sonum insuper audiri, formas Deorum et radios capitis aspici persuasio adjicit.*“ Dr. *Wachter*, im Forum d. Kritik I, 1. 76 ff., hat sich diess Verdienst erworben. Dort mag man das Weitere nachlesen. Ferner: „Die Germanen nahmen ein Schicksal an, dem Niemand — zumal in Hinsicht des Todes — entgehen könne; sie glaubten an unmittelbare Leitung der menschlichen Schicksale durch die Götter, daher Sortilegien; an Offenbarung der Gottheit, besonders an ihre Gegenwart in der Schlacht; endlich, wenigstens mehrere Stämme, an die Seelenwanderung, oder besser Wiedergeburt nach dem Tode.“ — Mehr überliefert uns das Alterthum nicht.

Die III Abtheilung umfasst den *Cultus*. Was Hr. *L.* von den Priestern, ihren Geschäften, ihrem Einflusse sagt, ist meist getreu nach Tacitus. Wenn er aber sagt: „Die Zahl der Priester war nicht gross, nur ein einziger scheint in einem Gau gewesen zu seyn. Uebrigens war der Hausvater Priester für seine Familie, und nach demselben Verhältnisse sind wohl auch die ältesten Adelichen oder Freyen Priester des Gaues oder Bezirkes gewesen“: so kann Rec. mit dieser Behauptung nicht völlig übereinstimmen. Das *Sacerdos civitatis* des Tacitus *cap.* 10 beweist höchstens, dass es in jedem Gaue nur einen von der Gesammtheit angestellten Priester, gleichsam einen Staatspriester, gab. Warum sollte es aber neben jenem nicht auch andere Priester, die nicht im Dienste des Staates standen, gegeben haben? Dass der Hausvater Priester für seine Familie gewesen sey, sagt Tacitus gleichfalls nicht; nur so viel lehrt er, dass jeder Hausvater bey Vorfällen, welche sein Haus nur, nicht aber den Staat betreffen, selbst die Götter durch die bekannten Hölzchen um Rath frage, und nicht erst den Priester bemühe. Hieraus folgt jedoch keinesweges, dass der Hausvater Priester war. Allzu kühn scheint endlich auch Hn. *L's.* Vermuthung, die ältesten Adelichen oder Freyen seyen Priester des Gaues gewesen, welches er aus *Amm. Marcellin. Rer. Gest. LXXVIII*, 5. 14, seiner Anmerkung nach, folgert. Denn wenn auch dort der beständige Oberpriester der Burgunder „*Sinistus*“ genannt wird, und wenn auch bey Ulfilas mehrmals „*sinistans*, die Aeltesten,“ vorkommt, so scheint hieraus doch noch nicht Hn. *L's.* Annahme zu folgen.

Diess sey genug über die erste Periode; wir gehen zur zweyten über. Bevor der Vf. zu seinem eigentlichen Zwecke kommt, behandelt er noch die durch die Völkerwanderung veränderten Wohnsitze der deutschen Stämme, verbreitet sich dann über den „inneren Zustand der Deutschen,“ und giebt endlich eine vollständige Beschreibung der Quellen für die zweyte Periode. Dem zweyten Stücke dieser Einleitung liegen *J. Grimms deutsche Rechts-Alterthümer* zu Grunde; unleugbar eine treffliche Fundgrube für solch eine Darstellung. — Aber bemerken muss Rec., dass alles von S. 54 — 65 Mitgetheilte wohl in ein Handbuch der deutschen Alterthümer, nicht aber in ein Handbuch der altdeutschen Götterlehre gehört. Denn wenn auch in der ersten Periode die Religion einen integrirenden Theil der Staatsverfassung ausmachte, so war doch in diesem zweyten Zeitraume Regierung und Religion schon streng geschieden. So kommt es denn auch, dass alles über das innere Leben der Deutschen hier Gesagte weder Bezug auf Religion und Götterlehre hat, noch auch haben kann.

Unter den allgemeinen Göttern Deutschlands setzt Hr. *L.* den *Irmin* oben an. Er ist ihm der grosse, alleinige Gott und Weltschöpfer, von welchem aller Götterdienst nur als Verfinsterung und Abfall erscheint. Er ist ihm der Herkules des Tacitus und jene grosse namenlose Gottheit der Semnonen. Allein, so viel Scharfsinn auch zur Begründung dieser Hypothesen aufgeboten worden: so befriedigen sie dennoch nicht. Witichind von Corvey ist der einzige Schriftsteller der früheren Zeit, welcher den Irmin als einen Gott aufführt. Allein das Ungewisse, gewaltige Unkunde Verrathende: „*Ex hoc aestimationem illorum apparet utcunque probabilem, qui Saxones originem duxisse putant de Graecis, quia Hirmin, vel Hermes, Graecis Mars dicitur,*“ zeigt sattsam, dass Witichind nur dunkler, verworrener Sage folgte. Ist nun Irmin nur als Gott schon mehr als ungewiss, wie gewagt muss es da nicht scheinen, wenn Hr. *L.* ihn als Hauptgott aufführt! Hr. *L.* gesteht selbst, dass die hohe Bedeutung des Irmin schon zu Zeiten des grossen Karls im Volke geschwunden war, dass er nur noch als ein Stammheld verehrt worden sey. Er kann dem Irmin dadurch nur Bedeutung verschaffen, dass er ihn mit dem *Hercules* des Tacitus, dem Iring der germanischen Heldensage, und dem skandinavischen Gott *Rikr* gleichsam verschmilzt. Rec. ist daher immer noch der Meinung, dass Irmin kein Gott war, die Irminsul aber — anderen Schriftstellern zufolge, „*universalis columna, quasi sustinens omnia*“ — der nordischen *Yggdrasill*, welche auch *Heimstöd*, Weltstütze, heisst, völlig an Bedeutung gleich komme.

Zu den folgenden Darstellungen *Wodan*, *Thunar*, *Frô*, *Freia*, *Ziu* giebt Rec. gern seine Einstimmung. Historische Zeugnisse, Muthmassungen und Combinationen sind überall gehörig geschieden.

Bundesgottheiten, oder Götter, welche nur ein Stamm verehrte, gab es in diesem Zeitraume nicht, und mit Recht weist Hr. *L.* die Verehrung des *Fosite* auf Helgoland der Religion des Nordlandes zu, indem auf Helgoland sicher gemischte Bevölkerung, Deutsche und Dänen, zu finden war. *Fosite* wird richtiger *Fossite* geschrieben, und diess steht durch Assimilation für *Forsite*, der Name eines bekannten nordischen Gottes.

Zur Erklärung einzelner Puncte ſind als Beylagen die bekannte *Abrenuntiatio diaboli*, *Caroli M. Capit. de part. Saxoniae*, *St. Gregorii M. Epiſt. ad Mellitum Abbatem* und *Danielis Went. Epiſcopi Epiſtola ad S. Bonifacium* abgedruckt worden.

Die *nordiſche Götterlehre*, welche der Titel verſprach, iſt zu einer *hiſtoriſch-kritiſchen Einleitung in die altnordiſche Götterlehre* geworden. Rec. geſteht derſelben mehr Werth zu, als der nordiſchen Mythologie ſelbſt, welche Hr. *L.* unter dem Titel „*Alkuna*" neulich herausgab. Der Grund davon liegt darin, daſs zu dieſer Einleitung vorzüglich das gediegene Werk *Geijers*, Geſchichte Schwedens (überſetzt von Dr. *J. G. V. Engelhardt*), benutzt ward, der Alkuna aber *Mone's* „nordiſches Heidenthum" zu Grunde liegt. Den weſentlichen Unterſchied zwiſchen der deutſchen und ſkandinaviſchen Mythologie findet Hr. *L.* darin, daſs die letzte die drey Hauptbeſtandtheile jeder Mythologie — Glaube, Lehre, Bild — deutlich erkennen laſſe, die erſte hingegen auf der erſten Stufe ſtehen geblieben ſey. Aber womit ſoll das letzte erwieſen werden? Es iſt wahr, ſämtliche Nachrichten über das deutſche Heidenthum ſind nur kümmerlich; allein welchen Männern verdanken wir ſie? Doch nur chriſtlichen Prieſtern, die des Heidenthumes entweder nur nebenbey gedenken, oder als blinde Feinde falſch betrachten, und ſchmähend ſchildern; über die früheren Zeiten aber können uns nur Römer Auskunft geben. Demnach läſst ſich aus den uns übrig gebliebenen, theils mangelhaften, theils ſchiefen Nachrichten über die deutſche Mythologie nicht wohl auf den Grad der Ausbildung ſchlieſsen, welchen ſie hatte. Nur wenn uns Werke gleich den Edden Skandinaviens geblieben wären, lieſse ſich eine ſtrenge Vergleichung in dieſer Hinſicht anſtellen, und ein gerechtes Urtheil ſprechen. Richtig iſt es, wenn Hr. *L.* hier drey Religionsperioden im nordiſchen Alterthume unterſcheidet. Die Geſchichte, wie die Mythen ſelbſt, ſprechen dafür, und nur dadurch laſſen ſich mehrfache Widerſprüche in den ſkandinaviſchen Mythen ausgleichen. Es zeigen ſich nämlich im Norden zuerſt Autochthonen, welche die Tradition *Jotnar, Thurſen, Trolde* nennt. Dieſe wurden von den erſten Einwanderern, einem gothiſch-germaniſchen Stamme, tiefer in den Norden zurückgedrängt, und die heutigen Bewohner der Finnmarken und Lapplands dürften ihre Nachkommen ſeyn. Die Religion dieſer Autochthonen, die *fornjotniſche*, läſst ſich noch zum Theil aus den finniſchen Runen (Volksliedern) erkennen. Die erſten Einwanderer, Gothogermanen, brachten ihre Religion mit, welche ſich am kürzeſten durch Thorsdienſt bezeichnen läſst, im Gegenſatze zu dem Odinsdienſte der zweyten Einwanderer, welche nach *Snorro* (*Ynglinga-Saga* V) vom Kaukaſus herkamen. Aber nie konnte der Odinsdienſt den Thorsdienſt völlig verdrängen. *Suhms* Hypotheſe von den drey Odinen berichtigt *Geijer* dadurch, daſs er nachweiſt, wie aus den verſchiedenen Bedeutungen, in denen der Name vorkommt, verſchiedene Perſonen gemacht worden. Schon die Gothogermanen brachten einen *Odin* — einen Gott — mit, den Wodan, den auch das deutſche Heidenthum kennt. Dafür ſcheinen aber auch die Aſen einen *Thor* mitgebracht zu haben, da in den Mythen ſelbſt ein *Oekuthor* von dem *Aſathor* unterſchieden wird. Wir werden demnach dreyerley Beſtandtheile in der nordiſchen Mythologie anzuerkennen haben: alte Vorſtellungen über die Geſchichte der Natur, Geſchichte der Menſchen, und die reine Gottheitsidee.

Angehängt iſt ein vollſtändiges Verzeichniſs der Quellen und Hülfsmittel zur nordiſchen Mythologie.

E. D. I.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

1) Stuttgart, b. Steinkopf: *Hiſtoire de Charles XII, roi de Suède*, par *Voltaire*. Bearbeitet und mit einem Wörterbuche verſehen von Prof. *Kiſsling*, Hauptlehrer an der Realanſtalt zu Heilbronn u. ſ. w. 1830. VI u. 477 S. 8. (1 Thlr.)

2) Frankfurt a. M., in d. Brönnerſchen Buchhandl.: *Anthologie deutſcher Aufſätze mit franzöſiſcher Ueberſetzung, und franzöſiſcher Aufſätze mit deutſcher Ueberſetzung;* aus den Werken von Goethe, Schiller, Humboldt, Jean Paul, Frau von Staël, Racine, Barthélémy, Mery u. A. Ohne Jahrzahl. V u. 159 S. 8. (18 gr.)

3) Lemgo, in der Meyerſchen Hofbuchhandl.: *Neue belehrende Unterhaltungslectüre für Freunde der franzöſiſchen Sprache*, von *C. Bonafont*. (Auch unter dem Titel: *Lectures nouvelles amusantes et instructives à l'usage des amateurs de la langue françoise.*) 1831. VIII u. 311 S. 8. (1 Thlr.)

Rec. muſs dieſe drey franzöſiſchen Leſe- und Unterhaltungs-Bücher, bey manchem Guten, das er ihnen nicht abſtreiten will, und das er ſogar weiter unten ausdrücklich hervorheben wird, dennoch in die Claſſe der überflüſſigen Schriften ſetzen, an welchen keine Literatur reicher iſt, als die franzöſiſche. Wir wollen dieſes Urtheil näher begründen.

Nr. 1 iſt eine „Bearbeitung des *Voltaire'ſchen Charles XII*," d. h. ein Abdruck dieſes Werkes mit ſprachlichen und Sach-Erklärungen, zum Gebrauche in Schulen, ausgeſtattet. Der Herausg. hat bereits einige andere claſſiſche Schriftwerke unſeres Nachbarvolkes auf ähnliche Weiſe erſcheinen laſſen; ob er aber damit bedeutenden Nutzen geſtiftet habe, möchte Rec. bezweifeln. Iſt nämlich eine franzöſiſche Schrift wirklich geeignet, in Schulen geleſen zu werden, was mit *Charles XII* allerdings der Fall iſt, ſo gebe man dem Schüler einen bloſsen Abdruck davon in die Hände, indem minder bedeutende grammatiſche Bemerkungen (wie S. 3: *vivre, vivant, vécu, je vis, je vécus; naître, naissant, né, je nais, je nacquis; pouvoir, pouvant, pu, je peux* (*puis*), *je pus, je pourrai, que je puisse*) einem Zöglinge, dem man ein ſolches Werk zu überſetzen giebt, längſt bekannt und geläufig ſeyn, feinere Bemerkungen aber (z. B. über Synonymen u. a.) dem Lehrer, der ſeiner Sache gewach-

fen ist, überlassen bleiben müssen. Die biographischen, historischen u. dgl. Anmerkungen dagegen sind um so entbehrlicher, je leichter sich ein Herausgeber seine Sache gemacht hat. So hat Hr. *K.* auch hier, wie früher beym Numa Pompilius u. s. w., solche Bemerkungen dem Brockhausischen Conversations-Lexikon entlehnt, das bey seiner weiten Verbreitung wohl jedem französischen Sprachlehrer zu Gebote stehen dürfte. Brauchbar erscheint deshalb eine solche Bearbeitung eigentlich nur für ganz unfähige und nachlässige Lehrer, die nicht wissen, was und wie sie dem Schüler den Autor interpretiren sollen, und die sich überdiess mit einer Vorbereitung nicht befassen mögen. Selbst das nicht ohne Mühe zusammengestellte, wirklich manches Gute und im Ganzen richtige Bedeutungen enthaltende Wörterbuch, dessen Hr. *K.* auch auf dem Titel gedacht hat, ist — genau besehen — völlig entbehrlich; denn der Schüler muss doch einmal ein vollständiges *Dictionnaire* haben, und manche französische Wörterbücher sind auch so wohlfeil, dass sich selbst ein Unbemittelter leicht deren Besitz verschaffen kann. Auch hat der Herausg. dadurch gefehlt, dass er in den, dem Texte beygegebenen Noten sehr viele Worterklärungen giebt. Diese hätten sämtlich in das Wörterbuch verwiesen werden müssen; denn bey keiner literarischen Arbeit kommt es mehr darauf an, dass überall ein fester Plan durchgeführt werde, als gerade bey einem Schulbuche. Zu dem Lobenswerthen an diesem Buche rechnen wir, ausser dem schon erwähnten Wörterbuche, die Erläuterungen über Synonymen und schwierigere Constructionen. Der Vf. hat sich dadurch als gründlichen Kenner der französischen Sprache gezeigt, und es lässt sich von ihm etwas Gutes erwarten, wenn er einmal den Weg der Bearbeitungen verlassen und etwas Selbstständiges liefern wollte. — Druck und Papier sind mittelmässig.

No. 2 zeichnet sich dagegen durch ein sehr elegantes Aeussere vortheilhaft aus. Der ungenannte Herausgeber sagt in der Vorrede: „Die umfassender und bedeutungsvoller gewordenen Beziehungen, welche man in unseren Tagen zwischen Frankreich und Deutschland wahrnimmt, sprechen für die Brauchbarkeit eines neuen Werkchens, dessen Hauptzweck es ist, als Erleichterungsmittel bey Erlernung der französischen sowohl, als der deutschen Sprache einen angenehmen Weg zu bezeichnen." Aber abgesehen davon, dass es dergleichen Werke schon in ziemlicher Anzahl giebt, begreift man nicht wohl, wie Jemand mit Hülfe eines Buches, wie das vorliegende, die französische oder die deutsche Sprache zu erlernen im Stande seyn soll. Das Buch ist nämlich, nach der Vorrede, nicht für Schulen, sondern „für Erwachsene" bestimmt, „die im Besitze höherer Geistesbildung sich mit dem Studium einer neuen Sprache befassen." Wozu sollen diesen aber die beygefügten, gegenüber stehenden Uebersetzungen dienen? Dem faulen Schüler mögen sie willkommen seyn; der ernste Mann, der eine Sprache aus eigenem Triebe studirt, verschmäht solche Erleichterungsmittel, die ihn eher über seine Kenntnisse täuschen, als dieselben befestigen werden. Ausserdem wird das Buch den beabsichtigten Zweck noch dadurch verfehlen, dass bey der Auswahl der Stücke nicht genug auf die nöthige Mannichfaltigkeit Rücksicht genommen, und das Meiste nur dem beschreibenden und historischen Stile entlehnt ist, der gerade für die Conversation die mindeste Ausbeute gewährt. Was aber mitgetheilt worden, ist lesenswerth und gut, namentlich das Prosaische: die Schilderungen des nördlichen und südlichen Deutschlands, Wiens und Berlins u. s. f., von Frau *von Staël*; die Einleitung zur Geschichte des Abfalles der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung, von *Schiller*; die Wasserfälle des Orinoco bey Atures und Maypures, von *Alex. von Humboldt*; der Traum, von *Jean Paul*. Minder glücklich schien uns der Herausg. in der Auswahl der poetischen Stücke, unter welchen wir den Tod des Hippolyt von *Racine*, und die nächtliche Heerschau von *Barthélémy* und *Méry* oben an stellen.

Was No. 3 betrifft, so ist Hr. *Bonafont* einer der rüstigsten Arbeiter in diesem Felde, und von dem Rec. selbst schon mehrmals ehrenvoll erwähnt worden. Dieses Mal scheint er sich jedoch etwas übereilt zu haben. Da man nämlich bereits sehr werthvolle ähnliche Werke besitzt, so müsste sich eine neue Schrift der Art durch ganz besondere Vorzüge vor ihren Mitschwestern auszeichnen, oder ihnen doch in jedem Betrachte gleichzukommen suchen. Dieses können wir von vorliegendem Buche nicht rühmen. Wenn wir auch der Mehrzahl der prosaischen Stücke volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und ihren Werth anerkennen, so sind doch selbst diese so ohne allen inneren Zusammenhang an einander gereiht, dass ihre Reihenfolge — was durchaus in keiner Chrestomathie seyn sollte — ein Spiel des Augenblicks zu seyn scheint. Höchst verfehlt ist dagegen schon an und für sich die Auswahl der meisten poetischen Piecen, welche Uebertragungen *Schillerscher* Gedichte sind. Bekanntlich sind die Franzosen, im Vergleiche mit uns Deutschen, sehr schlechte Uebersetzungskünstler. Bey ihrem leichten Sinne wünschen sie sich auch Alles leicht zu machen, und lächeln über die Aengstlichkeit ihrer Nachbaren, welche sich so streng an Versmass, Sinn und Ausdruck des Originals halten zu müssen glauben. Von dieser Nichtbeachtung der Hauptregeln kommt es aber auch, dass man, zur Ehre *Schiller's*, manche der hier mitgetheilten Uebersetzungen gänzlich wegwünschen muss, und nicht absieht, wie Hr. *B.*, der sonst einen guten Geschmack und richtigen Tact verräth, solche Producte habe aufnehmen können.

Der Druck dieses Buches ist gut, das Papier mittelmässig.

4. 5. 18.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1832.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Universitäten-Chronik.

Marburg.

Verzeichniss der Vorlesungen, welche im Winterhalbjahre vom 22 Oct. 1832 bis 23 März 1833 auf der Universität zu Marburg gehalten werden sollen.

I. *Sprachkunde.*

Arabische Sprache, Pr. *Hupfeld.* Hebräische Sprache, *Derselbe.* Psalmen, Dr. *Hoffa.* Eumeniden des Aeschylus und Satiren Juvenals, mit Uebungen im Lateinschreiben und Disputiren, Pr. *Wagner.* Sophokles Oedipus Rex und dessen Elektra, *Derselbe.* Sophokles Oedipus Rex und Koloneus, Dr. *Hoffa.* Pindar, Pr. *Rubino.* Die drey letzten Bücher der Platonischen Republik, Pr. *Hermann.* Theophrasts Charaktere, Dr. *Hoffa.* Theorie des lateinischen Stils mit Uebungen, Pr. *Börsch.* Lateinische Stilübungen, mit Erklärung der Satiren des Horaz, Pr. *Wagner.* Die Episteln des Q. Horatius, Pr. *Boek.* Das erste Buch der Briefe Cicero's ad Familiares mit historischen Einleitungen über Cicero's Leben und Charakter, Pr. *Hermann.* Anleitung und Uebungen im lateinischen Stil, verb. mit Erklärung von Tacitus Annalen, Dr. *Hoffa.* Philologische Interpretations- und Disputir-Uebungen, Pr. *Hermann.* Die Theorie der englischen, italiänischen, französischen und spanischen Sprache, nebst Anleitung zum richtigen Schreiben und Sprechen, Pr. *Kühne.* Deutscher Stil mit prakt. Uebungen, Dr. *Amelung.* Privatissima im Griechischen, Lateinischen, Italiänischen und Englischen, Pr. *Wagner;* im Griechischen, Lateinischen und im deutschen Stil, Pr. *Börsch;* im Griechischen, Lateinischen und Französischen, Dr. *Amelung;* im Hebräischen, Griechischen und Lateinischen, Dr. *Hoffa.*

II. *Geschichte und Alterthumskunde.*

Historische Propädeutik mit praktischen Uebungen, Pr. *Rehm.* Länder- und Völker-Kunde, Pr. *Börsch.* Geländkunde, als Grundlage der chronographischen und topographischen Erdkunde, *Derselbe.* Politische Geschichte des Alterthums, Pr. *Rehm.* Geschichte des Alterthums, Pr. *Rubino.* Römische Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Staatsrecht, *Derselbe.* Griechische Antiquitäten, Pr. *Hermann.* Mythologie der Griechen und Römer, Pr. *Boek.* Archäologie, oder Geschichte der alten Kunst, *Derselbe.* Geschichte und Theorie der Baukunst im Alterthume, *Derselbe.* Geschichte der griechischen Literatur, Pr. *Hermann.* Zweyter Theil der Geschichte der christlichkirchlichen Gesellschaftsverfassung, Pr. *Rehm.* Geschichte des Mittelalters, *Derselbe.* Deutsche Geschichte, Pr. *Lips.* Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Colonieen, Pr. *Rehm.* Europäische Staatengeschichte, Pr. *Lips.*

III. *Philosophie.*

Einleitung in das Studium der Philosophie, Pr. *Creuzer.* System der Philosophie im Grundrisse, enthaltend Metaphysik, Naturphilosophie und Philosophie der Geschichte, Dr. *Matthias.* Empirische Psychologie, Pr. *Creuzer.* Logik, Pr. *Creuzer* und Dr. *Matthias.* Auserlesene Stücke der Aesthetik, Pr. *Justi.* Philosophische Einleitung in die Geschichte der Menschheit, Pr. *Suabedissen.* Philosophische Tugend- und Rechts-Lehre, *Derselbe.* Philosophie des Christenthums, in Verbindung mit der allgemeinen Religionsgeschichte, Dr. *Matthias.* Leitung pädagogischer Studien, Pr. *Koch.*

IV. *Mathematik.*

Stereometrie, Pr. *Hessel.* Ebene und sphärische Trigonometrie, Pr. *Gerling.* Uebungen in logarithmisch-trigonometrischen Rechnungen, *Derselbe.* Einzelne Abschnitte der höheren Mathematik, *Derselbe.* Analysis des Endlichen, Pr. *Müller.* Mechanik, combina-

torische Analysis, Differential- und Integral-Rechnung, Pr. *Hessel*. Privatissima über die verschiedenen Theile der Mathematik, Pr. *Müller*.

V. *Naturwissenschaften*.

Experimentalphysik, Pr. *Gerling*. Theoretische und Experimental-Chemie, nebst ihrer Anwendung auf Künste und Handwerke, Pr. *Wurzer*; auch leitet *Derselbe* die Arbeiten im chemischen Laboratorium. Grundlehren der unorganischen Chemie, Dr. *Landgrebe*. Stöchiometrie, mit Vorausschickung der hierauf sich beziehenden mathemat. Lehren, *Ders*. Geognosie, Pr. *Hessel*. Technische Mineralogie, *Derselbe*. Ueber die selteneren in den Gewächshäusern cultivirt werdenden Pflanzen, und über besonders für Mediciner interessante Naturgegenstände, Pr. *Wenderoth*. Ueber den gesammten Kreis der sogenannten kryptogamischen Gewächse und einzelne Theile desselben, *Derselbe*. Aeussere Thierkunde, mit Hinsicht auf die Naturgeschichte, Schönheit und Vollkommenheit der Hausthiere, Lebensordnung und Zucht derselben, Pr. *Busch*. Zweyter Theil der allgemeinen Zoologie, welcher die wirbellosen Thiere begreift, Pr. *Herold*. Specielle Naturgeschichte der Thiere, *Derselbe*. Examinatorium über verschiedene Gegenstände aus der Zoologie und Medicin, *Derselbe*.

VI. *Staatswissenschaft*.

Encyklopädie und Methodologie der Staatswissenschaft, Pr. *Lips*. Forstwirthschaftslehre, *Derselbe*. Nationalökonomie, *Derselbe*. Staatsfinanzwissenschaft, *Derselbe*. Das Landleben und seine Beschäftigungen, *Derselbe*. Cameralpraxis, Nationalerziehung, *Derselbe*. Salzwerkskunde, Pr. *Hessel*. Polizeyrecht und Polizeypraxis, Pr. *Vollgraff*.

VII. *Medicin*.

Encyklopädie und Methodologie der Medicin, Pr. *Hüter*. Allgemeine Anatomie, Pr. *Bünger*. Osteologie, *Derselbe*. Specielle physiologische menschliche Anatomie, Myologie, Splanchnologie, Angiologie und die Sinneswerkzeuge, *Derselbe*. Die praktisch-anatomischen Arbeiten leitet *Derselbe* mit den beiden Prosectoren. Physiologie, Dr. *Eichelberg*. Allgemeine Seelenlehre, *Derselbe*. Philosophische Geschichte der Medicin in den drey letzten Jahrhunderten, *Derselbe*. Physische Erziehung des Menschen, Pr. *Wurzer*. Gesundheitserhaltungskunde, Pr. *Hüter*. Allgemeine Pathologie, Pr. *Heusinger*. Allgemeine Therapie, Pr. *Hüter*. Zweyter Theil der speciellen Pathologie und Therapie, Pr. *Heusinger*. Krankheiten der Lungen und des Herzens, Dr. *Pfennigkausser*. Die verschiedenen Arten der Lustseuche und deren Heilung, *Derselbe*. Die Nervenfieber, in vergleichender Verbindung mit der indischen Cholera, *Derselbe*. Aphorismen des Hippokrates, in Vergl. mit den ähnl. Stellen des Galen, Aretäus von Kappadocien und Celsus, *Derselbe*. Vorträge über Semiotik, über Krankheiten der Kinder oder auch des schönen Geschlechts, *Derselbe*. Augenheilkunde, Pr. *Hüter*. Erster Theil der Chirurgie, Pr. *Ullmann*, mit einem Examinatorium über Chirurgie und Augenheilkunde. Maschinen- und Bandagen-Lehre, *Derselbe*. Uebung chirurgischer Operationen an Cadavern, *Derselbe*. Den *Solayrès de Renhac de partu viribus maternis absoluto*, Pr. *von Siebold*. Die medicinische Klinik, Pr. *Heusinger*. Die chirurgische und Augenklinik, Pr. *Ullmann*. Die geburtshülfliche Klinik, Pr. *von Siebold*, mit Uebungen in geburtshülflichen Operationen am Phantome. Materia medica, Pr. *Wenderoth*, und zwar a) in Bezug auf Pharmakognostik (med. Waarenkunde) und b) in Bezug auf Pharmakodynamik (Jamatologie). Pharmacie, Pr. *Wurzer*. Arzneyen, Dr. *Robert*. Kennzeichen der Güte und Verfälschung der Arzneymittel, Pr. *Wurzer*. Gerichtliche Medicin, Pr. *von Siebold*. Medicinische Polizey, Pr. *Busch*. Knochenbau der Hausthiere, Dr. *Hess*. Vergleichende Anatomie der Haus- und Säuge-Thiere, *Derselbe*. Zoophysiologie *Derselbe*, mit einem Examinatorium über Anatomie und Physiologie. Anatomische Uebungen, *Derselbe*. Zooklinische und chirurgische Uebungen im Thierhospital, Pr. *Busch*. Hufbeschlagkunde, mit Berücksichtigung des Baues der Hufe, *Derselbe*.

VIII. *Jurisprudenz*.

Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, Pr. *Löbell* und Dr. *Büchel*. Naturrecht, Pr. *Platner*. Juristische Hermeneutik, Dr. *Büchel*. Exegetische Uebungen, Pr. *Löbell*. Institutionen des Gajus, Pr. *Platner*. Auserlesene Stellen der vaticanischen Fragmente, Pr. *Endemann*. Den Text der Institutionen des Justinianus, Dr. *Büchel* und Dr. *von Vangerow*. Institutionen des römischen Rechts, Pr. *Löbell* und Dr. *Büchel*. Examinatorium über die Institutionen, Dr. *Büchel*. Pandekten, Pr. *Endemann*. Erbrecht, *Ders*. Examinatorium über Pandekten und Erbrecht, verbunden mit schriftlichen Ausarbeitungen, *Derselbe*. Obligationenrecht, Dr. *von Meyerfeld*. Geschichte des römischen Rechts, Pr. *Platner* und Dr. *von Vangerow*. Examinatorium über römische Rechtsgeschichte, Dr. *v. Vangerow*. Geschichte des römischen Criminalrechts, Pr. *Platner*. Criminalrecht, Pr. *Löbell*. Allgemeines und deutsches Staatsrecht, Pr. *Jordan*. Deutsches Privatrecht, Pr. *Vollgraff*. Kurhes-

sisches Privatrecht, Dr. *v. Meyerfeld*. Lehnrecht, Pr. *Jordan*. Katholisches und protestantisches Kirchenrecht, sowohl das allgemeine als das besondere für Deutschland und in Beziehung auf Kurhessen und die oberrheinische Kirchenprovinz, Pr. *Multer*. Theorie des Civilprocesses, Pr. *Robert* und Dr. *von Meyerfeld*. Lehre von den Klagen und Einreden, Dr. *Büchel*. Examinatorium über den Civilprocess, Pr. *Robert*. Juristisches Prakticum, *Derselbe*. Schriftliche und mündliche Uebungen in Gesetzauslegung und Entscheidung schwieriger Rechtsfälle, Dr. *von Vangerow*. Criminalprocess, Pr. *Jordan*. Disputatorium über auserlesene Streitfragen der gesammten Rechtswissenschaft, *Derselbe*. Examinatoria und Repetitorien über die ganze Rechtswissenschaft und einzelne Theile derselben, Dr. *Büchel* und Dr. *von Meyerfeld*; über das römische Recht, Dr. *von Vangerow*.

IX. *Theologie.*

1. *Evangelische Facultät.*

Psalmen, Pr. *Justi*. Jesajah, Pr. *Hupfeld*. Klaglieder des Jeremias, Pr. *Justi*. Uebungen derer, welche sich im eigenen Interpretiren einer Schrift des alten Testaments versuchen wollen, Pr. *Arnoldi*. Evangelium des Johannes, Pr. *Justi*. Apostelgeschichte, Pr. *Scheffer*. Leidens- und Auferstehungs-Geschichte Christi, *Derselbe*. Biblische Theologie des alten und neuen Testaments, als Vorwissenschaft der Dogmatik und Moral, *Derselbe*. Dogmatik und Dogmengeschichte, Pr. *Beckhaus*. Den Rest der Dogmatik und Geschichte derselben aus dem vorigen Semester, Pr. *Zimmermann*. Christliche Tugendlehre nebst ihrer Geschichte, *Derselbe*. Aeltere Kirchengeschichte, Pr. *Beckhaus*. Geschichte der Dogmatik, *Derselbe*. Katechetik, mit praktischen Uebungen verbunden, und die vorzüglichsten Stücke der Pastoraltheologie, oder, wollte man diess lieber, Homiletik, Pr. *Zimmermann*. Theologisches Privatissimum in lateinischer Sprache, *Derselbe*. Theologische Privatissima und Examinatorien, Pr. *Scheffer*.

2. *Katholische Facultät.*

Theologische Moral, Pr. *Multer*. Pastoralwissenschaft, *Derselbe*.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Verhalten in religiösen Beziehungen. 6) Zusatz zu X des ersten Heftes (Ahnung des Mordversuchs). 7) Träume. 8) Besuch bey einer Somnambüle. 9) Einwirkung von Spinnen. 10) Wirkung einer Blume. 11) Berauschung durch Weinbeeren. 12) Wirkungen von Metallen, Glas, Edelsteinen u. s. w. 13) Homöopathische Heilversuche.

Neue Literatur.

Bey uns sind so eben erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Genre-Bilder aus Oesterreich und den verwandten Ländern. Von *August Ellrich.* (Verfasser des Werks: „*die Ungarn wie sie sind.*") broch. 1⅔ Thlr.
Das Elendsfell. Drey Novellen. (I. Das Elendsfell. II. Die Herzlose. III. Die Gutherzige. Nach Balzac von Dr. *Schiff.* broch. 1 Thlr.
Viel Lärmen um Nichts. Von *Joseph* Freyherrn *von Eichendorff*, und:
Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter. Von *Clemenz Brentano.* Zwey Novellen. broch. ⅚ Thlr.
Der erzählende Freund. Ein belehrendes und unterhaltendes Geschenk für die Jugend. Herausgegeben von *Fr. Bertram.* carton. 1¼ Thlr.

Diese neuen Werke werden sich der Lesewelt von selbst empfehlen.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

Im Verlage der *Karl Kollmannschen* (*Wöllffschen*) Buchhandlung in Augsburg ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Selling, Dr. *Ch. F. G. Ch.*, Lectionum Sallustianarum decades tres. 4 maj. 36 kr.

(Literatur.) An das neuere Sprachen lernende Publicum.

Von dem in *englischer*, *deutscher* und *französischer Sprache* nebst erläuternden Anmerkungen erscheinenden

Dorfpfarrer zu Wakefield, von *Goldsmith*, herausgegeben von Dr. *C. M. Winterling*, Nürnberg, bey *Haubenstricker*, ist so eben an alle Buchhandlungen ein Probebogen versandt worden, dessen Durchsicht gefälligst darauf Reflectirende überzeugen möge, welche Erleichterung dieses Werk denjenigen gewährt, die sich im Uebersetzen und Rückübersetzen aus den genannten Sprachen üben, und hierin in *kurzer Zeit* grosse Fertigkeit erlangen wollen. — Papier und Correctheit des Druckes entspricht gewiss jeder gerechten Ansoderung, während der Subscriptionspreis für das ganze Werk von circa 30 Bogen in gr. 8. nicht mehr als 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr. beträgt.

Im Verlage der Gebrüder *Schumann* in Zwickau hat so eben die Presse verlassen, und ist an alle soliden Buchhandlungen versendet worden:

Castle dangerous,
a Tale
by
Walter Scott.

Zum *Schul-* und *Privat-Gebrauch* mit einem vollständigen *Wörterbuche* herausgegeben von Dr. *Bärmann.* 8. Velin-Papier. Elegant geheftet. 1 Thlr.

Bey Abnahme von 12 Expl. wird *eins* und bey 20 *zwey* Expl. gratis gegeben.

III. Verkaufsanzeige.

Catalogue systématique de la bibliothèque de feu M. Isaac Haffner, Doyen de la Faculté de théologie protestante de Strasbourg, rédigé par lui-même, avec un Fac simile, 2 gros volumes in 8., brochés, prix de chaque volume 1 Thlr.

Der zweyte Band dieses Katalogs ist so eben erschienen. Dieser Band, der ausschliesslich dem theologischen Fache gewidmet ist, enthält mehr als 6000 Werke mit vielen Anmerkungen, und ist noch vollständiger als der erste.

Die Bücher des ersten Theils, nämlich die Philosophie, Geographie und Reisen, Geschichte und Literatur enthaltend, deren Verkauf früher angezeigt worden, konnten bis *dato* nicht versteigert; die Versteigerung derselben wird in den ersten Tagen des künftigen Monats *November* angefangen werden.

Hr. Advocat *Martin*, Schwiegersohn des Hn. Dr. *Haffner*, wird noch bis dahin für den insgesammten Verkauf der einen oder der anderen Partie des ersten Theils Vorschläge annehmen.

Auf die Versteigerung nehmen *Treuttel* und *Würtz*, Buchhändler in Strassburg, Bestellungen an.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

October 1832.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Vom *Journal für Prediger*, herausgegeben von *Bretschneider*, *Neander* und *Goldhorn*, Halle, bey *Kümmel*, ist so eben das 1ste Heft des 2ten Bandes vom Jahrgang 1832, oder das 1ste Heft des 81sten Bandes der ganzen Reihenfolge, an alle Buchhandlungen versendet. Im Jahre erscheinen 2 Bände à 3 Hefte, und kostet jedes Heft 16 gr., od. der Band 2 Thlr.

Halle, d. 28 Sept. 1832.

C. A. Kümmel.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Bey *C. H. Henning* in Greiz ist erschienen:

Theodulia, Jahrbuch für häusliche Erbauung auf 1833. Mit Beyträgen von *Alberti*, *Engel*, *v. Fouqué*, *Francke*, *Girardet*, *Gittermann*, *H. Hoffmann*, *Hundeiker*, *Köthe*, *Lutz*, *Münckner*, *Oesfeld*, *Lina Reinhardt*, *K. C. G. Schmidt*, *Schoreh*, *H. A. Schott*, *H. Schott*, *Schwabe*, *Weicker*, *Wolff* und Anderen herausgegeben von Dr. *C. B. Meissner*, Dr. *G. Schmidt* und *E. Hoffmann*. Siebenter Jahrgang. Mit Kupfer und 4 Musikbeylagen. kl. 8. elegant gebunden in Futteral mit Goldschnitt. 22 Bogen. 1 Thlr. 12 gr.

Bey *Aug. Weller* in Bautzen ist so eben erschienen, und um beygesetzten Preis in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

Klien, *Fr. A.*, (civit. Budiss. a consiliis) quatenus ex insidiis vitae conjugis structis recte de divortio agatur? Quaestio juris, quam denuo recensuit caussaque peculiari illustrare studuit. 6½ Bogen, gr. 8. 12 gr.

Diese dem Eherechte angehörende Schrift erörtert diesen schwierigen Gegenstand des ohnehin schwankenden Eherechts eben so interessant als gründlich, und stellt sich daher in theoret. und prakt. Beziehung den tüchtigen Monographien an die Seite.

E. Dressler (Lehrer der französ. Sprache am Gymnasium zu Budissin), über die Mängel der französischen Grammatik nebst Bemerkungen über die Art und Weise, denselben abzuhelfen, mit besonderer Berücksichtigung der Sprachlehren von *Wailly*, *Girault-Duvivier*, *Noël*, *Rod*, *Mozin*, *Sanguin*, *Hirzel*, *Taillefer* und *Kirchhof*. 4½ Bogen Velinpapier. 8. 8 gr. br.

Diese kleine Schrift lehrt die Gebrechen der französ. Grammatik kennen, warnt vor den ungenauen und nicht selten ganz falschen Bestimmungen derselben, und erläutert eine Anzahl Gegenstände, über die alle Grammatiken schweigen. Kenner, Liebhaber und vornehmlich Lehrer der französischen Sprache werden sie nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Bereits im vorigen Jahre erschien:

Christliche Morgenandachten
auf alle Tage des Jahres.
Von *C. W. Spieker*,
Dr. der Theologie, Superintendent und Oberpfarrer zu Frankfurt a. d. O.
gr. 8. Mit allegorischem Titelkupfer und Vignette. Sauber geh. 1⅓ Thlr.
(Berlin. Verlag der Buchhandlung von *C. F. Amelang*.)

In den *Annalen der Theologie* 1832. 1ster Band. 3tes Heft. S. 257—262 befindet sich folgende Beurtheilung dieses mit ungetheiltem Beyfalle aufgenommenen Werks:

„Der durch seine gehaltreichen Schriften in der theologischen Literatur rühmlichst bekannte Hr. Verf. hat auch in diesem neuen Andachtsbuche allen Freunden der Religion

und der christlichen Erbauung eine schöne und dankenswerthe Gabe gebracht, von der sich erwarten läſst, daſs sie dieselbe allgemeine Verbreitung finden werde, wie seine früheren ascetischen Schriften, namentlich sein *Andachtsbuch für gebildete Christen* (Berlin, 1830, bey *C. F. Amelang*), das schon die 5te Auflage erlebt hat. — Was *Witschel* durch seine Morgen- und Abend-Opfer geleistet und Gutes gestiftet hat, werden gewiſs auch diese Morgenandachten leisten, die noch den Vorzug haben, daſs sie durch Abwechselung von Prosa und Poesie, so wie auch dadurch, daſs *auf jeden Tag* des Jahres Gebete und kurze Betrachtungen gegeben sind, an Mannichfaltigkeit und Reiz gewinnen. Es herrscht durchgehends in allen hier vorkommenden Andachten ein reiner christlicher Geist und ächt religiöser Sinn, verbunden mit einer reinen und klaren Diction. — Eine besondere Weihe erhalten diese Betrachtungen durch die dazu gewählten Bibelstellen, an welche sie geknüpft sind, so wie die stete Rücksichtnahme auf die wechselnden Erscheinungen des Jahres und die in demselben vorkommenden christlichen Feste. Jeder Monat bildet gleichsam eine eigene Abtheilung. — Der Hr. Verf. will diesen Morgenandachten bald auch Abendbetrachtungen nachfolgen lassen, denen gewiſs Jeder, der mit dem Werthe der ersten sich bekannt gemacht hat, mit Vergnügen entgegensieht. Das schöne Aeuſsere vorliegender Schrift stimmt ganz mit dem Inneren überein. Wir schlieſsen diese Anzeige mit dem in der Vorrede ausgesprochenen Wunsche: Möchten recht viele Christen — — — Frieden finden!"

Jetzt kann der Verleger den zahlreichen Besitzern der *Morgenandachten* die gewiſs willkommene Nachricht mittheilen, daſs so eben die Presse verlieſs:

Christliche Abendandachten
auf alle Tage des Jahres.
Von *C. W. Spieker.*
gr. 8. Mit allegorischem Titelkupfer und Vignette. Sauber geh. $1\frac{2}{3}$ Thlr.
(Morgen- und Abend-Andachten *complet* 3 Thlr.)
(Berlin, 1832. Verlag der Buchhandlung von *C. F. Amelang.*)

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. *W. Weinholz*, *Handbuch der pharmaceut.-mathematischen Physik und Chemie.* Zum Selbststudium für angehende Chemiker, Aerzte und Apotheker. Nebst einer verschiebbaren chemischen Aequivalentenscale und 28 tabellarischen Uebersichten, sämmtlich mit den nöthigen Erläuterungen über ihre Einrichtung, Gebrauchs- und Nutzungs-Art versehen. gr. 8. 2 Thlr.

Wir enthalten uns jeder eigenen Anpreiſung dieses Werks, und beziehen uns auf das Urtheil, das ein erfahrener Pharmaceut und Chemiker darüber fällte, als es ihm zur Begutachtung vorgelegt wurde: „Nicht anders als sehr gelungen kann nach meiner Ueberzeugung diese verdienstvolle Arbeit genannt werden. Sie wird angehenden und auch wirklichen Apothekern und Aerzten, denen die nöthigen höheren arithmetischen Vorkenntnisse mangeln, wie auch im Umfange der Wissenschaft schon reifer ausgebildeten Männern, besonders wegen der zahlreich angehängten Tabellen aller Art von dem gröſsten Nutzen seyn. Es fehlt uns zwar über chemische Meſskunst und pharmaceutische Physik nicht an Werken von ausgezeichneten chemischen Schriftstellern, allein sie alle setzen Kenntnisse von den Gleichungen und Proportionen, sowie mathematische Kenntnisse überhaupt, voraus, und helfen also den Anfängern nichts. Will aber der Arzt und Pharmaceut sich diejenigen Lehren der leider auf Gymnasien so sehr vernachlässigten höheren Arithmetik und Mathematik aneignen, die ihm zu seiner Wissenschaft jetzt unentbehrlich sind, so muſs er die Gesammtheit dieser Lehren studiren, also auch die ihn nicht unmittelbar berührenden, wodurch den übrigen Wissenschaften entweder zu viel Zeit entzogen wird, oder wodurch auch Viele ganz abgeschreckt werden. Also muſs ihnen ein Werk wie dieses, welches leicht faſslich und dabey gründlich das zum Verstehen der Chemie und pharmaceutischen Physik Nöthige ausgewählt und zusammengestellt hat, höchst willkommen seyn. Unsere Literatur hat bis jetzt kein gleiches Werk dieser Art in der Zusammenstellung als Ganzes aufzuweisen, obschon viele einzelne Theile desselben zerstreut in den verschiedenen Lehrbüchern der Chemie, Mathematik, Physik, Pharmacie, Stöchiometrie u. s. w. sich finden. Die Anordnung ist gut, der Stil leicht verständlich und das Ganze höchst gründlich und *au niveau* mit dem allerneuesten Standpunct der Wissenschaft."

Bey *August Helmich* in Bielefeld ist so eben erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jüngst, L. V., zweyter Cursus des Unterrichts in der Geographie. 8. 18 Bogen, *weiſs* Druckpap. 16 gr.

Dieses Schulbuch, verbunden mit dem dazu gehörigen ersten Cursus, ist ganz dazu ein-

gerichtet, den Schülern in die Hände gegeben zu werden, indem es nach einer streng methodischen Anordnung nur solche Gegenstände enthält, welche von denselben erlernt werden sollen. Schulmänner, die das Buch einzuführen gesonnen seyn sollten, würden sich gewiss mit der darin aufgestellten Methode befreunden, und recht erfreuliche Resultate in dem Unterricht einer Wissenschaft erreichen, deren zweckmässige Bearbeitung für Schulen noch immer so weit hinter den grossen Fortschritten derselben durch einen *Humboldt*, *Ritter* u. s. w., so wie hinter den gerechten Wünschen gewissenhafter Lehrer, zurückblieb.

---

blofs derjenige, der fich der Färbekunft widmen und darin vervollkommnen will, in diefem mit Umficht und Sachkenntnifs verfafsten Buche die genügendfte Belehrung, fondern auch mancher fchon praktifch gebildete Färber und Fabricant manches ihm Neue darin finden wird.

Gleichzeitig verliefs die Preffe:

Schrader, H., praktifches Lehrbuch der gefammten Wollen- oder Schön-Färberey. 8. Geh. 1 Thlr.

Der neuefte Roman von *Amalia Schoppe*:

Marie, oder Liebe bildet,

elegant gedruckt und brochirt, ift fo eben bey mir erfchienen und für 1½ Thlr. in allen *guten* Buchhandlungen zu haben.

Leipzig, im Oct. 1832.

Carl Focke.

So eben ift erfchienen, und in allen Buchhandlungen Deutfchlands und der Schweiz zu haben:

Mittheilungen aus dem höheren Staats- und Kirchen-Leben, zur Förderung eines rechten Menfchen- und Volks-Lebens, von *W. Schröter*, Licent. der Theologie und Pfarrer. 1ftes Bändchen. gr. 8. Altona, b. *Hammerich*. geh. 20 gr.

Das erfte Bändchen diefer, „allen wahren Fürften- und Volks-Freunden" gewidmeten Mittheilungen enthält: 1) Ueber die Politik ohne Religion und zur Rechtfertigung, dafs ein Diener der Kirche über Angelegenheiten des Staats redet. 2) Vom Staate und der Kirche geförderte Menfchenerziehung, als Grundlage des Volkswohls. 3) Entwickelungsgefchichte der relig. und polit. Ideen. 4) Der Monokrat im Geifte des ächten Monokratismus und Monotheismus. 5) Das Minifterium im ächten Geifte des Monokratismus und Monotheismus. 6) Die *Vox populi*, als *vox Dei*. 7) Die Verfaffung im Allgemeinen. 8) Die Verfaffung im Befonderen. 9) Die Staatsverfaffung. 10) Die Kirchenverfaffung.

Bey *J. Hölfcher* in Coblenz ift erfchienen, und an alle Buchhandlungen verfandt:

Klein, Prof. *J. A.*, das Mofelthal zwifchen Coblenz und Zell, mit Städten, Ortfchaften und Ritter-Burgen, hiftorifch-topographifch-malerifch. gr. 8. geh. 1 Thlr. 4 gr.

Klein, Prof., Denkblätter für meine Freunde. 8. geh. 20 gr.

Heymann, Dr. und Medicinalrath, die Entbindung leblofer Schwangeren, mit Beziehung auf die *Lex Regia*. Mit 6 Tabellen. gr. 8. geh. 20 gr.

Fenelon's Gebetbuch, a. d. Franzöfifchen. 12. Mit 1 Kupf. geh. 45 kr.

Beicht- und Communion Buch. 12. geh. 45 kr.

Bey *J. J. Wiefike* in Brandenburg erfchien, und ift in allen Buchhandlungen zu haben:

Grunert, Dr. u. Prof., Lehrbuch der Mathematik für die oberen Claffen höherer Lehranftalten. 1r Thl. Arithmetik à 14 gr. ord. 2r Thl. Stereometrie, à 14 gr. ord. 3r Thl. Ebene und fphärifche Trigonometrie, à 14 gr. ord. 4r Thl. Kegelfchnitte, à 14 gr. ord.

Bey *Carl Hoffmann* in Stuttgart ift fo eben erfchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. T. Beck, Verfuch einer pneumatifch hermeneutifchen Entwickelung des neunten Capitels an die Römer. gr. 8. br. Pr. 18 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Frankfurt a. M. bey *Schmerber* ift erfchienen:

Chreftomathie aus lateinifchen Dichtern, zum Schulgebrauche zufammengeftellt von *Morftadt*. Preis 12 gr.

III. Bücher-Auctionen.

Bücherauction. Die nachgelaffene Bücherfammlung des verftorbenen M. *F. W. Sturz*, Rect. emer. der königl. fächf. Landfchule zu Grimma, wird vom 26 Nov. d. J. an in Grimma gegen baare Zahlung in pr. Crt. verfteigert.

Commiffionen hiezu übernehmen:

in *Grimma*

Hr. Prof. *Witzfchel*,
- M. *Fliefsbach*.

in *Leipzig*

- M. *Grau*,
- - *Mehnert*,
- *C. E. Schmidt*,
- *J. G. Zefewitz*,
- Univerf. Procl. *J. A. G. Weigel*,
- Baccal. jur. *J. T. Sembold Sturz*,

bey welchen Herren auch die Kataloge der Bibliothek unentgeltlich zu erlangen find.

INTELLIGENZBLATT DER JENAISCHEN ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

October 1832.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

So eben erschien, und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Allgemeine Geschichte des Israelitischen Volkes,

sowohl seines zweymaligen Staatslebens als auch der zerstreuten Gemeinden und Secten, bis in die neueste Zeit, in gedrängter Uebersicht, zunächst für Staatsmänner, Rechtsgelehrte, Geistliche, und wissenschaftlich gebildete Leser, aus den Quellen bearbeitet von *J. M. Jost*, Dr.

(Verfasser des Werkes: „Geschichte der Israeliten seit der Zeit der Makkabäer.")

In *zwey Bänden*. 71 Bogen in gr. 8. *Complet* 4¾ Thlr.

(Berlin, 1832. Verlag der Buchhandlung von *C. F. Amelang*.)

Ein Werk, das ganz besonders von unserer Zeit gefodert wird! Der Hr. Verf. hatte in seinem grösseren Geschichtswerke der Wissenschaft eine neue gehaltreiche Fundgrube eröffnet, und mittelst Entfaltung eines ausgedehnten Quellenstudiums der gelehrten Welt ein bisher ganz unbekanntes Land entdeckt, so wie durch Classicität des Ausdrucks und Lebendigkeit der Darstellung ein ausgebreitetes Publicum für einen früherhin völlig unberücksichtigt gebliebenen Gegenstand gewonnen, — als die plötzlich eingetretenen Ereignisse der neuesten Zeit das Interesse daran bey Weitem erhöheten.

Die Verhandlungen über Emancipation durchhallen das ganze gebildete Europa; die Gesetzgebung strebt, sich den Fortschritten der Zeit anzuschliessen, der Geist will vorurtheilsfrey Missbräuche abstellen. Da nur tüchtige historische Kenntniss solche Aufgaben zu lösen vermag, so ist, in Beziehung auf die israelitischen Gemeinden, eine genauere Geschichtskunde unentbehrlich.

Es erging daher der vielseitige Ruf an den Hn. Verf., eine, den Anfoderungen der Wissenschaft und unserer Zeit genügende, pragmatisch zusammenhängende, vollständige, bis in die neueste Zeit leitende Geschichte des israelitischen Volkes zu bearbeiten, die, ohne bedeutenden Zeit- und Kosten-Aufwand, dem wissbegierigen Leser eine klare Uebersicht gewähre, dem Staatsmanne die wichtigsten Puncte der Emancipationsfrage enthülle, dem Juristen einen Blick in den Gang der bisherigen Gesetzgebung verschaffe, und den Geistlichen und Volkslehrern, sowie allen gebildeten Freunden der Wahrheit, über eine unendliche Menge von Missverständnissen, die durch Flüchtigkeit und Unkunde der Tagesschriftsteller noch vermehrt werden, Aufklärung gebe.

Alles diess wird in dem vorliegenden Werke mit der bekannten Umsicht und redlichen Freymüthigkeit des Hn. Verf. geleistet, und der geneigte Leser darf sich davon eben so reiche Belehrung als auch von der interessanten Darstellung einen wissenschaftlichen Genuss versprechen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ch. L. Brehm, Handbuch für den Liebhaber der Stuben-, Haus- und aller der Zähmung werthen Vögel, enthaltend die genauesten Beschreibungen von 200 europäischen Vögelarten und eine gründliche, auf vielen neuen Beobachtungen beruhende Anweisung, die in- und ausländischen Vögel zu fangen, einzugewöhnen, zu füttern, zu warten, fortzupflanzen, vor Krankheiten zu bewahren und von denselben zu heilen. Unter Mitwirkung des Hn. *Felix* Grafen *Gourcy-Droitaumont*. Mit 8 ganz treu und sorgfältig nach der Natur gezeichneten illuminirten Kupfern. gr. 8. eleg. geh. 3 Thlr.

Der Hr. Verf., berühmt als grosser Ornitholog und Herausgeber mehrerer ornitholog. Werke (namentl. der kürzlich erschienenen

„Naturgeschichte aller Vögel Deutschlands," wofür er von Sr. Maj. von Preussen mit der grossen goldenen Medaille ausgezeichnet wurde) liefert in vorstehender Naturgeschichte der Stubenvögel ein Werk, welches nach dem Ausspruch eines grossen Kenners einzig in seiner Art ist. — Durch die Vereinigung mit dem Hn. Grafen *von Gourcy*, der Hunderte von Stubenvögeln gehalten und genau beobachtet hat, und durch die Beyhülfe von fünf anderen grossen Kennern sind über die Arten, die Kunst, sie zu fangen, zu ernähren, zu heilen und fortzupflanzen, so viele neue Erfahrungen mitgetheilt, dass man kühn behaupten kann, keine andere Nation besitze über die Stubenvögel ein so umfassendes gründliches Werk, welches noch überdiess lauter eigene Beobachtungen enthält, und bey ihrer Merkwürdigkeit für den Naturforscher *überhaupt*, als für den Ornithologen insbesondere, von grosser Wichtigkeit ist, auch dem Landwirth, Tauben- und Hühner-Liebaber viel Interessantes und Praktisches mittheilt.

Apud
Georgium Reimerum
Berolinensem
his ipsis diebus prodiit:

Corpus juris civilis. Ad fidem codicum manuscriptorum aliorumque subsidiorum criticorum recensuit, commentario perpetuo instruxit *Eduardus Schrader*, ICtus. In operis societatem accesserunt *Theophilus Lucas Fridericus Tafel*, Philologus. *Gualtherus Frideric. Clossius*, ICtus. Post huius discessum *Christ. Joh. C. Maier*, ICtus. Tomus primus. *Institutionum libri IV*. XXIV. 841 pagg. quarto maj. charta impress. $6\frac{3}{4}$ Thlr.
— scriptor. 8 Thlr.

Operi nostro dudum praeparato sequentia insunt, ut monuimus in Prodromo corp. iur. civ. edendi. Berol. 1823:

1) Institutionum textus nova recensio, nitens codicibus mss. selectis XXX vel XL (inter quos folia Veronensia, literis uncialibus exarata; dein tres codd. mss. seculi X, anterioribus editoribus incogniti); impressis veteribus X aliisque editionibus VI; Caio; Theophilo; collectionibus medii aevi ecclesiasticis, quarum quaedam seculum IX assequuntur; aliis subsidiis.
2) Apparatus criticus, ex opibus modo memoratis haustus.
3) Commentarius exegeticus, illustrationem Institutionum praebans e tota iuridicae reliquaeque antiquitatis penu petitam, ICtis Philologisque (sic speramus) profuturam.
4) Authenticae Institutionum, ad fidem codd. msc., ex quibus nonnullae, quae priores editores latuerant, additae sunt.
5) Indices titulorum, paragraphorum, locorum cognatorum nominum rerum et verborum; quorum primus et secundus, aliis editionibus communes, nostris curis locupletati; tertius et quartus, novo editorum labore confecti, ubertatis laudem sectantur.
6) Praefatio, additamenta de subsidiis criticis exegeticisque Prodromo subiungens.

Editionem nostram, quum primum publice promitteretur, faustis nostratium atque exterorum vocibus excipi admodum laetabamur; huic enim favori magnam eorum subsidiorum partem debere fatemur, quibus per totum laboris nostri decursum uti licuit. Iam vero absoluta Institutionum editione, quid potius in votis habere fas erit, quam ut opus nostrum tum ICtis, tum reliquis universae antiquitatis studiosis, Germanis et exteris, se probet, variamque legentibus utilitatem afferat; unde editoribus redemtorique non solum compensatio quaedam redundabit sive sumtuum sive laborum, verum etiam eorum, quae dehinc a nobis praestanda erunt, haud leve incitamentum?

Proximo post emissum hunc librum tempore minor prodibit Institutionum editio, quae maioris editionis copias in formam compendiariam contractas suppeditabit; deinde maioris editionis volumen alterum, sive Digestorum tomus primus. Is vero ipse, cui edendo satis larga iam nunc praeludit supellectilis literariae copia, Institutionum editionis consilio fere servato, breviorem formam habebit. Unde eveniet, ut Digestorum singulae partes, tribus vel quatuor voluminibus absolvendae, brevibus quaeque temporis intervallis emittantur.

Tubingae, m. Maio MDCCCXXXII.

Editores.

In der *Nauckschen* Buchhandlung in Berlin ist erschienen, und an alle übrigen Buchhandlungen versandt:

Assmus, *F.*, die merkwürdigsten Begebenheiten aus der Brandenburgischen Geschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. 12. 5 Sgr.
Dasselbe mit dem Porträt Friedrich II. geh. $7\frac{1}{2}$ Sgr.
Hoffmann, *L.*, die Maschine ist nothwendig. gr. 8. geh. 20 Sgr.
Ideler, *L.*, und *Nolte*, *H.*, Handbuch der englischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den classischen engl. Prosaisten und Dichtern nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. gr. 8.

Prosaischer Theil, 4te Aufl. 1½ Thlr. *Poetischer Theil, 4te Aufl.* 2 Thlr.

Ideler, J. L., Meteorologia veterum Graecorum et Romanorum. Prolegomena ad novam Meteorologicorum Aristotelis editionem adornandam. 8 maj. 1⅓ Thlr.

Müchler, J. G., franz. Lesebuch für die ersten Anfänger. 9te vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 10 Sgr.

Preuss, J. D. E., ist Friedrich der Zweyte, König von Preussen, irreligiös gewesen? Eine geschichtliche Abhandlung. 2te Auflage. 8. geh. 10 Sgr.

Reuscher, S. Fr. A., Grundriss der allgemeinen Erd- und Länder-Kunde. Ein Leitfaden des geographischen Unterrichts für die Mittelclassen von Gymnasien und die Oberclassen höherer Volksschulen. gr. 8. 15 Sgr.

Schwalm, G. G. (königl. preuss. Obermühlen- und Bau-Inspector), Anleitung zum Bau der Fluss-Bagger-Maschinen, nebst Erfahrungen über die grossen Vorzüge derselben vor den gewöhnlichen Handbaggern. Mit sieben Kupfertafeln, mehreren Holzschnitten und einem Kostenüberschlag. in Folio. 3⅓ Thlr.

Wohlbrück, L. W., Geschichte des ehemaligen Bisthums *Lebus* und des Landes dieses Namens. 3 Bde. gr. 8. 6 Thlr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Encyklopädie der Polizeywissenschaften,

oder Inbegriff der vorzüglichsten, in Deutschland überhaupt als in den einzelnen deutschen Staaten insbesondere vorhandenen gesetzlichen Bestimmungen und Vorschriften über alle ins Polizeygebiet einschlagenden Gegenstände: als Oekonomie- und Administrations-, Armen-, Bettel-, Pass-, Innungs- u. s. w. Wesen, Cholera- und andere Epidemien, Feuerpolizey, Volksunruhen, Censurwesen, Verfahren bey Auffindung Verunglückter, bey Scheintodten u. s. w. In Form eines Wörterbuchs dargestellt und zum praktischen Gebrauche der Orts- und Polizey-Behörden, namentlich auch deutscher Landtagsabgeordneter bestimmt von Dr. jur. *F. H. Ungewitter*. gr. 8. 1⅓ Thlr.

Die Brauchbarkeit dieses Werkes und sein Vorzug vor den vorhandenen Lehr- und Hand-Büchern und Systemen der Polizey liegt vornehmlich darin, dass man in allen vorkommenden, zumal in unerwarteten und plötzlichen Fällen sich *augenblicklich* Raths erholen kann, und darin auch nicht ein einziger Gegenstand, der für einen Polizeybeamten nur irgend ein Interesse haben kann, übergangen oder unberührt geblieben wäre. Zudem möchte nicht wohl ein anderes Werk dieses Faches den Erfodernissen des gegenwärtigen Zeitgeistes passender entsprechen. Landtagsabgeordneten, Mitgliedern von städtischen Verfassungen und anderen unstudirten Ortsvorständen möchte dieses Buch zur schnellen Uebersicht der ihnen vorgelegten Gegenstände ein sehr bequemer, ja ein fast unentbehrlicher Rathgeber seyn.

Bey *W. Natorff* und *Comp.* in Berlin ist so eben erschienen, und durch alle soliden Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Historisches Handlexikon.

Encyklopädische Uebersicht aller wichtigen Thatsachen sowohl der Universal- als auch Special-Geschichte, mit Berücksichtigung der Mythologie, Statistik, Länder- und Völker-Kunde, der Literär- und Kunst-Geschichte, und der Biographieen der merkwürdigsten Personen aller Zeiten.

Erster Band *A—B*.

gr. 8. 42 Bogen. 2 Thlr. 10 Sgr.

Das Werk vereinigt in sich so viel Neues, dass es sich gewiss bald einer grossen Verbreitung erfreuen wird. Auf Wissenschaftlichkeit gestützt, bietet es in gedrängter Kürze und klarer Darstellung einen Ueberblick über das gesammte historische Gebiet der alten, neueren und neuesten Zeit. Der Geschichte jedes Staates sind eine chronologische Uebersicht der wichtigsten, ihn betreffenden Begebenheiten, so wie auch eine Regententabelle, beygefügt. Bey den Biographieen wichtiger Staatsmänner, Gelehrten und Künstler findet sich, wie diess auch bey den geschichtlichen Artikeln der Fall ist, eine genaue Angabe der Quellen. Die topographischen und statistischen Mittheilungen sind nach den neuesten Anzeigen bearbeitet; der historischen und anderen Merkwürdigkeiten, wodurch einzelne Oerter besonderes Interesse haben, ist überall Erwähnung geschehen, und überhaupt nichts übergangen, was der Belehrung förderlich seyn könnte. Wir dürfen daher dem Publicum diess Werk, an dem höchst achtbare und anerkannte Gelehrte arbeiten, mit vollem Rechte empfehlen. Bey dem Beginne des Werkes ward eine Subscription, die bereits höchst erfreuliche Resultate geliefert hat, in der Art eröffnet, dass es in monatlichen Heften (das Heft zu 6 Bogen 10 Sgr.) erscheint. Vorläufig dauert diese Subscription durch alle Buchhandlungen Deutschlands fort.

Bey *C. H. Henning* in Greiz sind neu erschienen:

Querner, Godofred, „Goldkörner auf dem Felde der Geschichte gewonnen." Zur Belehrung und Unterhaltung. Gröſstentheils aus handschriftlichen Nachrichten, archivalischen Mittheilungen und älteren Druckschriften zusammengestellt. 2 Thle. 8. 2 Thlr.

Reinhardt, Lina, „frommer Jungfrauen Gemüthsleben." 2 Thle. 8. geh. 1 Thlr. 8 gr.

Wolff, O. L. B., „Proben altholländischer Volkslieder." Mit einem Anhange altschwedischer, englischer, schottischer, italiänischer, madecassischer, brasilianischer und altdeutscher Volkslieder. Gesammelt und übersetzt von dem Herausgeber. 8. 20 gr.

Neue Verlagsbücher
der
Palm'schen Verlagsbuchhandlung
in Erlangen.

Geib, Karl, Handbuch der griechischen und römischen Mythologie, mit Steinzeichnungen von *Schlicht*. gr. 8. 2 fl. 45 kr. od. 1 Thlr. 20 gr.

Glück, Dr. *C. F. v.*, ausführliche Erläuterung der Pandekten nach Hellfeld. 35r Band. Fortgesetzt von Hn. Geh. Justiz-Rath *Mühlenbruch*. gr. 8. 2 fl. 24 kr. od. 1 Thlr. 12 gr.

— — vollständiges Sach- und Gesetz-Register zum Commentar. 3r Band. gr. 8. 3 fl. od. 2 Thlr.

Heintz, P. C., über die Zeit, in welcher der Lutherische Katechismus in den protest. Gebietstheilen des jetzigen Königsreichs Baiern, dieſseits des Rheins, eingeführt worden ist, und in wie fern er nur in denselben ein symbolisches Ansehen erhalten habe. 8. 30 kr. od. 8 gr.

Rust, Dr. *J.*, Stimmen der Reformation und der Reformatoren an die Fürsten und Völker dieser Zeit. gr. 8. 2 fl. 15 kr. oder 1 Thlr. 12 gr.

— — wie segensreich ein ernstes Nachdenken über die Erscheinung Jesu Christi auf Erden gerade für unsere Zeit werden müsse. Eine Predigt gehalten am 1 Weihnachtstage 1831. Mit erweiternden, rechtfertigenden und bestätigenden Anmerkungen. gr. 8. 30 kr. od. 8 gr.

Schulfreund für die deutschen Bundesstaaten, 15s Bdchen oder des baierischen Schulfreundes 25s Bdch. herausg. von Dr. *H. Stephani*. 8. 1 fl. od. 16 gr.

So eben erschien bey Unterzeichnetem:

Neuestes englisches Lesebuch; enthaltend ausgewählte Lesestücke aus den besten englischen Schriftstellern, herausgegeben von *Henry Flindt*. gr. 8. br. 21 gr.

Lehrer und Kenner der englischen Sprache werden den Werth dieses schön ausgestatteten und wohlfeilen Lesebuchs schon bey flüchtiger Durchsicht zu würdigen wissen; es eignet sich vorzüglich zum Unterricht, und möge daher Lehrern und Lernenden bestens empfohlen seyn.

Esenwein, C. H., Elementarbuch der französischen Sprache. 8. broch. 12 gr.

— — premiers élémens de la langue allemande. gr. 8. 6 gr.

Will. Shakspeare's, choicest plays; cont. Romeo and Juliet, Midsummer-Night's Dream, J. Caesar, Macbeth. 8. Velinpap. broch. 12 gr.

Carl Hoffmann in Stuttgart.

So eben ist bey mir erschienen, und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Stieglitz (Christian Ludwig), geschichtliche Entwickelung der Eigenthumsverhältnisse an Wald und Jagd in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Ausbildung der Landeshoheit. Ein Versuch. gr. 8. $20\frac{1}{2}$ Bogen auf Druckpapier. 1 Thlr. 18 gr.

Leipzig, im Oct. 1832.

F. A. Brockhaus.

II. Herabgesetzte Bücherpreise.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Schultes, Dr. *F. A.*, *Briefe über Frankreich*, auf einer Fuſsreise durch das südwestliche Baiern, durch die Schweiz, über Genf, Lyon, Montpellier, Cette, durch die Cevennen über Clermont, Moulins, Nevers nach Paris und über Nancy nach Strasburg. 2 Theile. 8. 1815. (57 Bogen.) Ladenpreis 6 fl. od. $3\frac{1}{3}$ Thlr., herabgesetzt bis Neujahr 1833 auf 2 fl. od. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Landshut, im Sept. 1832.

Krüll'sche Universitäts-Buchhandlung.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

October 1832.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Universitäten-Chronik.

Jena.

Als Fortsetzung des in No. 9 unseres Intelligenzblattes mitgetheilten Berichtes liefern wir die Chronik hiesiger Universität bis zum Monat September, als so weit sie uns mitgetheilt worden.

Am 4 Febr. übernahm Hr. Hofrath und Prof. Dr. *Reinhold* zum ersten Male das Prorectorat, und hielt eine lateinische Antrittsrede: *de vi et fructu amoris litterarum, quo vero et sincero flagrare debeant omnes in Academia litterarum studiosi.*

Unter dem vorhergegangenen Prorectorate des Hn. Geh. Hofraths und Prof. Dr. *Kieser* waren von der Universität überhaupt 147 Studirende abgegangen, worunter 63 Theologen, 51 Juristen, 15 Mediciner und 18 der philosophischen Studien Beflissene. Immatriculirt wurden 138, unter welchen 56 Theologen, 40 Juristen, 21 Mediciner und 21 der philologischen und philosophischen Studien Beflissene waren. Die Gesammtzahl betrug 589, von denen 288 Theologie, 168 die Rechte, 72 Medicin, 61 Philosophie studirten.

Das Prorectorat für das Winterhalbjahr übernahm am 4 August Hr. Hofrath und Prof. Dr. *Fries*. Die von demselben bey dieser Gelegenheit gehaltene deutsche Antrittsrede handelte *von dem Geiste und der Bedeutung der wahren akademischen Freyheit.*

Unter dem vorigen Prorectorate sind von der Universität 155 Studirende abgegangen, worunter 78 Theologen, 73 Juristen, 16 Mediciner und 24 der philosoph. Studien Beflissene. Immatriculirt wurden 163, unter welchen 67 Theologen, 59 Juristen, 18 Mediciner und 19 der philologischen und philosoph. Studien Beflissene waren. Die Gesammtzahl betrug 507, von denen 283 Theologie, 185 die Rechte, 75 Medicin, 54 Philosophie studirten.

I. *Akademische Schriften.*

a) Von dem Professor der Beredsamkeit, Hn. Geh. Hofrath Dr. *Eichstädt* im Namen und Auftrage der Universität:

1) Zur Ankündigung des Sommer-Prorectorats: *Paradoxa quaedam Horatiana* (b. Bran 12 S. 4).

Der Vf. sucht zu erweisen, dass die feine Ironie und die oft schalkhafte Laune, welche man seither nur in Horazens Satiren und Episteln zu finden meinte, nicht selten auch in dessen lyrischen Gedichten anzutreffen sey, und dass mehrere derselben, in denen man seither nur hochfeierlichen Ernst erkannte, aus jenem Gesichtspuncte gefasst und erklärt werden müssen, wenn sie nicht des Dichters unwürdig erscheinen sollen. Diess zeigt der Vf. an der 20sten Ode des zweyten Buches, in welcher Horaz seine Verwandelung in einen Schwan (Apotheose!) auf eine scherzhafte Weise besingt.

2) Zur Ankündigung der Sommer-Vorlesungen: *De poesi culinaria Comment. III* (b. Bran 17 S. 4).

3) Zur Ankündigung der zum Andenken der Augsburgischen Confession von Hn. *Adolph Facius*, Candid. des Predigtamtes aus Weimar, am 30 Mai gehaltenen Lynckerschen Stipendiatenrede: *De poesi culinaria Comment. IV* (b. Bran, 16 S. 4).

Beide Programme enthalten eine fortgesetzte Erläuterung des in den *Epistol. obscurorum virorum* befindlichen, unter dem Namen *Philipp Schlauraff* wahrscheinlich (wie hier gezeigt wird) von *Phil. Melanchthon* (*Schwarzerd*) verfertigten *Carmen itinerarium.*

4) Zur Ankündigung des Winter-Prorectorats: *Paradoxa quaedam Horatiana. Part. II* (b. Bran 12 S. 4).

Aus demselben oben angedeuteten Gesichtspunct wird die 4te Ode des zweyten Buches erklärt, in welcher die Interpreten eine ernstliche Ermahnung an Horazens Freund (der

hier *Xanthias Phoceus* genannt wird) gefunden haben, seine Sklavin rechtlich zu ehelichen, damit *gener* und Aehnliches ganz eigentlich verstanden werde. Der Vf. nimmt die ganze Ode für eine feine Zurechtweisung des verliebten Freundes, und warnt wiederholt, den zarten Duft der Ironie, der auf so vielen Werken des Venusiners liegt, nicht durch einen zur Unzeit angebrachten Ernst zu zerstören.

5) Zur Ankündigung der Winter-Vorlesungen erläutert das dem Lectionskataloge vorausgeschickte Proömium das in *Brunck. Anal. Tom. III. p.* 325 befindliche Räthsel: μὴ λέγε u. s. w. (b. Bran 19 S. 4).

b) Theologische Festprogramme.

Die gewöhnlichen Oster- und Pfingst-Programme sollen nachgeliefert werden.

II. *Promotionen, Disputationen und darauf vorbereitende Programme.*

1) In der *theologischen Facultät*: Am 4 Februar wurden unter dem Decanate des Hrn. Kirchenrath Dr. *Hoffmann* der evangelische Pfarrer, Hr. *Johann Heinrich Ludwig Schröder* zu Thorn, und der Missionsprediger Hr. *Anton Gerlach*, ebendaselbst, *per diploma* zu Doctoren der Theologie promovirt, nach Einreichung schriftlicher Arbeiten, welche nachher im Druck erschienen sind: *J. H. L. Schröder, dissert. philosophico-theologica de incomprehensibilitate Dei.* (Stratioburgi 1832. 130 S. 8.) *A. Gerlach, dissert. theolog. de malo.* (Stratiob. 1832. 76 S. 8.)

Am 22 Febr. vertheidigte öffentlich Hr. *Johann August Gottfried Hoffmann* aus Pössneck, Philos. Dr. und Theol. Baccal., *pro venia legendi* seine *dissert. introductionem in librum Danielis exhibens* (Pössneck, b. Vogler 70 S. 8.), und hielt sodann am 3 März seine theologische Probevorlesung über 1 Cor. 15, 35 — 50.

Am 29 Febr. erwarb sich dasselbe Recht Hr. *Friedrich Carl Meier* aus Schaumburg-Lippe, Philos. Dr. und Theol. Baccal., durch Vertheidigung seiner Dissert.: *Notiones veterum Hebraeorum de rebus post mortem futuris, scriptis V. T. comprobatae* (Jena, b. Frommann, 35 S. 8.), und hielt sodann seine theologische Probevorlesung am 27 März über die wichtigsten Umstände, welche die Kirchenverbesserung des 16 Jahrhunderts herbeyführten.

Am 16 April hielt Hr. Dr. *Carl August Hase* seine Antrittsrede als Prof. theol. extraord. *de studio juris ecclesiastici recte instituendo*; er hatte zu dieser Feierlichkeit durch ein Programm eingeladen: *de jure ecclesiastico commentarii historici, libri I. partic. II.* (Leipzig b. Hartmann 102 S. 8.)

Am 4 Juli wurde Hr. *Johann Gustav Stickel*, Phil. Dr., Baccal. und ausserordentl. Professor der Theologie, öffentlich zum Licentiaten, und unmittelbar darauf zum Doctor der Theologie promovirt, nach vorhergegangener Vertheidigung seiner *Commentatio philologico-historico-critica in locum Jobi celeberrimum c. 19. v. 25 — 27* (Jena, b. Schreiber, 115 S. 8). Eingeladen hatte zu dieser Feierlichkeit der zeitige Decan, Hr. Geh. K. R. Dr. *Schott*, durch ein Programm: *De iis, quae maxime observanda sint in explicanda Pauli de Anti-Christo doctrina* (Jena, b. Schreiber, 16 S. 4).

Am 17 Juli vertheidigte Hr. *Conrad Maximilian Kirchner* aus Frankfurt a. M., Philos. Dr. und Theol. Baccal., öffentlich *pro venia legendi* seine *Comment. de Montanistis Spec. I* (Jena, b. Frommann, 31 S. 8.), und hielt am 23 Juli seine öffentliche Probevorlesung über die Geschichte des ältesten Chiliasmus.

2) In der *juristischen Facultät* hielt am 19 März Hr. Oberappellationsgerichtsrath und Prof. Dr. *Francke* seine Antrittsrede, zu welcher er durch ein Programm: *Observationum de jure legatorum et fideicommissorum Sectio I* (Jena, b. Cröcker, 16 S. 4.) eingeladen, und erlangte dadurch Sitz und Stimme in der Facultät.

Am 14 April ertheilte die Facultät dem Probsteygerichts-Actuar Hn. *Carl Moritz Semmel* aus Gera, zu Leipzig, auf die von ihm eingereichten Probeschriften, in Abwesenheit die juristische Doctorwürde.

Mittelst höchster Rescripte d. d. Weimar 1 Mai und Gotha 17 April wurden die bisherigen Privatdocenten Hr. Dr. *Reinhold Schmidt* und Hr. Dr. *Gustav Asverus* zu ausserordentlichen Professoren des Rechts ernannt.

3) In der *medicinischen Facultät* wurde, unter dem Decanat des Hn. Geh. Hofrath Dr. *Kieser*, Hr. *Gustav Albert Adolph Wahl* aus Frankenhausen im Schwarzburg-Rudolstädtischen, nach Vertheidigung seiner *Dissertatio inaug. medica exhibens exemplum syphilidis larvatae inveteratae* (Jena, b. Schreiber 18 S. 4.), zum Doctor der Medicin und Chirurgie creirt.

Am 29 März hielt Hr. Prof. extraord. Dr. *Jonathan Carl Zenker* seine Antrittsrede: *De commendando patriae naturae studio.* Das Einladungs-Programm dazu handelt *de Gammeri Pulicis Fabr. historia naturali atque sanguinis circulatione* (Jena, b. Mauke 28 S. 4. mit 1 Kupfertafel).

Am 28 April vertheidigte Hr. *Franz Gustav Hase*, aus Steinbach, seine Dissertation: *De vitae principiis* (Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel, 14 S. 4.), und erhielt darauf die medicinische und chirurgische Doctorwürde.

Am 1 Mai wurde dieselbe Würde Hn. *Anton Franz Friedrich Joseph Rougemont*, Compagnie-Chirurgus bey der 7 k. preuss. Artille-

riebrigade in Cöln am Rhein, *in abſentia* ertheilt.

Am 22 Mai hielt Hr. Prof. Dr. *Friedrich Wilhelm Theile* ſeine Antrittsrede als auſserordentl. Profeſſor der Medicin: *De Anthropologia populari medica*, zu welcher er durch ein Programm: *De vario detractionis ſanguinis generalis et localis effectu* (Jena, b. Frommann 8 S. 4.) eingeladen hatte.

Am 28 Mai erhielt die medicinisch-chirurgische Doctorwürde Hr. *Ferdinand Födiſch* aus Mühltroff im Voigtlande, nach öffentlicher Vertheidigung ſeiner Diſſertation: *De morboſa ſanguinis temperatione, inprimis in chloroſi, hyſteria et pneumonia inquiſitionibus chemicis indicata et de ferri devorati in ſanguinem tranſitu experimentis comprobato* (Jena, b. Schlotter 36 S. 4).

Am 4 Juni Hr. *Ignatius Franz Xaver Schöman* aus Jena, nach Vertheidigung ſeiner Diſſertation: *De tumore cranii recens natorum ſanguineo* (Jena b. Frommann, 29 S. 8).

Am 14 Jun. habilitirte ſich Hr. Dr. med. und chirurg. *Johann Gottfried Macarius von Rein*, als Privatdocent in der mediciniſchen Facultät durch eine vor verſammelter Facultät gehaltene Vorleſung über die Pathologie und Therapie der Dyſenterie.

4) In der *philoſophiſchen Facultät* wurden, unter dem Decanat des Hn. Hofrath *Hand*, zu *Doctoren der Philoſophie* promovirt, nachdem ſie theils durch eingereichte Probeſchriften, theils durch beſtandenes Examen, den Statuten Genüge geleiſtet: den 24 Febr. Hr. *Ernſt Hermann Schröder* aus Greiz; den 2 März Hr. *Hermann Schlegel*, Aufſeher über das naturhiſt. Muſeum in Leyden, Verfaſſer mehrerer Schriften; den 8 März Hr. *Robert Lenz* aus Reval; den 21 März Hr. *Albert Bohnſtedt*, Lehrer an der königl. Gewerbſchule in Berlin; den 21 März Hr. *Carl Eduard Förſtemann*, Secretär bey der Bibliothek zu Halle, Verfaſſer mehrerer wohlaufgenommener Schriften; den 21 März Hr. *Wilhelm Carl Ferdinand Rinne*, Lehrer am katholiſchen Gymnaſium zu Erfurt; den 8 April Hr. *Georg Friedrich Wach*, Director der Gewerbſchule zu Bielefeld, Verfaſſer gedruckter Abhandlungen; den 13 April Hr. *Anton Ludwig Garthoff*; den 28 April Hr. *Philipp Jacob Schönwetter*; den 28 April Hr. *Bernhard Göbeler* aus Freyenwalde; den 22 Mai Hr. *Nikolaus Mohr* aus Holſtein; den 30 Mai Hr. *Carl Bouterwek* aus Tennewitz; den 4 Jun. Hr. *Victor Friedrich Leopold Jacobi*, aus Pempelfort; den 9 Jun. Hr. *Conſtantin Ackermann*, Archidiakonus zu Jena, *honoris cauſſa*; den 18 Jun. Hr. *Eduard Tanneberg*, Baccal. jur. in Leipzig; den 30 Jun. Hr. *Ernſt Hofmann*, aus Lievland; den 2 Aug. Hr. *Alexander von Scherer* aus Petersburg; den 30 Aug. Hr. *Eduard von Muralt* aus der Schweiz.

Die Würde eines *Magiſters der freyen Künſte* und das Recht, philoſophiſche Vorleſungen zu halten, erlangten: am 2 Mai Hr. Dr. *Carl Guſtav Schüler*, nach öffentl. Vertheid. ſeiner Diſſertation: *De ferro ochraceo viridi*, und Hr. Dr. *Ernſt Sigismund Mirbt*, welcher ſeine Diſſertation *de philoſophorum controverſia e variis philoſophandi modis exorta*, den 23 Mai öffentlich vertheidigte. Zu dieſen beiden Promotionen lud der derzeitige Decan, Hr. Hofrath *Hand*, durch zwey Programme ein: *Annotationes in Euripidis Iphigeniam Tauricam. Part. I et II.*

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodiſche Schriften.

So eben iſt bey *Franz Varrentrapp* in Frankfurt a. M. erſchienen:

Dr. *A. Elias von Siebold's Journal für Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinder-Krankheiten.* Herausgegeben von *Ed. Casp. Jac. v. Siebold*, Dr. der Phil., Med. und Chirurgie, Prof. an der kurf. heſſ. Univerſ. zu Marburg, Direct. der Entbindungsanſtalt und Hebammenlehrer daſelbſt. Zwölften Bandes zweytes Stück. Mit einer Tabelle. gr. 8. broch. 1 Thlr. 6 gr.

Die früheren *Bände I — X*, à 3 *Stücke*, ſind von 44 Thlr. 14 gr. *auf* 14 *Thlr.* 21 *gr. herabgeſetzt*, und durch jede ſolide Buchhandlung zu beziehen.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

So eben iſt im Verlage des Unterzeichneten erſchienen:

Klopſtock's Oden und Elegieen, mit erklärenden Anmerkungen und einer Einleitung von dem Leben und Schriften des Dichters. Von *C. F. R. Vetterlein.* 3 Bände. *Unveränderte wohlfeilere Ausgabe.* gr. 8. 1833. 2 Thlr. (ſonſt 4 Thlr.)

Raspe, G. C. H., de Eupolidis Δημοις ac Πολεσιν. Commentatio de ſententia Decanorum Academiae Roſtochienſis maxime ſpectabilium praemio ornata. gr. 8. 1832. 15 gr.

Wolf's, F. A., Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft, nebſt einer Auswahl ſeiner kleinen Schriften; und literariſchen Zugaben zu

dessen Vorlesungen über die Alterthumswissenschaft, herausgegeben von Dr. *S. F. W. Hoffmann.* Mit *Wolf's* Bildniss. gr. 8. 1833. 1 Thlr. 18 gr.

F. A. Wolf's Bildniss. Auf schönem Schweizerpapier. 8 gr.

Leipzig, den 1 Oct. 1832.

August Lehnhold.

Penelope.

Taschenbuch für das Jahr 1833. Herausgegeben von *Th. Hell.* 22r Jahrgang. Mit 8 Kupfer- und Stahl-Stichen nach *Schiavoni, Ender, Retsch* u. s. w., gestochen von *John, Frz. Stöber, Fleischmann, Beyer, Höfel, F. Wagner.* 16. In gepressten Umschlag mit Goldschnitt geb. 1 Thlr. 16 gr. oder 3 fl. rheinl. Leipzig, *J. C. Hinrichs'sche* Buchhandlung.

Inhalt: Apollonia, von *Th. Hell.* Bilderchronik der theatralischen Zeiterscheinungen. Das Gewissen von *v. Wachsmann.* Der Schleier der Königin, von *F. v. Heyden.* Spatolino, von *Th. Hell.* Jakobea von Holland, von *Carl von Glumen.* Unglückliche Liebe, von *Leop. Schefer.* — Gedichte von *Castelli, Gr. Blankensee, Tiedge, von Deuern.*

Die Jahrgänge von 1825 — 1830 incl. sind einzeln auf 18 gr., zusammengenommen auf 4 Thlr. herabgesetzt. — Dieses wohlbekannte und im Verhältniss wohlfeileste Taschenbuch ist jetzt zu haben in allen Buchhandlungen.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1833.

Mit *Dannecker's* Bildniss und sechs Stahlstichen nach französischen Gemälden.

16. Auf feinem Velinpapier. Mit Goldschnitt geb. 2 Thlr.

Inhalt: I. *Wilhelmine.* Eine Erzählung in Briefen. II. *Idus.* Novelle von *Posgaru.* III. *Die Ahnenprobe.* Novelle von *Ludw. Tieck.* IV. *Der bleiche Ritter.* Erzählung von *A. Oehlenschläger.*

Dannecker's sehr ähnliches Bildniss kostet in erlesenen Abdrücken in gr. 4. 8 Gr. Die früheren Jahrgänge der Urania bis 1829 sind sämmtlich vergriffen; der Jahrgang 1830 kostet 2 Thlr. 6 gr., 1831 und 1832 jeder 2 Thlr.

Leipzig, im Oct. 1832.

F. A. Brockhaus.

Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage im October-Hefte der J. A. L. Z. und in den Ergänzungsblättern von No. 73 — 80 Schriften recensirt worden sind.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummern des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt. Der Beysatz E. B. bezeichnet die Ergänzungsblätter.)

Adler in Rostock E. B. 78.
Anton in Halle 181.
Arnold in Dresden u. Leipzig 189. E. B. 78 (2).
Aue in Altona E. B. 78.
Bachem in Köln E. B. 78 (2).
Barth in Leipzig E. B. 74.
Baumgärtner in Leipzig 197.
Becker in Würzburg E. B. 78.
Bornträger in Königsberg E. B. 78 (2).
Braun in Carlsruhe E. B. 78.
Brönner in Frankfurt a. M. 200.
Busch in Altona E. B. 77.
Cnobloch in Leipzig 198. 199.
Creutz'sche Buchh. in Magdeburg E. B. 78.
Engelmann in Leipzig 185. E. B. 77.
Enslin in Berlin 193. 194. E. B. 76. 78 (2).
Ferber in Giessen 186.
Fest in Leipzig E. B. 76.
Freystatzkys Wittwe in Ratzeburg E. B. 75.
Fröhlich u. Comp. in Berlin 188.
Groos in Freyburg 188. E. B. 75.
Günter in Glogau 190.
Hahn in Hannover 183. 194.
Hallberger in Stuttgart E. B. 76. 80.
Hartmann in Leipzig 186 (2). 200. E. B. 76. 78 (2).
Heinrichshofen in Magdeburg E. B. 79. 80.
Hendess in Cöslin E. B. 77. 79. 80.
Heyder in Erlangen E. B. 78.
Heyer in Giessen 190.
Hinrichs in Leipzig 181.
Hirschwald in Berlin E. B. 74.
Hölscher in Coblenz 199.
Hoffmann u. Campe in Hamburg E. B. 78.
Kaiser in Bremen 192 (3).
Klein in Leipzig 196.
Kobitzschens Erben in Magdeburg 192.
Krieger in Kassel E. B. 80 (2).
Langewiesche in Iserlohe 194.
Leske in Darmstadt 195.
Löflund u. Sohn in Stuttgart 191.
Luchtmans in Leiden E. B. 77.
Mayer in Aachen u. Leipzig E. B. 78.
Meyersche Hofbuchh. in Lemgo 200.
Mittler in Berlin u. Posen 189. 195. E. B. 78.
Morin in Stettin E. B. 78.
Nast in Ludwigsburg 187.
Nauck in Leipzig E. B. 77.
Oehmigke in Berlin E. B. 79. 80.
Palm u. Enke in Erlangen E. B. 75.
Pelz in Breslau 196 (2).
Riegel in Potsdam 187.
Riegel u. Wiessner in Nürnberg E. B. 78.
Rubach in Magdeburg 198. E. B. 78.
Rücker in Berlin 183. E. B. 78.
Schlesinger in Berlin E. B. 76.
Schwan u. Götze in Mannheim E. B. 77.
v. Seidel in Sulzbach 190. E. B. 73 (2). 78.
Steinkopf in Stuttgart 182. 183. 200 E. B. 78.
Strecker in Würzburg E. B. 78.
Tenon in Paris 188.
Unzer in Königsberg 191. 192.
Vandenhöck u. Ruprecht in Göttingen 190. 196. 197.
Verlags-Comptoir in Braunschweig E. B. 78.
Wagner in Inspruck 197.
Wagner in Neustadt a. d. O. 189. 192. E. B. 75. 80.
Wallis in Constanz 199.
Wallishausser in Wien 184. 185.
Weidemann in Merseburg 182.
Wolbrecht in Leipzig 188. E. B. 75.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

THEOLOGIE.

1) SULZBACH, in d. Seidel'ſchen Buchhandlung: *Evangeliſche Schullehrer-Bibel.* In Verbindung mit einigen evangeliſchen Geiſtlichen herausgegeben von *Chriſtian Philipp Heinrich Brandt*, Decan und erſtem Pfarrer in Windsbach. *Neuen Teſtamentes dritter Theil*, enthaltend die zwey Briefe Petri, die drey Briefe Johannis, den Brief Jacobi und den Brief Judä. 1831. Nebſt 2 Charten der im N. T. vorkommenden Länder.

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1831. No. 143.]

2) Ebendaſelbſt: *Erklärung der Offenbarung Johannis.* Eine Zugabe zur evangeliſchen Schullehrer-Bibel, von M. *Auguſt Oſiander*, Pfarrer zu Münklingen im Königreich Würtemberg. 1831. Zuſammen von S. 653 bis 708. 8. (9 gr.)

Die Methode dieſes brauchbaren Werks bleibt dieſelbe, wie in den vorigen Theilen. Vor jedem Schriftbuch wird der Vf. deſſelben genannt, und die Umſtände, unter welchen er geſchrieben, als Einleitung kurz angezeigt. Vor jedem Capitel ſteht eine kurze Inhaltsanzeige. Die Erklärung des Textes folgt entweder durch Umſchreibung oder durch richtigere Ueberſetzung als die von Luther.

In dem 1 Cap. des *erſten Briefs Petri*, womit dieſe Fortſetzung beginnt, iſt nicht angeführt, daſs Petrus ſo viel als Fels bedeute, und daſs ihm Jeſus wegen ſeiner feſten Ueberzeugung von ſeiner Meſſiaswürde entweder dieſen Namen zuerſt gegeben, oder, wenn er denſelben ſchon gehabt, ſeinem eigentlichen Namen vorgezogen habe, Joh. 1, 43. Matth. 16, 18. Nach Joh. 1, 42 hieſs er Simon. Daſs Petrus der Verfaſſer dieſes Buchs ſey, wird von den Herausgebern angenommen, weil es aus dem vielfältigen Zeugniſſe der Alten deutlich erhellt. *Euſeb. hiſt. eccleſ.* 3, 25. 39. *Irenaeus c. haereſ.* 4, 9. Das παρεπίδημος laſſen viele in der Bedeutung gelten, in welcher es gewöhnlich vorkommt, und einen Menſchen bezeichnet, der ſich irgendwo als ein Fremdling aufhält, und verſtehen darunter theils lauter geborne, theils mit gebornen Heiden vermiſchte Juden. So behaupten auch hier die Herausgeber, daſs die Chriſten, denen der Apoſtel dieſen Brief zunächſt beſtimmte, nach Cap. 1, 1 Judenchriſten ſeyen, welche in heidniſchen Ländern, namentlich in mehreren Landſchaften Klein-Aſiens, zerſtreut lebten. Doch bezieht ſich der Inhalt dieſes Briefs nicht bloſs auf geborne Juden, und geborne Heiden konnten nicht den Namen παρεπίδημοι führen, denn ſie waren aller Wahrſcheinlichkeit nach in den genannten Ländern anſäſſig. Vielmehr ſcheint dieſes Wort hier ſo viel zu bedeuten als Proſelyten, Judengenoſſen, weil die Juden ihre Glaubensgenoſſen aus dem Heidenthum גֵּרִים, *Fremdlinge*, zu nennen pflegten. Der Inhalt ſowohl des 1 als des 2 dieſer Briefe bezieht ſich nur auf unbeſchnittene Judengenoſſen, oder auf Heiden, die, ohne Annahme der Beſchneidung und des levitiſchen Geſetzes, den einzigen wahren Gott allein verehrten, und die Moſaiſche Religion für göttlich hielten. Und Menſchen, welche ſchon vor ihrem Uebertritt zum Chriſtenthum dieſe Religion hochgeſchätzt und für eine vom Himmel abſtammende Religion erkannt hatten, und die von den Anhängern des Moſaiſchen Geſetzes durch die Behauptung in Unruhe geſetzt wurden, ſie könnten ohne die Annahme der Beſchneidung nicht in das Reich Gottes eingehen, hatten dieſe Verſicherung nöthiger, als Heiden, welche geradezu dem Bekenntniſs des Chriſtenthums beygetreten waren, und ſelbſt auf das Anſehn jüdiſcher Religionseiferer wenig achteten. Auch die Worte (Cap. 1, 1 des 2 Briefs): „die mit uns eben denſelben theueren Glauben überkommen haben", würden nicht bedeutend ſeyn, wenn kein einziger Grund vorhanden geweſen wäre, den Glauben derer, an welche Petrus ſchrieb, dem Glauben der gebornen Juden nachzuſetzen. Gleichwohl waren die Leſer des zweyten Briefs, der, wie ſich aus 2 Petr. 3, 1 ergiebt, an eben dieſelben Perſonen, wie der erſte, geſchrieben iſt, Leſer der altteſtamentlichen Schriften, mithin ſchwerlich bloſse Heiden. Dieſer Brief iſt als ein Schreiben, welches eine Gemeinde an die andere zu überſenden hatte, zu betrachten, und den Zweck deſſelben hat Petrus (Cap. 5, 12) ſelbſt angegeben, nämlich die Leſer zur Tugendübung zu ermahnen, und ſie zu verſichern, daſs die Lehre, welche ſie bisher bekannt hätten, die wahre Lehre Gottes ſey. Die Ermahnungen des Apoſtels ſind zerſtreut aufgeführt, und ſeine Verſicherung, daſs die Leſer ſeines Sendſchreibens die wahre Lehre von Gott und göttlichen Dingen beſitzen, iſt an die Lobpreiſung Gottes und an die ertheilten Ermahnungen geknüpft. Biswei-

len ist die mit Luthers Uebersetzung vorgenommene Verbesserung nicht gelungen, jene dagegen den exegetischen Grundsätzen gemäßer und folglich beyzubehalten. So lautet (1 Petr. 1, 1. 2) Luthers Uebersetzung: „Petrus, ein Apostel Jesu Christi, den erwählten Fremdlingen hin und her, in Ponto u. s. w. Nach der Vorsehung Gottes des Vaters, durch die Heiligung des Geistes, zum Gehorsam und zur Besprengung des Blutes Jesu Christi." In der vorliegenden Uebersetzung heisst es aber: „Petrus, ein Apostel Jesu Christi, den zerstreuten Fremdlingen in Pontus u. s. w., welche nach der Vorerkenntniss Gottes des Vaters auserwählt sind durch die Heiligung des Geistes zum Gehorsam und zur Besprengung mit dem Blute Jesu Christi." Hier ist ἐκλεκτὸς durch *zerstreut* erklärt, es bedeutet aber einen Auserwählten, d. i. einen, welcher durch reine Religionserkenntniss ein wahrer Verehrer Gottes geworden ist, und sich also von denen unterscheidet, die es nicht sind." Bekanntlich ist diese Benennung der Christen aus dem A. T. entlehnt, wo (z. B. Jes. 65, 9) die Israeliten בְּחִירִים, ἐκλεκτοὶ, Erwählte, genannt werden. πρόγνωσις ist von Luther durch Vorsehung und von den Herausgebern durch Vorerkenntniss übersetzt; das erste scheint hier ebenfalls noch deutlicher ausgedrückt zu seyn, weil es sich auf ἐκλεκτοῖς bezieht, und πρόγνωσις so viel bedeutet als Vorherwissen, Bestimmung, Rath, Entschluss. V. 24. Denn alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit der Menschen, wie des Grases Blume. In diesem Verse ist zwar σὰρξ durch *Mensch* deutlicher übersetzt, allein das ihm hinzugefügte Beywort *unwiedergeborne*, nämlich Menschen, ist völlig überflüssig, und verhindert die richtige Auflösung des mitgetheilten Gedankens; es ist hier nicht das geistige, sondern das leibliche Leben des Menschen gemeint. Der Apostel hat die hier angestellte richtige Vergleichung aus Jes. 40, 6 entlehnt. Cap. 2, 2: Und seyd begierig nach der vernünftigen lauteren Milch, als die jetzt gebornen Kindlein, auf dass ihr durch dieselbe zunehmet. Dieser Vers ist nicht vollständig erläutert, indem bloss gesagt ist: seyd begierig nach der unverfälschten Milch des Wortes, und wachset zur Seligkeit. Der Sinn dieser Worte ist: Und nehmet mit einem so grossen Verlangen, als neugeborne Kinder nach der Milch der Mutter haben, den ächten und leicht zu verstehenden Unterricht des Christenthums zu frommer Gesinnung und zu heiligem Wandel an. Es wird hier das Verlangen, welches die Christen nach dem Unterrichte der Lehre Jesu haben sollen, in Ansehung der Stärke, mit dem Verlangen der neugebornen Kinder nach der Muttermilch, und der Unterricht des Christenthums zu einem tugendhaften Lebenswandel in Hinsicht seiner Verständlichkeit mit der Muttermilch verglichen, welche für das Kind diejenige Nahrung ist, die es am besten verdauen kann.

Für die Aechtheit des *zweyten Briefs Petri* ist hier nur Ein Grund, anstatt aller übrigen, angegeben, nämlich dieser: dass es ganz undenkbar sey, wie der Vf. dieses Briefs ein Anderer seyn könne, als Petrus, indem er sich (Cap. 1, 1 und 16—18) selbst so nenne. Als ein besonderer Grund verdient indessen angeführt zu werden, dass der Sündfluth, welche doch sonst in den Briefen der Apostel nicht das Alltägliche ist, in beiden Sendschreiben ausdrücklich Erwähnung geschieht, und zwar jedesmal mit dem zur Absicht des Schriftstellers sehr wohl entbehrlichen Umstande, dass acht Personen gerettet worden wären (1 Petr. 3, 20. 2 Petr. 2, 5). Ferner der Vf. des ersten Briefs hatte den Brief Pauli an die Römer gelesen, der Vf. des zweyten behauptet nicht weniger, dass er denselben gelesen habe; und indem sonst kein neutestamentlicher Schriftsteller namentlich auf den anderen sich beruft, so gehört auch dieser Umstand zu dem Charakteristischen dieses Briefs. Zwar ist nicht zu leugnen, dass die Schreibart desselben, besonders in dem zweyten Capitel, von der in dem ersten Briefe etwas unterschieden ist; aber dieser Unterschied ist noch kein Beweis, dass man beiden Briefen auch zwey Verfasser beylegen müsse, weil man aus einem einzigen Briefe die Schreibart eines Mannes noch nicht genau kennen lernen kann. Auch in der Ordnung des Vortrags sind sich diese Briefe gleich, weil der Zweck derselben am Ende eines jeden angegeben ist. Bey den zwey schwierigen Stellen 2 Petr. 2, V. 15. 16, aus welchen das Hauptargument gegen die Aechtheit des zweyten Briefs hergenommen wird, ist nicht gesagt, wie in dem letzten Verse die Worte zu verstehen sind: „das stumme, lastbare Thier redete mit Menschenstimme, und wehrte des Propheten Thorheit." Bekanntlich wird die Erzählung von Bileams redender Eselin verschiedentlich erklärt. Vielleicht läst sich dieses Ereigniss so erklären: Dieses Thier wurde auf seinem Wege schüchtern gemacht, es sprang aus dem Wege, und wollte sich nicht mehr lenken lassen. Darüber gerieth Bileam in Zorn und schlug die Eselin. Sie blieb still stehen, weil sie ein Gegenstand furchtsam machte, und Bileam sah ein, dass sie nicht aus Widersetzlichkeit, sondern aus Furcht nicht weiter gehen wollte; indem sie aber eine solche Schüchternheit noch nie gezeigt hatte, wurde er noch aufgebrachter; und da er es für unmöglich hielt, seine Reise fortzusetzen, so erkannte und fühlte er sein böses Vorhaben, und auf einmal entschloss er sich, von demselben abzustehen.

In der Einleitung zu den *drey Briefen Johannis* wird mit Recht behauptet, dass diese Briefe einen und ebendenselben Vf. haben, und dass sich diess schon aus der Schreibart, wodurch sich dieser Mann, der auch das Evangelium schrieb, sehr kenntlich macht, ergebe. Die Benennung eines Briefs hat man wohl dieser Schrift in neueren Zeiten zuweilen streitig machen wollen, weil es wahr ist, dass sie nicht die äussere Form eines apostolischen Briefs hat, dass der gewöhnliche Gruss im Anfange fehlt, und das Ganze sich auch nicht mit einem Grusse schliesst. Allein es werden doch bestimmte Personen angeredet, und der Apostel geht in seinem Briefstile von einem Gegenstande zum anderen über. Eben so wahr ist die Behauptung der Herausgeber, dass der erste dieser Briefe gegen Irrlehrer, welche zur Zeit der Apostel aufgestanden wa-

ren, gerichtet iſt, wobey noch bemerkt ſeyn ſollte, daſs dieſe Irrlehrer in dem Kreiſe von Chriſten, an welche Johannes ſchrieb, Beyfall fanden; vor dieſen will er ſeine Leſer warnen, und zur beharrlichen Anhänglichkeit an die ächte chriſtliche Lehre ermuntern. Nach dem 9 V. im 2 Cap. ſcheinen dieſe Irrlehrer Chriſten geweſen zu ſeyn, aber die Kirche derſelben verlaſſen zu haben. Daſs Jeſus der Chriſtus ſey, leugneten ſie in der Glaubenslehre, und in der Sittenlehre ſtellten ſie die Behauptung auf, daſs Sünde nichts Unſittliches ſey; auch gaben ſie Unduldſamkeit und Härte gegen die Chriſten zu erkennen. Daher eifert der Apoſtel gegen dieſes ungöttliche Weſen, und ſetzt die Lehre, daſs Jeſus göttliche Hoheit und Meſſiaswürde beſitze, als die Grundwahrheit des Chriſtenthums der Irrlehre jener Abtrünnigen entgegen. Den Ort, wo dieſes Sendſchreiben abgefaſst worden iſt, findet man hier nicht angegeben. Uebrigens glaubt man, der Vf. habe es ebendenſelben Chriſten in Kleinaſien gewidmet, an welche ſich der Apoſtel Petrus, zu Folge des 1 Cap. in ſeinem 1 Briefe, mit ſeinem Sendſchreiben wandte. — Wenn Johannes dieſen Brief mit den Worten anfängt: „Das da vom Anfang war, das wir gehört haben, das wir geſehen haben mit unſeren Augen, das wir beſchaut und das unſere Hände betaſtet haben, vom Worte des Lebens", ſo beruft er ſich auf ſeinen perſönlichen Umgang mit Jeſu, um ſeine Glaubwürdigkeit zu empfehlen. Die Herausgeber hingegen berufen ſich auch auf die Genoſſen des Verfaſſers; auſserdem beziehen ſie die Worte: „das vom Anfang war" auf den Anfang des Evangeliums Johannis, und glauben vielleicht, daſs hier von der Ewigkeit des Wortes oder des Sprechers die Rede ſey; weil jedoch dasjenige, was ewig iſt, gar keinen Anfang hat, ſo gewinnt es beynahe das Anſehen, als ob man ſich nicht ganz richtig ausdrücke, wenn man, um zu behaupten, Gott offenbare ſein Daſeyn und Wirken von Ewigkeit her, ſagen wollte: er ſey von Anfang an geweſen; das Hülfszeitwort *ſeyn* hat in der Bibelſprache auch die Bedeutung von *geſchehen, ſich zutragen, ereignen* (Matth. 24, 3 εἰπὲ ἡμῖν, πότε ταῦτα ἔσται). Der Ausdruck: „Was von Anfang an ſich zutrug" enthält einen natürlichen Sinn. Die Schluſsworte dieſes Verſes: *vom Worte des Lebens*, ſind ſo erläutert: „Das Wort des Lebens iſt Jeſus, weil in ihm vermöge ſeiner perſönlichen Vereinigung mit dem zweyten Weſen in der Gottheit das göttliche unerſchaffene Leben iſt, das Leben in Wahrheit und Liebe." Kürzer gefaſst, iſt der λόγος als ein beglückender Lehrer zu verſtehen.

Die Einleitung in den *Brief Jacobi* beſchäftigt ſich zu weitläuftig mit der Behauptung, daſs der Vf. dieſes Briefs ein Bruder des Herrn geweſen ſey, und ſchon der Anfang dieſer Einleitung erregt einige Bedenklichkeit, indem es heiſst: „Es iſt die herrſchende Ueberlieferung der Kirche der erſten Jahrhunderte, daſs der Brief, den wir jetzt vor uns haben, von Jacobus, dem Bruder des Herrn, dem erſten Biſchof der Gemeine zu Jeruſalem und Märtyrer, kurz vor der Zerſtörung der Stadt, geſchrieben worden ſey. Namentlich ſagt dieſs ſehr beſtimmt der berühmte Kirchengeſchichtſchreiber Euſebius, und es iſt kein Grund vorhanden, ſeine Nachricht in Zweifel zu ziehen." Allein über das kanoniſche Anſehn dieſes Briefs ſind nicht nur die Meinungen der Alten, ſondern auch der neueren Schriftausleger ſehr getheilt. In den früheſten Zeiten wurde daſſelbe nicht allgemein anerkannt. Schon Euſebius ſagt das in dem 25 Cap. des 3 B. ſeiner Kirchengeſchichte, wo er die Schriften des N. T., im Allgemeinen angenommen, in ſolche, denen viele widerſprechen, und in falſche, untergeſchobene, eintheilt; er rechnet dieſen Brief zu denen, welchen widerſprochen wird, die aber doch von den meiſten für ächt gehalten werden. Nur zur Zeit des Hieronymus hatte er ein gröſseres Anſehn. Gleichwohl geſchieht dieſem Sendſchreiben von Seiten des Euſebius aus bloſser Uebereilung offenbares Unrecht, indem nicht nur in der alten ſyriſchen Ueberſetzung, ſondern auch von mehreren ſyriſchen Schriftſtellern die Aechtheit deſſelben angenommen wird. Es findet ſich in dieſem Briefe keine Spur von Unächtheit; denn weder in Anſehung des Inhalts noch der Schreibart iſt etwas vorhanden, was nicht unfehlbar von Jacobus, entweder dem Bruder Jeſu (Matth. 13, 55), oder von einem der beiden Apoſtel, die den Namen Jacobus führten, wovon der eine ein Sohn des Zebedäus und Bruder des Johannes (Matth. 10, 2), und der andere ein Sohn des Alphäus und der Maria war (Matth. 10, 3), ſeyn könnte. Der vermeinte Widerſpruch des 2 Cap. gegen die Lehre Pauli in ſeinem Briefe an die Römer war vielleicht bloſs die Urſache, um derenwillen die Aechtheit des Briefs Jacobi in Zweifel gezogen wurde. Daſs er mehr chriſtliche Sitten - als Glaubens - Lehre enthält, das macht ihn keinesweges verwerflich. Zwar wurde er von Luther ein ſtrohener Brief genannt, aber es geſchah dieſs nur aus Uebereilung, weil er gewiſſe wahre und beſonders anſprechende Lehren nicht darin vorfand; vielleicht hatte ihm das nicht völlige Verſtehen des 14. 15 und 16 V. im 5 Cap., woraus man die Lehre von der Beichte und der letzten Oelung hernahm, eine Abneigung gegen denſelben eingeflöſst. Das Wenige, was dieſes Sendſchreiben in Beziehung auf Glaubenslehre in ſich faſst, iſt ein bloſser Anhang zu den Ermahnungen, die darin gegeben ſind; dieſe aber ſind nicht nach einer genauen Ordnung vorgetragen, ſondern ſie folgen auf einander nach der Art eines mit Unbefangenheit abgefaſsten Briefs, in dem man gelegentlich auf einen neuen Gegenſtand kommt, und nachher wohl wieder zu dem vorhergehenden zurückkekrt. Die Ermahnungen ſelbſt betreffen hauptſächlich die geduldige Ertragung der Widerwärtigkeiten und Verfolgungen um des Bekenntniſſes der neuen Religion willen, die Geringſchätzung der äuſseren Glücksgüter, eine Warnung vor Eitelkeit und Ehrſucht, und die Unterdrückung der Begierde, in der chriſtlichen Gemeinde als ein Lehrer aufzutreten.

Was den *Brief Judä* betrifft, ſo wird in der Einleitung zu demſelben behauptet, daſs der Vf. dieſes Briefs ein leiblicher Bruder Jeſu und keiner von den

zwölf Apoſteln geweſen, und daſs er eine auffallende Aehnlichkeit mit dem 2 Cap. des 2 Br. Petri habe. Das letzte erleidet keinen Zweifel, denn dieſer Brief iſt älter, der Vf. des Briefs Judä hatte ihn vor ſich, und ſchöpfte vieles vorzüglich aus dem 2 Cap. jenes Sendſchreibens; was dort als aufkeimendes Verderbniſs der Sitten geſchildert wird, das wird hier als ſchon weit verbreitet dargeſtellt, und der Vf. bezieht ſich bey ſeinen Warnungen auf frühere Ausſprüche der Apoſtel. Ueber die Zeitbeſtimmung, wann dieſer Brief abgefaſst worden, bleibt man in Ungewiſsheit; man ſetzt ihn jedoch in das Zeitalter der Apoſtel, und glaubt, daſs er vor der Zerſtörung der Stadt Jeruſalem geſchrieben ſey, weil der Vf. unter den warnenden Beyſpielen zerſtörter Städte auch Jeruſalem würde genannt haben, wenn er nach der Zerſtörung dieſer Stadt geſchrieben hätte. Vermuthlich wurde er für diejenigen Diſtricte von Kleinaſien geſchrieben, an welche die Briefe des Petrus gerichtet waren. Judas ſuchte mit gröſstem Eifer den Verfälſchungen der chriſtlichen Lehre entgegen zu arbeiten, und vor den Verführungen zu warnen, welche für ihre Glaubwürdigkeit und Tugendübung gefährlich waren. Der Inhalt dieſes Sendſchreibens läſst uns nicht daran zweifeln, daſs es Judenchriſten gewidmet war; bey der Abfaſſung deſſelben ſind nicht nur die kanoniſchen Bücher des A. T. benutzt, ſondern auch jüdiſche Ueberlieferungen. Das Hauptwort σπιλάδες im 12 V., welches Luther durch *Unfläter* überſetzt, haben die Herausgeber, nach ſeiner wahren Bedeutung, durch *Schandflecke* erklärt; nicht ſo richtig iſt dagegen die Ueberſetzung dieſes Wortes durch *Klippen*, wie ſie von *Hänlein* in ſeiner *Epiſtola Judae graece commentario critico et annotatione perpetua illuſtrata* und von mehreren anderen Auslegern angegeben worden; denn wegen des Beyſatzes ἐν ταῖς ἀγάπαις ὑμῶν wird σπιλάδες richtiger durch Schandflecke überſetzt, indem auch Heſychius dieſes Wort durch μεμιασμένοι erklärt, und wonach σπιλάδες ſo viel als σπῖλοι waren. Bey dem 17 V. braucht man nicht bloſs auf gewiſſe, beſtimmte, ſchriftliche Ermahnungen der Apoſtel in den noch vorhandenen Schriften zu ſehen, ſondern hauptſächlich auf die mündlichen Belehrungen eines Petrus, Paulus und Johannes. Uebrigens mag wohl, nach *Hänlein* und mehreren anderen Interpreten, der Apoſtel Judas, deſſen Bruder Jacob der Jüngere, Alphäi Sohn, war, und ſonſt auch Thaddäus und Lebbäus genannt wurde, als der Vf. dieſes Briefs angenommen werden; ein Mann, der beſonders im Orient, vorzüglich in Syrien, Aſſyrien und Perſien als Religionslehrer wirkte, und endlich als Märtyrer in Phönicien geſtorben ſeyn ſoll.

Als eine ſehr nützliche Zugabe zur evangeliſchen Schullehrer-Bibel iſt die *Erklärung der Offenbarung Johannis* von Hn. M. *Oſiander* anzuſehen. In der Einleitung ſagt er, daſs dieſelbe mit derſelben Aufmerkſamkeit verdiene geleſen zu werden, wie die vorhergehenden Schriften des N. T., weil ſie uns dasjenige offenbare, was durch den verherrlichten Chriſtus, und zwar mit dem Ganzen der Menſchheit und der Welt und für das Heil und Wohl des Ganzen ausgeführt werden ſoll. Auf die Frage des Herausgebers: warum wird doch dieſe univerſale Bedeutung der Apokalypſe ſo gar verkannt? läſst ſich wohl antworten, daſs man in den neueren Zeiten nicht unterlaſſen hat, den Sinn und Nutzen dieſer Schrift darzuthun; durch die Bemühungen aufgeklärter Bibelforſcher wird der Inhalt derſelben gegen falſche Anklagen überzeugend gerechtfertigt; die Vorurtheile, welche man ſonſt gegen dieſe Schrift hegte, ſind in unſeren Tagen auf eine glückliche Weiſe zerſtreut worden, und das geheimniſsvolle Dunkel, welches in der Vorzeit auf ihr ruhte, muſste einem erfreulicheren Lichte weichen. Was das Alter dieſer Schrift betrifft, ſo wird dieſelbe mit Recht in das erſte Jahrhundert geſetzt. Ueber die Schreibart findet man hier keine beſondere Mittheilung. Daſs dieſelbe in der Grundſprache oft ſo unrichtig iſt, daſs nicht unbedeutende Fehler gegen die Regeln der Sprache darin angetroffen werden, dieſs mag davon herzuleiten ſeyn, daſs Johannes dieſe Schrift ſchon in ſeinen jüngeren Jahren ſchrieb, wo er ſich in der griechiſchen Sprache noch wenig geübt hatte; auſserdem erkennt man in derſelben noch deutlicher, als in den anderen Schriften des Johannes, den Donnersſohn, wie ihn der Herr nannte, den Mann von ſtarker Einbildungskraft und hohem Biederſinn. Er, welcher ſeine Einbildungskraft mit der Bilderſprache der Propheten ſeines Volks genährt hatte, verſinnlicht hier die in der Nähe ſeines Meiſters gehörte und von ihm mit Wärme des Herzens erfaſste Wahrheit: daſs deſſen Lehre über alle Hinderniſſe ihrer Ausbreitung ſiegen und ihre rechtſchaffenen Bekenner unausſprechlich beſeligen werde. Indem nun dieſe ganze Schrift poetiſch eingekleidet iſt, ſo darf man nicht die einzelnen Bilder, welche darin vorkommen, und mit welchen der begeiſterte Seher ſeinen Hauptgedanken ausmalt, auch zur Weiſſagung rechnen; und eben ſo wenig darf man die ſinnbildliche Sprache des Apoſtels überall geſchichtlich nehmen.

Um den Zuſammenhang dieſer Schrift aufzuhellen, hat Hr. *O.* eine richtige Ueberſicht der in der Apokalypſe geweiſſagten Begebenheiten mit beſonderer Rückſicht auf die Zeitfolge gegeben, welches ſehr zweckmäſsig iſt, und Beyfall verdient.

C. a. N.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Barth: *Geschichte des sächsischen Hochlandes, mit besonderer Beziehung auf das Amt Lauterstein und angrenzende Städte, Schlösser und Rittergüter*, herausgegeben von *Carl Wilhelm Hering*, Pastor zu Zöblitz und des sächs. Vereins für Erforschung und Bewahrung vaterländ. Alterthümer zu Leipzig ord. Mitglied. Erster Theil. XXXVI u. 585 S. Zweyter Theil. 176 S. Dritter Theil. 276 S. 1828. 8. (3 Rthlr.)

Ein sehr nützliches, von vieler Gelehrsamkeit, die wir gern anerkennen, zeugendes Werk. Wir erlauben uns jedoch, einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Abtheilung I. Erster Abschnitt, bis zum Markgrafen Otto von Meissen und der entdeckten Silberhaltigkeit des Erzgebirges. S. 10 hat der Vf. die Herzogthümer Holstein und Lauenburg mit dem Fürstenthum Lübeck als ehemalige Theile des Sachsenstaats vergessen. Bey Segeberg und Malente lieferte Carl der Grosse zwey blutige Schlachten; auch gehörte das preussische Westphalen zum Lande der Sachsen. *Zweyter Abschnitt.* Vom 10 Jahrhundert bis ins 15te regierten Friedrich der Streitbare und Friedrich der Friedfertige das Erzgebirge. Unverschämt war die damalige Politik und offen die Habgier der Landgrafen von Thüringen und Kaisers Heinrich VI, um durch Ermordung des meissnischen Regentenstamms sich den Besitz der Bergwerke des Erzgebirges zu verschaffen. Hr. *v. Raumer* überging diese schändliche Thatsache in seiner Geschichte der Hohenstaufen, welche freylich oft ihre Helden schöner malt, als sie im wirklichen Leben waren. S. 69 vergass der Vf., dass in dem Erwerbungsvergleich von Thüringen mit der Herzogin Sophia von Brabant Otto der Erlauchte ganz Hessen, vormals ein Theil von Thüringen, an Sophia und deren Erben abtrat. Die Districte an der Oberwerra, welche der Verbündete Sophiens, Herzog Albrecht von Braunschweig, nach seiner Niederlage von 1258 bey Erfurt, wobey er gefangen wurde, an den Landgrafen Heinrich den Erlauchten zum Lösegelde einräumte, erhielt Sophia mit ihrem Sohne Heinrich gleichfalls, und behielt sie nach eben der Politik, womit Kaiser Alexander im Tilsiter Frieden von Preussen Bialystock in unserem Zeitalter erwarb. S. 76 bemerkt der Vf. sehr richtig, dass Constantia, Herzog Friedrichs von Oesterreich Schwester und Markgrafen Heinrichs erste Gemalin, vor 1242 starb, und dass *Posselts* Geschichte sie irrig damals noch leben lässt. S. 79. Reich ist das *Heringsche* Werk an interessanten topographischen Nachrichten, wie im Hochlande manche eigenthümliche Rechtsgewohnheiten und Sitten entstanden. Auch zeichnet der Vf. durch Stil und feine Beurtheilung von Begebenheiten, welche in die Geschichte unserer Tage eingreifen, sich aus. S. 82. Die freye Holzberechtigung mancher Ortschaft erklärt sich aus dem uralten Besitzrecht der Gemeinden an bewaldeten und unbewaldeten Gemeinheiten. Das Nämliche nahm Rec. in Westphalen, in Holstein und Lauenburg bey einigen Dörfern vormals geistlicher Gutsherrschaft wahr. In Amerika's Wildnissen erhält der Ansiedler stets viel Oberfläche, aber nichts mehr als das Eingewiesene. Das Mittelalter gab dagegen in Sachsen dem Ansiedler wenig Oberfläche zum Eigenthum, dagegen auf der übrigen Feldmark freye Weide und Holz; das war aber damals Landessitte. — Sehr richtig ist die Bemerkung in der Note S. 91, dass man im Mittelalter häufig in den Urkunden geistlicher Ausfertiger das Jahr von Ostern zu Ostern und nicht von Neujahr zu Neujahr laufen lässt. — S. 104 wird aus einer Urkunde richtig gegen Chroniken gefolgert, dass des Land- und Mark-Grafen Friedrich Gemalin Jutta eine brandenburger und keine böhmische Prinzessin war. — Mit einsichtsvoller Prüfung pflegt der Vf. die fremden Nachrichten zu benutzen; diessmal ist ihm aber doch etwas S. 112 entwischt: er bestimmt den Ertrag des Bergzehnten auf 300,000 Schock böhmische Groschen. Da nun 64 Groschen eine Mark bildeten, so würde der Zehnte 281,250 Mark betragen haben, was unmöglich ist. — *Dritter Abschnitt.* Von der Regierung Kaisers Wenzel bis zur Theilung des Kurfürsten Ernst und seines Bruders Albert, wobey der Bergbau der Oberhoheit beider untergeordnet blieb. Der Vf. erzählt bloss allgemeine aus der sächsischen Geschichte bekannte Thatsachen, bemerkt aber mit Recht die Sonderbarkeit aller Theilungen im Hause Sachsen, die man auch im Hause Holstein, Hessen, Mecklenburg, Schwarzburg u. s. w. antrifft, dass man nämlich die Theilungen nicht so vornahm, dass jeder Theil für sich bequem regiert werden konnte, sondern dass die theilenden Räthe nur auf Gleichstellung der Domanialeinkünfte sahen, und daher kein Amt zerris-

sen, ungeachtet solche oft zerstreut genug gelegen waren. Daher sind zum Nachtheil mancher Landeseinrichtungen die Lande der vier regierenden Linien des Sachsen-Ernestinischen Hauses noch auffallend gespalten. *Vierter Abschnitt*, enthält die merkwürdige Beschreibung des elenden Zustandes des Bauernstandes und die Erbauung Schneebergs, Annabergs und Beyspiele des häufig geübten Faustrechts. *Fünfter Abschnitt.* Er liefert schöne Beyträge über die langsame und schwierige Reformation der Kirche im sächsischen Hochlande und über die Bildung der Stadtschulen im Gebirge. Der Rector *Rivius* in Freyberg war der Lehrer des fast 30 Jahre regierenden Augustus, des grössten aller sächsischen Kurfürsten. Die Streitigkeiten im Fürstenhause selbst wegen verschiedener Religionsmeinungen und politischer Interessen sind sehr gut dargestellt, mit den Ursachen der Theilnahme des Herzogs Moriz von Sachsen wider den Kurfürsten Johann Friedrich. Moriz besetzte nur die in seinem Gebiet zerstreut liegenden kurfürstlichen Städte und Aemter, weil diese König Ferdinand von Böhmen in Besitz nehmen wollte; allein der Kurfürst nahm diess so übel, dass er mit seiner Macht aus Baiern heimkehrte, um des Herzogs Besatzungen wieder zu vertreiben. Die weiteren bekannten Ereignisse nahmen der Ernestinischen Linie alles bis auf den Weimarischen Kreis und das Erzgebirge; was bis dahin unter mehreren sächsischen Fürsten gestanden hatte, wurde nicht wieder zerrissen, und verblieb der Albertinischen Linie. *Sechster Abschnitt.* Von der Besitzergreifung des Erzgebirges durch die Albertinische Linie. Der Kurfürst August setzte sich freundlich mit dem gewesenen Kurfürsten Johann Friedrich, dem er Altenburg abtrat, und erneuerte die Erbvereinigung mit dem Hause Brandenburg und Hessen. Als Kaiser Karl V an Geistesverirrung erkrankte, brachte er den Augsburger Religionsfrieden von 1555 zum Abschluss. Da dieser Friede den Protestanten keine freye Religionsübung in den Landen katholischer Fürsten gestattete, sondern nur den freyen Zug: so wurde durch ausgewanderte protestantische Böhmen das Erzgebirge ungemein bevölkert. Der grosse Kurfürst fand die Nachtheile der grossen und sehr bevorrechteten Wald- und Güter-Besitzungen der Familien Günterrode, Schönburg auf Hartenstein und Berbisdorf im Erzgebirge so drückend für seine Erzgebirger und für seine Landesherrlichkeit, dass er solche auskaufte und in Aemter verwandelte, worin schon Kurfürst Johann Friedrich in Ansehung Schwarzenbergs 1533 ihm vorangegangen war. Einen Theil der Herrschaft Schwarzenberg trat Kurfürst August 1556 an Böhmen ab, behielt sich aber die Wälder und die Jagd bevor. Die Erwerbung dieser Güter von der kurfürstlichen Kammer war ein Segen für die Unterthanen der Gutsherren, welche dadurch vieler Jagdplackereyen enthoben wurden, und wenn sie auch weniger Holz als früher erhielten, doch das wenigere ohne Streit erlangten. Die Zahl der Rittergüter im Hochlande vermehrte sich zum Nachtheil der Gutshörigen in der Folge sehr, aber segenvoll war seine Berg- und Holz-Ordnung, welche das Berg- und Forst-Wesen regelten und in gehörige Verbindung setzten, sowie seine Beförderung der Obstpflanzungen. Auch ins Erzgebirge wanderten viele aus den Niederlanden vertriebene protestantische Landleute und Fabrikarbeiter. Der Kurfürst erwarb 1567 vom Hause Sachsen-Gotha pfandweise den Neustädter Kreis und 1567 durch Kauf das Voigtland, erbauete auch bis 1572 die jetzt in ein Vorrathshaus verwandelte und verödete Augustusburg, beförderte durch Ausschliessung der Theilnahme des platten Landes die städtischen Nahrungszweige und die Turniere des Bürgerstandes im Vogel- und Scheiben-Schiessen. Nur war der Kurfürst und noch mehr seine Gemalin Anna eine eifrige Verfolgerin des Calvinismus; er sah den Bergbau bey aller Kameralkunst verfallen, und förderte nun das 1561 von der Frau eines reichen Annaberger Bergherren Barbara Uttmann, einer 1575 verstorbenen Patricierin Elterlein aus Nürnberg, erfundene Spitzenklöppeln, wodurch ein damals gut, jetzt aber schlecht ernährendes neues Gewerbe entstand. Des 1586 gestorbenen Thronfolgers Kurfürsten Christians I schönen Plan, die Lutheraner und Reformirten zu vereinigen, betrieb sein Kanzler Krell mit gleicher Eile, als die Beschneidung mancher Adelsrechte. Anders dachte nach des Kurfürsten Tode der Administrator Herzog Friedrich Wilhelm seit 1591, welcher die Calvinischen Prediger wieder vertrieb, Krell den Process machte, und am 9 Oct. 1601 hinrichten liess. Gesegneter war für das Hochland die Hauptjagd des J. 1599, weil der Herzog zur grossen Freude der vom Wilde gequälten Unterthanen und zum bitteren Aerger des alten Landjägermeisters von Kolbenstein alles Wild so rein wegschiessen liess, dass mehrere Jahre hindurch kein Wild mehr zu sehen war. Dürre, die 1590 vom Pfingstfest bis in die Mitte des Novembers 38 Wochen hindurch dauerte, Theuerung, Pest und Feuer suchten das Hochland schwer heim. Das Getreide musste von der Armuth gekocht gegessen werden. Kurfürst Christian II trat 1601 die Regierung an. Während derselben brannten die Städte Annaberg, Marienberg und Wolkenstein ab, und der Erwerb durch Bergbau fuhr fort sich zu vermindern. Die Pest wanderte, wie früher schon unter den vorigen Regenten, oft schrecklich aus Böhmen ein, und vertilgte mehrere Male fast ganz die lebende Generation. Von der damaligen Sittenverwilderung liefert der treue Geschichtschreiber eine Menge schauderhafter Belege. Der Kurfürst starb zu frühe im J. 1611. Ihm folgte sein Bruder Joh. Georg I, früher Landjägermeister und in seiner langen Regierung ein Freund des Forst- und Jagd-Wesens. Strenge übte er besonders gegen Wild- und Holz-Diebe. *Siebenter Abschnitt.* Periode bis zum vollzogenen westphälischen Frieden im J. 1650. Der Protestantismus hatte sich unter den Böhmen und Mähren ungemein verbreitet, und sie übten die Klugheit, sich nur Utraquisten zu nennen. Erst unter dem duldsamen Kaiser Maximilian II erlangten sie als vereinte böhmische Brüder das gnädige Wort der Duldung. Aber diesem weisen Monarchen folgte 1576 sein von Jesuiten an Philipps II Hofe erzogener Sohn Rudolph II, der den aus $\frac{7}{8}$ der

Bevölkerung bestehenden Protestanten in Böhmen die freye Religionsübung versagte. Edler dachte sein Bruder, der Erzherzog Matthias. Auf des Kurfürsten Christian II Vorstellung entschloss sich der Kaiser, den mit Insurrection drohenden Landständen 1609 mit den Katholiken gleiche Religions- und politische Freyheiten im Majestätsbriefe einzuräumen. Darüber freuete sich das Erzgebirge; allein die Jesuiten bewogen den Kaiser zu Schritten, welche beweisen, dass er dem Bruder, dem Erzherzog Leopold Bischof von Passau, den Thron von Böhmen zuwenden wollte, der auch zur Besitzergreifung Truppen anwarb, und sie in Böhmen einrücken liess. Die Landstände und Erzherzog Matthias verjagten die Passauer, und zwangen den Kaiser, auch den Thron von Böhmen niederzulegen. Matthias ehrte den Majestätsbrief, welchen auch sein Nachfolger Ferdinand II beschwor; er bewog jedoch den alterschwachen Kaiser Matthias, als die böhmischen Brüder eine neue Kirche in Klostergrab gebauet hatten, solche einreissen zu lassen. Diess wurde die erste Veranlassung des 30jährigen Krieges, da Graf Thurn die Protestanten zur Insurrection und Wahl des Kurfürsten Friedrichs von der Pfalz zum Könige von Böhmen bewog. Die Dynastieen Sachsen und Oesterreich hatten eine alte Erbeinigung wegen Böhmen. Desswegen trat Kurfürst Joh. Georg von Sachsen auf Ferdinands Seite, da dieser versprach, seinen protestantischen Unterthanen die Religionsfreyheiten zu erhalten. Die Sachsen besetzten für Ferdinand Schlesien und die Lausitz; die 2000 Engländer, welche dem Könige Friedrich von Böhmen zu Hülfe eilten, führten das Tabackrauchen auch unter den Sachsen ein. Die Lausitz behielt Sachsen unterpfändlich für 6 Millionen Rthlr. Kriegskosten. Als aber der Kaiser den Protestanten in den Erblanden nicht Wort hielt, und in Deutschland Tyranney zu üben Beyspiele gegeben hatte, trat der Kurfürst zur schwedischen Partey, und seitdem trafen das Hochland 16 schreckliche Kriegsjahre.

6ter Abschn. Rührend ist die Geschichte der Einwanderung der evangelischen Böhmen und ihre ärmliche Niederlassung auf Gründen des Staats oder der Gutsherren. Schade, dass man nicht zugleich liest, welche Oberflächen damals den Kolonisten eingewiesen wurden, und warum der Bergwerkssegen sich in eine sehr ärmliche Nahrung verwandelte, auch die Bienenzucht abnahm. Belehrend ist die Geschichte der Familie Schönberg, und wie langsam im Zeitraum der letzten 100 Jahre im Hochlande Bären, Luchse und Wölfe vertilgt wurden. Obgleich im Winter 1679 8000 Hirsche erfroren, so war doch daran kein Mangel. Dagegen ordnete Joh. Georg II 1681, dass keine Ziegen in den Wäldern weiden sollten. In diesem Jahrhundert verschwanden die Steinadler und die wilden Schweine, nach deren Rückkehr sich keiner sehnt. Noch jetzt hat der Kampf der sächsischen Förster und Jäger mit böhmischen Wilddieben nicht aufgehört, obgleich der Wildstand bey lichter gewordenen Wäldern sich vermindert hat. Die Wäldner (bewaffnete Revierjäger) erhielten das Recht, die Wilddiebe niederzuschiessen, welche theils Wild tödteten, theils in ihren Nachtlagern Waldbrände veranlassten; aber die Wilddiebe fanden manchen Schutz bey dem durch vieles Wild geplagten Bauernstande. — Die Pestnoth des J. 1680 und 1682 und die aus Italien eingewanderte Viehseuche werden rührend geschildert. — Für Oesterreich und Venedig fochten Sachsen in Ungarn und Griechenland. — Bey manchen landesherrlichen Tugenden des Kurfürsten August schuf doch seine morgenländische Frauenliebe und sein unglückliches Trachten nach der polnischen Königskrone seine Regierung zu einem eisernen Zeitalter. Die gewaltsame Werbung eines Heers für Oesterreich war drückend, der Religionswechsel des Königs schadete an sich Sachsen nicht, da der König den Religionsfrieden der Protestanten aufrecht erhielt, aber Geld und Truppen musste der Statthalter, Fürst von Fürstenberg, aus dem treuen Sachsen nach Polen liefern. Während Polen für seinen König nichts that, musste Sachsen dem Könige Karl XII schwere Opfer bringen. Das rührte des Königs August Herz, der sich nun zur Niederlegung der polnischen Krone entschloss. Gross war in dieser Periode die Schwedenangst im Hochgebirge, die Mannszucht war zwar trefflich, allein das schwedische Erpressen ungleich vertheilter 23 Millionen Steuern für Sachsen schwer. Als der König den Thron von Polen wieder bestieg, erhielt Stanislaus zur Abfindung 1719 noch eine Million Rthlr. sächsisch. Die damalige Volksnoth erzeugte leider im Gebirge auch viele sittliche Verwilderung. Die Beschreibung der letzten Pest im Gebirge und die damaligen Polizeyverfügungen haben hoffentlich nur historischen Nutzen. — Der erste Regentensegen des neuen Königs Friedrich August 1734 war eine grosse, wildvertilgende Jagd im Gebirge. Nicht so sehr die Verschwendungen des Hofes als des Grafen Brühl Kriegslust, erst die Allianz mit Preussen und hernach gegen solches wurden Sachsen verderblich. Der zweyte schlesische Krieg kostete Sachsen im Frieden eine Contribution von 3 Millionen Rthlr. — *Neunter Abschnitt.* Leiden des siebenjährigen Krieges. Der Vf. behauptet, dass die Regierung von Sachsen sich weigerte, an dem Bunde Oesterreichs und Russlands wider Preussens Unternehmungsgeist Theil zu nehmen, und die preussische Declaration vom 29 Aug. 1756 spricht nur von einer Militärbesetzung Sachsens; aber feindlicher wurden alle Schritte Preussens, als der König August die preussische Allianz abschlug, worauf Hunger die sächsische Armee zwang, sich gefangen zu geben. Der Gram tödtete die Königin, und die Lieferungen erschöpften das Hochland in diesem Kriege, dessen Greuel für das Hochgebirge der Vf. actenmässig darlegt. Der Friede zu Hubertsburg erschien, wozu der edle Kurprinz viel beytrug, der hernach nur zwey Monate regierte. Der Landesadministrator Prinz Xaver errichtete 1766 in Freyberg die Bergakademie. In der Regierung des Kurfürsten Friedrich August erfuhr das getreidearme Hochland eine schreckliche Hungersnoth. Lästig war der kurze baierische Erbfolgekrieg, und erfreulich die Abschaffung der Verpachtung der Amtsjustizpflege; vieles geschah in der kurfürstlichen Regie-

rung für bessere Zuchthäuser, für die Pflege Wahnsinniger, für Taubstumme, für Schullehrer-Seminarien; die Linnen-, Band- und Spitzen-Fabriken blüheten; für den Strassenbau und zur Milderung der Theuerung des J. 1805. Auf die Auflösung des deutschen Reichs folgte Sachsens Allianz mit Preussen wider Frankreich, der Posener Friede, die schwere Kriegsteuer an Napoleon, der Königstitel des ehemaligen Kurfürsten und der Beytritt zum Rheinbunde mit allen traurigen Folgen dieses unvermeidlichen Schicksals, die notorisch sind. Den Schluss macht ein gutes Register.

Der *zweyte Theil* enthält die Annalen des Hochlandes. *Abschnitt I.* Zeitraum von 919 bis 1156, also Markgrafen Otto dem Reichen von Meissen aus dem Hause Wettin. *Abschnitt II* bis 1409. *Abschnitt III* bis 1486. *Abschnitt IV* bis 1521. *Abschnitt V* bis 1547. *Abschnitt VI* bis 1613. Die üppige Kleidertracht, wider welche Jeinsius eifert, war die spanische. *Abschnitt VII* bis 1650. *Abschnitt VIII* bis 1756. Auf den Jagden, denen Kurfürst Georg I beywohnte, wurden erlegt 113,629 Stücke Wild, darunter 203 Bären und 3543 Wölfe. — Im J. 1701 wurde ein trunkener dänischer Soldat, der des Kurfürsten Johann Georg II Bild erblickte und auf solchen geschimpft hatte, zum Ausreissen der Zunge und Landesverweisung verurtheilt, auch das Urtheil vollzogen. *Abschnitt IX* bis 1827.

Die *dritte Abtheilung* enthält Urkunden und viele geistliche und weltliche Amtspersonalien, manches über steigende Bevölkerung u. s. w. Diese Abtheilung ist von kleinlichen Nachrichten nicht so rein gesichtet als die beiden ersten.

A. B. H. in L.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Berlin*, b. Hirschwald: *Hermanni de Pommeresche*, Med. et Chir. Doctoris, Commentatio *de ursi longirostris sceleto.* Accedunt 2 tabulae aeneae. 1829. 20 S. 4. die Abb. Fol. (16 gr.)

Eine kleine, darum aber nicht minder wichtige Abhandlung, indem durch dieselbe auch in anatomischer Hinsicht die Naturgeschichte eines Thieres aufgeklärt wird, welches bis auf die neuere Zeiten mehr oder weniger dunkel, ja fast fabelhaft war, so dass wir dieselbe nun ziemlich vollständig besitzen, da die beste Abbildung (nach unserer Ansicht des lebenden Thieres zu urtheilen) auch erst vor wenig Jahren von *Reichenbach* (*Nov. Acta Acad. Leopold. tom. XIII*) geliefert wurde (die wir hier nicht angeführt finden), der Vf. aber eine (soweit sich diess ohne Ansicht des natürlichen Exemplars entscheiden lässt) sehr gute Darstellung des ganzen Skelettes u. s. w. gegeben hat. Wir wiederholen nicht, was der Vf. über die Bestimmung der Art und über die Geschichte ihres Bekanntwerdens sagt, sondern bemerken nur, dass er mit *Cuvier* (*regne anim. ed. II. t. I. p.* 137) annimmt, dass dieselbe nicht mit *Ursus Malayanus* zu verwechseln sey, wie *Horsfield* gethan. Die Beschreibung des Knochenbaues ist nach Vergleichung desjenigen von *Ursus Arctos fuscus Var.*, *U. maritimus*, *U. Americanus* (nicht genau bestimmte, vielleicht neue Art), sowie der Schädel von *U. Arctos niger et Americanus* und *U. Syriacus*, mit beständiger Benutzung von *Cuviers ossemens fossiles*, besonders in Bezug auf *U. Javanicus* abgefasst. Alle hier genannten Skelette und Schädel fand der Vf. in dem reichen Berliner Museum.

Die Länge des abgebildeten Knochengerüstes beträgt fast 4 Fuss Pariser Mass; die Höhe in der abgebildeten, wohl ziemlich naturgemässen Stellung 2 Fuss; die Knochen desselben sind stark. Wir können nicht alle Ergebnisse der Untersuchung einzeln durchgehen, sondern fassen nur das Merkwürdigste aus des Vfs. Angaben auf. — Am Schädel ist die Oeffnung der Nasenlöcher dreyeckig, der Rücken der Nase schmal; die Stirn, kurz aufsteigend, hat der Länge nach eine eingedrückte Mittellinie; die Jochbeinbogen sind sehr stark, der obere Rand des grossen *foramen* glatt; die Mahlzähne sind sehr klein, übrigens bärenartig. Zum Brustkasten gehören funfzehn Wirbel (Rückenwirbel); Lendenwirbel zählt man fünf, alle sind dick, breit und haben grosse Fortsätze; der *epistropheus* hat einen gabelförmigen Querfortsatz; von den Brustkastenwirbeln haben vier schräge Nebenfortsätze; der eigentliche Rückenkamm ist wenig gekrümmt, die Fortsätze aber sind stachelig und bilden mit ihren Spitzen gleichsam zwey, nicht kleine Höcker. Neun wahre, sechs falsche Rippen, weitbogig, einen umfangreichen Brustkasten bildend. Das ganze Becken ist sehr seitlich ausgedehnt. An den vorderen Extremitäten zeichnet sich das viereckige Schulterblatt aus, sowie die mächtigen, krallenförmigen Klauen. — Der Vf. bemerkt übrigens sehr bescheiden, dass er durch seine Beschreibung keinesweges die ganze Osteologie dieses Thieres vollendet habe, sondern noch Manches nachzutragen übrig sey. — Nichts desto weniger darf man dem Ganzen das Zeugniss einer sehr brauchbaren Abhandlung geben, welcher die beiden Kupfertafeln, gut gestochen, auf stark Papier gedruckt, zur werthvollen Zugabe gereichen. Die eine der letzten stellt das ganze Skelett von der Seite, die andere den Schädel von oben und unten dar, an dem gleich der Mangel der meisten Schneidezähne und die fast verwachsenen Alveolen mehrerer, ebenfalls fehlender Backzähne in die Augen fallen. — Möge der Vf. uns mit mehr dergleichen willkommenen, dunkle Gegenden auf dem weiten Felde der Zoologie aufhellenden Abhandlungen erfreuen!

St—n—g.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

THEOLOGIE.

1) Ratzeburg, b. Freystatzky's Wittwe: *Kurzer Unterricht über die Geschichte und den Hauptinhalt der zu Augsburg* 1530 *übergebenen Confession oder Bekenntnisschrift.* Zur Vorbereitung auf das dreyhundertjährige Jubelfest dieser denkwürdigen Begebenheit. 1830. 32 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Erläuterungen über die Lehrartikel der Augsburgischen Confession*, zur Rechtfertigung wider die Gegner derselben mit Luthers und Melanchthons eigenen Worten. Von *Karl Friedr. Ludw. Arndt*, Director und Professor (der Domschule zu Ratzeburg). 1830. IV u. 34 S. 8.

Auf eine gemeinverständliche Weise wird in No. 1 das, was auf dem Reichstage zu Augsburg geschah, mit seiner Veranlassung erzählt, wobey die ersten 20 Artikel der A. C. der Hauptsache nach mitgetheilt und Bemerkungen über die Wichtigkeit eines jeden hinzugefügt werden. Am Schlusse wird von den Vortheilen gehandelt, welche die evangelische Kirche durch die Uebergabe der Confession gewonnen habe, und diese als Bekenntniss- und Lehr-Schrift von ewiger Geltung und als ein Prüfstein vorgestellt, an welchem die Reinheit der evangelischen Lehre in der Kirche könne erkannt und erprobt werden.

Was das Geschichtliche betrifft, so erscheint hier die A. C. nicht ganz als das, was sie nach der Absicht der Lutherischen Partey seyn sollte, nämlich als Aufzeichnung des Kernes der neuen Lehre, woraus abgenommen werden könnte, wie weit und über welche Puncte ohne Verletzung des Gewissens mit der Gegenpartey unterhandelt werden dürfte. Für diesen Zweck früher bey anderer Gelegenheit entworfene Artikel zu bearbeiten, erhielt Melanchthon den Auftrag wohl erst zu Augsburg, als des Kaisers Ankunft sich beynahe zwey Monate lang verzögerte, wenn vielleicht auch vorher schon die Rede davon gewesen seyn mag, mit diesen Artikeln vorzunehmen, was die Umstände fodern möchten und die Zeit erlauben würde. Seine Arbeit sollte den Vorwurf der Ketzerey als ungegründet darstellen, und die Ausgleichung des entstandenen Zwiespaltes, die Anerkennung der verketzerten Lehrer und ihrer Anhänger, als nicht abtrünniger Mitglieder der christlichen Kirche, herbeyführen. Dass der Kaiser gesagt habe: „Diese Lehre muss mehr Grund haben, als man glaubt", — scheint uns zu seinem ganzen Benehmen nicht zu passen. Dass die A. C. nicht in der Absicht verfasset sey, Ein für allemal als Inbegriff der christlichen Wahrheit zu gelten und die Lehrer zu binden, erhellet aus der Geschichte und aus vielen Aeusserungen der Reformatoren, wenn gleich einige Jahre nachher allerdings von denen, die von der theologischen Facultät zu Wittenberg über ihre Fähigkeit zu einem geistlichen Amte ein Zeugniss haben wollten, ein Bekenntniss zur A. C. gefodert wurde, wofür mit Rücksicht auf die damaligen Umstände Etwas gesagt werden kann und gesagt worden ist, dem jedoch nur in Beziehung auf diese Umstände Gültigkeit zugestanden werden kann.

Die dogmatischen Ansichten des Vfs. sind gänzlich dem Buchstaben der A. C. gemäss. Die die Lehre von der Dreyeinigkeit nach der Bestimmung des 1 Artikels derselben nicht annehmen, „wollen", nach dem Vf., „den Grund und Boden, darauf das ganze Christenthum ruhet, einreissen und wegthun", und wider sie ist 1 Joh. II, 23 gebraucht und die Taufformel geltend gemacht. Dass der Artikel von der Erbsünde höchst nöthig sey, soll man daraus ersehen, „dass, wenn die Menschen keine böse Lust und Neigung hätten, und von Natur wahre Gottesfurcht und wahren Glauben an Gott haben könnten, und die böse Lust im Herzen, die Niemand ableugnen kann, keine Sünde und nicht verdammlich wäre, es für den Menschen keiner Erlösung, keines Christus und keiner Wiedergeburt aus dem Geiste bedurft hätte." Unserer Einsicht nach liegt hier eine Verwechselung und Verwirrung verschiedener Dinge zum Grunde. Wenn zur Zeit der Reformation, da mancher verworrene Knoten noch nicht entwirret war, Gründe solcher Art, wie mitunter hier und in No. 2 vorkommen, geltend gemacht wurden, so ist das jenen verdienten Männern nicht zum Vorwurfe zu machen; wenn aber zu unserer Zeit noch Manche auf dem Standpuncte stehen, auf welchem jene sich befanden, so wissen wir das mit einer sorgfältigen Beachtung dessen kaum zu vereinigen, was die verflossenen Jahrhunderte dem forschenden Freunde der Wahrheit dargeboten haben. Entscheidungen über die Unchristlichkeit derer, die nicht auf dem nämlichen Standpuncte stehen, sind heutiges Tages wieder so gewöhnlich geworden, dass sie uns beym Lesen dieser kleinen

Schriften, deren zweyte als Einladungsschrift zu einer Schulfeierlichkeit erschienen ist, nicht unerwartet kamen. Dafs sie, auch die Richtigkeit der Dogmatik des Vfs. angenommen, hier nothwendig und zweckmäfsig waren, davon haben wir uns nicht überzeugen können.

HJKL.

Erlangen, b. Palm u. Enke: *Denkmal der dritten Säcularfeier der Uebergabe der Augsburger Confession in den deutschen Bundesstaaten*, von *Friedrich Wilhelm Philipp von Ammon*, Dr. der Theol. u. d. Phil. zu Erlangen. 1831. VI u. 266 S. Lexikon-8. (1 Rthlr.)

Dieses die protestantische Kirche, und noch mehr deren Theologen, sehr nah angehende Werk verdient eine besonders rühmliche Erwähnung und den lebhaften Dank aller Freunde des Evangeliums, in deren Herzen und Sinn die Jubeltöne des hochgefeierten 25 Jun. 1830 noch nicht verklungen sind. Sie stehen hier vor einem Denkmal, welches mit der unverkennbarsten Liebe, mit dem unermüdlichsten Fleifse, mit dem eifrigsten Streben nach Vollständigkeit und nach sinniger Anordnung des fast allzureichen Stoffes errichtet worden ist. Und wenn die beabsichtigte Vollständigkeit gleichwohl nicht erreicht worden: so liegt die Schuld hievon keinesweges an dem Vf., der dieses Werk, welches viele Zeit, grosse Mühe und dabey einen nicht unbedeutenden Geldaufwand voraussetzte, unternahm, und schon am 6 Jun. 1831 beendiget hatte, sondern an der Nichtbeachtung seiner öffentlichen Bitten und brieflichen Verwendungen um Unterstützungen oder Beyträge von Seiten mancher Geistlichen und Verleger.

Vor Allem haben wir eine Beschreibung dieses *Denkmals* nach seiner äufseren und inneren Verfassung zu geben. Und da fangen wir denn mit seiner zuerst in die Augen fallenden Gestalt an, welche durch ihre Freundlichkeit, anständige und dabey bescheidene Würde jedes billigen Beschauers Beyfall sich erwerben wird. Format, Druck, Correctheit, Papier und Preis lassen sich nicht tadeln. Auf einem verhältnifsmäfsig sehr kleinen Raume ist wirklich viel geleistet worden, und die hier angebrachte Sparsamkeit der Worte und versuchte Zusammengedrängtheit des reichen Mannichfaltigen verdient vielen Compilatoren unserer Zeit als Muster vorgehalten zu werden. Nur ein einziges Blatt nimmt das *Vorwort*, und gleichfalls nicht mehr Raum das vollkommen befriedigende *Inhaltsverzeichnifs* ein. Dieser einfachen Gestalt entspricht nun auch die weitere Ausführung. Höchst einfach zerfällt die Schilderung der Festfeier in 3 Abschnitte, oder richtiger nur in 2, weil man ganz füglich die hier als *erster Abschnitt* überschriebenen sieben ersten Paragraphen den Eingang oder *die Einleitung* dazu nennen könnte. Es nden sich nämlich S. 1—20 *die Schriften* zusammengestellt, *welche dem grofsen Feste vorausgegangen sind*, um für dessen würdigere Gestaltung im Voraus zu wirken, oder demselben feindlich entgegen zu treten, zum Theil alphabetisch, zum Theil nach der früheren oder späteren Zeit ihrer Erscheinung geordnet. Der Bücher, welche, wie es hier heifst, „zur Verbreitung richtiger Ansichten über das zu begehende Ereignifs für alle Stände und Lebensalter in zusammenhängender Rede und in katechetischer Form erschienen sind," stehen hier 58, worunter wohl *Fazius*, *Fikenscher*, *Rotermund*, *Veesenmeyer*, *Volbeding* und der Vf. das Beste geliefert haben mögen. Dann wird, nach einem dankenswerthen Ueberblicke der Ansichten über das Vorhanden- oder Nichtmehrvorhandenseyn der Originalien der A. C., und ihrer Schicksale S. 4—14, ein Verzeichnifs der neuesten Ausgaben der A. C., sowie anderer, der A. C. verwandten Schriften, weiterhin auch der polemischen Schriften aufgestellt. Dann folgen zwey Abtheilungen, deren erste: *Feier in Kirchen und Schulen* S. 21—213 (im Buche *der 2 Abschnitt* genannt); und deren zweyte: *Die Säcularfeier durch Wissenschaften und Künste* S. 214 bis Ende (als 3 *Abschnitt*) überschrieben ist; hier können wir uns recht bequem umsehen, und die freundlichen, zum Theil sehr grofsartigen Festlichkeiten in den einzelnen deutschen Bundesstaaten genau beachten. Durchgehends sind die kirchlichen Feierlichkeiten eines jeden Landes sorgsam zusammengestellt, und mit Recht machen das Königreich Sachsen und die sächsischen Herzogthümer als die Wiege der Reformation den Anfang. Sodann erblicken wir uns in Preussen S. 82, Baiern S. 97, Würtemberg S. 119, und Hannover S. 123, in Kurhessen S. 137, Hessen-Darmstadt S. 143, Hessen-Homburg S. 144, in den Anhaltischen Landen S. 145, in Baden S. 152, Meklenburg-Strelitz S. 153, Meklenburg-Schwerin S. 153, Oldenburg und Lübeck S. 154, Braunschweig S. 157, Nassau S. 160, Holstein S. 160, Schaumburg-Lippe S. 163, Lippe-Detmold S. 166, Reufs-Plauen S. 166, Schwarzburg S. 175. Ferner ziehen die freyen Städte Bremen S. 182, Frankfurt S. 185, Hamburg S. 190, Lübeck S. 196, auch die classischen Orte Augsburg S. 200, Bretten S. 203, Eisleben S. 204, Wittenberg S. 211 und die Wartburg S. 212, unsere Augen auf sich. Endlich werden wir noch S. 213 an Oesterreich erinnert. Eben so verhält es sich mit den Festlichkeiten der Universitäten Berlin, Breslau, Halle-Wittenberg, Greifswalde, Bonn, Jena, Leipzig, Göttingen, Tübingen, Erlangen, Rostock und Kiel S. 214—239; weiterhin der Gymnasien S. 240—260. Aber nun kommen auch die Poësie, Musik und einige Kunstsachen S. 260—265 an die Reihe, und das letzte Blatt stellt uns recht erfreuliche Züge von Toleranz fremder Glaubensgenossen bey Gelegenheit dieses Festes auf.

Was nun die Erzählung oder Darstellung der einzelnen Feierlichkeiten selber betrifft, so beginnt sie jedesmal mit einem Gesammtüberblick über dieselben, wovon wir hier eine Probe geben wollen: „Königreich Sachsen. Drey Tage bestimmte die Behörde dem Feste, für welches in den meisten gröfseren Orten noch besondere Localanordnungen vorher bekannt gemacht wurden; Züge der treffenden Civil-, Militär- und

Local-Beamten zu den Kirchen, denen hie und da die A. C. vorangetragen wurde; Ausschmückungen der Gotteshäuser; musikalische Aufführungen von den Thürmen herab und bey dem Gottesdienste und in Vereinen; Beleuchtungen der Kirchen und Häuser, Collecte, Speisungen von Armen und angemessene Vergnügungen." Dann legt Hr. *v. A.* A) die Anordnungen höheren Ortes; B) die Ankündigungen in den Kirchen; C) die vorgeschriebenen Texte, mit einem möglichst gedrängten und — sehr lehrreichen — Auszug aus den darüber gehaltenen Predigten; D) die Kanzelgebete vor, und schliesst daran die einzelnen stattgefundenen Vergnügungen und Vorfälle. Ueberall fügt er die Quellen bey, woraus er schöpfte, und vorzüglich giebt er die vielen kleinen Flugschriften an, welche mit oder nach dem grosen Feste erschienen sind.

Es ist ungemein erfreulich, so viele ausgezeichnete Theologen hier thätig zu erblicken, und mit manchen sonst unbekannten Predigern bekannt zu werden, deren sich die protestantische Kirche erfreuen kann. Auch bietet die Zusammenstellung ihrer Kanzelvorträge über einen und denselben Gegenstand und Text eine bequeme Gelegenheit zu den angenehmsten und lehrreichsten Vergleichungen an, wie unlängst der wackere *Volbeding* in einem besonderen Schriftchen zu geben versucht hat.

Nur eines bedauern wir mit dem Vf. recht sehr, dass es ihm nämlich, wie wir oben schon angedeutet haben, nicht gelungen ist, von allen, wenigstens grösseren, Orten die nöthigen Nachrichten geben zu können. Am meisten haben wir uns über Hessen-Darmstadt wundern müssen; denn diesem ganzen Grosherzogthume sind nicht mehr als 20 Zeilen gewidmet. Wie, sollte die Allg. Kirch. Zeitung, die in Darmstadt erscheint, und die wir aus jenem Jahre nicht zur Hand haben, um nachsehen zu können, sollte diese Zeitschrift hierüber auch so still gewesen seyn? Meklenburg-Strelitz S. 153 hat gar nur 7 Zeilen, Baden kaum 1½ Seiten, Nassau ½ Seite erhalten.

Wünschenswerth scheint uns ein kleines Namenregister aller der Redner und Künstler, deren Arbeiten in dieser Schrift erwähnt werden.

χμς.

Neustadt a. d. Orla, b. Wagner: *Handbuch für gebildete Bibelfreunde, welche über alterthümliche und Sprach-Dunkelheiten, sowie über interessante Oerter, Personen und Begebenheiten der heiligen Schrift, Belehrung suchen oder ihrem Gedächtnisse zu Hülfe kommen wollen.* Nach den bewährtesten Hülfsmitteln alphabetisch bearbeitet von einem Freunde des Lichtes aus Gott. 1830. IV u. 257 S. 8. (1 Rthlr. 3 gr.)

Der Zweck des Vfs. bey Ausarbeitung dieses alphabetischen Handbuchs ist schon auf dem Titel hinlänglich ausgesprochen. Indess erklärt er sich noch näher darüber in der Vorrede, wo er sagt: „Die grosse Zahl denkender und unbemittelter Bibelfreunde vermisst noch ein gemeinverständliches biblisches Handwörterbuch, das mit den Wort- und Sach-Erklärungen in möglichster Kürze auch die Geschichte eines Volkes verbindet, welches mit seinem kindisch religiösen Opferdienste vorausgehen musste, wenn aus seiner Mitte endlich das durch die Propheten angekündigte, beseligende Licht aus Gott, womit Jesus Christus den Erdkreis erleuchtet, hervorbrechen, und Empfänglichkeit finden sollte." — Es soll also dieses Handbuch ein biblisches Wort-, Sach- und Geschichts-Handbuch für gebildete Bibelfreunde seyn, um ihnen das Unverständliche klar zu machen. Der siebzigjährige Vf. äussert den Wunsch, dass es dazu beytragen möchte, die Finsterniss des schwärmerisch-religiösen Wahns zu vermindern, zu deren gänzlichen Vertilgung das Vorbild der reinsten Liebe, der Verkündiger seines höchst einfachen, jedem Menschenverstande ansprechenden und einleuchtenden Evangeliums in die Welt kam.

Rec. findet dieses Handbuch seiner Bestimmung angemessen und recht brauchbar. Die in die Geschichte des israelitischen Volkes einschlagenden Artikel sind zum Theil mit ziemlicher Ausführlichkeit behandelt, wie denn von S. 71 bis 81 eine chronologische Geschichtsübersicht von Abraham bis auf die Zerstörung Jerusalems gegeben, und dabey auf die gleichzeitige Geschichte benachbarter Staaten Rücksicht genommen ist. Zu bedauern ists, dass der Vf. in den Namen der in der Bibel vorkommenden Oerter und Personen sich nicht einer grösseren Vollständigkeit befleissiget hat, da vielleicht das Ganze nur um einige Bogen stärker und um wenige Groschen theurer geworden wäre, und die meisten vermissten Wörter in der Kürze hätten erklärt werden können.

Befremdet hat es Rec., dass der Vf. von Jesu in zwey verschiedenen Artikeln weitläuftig handelt 1) unter dem Namen Jesus von Nazareth — und 2) im W. unter dem Titel: Wanderungen und Thaten Jesu. Ungern vermisste Rec. des Vfs. Erklärung des Logos bey Johannes; denn weder unterm L. noch unterm W. ist etwas vom Logos oder vom deutschen *Wort* zu finden. Ueberhaupt hat er sich auf Erörterung dogmatischer Gegenstände wenig oder gar nicht eingelassen, und bey supernaturalistischen Theologen wird sein Handbuch wenig Beyfall finden. Das hat denn auch Einfluss auf eine gewisse Unvollständigkeit in der Sach- und Wort-Erklärung. So sind z. B. manche Viel und Vielerley bedeutende Wörter der Bibel ganz übergangen oder nur kurz abgefertigt, z. B. Gerechtigkeit, Glaube, Gnade, Licht, Fleisch, Geist u. s. w.

So brauchbar also dieses Handbuch besonders in historischer Hinsicht seyn dürfte, so wird es schwerlich den Bibelleser befriedigen, welcher Aufklärung über unverständliche Wörter und Redensarten sucht, und nicht noch neben diesem Handbuch eines anderen sich bedienen kann.

7. 4. 5.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FREYBURG, b. Groos: *Ueber die Duelle auf den deutſchen Univerſitäten in beſonderer Beziehung auf das Groſsherzogthum Baden*, von Freyherrn *v. Stengel*, Hofrichter in Mannheim. (Beſonderer Abdruck aus *Duttlingers* u. ſ. w. Archiv für Rechtspflege und Geſetzgebung.) 1832. 44 S. 8. (6 ggr.)

Vorausgeſchickt ſind Bemerkungen über die unter den alten Deutſchen übliche Selbſtrache; dann folgen andere, von denen wir die wichtigeren kurz anzeigen, über einen irrigen Ehrbegriff unter den auf den Univerſitäten Studirenden, Schwierigkeit der Geſetze wider die Duelle, deren Beſtrafung die Geſtraften nicht entehren muſs.

Man muſs nicht die Inländer härter und die Ausländer milder beſtrafen. Die durch die Güte des Herzens unterſtützte Vernunft der Studirenden vermag bey ſolchen Vieles. Die Strafe der Injurie muſs ſich nach der öffentlichen Meinung richten. Weil die erzwungene Abbitte eine Unwahrheit iſt, ſo genügt ſie dem Beleidigten ſelten. Die Ehrengerichte ſcheint der Staat nicht dulden zu können, weil ſie zwar einige Duelle verhindern, aber die geduldeten deſto blutiger machen würden. Der Vf. ſchlägt Gerichte über Injurien in Form der Schwurgerichte vor, und beweiſet die Möglichkeit, ſolche Schwurgerichte auf Univerſitäten einzuführen, durch von den Studirenden erwählte Vermittler und ein Ephorat, dem die Vermittler berichten, wenn ſie einen Vergleich nicht haben treffen können. Ueber die Thatſache entſcheiden die Studirenden ſelbſt. Die durch das Loos beſtimmten Vermittler muſs das Ephorat verwerfen können. Das ſtrafende Gericht in Injurienſachen ſey ein Collegium von Profeſſoren und niemals der Univerſitätsamtmann allein. Schwerlich werden die Unterſuchungen lange dauern, weil die Jugend nicht ſo häufig als das liſtigere Alter in der Antwort auf ergangene Fragen zu lügen pflegt. — Die gewöhnliche Strafe des Duells ſey Gefängniſs. Den Ausfoderer treffe immer nebſt der Gefängniſsſtrafe das *conſilium abeundi* und eine längere, wenn er die angebotene Verſöhnung ausſchlägt. Den Duellanten, welcher ungeachtet der durch die Vermittler und das Ephorat bewirkten Verſöhnung oder nach ergangenem Urtheil des Injuriengerichts dennoch ſeinen Gegner zum Duelle nöthigt, treffe nebſt der Gefängniſsſtrafe die Relegation. Duelle auf Piſtolen, auf den Stich und mit krummen Säbeln mögen an dem, der dieſe Waffen wählte, nebſt einer wenigſtens vierteljährigen Gefängniſsſtrafe mit Relegation beſtraft werden. Hat ein Duell eine lebensgefährliche Verwundung oder den Tod eines der Duellanten zur Folge, ſo ſey die Gefängniſsſtrafe im erſten Falle ½ bis 4 Jahre, im zweyten 5 — 10 Jahre und gegen den Ausländer mit Relegation auf 5 Jahre. Die Strafe iſt aber milder, wenn durch einen unglücklichen Zufall oder durch unvorhergeſehene Umſtände eine Strafmilderung nach Analogie der peinlichen Geſetze eintrat. Die Streit ſuchenden oder zum Duell aufhetzenden Studirenden müſſen mit Relegation und einer dem richterlichen Ermeſſen vorbehaltenen Gefängniſsſtrafe belegt werden. Secundanten laſſe man ſtraflos, wenn ſie ernſtliche Verſöhnungsverſuche gemacht haben, und belege ſie ſonſt mit zwey Monat Gefängniſsſtrafe. Zeugen bey einem Duell verdienen wenigſtens 8 Tage Karzerſtrafe. Bey ſehr gefährlichen Verwundungen, und wenn einer der Duellanten getödtet worden, erkenne das peinliche Gericht. In Erwägung beſonders ſittlichen und friedlichen Betragens mag aber dieſes Gericht eine Strafmilderung und Verwandlung in eine gelindere Strafe ausſprechen. Der Recurs zum höheren Richter und ſelbſt zum Landesherren bleibe dem Verurtheilten unbenommen.

Rec. ſcheint das Beſſere, alle Univerſitätsgerichte und Polizey rein aufzuheben, und die Studirenden anderen Minderjährigen am Orte ihres Auffenthalts völlig gleich zu ſtellen, was am Ende mehr wie alles Uebrige den Duellübermuth dämpfen wird, die jungen Verſchwender creditloſer macht, dem Geſitteten keine Laſt iſt, und den Ungeſitteten frühe die Strenge und Gerechtigkeit der Geſetze ſeines Vaterlandes fühlen läſst.

X.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Wolbrecht: *Madelon* (,) oder *die Romantiker in Paris.* Eine Novelle von *Theodor Mundt.* 1832. 246 S. 8. (1 Rthlr.)

Repräſentanten der franzöſiſchen Romantik, ein Dichter und theilweiſe auch ein Bildhauer ſprechen recht gut über das Weſen derſelben, wenn auch nicht im franzöſiſchen, doch gewiſs im deutſchen Sinn. Eine leidenſchaftliche ungleiche Dame, die alle Extreme in ſich vereint, und ohne vermittelnde Zwiſchentöne und Stimmungen ſchnell von dem einen Aeuſserſten zu dem anderen ſpringt, ſoll die romantiſche Liebe bedeuten; eigentlich könnte ſie nur zum Sinnbild der phantaſtiſchen dienen. Um ſie nicht in gänzlicher Zerfahrenheit untergehen zu laſſen, der natürlichen Folge krampfhafter Ueberreizung, läſst der Vf. ſie von der Hand des romantiſchen Dichters ſterben, noch immer der beruhigendſte Schluſs für eine Erzählung, in der die Gefahren der Ver- und Ueberbildung, der erzwungenen Genialität zu ſehr umſchleiert ſind, als daſs der Geſchichte moraliſcher Zweck deutlich und wie von ſelbſt in die Augen ſpränge.

Vir.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1832.

MEDICIN.

Berlin, b. Enslin: *Ueber das Wesen der Blattern und ihre Beziehung zu den Schutzblattern.* Ein diagnostischer Versuch von *J. C. Albers*, Dr. Med. u. Chir., königl. preuss. Regierungs - Medicinalrathe u. Kreisphysicus zu Gumbinnen. 1831. IV u. 146 S. 8. (18 gr.)

Der Zweck dieses diagnostischen Versuches ist, die von Einigen beschriebene *Variola lymphatica* als besondere Species festzustellen. S. 3 behauptet der Vf., es gebe zwey verschiedene Species der ächten Menschenpocke, deren Natur sich ausser bestimmten diagnostischen Zeichen darin von einander unterscheide, dass die eine Art früher vaccinirte Subjecte vollständig verschone, die andere Art aber auch diese ergreife, und bey ihnen in gemilderter Form als Varioloid erscheine. Die erste Art ist nach dem Vf. die *Variola purulenta*, die zweyte die *Variola lymphatica*. Gegen die erste Art soll die Vaccine vollständig schützen, gegen die zweyte nicht; die Benennung Varioloid hat er für diese, wenn sie vaccinirte Subjecte befällt, beybehalten. Das Schroffe dieser Ansicht fühlt er selbst, indem er S. 4 sagt: so heterodox diese Ansicht auch scheinen möchte, so sey er doch genöthigt gewesen, sie aufzustellen, und wolle im Verlaufe der Arbeit die Beweise liefern.

Rec. muss gestehen, dass er dem Vf. die subjective Fürwahrhaltung dieser Ansicht, sowie auch der Bündigkeit der Beweise, nicht streitig machen will, wohl aber die objective. Wie sollte es doch zugehen, dass die Vaccine gegen die purulente als die am höchsten ausgebildete Form der *Variola* schützen könnte und nicht gegen die schon mildere lymphatische? Gegen das *Genus* schützt sie demnach, aber nicht gegen die *Species*, und nicht einmal gegen die in der Ausbildung niedriger stehende lymphatische Form! S. 5 bis 14: Beschreibung der *Variola lymphatica*, wie sie bey Ungeblatterten und Ungeimpften vorkommt, enthält nichts Neues, wie auch S. 14 bis 18: Vom normalen Verlaufe abweichende Formen der *Var. lymph.* S. 18: Beschreibung und Verlauf der *Var. lymph.* bey früher Geblatterten und Vaccinirten unter der bekannten Benennung „*Varioloides*". Diese Form, sagt der Vf. S. 19, wird aber auch bey solchen Individuen beobachtet, welche früher *Var. purulenta* überstanden haben, wenn gleich in viel selteneren Fällen als nach Vaccine. Den Grund hievon sucht er darin, dass Individuen, welche sich noch in dem für Pockencontagium empfänglichen Alter befinden, weit seltener sind, als vaccinirte Individuen. Dieser Grund ist falsch, sobald er auf das Alter bezogen wird, richtig aber, wenn der Vf. die Seltenheit derjenigen Individuen darunter versteht, welche eine so starke Pockenanlage haben, dass diese auch selbst unter der purulenten Form nicht gänzlich getilgt wird, obwohl wir nicht leugnen wollen, dass mit dem zunehmenden Alter die Receptivität für Blattern abnimmt. Diese Individuen werden bey der zweyten Ansteckung sehr leicht befallen, weil bey ihnen die Blatternanlage durch *Var. purul.* grösstentheils wie durch ächte Vaccine getilgt ist; daher verlaufen die *Varioloides* um so leichter, je mehr durch ächte Vaccine die Blatternanlage getilgt ist. Auch unterscheidet sich der Verlauf der Varioloiden unter beiden Umständen durch nichts, wie der Vf. selbst bemerkt: „Die eigenthümliche Scharlachröthe der Haut und die entzündlichen Zufälle der Luftwege, wie sie kurz vor der Eruption der *Var. lymph.* bey Ungeblatterten und nicht Vaccinirten vorkommt, habe ich bey Varioloiden in einzelnen Fällen ebenfalls gesehen". Weiterhin S. 20: „Die Fälle, in welchen das Exanthem der Varioloiden am vollkommensten ausgebildet ist, nähern sich mehr oder weniger der ursprünglichen Form der *Var. lymph.*, jedoch ist ihr Verlauf allezeit weit rascher und leichter"; also ganz dasselbe, was *Eichhorn* in seinem Handbuche der contag. Exantheme behauptet: dass die Intensität des Varioloids abnimmt, so wie die Blatternanlage durch *Var. vera* oder Vaccine mehr oder weniger getilgt ist, wie der Vf. selbst auch diess bey der *Var. verrucosa* S. 89 zugesteht. S. 23 bis 29 folgt die vergleichende Diagnose zwischen *Var. pur.* und *Var. lymph.*, deren Resultat nach Ansicht des Rec. ist, dass *Variola pur.* und *lymph.* in ihrem Wesen identisch sind, wie diess auch *Reil*, nach des Vf. Angabe, schon angenommen hat, und nur dadurch die *Var. purul.* von *Var. lymph.* sich unterscheidet, dass letzte leichter verläuft und weniger Narben zurücklässt — und, meint Rec., dass die eine oder die andere Form abhängt von der individuellen mehr oder wenigeren Anlage zu Blattern; von

dem epidemischen Charakter nämlich, ob dieser die purulente oder lymphatische Form hervorzubringen, mehr oder weniger geneigt ist; von dem stationären Krankheitscharakter überhaupt, in sofern er mehr die sthenische oder asthenische Beschaffenheit, wie dieser unleugbar in der Natur gegründet zu seyn scheint, an sich trägt, und in wie weit Individuen durch ihn mehr oder weniger disponirt zu werden vermögen. S. 29 bis 39 sucht der Vf. das Daseyn der *Var. lymph.* aus älteren Schriftstellern nachzuweisen, und führt S. 37 an: „es bestehe wahrscheinlich die Wesenheit der beiden Blatternarten darin, dass sich bey den lymphatischen Blattern die Lymphe unmittelbar unter die (nicht „*der*", wie der Vf. schreibt) Oberhaut ergiesse, und daselbst sich zu Crusten verwandle, die Lymphe bey den eitrigen Pocken aber sich in das Zellgewebe der *Cutis* ergiesse, und dort in Eiter verwandelt werde" — bewiesen soll diese Ansicht werden durch die Crusten- und Narben-Bildung. Diese Ansicht ist falsch und nicht abzusehen, warum die *Var. lymph.* ihre Lymphe bloss unter die *Cutis* und die *Var. purul.* die ihrige in das Zellgewebe ergiessen soll. Richtiger scheint es, anzunehmen, dass beide Arten ihr Product unter die *Cutis* absetzen, mit dem Unterschiede, dass das der *Var. purul.*, als einer höheren pathologischen Organisation entsprossen, auch dann noch fortfährt, die von ihm zunächst berührte organische Substanz in sich aufzunehmen und zu consumiren, wenn es bereits aus dem Bereiche der Circulation und Säftemasse ausgestossen worden ist. Da hingegen bey der lymphatischen Form diess ihrer geringeren pathologischen Intensität wegen nicht geschehen kann, wenn auch einzelne Fälle hievon eine Ausnahme machen, was Beobachtungen darthun. Von 39 bis 66 theilt der Vf. Krankheitsfälle mit über *Var. lymph.* bey Ungeblatterten und Ungeimpften; nach überstandener *Var. purul.* und nach Schutzblattern. Von S. 66 bis 107 handelt er von dem Verhalten der Vaccine gegen *Variola* im Allgemeinen und speciell gegen das Contagium der Eiter- und lymphatischen Pocken. Hier wird obige falsche Behauptung wiederholt, dass die Vaccine gegen *Var. purul.*, nicht aber gegen *Var. lymph.* schütze — aus falschen Prämissen falsche Schlüsse! Die ganze Arbeit des Vf. ist dadurch verwirrt. Das Wahre an der Sache ist nach Rec. Ueberzeugung Folgendes: Auch die ächte Vaccine schützt nicht absolut und im Allgemeinen unbedingt gegen *Variola*. Diese bedingte Schutzkraft der Vaccine hängt ab von der mehr oder weniger stärkeren Pockenanlage, von der vollkommenen oder unvollkommenen Tilgung dieser Anlage durch Vaccine, von der stärkeren oder geringeren Temperation des Organismus zur Bildung und Hervorbringung der *Variolae* durch atmosphärisch-tellurische Einflüsse, welche Temperation an Perioden gebunden ist, und hie und da successive die Epidemieen ins Leben ruft. Eben so wohl, als es Individuen giebt, welche, auch wenn sie sich der Gefahr der Ansteckung zu wiederholten Malen aussetzen, nie Blattern bekommen, eben-so giebt es Individuen, bey welchen die Anlage so stark ist, dass die ächte Vaccine oder die höchste Form der *Variola* nicht verhindert, wiederum angesteckt zu werden. Geschieht das Letzte, so entstehen *Varioloides*, entweder nun nach Vaccine oder *Var. vera*, und es gilt ganz gleich, ob die letzte *purul.* oder *lymphatica* war. Daher hat der Vf. auch ganz recht, wenn er S. 90 sagt: „zur Erzeugung des Varioloids ist die Einwirkung des Variolacontagiums auf früher geblatterte oder vaccinirte Subjecte erfoderlich"; dabey bleibt es nach Ansicht des Rec. völlig gleichgültig, ob das Contagium von der purulenten oder lymphatischen Form ausgeht. Unrecht hat aber der Vf., wenn er S. 91, sich selbst so oft widersprechend, behauptet: „Zur Erzeugung des Varioloids gehören mithin nothwendig zwey Bedingungen, einmal die Einwirkung des Contagiums der *Var. lymphatica*, und zweytens die durch frühere Eiterpocken oder Vaccine beschränkte individuelle Receptivität gegen das Contagium. Das Falsche der letzten Behauptung liegt wieder darin, dass allein das Contagium der lymphatischen Form nothwendig seyn soll, da gar nicht abzusehen ist, warum nicht eben sowohl das Contagium der purulenten Form Varioloiden hervorbringen kann. Sind nämlich wahre Pocken oder Vaccine da gewesen, so können dem gesunden Menschenverstande und der Erfahrung zufolge bey abermals erfolgender Ansteckung nur Blattern von milderer Form entstehen, es mag die purulente oder lymphatische Form inficiren; jedoch aber kann sich, einzeln und individuell und durch die atmosphärisch-tellurische Beschaffenheit bedingt, diese mildere Form bis zur höchsten purulenten steigern, und hieraus geht gegen die Ansicht des Vfs. hervor: dass die inficirende purulente Form lymphatische, und die inficirende lymphatische Form unter oben bemerkten günstigen Bedingungen modificirte Blattern hervorbringen kann, die sich der höchsten oder purulenten Form mehr oder weniger nähern können. Dass atmosphärisch-tellurische Bedingungen bey Epidemieen eine grosse Rolle spielen, ist allgemein bekannt. So ist z. B. recht auffallend, dass, nachdem 1830 und 31 die Varioloiden in Helmstädt und dessen Umgegend schon recht stark geherrscht hatten, dieselben bey starker Communication sich nordöstlich nicht weiter verbreiteten, sondern erst im Juni und Juli 1832 sollen sie einzeln und sehr milde als *Var. lymph.* und *Varioloid.* verlaufend in Lüneburg erschienen seyn. Die Gelegenheit zur Weiterverbreitung fehlte hier also nicht, und doch erschienen sie erst so spät in Lüneburg, wo zuerst ein Mann aus Hamburg zurückkommend, der den Blatternstoff daselbst aufgenommen hatte, daran erkrankt seyn soll, und bald darauf ein Fuhrmann aus Lüneburg, der wissentlich mit dem in Hamburg inficirten nicht in Berührung gekommen war, aus Helmstädt zurückkommend. Hieraus geht unleugbar hervor, dass eine strichweise und locale Temperation erfoderlich ist, damit die Infection hafte, und dass ohne solche auch selbst Blatterepidemieen sich nicht weiter zu verbreiten vermögen. Von S. 107 bis

117 führt der Vf. einige Fälle auf von Varioloiden bey eben Geimpften, und von S. 128 bis 143 folgen Reflexionen über Varicellen und ihr Verhältniſs zu den purulenten und lymphatiſchen Blattern u. ſ. w.

Indem Rec. den Fleiſs und den guten Willen des Vfs. mit Achtung anerkennt, muſs er jedoch geſtehen, daſs durch dieſe Arbeit der Wiſſenſchaft wenig genützt iſt. Mehr, als bisher in dieſer Angelegenheit geſchehen iſt, hat der Vf. nicht geleiſtet, und das Neue, das er bringt, iſt falſch und ungegründet, wie Rec. gezeigt zu haben glaubt. Will der Vf. ſich darauf berufen, um ſeiner Anſicht mehr Feſtigkeit zu verſchaffen, daſs die Blatternform, die damals in England herrſchte, als die Vaccine ſegensreich das Licht der Welt erblickte, darum die purulente geweſen, weil die Vaccine, was doch nur ſcheinbar war, ſchützte, und aus der Blatternform, die er im Jahre 1828 beobachtete, und als die lymphatiſche bezeichnet, und weil ſie geblatterte und vaccinirte Individuen ohne Unterſchied befiel, ſchlieſsen, daſs gegen dieſe Form die Vaccine und *Var. purul.* nicht ſchütze: ſo ſchlieſst er ſehr falſch, und giebt zu unſäglicher Verwirrung Anlaſs. Denn nicht zu gedenken, daſs die purulente Form jetzt weniger geſehen werden muſs, weil ſeit 30 Jahren faſt überall geimpft worden, und was vor dieſer Zeit nicht geimpft war, die natürlichen Blattern überſtanden hat, ſo ſteht nichts im Wege, daſs nicht über kurz oder lang die *Variola lymph.* und die *Varioloides* bis zur Höhe der *Variola purul.* ſich hinauf bilden können, wenn nämlich die ſtationäre und epidemiſche Conſtitution die Ausbildung des Exanthems begünſtigen. Dieſs muſs der Vf. zugeſtehen, da die *Var. lymph.* und die Varioloiden hin und wieder und individuell einen ſolchen Aufſchwung haben beobachten laſſen. Wer nur einigermaſsen Gelegenheit gehabt hat, Exantheme zu beobachten, giebt gewiſs gern zu, daſs es mit der Sonderung in Formen eine eigene und miſsliche Sache iſt, und daſs meiſtentheils dieſen Sonderungen die Stabilität mangelt, ja, daſs ſie gar nicht auf eine haltbare Diagnoſe zurückgeführt werden können, eben weil die Modificationen ihrer Form ſo mannichfaltig ſind; und eine Epidemie, wie ſie der Vf. beobachtete, kann noch nicht zur Begründung ſolcher Sonderungen dienen, die weder theoretiſch noch praktiſch die Wiſſenſchaft fördern.

W—————r.

1) Leipzig, b. Feſt: *Abhandlung über die Bäder im Allgemeinen und über die neuen Köberlinſchen Apparate zu Sprudel, Sturz- und Dampf-Bädern insbeſondere.* Von *Fr. S. L. Meiſsner.* Mit 13 Kupfertafeln. 1832. VI u. 72 S. 8. (16 gr.)

2) Berlin, b. Schleſinger: *Die Drüſenkrankheit oder die Scrophelkrankheit der Kinder und Erwachſenen*, in allen ihren Geſtalten, Richtungen und Gefahren und die Mittel, ſie zu verhüten, zu beſchränken und zu heilen. Eine Schrift für Eltern, Erzieher, Volks- und Schul-Lehrer, von *A. S. Löwenſtein*, Dr. der Med. u. ſ. w. 1831. XVI u. 96 S. 8. (14 gr.)

Beide Schriften ſind für Nichtärzte beſtimmt, und in gewöhnlicher Art und Weiſe verfaſst. Daher glaubt Rec. ihren weiteren Inhalt und das Urtheil über ihre Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit übergehen zu können, indem dadurch ihre Nützlichkeit und der Ankauf weder befördert, noch verhindert wird. Beide Vff. haben ſich nicht erwehren können, der erſte, die Krankheiten zu nennen, bey welchen Bäder nützlich ſeyn können, und der letzte, Mittel dem Laien an die Hand zu geben, wodurch die Scrophelkrankheit geheilt werden ſoll. Daſs beides aber zwecklos iſt, ja, höchſt ſchädlich werden kann, iſt eine allgemein bekannte Sache. Schlieſslich muſs Rec. doch den Vf. von No. 2 fragen, wodurch ſich ein Volkslehrer vom Schullehrer unterſcheidet, und ob nicht ein Schullehrer auch zugleich Volkslehrer iſt.

W—————r.

1) Leipzig, b. Nauck: *Die ärztliche Behandlung der verſchiedenen Krankheitszuſtände des menſchlichen Organismus ſammt genauer Aufzählung der in denſelben angewandten Arzneymittel.* In alphabetiſcher Ordnung der Krankheiten. Von *Mathias Joſeph Schmidt*, der Med. und Chir. Doctor, praktiſchem Arzte u. ſ. w. 1830. IV u. 336 S. 8. (2 Rthlr.)

2) Leipzig, b. Hartmann: *Recepte der beſten Aerzte aller Zeiten, für die verſchiedenen Krankheiten des menſchlichen Organismus*, nebſt einleitendem Formulare und einem Anhange über die Behandlung bey Scheintodten und Vergifteten, von *Mathias Joſeph Schmidt*, der Med. und Chir. Doctor u. ſ. w. 1831. IV u. 558 S. kl. 8. (2 Rthlr.)

3) Leipzig, b. Hartmann: *Repertorium der vorzüglichſten Arzneyformeln für die Therapie des Trippers und der Luſtſeuche*, mit einem Anhange, enthaltend die berühmteſten Methoden und Mittel gegen den Bandwurm, eine Abhandlung über die Kubeben und einige andere Zuſätze. Herausgegeben von Dr. *Soſibius.* 1831. XII u. 336 S. kl. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

No. 1 hat den Anſtrich einer ſpeciellen Therapie, aber auch nur den Anſtrich, wenn wir nicht ableugnen wollen, daſs eine rationelle Therapie auf einer richtigen Diagnoſtik beruht. Von letzter iſt nun durchaus keine Rede. Wird ſie vorausgeſetzt, ſo will der Vf. dem *erfahrnen* Praktiker in der Therapeutik nachhelfen, dem doch ſeine Nachhülfe ganz überflüſſig iſt: denn iſt richtig diagnoſticirt, ſo iſt auch der gegebene Krankheitsproceſs richtig erkannt, und die Indicationen ſind leicht gefunden, noch leichter aber die Mittel: daher wir in keiner guten Therapeutik eine

Litaney von Arzneymitteln mehr suchen, wenn sie anders nach dem heutigen Standpuncte der Medicin abgefasst ist. Will er aber dem *angehenden* Arzte zu Hülfe kommen, so ist eine solche Trennung der Therapie nur dazu geeignet, denselben auf die Bahn des rohen Empirikers, des gemeinen Routinier, zu leiten. Und nur diess scheint im Plane des Hn. *Schmidt* zu liegen: denn hätte er sich zu einem höheren erheben können, so würde er nie sich zu solch einem unnützen, ja schädlichen und nur für Fellscherer brauchbaren Machwerke entschlossen haben. Diese Absicht giebt sich zum Theile auch aus der alphabetischen Einrichtung des Buches zu erkennen, noch mehr aber und ganz aus No. 2, wo wir eine Fülle von Recepten finden, abgetheilt in zwey grosse Classen, für die acuten und die chronischen Krankheiten, und so viele Unterabtheilungen, als es einzelne Krankheitsformen giebt. Die übrige Einrichtung des Buches zeigt hier, wie bey No. 1, der Titel schon an. Wahr ist zwar, dass es manche, fast ellenlange Receptformeln giebt, welche sich eine gewisse Celebrität seit langer Zeit schon erworben haben, und dass für solche das Gedächtniss des Arztes manchmal Unterstützung nöthig hat; diese finden wir aber allenthalben; und sind sie der Zweck einer Sammlung, so ist doch die Angabe der Krankheiten, die ihre Anwendung zulassen, überflüssig. Dahin gehören aber dann doch keinesweges so viele, und noch dazu ganz einfache Recepte. Einfachheit in den Ordinationen ist übrigens ein Kennzeichen des rationellen Arztes, und er wird höchst selten in den Fall kommen, zu solchen alten Formularen seine Zuflucht nehmen zu müssen.

Auch der Vf. von No. 3 hätte seine Autorlust auf bessere Zeiten aufsparen dürfen, die ihn vielleicht ein dankbareres Thema hätten finden lassen, durch dessen Ausarbeitung er sich auf eine würdigere Art einen Namen hätte verschaffen können. Das Mühsame solcher Arbeiten erkennt Rec. gern an; nur nicht das Erspriessliche, weil der fähige Arzt ihrer nicht bedürfen wird, und der Barbier, oder wie der Pfuscher sonst heissen mag, der sich ihrer bedient, nur blind zu Werke gehen kann, Nutzen oder Schaden mithin vom Zufalle abhängt. Möchten diess doch die letzten Schriften dieser Art seyn!

Bs.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Engelmann: *Novellen*, von *J. Satori*. 1stes Bdchen. Für Gott, König und Vaterland. 130 S. 2tes Bdchen. Louise, Herzogin von Savoyen. Boja, das schöne Hirtenmädchen. 167 S. 3tes Bdchen. Kampf und Glaube. 144 S. 1832. 8. (2 Rthlr. 9 gr.)

Wäre man über das Geschlecht des Vfs. in Zweifel, die Novelle des 3ten Bändchens bewiese unumstösslich, dass es ein weiblicher sey; denn in dieser duldet eine edle Scandinavierin, und rächt sich auf die grossmüthigste Weise an ihrem flatterhaften Bräutigam Hakon, König von Norwegen, der die üppigere jüngere Margaretha von Dänemark ihr vorzieht, die er früher mehr aus Laune und Widersprechungsgeist als aus wirklicher Neigung zur Gemalin erkieste. Elisabeth von Holstein ist ein so hohes Bild weiblicher Vortrefflichkeit, dass man erst in einer besseren Welt, als dieser, ihre Gesellschaft wünscht; denn eine gewisse Art Tugend ist stets mit Langerweile verbunden.

Nicht genug, dass *Louise von Savoyen* mit ihren Leidenschaften den Connetable von Bourbon bedrängte, in der Novelle muss er als empfindsamer Liebhaber eines überzüchtigen Fräuleins sich abmühen, das durch die Ränke der fürstlichen Nebenbuhlerin und ihre allzustrengen Begriffe von jungfräulicher Sittsamkeit abgehalten wird, dem Connetable die Hand zu reichen. Aus Liebe zu ihr sucht er den Tod, ja man könnte die Belagerung Roms einzig aus seinem Liebesunglück herleiten. Dagegen schweigt diese Geschichte von Bourbons Hinneigung zu Louisens Tochter, Margarethen, hier immer, statt Herzogin von *Alencon*, von *Alecon* genannt.

Das *schöne Hirtenmädchen*, eine heidnische Preussin, ist so sentimental, wie irgend ein Zöfchen unserer Tage. Wären die Beschreibungen der Gegenden, der Gebräuche nicht, die Reden der liebenden und lehrenden und grimmigen Personen liessen nimmermehr glauben, dass man sich in Samland vor Einführung des Christenthums befinde.

Die erste Novelle ist die kräftigste, reflectirend, den inneren Kampf eines trefflichen Mädchens darstellend, das royalistisch gesinnt, (sie ist eine Brüsslerin aus unseren Tagen) ihren Vater als Aufwiegler, Freund des Pöbels und der Schlechtgesinnten nicht achten kann, auch manches andere Unrechte in seinem Leben wenigstens ahnet, und doch mit den Banden des Bluts ihm angehört, ja ihn liebt. Diese Entzweyung ist sehr gut zur Anschauung gebracht, wie überhaupt die Charaktere sich plastisch abheben, und die Erfindung als eine wohl ersonnene zu preisen ist.

n.

Stuttgart, b. Hallberger: *Berthold Schwarz*. Novelle von *Eduard Duller*. 1832. 228 S. 12. (1 Rthlr.)

Eine der gleichgültigsten Folgen der Erfindung des Pulvers möchte dieser Roman seyn, in welchem ein trübsinniger Schwärmer und desperater Liebhaber, dem es bey seinem atheistischen Guardian unheimlich ist, und der überhaupt ungern im Kloster lebt, seine Entdeckung fast allein dazu nützt, auf eine effectlose Weise sich aus dem Leben zu schaffen. Recept und technisches Verfahren schrieb er nach dem ersten Versuch nieder, und vertraute es sicheren Händen, überzeugt, dass sein Ruhm in alle Ewigkeit knallen werde. Wer durch sein Werk soviel Lärm erregte, mag zufrieden seyn, wenn es auch durch seine poetische Biographie nicht geschieht, und der Leser wird ja hoffentlich ein Gleiches thun.

n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ALTONA, b. Busch: *Neue Schleswig-Holsteinsche Provinzialberichte*, herausgegeben von *Hartwig Peters*, Diaconus zu Sct. Marien in Flensburg. Jahrgang 1831. Zweytes, drittes und viertes Heft. Mit dem ersten Heft 692 S. 8. (4 Hefte 2 Rthlr. 12 gr.)

(Vergl. Jen. A. L. Z. 1832. No. 21.)

Das *zweyte Heft* enthält zunächst eine Beantwortung der Frage: Was ist von der wechselseitigen Schuleinrichtung zu halten? Vom Rector *Redling* in Eckernförde, der diese Art des Unterrichts mit Recht in Schutz nimmt — ferner des im J. 1831 in Flensburg jung verstorbenen Collaborators *Prahm* Biographie. — Dr. *David* in Kopenhagen über Wahlfähigkeit zur Ständeversammlung. Er übergeht die Untersuchung über den Vorzug und Werth der verschiedenen Staatsformen, nimmt aber an, dass die Regierung keine anderen Interessen als das Volk haben könne und müsse, und erklärt aus der grossen und gefürchteten Vorliebe der civilisirten Völker in Europa für Neuerungen und Reformen die Idee der preussischen Regierung, nur dem Grundeigenthum in den Provinzialständen einen überwiegenden Einfluss auf die Gemeinde- und Provinzial-Verwaltung zu gestatten. Diess ist aber nur da zweckmässig, wo Industrie und Handel auf einer niederen Stufe stehen, und sonst etwas sehr Irriges; denn Interesse und Patriotismus knüpfen die Stände ausser den Grundeigenthümern sehr fest an ihr Vaterland, dessen Gesetze und Wohlstand. Eben so unzeitig scheint es ihm, wenn man vom Repräsentanten noch mehr Garantie verlangt als von dessen Wahlherren; nur ist es sehr vernünftig, nicht zu junge Repräsentanten zuzulassen; denn Kenntniss der menschlichen Natur und Erfahrung besitze der ältere Denker und Geschäftsmann in der Regel mehr neben einem kälteren Blute. Dem weniger Begüterten fehle bloss darum, dass er diess ist, nicht Vaterlandsliebe und Einsicht in dessen Interessen. — Einem Wahrheitsfreunde werden einige Wünsche der deutschen Staatsbürger Dänemarks mitgetheilt, aber manche wichtigere sind übergangen, z. B. das grosse Heer, dessen bedeutende Beschränkung so allgemein gewünscht wird, da fast kein anderer Staat so wenig Eroberungen machen als fürchten könne. — Des verstorbenen dänischen Staatsraths *Reinhold* Grundsätze der philosophischen Rechtslehre. In der Einleitung wird behauptet, dass der dänische Staat jährlich seinem Ideal näher rücke. Mag wahr seyn, wenn auch das Kieler Correspondenzblatt bisweilen einige Langsamkeit des Vorwärts enthüllt. Die Grundsätze selbst sind schärfer und bestimmter als in *Krugs* Rechtspolitik. — Das Sanskrit als nothwendiges Erfoderniss zum allseitigen Verständniss der classischen und germanischen Sprachen, vom Dr. *Johannsen* zu Kiel, gehörte wohl nicht in ein Provinzialblatt; indess mag es für die Philologen, um sich nicht in zu enge Schranken einzuschliessen, passend seyn, das weite Feld der Sanskritgelehrsamkeit mit zu Hülfe zu nehmen. — Nachrichten von der Halbinsel Kekenis und der Räuberburg Kayburg. — Im Herzogthum Lauenburg wurden 1829 geboren 1329 und starben 872. Im J. 1830 wurden in Holstein und Schleswig ohne Pinneberg und Altona geboren 19,946, es starben 15,823. Getrauet wurden 5,355 Paar.

Drittes Heft. Kirchenbauten zu Coldenbüttel. — In den Flensburgensien lieset man einiges auch für andere Städte Nützliche, um das Armenwesen einer Gemeinde unter eine allgemeine Direction zu stellen. Die 13 Stipendien an Studirende betrugen im J. 1828 4217 Mark 4 Schl. Bisher konnte Flensburg, das eine reich dotirte Gelehrtenschule besitzt, keine höhere Bürgerschule erlangen. — Zustand des Christianspflegehauses in Eckernförde. — Trennung der Justiz von der Administration in Stadt und Amt Flensburg, vom Ober- und Landgerichtadvocaten *Sinjen*. Der Aufsatz hat viel Lesenswerthes über Beamtendespotie, wie solche bisweilen die Oberen beschützen; auch wie nachtheilig es ist, wenn unwürdige Beamte sogar bisweilen vom Staat durch Titel ausgezeichnet werden. Nicht ohne Ursache haben die Völker einen Constitutionshunger, der durch die Unfähigkeit und Ungewandtheit der Beamten oft gesteigert wird. — *Köhnke-Binzersche* Erziehungsanstalt in Nienstädten. — *Gerhard-Flewartsches* Legat für die Töchter von Flensburger Predigern.

Viertes Heft. Die Kirchenverfassung der Propsteyen Hadersleben und Törninglehn, von *C. v. Wimpfen*. — Die Vorfahren des Generalsuperintendenten *Adler*. — Zwey Briefe Sr. Excellenz des Geh. Staatsministers *v. Möfting* und des Doctor Prof. *J. Möller*, die Berichtigung einiger *Möllerscher* Irrthümer über Dänemarks Finanzlage. — Veränderungen der Civilbeamten in den J. 1829 und 1830. — Das Herzogthum

Schleswig hat gesetzliche Presfsfreyheit. — Spar- und Leih-Cassen in den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg. — Im Literaturbericht werden einige Fehler der *Bruheschen* Geographie für Real- und Bürger-Schulen gerügt, ferner der *Strodtmannschen* dänischen Grammatik, *Flörs* dänischen Lesebuchs, der Chronik der Universität Kiel und der Schleswig-Holsteinschen gelehrten Schulen im J. 1830, des Amtmanns *Friedrich Seestern Pauly* Archivarischer Bericht wegen der Holsteinschen 584 milden Stiftungen, sodann der Sylter Landschaftsverfassung und ihrer zeitgemäfsen Verbesserung vom Landschaftsarzt Dr. *Wülfke*. Die Insel Sylt hat 2557 Einwohner. Beendet ist nun das Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburg- und Eutinschen 1361 Schriftsteller von 1796—1828. — Aphorismen, die gelehrten Schulen betreffend. — 1831 wurden in Hadersleben die für 12,000 Rthlr. erbauten beiden Bürgerschulen eingeweihet.

X.

Mannheim, b. Schwan u. Götze: *Stimme während und am Schlusse der Versammlung zu Hambach im Mai* 1832. Allen Deutschen zur Beherzigung. 1832. 20 S. 8. (3 gr.)

Man erblickte, wie der Vf. erzählt, an dem der Freude und dem Danke geweiheten Tage des Hambacher Festes, Fahnen des Aufruhrs und eine gebrochene Bahn zum Morde und zur Plünderung, aber die Verführer versuchten vergebens, in deutschen Herzen dazu Anklang zu finden. Es waren Grillen der dortigen Redner, den Deutschen das Trugbild einer Verjüngung des vormaligen Deutschlands vorzuhalten, mit dessen Einheit und einem Kaiser an der Spitze, und dann wieder, dafs Deutschland eine Republik werden könne, mit der Schlufsfolge von Wegschaffung der bestehenden Regenten und Umwälzung alles Vorhandenen, was offenbar zu einer Umstürzung alles Bestehenden und zu einer Anarchie führen müfste. Der Vf. beweiset, dafs solche Plane Thorheit und Bosheit zugleich bereitet hätten, da die Zuwendung der Alleinherrschaft an einen einzigen Fürsten in Deutschland nicht heilbringend seyn würde. Sehr richtig ist der Gedanke des Vfs., dafs jetzt durchaus kein Mifstrauen zwischen den deutschen Fürsten und Völkern gesäet, vielmehr deren gegenseitiges Vertrauen gekräftiget, dafs die freye Presse nicht gemifsbraucht, und den Leidenschaften der Anarchisten kein Futter geboten werden müsse. Kein deutscher Fürst werde dem Wohl seines Volks entgegen wirken wollen, selbst wenn seine Plane unzweckmäfsig zu seyn schienen. Wie unglücklich sey Frankreich seit 40 Jahren durch seine Revolution geworden! Im Westen Europas habe man aus Ehrgeiz und Habsucht Bürgerkriege angefacht. Vieles verdanke Deutschland durch Schutz vor ähnlichem Unheil Oesterreich und Preussen, und eben daher verleumde man solche. Auch letztes werde eine ständische Verfassung ins Leben treten lassen, wenn auch nicht alle patriotischen Ideen sofort ins Leben übergehen würden. Weil manche Segnungen des deutschen Bundes noch nicht hätten ins Leben eingeführt werden können, so hoffen die Verführer, dafs diefs die Liebe der Völker zu ihren Fürsten erstickt habe. Zwar hätten die Herzen geblutet bey manchen getäuschten Hoffnungen redlicher deutscher Mitbürger, aber doch habe der Bescheid der grofsen Mehrheit gegen die Verführer ertönt: „Hebe dich weg Satanas!" Der Vf. hofft, dafs bald ein gemeinschaftlicher Zollverband ganz Deutschland umschlingen werde. Freylich sey es hart, dafs auf den 4 Stunden Weges von Mannheim nach Worms ein Reisender vier Mal visitirt werde. Ein Gutes habe das Hambacher Fest bewirkt, dafs man damals klar gesehen habe, dafs die Zahl der den Frieden und ihre Fürsten liebenden Deutschen weit gröfser sey, als die Zahl der Verführer.

X.

Gotha: *Systematisches Verzeichnifs der Petrefacten-Sammlung des verstorbenen wirklichen Geh. Raths* Freyherrn *von Schlotheim*. 1832. VIII u. 80 S. 8.

Ueber die Verdienste *Schlotheims* um die Petrefactenkunde, über die Reichhaltigkeit seiner Sammlung auch nur ein Wort zu sagen, ist überflüssig. Eben darum mufs aber ein genaues Verzeichnifs der letzten nur willkommen seyn, um so mehr, als dieselbe nur theilweise bekannt ward. Der Besitzer selbst hat aber dasselbe nicht gefertigt, sondern es ist nur nach den von ihm zu den einzelnen Gegenständen geschriebenen Etiquetten und Bemerkungen abgefafst worden. Man hat bey demselben das *Bronn'sche* System zum Grunde gelegt, obwohl die Sammlung selbst nicht nach demselben, sondern geognostisch, überhaupt aber nicht vollständig geordnet ist. Statt geognostischer Nachweisungen ward es, zur Raumersparnifs vorgezogen, im Katalog nur den Fundort anzugeben. Hiebey ist denn zu bemerken, dafs der Besitzer ziemlich aus allen Theilen der Welt zusammen brachte. Ueberdiefs sind seltenere Dinge, die nicht zu haben waren, wie z. B. von *Palaeotherium*, in Gypsabgüssen vorhanden. — Die Sammlung, wie sie ist, kann als ein unschätzbares Gut betrachtet werden, und wird dem Gothaer Kabinet, dem sie, wie früher verlautete, der Verstorbene vermachte, zur gröfsten Zierde gereichen.

Vorliegendes Verzeichnifs derselben ist nun sehr wichtig dadurch, dafs es gewissermafsen ein ziemlich vollständiges Skelett der ganzen Petrefactenkenntnifs bis zu *Schlotheims* Tode giebt, gleichsam den Rahmen, in den man blofs die Beschreibungen und einige Supplemente einzutragen hat. Zu einem solchen ist es dadurch geworden, dafs fast überall *Schlotheims* Schriften, dann aber auch die Synonymen anderer Schriftsteller, als *Sternberg*, *Goldfufs*, *Lamarck*, *Miller* u. f. w., angeführt find. — Gleichsam als Commentar wird eine neue Auflage der sämmtlichen, zum Theil in verschiedenen Werken zerstreuten Abbildungen *Schlotheimscher* Petrefacten in 66 Kupfertafeln und einigen Bogen Text mit Synonymen bald erscheinen. — Dafs obiger Katalog und diese Samm-

lung jedem Palaeontographen unentbehrlich sind, wäre überflüssig, zu bemerken.

— n.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leiden, b. Luchtmans: *C. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Jul. Agricolae liber* edidit etc. *Pet. Hofman Peerlkamp.* 1827. IV u. 74 S. 8. (14 gr.)

In der Vorrede zu dieser Ausgabe, durch welche Hr. *P.* ursprünglich nur seinen Zuhörern einen lesbaren Text in die Hand geben wollte, giebt er den Plan seiner Arbeit so an, dass er die hauptsächlichsten Abweichungen der Vatikanischen Handschriften von den Ausgaben angezeigt, seine Stimme über dunkle und corrupte Stellen abgegeben, und *imitationes nonnullas, e Sallustio praecipue et Livio*, namhaft gemacht habe; letztes in beschränktem Masse, und bloss in der Absicht, jugendlichen Lesern Tacitus Kunst und Art zu zeigen, nicht Alles anzuzeigen. Bey der Behandlung schwieriger, dunkler und corrupter Stellen sey er sehr sorgfältig gewesen, um ein für allemal das Anstössige gehörig nachzuweisen, und vielleicht Andere zur Beseitigung der Schwierigkeiten anzureizen. Zuletzt beklagt er noch, dass er *Dronke's* Ausgabe so spät erhalten habe, dass er sie nur zum Theil habe benutzen können. *Hertel* sey erst bey Vollendung seiner Arbeit ihm zugekommen; *Steuber* und *Selling* habe er noch nicht zu Gesicht bekommen. Auch hat er die *Walchische* gleichzeitige Ausgabe noch nicht benutzen können.

Rec. vermag es nicht zu beurtheilen, wie dringend *P.*'s Noth war, eine neue Ausgabe dieser Schrift vom Tacitus zu veranstalten, da er die Verhältnisse des Buchhandels in Holland zu wenig kennt. Anstatt also mit dem Herausgeber über die Art der Arbeit, über ihre Lückenhaftigkeit und Einseitigkeit zu rechten (denn vermuthlich wird Hr. *P.* bey seinen Vorlesungen ausfüllen, was in dem Buche selbst nicht oder nur einseitig berührt ist, zumal nachdem *Walch* erschienen), wollen wir lieber das Gegebene etwas näher beleuchten, um uns des Gewinnes zu versichern, welchen diese Ausgabe darbeut. Zu diesem Behufe fassen wir zunächst einige bekannte schwierige Stellen ins Auge, welchen das Prädicat *corrupt* vorzugsweise gebührt.

Im 27 Cap. bieten die alten Ausgaben von der *princeps* bis auf *Rhenanus: at Britanni non virtute sed arte et occasione ducis * rati, nihil ex arrogantia remittere, quo minus etc.* Augenfällig fehlerhaft. Auch kommen alle Ausleger darin überein, dass vor *rati* ein Infinitiv Platz haben müsse. Ohne uns hier auf weitere Auseinandersetzungen einzulassen, fragen wir, was ist Hn. *P.* gelungen? Seine Anmerkung ist: *arte ducis rati*] *arte victos rati. arte ducis superati, artem ducis rati. His aliisque modis interpretes corruptelam mederi conantur. Fieri potest, ut in codd. scriptum fuerit: At Britanni, tamquam non virtute, sed occasione et arte superati. Tamquam propter similitudinem praecedentium syllabarum fuit omissum. Superati corruptum in ducis rati. Comparandus autem Caesar B. G. I,* 40 „*dispersos — vicisse*". *VII,* 29: „*Non virtute — oppugnationis.*" (Um Raum zu ersparen, haben wir bloss die Anfangs- und End-Worte der Citate niedergeschrieben.) Ganz abgesehen von der Unklarheit des *tanquam*, wenn es die eigene Ueberzeugung der Britannen ausdrücken soll, und von der Unbeholfenheit desselben für *rati*, begreift Rec. nicht, wie *TANNI* mit *TAMQVAM* und *DVCISRATI* mit *SVPERATI* paläographisch verwechselt werden konnte. Sehr glücklich hat *Walch* diese Stelle geheilt, indem er nach *virtute* ein *se* (wegen des folgenden *sed* ausgelassen) und hinter *ducis* ein *elusos* (paläographisch in longobardischen Schriftzügen dem *ducis* fast völlig gleich) einschiebt. Rec. erlaubt sich noch eine Abänderung dieser Emendation darin, dass er *ducis* als entbehrlich gänzlich streicht, und *elusos* mit *Walch* zeugmatisch fasst. Sogar das *se* muss nicht einmal, wenn man des Tacitus anderweitigen Sprachgebrauch berücksichtigt, nothwendig eingeschoben werden.

Im 28 Cap. bieten die Handschriften hinter *numero* ein ganz beziehungsloses *circum*. Es ist dasselbe von Hn. *P.* ohne irgend eine Erinnerung und aus Nachfolge einiger Vorgänger getilgt worden. Die Schwierigkeit des Sinnes oder der wenigstens bey Tacitus völlig unverdauliche und unduldbare Unsinn der Worte *coelum ipsum ac mare et silvas, ignota omnia, circumspectantes*, nach dem allgemeinen Gedanken *trepidos ignorantia*, wurde von Hn. *P.* gar nicht gefühlt, auch natürlich kein Heilversuch gemacht. Selbst *W.* lässt die Stelle wund zurück. Man begreift leicht, wie das abirrende Auge des Abschreibers in die folgende Zeile gerathend, ein *circum* aus *circumspectantes* malte, aber zeitig sich bessernd, an gehöriger Stelle fortfuhr, ohne das unbezügliche *circum* zu tilgen. Vielleicht wurden von Späteren auch nur die übergezeichneten Puncte übersehen. Allein welcher Sinn bleibt dann? In *circumspectantes* finden wir eine Prägnanz der Hülfe. Sinn: Sie kennen die Lage nicht, in der sie sich befinden, sind darum zaghaft, und suchen mit gierigem Blick in Himmel und Meer und Wald, überhaupt um so mehr Hülfe und Rettung, je unbekannter ihnen das Genannte ist. Es ist psychologisch, dass die Menschen in Noth und Gefahr gerade daher am meisten Hülfe erwarteten, woher sie am wenigsten kommen kann, und woher sie der, welcher Gelegenheit und Verhältnisse kennt, auch nicht erwartet.

Cap. 36 bey den Worten *interim equitum turmae* u. s. w. macht Hr. *P.* folgende Anmerkung: *Equidem verba interim equites — proelio miscuere tanquam in parenthesi posita intellexerim, et sic interpretanda: Interea dum cohortes auxiliorum Romanorum progrediebantur, equites Britanni, qui cum covinariis media campi implebant, fugiebant, covinarii, pro more suo, se immiscuere agminibus peditum Britannorum. Et quamquam cohortes Romanae, quae jam pervenerant ad aciem Britannorum in primis*

collibus ſtantem, intulerant recentem terrorem, non tamen ſtatim ulterius penetrare poterant, quia denſa erant Britannorum agmina, et covinarii impediebant. Es iſt kaum begreiflich, wie nicht allein Hr. *P.*, ſondern unſeres Wiſſens alle Ausleger vor *Walch*, eine ſolche oder ähnliche Verwirrung alles Sprachgebrauchs, aller klaren Schreibweiſe, alles Sachverſtandes dem gröſsten römiſchen Styliſten zutrauen konnten. Unwiderleglich hat *Walch* S. 367 ff. ſeines Commentars die Unzuläſſigkeit ſolcher Erklärung nachgewieſen. Wir verweilen daher hier bey der unklaren und die wahre Schwierigkeit der Stelle gar nicht berührenden Anſicht des Herausgebers nicht länger. Geheilt freylich iſt die Stelle auch bey *W.* nicht. Die paläographiſche Willkührlichkeit unſeres Beſſerungsvorſchlags wohl fühlend, wiſſen wir doch nichts Näheres und Beſſeres zu erfinden als ein parenthetiſches *fugarant covinarios.* Nicht glücklicher als hier iſt Hr. *P.* auch bey dem gleich folgenden corrupten *quum aegre diu ſtantes.* Am nächſten der Lesart der Handſchriften dürfte wohl aus *aut ſtante* ein *adſtantes* ſeyn, wenigſtens den ganzen Sinn ausdrücken, mit dem Zuſammenhang zuſammengehalten, welchen *Walch* durch ſein *in declivi ſtantes* erzielte.

Dieſs möge zureichen zur Veranſchaulichung, in wiefern Hn. *P.'s* Verſicherung zu trauen ſey, daſs er *in locis obſcuris corruptisque indagandis curioſior* geweſen ſey, als man vielleicht erwartet habe. Rec. wenigſtens findet keinesweges Urſache über zu groſse *curioſitas* zu klagen.

Ob Hr. *P.* in den übrigen Rückſichten ſeinen Vorſätzen nachgekommen ſey, und ob ſein Commentar für den Zweck ſeiner Schrift genüge, möge die zuſammenhängende Beleuchtung eines kleinen Abſchnittes ſeiner Ausgabe, welcher nicht gewählt, ſondern vom Zufall uns in die Hand gegeben wurde, zeigen.

Cap. 26. Bey *nocte aggreſſi* iſt nichts über die Gegend, wo dieſs geſchehen ſey, angemerkt. Der Streit der Ausleger foderte eine Andeutung der verſchiedenen Anſichten. — Bey *caeſis vigilibus* iſt die Variante *caeſas* aus der *princeps* nicht angemerkt. — Ueber die Auffaſſung und bezüglich falſche Interpunction der Worte *inter ſomnum ac trepidationem caeſis vigilibus irrupere* keine Andeutung. Auch *Walch* hat ſie falſch gefaſst, indem er *inter ſomnum ac trepidationem caeſis vigilibus* eng mit einander zu dem Sinne verbindet: „ſobald im Schlaf oder Schrecken die Wachen niedergeſtoſsen." Hätte Tacitus dieſs gewollt, er würde unſeres Erachtens geſchrieben haben: *caeſis inter ſomnum ac trepidationem vigilibus.* Und wahrlich, es wäre auſserdem bey römiſcher Kriegszucht und Sitte und bey dem Wechſel der Poſten dem Feinde gegenüber ein harter Vorwurf, daſs die *vigiles* ſich im Schlafe hätten niedermachen laſſen. Vielmehr iſt alſo vor und nach *caeſis vigilibus* ein Komma zu ſetzen, und *inter ſomnum ac trepidationem* genau mit *irrupere* zu verbinden. Sinn: Raſch wurden die Nachtwachen niedergemacht, ſo ſchnell, daſs zwiſchen ihrem Tode und dem Einbruch ins Lager das ſchlafende Heer nicht Zeit hatte, ſich zu ermuntern und zu rüſten. Daher die *trepidatio.* — Im Anfange des nächſten Satzes lieſt Hr. *P.: Iamque in ipſis caſtris pugnabatur.* Dazu die Anmerkung: *pugnabatur. Vulgo pugnabant.* Wer das Verhältniſs der Handſchriften nicht kennt (und wirklich weiſs Hr. *P.* nach der Vorrede nur von zwey Codd.), möchte ſchlieſsen, daſs alle *pugnabatur* leſen. Und doch wird dieſe Lesart nur vom *Vaticanus* 3429 empfohlen. Ueber den Werth dieſes Cod. kann Hr. *P.* aus *Walchs* Vorrede S. VI ſich näher belehren. — Bey *et veſtigiis inſecutus* haben *P.* und *Walch* nichts angemerkt. (Daſs der Schreibfehler *inter* ſtatt *iter* nicht berückſichtigt wurde, iſt zu billigen.) *Walch* verbindet in ſeiner Ueberſetzung *veſtigiis* mit *inſecutus* gegen die Grammatik. Vielmehr iſt *veſtigiis* für ſich zu faſſen. — „*ſecuri pro ſalute, de gloria certabant. Ita Vatic., quod Acidalius transpoſuit: de ſalute pro gloria. Probavit Erneſtius. Credo interpungendum: ſecuri, pro ſalute, de gloria certabant. Sic breviſſime Tacitus. Jam ſecuri, pro eo ut de ſalute etiam nunc certarent, certarunt de gloria. Agric. cap.* 19. *Ut civitates proximis hibernis in remota et avia deferrent. Legendum forte pro proximis hibernis. Interpretes inſeruerunt a proximis. Sed a in Mſſ. non legitur.*" Gänzlich verfehlt. Die nähere Rechtfertigung der hiſtoriſch documentirten Lesart giebt *Walch* S. 314 und zu Cap. 33. — Demnächſt finden ſich zu dieſem Capitel nur noch folgende zwey Noten: *Erupere. Mſſ. Editiones irrupere,* und *His, ut tuliſſe. Vatic. his intuliſſe.*

Man wird ſich überzeugt haben, daſs der Text des Agricola und ſeine Auslegung durch dieſe Ausgabe nicht weiter gefördert worden ſey. Grammatiſche Schärfe und Tiefe wird ganz vermiſst. Der Druck iſt correct, das Papier anſtändig, die Schriften mittelmäſsig. Der Preis für noch nicht 5 Bogen iſt hoch.

H. C. M. R.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Cöslin*, b. Hendeſs: *Die Braut von Bornholm*, und *der Griechenfreund.* Zwey Novellen von *Carl Norden.* 1832. 216 S. 8. (16 gr.)

Scenen aus dem Leben, einfach, ohne poetiſchen Schmuck. Selbſt im Griechenfreunde werden keine Forcen ausgeſpielt; keine Schilderungen neugriechiſcher Sitten; nur flüchtig ſind die Greuel des Kriegs, die Tyranneyen der Türken berührt. Wem ungezierte Wahrheit lieb iſt, den werden die Novellen befriedigen; ſie ſind überdieſs kurz, ſo daſs ſie bloſs einem Auge, das durch die ſtets wechſelnden Erſcheinungen eines Kaleydoſkops verwöhnt iſt, trocken und gedehnt erſcheinen möchten.

Vir.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

MEDICIN.

Schriften über die Cholera.

(Fortsetzung der in der Jen. A. L. Z. 1832. No. 144 abgebrochenen Recension.)

80) Berlin, b. Enslin: *Cholera-Archiv* mit Benutzung amtlicher Quellen; herausgegeben von *J. C. Albers*, Reg. Med. Rath, *Ernst Horn*, Geh. Med. Rath und Prof. bey der Universität, *F. D. Barez*, Reg. Med. Rath, *Fr. Klug*, Geh. Med. Rath und Director der wissenschaftlichen Deputation, *E. Bartels*, Geh. Med. Rath und Prof. bey der Universität, *Joh. Nep. Rust*, Geh. Ober-Med. Rath und Präsid. des Curat. für das Krankenwesen, *Wilh. Eck*, Med. Rath, Regiments-Arzt und Prof. bey der Universität, *W. Wagner*, Stadtphysikus u. Prof. bey der Universität. Erster Band. (3 Hefte.) 1832. VI u. 463 S. 8. (2 Rthlr.)

81) Königsberg, b. Gebr. Bornträger: *Die Cholera.* Nach eigenen Beobachtungen in der Epidemie zu Königsberg im Jahre 1831, nosologisch und therapeutisch dargestellt von Dr. *Ludwig Wilhelm Sachs*, ord. Professor der Medicin zu Königsberg, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede, Ritter des St. Wladimir-Ordens vierter Classe. 1832. LIV u. 379 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

(Auch unter dem Titel: *Verhandlungen der physikalisch-medicinischen Gesellschaft zu Königsberg über die Cholera.* Zweyter Band. Erstes und zweytes Heft. Vom ersten Bande sind bisher auch erschienen das zweyte Heft 1831 (7 Bogen) und das dritte 1832 (14 Bogen) mit 2 Lithographieen.)

82) Aachen u. Leipzig, b. Mayer: *Cholera-Zeitung.* Herausgegeben von Dr. *Zitterland*, königl. preuss. Regierungs- und Medicinal-Rath bey der Regierung zu Aachen. Erstes Quartal. 1832. No. 1 — 26. Zweytes Quartal. No. 27 — 52. 418 S. 4. (2 Rthlr.)

83) Stettin, b. Morin: *Die epidemische Cholera in Stettin im Jahr* 1831. Von einem Vereine praktischer Aerzte. 1832. XII u. 179 S. 8. (1 Rthlr.)

84) Rostock, b. Adler: Universitatis Rostochiensis Rector *Henricus Spitta* ad sacra resurrectionis Jesu Christi A. D. 1832 pie celebranda invitat, praemissa prolusione *De contagio praesertim cholerae orientalis.* 1832. 15 S. 4. (4 gr.)

85) Hamburg, b. Hoffmann und Campe: *Weg mit den Kordons! quand même ..... der epidemisch-miasmatische Charakter der indischen Brechruhr,* ein grober Verstoss gegen die Geschichte ihres Zuges von Dschissore in Mittelindien nach dem tiefen Keller in Hamburg und der gröbste gegen den gesunden Menschenverstand, mit Beziehung auf die von *Burdach*, *Lorinser* und *C. W. Hufeland* in No. 265, 275, 276, 277 und 307 der preussischen Staatszeitung von 1831 enthaltenen Artikel. Von Dr. *Friedrich Alexander Simon* jun., praktischem Arzte in Hamburg. 1832. XVIII u. 146 S. kl. 8. (12 gr.)

86) Berlin, in Commission b. Enslin: *Die Cholera im neuen Hospitale zu Berlin.* Beschrieben vom Dr. *Gustav Lieber*, Arzte der Anstalt, Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften. 1832. 55 S. 8. (6 gr.)

87) Königsberg, b. Gebr. Bornträger: *Ueber die Contagiosität der Cholera.* Bemerkungen zu dem Sendschreiben des Herrn Präsidenten Dr. *Rust* an *A. v. Humboldt* von Dr. *G. Hirsch*, praktischem Arzte in Königsberg. 1832. 82 S. 8. (12 gr.)

88) Berlin, b. Rücker: *Beleuchtung des Sendschreibens,* die Cholera betreffend, des Präsidenten Herrn Dr. *Rust* an den Freyherrn *Alexander von Humboldt.* In Uebereinstimmung mit mehreren praktischen Aerzten Berlins herausgegeben von Dr. *August Vetter.* 1832. VI u. 67 S. 8. (8 gr.)

89) Köln am Rhein, b. Bachem: *Auszug aus einem Berichte des Herrn Dr. Barchewitz über die Cholera zu Elbing.* Zunächst zur Beherzigung der Orts-Sanitäts-Commissionen, im Auftrage der Kön. Regierung zu Köln herausgegeben von dem Regierungs- und Medicinal-Rathe Dr. *D. K. Th. Merrem.* 1831. 23 S. 8. (2 gr.)

90) Ebendaselbst: *Belehrung über die orientalische Cholera für Wundärzte und nicht approbirte Candidaten der Medicin, welche sich auf besondere Erlaubniss der Kön. Hochlöbl. Regierung mit der*

Behandlung dieſer Krankheit beſchäftigen. 1831. 24 S. 8. (4 gr.)

91) Sulzbach, b. v. Seidel: *Kritik der bisherigen Cholera-Kuren*, nach den Berichten der Herren DD. *Radius* und *Kleinert*. Als Ehrenrettung der angefeindeten Waſſerheilkunde vom Profeſſor *Oertel* in Ansbach. 1832. 242 S. kl. 8. (18 gr.)

92) Leipzig, b. Hartmann: *Unterricht für alle diejenigen, welche ſich der Abwartung und Pflege Cholerakranker unterziehen, oder dieſelben beaufſichtigen wollen*, für Wärter, Aerzte, Land- und Stadt-Bewohner. Von Dr. *Julius Albert Hofmann*, praktiſchem Arzte in Dresden. 1832. VIII u. 65 S. kl. 8. (6 gr.)

93) Berlin u. Posen, b. Mittler: *Meinungen über die Entſtehung, das Weſen und die Möglichkeit einer Verhütung der ſogenannten Cholera*, aus der Erfahrung und Natur entnommen und vielleicht zur Beruhigung und zum Nutzen für die Bewohner ſolcher Gegenden, wo dieſe Epidemie noch nicht ausgebrochen iſt, mitgetheilt von *Theodor Friedrich Baltz*, Doctor der Heilkunde und praktiſchem Arzte in Berlin u. ſ. w. 1832. 84 S. 8. (8 gr.)

94) Nürnberg, b. Riegel u. Wieſsner: *Ueber die epidemiſche Cholera*, mit beſonderer Rückſicht auf die Epidemie zu Prag, von *Georg Fr. Fiſcher*, Med. Dr., praktiſchem Arzte zu Bayreuth. 1832. VI u. 73 S. 8. (mit einer Lithographie). (8 gr.)

95) Stuttgart, b. Steinkopf: *Die Cholera-Epidemie*, nach eigenen in Wien und in Mähren aus Auftrag der Königl. Würtembergiſchen Regierung angeſtellten Beobachtungen von *A. Krauſs*, Doctor der Medicin. 1832. 199 S. 8.

96) Dresden u. Leipzig, in der Arnoldiſchen Buchhandlung: *Beyträge zur Pathologie und Therapie der epidemiſchen Cholera*, nach eigenen Beobachtungen und Unterſuchungen geliefert von *Anton Geſcheidt*. 1832. VIII u. 40 S. 8. Mit einer Abbildung. (6 gr.)

97) Altona, b. Aue: *Erfahrungen über die Cholera aſiatica in Hamburg* im Herbſte 1831, von *J. C. Buchheiſter*, Dr. Arzt am Cholera-Hoſpital-Hornwerk, und *C. Noodt*, Apotheker daſelbſt. 1832. 221 S. 8. Mit einem Grundriſſe. (1 Rthlr.)

98) Karlsruhe, b. Braun: *Berichte über Cholera morbus*. Von Dr. *Franz Hergt*, Aſſiſtenzarzt in Langenbrücken, und *Karl Sommerſchu*, praktiſchem Arzte in Karlsruhe. Auf Befehl der Groſsh. Badiſchen Immediat-Commiſſion gedruckt. 1831. VI u. 148 S. 8. Mit Tabellen. (18 gr.)

99) Magdeburg, in der Creutz'ſchen Buchhandlung: *Die aſiatiſche Cholera in der Stadt Magdeburg* 1831—1832. Geſchichtlich und ärztlich dargeſtellt nach amtlichen Nachrichten auf höhere Veranlaſſung. 1832. 70 S. 4. Mit einem Grundriſſe. (21 gr.)

100) Magdeburg, b. Rubach: *Beobachtungen über die aſiatiſche Cholera*. Auszug aus dem Reiſebericht an die Königliche Regierung zu Magdeburg vom Kreisphyſikus Dr. *Niemeyer*. 1831. 29 S. 8. (6 gr.)

101) Erlangen, b. Heyder: *Neues über Entſtehung, Natur, Verbreitung und Verhütung der ſogenannten aſiatiſchen Cholera als Entwickelungskrankheit des heutigen Menſchengeſchlechts*. Aerzten und Laien zu bedenken gegeben von Dr. *J. M. Leupoldt*, Profeſſor der Medicin. 1832. 56 S. 8. (6 gr.)

102) Braunschweig, im Verlags-Comptoir: *Tabulae chronologicae hydrodromicam peſtis gangeticae diſſipationem explicantes*. Accedit tabula geographica. 1832. 26 S. Fol. (20 gr.)

103) Würzburg, b. Strecker: *Beytrag zur Lehre von der Cholera*, von Dr. *Carl Schmidt*. 1831. 50 S. 8.

104) Würzburg, b. Becker: *Ueber das nächſte Cauſalverhältniſs und die rationelle Behandlungsweiſe der orientaliſchen Brechruhr*. Eine akademiſche Streitſchrift von *Johann Appel*, Dr. der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. 1831. 44 S. 8.

105) Dresden, b. Arnold: *Einfache Schutz- und Heil-Mittel wider die Cholera, nach homöopathiſchen Grundſätzen*. Nebſt einem Verzeichniſs der erlaubten und unerlaubten Speiſen und Getränke vor und während dem Daſeyn dieſer Krankheit. 1831. 13 S. 8. (1 gr.)

106) München: *Belehrung über die orientaliſche Cholera*, für Nichtärzte amtlich bekannt gemacht. 1831. 31 S. 8.

Haben wir in dem Vorigen kurz bemerkt, was Aufgabe der Staatsregierungen beym Empfange der Cholera iſt, zu deren Löſung ſie die Mittel leicht finden können, wenn ſie nur Volkes-Wohl beabſichtigen: ſo kommen wir nun auch zur Unterſuchung deſſen, was der Arzt zu thun hat. Denn wir ſind nicht der Meinung des Hn. *Gietl*, welcher den Aerzten räth, nur hübſch beym Alten zu bleiben, und nichts mehr zu experimentiren (*Baier. Staatsztg.* auſserord. Beyl. No. 2. S. 11). Wie die Arzneymittellehre auf allen ihren Seiten der Cholera angepaſst wurde, iſt zu bekannt, als daſs wir ein Mehreres darüber zu ſagen nöthig hätten. *Wilhelmi* zeigt es (16 und 68) *), wie weit man mit dem Haſchen nach Mittelchen herumkommt. Man mag die Arzneykörper claſſificiren, wie man will,

*) Statt näherer Bezeichnung der Schriften führen wir in Parentheſe bloſs die Nummer unſeres Verzeichniſſes an.

jede Classe, Ordnung u. s. w. hat schon contribuirt. Es ist aber diess das sicherste Zeichen von ärztlicher Unzulänglichkeit, wenn zur Realisirung eines Heilplanes so lange und so viel im Finsteren herumgetappt wird. Unser Heilplan, den wir schon lange in Bereitschaft halten, entspricht unseren bereits ausgesprochenen Ansichten von der Natur des Choleraprocesses, auf die wir uns hier beziehen müssen. Da, wie wir bewiesen, die Cholera ein Glied der Intermittensfamilie ist, so kann auch gegen sie nicht anders als auf den Grund der dafür bekannten rationellen Heilmethode verfahren werden. Mehrere Aerzte haben bereits früher dieser Idee gehuldigt, beschränkten sich aber bey deren Realisirung auf das sogenannte specifische *Febrifugum*, die China mit ihren Alcaloiden, und zwar mit nicht sonderlichem Erfolge, weil die China nur eine starke Waffe gegen einen gleich starken Feind ist, der überlegnere aber mit geheimen Waffen angegriffen werden muss. Dass das quantitative Verhältniss einer Arzney weniger Berücksichtigung bey einer so turbulenten Krankheit, wie die Cholera ist, verdiene, als das qualitative, haben die bisherigen Erfahrungen gezeigt. Immense Arzneydosen haben immer mehr geschadet, als genützt. Das zeigen die englischen Curbilder und ihre Copieen, die russischen. Wir müssen daher unsere Wahl auf einen Arzneykörper leiten, der bey der kleinsten Dosis grosse Wirkungen auf das Gangliensystem äussert, und diess ist der *Arsenik*, — ein gar nicht abschreckendes Wort, wenn wir bedenken, dass die Idee des Giftes nur eine relative ist. Lesen wir *Vogts* Pharmakodynamik, 1ster Band, S. 540 u. f. der 2ten Auflage, besonders §. 1340, welcher die Wirkungen schildert, die uns die Heilung der Cholera herbeyführen lassen, und wir nehmen keinen Anstand, zu dieser Wahl zu greifen. *Sachs* in Königsberg (s. Handwörterbuch der praktischen Arzneymittellehre, 1 Theil) wendet zwar überhaupt Manches gegen *Vogts* Angaben ein, und will den Arsenik aus dem Felde schlagen. Unsere Versuche und Erfahrungen aber stimmen mit denen von *Krüger-Hansen* überein (49). Ja, wir erinnern uns aus der preussischen Staatszeitung und der Münchner politischen, dass man dieses Mittel schon einmal von Seiten der Homöopathen empfahl, was jedoch den Allopathen noch nicht bestimmen kann, beyzupflichten, da die Anwendung des Arseniks nichts weniger als auf homöopathischen Grundsätzen beruht, weil derselbe, z. B. im Vergleiche mit der Chamille, nach ihnen vielleicht eine octillionste Verdünnung erleiden müsste. Ueberdiess wurde der Arsenik auch in Ostindien schon gegen die Cholera angewendet, aber als *Arcanum* in einem Allerley, dessen Heilkraft sehr gepriesen wird, (vergl. *Hasper*, Krankheiten der Tropen, 1 Band, S. 300) und *Seidler* (21) theilt ganz unsere Meinung. Freylich muss auch die Wahl des Präparates eine passende seyn; Rec. zog meist den *Liquor antipyreticus Harlessii* allen übrigen vor. Die Erfahrung dürfte noch darthun, dass dieses das Hauptmittel gegen die Cholera ist. Jedoch wollen wir hiemit keinesweges die Wichtigkeit des Individualisirens am Krankenbette in Abrede stellen, daher auch kein eigentliches *Specificum anticholericum* in Vorschlag bringen, sondern nur andeuten, was bey allen Modificationen des Heilplanes doch Stabilität gewinnen könnte. Die Nebenindicationen wurden meist leichter gefunden und beachtet; daher wir auch bey ihnen nicht verweilen.

Im Vorboten-Stadium hat man der Ipecacuanha Lob gespendet. Wir stimmen gerne mit ein, wenn Unreinigkeiten in den ersten Wegen vorhanden sind, und die Krankheit durch Diätfehler herbeygeführt wurde, was aber nicht jederzeit der Fall ist. Ging z. B. Erkältung vorher, so kündigt sich das Uebel bloss durch Diarrhöe an. Wir wissen nun, dass das Kupfer, besonders das schwefelsaure, in sehr hartnäckigen und das Leben gefährdenden Durchfällen der indischen Seefahrer die trefflichsten Dienste schon geleistet hat; und legen wir diesem Zustande auch ein derartiges Leiden des Gangliensystems zu Grunde, was unbezweifelt scheint, und betrachten die Beziehungen des Kupfers zu diesem Systeme (vergl. *Vogt*, 1 Bd. S. 310 u. f.): so dürfte die Wahl dieses Mittels auch dagegen getroffen seyn. Jedenfalls ist bey der ganzen Behandlung der Krankheit Hauptsache, ihr sobald als möglich begegnen zu können, aber auch den Dauungskanal so wenig als möglich mit Arzneyen zu belästigen, was schon viele Beobachter bestätigten. Dieser Umstand giebt die zuverlässigste Indication zu möglichst intensiv wirkenden Arzneyen in möglichst kleiner Dosis.

Man hat noch viel von Vorbauungsmitteln gesprochen. Wir fassen uns hier kurz, da wir auf den therapeutischen Artikel zurückkommen werden. Schliessen wir nach der Analogie, dass bey Epilepsie ein Fontanell im Nacken den Paroxysmus allmälich lindert, was wir oben beym 2ten Artikel schon näher erwähnten, und dass in solchem Falle die bioelektrischen Wirkungsäusserungen unverkennbar sind: so möchte zu vermuthen seyn, dass auch bey der Cholera ein vorher angebrachtes künstliches Geschwür, etwa in der Magengegend, selbst auf den Fall, dass das Individuum davon befallen würde, die Krankheit, wo nicht abhalten, doch im Verlauf gelinder machen würde, indem auch hier, wie bey der Epilepsie, die Geschwürsecretion vermehrt und serös werden würde. *Krüger-Hansen* (49) schlägt ohne Angabe seiner Gründe *Emp` stibiat.* zu diesem Behufe vor. Die Beobachtung, dass alte Fussgeschwüre nicht schützten, reicht nicht hin, unsere Ansicht zu widerlegen. Der Sitz und die Natur solcher Geschwüre kann schon eine Schutzkraft nicht voraussetzen lassen. Die weiteren Erfahrungen müssen auch hierüber noch entscheiden. Man hat Intermittens-Paroxysmen durch Ligaturen an den Extremitäten abgeschnitten: sollte im Vorbotenstadium der Cholera dieselbe nicht auch auf ähnliche Weise abgehalten werden können, indem so die Rückströmung der ganzen Blutmasse zu den Abdominalorganen vereitelt würde? Es möchte wohl dieser Umstand eines Versuches werth seyn.

Das sicherste Vorbauungsmittel bleibt immer Furchtlosigkeit und geregeltes Leben bey sonst geregelter Gesundheit. *Holscher* (5) und viele andere Beobachter stimmen damit überein.

Bs.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Schlesinger: *Mariea und Boccaccio.* Historischer Roman von *Caroline Lessing*, Verfasserin des Nachtstücks: Isabelle de Lueues, und Anderem. 1ster Thl. 392 S. 2ter Thl. 429 S. 1832. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Hat auch einmal Jemand gehört, dass Boccaccio in seiner Neigung zu der schönen Maria, König Roberts von Neapel natürlicher Tochter, für die er seine Fiammetta dichtete, sich zart und keusch erwiesen, ganz im Gegensatz der begehrlichen Liebhaber seiner kecken, lustigen Novellen, so modern empfindsam, wie er hier auftritt, hätte ihn schwerlich jemand geglaubt. Er spricht zwar mit Petraca, hier bloss ein frostiger Confident, viel von Leidenschaft; aber dass er, dass seine Maria, recht das Muster eines deutschen Fräuleins, das von Entsagung *fait* macht, sie wirklich fühlen, wird schwerlich die Vfin. jemanden einreden. Nach glücklich beseitigten Hindernissen scheitern die nun Verlobten noch im Hafen; denn es ergiebt sich, dass Maria und Boccaccio die Kinder zweyer Zwillingsschwestern sind, also eine Ehe zwischen ihnen von den Ueberbedenklichen für eine Todsünde erachtet wird; an eine Dispensation des Papstes zu denken, fällt niemand ein. Maria hat die Rechtfertigungslehre gut inne; sie versteht es, ihren Meinungen Gültigkeit zu verschaffen, der ihr mit des Vaters, und ihrer eigenen Bewilligung feierlich angetraute Gemahl, Filippo Gonzaga, muss sie entführen, um sich ihren Besitz zu verschaffen; und weil er mit List und Gewalt eheliche Rechte ertrotzen will, wird er zum Bösewicht gebrandmarkt.

So züchtig und zimperlich, wie Maria, ist Johanna, Königin von Neapel, ihre Base, keinesweges. Die Begebenheiten, das tragische Ende, dieser etwas berüchtigten Dame, werden uns nicht vorenthalten, beyläufig, in Pausen mit erzählt, wobey man allerley Unbekanntes erfährt, z. B. dass Johanna in Toulon *aux floreaux* einführte, und gleich jener Clemence Isaure in Toulouse, Veilchen, Ringelblumen und wilde Rosen aus edlen Metallen dabey vertheilte.

Ausserdem kann man seine Länder- und Völker-Kunde, durch eine genaue Beschreibung Jerusalems und des heiligen Landes, das jene geweihte Stadt umgiebt, bereichern, und es gehört diese Beschreibung, wenn sie gleich ein *hors d'oeuvres* ist, zu den besten Stellen des Buchs, auch in der Schreibart, in welcher keine Metaphern vorkommen, wie etwa: „der Vesuv, ein schwarzer Brillant, von einem schwefelgoldnen Reif eingefasst," oder: „der Morgenhimmel, welcher sich in Regenbogenfarbe badet" u. a. m.

Eine Eigenheit der Vfin. ist es, immer *Mariea* statt Maria zu schreiben, sie mag nun von der Heldin, oder von der heil. Jungfrau sprechen. Liegt ein etymologischer Grund unter, oder will sie sich durch etwas Absonderliches auszeichnen?

Vir.

Leipzig, b. Brockhaus: *Erzählungen und Novellen,* von *C. v. Wachsmann.* 3tes Bdchen. Der Wahn. Die Geächteten. Die Remonstranten. VIII u. 364 S. 4tes Bdchen. Brandenburgs Decius. Margaretha Rosen. Die Sibylle vom Elisabeththurme. 355 S. 1832. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

(Vergl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1830. No. 79.)

Mit Ausnahme der letzten Erzählung, haben alle geschichtliche Unterlage, und zwar lernt man historisch merkwürdige Personen von Angesicht zu Angesicht kennen, nicht etwa, wie sichs zum Oefteren zuträgt, bloss ihren Rock.

Der Wahn flösst uns für den grübelnden, menschenfeindlichen überspannten Ankerström eher Mitleid als Abscheu ein. Menschen seiner Art, für listiger Berechnende die dienlichsten Werkzeuge, werden immer von ihnen gemissbraucht werden, wenn sie auch nicht als Phantasmagoristen auftreten. Die *Geächteten;* ein junges Ehepaar, wird unter tausend Gefahren, als jeder Hoffnungsstern erlosch, aus dem bedrängten Schlesien, dem es hart vergolten wird, dass es Friedrich von der Pfalz, dem sogenannten Winterkönig, anhing, in ein freyes Land, unter Glaubensbrüder, sicher und heil geführt. Die *Remonstranten* haben Bürger- und Religions-Kriege, unter Wilhelm von Oranien, sein Verfahren gegen Oldenbarneveld und Hugo Grotius, zum Stoff. Der Meinungskampf selbst endigt nicht in der Erzählung, wohl aber giebt es für die Einzelnen, denen die Liebe höher steht, als Parteygeist, einen befriedigenden Ausgang.

Brandenburgs Decius; der für den grossen Kurfürsten sich opfernde Froben ist kein neues Thema, aber selten so einsichtig behandelt, wie hier. Nicht ganz lässt sich diess von *Margaretha Rosen* sagen, für welche der tragische Schluss der naturnothwendige war; statt dessen trägt die junge Schwedin die hoffnungslose Liebe zu Karl XII, dem sie unerkannt bis Pultawa und Bender folgt, auf ihren Vetter über, mit dem sie die zartesten Gefühle achtungsvoller Freundschaft verbanden. Ahnungen, durch Swedenborg geheiligt, bestimmen sie zur Retterin des Königs, aber sie deuten auch an, dass sie dabey untergehen werde. Dabey hätte es bleiben, und nicht die ernste, kriegerische Jungfrau zur heiteren Ehegattin werden sollen, die sich eine frostige Liebe zu ihrem Beschützer einredet, an welche Umwandlung ihrer Triebe der Leser nicht glauben kann.

Die *Sibylle in Breslau* macht uns bloss mit den Kämpfen der eigenen Brust, mit den Umtrieben der Verleumdung, Arglist, Verdumpfung und Habsucht bekannt, und lehrt, dass die Form zwar mit den Zeiten wechselt, nicht aber die Triebe und Begierden des Menschenherzen, aus denen im 16ten, wie im 19ten Jahrhundert, manches Gute und viel' Uebel keimte und sich entwickelte.

Vir.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

MUSIK.

1) Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Gesanglehre.* Ein Hülfsmittel für Elementarschullehrer, durch eine einfachere Bezeichnungsart und Lehrmethode und durch eine zweckmässige Sammlung von Singstücken einen reinen mehrstimmigen Volksgesang zu bilden. Entworfen von *Joh. Friedr. Wilh. Koch*, Consistorial- und Schul-Rath und Domprediger in Magdeburg. *Zweyte*, ganz umgearbeitete und vermehrte *Auflage.* Mit einer Steindrucktafel. 1825. 140 S. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Berlin, b. Oehmigke: *Die Melodieen der preussischen alten und neuen Kirchengesänge, nebst den Chören der Allerhöchst verordneten Liturgie*; zum Gebrauch des Monochords in Ziffern gesetzt und herausgegeben für niedere Stadt- und Land-Schulen von *Ludwig Krausnick*, Conrector zu Lenzen. Nebst einer Abbildung des Monochords. 1825. VIII u. 134 S. 4. (18 gr.)

3) Köslin, b. Hendess: *Zweyhundert einstimmige Choralmelodieen nach Kühnau*; zum Gebrauch in Volksschulen, um den Kindern das Notenschreiben entbehrlich zu machen. Herausgegeben von dem Cantor *Friedr. Wilhelm Krause*, zweytem Oberlehrer an der Elementarschule in Köslin. 1825. VII u. 128 S. quer 8. (6 gr.)

Sämmtlichen Schriften liegt einerley Zweck, Beförderung des heiligen Gesanges, zum Grunde. Doch sucht eine jede die Erreichung desselben auf eigenthümliche Weise. Unter ihnen behauptet aber No. 1 mit Recht den ersten Platz, sowohl der Anordnung und Methode, als auch des mehrfachen Gebrauches wegen. Der schon um die Gesanglehre vielfach verdiente Vf. hat sich mit der Herausgabe derselben ein neues, in der That nicht geringes Verdienst erworben. Als Begründer des Ziffersystems hat er dieses auch in der zweyten Auflage mit Recht beybehalten, nur dass es noch vereinfachter und auch dem ungebildetsten Schüler fasslicher erscheint. Rec. ist auch von der Zweckmässigkeit und Wirksamkeit des Elementarunterrichts im Gesange mittelst Ziffern, vorzüglich in pädagogischer Hinsicht, so fest überzeugt, dass er sich das Hinderniss ihrer allgemeinen Einführung nur aus Unkunde oder durch die Macht der Gewohnheit erklären kann. Ueberall, glaubt er, würde der Ziffergesang gleiche sehr erfreuliche Fortschritte machen, wie er es in dem Bezirk des Vfs. bereits gethan hat. Wenden wir uns nun zur näheren Ansicht dieser Gesanglehre.

Sie zerfällt in 4 *Hauptabschnitte.* In der Einleitung wird von der Wichtigkeit des Gesangunterrichts, als eines trefflichen Bildungsmittels für die Jugend, gehandelt, welcher dieser nicht allein Vergnügen und Genuss, sondern auch der Schule eine grössere Theilnahme, sowie der Kirche und dem Leben einen veredelteren Gesang, gewährt. Zwar fehlt es dem Gesangunterrichte in den Volksschulen eben so wenig an Hindernissen als Beschränkung, wovon jene in den Lehrern, in der Schulverfassung und den Schülern, diese aber in dem Zwecke des Gesangunterrichts in den Volksschulen selbst zu suchen ist. Dennoch ist die Erreichung dieses Zweckes nicht unmöglich, wenn man sich nur der rechten Hülfsmittel bedient, die in einer *einfacheren Tonbezeichnung* (als die Noten), *einer hinlänglichen Methodik* für den Lehrer, sowie in einer *Sammlung* einfacher *Gesangstücke*, zu suchen sind, auf welchen dreyfachen Gesichtspunct in dieser Schrift Rücksicht genommen ist. Wie nun durch die Zifferschrift Tonhöhe, Tonart, Tondauer hinlänglich bezeichnet werden könne, wie der methodische Unterricht eingerichtet werden müsse, was in Ansehung der Melodik, Rhythmik und Dynamik zu beobachten sey, ist auf kurze, aber vollkommen deutliche Weise mitgetheilt und durch Beyspiele erläutert. Zur Einübung der verschiedenen Intervalle hat der Vf., was Rec. sehr billigt, kleine Melodieen mit untergelegten Texten benutzt. In den darauf folgenden Gesängen, die nach einem gewissen Stufengange geordnet auf einander folgen, und worin die Gesänge ernsten Inhalts voran stehen, kommen zuerst 30 Canons, die gut gewählt und zur Uebung im Tontreffen dienlich sind. An diese schliessen sich *zweystimmige* Schullieder, theils *ohne* (ist aber nicht 7 selbst schon, als Leitton von c, ein halber?), theils *mit* halben Tönen. Auf gleiche Weise beginnen von No. 58 die *dreystimmigen* Lieder, die sich durch ihre einfache Bearbeitung empfehlen. Nur wird bisweilen, wie in No. 67, grosse Genauigkeit erfodert, wenn die dritte Stimme nicht zu *tief* oder die obere zu *hoch* steigen soll; welches beides die Natur der Kinderstimmen verunstalten würde. Rec. würde, wie in No. 91 u. s. w., das ungestrichene g für eine Kinderstimme nicht gewählt haben, es sey

denn, dafs der Vf. wollte, dafs solche und ähnliche Stellen von dem Lehrer begleitet würden. Mit 111 fangen die *vierftimmigen* Gefänge in fchon bezeichneter Form an. Auch hier ift die Auswahl umfichtig. Der Abfchnitt enthält nämlich nicht blofs eine reiche Anzahl für das Verhältnifs der Jugend überhaupt paffender Gefänge, fondern auch mehrere für aufserordentliche Fälle und Begebenheiten. Daraus können fich im Nothfall der Compofition unkundige Volkslehrer Raths erholen. In der *zweyten Abtheilung* werden nun Gefänge *frohen Inhalts* gegeben. Dabey ift wieder der nämliche Stufengang, wie oben, befolgt, fo dafs fich an die Canons, denen manche muntere und luftige Texte untergelegt find, die der Jugend Freude machen, werden, zwey-, drey- und vierftimmige Lieder anfchliefsen. Ihre Befchaffenheit geht aus dem Obigen hervor. Ihre Zufammenftellung aber fetzt nicht wenig Fleifs und Mühe voraus. Daher Rec. nicht umhin kann, diefe Gefanglehre Volksfchullehrern, denen diefer Unterrichtszweig obliegt, als eine der beften nachdrücklich zu empfehlen, da fie fich in Anfehung ihres Plans durch Einfachheit, in Abficht auf ihren Umfang aber durch Reichthum und Mannichfaltigkeit auszeichnet, nicht zu gedenken, dafs der mäfsige Preis den Meiften die Anfchaffung derfelben möglich machen dürfte.

No. 2 hat 2 *Abfchnitte*. Der *erfte* und umfaffendfte enthält 337 Melodieen der Kirchengefänge. Die Herausgabe derfelben wurde dadurch veranlafst, dafs in einem Lehrcurfus in des Vfs. Bezirk, wo namentlich der Gefangunterricht einen Hauptgegenftand ausmachte, den Lehrern unter anderen bekannt gemacht worden war, wie fie auf eine leichte und bildende Art diefen Unterrichtszweig in einer Volksfchule behandeln müfsten, wobey ihnen defshalb das Monochord, von deffen Gebrauch und Nutzen fie fich durch Anfchauung überzeugen konnten, als Hülfsmittel bey diefem Unterrichte empfohlen wurde. Der Wunfch mehrerer Lehrer, auch ein vollftändiges Choralbuch dazu zu befitzen, beftimmte den Vf. zur Herausgabe des vorliegenden. Da das Monochord für ganz Unkundige beftimmt ift, und einen Umfang von $\bar{c}$ bis $\bar{\bar{g}}$ oder in Ziffern von 1—12 hat: fo hat der Vf. der gewöhnlichen Zifferbezeichnung, die fich nur innerhalb einer Octave verbreitet, entfagen und über die Octave mit 9, 10, 11 hinausgehen müffen. Auch konnte, bey der unwandelbaren und feften Stimmung des Monochords, die allerdings einfachere Zifferbezeichnung, nach welcher der *erfte* Ton einer *jeden* Tonart mit 1 angezeigt wird, hier nicht in Anwendung kommen, fondern mufste fein urfprüngliches Verhältnifs behalten, fo dafs alfo die Melodie: *Gott des Himmels und der Erden* u. f. w. nicht fo: (g = 5) 1 2 3 6 1 $\overline{7\ 5\ 6}$; fondern auf diefe Weife gefchrieben werden mufs: 5 6 7 9 5 ♯ 4 3 2 u. f. w. Die Melodieen find übrigens meift richtig und unverändert, fo dafs fie Schullehrer mit Sicherheit werden einüben können. Auch ift ihre Anzahl ausreichend. Die *zweyte Abtheilung* des Werks umfafst die Chöre zur Liturgie in Ziffern. In Rückficht der Ausführbarkeit find fie anfänglich zweyftimmig gefetzt. So werden fie faft überall in Ausübung kommen können. Was fie von diefer Seite empfiehlt, fcheint ihnen dagegen in Anfehung des Eindrucks und der Wirkfamkeit abzugehen. Rec. kann es fich nämlich nicht denken, wie jener bey fo kurzen, ifolirt da ftehenden mufikalifchen Phrafen, auch bey ihrer beftmöglichen Ausführung, viel weniger im Gegentheil, bewirkt werden foll. Die Rückficht auf die Zeit geftattet freylich keine längere Ausführung. Aber eben darum entbehren fie ja das Hauptmotiv, das jedes Gefangftück haben mufs, und find als blofse Einfchiebfel zu betrachten, die zur Erhebung und Erweckung wenig geeignet feyn dürften. Die meiften tragen den Charakter des Matten und Langweiligen der Compofition nach an fich. Man nehme No. 2, 3, das Einförmige von 4, 5. Viele find einander melodifch allzu ähnlich, und müffen darum an Eindruck verlieren. Es folgen nun *dreyftimmige* Chöre, mit gleicher Melodie, wie die vorigen. Dem Ganzen, das für Volksfchullehrer, die einer folchen Anleitung bedürfen, nützlich werden kann, ift noch ein Regifter beygefügt.

Was der Vf. von No. 3 mit der Herausgabe diefes kleinen Choralbuchs beabfichtigte, nämlich zur Beförderung des Choralgefanges in der Schule und Kirche den Kindern einen ficheren und dabey wohlfeilen Leitfaden in die Hände zu bringen, ift gut und lobenswerth. Aber warum hat er fich nicht der im Preuffifchen mit Recht faft durchgängig üblichen Tonzifferbezeichnung bedient, wodurch er fich der Abficht der Wohlfeilheit noch um Vieles genähert hätte, und im Stande gewefen wäre, dem Choralbuche einen noch gröfseren Umfang zu geben? Das vorliegende enthält nämlich nur 200 Choralmelodieen, während das ähnliche von *Hering* gegen 700 enthält, und ift nach *Kühnau* geordnet, den Rec. nicht unbedingt, wie der Vf., für den ficherften Führer anerkennen möchte. So fehlt darin die urfprüngliche Melodie: *Von Gott will* u. f. w. aus a moll. In: *Valet will ich dir* u. f. w. ift der Schlufs, welcher hier ftatt ab- aufwärts geht, falfch; defsgleichen die vorletzte Strophe in: *„Sollt ich meinem Gott nicht fingen"*. Die fchöne Melodie von *Bach* über: *O Gott! du frommer* u. f. w. fehlt. Der Melodie: *„Verleih uns Frieden"* u. f. w. mangelt hin und wieder ihre urfprüngliche Geftalt. Herausgeber von Choralmelodieen aber follten gerade hierin mit der gröfsten Gewiffenhaftigkeit verfahren, und keine Strophe ohne die Ueberzeugung aufnehmen, dafs diefelbe wirklich ächt und authentifch fey. Wäre diefes von jeher gefchehen, fo würde der kirchliche Gefang nicht an einer Menge von Varianten leiden, nach welchen eine Melodie nicht felten durchgängig, oder doch im Einzelnen, bald fo, bald wieder anders hier oder dort gefungen wird. Die Melodieen felbft hätten übrigens, ftatt des gewählten Discant-Schlüffels, in dem gewöhnlicheren Violin-Schlüffel gefchrieben werden follen.

Abgefehen davon, was Rec. über diefes Choral

buch zu bemerken sich verpflichtet fühlte, ist derselbe überzeugt, dass es, wenn auch nicht allgemein, doch hauptsächlich in des Vfs. Umgebung zur besseren Verbreitung des Choralgesanges mitwirken werde.

D. R.

Berlin, b. Logier: *System der Musikwissenschaft und der praktischen Composition mit Inbegriff dessen, was gewöhnlich unter dem Ausdrucke General-Bass verstanden wird.* Von *J. B. Logier.* 1827. XII. 346 u. 16 S. gr. 4. (6 Rthlr. 12 gr.)

Der ungenannte Herausgeber dieses lehrreichen Kunstwerkes berichtet in der Einleitung Folgendes: „Das System des Vfs. umfasst drey verschiedene Zweige, — die Kunst, das Pianoforte zu spielen (zu dem ersten Elementarunterricht hierin ward der Chiroplast erfunden) — die Harmonie und Composition, und — das Eigenthümliche der Lehrmethode im Unterrichte selbst. Ueber erste ist dem Publicum bereits die Ansicht des Autors vorgelegt in der *Anleitung zum Pianofortespielen* Buch 1, 2 und Fortsetzung. Es war seine Absicht, die noch bleibenden zwey Theile in diesem Werke zu verbinden; allein bey reiferer Ueberlegung und nach dem Rathe mehrerer Freunde, zu deren Urtheil er ein unbedingtes Vertrauen hatte, wurden beide Gegenstände getrennt, und der letzte unter dem Titel: *Handbuch zur Benutzung für diejenigen* herausgegeben, *die mit der Methode des Unterrichts näher bekannt zu werden beabsichtigen* u. s. w.". Ein ähnliches Werk gab schon *Stöpel*, ein Schüler von *Logier*, in Heften heraus, und wollte seinem Meister zuvorkommen, der zu jener Zeit vermuthlich dazu noch nicht völlig entschlossen war; aber dasselbe enthält nur über die Kunst, das Pianoforte zu spielen, einen ganz kurzen Unterricht, und in Hinsicht der Musikwissenschaft begreift es nur die Harmonielehre, welche unser Vf. jedoch auch weit vollkommener ausgearbeitet und vorgetragen hat, und zwar so, dass man wohl den Meister vor dem Schüler unterscheiden kann, obgleich Hr. *Stöpel* auch in vielen Stücken Lob verdient. Gegenwärtiges Werk muss nun, wie auch der Herausgeber erinnert, als auf Musik als Wissenschaft sich beziehend, und als Anweisung, wie diese Wissenschaft auf praktische Composition anzuwenden, angesehen werden. Der Vf. ist selbstständig, und, nach unseren Lehrbüchern zu urtheilen, geht er einen ganz eigenen Weg, weil er so Manches in denselben für Irrthum ausgiebt, wovon sich Rec. aber nicht hat überzeugen können; vielmehr überzeugte er sich vom Gegentheile, als er das Buch mit Bedachtsamkeit durchlas. Der Herausgeber giebt ausserdem auf eine lobenswürdige Art in der Einleitung eine allgemeine Uebersicht des Plans, den der Vf. dabey befolgte. Wir werden dieselbe hier genau beybehalten, und, wo wir etwas dagegen einzuwenden finden, unsere Meinung hinzufügen.

Zuerst wird (S. 1) der Schüler mit der diatonischen Tonleiter bekannt gemacht. Nach der bisher üblichen Methode sollte der Unterricht mit den verschiedenen Intervallen und ihren Abänderungen in grosse, übermässige, kleine und verminderte, beginnen, sowie mit der Lehre der Dur-, Moll- und unvollkommenen Accorde (!) — welches aber mehr dazu geeignet scheint, den Gegenstand zu verwirren, als aufzuklären. Rec. kann sich von unvollkommenen Accorden — wie nämlich der Ausdruck hier gebraucht wird — keinen Begriff machen; er würde lieber dafür consonirende und dissonirende Accorde sagen, und unter den consonirenden Dur- und Moll-Accorde, unter dissonirenden aber alle übrigen — als Dreyklänge, Septimen- Nonen- u. f. Accorde — verstehen. Die Lehre von den Intervallen ist allerdings weggefallen, Rec. hat aber den Grund davon nicht eingesehen, noch weniger einen Beweis gegen dieselbe gefunden; er glaubt vielmehr, wovon er in der Folge sich näher überzeugte, dass durch Weglassung der Intervallenlehre sich manche Irrthümer verstecken lassen. — Sodann folgt (5) die Belehrung, wie die zu einer Tonart gehörigen Kreuze und Been auf eine leichte Weise zu finden, und dem Gedächtnisse fest einzuprägen sind. Nachdem (12) der Dreyklang gebildet, wird (16) die bestimmte Regel gegeben, nach welcher zu einfacher Melodie der Bass zu setzen ist. (Der Dreyklang nach seinen drey verschiedenen Lagen ist im Beyspiel 19 vorgestellt; aber die davon abgeleiteten beiden Accorde, der Sechsten- und der Sechstquarten-Accord, sind vergessen. Der Bass wird in der Folge der Grundbass genannt, und besteht auf jeder Tonleiter nur aus 3 Tönen, der Tonika, der Dominante und Unterdominante. Der Vf. will den Namen der Unterdominante davon ableiten, weil sie einen ganzen Ton unter der Dominante liege; richtiger ist wohl, wenn man von der Octave den 5ten Ton abwärts zählt.) Durch Hinzufügung der Dreyklänge (20) entsteht eine liebliche, natürliche Harmonie, welche in der ersten Zeit nie verfehlt, ein Interesse zu erwecken, das durch die Bildung der Variationen (27) noch gesteigert wird. (Sehr natürlich wird der Schüler S. 24 auf den Ursprung der Quinten- und Octaven-Folge geführt, und S. 23 und 24 belehrt, wie sie zu vermeiden sind.) Die, durch die drey Grundbässe hervorgebrachte, Harmonie besteht allein aus Dreyklängen, und bereitet das Ohr auf die Verschiedenheit der Wirkungen, welche unmittelbar folgen, angenehm vor. Das Vermeiden der auf einander folgenden Quinten und Octaven (21) führt ein neues Intervall, die Hauptseptime, ein. Hiedurch entsteht der Hauptseptimen-Accord, dessen Auflösung unmittelbar folgt (29 bis 33). Die Harmonie erhält einen höheren Grad von Interesse, da die Hauptseptime, welche bisher allein auf der 7ten Stufe der Tonleiter erschien, nun auch in andere Lagen eingeführt wird (37). (Bey dieser Gelegenheit erhält der Schüler eine Bekanntschaft mit allen Tonarten.) Melodieen werden mit hinzugefügter Septime in Harmonie ausgesetzt, und dadurch neue Wirkungen hervorgebracht (38). Von Einführung der Hauptseptime in vierstimmiger Harmonie, oder bey der Frage, zu welchen Accorden die Septime in harmonischer Fortschreitung gesetzt werden könne, heisst es S. 36: „Es ist schon zuvor bemerkt, dass wir die Septime in jeden Accord einführen können; das heisst

aber, wenn wir als folgenden Accord den Dreyklang auf der Tonika nehmen können, *zur gehörigen Auflöſung der Septime.*“ Der Zuſatz iſt unnöthig, die Regel aber gut. Zu Vermeidung verbotener Quinten- und Octaven-Folge werden Beyſpiel 47 von Einführung der Septime zwey Fälle vorgeſtellt, wo im erſten der Fehler durch Kreuzen der Mittelſtimmen zwar für das Auge auf dem Papiere, aber darum nicht auch für das Ohr aufgehoben wird; nur der zweyte Fall genügt. Dagegen iſt es auffallend, wenn Beyſp. 48 Tact 3 eine verdeckte Octave zwiſchen dem Alt und Baſs ſo ängſtlich vermieden wird, welche entſteht, wenn von dem Dominant, welcher die Quinte in der Oberſtimme hat, zur Tonika geſchritten wird, was Andere für einen erlaubten Fehler, ſogar in der Oberſtimme, ausgegeben haben. So iſt auch die Erklärung darüber S. 39 Z. 2 v. u. ganz verkehrt: „daſs man den Baſs von F nach C hinaufſteigen und entgegengeſetzte Bewegung eintreten läſst“. Denn C iſt der Dominant und F die Tonika; alſo kann wohl von C abwärts nach F, aber nicht umgekehrt hinauf geſchritten werden.

Die einfachen Regeln, nach welchen einige Intervalle der Tonleiter, ohne irgend einen Zuſatz zu der Zahl der Bäſſe, verſchiedentlich begleitet werden können (40 bis 47), ſind berechnet, einen weiteren Spielraum zu geben. Ein neues ausgedehnteres Feld eröffnet ſich dem Schüler, indem er mit der Modulation bekannt gemacht wird (60). Nach richtiger Beobachtung und ſorgfältiger Anwendung der gedachten vier Regeln auf einige Intervalle der Tonleiter ſpricht ſich der Vf. S. 47 ſo aus: „Ein Gedanke iſt hier wahrhaft beruhigend: der nämlich, daſs wir, wenn wir auch in einer bloſsen Geſchmacksſache irren ſollten, doch ſicher ſind, im Allgemeinen correct zu ſchreiben; und daſs eine mäſsige Sorgfalt in der Anwendung der bisher gegebenen Regeln Erfolge zeigen wird, die etwas weiter gehen möchten, als diejenigen erwarten werden, die die Harmonie nach einer anderen Methode ſtudirt haben“. Nachdem alle groſsen und kleinen Dreyklänge durchgeübt worden, wird S. 52 ein Ruhepunct beſtimmt, wo man eine Zeit inne halten kann, damit der Studirende ſich erſt vollkommen überzeuge, alles Vorausgegangene verſtanden zu haben. Hierauf ſucht der Vf. ſein Syſtem durch natürliche Töne, welche von hell tönenden Körpern herkommen, zu begründen, und beweiſt aus mitklingenden Tönen, daſs in der Natur nur dreytönige Tonleitern gefunden würden, wovon unſere bekannte Tonleiter nur eine künſtlich zuſammengeſetzte ſey; daher denn auch in dieſer künſtlichen Zuſammenſetzung die Urſache der Quinten- und Octaven-Folgen entdeckt worden iſt. Im Beyſp. 69 zeigt der Vf., wie ſich die Harmonie ſelbſt in zwey Zweige, nämlich in Fortſchreitung und Modulation, theile, deren eigenthümliche Charaktere vollkommen unterſchieden ſeyn wollten, wenn man weiter gehe. Der Vf. hat es nicht für nothwendig erachtet, eine Abhandlung über die Akuſtik mitzutheilen, da dieſer Gegenſtand hinreichend von mehreren berühmten Autoren bearbeitet iſt. Sich ſelbſt hat er indeſs genugſam von Allem überzeugt, was der Erklärung und Aufſtellung der Regeln zum Grunde liegt, auf welchen ſein Syſtem beruht. Zunächſt wird nun der Schüler mit den Diſſonanzen bekannt gemacht (70): dieſe geben der Harmonie einen höheren Grad von Licht und Schatten, welcher ſchon mit Einführung der Hauptſeptime fühlbar ward. Bis hieher waren alle Ausarbeitungen nur mit Grundbäſſen begleitet, gegenwärtig ſoll der Baſs aus den Intervallen der Accorde entnommen werden (82 bis 110), und Theil erhalten an der allgemeinen Abwechſelung und Vertauſchung des Charakters der Stimmen; hiedurch können nun alle vier Stimmen ſich in flieſsender angenehmer Melodie bewegen (125). Doppelter Contrapunct iſt auch, durch ein ganz einfaches Verfahren, im Alt und Tenor hervorgebracht; neue und auffallende Wirkungen ſind die Folge (132). (Auf S. 70 kommt der Satz vor: „Harmonie in zwey Zweige, Conſonanz- und Diſſonanz-Accorde, getheilt“. Rec. bemerkt, daſs, weil S. 60 ſchon die Harmonie in zwey Zweige, in Fortſchreitung und Modulation, getheilt worden, dieſe Eintheilung unlogiſch iſt, indem man das Ganze nicht wieder theilen kann, wenn es ſchon getheilt war. Der Septimenſchritt im Baſſe S. 81 im Beyſp. 103 lit. c, welcher als ein zum Singen ſchwer zu treffender Ton verwerflich gemacht wird, kann wohl ſchwerlich für einen ſolchen gehalten werden, da ihm die Octave untergeſetzt iſt. S. 84 ſind die Intervalle des letzten Accords in dem Beyſp. 107 lit. c mit falſchen Ziffern bezeichnet. S. 95 Tact 3 ſollte in den zwey letzten Accorden nicht die None, ſondern die Octave, und S. 96 Tact 18 in den beiden letzten Accorden auch nicht die None, ſondern die Terz ſtehen. Deſsgleichen S. 106 Beyſp. 122 lit. b Tact 4 iſt $\begin{matrix}7\\5\\b\end{matrix}$ für $\begin{matrix}6\\5\end{matrix}$b zu leſen; ſo iſt auch Z. 6 v. o. nicht durch die Terz die Sechſte, ſondern durch die Octave vorbereitet, und S. 107 heiſst es: Tact 6. Der Grundbaſs iſt eine Stufe geſtiegen, in den Noten ſteigt er aber eine Quarte, welches auch falſch iſt. Was der Vf. S. 110 umgekehrte Bäſſe nennt, das ſind abgeleitete Accorde aus dem Dreyklange, meiſt aber aus dem Septimenaccorde, welcher ſehr oft wegen ſeiner Wirkung gebraucht wird. S. 119. In dem Beyſp. 132 werden 3 Fälle in Noten von Verdoppelungen einiger Intervalle vorgeſtellt, wozu aber die darauf folgende Erklärung der beiden erſten Fälle ganz unpaſſend iſt: denn zu 1 heiſst es: „Die Terz iſt verdoppelt“ u. ſ. w., und zu 2 heiſst es: „Die Quinte iſt verdoppelt“ u. ſ. w., da doch in allen 3 Fällen nur die Octave verdoppelt iſt. Denn es iſt jedesmal ein verdoppelter Sechſtenaccord in der erſten Lage. S. 120 Beyſp. 135. Tact 4 und S. 121. Beyſp. 137. Tact 7 ſind Notendruckfehler, die durch die Signaturen zu berichtigen ſind. Von dem doppelten Contrapunct erwähnt der Vf. nur S. 133 etwas Weniges in der Octave in einer Bemerkung; ſonſt findet man, auſser dem Beyſp. 215, darüber im ganzen Werke weiter kein Wort.)

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

MUSIK.

Berlin, b. Logier: *System der Musikwissenschaft und der praktischen Composition mit Inbegriff dessen, was gewöhnlich unter dem Ausdrucke General-Bass verstanden wird. Von J. B. Logier* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Bis zu diesem Puncte ist das Werk vorgeschritten ohne Abweichung von den uns durch die Natur, in der Schwingung der Saite, vorgeschriebenen Grundgesetzen; der Schüler ist jetzt vorbereitet und fähig, der Einführung dessen, was wir mehr der Kunst verdanken, zu folgen. Die bedeutendste Abweichung von dem bisher befolgten Pfade findet sich in der Molltonleiter (137); die angenehme Abwechselung, welche in der Verbindung der Moll- und Dur-Accorde liegt, verbunden mit der Erscheinung eines neuen Accords, des Accords der kleinen None mit seinen vier Versetzungen, giebt der nun folgenden Harmonie einen eigenen, auffallenden Charakter (139 bis 152). Der gröfste Theil der bisher angewandten Melodieen kann mit neuen Harmonieen begleitet werden, sobald die Verzeichnung aus Dur in Moll umgeändert wird, und viele schöne effectvolle Modulationen werden aus dem Accorde der kleinen None entspringen. (S. 134. Beysp. 152. lit. c befindet sich im ersten Accorde ein Druckfehler im Basse und Tenore, wo es statt $\begin{smallmatrix} g & d \\ e & d \end{smallmatrix}$ heissen muss. Im 157 Beysp. S. 137 stellt der Vf. die aufsteigende Molltonleiter auf, und erklärt dabey, dass von A Moll, den drey ersten Accorden, nach D Moll, den drey folgenden Accorden, zwischen dem dritten und vierten Accorde keine eigentliche Modulation Statt gefunden habe, weil der Accord auf der vorhergehenden Dominante keine Durterz hatte, folglich keine Hauptseptime haben konnte. Rec. hat zwar dagegen nichts einzuwenden, er hat aber nur gefunden, dass, wenn man dem gedachten Dominantaccorde statt der Quinte die Septime giebt, er alsdann an seinem Orte doch auch nicht ganz müssig stehe; wenigstens scheint es dem Ohre wohl zu behagen, wenn von der Tonika wieder zurück auf den Dominant geschritten und in A Moll geschlossen wird. Untersucht man die Verhältnisse zwischen Dur und Moll, so findet man das Gegentheil. Wenn dort die Septime einen halben Ton fällt, so fällt sie hier einen ganzen; und wiederum, wenn dort die Terz einen halben Ton steigt, so steigt sie hier einen ganzen. Dort ist die Bewegung nach dem Grade der Erwartung kraftvoll, hier aber träge u. s. w. Unser Vf. will aber seinen Zweck auf diese Weise erreichen, wenn aus dem Dominantaccorde die Octave weggestrichen wird, so dass alsdann an ihre Stelle die kleine None eingerückt wird, die hernach einen halben Ton in die Quinte der folgenden Tonika fällt. Um sie von der None, die als Vorhalt der Octave stets vorbereitet seyn muss, zu unterscheiden, erkennt man sie daran, dass sie gleich der Hauptseptime unvorbereitet eintritt.)

Die nun folgende Modulation vermittelst der Intervallen der Melodieen eröffnet ein noch weiteres Feld neuer Combination und Wirkung der Harmonie; es darf behauptet werden, dass die Regeln hierüber einen unendlichen Reichthum musikalischer Schönheit und Abwechselung enthalten (152 bis 165). S. 166 ist der Accord der grossen Sechste, und S. 169 der zusammengesetzte grosse Sechsten-Accord eingeführt; durch beide werden die Mittel, auffallende Wirkungen hervorzubringen, noch bedeutend vermehrt, wie aus den zunächst folgenden Moll-Themas zu ersehen ist. S. 158. Beysp. 185 ist die dritte Note im ersten Tacte des obersten Basses und S. 161. Beysp. 180. Tact 3 die zweyte Note ein Druckfehler, und am Schlusse gehen im letzten Beysp. die Mittelstimmen verhältnissmäsig zu weit aus einander. S. 164 sollte es unmittelbar nach dem Beyspiel 195 in der Erklärung heissen: Im zweyten Tacte steigt die Note G, — nicht F, — eine Quarte. S. 166 wird Beysp. 197 der Accord der grossen Sechste eingeführt. Hier sagt der Vf.: „Wir wissen, dass, wenn wir eine Modulation durch die zweyte Umkehrung des Dominant-Accords machen, im Bass die Quinte zu stehen kommt $\left(\begin{smallmatrix}6\\4\\3\end{smallmatrix}\right.$ beziffert). Erniedrigen wir diese Quinte im Basse um einen kleinen (!) halben Ton (was ist nach der Lehre des Vfs. ein kleiner halber Ton?): so erhalten wir den Accord der grossen Sechste (?)". Hier hat sich der Vf. wohl geirrt, da er in seinem System die Intervallenlehre entbehrlich gemacht. Denn es ist die übermässige Sechste; und sein Sechstenaccord

ist die zweyte Verwechselung, oder der Quartterzenaccord aus dem Septimenaccord mit der grossen Terz, falschen Quinte und kleinen Septime. „Wenn wir den Accord der grossen Sechste, — sagt der Vf. weiter, — zerlegen: so finden wir, dass er die Haupt-Intervallen von zwey verschiedenen Grundseptimen-Accorden (!!) in sich vereinigt". Rec. ist unbegreiflich, wie zwey Grundaccorde in Einem enthalten und von ihm abgeleitet werden können, wenn er nicht selbst ein vollkommener und Grund-Accord ist. Nachdem der Schüler nun belehrt worden, wie die Melodie, im Alt und Tenor verlegt, zu bearbeiten sey (189), wird gezeigt, wie die Melodie mit Harmonieen zu begleiten, wenn sie im Bass gestellt ist; diess wird hauptsächlich von grossem Nutzen für diejenigen seyn, welche sich eine Fertigkeit im Spielen der bezifferten Bässe zu verschaffen wünschen. (Es werden dem Schüler hier recht musterhafte Beyspiele vorgelegt, man sehe nur das Beysp. 213 und die folgenden.) Wir kommen jetzt zu einem neuen wichtigen Theile des Ganzen, den durchgehenden und Hülfs-Noten (auch Verschönerungsnoten genannt) und den Nebenharmonieen (189). Werden diese Noten zu den einfachen Noten der Melodie hinzugefügt, so fängt damit ein höherer Grad der verfeinernden Kunst an; zur Uebung hierin können frühere Beyspiele wieder mit Wirkung benutzt werden. Der Schüler wird (208) unterwiesen, wie er seine bisher erworbenen Kenntnisse anzuwenden habe, um Variationen für das Pianoforte zu schreiben, welches als höchst belehrende und angenehme Uebung anzusehen ist. (Wenn aber S. 196 der Vf. sagt: „Die Nachahmungen — — sollen den Nutzen der Hülfsnoten anschaulich machen, die wir anwenden müssen, um einen ausdrucksvolleren Charakter auch in die Stellen zu legen u. s. w.": so klingt es, als ob der Charakter etwas sey, was für sich bestehen könnte.) Die Accorde der Eilfte und Dreyzehnte sind erklärt, und beide werden demnach, in Aufgaben für das Pianoforte eingerichtet, angewendet (218 bis 225). (Rec. muss abermals über das 275 Beysp. zum Ruhme des Vfs. die Bemerkung machen, dass dasselbe bey Darstellung des Accords der 11te und 13te eine erhabene Musik für das Pianoforte enthält.) Die Veränderungen der Cadenz, welche vom Beyspiele 276 an folgen, die Fortschreitungen der Harmonieen Beysp. 326, sowie die Vermeidung der Quinten und Octaven Beysp. 327, scheinen ausser Verbindung mit den bisherigen Lehrsätzen; — sie mögen desshalb als gesonderte Theile der Abhandlung betrachtet werden, die nur hinzugefügt wurden, weil es die Gelegenheit mit sich brachte. (S. 226 wird Beysp. 276. II von dem Sub-Dominant mit addirter Sechste gesprochen, ohne dass man darüber einen Aufschluss bekommt, was eigentlich eine addirte Sechste sey, oder wie man dazu gelangt ist.) Modulation, dieser interessante, auf so vielfache Weise in diesem Werke abgehandelte Gegenstand, wird in den Beyspielen 295 bis 304 mit der zweifelhaften, betrüglichen und zurückhaltenden Modulation beschlossen. So auffallend auch die Behauptung erscheinen mag, so wahr ist es dennoch, dass alle Verschiedenheit der Harmonie, welche bis jetzt hervorgebracht wurde, ihren Ursprung allein in den zwey Grundbässen, Tonika und Dominant, hatte (Beysp. 64). Ebendasselbe sagt schon *Vierling*: „Es giebt in der Musik nur zwey Grundaccorde, nämlich den Dreyklang und den Septimenaccord". S. dessen *Unterricht im Generalbass 2te Abth.* Der Schüler muss jedoch auch mit Bässen bekannt gemacht werden, die nicht in der Schwingung der Saite beruhen, und durch deren Einführung die Harmonie der Tonleiter einen Grad von Abänderung erleidet. Mit Hülfe dieser Bässe ist derselbe in den Stand gesetzt, die Einförmigkeit des Eindrucks zu vermeiden, der besonders in der Durtonart liegt (Beysp. 305). (Der Vf. nennt sie modificirte Bässe, die aber nie eingeführt werden dürfen, bevor nicht die Melodie, nach den Regeln der Grundbässe, sowie der Modulation, einfach in Harmonie ausgesetzt ist; erst dann soll der Versuch gemacht werden, ob mit gutem Erfolg einige modificirte Bässe zweckmässig anzubringen sind.) Sequenzen von Septimen folgen nun, diese grosse Quelle, aus welcher die älteren Kirchencomponisten ihre Themas für Fuge und Imitation schöpften. Diese Sequenzen machen den Eindruck des Kühnen, Erhabenen; und da sie aller Modulation gerade entgegen stehen, so ist ihre Anwendung auf starke Effecte berechnet; jedoch sollen sie verständig, mit sanfter Harmonie untermischt, eingeführt werden. (Rec. muss bemerken, dass er die Beyspiele 320 — 322 wieder ausnehmend schön und lehrreich gefunden hat.) Als Vorbereitung zur Bildung der Melodie wird der Schüler in den Beyspielen 332 bis 360 mit der verschiedenen Beschaffenheit der Zeitmasse, sowie mit Rhythmus und musikalischem Periodenbau, bekannt gemacht. (Da im Beysp. 355 die Einschnitte allemal auf den schlechten Tacttheil kommen, so hätte Rec. gewünscht, dass sich der Vf. darüber erklärt hätte. Im Beysp. 359 sind einige kleine Fehler zu berichtigen, als: in dem ersten und zweyten Tacte fehlt jedesmal der Viertheilnote auf dem guten Tacttheile der Punct, und auf der zweyten Zeile im 6ten Tacte muss die letzte Note nicht *es*, sondern *d* heissen, weil sonst das Prädicat das Subject nicht erklären würde. So kann auch Rec. im Beysp. 360, welches aus 8 Tacten besteht, dem Vf. nicht Beyfall geben, wenn er meint, dass dasselbe zwey Perioden enthalte, wovon der letzte Tact der ersten zugleich der Anfang der zweyten sey; vielmehr sind beide Tacte sich ganz unähnlich. Der erste Satz ist ein in der Kunstsprache sogenannter Sechser, in welchem das Prädicat 4 Tacte enthält, und so fängt sich der zweyte eben wieder in den beiden letzten Tacten so an, als der erste. Also haben beide Perioden in den zwey ersten Tacten einen vollkommen gleichen Anfang.) Ein einfaches Verfahren beym Entwurf der Grundlage einer Melodie wird im Beysp. 361 angegeben. Die Beyspiele bis 378 werden hinreichend seyn, um die vielen Hülfsmittel der Kunst hiebey darzuthun. Jetzt bietet sich in Wahrheit dem Schüler eine unerschöpfliche Quelle der reichsten Mannichfaltigkeit dar. Bemerkungen über die Werke älterer und neuerer Com-

ponisten, wodurch die grosse Schönheit und Vortrefflichkeit dieser Compositionen, sowohl in Hinsicht ihrer freyen Erfindung, als ihrer eigenthümlichen Behandlung des Gegenstandes, anschaulich gemacht und erklärt werden, machen den Schluss.

Es ist wohl nicht zu leugnen, dass die Methode des Hn. *Logier* zu componiren, wegen der untergelegten Grundbässe, vor unserer gewöhnlichen darin einen grossen Vorzug hat, dass der Componist nicht so leicht in Irrthum fallen kann, sondern auch in den verworrensten Fällen dieselben als das deutlichste Licht vor Augen hat. Zu wünschen ist aber doch, dass der Vf., oder vielmehr der Herausgeber, bey angezogenen Stellen im Unterweisen bestimmter gewesen wäre; für den Schüler ist es sehr beschwerlich, wenn er erst unter mehreren nicht immer die Note oder Stelle bezeichnet findet, sondern sich mühsam nach denen umsehen muss, welche im Texte nicht genau genug angegeben worden sind. Auch ist es ein Fehler der Methode, wenn eine Materie mehrere Male unterbrochen wird, so, dass der Faden wieder von Neuem aufgenommen werden muss: diess verursacht unnöthige Weitläuftigkeit, bringt den Schüler in Zerstreuung, und erfodert dann mehr Zeit und Mühe, um denselben wieder auf seinen rechten Weg zu bringen, was selbst nicht immer möglich ist. Ferner haben wir eine Anweisung vermisst, nach welcher dem Schüler eine Partie Noten vorzulegen ist, die er richtig und zwar so in Tact setzen soll, dass er auch die Schlussnote auf den guten Tacttheil bringt. So wäre auch wohl noch eine besondere Anweisung zur Bezifferung der Bässe nicht überflüssig gewesen. Dass aber die abgeleiteten Accorde von den Grundaccorden dem Schüler nicht besonders als solche nach ihren verschiedenen Lagen gelehrt und bekannt gemacht werden, da sie doch alle im Gebrauche mit vorkommen, und ihre besonderen Signaturen verzeichnet sind, darin findet Rec. für den Unterricht eine Unvollkommenheit, weil es den Schüler in Verwirrung bringt, wenn sie alle nur unter dem Begriffe des Grundaccords nach der Verschiedenheit ihrer Gestalt und Verzeichnung erkannt werden sollen. Beym Unterrichte gehört es zur Vollkommenheit der Methode, jeden Begriff bis auf seine Elemente aufzulösen; warum sollte diess hier nicht geschehen dürfen?

An Papier und Druck ist, ausser den Druckfehlern, nichts zu tadeln.

Ks.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Kassel, b. Krieger: מורה לתורה, oder: *Leitfaden bey dem Unterrichte in der israelitischen Religion für Knaben und Mädchen*, in Schulen und beym Privatunterrichte, von *Moses Büdinger*, Doctor der Philosophie und erstem Lehrer an der israelitischen Schul- und Schullehrer-Bildungs-Anstalt zu Kassel. Zweyte, durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. 1831. 8. (8 gr.)

2) Ebendaselbst: מורה למורים, oder: *Anweisung für Lehrer, wie der israelitische Religionsunterricht zu ertheilen und der Leitfaden Moreh Lathora dabey anzuwenden sey*, nebst Gedanken und Bemerkungen über die israelitische Religionslehre und die dieselbe betreffende ältere und neuere Literatur; auch eine Schrift für Eltern und Schulbehörden, von *Moses Büdinger*. Zweyte und vermehrte Auflage. 1831. 8. (10 gr.)

In der *ersten* Schrift sucht Hr. *B.* durch eine leichte und fassliche Darstellung die Schüler in den Stand zu setzen, das Verständniss der Materien und Begriffe in freyen, nicht vorgeschriebenen, sondern aus dem Gesammtinhalte geschöpften und entwickelten Antworten an den Tag zu legen, und dem Lehrer die Katechese durch die beygefügten Inhaltsfragen zu verdeutlichen und zu erleichtern; über den Zweck der *zweyten* Schrift giebt der weitläuftige Titel hinlängliche Auskunft. Die bald nöthig gewordene neue Auflage beider Schriften zeugt von dem Beyfalle, den sie unter ihrem Publicum gefunden haben; denn die erste Auflage erschien im J. 5590 (1830), und die zweyte schon im J. 5591 (1831). Die neue Auflage zeichnet sich durch Verbesserung des Ausdrucks und einige Zusätze aus, in der Hauptsache ist jedoch nichts geändert worden. Die erste Schrift zerfällt in zwey Hauptabtheilungen: 1) *Glaubenslehre*, 2) *Sittenlehre*. Der Vf. hat, wie man aus dem Ganzen sieht, die religiösen Schriften christlicher Lehrer und die besseren religiösen Schriften seiner Nation fleissig und mit guter Beurtheilung bey seiner Arbeit benutzt, dabey aber sich streng an die Religion seiner Väter gehalten, und er kann in keiner Hinsicht zu den Neuerern gerechnet werden. Manche Schriftstellen des alten Testaments, die nach dem Buchstaben etwas Anderes andeuten, hat Hr. *B.* zu seinem Zwecke geistig gedeutet. So wird aus der politischen Auferstehung des jüdischen Volks, wovon Jesaias, Ezechiel, Daniel u. a. reden, hier eine eigentliche Auferstehung von den Todten gemacht. Zum Beyspiele möge Jes. 26, 19 dienen. In diesem Capitel kleidet ein begeisterter Seher seine Hoffnungen von der bürgerlichen Wiedergeburt seines Volkes in einen Preisgesang desselben auf die Herstellung der Stadt Jerusalem und des verödeten Landes ein. Unter anderen wird sodann im 19 Vers gesagt, „dass Jehovens belebende Kraft dem getödteten, d. h. bürgerlich-erstorbenen Volke wieder neues Leben verleihen wolle." Wir rücken diese schöne Stelle, nach *Justi's* Uebersetzung (in den *Sionitischen Harfenklängen*, S. 304), hier ein:

> Nun leben deine Todten wieder auf,
> Und meine Leichen werden auferstehn;
> „Erwachet und frohlockt, ihr Staubbewohner!"
> Dein Thau träuft, wie der Thau von Malven,
> Und neu gebiert die Erde ihre Schatten!

Nach Hn. *Büdingers* Uebersetzung lauten die Worte so: „Belebt werden deine Todten werden, deine Leichname auferstehn; erwachet und singet, ihr,

die ihr im Staube ruhet; denn dein Thau befeuchtet sie, wie der Thau *auf's Grün*, und die Erde *wirft die Abgeschiedenen aus.*" Aus dieser Stelle, und aus Ezech. 37, 12—14 und Daniel 12, 2. 3, leitet nun Hr. *B.* die Glaubenslehre her: „Gott wird die Todten aus ihren Gräbern auferstehen lassen, und ein grosses öffentliches Gericht über sie halten." — Bey den 10 Geboten ist Hr. *B.* derjenigen Eintheilung gefolgt, welche die reformirte Kirche annimmt, wonach aus dem ersten Gebote zwey gemacht, und das 9 und 10te zusammengezogen werden. Diese Eintheilung findet man auch bey Origenes, die bey den Lutheranern übliche hingegen nimmt Augustinus an. Auf die zehn Gebote baut nun Hr. *B.* einen grossen Theil der Sittenlehre, und knüpft manchen Gedanken daran, der wohl ursprünglich nicht eigentlich in den Worten lag. Sehr löblich ist es, dass er den *Pflichten gegen die Thiere* und *Pflanzen* ein besonderes Capitel, S. 139 fg., gewidmet hat. Dem Rec. war es immer sehr erhebend, dass Moses bey der Sabbathruhe auch die Ruhe der Thiere geboten hat. — Auch die zweyte lesenswerthe Schrift hat manche Untersuchungen und Zusätze erhalten, und wird, wie die erste, Gutes stiften.

R.

NEUSTADT a. d. O., b. Wagner: *Bemerkungen vermischten Inhalts.* Vom Präsidenten Dr. *Aug. Ferd. Hurlebusch* in Wolfenbüttel. 1stes Heft. IV u. 40 S. (6 gr.)

Der Vf., ein würdiger Veteran in der juristischen Literatur, benutzt die ihm von wichtigen Amtsgeschäften übrige Musse zur Mittheilung seiner und fremder Erfahrungen und Bemerkungen über Gegenstände, die gerade im gegenwärtigen Augenblicke das Nachdenken aller wahren Vaterlandsfreunde in Anspruch nehmen. Einen erfreulichen Beweis davon enthält die vorliegende Sammlung, deren baldmöglichste Fortsetzung jedem nach gesunder und nahrhafter Geistesspeise begierigen Leser nicht anders als willkommen seyn wird. Das Interesse des Inhalts wird schon aus folgender Uebersicht des letzten sich bemerklich machen.

1) Gewerbe-Schulen. 2) Verhältniss eines Schuldirectors zur Schule. 3) Prinzen-Erziehung. 4) Minister-Spiegel. 5) Handschreiben des regierenden Grossherzogs von Baden, die Feier des Geburtstages seines Vaters betreffend. 6) Ehe eines Katholiken bey Lebzeiten seiner von ihm geschiedenen Frau. 7) Was ist von Errichtung eines Lehrstuhls der katholischen Lehre auf evangelischen Universitäten zu halten? 8) Lebensregeln eines alten Jesuiten für seinen Sohn. 9) Todesstrafe. 10) Galvanische Versuche am Kopfe eines Enthaupteten. 11) Verhütung der Verbrechen. 12) Cölibat und Ohrenbeichte. 13) Das Abendmahl. 14) Eisenbahnen. 15) Giebt es noch ein Deutschland und ein Nationalband? 16) Verhältniss der Evangelischen zu den Römisch-Katholischen. 17) Karl Wilhelm Ferdinands Sorgfalt für die Bildung seines Nachfolgers des Erbprinzen. 18) Liturgie. 19) Die älteste Kirchenordnung für das Herzogthum Braunschweig. 20) Ist es rathsam, zu Entscheidung von Criminalsachen besondere Collegien niederzusetzen? 21) Ueber Auszüge aus der Bibel.

Als eine Probe der Darstellung entheben wir aus No. 6 folgende kurze Erzählung, die zwar auch in anderen Zeitschriften bereits eine Anzeige erhielt, aber wegen ihres den „*Schaden Israels*" so fest und so schonend berührenden Inhalts die allgemeinste Verbreitung verdient. Dass das G. H. Weimarische Gesetz vom 7 Oct. 1823 wirklich zur Anwendung gekommen ist, beweist u. a. folgender Fall. Ein im G. H. Weimarischen Staatsdienste stehender Mann, katholischer Confession, war durch rechtskräftige Urtheile der competenten Landesbehörde von seiner früheren Ehegattin völlig geschieden, und ihm die anderweite Verheirathung nachgelassen, wenn er als Katholik sie Gewissenshalber eingehen zu dürfen glaube. Da er nun mit Recht dafür hielt, dass das Gewissen ihm gar wohl gestatte, seinen Kindern durch eine zweyte Mutter eine bessere Erziehung zu geben, und sein gestörtes häusliches Glück durch Verbindung mit einer anderen Lebensgefährtin wieder herzustellen: so entschloss er sich *bey Lebzeiten der von ihm geschiedenen Frau* zur anderweiten Heirat. Weil jedoch das katholische Pfarramt alle Mitwirkung in dieser Sache verweigerte, so erfolgte auf den Bericht des Oberconsistoriums zu Weimar folgendes Grossherzogl. Rescript: „dass die geistliche Oberbehörde ermächtigt werde, die Trauung des durch Urtheil und Recht von seiner vorigen Ehefrau geschiedenen N. mit seiner erwählten Braut, auch bey fortgesetzter Verweigerung der Dimissorialien und des Aufgebots von Seiten des katholischen Pfarrers, durch einen protestantischen Geistlichen geschehen zu lassen." Die Trauung wurde hierauf von Hn. D. *Röhr*, Grossherzogl. Weimarischem Hofprediger, vollzogen.

W. X. Y.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Stuttgart*, b. Hallberger: *Gedichte von Henriette Ottenheimer.* 1832. 176 S. 8. (21 gr.)

Ein gutes und feines Gefühl, ein unverzerrter Sinn, der nicht nach ihm unerreichbaren Dingen strebt, tritt uns freundlich aus diesen Reimen entgegen, die in den religiösen Liedern sich die Gesangweise des redlichen frommen *Gellert* zum Vorbild erwählten, und auch in den übrigen Dichtungen nicht schwungvoller, als es seine Art war, sich bewegen. Die angehängten Aphorismen zeugen von einem guten Hausverstand, und sind, obgleich in Prosa, doch poetischer als die voranstehenden Gedichte.

Vir.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

THEOLOGIE.

Giessen, b. Heyer, Vater: *Ueber das Wesen und den Beruf des evangelisch-christlichen Geistlichen.* Ein Handbuch der praktischen Theologie in ihrem ganzen Umfange. Von *Ludwig Hüffel*, Doctor der Theologie, Grofsherzoglich Badischem Prälaten, Ministerial- u. Kirchen-Rathe. Erster Theil. *Zweyte* völlig umgearbeitete *Auflage.* 1830. XVI u. 475 S. — Zweyter Theil. 1831. XIV u. 386 S. 8. (3 Thlr. 8 gr.)

Schon in der ersten, von einem anderen Mitarbeiter an dieser Zeitung (1823. No. 121—23) beurtheilten Auflage dieses Werkes hatte sich der Vf. ein Denkmal gesetzt, das, wenn er auch weiter nichts geschrieben hätte, seinen Namen auf die Nachwelt gebracht haben würde. In einer ungleich vollendeteren und vollkommeneren Gestalt erscheint es in dieser zweyten Auflage, bey welcher der Vf. die Erinnerungen seiner Recensenten dankbar benutzt hat. So günstig auch das Werk in allen Blättern beurtheilt wurde, so wurde doch überall der Mangel des wissenschaftlichen Schematismus mit Recht getadelt. Diesen Winken folgte der würdige Vf. um so bereitwilliger, als er fand, dass die Hauptsache der ersten Auflage recht gut in einer mehr geeigneten Form wiedergegeben werden konnte, und als ihn seine Vorlesungen über die praktische Theologie, welche er als Professor am Seminarium zu Herborn zu halten hatte, von selbst nöthigten, einen streng wissenschaftlichen Gang einzuhalten. Damit war aber zugleich eine theilweise Erweiterung und Abkürzung der Materie nothwendig. Wenn er in der ersten Auflage der Homiletik und Katechetik, der Liturgik und Pastoraltheologie nur allgemeine Bemerkungen widmete, so treten nun diese Disciplinen sämmtlich in einem gröseren Umfange hervor. Der Vf. thut darauf Verzicht, dieselben durch seine Bemühungen wesentlich weiter gefördert zu haben; aber Rec. möchte diess namentlich von der Liturgik und Pastoraltheologie behaupten. — So vollständig und gemüthlich ist das Bild eines möglichst vollendeten Geistlichen unserer Kirche noch nirgends aufgestellt worden, als es hier geschieht, und mit Recht dringt der Vf. darauf, „dass durch jedes Wissen das Leben leuchten müsse, wenn Etwas durch die wissenschaftlichen Anstrengungen erreicht werden soll." Die Erweiterungen der neuen Auflage bezeichnet er so, dass er in der ersten Umrisse mit mannichfaltigen Nebendingen gegeben, hier aber versucht habe, diese Umrisse auszufüllen. Eine Abkürzung der Materie, oder vielmehr eine verschiedene Stellung derselben, wurde indessen gleichfalls nöthig, indem der ganze erste Abschnitt des 2ten Theils: *vom wissenschaftlichen Standpuncte des evangelischen Geistlichen*, sich theils in dem ersten Theile, theils in dem Anhange des 2ten Theils verlor, der zweyte Abschnitt des 2ten Theils: *vom Standpuncte des evang. Geistlichen in der Kunst der körperlichen Beredsamkeit, sowie überhaupt von den physischen Erfodernissen und Anlagen desselben*, seinen ihm gebührenden Platz in der Homiletik einnahm, und der 3te Abschnitt: *vom religiös-sittlichen Standpuncte des evang. Geistlichen*, seine Stelle in dem Anhange fand. Weggeblieben ist, was der Vf. im ersten Theile S. 173 *über die Ausbildung unserer Geistlichen auf Schulen, Universitäten und während der Candidatenjahre* bemerkt hatte, weil er gesonnen ist, diesen so wichtigen Gegenstand in einer eigenen Schrift zu behandeln, und zugleich die dringende Nothwendigkeit besonderer theologischer Seminarien zu zeigen. Wer wäre über die Nothwendigkeit solcher Seminarien nicht mit dem Vf. einverstanden? Aber schwerlich möchte es in diesem Jahrhundert dahin kommen, dass sie überall eingeführt würden, und in so hinreichender Anzahl, dass alle Candidaten daran Antheil nehmen könnten. In den meisten Ländern müssen diese, ehe sie eine Versorgung erhalten, eine Hauslehrerstelle annehmen, und nachdem sie mehr oder weniger Jahre als Hauslehrer zugebracht haben, werden sie, wenigstens in der Provinz Deutschlands, in welcher Rec. lebt, erst als Lehrer an einer Bürgerschule, oder als Unterlehrer an einer gelehrten Schule angestellt, ehe sie zum Predigtamte befördert werden. Ob bey dieser Einrichtung nicht beide, sowohl die Schulen, als die Gemeinden, verlieren, ist eine Frage, die Jeder sich selbst beantworten mag. Aber da es nun einmal so ist, und in der nächsten Zeit nicht anders werden dürfte, so möchte man wünschen, dass Hr. *H.* nicht bloss auf das, was seyn *soll*, sondern auch auf das, was *ist*, und nach den bestehenden Verhältnissen seyn *kann*, Rücksicht nehme.

In der Vorrede zur zweyten Auflage des *ersten Theils* glaubt der Vf. bemerken zu müssen, dass seine theologischen Ansichten noch dieselben sind, nur vielleicht bestimmter und deutlicher, weil man seinen Widerspruch gegen offenbaren Unglauben als Hinneigung zum groben Mysticismus ausgelegt habe. Damit hat man ihm allerdings sehr Unrecht gethan. Aber auch er möchte in Verlegenheit kommen, wenn

man ihn auffoderte, den Beweis zu führen, daſs man es in der neueren Zeit — denn von den Verirrungen eines *Carl Friedrich Bahrdt* u. A. kann hier nicht die Rede seyn — unter der Firma des Rationalismus zu weit getrieben habe. Daſs, seitdem Hr. Dr. *Hahn* in Leipzig den Rationalisten zumuthete, aus der evangelischen Kirche auszutreten, und in der evangelischen Kirchenzeitung sogar der weltliche Arm zu Hülfe gerufen wurde, der Gegensatz zwischen Rationalisten und Supernaturalisten sich schneidender ausgesprochen hat, ist der Ordnung gemäſs; aber daſs, was eine rein theologische Controverse ist und seyn soll, in den Kreis der Laien hinabgezogen worden, möchte doch wohl mehr Schuld der Neuevangelischen, als der Rationalisten seyn. Daſs noch in manchen Köpfen ein sogenannter Rationalismus, der aber mit dem wahren Rationalismus nur den Namen gemein hat, spukt, will Rec. zugeben; bezweifelt jedoch, daſs die Zahl derer, die ihm huldigen, besonders unter den praktischen Geistlichen, groſs sey.

Da der Rec. der ersten Auflage sich über das Eigenthümliche dieser Schrift ausführlich verbreitet hat: so können wir uns damit begnügen, eine allgemeine Uebersicht des wesentlichen Inhalts zu geben, und nur bey einzelnen Bemerkungen, die uns neu scheinen, oder mit denen wir nicht einverstanden sind, etwas länger zu verweilen.

Einleitung. Abschn. I. *Allgemeine Grundlegung der praktischen Theologie*. §. 1—11. — §. 3. *Offenbarung*. S. 7. „Offenbarung und Leben oder Daseyn Gottes müssen als schlechthin unzertrennlich von einander, ja als völlig identisch angesehen werden; Gott ist wirklich nicht, wenn er sich nicht offenbart hat, und er hat sich nur dann nicht offenbart, wenn er nicht ist. Denn wo ein Seyn für sich ist, da ist auch eine Aeuſserung, eine Spur dieses Seyns, und wo nun vollends ein rein geistiges Seyn hervortritt, da ist nichts als Aeuſserung, Offenbarung. Noch mehr: Gott hat sich als Gott geoffenbart, oder, wie man sonst und richtiger zu sagen pflegte, unmittelbar, und nicht bloſs durch Mittelursachen, wenn er wirklich ist; er hat sich persönlich geoffenbart, und nicht bloſs also, daſs man erst mühsam errathen muſs, ob das sich Offenbarende Gott, oder bloſs eine *natura naturans* sey, deren ganze Kunst in nichts Weiterem besteht, als in der Action und Reaction im Verhältnisse zu der Materie." Rec. verkennt nicht das Wahre, das hierin liegt; aber fragen möchte er doch, was man denn eigentlich unter einer *unmittelbaren* oder *persönlichen* Offenbarung Gottes verstehe, und welcher Sterbliche im Stande sey, zu bestimmen, wo Gott aufhöre, mittelbar zu wirken, und wo er anfange, unmittelbar zu wirken. Wenn es, wie der Vf. zu behaupten scheint, zum Wesen Gottes gehört, daſs er sich unmittelbar offenbaren müsse, so muſs diese unmittelbare Offenbarung Gottes auch in unseren Zeiten noch fortdauern, weil Gott sein Wesen nicht verändern kann, und das würde am Ende wieder auf einen bloſsen Wortstreit hinauslaufen. Auch scheint es zuviel gesagt, daſs „die in neueren Zeiten vorherrschende Tendenz zum Pantheismus der erklärteste Abfall vom Christenthum sey." Obgleich Rec. sich zum Theismus bekennt, so ist er doch mit *Twesten* der Meinung, daſs eine dem Pantheismus sich nähernde Ansicht dem christlichen Bewuſstseyn nicht durchaus widerspreche. Mit dem, was über geschichtliche Offenbarung S. 9 gesagt wird, sind wir völlig einverstanden, und unterschreiben die auch hier angeführte bekannte Aeuſserung *Fichte's*: „Ein höheres Wesen nahm sich der ersten Menschen an" u. s. w. — §. 4. *Das Christenthum*. — S. 12. „Man hört jetzt, wo das Christenthum fortwährend, wie eine reine Sonne, am Himmel strahlt, leicht von einer bloſsen Vernunftreligion reden; denn, was man so nennt, ist, *den Meisten freylich unbewuſst*, Christenthum, oder doch wenigstens die Frucht davon." S. 14. „Das Herz findet im Christenthume mehr, als die ganze Schöpfung mit allen ihren Herrlichkeiten darbieten kann. Und das sind keine frommen Täuschungen; nein, sie bestehen neben der freyesten Geistesentwickelung, dafern nur das religiöse Talent nicht fehlt." (Sehr wahr!) — „Das Christenthum hat Geheimnisse, aber es werden daraus Thatsachen im Gemüthe, welche keine Vernunft wegleugnen kann. (Z. B. die Lehre von der Versöhnung; denn der Mensch fühlt sich Christi Leiden und Sterben gegenüber *wirklich* versöhnt.)" Hier möchte man wünschen, daſs sich der Vf. etwas deutlicher ausgedrückt hätte. — „Der Pöbel ist es wahrlich nicht, der bey uns, wie einst im Heidenthume, die Religion noch erhält; *sondern es ist gerade der Pöbel, der das Christenthum nicht mehr will*." Es giebt nämlich auch einen vornehmen Pöbel. — §. 11. *Von den Schwierigkeiten der Stellung des evangel. Geistlichen*. Prediger, welche, wie S. 67 gesagt wird, „die Bibel verächtlich bey Seite legen, oder wohl gar übel angebrachte Einwendungen dagegen zu machen haben," möchten doch in unseren Zeiten zu den Seltenheiten gehören. S. 71. „In keinem Stande läſst sich ohne Neigung viel leisten, aber in keinem Stande entscheidet Neigung so ganz und allein, wie in dem geistlichen, weil in keinem die Vollziehung des Aufgegebenen mehr von der Freyheit und Selbstbestimmung abhängt, wie eben hier." — Sehr richtig ist auch am Schlusse dieses §. S. 75 die Bemerkung, daſs „unsere moderne theologische Bildung die meisten Prediger für das gemeine Volk zu hoch, und für die höheren und gebildeten Classen zu niedrig gestellt habe." — Abschn. II. *Von dem Umfange der praktischen Theologie*. §. 12—17. Beachtenswerth ist, was §. 13: *Nähere Bestimmung des Verhältnisses zwischen reiner und angewandter (praktischer) Theologie*, über die innige Verbindung beider Wissenschaften gesagt wird, und jeder Unbefangene wird mit dem Vf. einverstanden seyn, wenn er S. 81 behauptet: „Keiner kann ein tüchtiger Theologe seyn, welcher dem praktischen Princip der Kirche ganz fremd ist, und Keiner ein Geistlicher, der Nichts aus dem Gebiete der reinen Theologie in sich aufgenommen hat." S. 82. „Der völlig unpraktische Theologe findet so wenig, als der unwissenschaftliche Geistliche,

Geltung, und daſs man die Geiſtlichen bisher nur Prediger nannte, geſchah vielleicht aus dem dunkeln Gefühle, daſs ſie nicht mehr Theologen genannt zu werden verdienten, ſo wie denn auch früher und noch alle Profeſſoren der Theologie als wirkliche Geiſtliche betrachtet wurden, und an vielen Orten, was ſehr heilſam iſt, auch wirkliche geiſtliche Aemter bekleiden.“ Sehr gut würde es gewiſs ſeyn, wenn auf jeder Univerſität wenigſtens einige Profeſſoren der Theologie zugleich auch praktiſche Geiſtliche wären. — §. 17. *Wichtigkeit des Studiums der praktiſchen Theologie.* S. 96 f. Dieſe bleibt, wenn auch in einem gewiſſen Sinne der Geiſtliche, wie der Dichter, geboren werden muſs, und es nicht zu leugnen iſt, daſs das ſchulgerechte Studium der Homiletik, Katechetik und Paſtoraltheologie durch andere entſprechende Mittel, namentlich durch ein tüchtiges Studium der Alten und durch ein gleich tüchtiges philoſophiſches Studium, erſetzt werden könne. Beſonders nöthig iſt es, um dem myſtiſchen Unfuge zu wehren. S. 98. „Wenn die Geiſtlichen irre reden, dann muſs das Volk theilweiſe angeſteckt werden. Laſſen wir dieſes Uebel einwurzeln, ſetzen wir ihm nicht ein gründliches Studium der praktiſchen Theologie entgegen, dann werden bald die myſtiſch fromm klingenden Glockentönchen auf unſeren Kanzeln und an unſeren Altären in das Grabgeläute aller evangeliſchen Wahrheit verwandelt werden.“

Erſter Theil. Die Wiſſenſchaften des doctrinalen Princips der praktiſchen Theologie. — Erſte Hauptabtheilung. Die Homiletik. §. 21. *Von den Schwierigkeiten der Kanzelberedſamkeit.* S. 182 bekennt der Vf. von ſich ſelbſt, daſs er, ohne nach Originalität zu haſchen, wochenlang bloſs damit kämpfe, einen intereſſanten und nützlichen Stoff zu finden, ſo lange er auch ſchon das Predigtamt verwaltet habe. Abſchnitt I. *Erfindung des Stoffes zu einer Predigt.* §. 25. *Allgemeine Hülfsmittel der Erfindung des Predigers.* S. 149. „Alles kommt darauf an, daſs man einen Text gehörig aufzufaſſen verſteht, lange dabey verweilt, ihn eigentlich durchdenkt, und ihn nicht eher verläſst, als bis man für dieſsmal, wie die Biene aus dem Kelch der Blume, allen Honig herausgeſaugt hat. Wir ſagen für dieſsmal; denn zu anderen Zeiten wird uns derſelbe Text wieder andere Ausbeute liefern, je nachdem unſere Situation iſt, in der wir uns befinden.“ — Cap. I. *Von dem Thema oder dem Hauptſatze der Predigt.* §. 27. *Formelle Bedingungen der Predigt.* S. 160. „Wie es ſich auch mit dieſer ſogenannten Neuheit verhalten möge, das ächt und urſprünglich Chriſtliche iſt nicht neu, ſondern recht alt, und das Ziel unſerer Kanzelberedſamkeit iſt nicht das Neue, ſondern das Erbauliche.“ Daſs, wie S. 161 behauptet wird, der Gebrauch ſprichwörtlicher Themen zu gemein für die Würde der Kanzel ſey, kann Rec. ſo allgemein nicht zugeben; und gerade von denen nicht, welche der Vf. anführt. — S. 175. 176. Ueber bibliſche und chriſtliche Predigten. S. 176. „Aufgeben kann die Predigt das Auſserordentliche nie, was in und mit Chriſto hervorgetreten iſt; erneuern muſs ſie den Glauben daran bey jeder Gelegenheit; jedoch mehr im Sinne eines Zurückkommens darauf, als eines erſten Begründens; allein immer nur dieſen Glauben predigen, und noch obendrein nur die Einbildungskraft der Zuhörer an dem Wunderbaren weiden, iſt nach den ausdrücklichen Vorſchriften der heil. Schrift ſelbſt das Wahre nicht.“ — Wenn S. 178 *Tzſchirner's* Behauptung, daſs die Verſchiedenheit der theologiſchen Syſteme kein Hinderniſs des Zwecks der Kirche ſey, beſtritten wird, ſo müſste erſt dargethan werden, daſs irgend ein theologiſches Syſtem, wie es *Tzſchirner* im Sinne hatte, durchaus unchriſtlich ſey, und man bey demſelben nicht bibliſch predigen könne, welches gerade von dieſem geleugnet wird. — „Im Allgemeinen hat ſich das Zeitalter wieder für bibliſche Predigten entſchieden, und iſt der unſicheren Vernunft- wie der trockenen Moral-Predigt herzlich müde.“ Aber muſs denn jede Vernunftpredigt unbibliſch und jede Moralpredigt nothwendig trocken ſeyn? — §. 29. *Von den temporellen und caſuellen Bedingungen des Hauptſatzes.* Wenn S. 184 der Tod Jeſu „eine *thatſächliche Verſöhnung* der Menſchheit mit Gott und dem Göttlichen“ genannt wird, „denn in und an dieſem Tode lernte und lernt das Menſchengeſchlecht ſich verſtehen, und findet zugleich in dieſem Ereigniſſe mehr, als in aller Lehre:“ ſo kann dieſs doch nicht von der Lehre des Chriſtenthums überhaupt gelten, die immer vorausgeſetzt werden muſs, wenn der Tod Jeſu ſeine hohe Bedeutung erhalten ſoll. — Cap. II. §. 32. *Von den verſchiedenen Arten der Texte.* Der Vf. erklärt ſich S. 218 u. f. entſchieden gegen den Perikopenzwang, und behauptet, daſs die Perikopen, wenn fortwährend darüber gepredigt werden ſoll, der Sache, für welche es gilt, wie dem Prediger ſelbſt, in hohem Grade nachtheilig ſind. Obgleich auch Rec. ſich nicht ſtreng an die Perikopen bindet, ſo möchte er doch im Allgemeinen für die Beybehaltung derſelben ſtimmen, weil der Zuhörer durch langen Gebrauch mit ihnen vertraut geworden iſt, und eine gewiſſe Vorliebe für dieſelben hat; auch das Evangelienbuch nicht ſelten für die Aermeren die Stelle der ganzen Bibel vertreten muſs. Nur vertauſche man die unfruchtbaren und unzweckmäſsigen Perikopen mit fruchtbaren und zweckmäſsigeren. — §. 33. *Von der Behandlung der Texte.* S. 224 f. Ueber analytiſche und ſynthetiſche Predigten. Der Vf. findet den Ausdruck *Homilie* für die analytiſche Predigt nicht bezeichnend genug. Es ſey bey derſelben nur zufällig in der Beſchaffenheit des Textes begründet, daſs derſelbe ſich zugleich auch unter einem Hauptgedanken ausſprechen laſſe, und das gebe uns kein Recht, ihr einen Hauptſatz vindiciren zu wollen. Die ſogenannte *ſynthetiſch-analytiſche* Form, welche von *Reinhard* in ſeinen Epiſtelpredigten vom J. 1806, aber nicht immer mit Glück, verſucht worden ſey, enthalte eigentlich einen Widerſpruch in ſich ſelbſt, und ſey wirklich nichts weiter, als eine ſynthetiſche Predigt, welche zufällig oder durch Kunſt die Theilvorſtellungen des Hauptbegriffs im Texte gefunden hat. Man brauche

beide Formen abwechselnd, und predige bald synthetisch, bald analytisch, womit Rec. einverstanden ist. — Cap. III. *Von der Erfindung der zur Ausführung eines Hauptsatzes erfoderlichen Materialien.* §. 36. *Von den Rührungen des Herzens.* Hier kommen viele herrliche Stellen vor, die dem Rec. völlig aus der Seele geschrieben sind. Z. B. S. 246: „Das Christenthum, in seiner idealisch-praktischen Tiefe verstanden und behandelt, ist eine unerschöpfliche Quelle reiner und dauernder Gemüthsbewegungen, die zuletzt in eine wahre Begeisterung übergehen; und wenn unsere Prediger nur das Christenthum gehörig auffassen, so haben sie damit ein Mittel zu rühren, wie kein anderes aufgefunden werden kann." — Abschn. II. *Von der Anordnung oder der Disposition der Rede.* §. 38. *Natur, Wesen und innere Nothwendigkeit der Disposition überhaupt.* Sehr zweckmässig durch Beyspiele erläutert. Richtig wird S. 260 bemerkt, dass der Prediger auf den oratorischen Organismus seiner Rede eben so viel Aufmerksamkeit verwenden müsse, wie auf den logischen. — Cap. I. *Die Disposition in logischer Hinsicht.* §. 39 bis 45. §. 40. *Von den verschiedenen Arten zu disponiren.* S. 270. „Je scharfsinniger, vielseitig gebildeter, je geübter und begeisterter ein Prediger ist, desto tiefer, vielseitiger und praktischer wird er auch seinen Gegenstand auffassen, und wo ein Dritter in der ewig alten Form sich bewegt, wird ein solcher vielbegabter Mann neu im Disponiren, wie im Erfinden, seyn." — §. 42. *Von der Einleitung.* Die Nothwendigkeit derselben wird sehr gut gezeigt. — §. 44. *Vom Gebet.* Der Vf. empfiehlt ein Andachtsgebet, wenn der Prediger in rechter Stimmung zum Beten sey; ist aber der Meinung, dass alle Regeln über die Einrichtung desselben Nichts helfen, „wenn nicht das Herz zuvor in einer ganz anderen Schule beten gelernt habe." Daher will er auch die zu haltenden Gebete nicht concipirt und memorirt wissen. Uns dünkt, dass hiebey der Unterschied zwischen einem Privatgebete und einem Gebete, wo der Prediger gleichsam im Namen der Gemeinde betet, nicht genug berücksichtigt sey. — Cap. II. *Die Disposition in oratorischer Hinsicht,* §. 46—50. — §. 47: *Besondere Regeln der oratorischen Disposition.* S. 291: „In dieser Kunst zeichnet sich oft *Harms* vortheilhaft aus." — „Auch minder talentvolle Köpfe können, wenn sie nur auf diese Sache mehr aufmerksam gemacht sind, ihren Eintheilungen mehr oratorische Fassung und Schwung geben. Und christlich begeisterte Herzen sollt ihr Prediger doch wohl Alle mitbringen." — Abschn. III. *Von der Ausführung.* §. 52. *Von der Nothwendigkeit der Ausführung.* Die Einwürfe gegen das Concipiren und Memoriren der Predigten werden mit schlagenden Gründen widerlegt, wenn auch zugegeben werden muss, dass reich begabte Männer auch nach freyer Meditation gut predigen können. — Cap. I. *Vom Stil oder von der Schreibart überhaupt.* §. 54. *Natur und Wesen des Stils.* „Der Stil ist der Mensch selbst; im Stile malt sich die geheimste Individualität, und wie diese, so der Stil." Es wird gegen *Pölitz* gezeigt, dass der Stil auch an den Stoff gebunden sey, und durch denselben seine eigentliche Vollendung und Weihe empfängt. — §. 56. *Erste Grundbedingungen eines guten Stils.* In Ansehung der Deutlichkeit wird S. 316 richtig bemerkt, dass, wenn der Zuhörer auch nicht den vollesten Sinn jedes Ausdrucks versteht, er sich doch im Ganzen damit abfindet, und allmählich für eine höhere Sprache empfänglich wird. — Abschn. IV. *Von der körperlichen Beredsamkeit.* §. 63. *Wichtigkeit der körperlichen Beredsamkeit für den christlichen Kanzelredner.* S. 362: „Der evangelische Cultus steht mit dem Aeusseren des Geistlichen, mit dessen Anstand, Sprache, Vortrag und Action, in einer weit genaueren Verbindung, als der katholische, und es kommt darin, so wie überhaupt auf die Persönlichkeit des Mannes, überaus viel auf des Geistlichen äussere Beredsamkeit an." — Cap. I. *Von der Declamation.* S. 377: „Wahre Geistes- und Herzens-Bildung bleibt nie ganz ohne Einfluss auf die Stimme, weil die innere Feinheit und Zartheit der Empfindung nicht ruhen wird, sich die Stimme empfänglich und lenksam für ihre Zwecke zu machen." — Cap. II. *Von der Action.* S. 382: „Die in neueren Zeiten herrschend gewordenen Declamirübungen auf Schulen möchten grosser Modificationen bedürfen, wenn sie nicht mehr schaden, als nützen sollen. Eine gewisse Unnatur, die sich hier festsetzt, wird späterhin schwer abzulegen seyn." — §. 68. *Specielle Bedingungen der Action.* S. 388: „In dem Blicke und im ganzen Gesichte des Predigers muss sich eine hohe und innige Andacht, mit sicherer Ruhe verbunden, an den Tag legen; zwischen durch muss eine edle Heiterkeit und Liebe schimmern; wie ein Vater unter seinen Kindern, wie ein recht treuer Freund unter heissgeliebten Freunden, so liebevoll, so sanft, so ruhig, so heiter, so seiner Sache ganz gewiss, erscheint der Prediger in seiner Gemeinde." — „Freylich ist das sehr schwer, aber auch auf der anderen Seite sehr leicht. Es kommt nämlich alles auf das *Herz* an, das hinter diesen Mienen schlägt. Wer das nicht *glaubt*, was er lehrt, und das nicht *thut*, was er als Pflicht aufstellt, wird in seinen Mienen bald verrathen seyn."

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

THEOLOGIE.

GIESSEN, b. Heyer d. Vater: *Ueber das Wesen und den Beruf des evangelisch-christlichen Geistlichen.* Ein Handbuch der praktischen Theologie in ihrem ganzen Umfange. Von *Ludwig Hüffel* u. s. w. 1ster u. 2ter Theil. 2te Auflage u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Zweyte *Hauptabtheilung. Die Katechetik.* S. 398: „Wären unsere Schullehrer und Katecheten bey der ersten Grundlegung *christlicher*, so könnte man getrost die Jünglinge in die Hörsäle der Neologie und des Unglaubens senden, sie würden, wenn sie zu Verstande gekommen wären, von selbst zu dem zurückkehren, was sie in frühester Jugend erlernt haben." Hier, wie anderwärts, spricht der Vf., als ob die Mehrzahl unserer Theologen Neologen, und — was damit fast für gleichbedeutend gehalten wird — Ungläubige wären. Rec. kann von einem sonst billigen Manne solche Aeusserungen um so weniger in unseren Zeiten gut heissen, da ohnehin schon durch die gehässigen Insinuationen unserer Neuevangelischen die Fürsten und Staatsmänner geneigt sind, die des Rationalismus verdächtigen Theologen mit misstrauischen Augen zu betrachten. Wie sehr der Vf. selbst zur Neologie sich hinneige, erhellt aus dem, was er sogleich hinzusetzt: „Nur darf freylich der erste Jugendunterricht keine crasse Theologie und überhaupt nichts Unhaltbares enthalten; denn die Erfahrung lehrt, dass gerade die also unterrichteten Knaben späterhin alles verwerfen." — §. 72. *Schwierigkeiten des christlichen Religionsunterrichtes der Jugend.* S. 400. „Religion kann nur ein religiöses Gemüth lehren, weil man die Religion wirklich nur in so weit kennt, als man sie hat." Sehr richtig, aber was nun folgt, gehört wieder zu den Uebertreibungen des sonst gutmüthigen Vfs.: „Vielleicht ist dieser Umstand in unseren Tagen gerade das Haupthinderniss der Katechese; denn blickt man auf einen grossen Theil der Schullehrer und Geistlichen, so ist es gewiss eben nicht wahre Religiosität, die sie auszeichnet, und jenes so häufige Verwerfen des unleugbar Christlichen und Biblischen ist, man mag sagen, was man will, von Irreligiosität eingegeben, und wird fortwährend davon beherrscht." Rec. ist zwar weit entfernt, allen Geistlichen und Schullehrern wahre Religiosität zuzuschreiben, so wenig er sie ihnen auch geradezu absprechen möchte; aber er ist auch überzeugt, dass man eine sehr fromme Sprache führen kann, ohne darum wahrhaft religiös zu seyn. Ueber das, was das unleugbar Christliche und Biblische sey, wird eben noch gestritten, und es ist doch hart, den, der vielleicht nicht Alles dazu rechnet, was der Vf. dazu rechnet, geradezu für irreligiös zu erklären. Rec. möchte hier Hn. *H.* mit dem Apostel zurufen: „Wer bist du, dass du einen fremden Knecht richtest?" Auch derjenige, der in Meinungen sehr weit von ihm abweicht, kann doch mit ihm die Ueberzeugung theilen: „Die reine Christusliebe ist und bleibt der reinste Kern wahrer Religiosität, und Christus ist und bleibt, wie er auch selbst erklärte, der Weg zu Gott und dem ewigen Leben." Wichtig ist, was S. 401 über den Nachtheil gesagt wird, dass die aus der Schule entlassenen Katechumenen so wenig unter dem speciellen Einflusse des Geistlichen stehen. Doch zweifelt Rec., dass bey der eigenthümlichen Lage der Dinge eine Aenderung Statt finden könne, wenn auch die Welt weniger geneigt wäre, sobald solche Dinge zur Sprache kommen, hierarchische Bestrebungen von Seiten der Geistlichkeit vorauszusetzen. — Abschn. I. *Allgemeine leitende Grundprincipien beym christlichen Religionsunterrichte der Jugend von Seiten des evangelischen Geistlichen.* §. 75. *Ueber den Zusammenhang der Katechese mit der Schulbildung der Katechumenen.* Wenn S. 418 über „eine Verbildung, eine Ueberbildung, eine einseitige Verstandesrichtung" der Katechumenen geklagt wird, die in neueren Zeiten der Wirksamkeit des Geistlichen nicht minder gefährlich sey, als die frühere Rohheit und Dummheit derselben: so hat Rec., der in einer Provinz Deutschlands lebt, wo zwar von oben her für die Verbesserung der Volksschulen Vieles geschieht, aber der regelmässige Schulbesuch der Kinder durch Hindernisse, die in der Verfassung und in anderen Umständen ihren Grund haben, sehr erschwert wird, davon noch keine Erfahrung gemacht; doch findet er diese Klage, wo sie Statt findet, völlig gerecht, und ist auch mit dem Vf. darin einig, dass „der Zweck der Volksschule allgemeine Menschenbildung, mit besonderer stets festgehaltener Beziehung auf ein religiössittliches Leben, als das Höchste in der Menschenbildung", sey. Beherzigung verdient auch, was S. 420 über die Abwege gesagt wird, auf welche der Schullehrerstand zu gerathen anfängt. — „Unsere Schullehrerseminarien haben wohl zu prüfen, was der Menschheit zum Frieden dient, oder sie stiften mehr Böses, als Gutes." — §. 77. *Ueber den Zusammenhang der Katechese mit allgemeinen Principien von religiös-sittlicher Bildung überhaupt.* Rec. ist mit Allem einverstanden, was in diesem §. gesagt wird. Wenn

der Vf. S. 429 verlangt, dafs der Confirmanden-Unterricht ein volles Jahr, und zwar wöchentlich vier Stunden dauern solle, so stimmt Rec. ihm auch darin bey, wenn nur in Gegenden, wo die Kinder nur im Winter die Schule besuchen, weil die Eltern dieselben im Sommer bey ihren häuslichen Arbeiten nicht entbehren können, dieses zu erreichen wäre. — Abschn. II. *Vom Stoffe des christlichen Religionsunterrichts der Jugend.* Wenn S. 432 vorgeschrieben wird, dafs sich an den vorbereitenden Unterricht über den Menschen, dessen Natur und Bestimmung, über die Natur überhaupt u. s. w. „eine allgemeine, oder, wenn man will, philosophische Religionslehre" knüpfen solle, wobey dem Kinde begreiflich werden müsse, dafs unser Wissen nur Stückwerk und dafs eine höhere Offenbarung erst volle Gewifsheit zu bringen im Stande sey: so kann Rec. die hier vorgeschlagene Trennung der Vernunft- und geoffenbarten Religion nicht billigen. Nach seiner Ansicht mufs im Volksunterrichte auch die Vernunftreligion als geoffenbarte Religion behandelt, aber zugleich gezeigt werden, dafs alle eigenthümlich christlichen Lehren den Foderungen der Vernunft vollkommen gemäfs sind. — §. 80. *Bestimmung* u. s. w. B., *in Beziehung auf die Glaubenslehre.* Hier wird gefodert, dafs die Glaubenslehre nothwendig den Anfang des Religionsunterrichts machen, und die Grundlage desselben bilden müsse. Rec. ist dagegen der Meinung, dafs Glaubenslehre und Sittenlehre im Volksunterrichte nicht geschieden werden sollen, und dafs man füglich auch, wie Luther, mit der Sittenlehre den Anfang machen könne. Aus der Sittenlehre entlehnte Begriffe wird man doch immer voraussetzen müssen, wenn man von Gottes Weisheit, Gerechtigkeit u. s. w. spricht. Was S. 434 von „einer Gemüthswelt" gesagt wird, „zu der sich das Verstehen verhalte, wie die Schnecke zu dem Adler, die nicht erträumt, sondern factisch vorhanden, und das einzig ganz Gewisse unter lauter Ungewifsheiten sey, und in welche die Versöhnung durch den Tod Christi falle," wird Vielen mystisch dünken; es leidet jedoch eine sehr richtige Erklärung. Sehr beherzigenswerth ist die Vorschrift S. 435: „In jedem Falle hüte sich der Katechet vor Erklärungen einer Sache, die an sich unerklärbar ist, und komme immer nur von Neuem auf sein höchstes Ziel zurück: Erweckung und Begründung der innigsten Religiosität und Sittlichkeit." S. 437: „Die Bibel ist so reich an innerer Gottesfülle, dafs es eigentlich recht vielen Unverstand und eine grofse Engherzigkeit verräth, über die Schale den Kern zu verwerfen. Würde diese grofse Wahrheit einmal so verstanden, wie sie es verdient, so hätte aller Streit ein Ende, und Supernaturalisten und Rationalisten würden sich versöhnt die Hände bieten. Aber so lange man an den Knochen nagt, findet man das Mark nicht, welches darin enthalten ist, und so lange man über Nebendinge streitet, findet man die Hauptsache nicht." Sehr wahr! Nur Schade, dafs dem Einen noch immer Hauptsache ist, was der Andere für Nebendinge hält, und daher dem, der auf Nebendinge nicht gleichen Werth legt, Schuld giebt, dafs er auch die Hauptsache verwerse. — §. 81. *Bestimmung* u. s. w. C. *in Beziehung auf die Sittenlehre.* So einverstanden wir auch mit dem Vf. darin sind, dafs sich eine blofse Vernunftmoral nicht für den Jugendunterricht eigne (S. 439), so müssen wir doch gegen seine Bemerkung, „dafs es nicht einen einzigen kritischen Philosophen gegeben habe, der im Sinne des *Kantischen* Moralprincips tugendhaft gewesen wäre," erinnern, dafs daraus Nichts folge, weil die Moral nur Ideale aufstellt, denen wir uns nähern sollen, und sein „andächtiger Beter, der so recht aus der Fülle des Herzens beten, und den inneren Menschen aus dem äufseren herausheben kann, um ihn mit Gott und dem Göttlichen in die innigste Gemeinschaft zu bringen," im Grunde auch nur ein Ideal sey. — Abschn. III. *Von der Form oder von der Methodik des christlichen Religionsunterrichts.* §. 83—90.

Zweyter Theil. Die Wissenschaft des liturgischen Princips der praktischen Theologie oder die Liturgik. Die Leser werden auf die Behandlung dieser Wissenschaft um desto gespannter seyn, wenn sie sich an dasjenige erinnern, was sie S. VIII der Vorrede zu diesem Theile gelesen haben: „Die Sache der Liturgik und ein tieferes Studium derselben bekam für mich ein um so gröfseres Interesse, als ich durch meine amtlichen Verhältnisse in Angelegenheiten verwickelt wurde, die mir vielen *ungerechten* Tadel zugezogen haben, ohne dafs ich mich, aus Achtung gegen sehr zarte Verhältnisse, vertheidigen, und die Sache in ihrem wahren Lichte darstellen konnte. Meine einzige Schuld, die ich trage, ist die, dafs ich, was ich stets und überall gewollt und bewerkstelligt habe, den evangelischen Cultus heben möchte; und da hiebey das *ästhetische Interesse* das hauptsächlichste, ja einzige ist, so kann die evangelische Kirche nur dadurch gewinnen." Rec. und mit ihm die Leser werden bedauern, dafs Verhältnisse dem Vf. verbieten, sich über diese Angelegenheit, die ihm gewifs zur Ehre gereicht, offen zu erklären. — §. 2. *Wichtigkeit des Studiums der Liturgik.* Ueber die Nothwendigkeit eines festen Princips wird viel Wahres gesagt. S. 5. „Ein gewisser Grundtypus hat sich in dem christlichen Cultus fast gegen den Willen der Menschen durch seine eigene Kraft erhalten, bis ihn die neueste Zeit verdrängte. Der katholische Cultus ist von demselben nicht ganz verlassen, aber er hat sich von seiner Basis so weit entfernt, dafs eine durchgreifende Reform nöthig wäre, wollte man sich wieder zurecht finden. Der protestantische Cultus gefiel sich anfänglich nur in einem Hauptprincip, dem der Negation." S. 6. „Die Reformatoren hielten bey aller Einseitigkeit doch an dem Grundtypus des christlichen Lebens noch fest. Der neuesten Zeit war es vorbehalten, vollends zu zerstören, was der christliche Cultus Eigenthümliches hat, und man irrte, mit Ausnahme der schwedischen Agende und einiger anderer, völlig planlos auf dem Gebiete der Liturgik umher." — S. 8 und 9: „Der Protestantismus ist durchaus *gegen einen bis in das Einzelne gehenden Agendenzwang.*

Ueber das, was die Reformatoren *Adiaphora* nannten, muſs Freyheit herrſchen." — §. 3. *Allgemeine hiſtoriſche Ueberſicht der Geſtaltung des liturgiſchen Princips oder des Cultus in der chriſtlichen Kirche von Chriſto bis auf unſere Zeiten.* Hier findet ſich zum Beſchluſs eine weitläuftige Literatur. — Abſchn. I. *Die allgemeine Liturgik.* Cap. I. *Vom Cultus überhaupt.* §. 4—7. — §. 5. *Weitere Entwickelung des Weſens vom Cultus.* Auch Rec. war früher in dem Wahne befangen, der S. 39 gerügt wird, „dem wahren Chriſtenthume liege die Tendenz unter, allen Cultus entbehrlich zu machen, und dieſe Tendenz müſſe man nicht aus den Augen verlieren." Er iſt aber von dieſem Wahne längſt zurückgekommen, und mit dem Vf. überzeugt, daſs, je inniger das Chriſtenthum erkannt und empfunden werde, der Cultus (und die Anhänglichkeit an ihn, fügt Rec. hinzu) auch deſto höher ſteigen werde, und „daſs, wo der Cultus aufgehört hat, trotz aller Behauptungen vom Gegentheil, die Religioſität bis auf den Nullpunct herabgeſunken iſt." — §. 7. *„Religiöſe Symbole* dürfen in keinem Cultus fehlen, müſſen aber einer ſehr ſtrengen Kritik unterworfen bleiben. Angemeſſenheit und Würde, mit welcher die Einfachheit genau verbunden iſt, die aber nicht zu weit getrieben werden darf, wie dieſs im evangeliſchen und noch mehr im reformirten Cultus der Fall iſt, ſind ihre Haupterfoderniſſe." S. 48. „Wie überhaupt das liturgiſche Princip ſeine Verwandtſchaft mit der Poeſie nie ganz aufgeben wird, ſo ſind namentlich die ſymboliſchen Beſtandtheile des Cultus in einer ſehr genauen Verbindung mit den poetiſchen." — Cap. II. *Vom chriſtlichen Cultus.* Hier kommen viele treffliche Stellen vor, welche wir aber, der Grenzen dieſer Blätter eingedenk, nicht mittheilen können. So ſehr übrigens der Vf. auch für eine gewiſſe Stabilität der chriſtlichen Cultusformen, ſofern dieſe wahrhaft bibliſch und aus dem innerſten Leben der Kirche hervorgegangen zu betrachten ſind, ſpricht, ſo wenig redet er doch einem in das Kleinliche gehenden Agendenzwange das Wort. — Abſchn. II. *Die ſpecielle Liturgik.* Abth. 1. *Von den allgemeinen Cultusformen.* §. 18. *Das Orgelſpiel und die Kirchenmuſik.* S. 87. „Unſere meiſten Organiſten ſind keine Virtuoſen auf ihrem Inſtrumente, vielleicht darum eben, weil ſo viel dazu erfodert wird; vielleicht aber auch darum, weil ſie ihre Stellung in der Kirche und im Cultus gar nicht verſtehen." S. 88. „Zum Ausgange begleiten ſie nicht ſelten die Zuhörer mit einem Walzer oder mit einem Marſche." Wie ſoll aber der einzelne Prediger hier helfen, wenn der Organiſt in ſeine Manier ſo verliebt iſt, daſs alle ihm deſshalb gemachten Erinnerungen nichts fruchten! — Cap. II. *Vom Kirchengebete.* S. 100. „Der Himmel bewahre unſere Kirche vor einem bloſsen Altardienſt; denn, wie gut derſelbe anfänglich ſeyn mag, tritt dabey das doctrinale Element zurück, ſo verliert es allmählich ſeine ihm gebührende Stelle, und ſo bildet ſich unbewuſst nach und nach daſſelbe Verhältniſs des Cultus, das wir an der katholiſchen Kirche, worin die Predigt ſo gut wie ganz zurückſteht, beklagen." — §. 21. *Natur und Weſen eines ächt chriſtlichen Kirchengebetes.* Die Probe eines Altargebetes S. 105, das der Vf. ſelbſt entworfen hat, verdient Lob. — §. 22. *Vom Kirchenſegen.* Der Vf. nimmt den moſaiſchen Segenswunſch in Schutz; nur iſt er im Tone des Gebetes vorzutragen, und auch der ordinirte Geiſtliche ſoll nicht ſagen: der Herr ſegne *dich*, ſondern *uns.* — Cap. III. *Von den bibliſchen Vorleſungen und der Predigt.* §. 24. *Ueber die eigentliche Art und Weiſe der bibliſchen Vorleſungen im Cultus.* Ihre beſte Stelle iſt am Schluſſe der Altarliturgie. Sie müſſen mit den kirchlichen Zeiten und namentlich mit dem Feſtcyklus in Verbindung ſtehen, und mit kurzen Erklärungen, gleich weit von gelehrten, als von unbibliſchen Deutungen entfernt, verbunden werden. — §. 25. *Von der Predigt.* Auch Hr. *H.* tadelt mit Recht, daſs die Predigt in unſerem Cultus zu häufig wiederkehre, und andere Cultusformen, namentlich die Anbetung, zurückdränge. — Abth. 2. *Von den beſonderen Cultusformen.* Cap. I. *Von den Sacramenten.* S. 116. „Der Liturg muſs bey der Vollziehung dieſer heiligen Gebräuche von ihrer inneren Würde und Weihe ſelbſt durchdrungen ſeyn; er ſelbſt muſs den *Glauben* an die Sache haben, um welchen es ſich handelt. Es muſs ferner dieſer Glaube, wovon der Liturg durchdrungen iſt, in ſein ganzes Aeuſsere und in ſein ganzes Benehmen übergehen, ſo daſs die höchſt möglichſte Würde, die höchſt möglichſte Feierlichkeit die Folge davon iſt." S. 117: „Soll das Abendmahl in ſeinem wahren liturgiſchen Sinne gefeiert werden, ſo muſs es als eine für ſich abgeſchloſſene Cultusform erſcheinen, und daher alle übrigen Formen ſich unterwerfen." In der Anmerk. S. 118 wird gewünſcht, daſs die evangeliſche Kirche nach dem Vorgange der alten Kirche ihre beſtimmten Taufzeiten habe. Die Haustaufe ſoll nur bey kranken Kindern als Ausnahme von der Regel gelten. — §. 27. *Von der Taufe.* S. 120: „Die Sitte, Kinder zu taufen, iſt ſeit dem fünften Jahrhundert allgemein, und ſonach als eine uralte Gewohnheit, deren Abſchaffung mit ſehr nachtheiligen Folgen verknüpft ſeyn würde, zu ehren, um ſo mehr, als die Taufe von allen chriſtlichen Confeſſionen als ein Sacrament, womit beſonders höhere Gaben verbunden ſind, anerkannt wird." — §. 28. *Vom heiligen Abendmahle.* S. 129: „Das iſt eben der Sieg des Chriſtlichen, daſs es ſich, wie auch die Theologen um ſeine Faſſung — denn um weiter handelt es ſich wirklich nicht — ſtreiten, doch ſtets durch ſich ſelbſt behauptet, und daſs, wer andächtig zum Abendmahl kommt, weder etwas von der Ubiquität, noch von einem bloſs geiſtigen Genuſſe zu wiſſen braucht, um aus der ganzen Fülle der im Abendmahlsgenuſſe liegenden Erbauung zu ſchöpfen." — Cap. II. *Von gewiſſen mit den Sacramenten zuſammenhängenden Cultusformen.*

Theil III. Die Wiſſenſchaft des geſellſchaftlichen Princips der praktiſchen Theologie, oder die Paſtoraltheologie im engeren Sinne. §. 44. *Weſen und Begriff der Paſtoraltheologie.* Sie zerfällt in die

Lehre vom *Kirchenregimente* und von der *Seelsorge.* Der Vf. erklärt sich gegen *Niemeyer's* Behauptung: die Seelsorge passe nicht mehr für unser Zeitalter. — §. 46. *Geschichtlicher Ueberblick der Pastoraltheologie in der christlichen Kirche.* S. 197: „Wenn auch die Seelsorge in neueren Zeiten so gut wie ganz zerfiel, so steht doch zu hoffen, dass die Zukunft das Fehlende ersetzen, und die Geistlichen mehr über ihre eigentliche Bestimmung aufklären wird." — Abschn. I. *Vom Kirchenregimente.* §. 48. *Allgemeine Principien von der wahren Natur des Kirchenregimentes.* S. 97: „Die Kirche ist im Staate, was das christliche Gemüth im einzelnen Menschen ist, und so wenig dieses mit irgend einer anderen Function des Geistes collidirt, eben so wenig thut es die Kirche; vielmehr so sehr das Gemüth zur vollen Harmonie des einzelnen Menschen wesentlich gehört, eben so wesentlich gehört die Kirche zur vollen Harmonie eines christlichen Volkswesens." — Aber wie weit ist man noch davon entfernt, dieses anzuerkennen, und der Kirche die Rechte zu gewähren, die ihr gebühren! — Cap. I. *Von der gesetzgebenden Gewalt im Kirchenregimente.* §. 49. *Die Synodalverfassung.* S. 213. Die Synode wird sich nie als die Wächterin irgend eines dogmatischen Systems, wohl aber als die strenge Richterin des in der Kirche herrschenden Geistes ansehen; und da dieser kein anderer ist, als der religiös sittliche, basirt auf die historische Grundlage der heiligen Schrift: so wird die Synode nur da einschreiten, wo sie den christlichen Geist, den Geist der wahren Religiosität und Sittlichkeit gefährdet oder gar wirklich gehemmt erblickt." (Aber woran erkennt sie dieses? Und wie viele Missgriffe wird sie da oft thun!) „Aber auch selbst in diesem Falle hat die Generalsynode ihre festen und nie zu überspringenden Schranken. Sie kann in den Mitteln dazu nie weiter gehen, als sie von der Zustimmung der ganzen Kirche, welche sie repräsentirt, versichert ist" (aber wie erfährt sie diese Zustimmung?), „und, was besonders bemerkt werden muss, als es die unverletzbare Grundlage der Kirche, nämlich die heil. Schrift, gestattet" (aber in wiefern und wie weit es diese gestattet, darüber möchten die Meinungen sehr verschieden seyn); „sie kann z. B. nie für sich allein eine durchgreifende Reform der Glaubenslehre vornehmen, oder solche Regeln und Normen feststellen, wodurch eine äussere Nöthigung zur Religiosität und Sittlichkeit beabsichtigt würde." S. 214: „Es unterliegt kaum noch einem Zweifel, dass das liturgische Recht der Regenten an die Einwilligung der Kirche gebunden sey, und dass daher die Bestimmungen über die Liturgie wesentlich mit zu der Competenz der Generalsynode gehören, was denn auch bey der vorausgesetzten und schlechthin vorauszusetzenden Mitwirkung der obersten Staatsgewalt unbedenklich angenommen werden kann." Eben so verhält es sich auch mit der Disciplin, wo die Kirche noch mehr an die Mitwirkung der obersten Staatsgewalt gebunden ist. S. 215: „Eine Synodalverfassung nach unserer Idee bringt doch wenigstens die kirchlichen Angelegenheiten wiederum zur Sprache, und indem dieses geschieht, kehrt auch nothwendig ein gewisses Interesse dafür zurück, das sonst gar keine Gelegenheit findet, sich geltend zu machen. Die Unkirchlichen werden wider Willen mit fortgerissen, schämen sich wenigstens ihrer Verirrungen, und lernen die Wichtigkeit der Sache allmählich wieder begreifen."

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Berlin,* in der Stuhr'schen Buchhandlung: *Eine Predigt über den Ausspruch Jesu: „Es wird eine Heerde und ein Hirte werden."* Nebst einigen Gedanken über Religionsstreitigkeiten und Verfolgungen. Als Vorläufer der unter dem Titel: „An Deutschlands Fürsten und Völker" von ihm angekündigten Schrift. Herausgegeben von *J. G. Wilfarth,* Prediger in Dabergotz bey Neu-Ruppin. 1832. 37 S. 8.

Wenn gleich die Beurtheilung *einzelner* Predigten in der Regel nicht für unser Institut geeignet ist: so machen wir doch gern bey solchen eine Ausnahme, deren Vff. sich so einsichtsvoll und auch ausser ihrem unmittelbaren Wirkungskreise so tüchtig, wie Hr. *Wilfarth,* erweisen. Derselbe hat sich nämlich, einem inneren Drange folgend, entschlossen, öffentlich zur Bekämpfung der Glaubens- und Gewissens-Tyranney mitzuwirken, welche (wie er S. 24 sagt) theils im Finstern unter uns umherschleicht, theils offen, kühn und frech das Haupt emporzuheben sucht, und jetzt wieder häufig in Schutz genommen, ja als heilsam und nothwendig dargestellt sey. Welche Ueberzeugung er hege, legt er offen durch den freymüthigen Tadel zu Tage, welchen er über *Marheinecke's* mehr als bigotte Aeusserungen in dessen Lehrbuche des christlichen Glaubens und Lebens und über die lieblosen, frechen Urtheile in der Evangelischen Kirchen-Zeitung ausspricht. Er bezweckt eine Schrift unter folgendem Titel herauszugeben: „An Deutschlands Fürsten und Völker: Versuch einer deutlichen und kräftigen Hinweisung auf das einzige und unfehlbare Mittel, dem ewigen unchristlichen Hader in der christlichen Kirche ein Ende zu machen, und nach 1800 Jahren endlich Frieden und Eintracht in derselben zu stiften." Wenn wir auch bezweifeln möchten, ob der Vf. das einzige und unfehlbare Mittel gefunden habe, und wenn wir auch seine Predigt selbst, von Seiten der Composition betrachtet, nicht als eine Musterpredigt ansehen können: so schätzen wir doch sehr die helle Denkart, welche er überall zu Tage legt, sowie den Muth und die Unerschrockenheit, mit welcher er seine Ueberzeugung ausspricht.

Bdf.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

THEOLOGIE.

Giessen, b. Heyer d. Vater: *Ueber das Wesen und den Beruf des evangelisch-christlichen Geistlichen.* Ein Handbuch der praktischen Theologie in ihrem ganzen Umfange. Von *Ludwig Hüffel* u. s. w. 1ster u. 2ter Theil. Zweyte Auflage u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Cap. II. *Von der vollziehenden Gewalt — Kirchenregiment.* §. 50. *Von den oberen Kirchenbehörden.* In der Anmerkung S. 220 behauptet der Vf. gegen *Schuderoff*, dass es gerade in unseren Tagen, in welchen es doch nicht viele Geistliche giebt, welche nicht irgend einer theologischen Partey mehr oder weniger anhängen, gerathener sey, einen *wissenschaftlich* gebildeten weltlichen Präsidenten des Consistoriums vorzuziehen, weil derselbe freyer über den Parteyen stehen dürfte. „Ein geistlicher Präsident würde mit den geistlichen Räthen gar bald einen kleinen Papst bilden." Hier scheint der Vf. anzunehmen, dass man allerdings auch bey den Geistlichen der evangelischen Kirche hierarchische Bestrebungen voraussetzen dürfe. In wiefern aber die Anhänglichkeit an eine theologische Partey es nicht wünschenswerth mache, dass ein Geistlicher Präsident des Consistoriums sey, begreifen wir nicht, da die Macht desselben doch nicht so überwiegend ist, dass die übrigen geistlichen Beysitzer vor ihm verstummen müssten, und sich von diesen, wenn sie nicht absichtlich aus Einer Partey gewählt sind, doch nicht erwarten lässt, dass sie alle zu Einer Fahne schwören. Ist aber dieses der Fall, dass sie absichtlich aus einer Partey gewählt sind, so wird die oberste Staatsgewalt auch schon einen solchen weltlichen Präsidenten wählen, der im Sinne der von ihr begünstigten Partey urtheilt. — §. 51. *Von den unteren Kirchenbehörden.* S. 224. „Nur solche Unordnungen und Vergehungen, welche das äussere Leben der Kirche wirklich berühren, und für welche die bürgerliche Gesetzgebung, als solche, keine Strafen hat, unterliegen der kirchlichen Disciplin, und gehören sonach vor das Presbyterium, keinesweges aber solche, für welche die bürgerliche Gesetzgebung, als solche, schon wirklich Vorsorge getragen hat." Rec. kann sich noch immer nicht überzeugen, dass die Kirche, als solche, das Recht habe, Strafen zu verhängen. Das freye Wort muss ihr bleiben; Ermahnungen, Verweise darf sie ertheilen, selbst wegen solcher Vergehungen, für welche die bürgerliche Gesetzgebung Strafen hat; aber weiter erstreckt sich ihr Gebiet nicht. In der Anmerkung S. 226 werden zu den Strafen, wodurch die Kirchenzucht sich geltend macht, „kleine Geld- und Gefängniss-Strafen, die sogenannte Sacramentssperre, und endlich die Excommunication" gerechnet, und hinzugesetzt: „was auch die Theorie dagegen einzuwenden haben mag, die Wirklichkeit führt immer wieder nöthigend darauf zurück." Aber wenn die Einwendungen der Theorie richtig sind, so müssen sie auch für die Wirklichkeit gelten. Geld- und Gefängniss-Strafen sind rein bürgerliche Strafen, und dürfen nur von der bürgerlichen Obrigkeit verhängt werden, und auch die Sacramentssperre und die Excommunication werden es, sobald bürgerliche Rechte daran geknüpft sind. Auch scheint es Rec. widersprechend zu seyn, den Verbrechern, von denen man doch fodert, dass sie sich bessern sollen, die Besserungsmittel zu entziehen. Ueberdiess würden auf die Unkirchlichen die letzten Strafen, wenn sie auf die Stellung im bürgerlichen Leben keinen Einfluss haben, wenig Eindruck machen. Der Vf. beruft sich auf ein, im J. 1820 an der Gemeinde zu Stornfels im Grossherzogthum Hessen vollzogenes Interdict, welches so kräftig gewirkt habe, dass die Gemeinde nachgab. Gegen eine ganze Gemeinde, in der es neben den Unkirchlichen auch viele Kirchliche giebt, angewandt, kann eine solche Massregel fruchten, aber nicht gegen einzelne Mitglieder, welche die Segnungen der Kirche nicht zu schätzen wissen. Im Grunde ist es doch auch immer die oberste Staatsgewalt, welche eine solche Massregel auf Rath der Kirche und aus Fürsorge für das Beste derselben verfügen kann. Und wie oft möchte es auch von den Kirchenstrafen gelten: *Dat veniam corvis, vexat censura columbas!* — Abschn. II. *Von der Seelsorge.* §. 54. Mit Recht wird S. 232 von dem Seelsorger gefodert, dass er nicht verlange, dass alle seine Pflegebefohlenen ganz dieselben religiösen Vorstellungen haben, welche er hat; am allerwenigsten aber darauf bestehe, *seine Theologie*, als die allein gültige und allein seligmachende, allen anderen Menschen aufdringen zu wollen; vielmehr zufrieden sey, wenn nur die Hauptsache, das Eine, was Noth thut, *ein religiös-sittliches Leben*, gewahrt ist. Der Vf. bezeugt S. 235, dass er unter den Landleuten die besten Menschen gefunden habe, und zu seinem Ideal des geistlichen Amtes eine Landpfarre gehöre, giebt aber doch zu, dass die Landleute gewöhnlich sehr eigennützig und kleinlich genau sind. Er hätte noch hinzufügen können, dass sie sich auch aus kleinen Diebereyen nicht viel machen, und besonders Holzstehlen in manchen

Gegenden zu den ganz erlaubten Diebſtählen gehört, wogegen der Seelſorger oft nicht einmal viel ſagen kann, weil ſie zum Theil durch die Noth dazu gezwungen ſind. Auch wiſſen ſie ſich recht gut zu verſtellen, wenn ſie etwas dadurch zu gewinnen hoffen. Rec. hat die Leute auf dem Lande nicht beſſer gefunden, als in den Städten; und wenn hier gröſsere Verbrechen begangen werden, ſo rührt das wohl daher, weil hier die Armuth bey Einzelnen noch gröſser iſt, als auf dem Lande. Ueber Hausbeſuche, „die ſehr leicht ausarten, oder doch das nicht leiſten, was ſie leiſten ſollen, wenn ſie nicht von Umſicht, Zartheit, und einem ſehr feinen Tacte geleitet werden," wird S. 238 ſehr viel Gutes geſagt. — Abth. 1. *Von der Sorge des Geiſtlichen für die Geſammtheit der Gemeinde.* Cap. I. *Von der Sorge des Geiſtlichen für den äuſseren Zuſtand der Gemeinde.* S. 242. „Allzu groſse Armuth iſt, wie allzu groſser Ueberfluſs, eine Klippe, woran oft alle Thätigkeit des Geiſtlichen ſcheitert; denn in beiden Fällen iſt eine gewiſſe Liederlichkeit die unvermeidliche Folge." Bey aller Richtigkeit dieſer Bemerkung iſt das Letzte doch wohl zu allgemein ausgedrückt. Aehnliche Erwiederungen, wie ſie der Vf. auf ſeine Vorwürfe von einem Gliede ſeiner früheren Gemeinde erhielt, haben wohl ſchon viele Geiſtliche erhalten. — In der Anmerkung S. 243 wird an den trefflichen *Oberlin* erinnert, der das Muſter eines tüchtigen Seelſorgers genannt zu werden verdient. Von der angeführten Schrift: *Notice sur Jean Frédéric Oberlin, pasteur à Waldbach* (Paris u. Straſsburg, 1826) hat Rec. eine deutſche Ueberſetzung geleſen, die dem Vf. unbekannt geblieben iſt. — §. 56. *Von der Sorge des Geiſtlichen für den ökonomiſchen Zuſtand der Gemeinde.* In der Anmerkung S. 246 erklärt ſich der Vf. im Allgemeinen nicht wider die Landwirthſchaft der Geiſtlichen, und glaubt, daſs, wer den Keim des Verbauerns nicht bereits in ſich trage, bey aller Wirthſchaft ſich doch aufrecht erhalten könne. — Abth. 2. Cap. II. *Von der Sorge des Geiſtlichen für den inneren Zuſtand der Gemeinde.* §. 58—60. — §. 58. *Von der Sorge des Geiſtlichen für die Erhaltung der Einheit der Kirche.* Wenn S. 251 behauptet wird, „der Verfall des reinen Chriſtenthums habe im Allgemeinen das Sectenweſen erzeugt, und nähre es fortwährend, und in Gemeinden, wo das Wort Gottes lauter und rein gepredigt werde, und der Geiſtliche auch in ſeinen übrigen Verrichtungen muſterhaft erſcheine, würden dergleichen Secten nicht nur nicht entſtehen, ſondern wenn ſie ſchon Wurzel gefaſst haben, allmählich wieder verſchwinden": ſo bleibt es allerdings wahr, daſs der Geiſtliche zur Verhütung und Verminderung dieſes Sectenweſens Vieles beyzutragen vermöge, daſs aber doch ohne ſeine Schuld Umſtände eintreten können, die ſeine Bemühungen vereiteln. — §. 59. *Von der Sorge des Geiſtlichen für den intellectuellen Zuſtand der Gemeinde.* Richtig heiſst es S. 255, daſs „junge, unerfahrene, eben von Univerſitäten zurückgekommene Geiſtliche durch unzeitiges Aufklären oft ſtatt Seelſorger eigentliche Seelenverderber werden." Darum gebe man den Geiſtlichen *Lehrfreyheit*, aber halte auch ſtreng auf die ſo nöthige *Lehrweisheit.* — §. 60. *Von der Sorge des Geiſtlichen für den religiös-ſittlichen Zuſtand der Gemeinde.* Wenn Hr. *H.* S. 259 „eine Wiedergeburt der Kirche, ein wirklich erneuertes religiös-ſittliches Leben nur von den Geiſtlichen und von ihrer Beharrlichkeit in religiöſen Dingen erwartet": ſo erwartet er etwas von ihnen, was ſie allein nicht zu leiſten im Stande ſind. — Abth. 2. *Von der Sorge des Geiſtlichen für die einzelnen Glieder in ſeiner Gemeinde.* Cap. I. *Von der Sorge des Geiſtlichen für den äuſseren Zuſtand der einzelnen Glieder in ſeiner Gemeinde,* §. 61—64. §. 64. *Von der Sorge des Geiſtlichen für Unglückliche und Leidende.* S. 268: „Es iſt nicht der bloſse Geiſtliche, als ſolcher, ſondern der geiſtliche Freund, der wahrhaft zu tröſten vermag." — Cap. II. *Von der Sorge des Geiſtlichen für den inneren Zuſtand der einzelnen Glieder in ſeiner Gemeinde,* §. 65—68. §. 65. S. 271 findet der Vf. eine Haupturſache der Unkirchlichkeit in dem Verfall des kirchlichen Lebens überhaupt, namentlich in der Unangemeſſenheit des Cultus zu den gerechten Anſprüchen und Bedürfniſſen der Zeit, und hält die Entſchuldigungen derer für gerecht, die lieber zu Hauſe bleiben, als daſs ſie ſich in unſeren kalten und unfreundlichen Kirchen, bey dem ſchlechten Geſange und den noch ſchlechteren Predigten, eine Stunde geärgert fühlen. Rec. giebt zu, daſs unſer Cultus viele Mängel habe; aber ſo groſs findet er ſie nicht, daſs der Mann von Bildung, wenn er übrigens religiös iſt, ſie nicht ſollte entſchuldigen können, und ſich deſshalb geärgert fühlen müſſe; und wenn unſere Prediger auch nicht alle Redner, wie *Reinhard* und *Dräſeke*, ſeyn können, ſo predigen ſie doch auch in der Regel nicht ſo erbärmlich, wie der Vf. anzunehmen ſcheint. Auch lehrt es die Erfahrung, daſs ſelbſt beliebte Redner die Kirche nur ſo lange zu füllen vermögen, als der Reiz der Neuheit dauert. — Anmerk. 1 kommt der Vf. S. 275 auf die alte Klage zurück, „daſs die Neologie und der damit nothwendig (?) verbundene Verfall des kirchlichen Lebens, insbeſondere des Cultus, der evangeliſchen Kirche mehr Glieder entzogen habe, als die Frömmeley; gewiſs iſt wenigſtens, daſs die Neologie, unter der Firma des Rationalismus, die Menſchen erſt zum Myſticismus und von da zum Katholicismus naturgemäſs verleite." Wenn auch zugegeben werden muſs, daſs die Geiſtlichen in früheren Zeiten durch unvorſichtige Aeuſserungen, und dadurch, daſs ſie ſich in ihrem äuſseren Verhalten der Welt zu ſehr gleich ſtellten, der guten Sache geſchadet haben: ſo möchten ſie doch den kleinſten Theil der Schuld tragen, und es darf dabey nicht vergeſſen werden, daſs die Neologie oder der Rationalismus nicht von den Theologen, ſondern von den Weltleuten ausging, und daſs die erſten in der guten Meinung, wenigſtens Etwas zu retten, Manches von dem, was ſie nicht halten zu können glaubten, aufgaben. Mag es immerhin Erfahrungsthatſache ſeyn, was der Vf. verſichert, daſs Leute zur katholiſchen Kirche übergegangen ſind,

weil, wie ſie ſagten, bey uns kein feſter Glaube mehr zu finden ſey: ſo beweiſt das weiter Nichts, als daſs ſie eine Uebereinſtimmung in theoretiſchen Lehrmeinungen verlangten, die mit dem Weſen der proteſtantiſchen Kirche geradezu im Widerſpruche ſteht. — §. 67. *Von der Sorge des Geiſtlichen für den religiöſen Zuſtand der Einzelnen in der Gemeinde.* S. 283 will der Vf. die Erfahrung gemacht haben, daſs man ſogar unter den niedrigſten Volksclaſſen, welche von aller wiſſenſchaftlichen Speculation entfernt geblieben ſind, nicht wenige Menſchen finde, bey welchen der Glaube an Gott gänzlich gewichen iſt, namentlich bey ſolchen, welche lange ein unſittliches Leben geführt haben, und auch bey ſolchen, welche durch mancherley Schickſale in fernen und fremden Ländern ſich herumtreiben muſsten. Aber die, welche lange ein unſittliches Leben geführt haben, können nur wünſchen, daſs kein Gott ſey, und dieſem Wunſche liegt ſchon die geheime Beſorgniſs zum Grunde, daſs es auch anders ſeyn könne. Bey den zuletzt angeführten kann der Gedanke an Gott völlig verſchwunden ſeyn, aber von dem Glauben ſelbſt möchten wir dieſs nicht behaupten. In einem geheimen Winkel der Seele liegt dieſer gewiſs verborgen, wenn auch der Menſch ſich deſſelben nur ſelten bewuſst wird. — Cap. III. *Von der Sorge des Geiſtlichen für den Zuſtand der einzelnen Glieder ſeiner Gemeinde in ganz beſonderen Fällen.* §. 69. *Von der Sorge des Geiſtlichen für die Kranken.* Anmerk. 2. S. 291 wird ein Peſteſſig (*vinaigre de quatre voleurs*) gegen Anſteckung empfohlen, der wohl auch bey der Cholera gute Dienſte leiſten möchte. — §. 71. *Die Begleitung der Delinquenten zum Hochgerichte.* Rec. ſtimmt dem Vf. völlig bey, daſs es, ſo lange Todesſtrafen angewendet werden, keinem Zweifel unterliegen könne, daſs es die Pflicht des Seelſorgers ſey, wenn es verlangt wird, den Verurtheilten zur Richtſtätte zu begleiten.

Anhang. Von der Perſönlichkeit des evangeliſch-chriſtlichen Geiſtlichen. Rec. iſt ſchon zu weitläuftig geworden, als daſs er ſich über dieſen Anhang, in dem über den religiös-ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Standpunct des Geiſtlichen und über das äuſsere Leben und Benehmen deſſelben viel Herrliches vorkommt, noch weiter verbreiten könnte, und begnügt ſich daher, auf §. 73: *Vom wiſſenſchaftlichen Standpuncte des evangeliſchen Geiſtlichen*, aufmerkſam zu machen, wo ihn das, was S. 312 u. 313 über *Kant* und *Fichte* und über den Werth ihrer Syſteme für alle Zeiten geſagt wird, beſonders angezogen hat. — Möchte die Schrift recht viele Geiſtliche für ihren ehrwürdigen Beruf begeiſtern, und ſie antreiben, ſich dem Ideale eines würdigen Geiſtlichen, wie es von dem Vf. aufgeſtellt worden iſt, zu nähern!

Ein alphabetiſches Regiſter macht den Beſchluſs.

S. M. N. S.

SCHÖNE KÜNSTE.

Essen, b. Bädeker: *Gedichte von Karl Stockmeyer.* 1831. 396 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Wir begegnen hier einem jungen Dichter, welcher die erfreuliche Hoffnung erweckt, daſs er ſich durch Bewahrung ſeiner poetiſchen Keuſchheit und der Wahrheit und Reinheit ſeines Empfindens und Geſtaltens auch auf die Dauer der innigeren Freundſchaft würdig zeigen werde, die ihm nach den vorliegenden Proben ſeine Muſe gegönnt hat.

Wir wollen in möglichſter Kürze andeuten, was uns das Eigenthümliche dieſer Gedichte zu ſeyn ſcheint.

Der letzte Theil des Buchs, mit dem wir anfangen, enthält unter der allgemeinen Ueberſchrift: „*Reinert*" mehrere kürzere und längere Gedichte, deren Gegenſtand jener Mann, der Lehrer des Vfs., iſt. Der ausgezeichnete Geiſt *Reinerts* und die edle Weiſe ſeiner Schule ſind aus des Hrn. *von Blomberg* höchſt gelungener Darſtellung ſeines Lebens (Lemgo, 1822) bekannt. Der Vf. beurkundet auch ſeinerſeits ein ſehr inniges Verhältniſs zu dem hohen Geiſtesleben ſeines Lehrers, welches ſich, beſonders nach deſſen Tode, ihm je länger, je inniger und belebender, mitgetheilt zu haben ſcheint. Wir müſſen bekennen, daſs uns dieſs ein Hauptpunct für unſer günſtiges Urtheil iſt. Nichts ſcheint uns bedenklicher, als jene Schaar junger Dichter, die, gewöhnlich mit eitler Vergötterung *Goethe's* oder *Shakespeare's*, die Kritik zum Hauptbeſtandtheile ihres Weſens haben, und durch dieſelbe faſt alle einem unreifen Vernichten und Vernichtetwerden entgegen eilen. Wir ſehen den Vf., im Gegenſatz mit jenen, mit wahrem Vergnügen auf dem Pfade der Liebe und Ehrfurcht gegen einen Geiſt, der ſeinem werdenden Gemüthe der Vermittler des höchſten menſchlich Schönen und Guten geworden iſt, und ihm eine zarte Empfänglichkeit für Alles bewahrt hat, was des Menſchen Herz in Freude und Leid bewegt.

Dieſe Empfänglichkeit und zarte Empfindung bildet das zweyte Motiv unſeres Urtheils. Der Vf. trägt das Kriterium tüchtiger Menſchennatur an ſich: „auf der Erde heimiſch, und dem Himmel nicht fremd." Ihm ſind Erde und Leben, wie ſie ſind, ſchön und liebenswerth. Die groſsen, einfachen Beziehungen des Menſchenlebens, Geburt, Tod, Geſundheit, Krankheit, Alter und Kindheit, haben ihm ihren tieferen Sinn enthüllet, in deſſen reiner Auffaſſung und Darſtellung wir einen ſo hohen Reiz der alten, zumal der tragiſchen Dichter finden. Daher ſehen wir ein groſses Intereſſe an allen dieſen einfach menſchlichen Situationen hervortreten, wie es ſich z. B. S. 104 ausſpricht:

Da ſteh'n die Unſern! Menſchen ſind ſie, blicken
In unſer Aug', die Seele zu erquicken;
Ihr Thun, ihr Lieben, ihrer Rede Ton
Verkünden froh: „Du biſt, o Menſchenſohn!"
Welch' Kindeswort, von welchem Geiſt erhellt:
„O Mutter, Mutter, ich bin in der Welt!"

Oder in der Apostrophe an die Heimath S. 181:

„Da lehnt ein Dörfchen sich an Feld und Höhen,
Ihm nahet sich durch Wiesengrün der Fluss,
Aus Obstwaldwipfeln Thurm und Dacher sehen,
Und drüber schwebt des Segens Genius.
Zwey Linden vor dem Vaterhause wehen
Mir hoch und mild entgegen trauten Gruss,
Ich muss, ich will dich schönes *Brake* nennen,
Wer sollte dich nicht lieben und dich kennen?

Nicht Grosses sing' ich, das sich hier begeben,
Hier rollt die Zeit das stillgewohnte Gleis;
Du aber hast so vieles mir gegeben,
Dass ich nur Schönes rühmend von dir weiss!
Drey grosse Gaben: Licht und süsses Leben
Und lieber Menschen treu verbundnen Kreis.
Wo war' die Sonne chöner, wo die Auen,
Als wo wir sie mit Kindesaugen schauen?

O wenn die Erde jugendlich den Sinnen
Aufblühet zwischen Traum und Wirklichkeit,
Hin ein sich liebend drangt die Lust von innen,
Verwundert fasst der Dinge buntes Kleid,
Die Kraft erwachst in spielendem Beginnen
Und jeder Morgen frohe That erneut:
Da werden Baum und Fluss und Hügel Brüder;
So treu, so schön sind nachmals keine wieder.

Auch Verhältnisse zu geliebten weiblichen Wesen thun sich hervor. Durch sie verschönt, blüht dem Dichter die Natur ringsher in doppelter Fülle; sie erheben und reinigen sein Herz, welches dann durch die Liebe seine schönsten Blumen zu zeitigen scheint. Aber nicht minder schön ist die Frucht, wenn ein solches Verhältniss sich wieder löst, da die Versöhnung und der Friede mit sich selbst immer durch die Poesie gefunden werden. Nirgends findet man Coquettiren mit dem eigenen Gefühle. Auch Freundschaft und innige Seelengemeinschaft beglücken den Dichter, und die Art, wie er auch diesen Stoff in seinen Gedichten verarbeitet, zeigt ihn wieder auf der angedeuteten Bahn höherer Empfänglichkeit und Liebe.

Alle Gedichte scheinen mit Wahrheit und Nothwendigkeit von dem Dichter ausgegangen zu seyn, und man merkt bald, dass seine Poesie eine wirklich mit ihm lebende Kraft ist, welche ihn sein Leben mit seinem Thun, Wollen, Lieben und Hassen zum Gedichte macht, und ihm, *ohne weitere Absicht*, um alle Verhältnisse seines Daseyns den Kranz der Dichtung sich schlingen lässt. Gern mag man der Persönlichkeit, welche sich in derselben ausspricht, das Glück des Daseyns auf seiner von ihm so sinnig geliebten und verschönten Erde noch recht lange gönnen. Eines aber wollen wir seinetwegen und um des an ihm etwa Theil nehmenden Publicums willen hier noch aussprechen. Wir halten das Gebiet, auf welchem wir den Vf. im Geleit seiner Muse hier finden, für das ihm ganz eigentlich zugehörende, erklären uns also hinsichtlich der Gattung und des Geistes seiner Dichtungen völlig befriedigt, da wir behaupten zu dürfen glauben, dass gerade diese Art von Poesie seinem Gemüthe mit Nothwendigkeit, ohne alle Beymischung verderbender Absicht, entspriesse.

Wir schliessen also *nicht* mit der sonst wohl gewöhnlichen Auffoderung an den Vf., sich nächstens in grösseren Arbeiten zu versuchen, sondern wünschen, er möge so lange den eingeschlagenen Weg, sein eigenes Leben zum Gedicht zu gestalten, verfolgen, bis er wirklichen Beruf zu etwa grösseren Arbeiten fühlt. Wir kennen die Weise unserer Zeit, wenigstens ein halbes Dutzend Bände vom Dichter zu verlangen, stimmen aber keinesweges mit ein, und berufen uns dabey auf das kleine Bändchen, welches uns den, vom Wust der Scholien gereinigten Horaz einschliesst.

Cln.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Hanau*, b. Edler: *Zwey Novellen.* Aus dem Italiänischen übersetzt von Dr. *H. G. Zehner.* 1832. VII u. 96 S. 8. (12 gr.)

Romeo und *Julie*, von *Luigi da Porta*, anziehend durch den Gegenstand, anziehender durch den Vergleich mit dem unübertroffenen Trauerspiel des grossen Britten, dessen Dichterruhm nicht durch die Ueberzeugung verdunkelt wird, dass er den Stoff zu seinem tragischen Gedichte nicht aus sich selbst nahm, wenn er schon durch die Art, wie er ihn bearbeitete, als freyes Eigenthum ihn sein nennen durfte. — *Belphageo*, von *Nicolao Machiavell*, würde durch stärkere Komik, durch lustigen Humor noch gewinnen. Schwänke der Gattung erlauben, ja fodern einige Uebertreibung.

Die Uebersetzung zeugt für des Vfs. Kenntniss beider Sprachen und richtigen Tact, den wahren Ton zu treffen, der weder alterthümelt, noch das altväterlich Einfache modernisirt und verzierlicht.

Vir.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.
NOVEMBER 1832.

JURISPRUDENZ.

Aachen, b. Meyer, Loewen, b. Michel: *Doctrina juris philosophica*, aphorismis distincta in usum scholarum per *Leopold August Warnkönig*, in univers. Lovanensi jur. Prof. publ. ord. a. 1830. 201 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Nach der Vorrede hatte der Vf. vorliegender Schrift den Zweck, ein kurzes Handbuch des Naturrechts, nach den Ansichten und im Geiste der sogen. historischen Schule, für seine Vorlesungen auszuarbeiten. Ausführlicher verspricht er sein System in künftigen Musestunden deutsch oder französisch mitzutheilen.

Er versteht (nach der Einleit. §. 1—4) unter Naturrecht: die Philosophie, in sofern sie die höchsten Zwecke und Ursachen des gesammten Rechts und diejenigen Regeln aufsucht, nach denen das Recht eines jeden Volkes geläutert und ausgebildet werden könne. In sofern stellt er die Philosophie, neben der Rechtsgeschichte, Didaktik und Exegese, als vierte Rechtsquelle auf, nachdem er zuvor die Meinungen Anderer über den Standpunct des Naturrechts im Verhältnisse zu der gesammten Rechtswissenschaft in ihren Grundzügen angeführt hat.

Die Nothwendigkeit des Studiums und der Bearbeitung seiner Wissenschaft unterstützt er damit, dass weder dem Philosophen, noch dem Juristen, derjenige Genüge leiste, der das Recht bloss aus den Meinungen und Sitten der Völker ableite, ohne durch eine höhere Begründung der Wissenschaft die Einheit und Klarheit zu geben, die zu ihrer richtigen Anwendung erfoderlich ist. Undeutlich aber ist es, was der Vf. mit dem Zusatze zu dieser Bemerkung: „*etsi hoc verissimum putatur*" (S. 9) sagen will. Wenn die Ableitung aus den blossen Sitten u. s. w. die richtigste wäre, wie liessen sich da die Foderungen einer höheren Begründung rechtfertigen?

Die Gesetze des Naturrechts sind, nach §. 9, nach Verschiedenheit seines Stoffes aus verschiedenen Quellen zu schöpfen. Sie sind theils durch Geschichte und Erfahrung gegeben, theils Gesetze der menschlichen Natur, die wieder bald aus der Anthropologie, bald aus der Logik, Metaphysik und Moral geschöpft werden. Aeltere Naturrechtslehrer, deren Ansichten §. 5—8 durchgegangen werden, haben fälschlich immer bloss eine oder die andere Quelle benutzt, und sprechen sich daher sehr abweichend über den obersten Grundsatz der Wissenschaft aus. Die Art, wie diess von den Beachtungswertheren geschehen ist, ergiebt sich aus der Uebersicht §. 10—25, an welche der Vf. §. 24 die Aufstellung seiner eigenen Theorie anschliesst. Der Mensch nämlich werde von seiner Natur getrieben, Recht und Unrecht mit seiner Vernunft zu unterscheiden; allein die Aussprüche der Vernunft des Einzelnen begründen bloss *moralisch* ein Recht und eine Pflicht; *rechtlich* entstehe ein solches erst aus der gemeinen Meinung eines ganzen Volkes. Das Naturrecht ist also nach der Meinung des Vfs. kein Recht, das abgesehen von dem Staate und auch ausserhalb desselben gilt; es ist erst in diesem denkbar, in sofern dieser vorhanden ist, sobald ein Volk über gewisse Verhältnisse eine Norm aufstellt und danach urtheilt.

Nach Anführung der wichtigeren Literatur zum Schlusse der Einleitung, geht der Vf. S. 29 zum Haupttheile des Werkes über, zur Beantwortung mehrerer, schon in der Einleitung §. 9 aufgestellter Fragen, wodurch er theils seinen obersten Grundsatz zu unterstützen, theils die wichtigsten Folgerungen daraus zu ziehen, und so seine Theorie zu begründen sucht. Eine Schritt vor Schritt dem Vf. folgende kürzere Darstellung dieser Abtheilung wird dem Leser den besten Ueberblick über das Werk und die Möglichkeit der eigenen Beurtheilung verschaffen. Rec. erlaubt sich daher, jene Fragen einzeln durchzugehen.

1) Ist das Streben, Recht und Unrecht zu unterscheiden, wirklich dem Menschen von Natur eingepflanzt? — Der Mensch, aus Geist und Körper bestehend, hat von Natur die Fähigkeit, zu unterscheiden und zu handeln, so dass Letztes durch das Erste bestimmt, oder nach dessen Vorschriften modificirt wird. Die erste Fähigkeit äussert sich besonders bey dem Unterscheiden des Wahren und Falschen, wozu der Mensch durch seine natürliche Neigung (vielleicht mehr durch Noth) angetrieben wird. Nichts als diese Unterscheidung selbst, angewendet auf die Verhältnisse zu anderen Menschen, ist eben die Unterscheidung zwischen Recht und Unrecht. Thätig zeigt sie sich bey der Reue, dem Unwillen, der Dankbarkeit, Achtung des Verdienstes u. s. w. — Mit dem Unterschiede zwischen Recht und Unrecht darf der zwischen Nützlichem und Schädlichem nicht verwechselt werden; denn oft wird etwas von uns für Recht erkannt, was uns doch schädlich ist (oder scheint) und umgekehrt. Bey der Unterscheidung von Nützlichem und Schädlichem ist unsere Eigenliebe thätig, wir sehen dabey nur auf uns (?), nicht auf unser Verhältniss zu anderen. Diese Begriffe und die von Recht und Unrecht scheinen daher nur verschwistert und

nicht übereinstimmend zu seyn. — Die Fähigkeit und der Trieb, Recht und Unrecht zu unterscheiden, werden aber in ihrer Thätigkeit besonders gehindert: a) durch die Eigenliebe des Menschen und b) durch das Wohlwollen für Andere, was der Vf. für einen eigenen, den Menschen angeborenen Trieb hält, der sich besonders in dem Mitleiden, der Sympathie, der Liebe, Freundschaft u. s. w. kund geben, freylich aber sich häufig nicht ganz ohne Beymischung von Eigenliebe zeigen soll, wie z. B. in der Geschlechtsliebe, Wohlthätigkeit, Freygebigkeit und besonders in der Geselligkeit des Menschen. — Die Einwirkung dieser verschiedenartigen Triebe, die sich einander alle bedingen und bestimmen, nöthigt den Menschen zu einer Wahl zwischen dem, was seiner Eigenliebe, oder dem Rechte, oder dem Wohlwollen gemäss ist. Je stärker einer dieser Triebe ist, desto schwieriger wird der Sieg über ihn, desto grössere Willensfreyheit wird dazu erfoderlich seyn; je mehr Seelenstärke der Wählende besitzt, desto leichter wird der Sieg werden, desto grösserer Willensfreyheit wird der Wählende sich erfreuen. Niemals kann sich der Mensch ihrer Herrschaft ganz entziehen. Der schwächste unter ihnen ist die Gerechtigkeitsliebe. Oft wird sie daher von den übrigen verdeckt; aber, allen anderen Interessen gleichgesetzt, würde der, bey dem sie sich dennoch nicht kundgäbe, nichts als ein Ungeheuer seyn.

2) Wenn der Mensch von Natur das Streben hat, die Begriffe von Recht und Unrecht aufzufassen, welche Gewalt über ihn darf man von der Auffassung derselben fodern? — Nur die *Ueberzeugung*, dass etwas Recht sey, in dem Einzelnen schwankend und unbestimmt, ist seine Gesetzgeberin ausserhalb des Staates. Was ihr nicht gemäss ist, dazu ist er Niemanden verbunden; aber auch, wo sie gebietet, ist er nur ihr, d. h. seinem eigenen Gewissen, also nur *moralisch* verbunden. Für ihn giebt es keine *Rechts*pflicht. Aber ein Volk, eine *persona juris*, die aus den einzelnen Menschen, wie diese aus Gliedern, besteht, hat ebenso, wie der Einzelmensch, eine Ueberzeugung, die sich in der gemeinen Ueberzeugung ausspricht. Dieser ist die Ueberzeugung des Einzelnen, wie der Theil dem Ganzen, untergeordnet. Der Einzelne ist verpflichtet, zu thun oder zu lassen, was von dem Ganzen für Recht oder Unrecht anerkannt wird.

3) Wenn die Ueberzeugung eines Volkes die wahre Grundlage des Rechtes ist, giebt es dann, auch ohne besondere Gesetzgebung, d. i. auch ohne durch Wort oder That ausgesprochen zu seyn, gewisse Normen, die schon an und durch sich selbst Rechtskraft haben? — Die nothwendigen Bedingungen eines wahren Rechts sind: 1) dass eine *Mehrheit von Menschen, räumlich* mit einander verbunden, gegenseitig unter sich in *Berührung* trete. Hieraus leitet der Vf. die Eintheilung der Rechtssysteme in Personen-, Sachen- und Obligationen-Recht ab; 2) dass eine *gemeinschaftliche Beurtheilung* dessen, was als Recht gelten soll, Statt finde. Hiebey kommen theils wieder Personen, Sachen und Obligationen, theils die Art und Weise in Betracht, wie die Beurtheilung zu einem Resultate, zur Feststellung des Rechts führen solle. Alles, was diese Bedingungen aufhebt, oder ihnen zuwiderläuft, ist dem Rechte zuwider, ist schon an sich Unrecht; was ihre Existenz erheischt, ist an sich Recht.

4) Welches sind demnach die Vorschriften, die sich aus jenen Bedingungen ergeben? — Der Vf. macht vor allen Dingen darauf aufmerksam, dass diese theils mit folgerechter Nothwendigkeit sich fest und bestimmt daraus ableiten lassen, und desshalb unabänderlich sind, theils aber noch einer besonderen (positiven) Regulirung bedürfen, um zu völliger Bestimmtheit zu gelangen, also veränderlich sind; ohne jedoch mit dem bloss Nützlichen verwechselt werden zu dürfen, welches mit seinen Folgerungen erst dann in das Gebiet des Rechts gehört, wenn es durch positive Gesetzgebung zum Rechte erhoben ist. — Das Naturrecht hat nicht bloss die Aufgabe, die unabänderlichen Vorschriften, sondern auch die, die abänderlichen aufzustellen. Der Weg, auf dem diess zu thun ist, wird daher derselbe seyn müssen, den man bey Darstellung einer *allgemeinen* Statistik oder Grammatik zu verfolgen hat; nämlich: an die Aufstellung der unabänderlichen Rechtsnormen alles das anzuknüpfen, worüber sich in jedem Rechte Bestimmungen finden müssen, weil ohne sie kein Recht denkbar wäre, und hiebey das zu erwähnen, was die Rechte der gebildeteren Völker der Vor- und Mitwelt darüber feststellen.

Da das Recht immer die Existenz eines Volks voraussetzt, so muss es Bestimmungen theils über die Verhältnisse der Einzelnen im Volke zu einander, theils des Ganzen zu den Einzelnen enthalten. In der Erfahrung bestehen aber verschiedene Völker neben einander; es muss also auch Bestimmungen über die Verhältnisse eines Volks zu dem anderen geben. Das gesammte Recht zerfällt mithin in das *Privatrecht*, das *öffentliche Recht* und das *Völkerrecht*. Bey jedem dieser drey Rechte ist theils auf das *Rechtssubject* Rücksicht zu nehmen, also beziehungsweise auf die Privatpersonen, auf den Staat und seine Bürger, und auf die Völker, denen Rechte zustehen; theils auf das *Rechtsobject*, d. i. auf die Sachen, das Territorium, oder die Territorien, an denen Rechte angesprochen werden; theils auf die *Handlungen* oder *Thatsachen*, wodurch Rechtssubjecte mit einander in Verbindung treten, also auf Obligationen, Verfassung, oder Verträge unter verschiedenen Völkern. Ueberall ist bey Angabe dessen, was Rechtens ist, zugleich die Art und Weise zu berücksichtigen, wie jedes Recht erworben, verloren, oder durch sogenannte Nothrechte, Rücksicht auf das Gemeinwohl und die Billigkeit beschränkt werden kann.

Diess nun ist der Plan, wonach der Vf. im Folgenden auf die einzelnen Rechtsfragen eingeht. Er stellt daher zuerst von §. 59—132 das Privatrecht dar, indem er von §. 59—84 das Personenrecht, d. i. die Lehre vom *status* oder der Rechtsfähigkeit (§. 59—75) und von der Ehe, woran sich das übrige Familien-

recht anknüpft (§. 75—84), abhandelt. — Der Mensch ist rechtsfähig, weil er von der Natur mit Vernunft (mit einem durch sie geregelten Willen) begabt ist; sie ist gleichsam der Fruchtboden aller Rechte; nur mit ihr könnte (und müsste auch) die Rechtsfähigkeit schlechthin verloren gehen. — Die Geschlechtsverbindung ist nicht bloss für die Menschen, sondern für alles Lebende ein Gesetz der Natur, die ewig sich verjüngend durch dieses Gesetz besteht. Die besonderen Eigenschaften des Menschen haben ihm, soweit die Geschichte reicht, und ohne dass ein geschichtlicher Grund sich nachweisen lässt, die Ehe zum Gesetze gemacht; sie ist der Grund aller Familienverbindung. — In den §§. 85—105 wird das Sachenrecht vorgetragen, die ersten zwölf §§ prüfen die Meinungen verschiedener Naturrechtslehrer über den Rechtsgrund des Eigenthums, namentlich die von *Grotius, Puffendorf, Thomasius, Hobbes* und *Kant*. Der letzten tritt der Vf. §. 97 bey, indem er bemerkt: es stehe zwar dem Menschen von Natur das Recht zu, äussere Gegenstände zu seinen Zwecken zu gebrauchen und verbrauchen; allein nur der wirkliche Besitz einer Sache verleihe ihm ein Vorzugsrecht vor allen anderen Menschen an dieser Sache; ein Eigenthum gebe es ausser dem Staate nicht, weil erst die gemeine Meinung eines Volks der blossen Erklärung, etwas für sich behalten zu wollen, ein solches Vorrecht auch nach Verlust des Besitzes zusichern, also die Eigenschaft einer *lex* für alle übrigen Menschen ertheilen könne. — Hierauf werden die Fragen beantwortet: woran und auf welche Art an gewissen Sachen ein Eigenthum bestehen könne, §. 100 ff. die Natur des Sondereigenthums betrachtet, endlich §. 102 ff. die Arten, das Eigenthum zu erwerben und zu verlieren, durchgegangen. Sobald die Gesetze ein *dominium* anerkennen, kann eine *occupatio* rechtlich nur Sachen, die noch in keinem sind, betreffen, an solchen hat sie aber die Wirkung einer Eigenthumserwerbung, weil und in wiefern in ihr die Erklärung liegt, die Sache für sich behalten zu wollen. Die Einschränkung auf das Bedürfniss des Erwerbenden scheine zwar Rechtens zu seyn, weil der, welcher ohne eigenes Bedürfniss dem Bedürfnisse eines Anderen etwas entziehe, ihm einen (durch kein Nothrecht entschuldigten) Schaden, ein Unrecht zufüge; allein die Grenzen des Bedürfnisses sind zu unbestimmt, als dass sich im Leben ein anderer Satz, als der: *res nullius cedit primo occupanti*, durchführen liesse. Doch müsste (nach §. 105) der, welcher in der äussersten Noth einen Diebstahl verübte, wenn auch verpflichtet zu möglichem Schadenersatze, wenigstens für straflos gelten. — In §. 104 werden als *dominia rerum incorporalium* angegeben: Servituten, das Recht des Verfassers oder Erfinders eines Werkes, einer Maschine u. s. w. und die Actien der Mitglieder einer *societas*. — Endlich folgt §. 106—123 das Obligationenrecht und §. 124 ff. die Lehre von der Verfolgung der Rechte auf rechtlichem Wege (*jus actionum*). — Die §§. 132—144 enthalten eine kurze Darstellung des öffentlichen, und die §§. 144—154 eine noch kürzere des Völkerrechts.

Ueberall ist ältere und neuere Literatur, besonders auch französische, reichhaltig angeführt. Druck und Papier sind sehr schön, jedoch erster leider nicht ganz correct. Bedürfte es einer Entschuldigung wegen des Gebrauchs der lateinischen Sprache, so bezieht sich der Vf. auf die Statuten der Universität Löwen, die ein lateinisches Handbuch bey Vorlesungen foderten. Allein ungern vermisst man öfter diejenige Klarheit der Darstellung und scharfe Bezeichnung des Ideenganges, die bey einem Handbuche für den Universitätsgebrauch um so wünschenswerther ist, je weniger von denen, für die es bestimmt bleibt, auf einer ihnen noch fremden Bahn ein leichtes Vermeiden aller Abwege zu erwarten ist. Doch gilt diess meist nur bis dahin, wo der Vf. zur Ausführung des Systemes selbst übergeht, was freylich auch der Punct ist, von wo an er mehr Fremdes, als Eigenes, bietet.

F. B.

ALTERTHÜMER.

COBLENZ, in Commiss. b. Bädecker: *Das römische Denkmal in Igel und seine Bildwerke*, mit Rücksicht auf das von *H. Zumpft* nach dem Original ausgeführte, 19 Zoll hohe Modell beschrieben und durch Zeichnungen erläutert von *Carl Osterwald*. Mit einem Vorworte von *Goethe*. 1829. 60 S. gr. 4. Mit 4 lithographirten Tafeln. (2 Thlr.)

Die im Volke sogenannte Igel-Säule in der Nähe von Trier ist unstreitig das ausgezeichneteste, am reichsten verzierte architektonische Denkmal, welches von den Römern auf deutschem Boden übrig geblieben ist. „Das Monument könnte man einen architektonisch-plastisch verzierten Obelisk nennen. Er steigt in verschiedenen, künstlerisch über einander gestellten Stockwerken in die Höhe, bis er sich zuletzt in eine Spitze endigt, die mit Schuppen ziegelartig verziert ist, und mit Kugel, Schlange und Adler in der Luft sich abschloss.“ Diese ganz allgemein gehaltene und im Grossen aufgefasste Beschreibung des Denkmals entnimmt Rec. gern aus *Goethe's* Tagebuche der Campagne von 1791, um nur näher zu bezeichnen, wovon die Rede ist. Es fehlt auch nicht an archäologischen Deutungen der Inschrift und der zahlreichen Bildwerke des Monuments. Auf drey Erklärungssysteme lassen sich aber alle zurückführen. Nach dem einen soll das Monument zu Ehren der Vermählung des Kaisers Constantius Chlorus mit der Helena errichtet worden seyn. Das zweyte sieht darin einen Ehren-Obelisk für Germanicus und Agrippina und zur Feier der Geburt von Cajus Caligula errichtet. Die dritte, von den Meisten angenommene und am besten begründete Meinung erkennt in ihm ein Ehrendenkmal der *Secundinischen Familie*. So viel aber auch über das schöne Denkmal und seinen grossen Reichthum an Bildern geschrieben und gedeutet war, und so viele Abbildungen auch schon davon vorlagen: so konnte

man doch keine der letzten völlig treu nennen; alle wichen bedeutend von einander ab; jeder Zeichner hatte, da er die mehr oder weniger verwitterten Reliefs des Monuments nur aus der Ferne von Unten herauf betrachten konnte, bald in dieſen, bald in jenen Darſtellungen etwas Anderes geſehen. Die kön. preuſſ. Bergwerksverwaltung fand es daher angemeſſen, ein getreues Modell, 19 Zoll hoch, ungefähr in $\frac{1}{15}$ der natürlichen Gröſse, von dem Monumente durch den kunſtfertigen Modelleur *Zumpft* anfertigen zu laſſen. Ein Abguſs davon in Eiſen, auf der groſsen königl. Eiſenhütte zu Sayn gefertigt, war als ein Andenken dem Miniſter *von Schuckmann* zur Feier ſeines Dienſtjubiläums beſtimmt; die weitere Vervielfältigung in anderer Maſſe blieb dem Künſtler überlaſſen, welcher ſich zu dieſem Zwecke mit dem Vf. der vorliegenden Schrift verband; dieſer hatte übrigens auch an der ganzen Ausführung einen bedeutenden Antheil genommen. Die Modellirung war mit vielen Umſtänden, Schwierigkeiten und ſelbſt mit bedeutenden Koſten verknüpft. Weil völlige Treue dabey beabſichtiget wurde, ſo konnten auch die plaſtiſchen Copirungen der vielen, durch den Zahn der Zeit oft bedeutend angenagten und theilweiſe zerſtörten Reliefs nur mit Hülfe um das Monument errichteter Gerüſte ausgeführt werden.

Die früheren meiſtens ſehr abweichenden Darſtellungen des Monuments, die Beſorgniſs, daſs das Modell, obgleich mit aller Sorgfalt ausgeführt, dennoch in einem oder dem anderen Theile unrichtig erkannt werden möchte, waren Umſtände, welche zu einer weiteren, Anfangs nicht beabſichtigt geweſenen Darſtellung des Denkmals durch ganz genaue Zeichnungen und Beſchreibung auffoderten. So wie dieſe hier vorliegt, läſst ſie in der That nichts zu wünſchen übrig. Rec. hat ſie mit dem Denkmal an Ort und Stelle verglichen, und ſich dort ſelbſt die volle Ueberzeugung zu dieſem Urtheile eingeholt. Die Darſtellung giebt nur gewiſſenhaft das, was wirklich da iſt; auf nähere antiquariſche Deutungen hat ſich der Vf. nicht eingelaſſen. Die Archäologen haben aber dadurch erſt eine feſte Baſis erhalten, auf welche ſie ihre ferneren Forſchungen und Erklärungen gründen können. Mit einem löblichen Beyſpiele ging *Goethe* auf dieſer Bahn voran, indem er, gleich nach dem „erfreulichen Anblick“ des nachgebildeten plaſtiſchen Kunſtwerks, ſich in einem brieflichen Aufſatze ausführlich darüber vernehmen lieſs. Er ſtellte dieſen Aufſatz den Hnn. *Zumpft* und *Oſterwald* durch Vermittelung des Hn. Oberbergraths *Noeggerath* in Bonn zu, und derſelbe iſt eine ſchöne Zugabe zu der vorliegenden Schrift, worin er als Vorwort abgedruckt erſcheint. Rec. würde es vermeſſen halten, dieſen ohnehin möglichſt gedrängten Aufſatz *Goethe's* auszüglich mittheilen zu wollen.

Die Schrift ſelbſt iſt einfach und klar abgefaſst; die lithographirten Bilder ſind völlig treu. Es bleibt keine Undeutlichkeit, durch dieſe wechſelſeitige Erläuterung, über das, was an dem Monumente und in ſeinen Bildwerken zu ſchauen iſt. Sein ganzes Seyn geht höchſt lebendig daraus hervor. Es tritt dadurch, auch ohne die Anſchauung des Modell-Abguſſes damit zu verbinden, in ſeiner Ganzheit völlig klar vor unſer Auge. Die Modell-Abgüſſe ſelbſt müſſen aber auch als in jeder Beziehung vollkommen gelungen betrachtet werden; neben ihrem antiquariſchen Werthe eignen ſie ſich in ihrer herrlichen artiſtiſchen Ausführung noch beſonders als verzierende Aufſätze in Prachtzimmer. Durch den Buchhandel ſind ſie von den Unternehmern, *Oſterwald* und *Zumpft* in Saynerhütte bey Neuwied, zu beziehen; ſie ſind ſowohl in Bronze als in Gyps ausgeführt. Ein Exemplar der erſten koſtet 20 Thlr., eins der letzten 3 Thlr. 25 Sgr. Eine Schluſsbemerkung der Schrift giebt über Debit und Verſendung der Abgüſſe nähere Auskunft.

Agricola.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Merſeburg*, b. Weidemann: *Romantiſche Wälder.* Von *Wilhelm Heidelberg.* Erſter Thl. Das böhmiſche Mädchen. 212 S. Zweyter Thl. Die beiden Gemälde. Die Dorfſchenke. 1832. 270 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Rechnet man einigen Schwulſt in den Beſchreibungen und Gefühlsergüſſen, allerley leere Stellen, durch ſüſslich wäſsrige Reflexionen dürftig genug ausgefüllt, ab; hält man das phyſiſch Ekelhafte für leidlichen Spaſs: ſo mögen die Erzählungen in müſſigen Stunden eine nicht üble Lectüre ſeyn. Im *böhmiſchen Mädchen* wird ſogar die Aufmerkſamkeit geſpannt, es giebt Ahnungen, Geiſterſeherey, und eine Miſsheirath wird durch ein wiedergefundenes Kind zu der ebenbürtigſten. Rathen möchte man jedoch dem Vf., ſich künftig bey modiſchen Damen nach Stoff und Schnitt der Kleider und Hüte, und bey Farbenkennern nach den zuſammenpaſſenden Farben zu erkundigen, um ſeine Huldinnen, an deren Anzug er uns keine Stecknadel erläſst, mit beſſerer Uebereinſtimmung und gewählterem Geſchmack, als bisher, zu kleiden. Auch dürften feinnervige Leſerinnen das Colorit des die Sinne empörenden Häſslichen gemildert wünſchen.

Vir.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.
NOVEMBER 1832.

MEDICIN.

Berlin, b. Amelang: *J. D. Larrey's chirurgische Klinik*, oder Ergebnisse der von ihm, vorzüglich im Felde und in den Militärlazarethen, seit 1792 bis 1829 gesammelten wundärztlichen Erfahrungen. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. *Albert Sachs* zu Berlin. Erster Theil. Mit Kupfern. XVI und 500 S. Zweyter Theil. Mit Kupfern. VI und 466 S. Dritter Theil. Mit Kupfern. VI und 607 S. 1831. 8. (6 Thlr.)

Larrey hat sich unstreitig einen unsterblichen Namen in der Chirurgie erworben — aber nur in Einer Beziehung, nämlich in operativer, und hier weniger durch Aufstellung solcher Erfahrungen, welche eine bleibende Norm ausmachen, als durch Vollführung neuer und kühner Versuche. In dieser Hinsicht ist sein Einfluss auf die Chirurgie sehr gross, wenn auch, was die ärztliche Seite derselben betrifft, sein Verdienst weniger bleibend seyn wird. Was ausserdem, im Gegensatz zu *Dupuytren*, ihn besonders auszeichnet, das ist die Originalität, die in fast allen seinen Behandlungsweisen vorherrscht, und ihnen ein eigenes Colorit giebt. In jenem grossen Kriegsheere, das vom Nil bis an die Moskowa wanderte, konnte der erste Wundarzt desselben nicht anders, als ebenfalls diesen Einfluss erfahren. In *Dupuytren* dagegen sehen wir den gewandten, leichten, talentvollen Pariser Chirurgen, welcher, der Erbe der ganzen französischen Chirurgie, mit Hochmuth Andere bereden möchte, zu glauben, er habe diess Erbe *selbst* erworben.

Larrey bedarf keines Lobes; aber er verdient eben so wenig den Tadel, den einige reisende deutsche Aerzte, die ihn einige Male am Krankenbette sahen, über ihn aussprechen. Seine früheren Schriften sind wohl in den Händen eines jeden Wundarztes. Vorliegende chirurgische Klinik enthält theils schon früher Bekanntgemachtes, theils manches interessante Neue. Er selbst äussert sich in der Vorrede folgendermassen darüber: Das Bedürfniss, welches er empfinde, den jungen Aerzten, die seinem klinischen Unterrichte beywohnen, namentlich aber seinem Sohne, der jetzt die ärztliche Laufbahn betrete, die zahlreichen Beobachtungen im Gebiete der Militärchirurgie mitzutheilen, welche er während einer vierzigjährigen Praxis gesammelt habe, bestimme ihn, dieselben hier vereint dem Publicum zu übergeben. Einige von diesen seyen bereits seinen Denkwürdigkeiten einverleibt, dort aber kaum skizzirt und verstreut unter die geschichtlichen Mittheilungen; auch wollte er diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, sie hier vollständiger entwickelt und zweckmässig geordnet aufs Neue dem Publicum vorzulegen. Wir möchten jedoch diess Werk weniger den Studirenden in die Hand geben, als vielmehr schon ausgebildeten Wundärzten. *Larrey* giebt nur seine Erfahrungen, wie er sie im Felde und im Gardehospitale machte — Umstände, welche sein Verfahren gar sehr modificirten, ihm Manches ausführen und gelingen liessen, was unter anderen Umständen nicht der Fall ist. Mit Hinweglassung aller fremden Ansichten berichtet er nur über die bedeutendsten Krankheitszustände, welche er beobachtet, über die Behandlungsweisen und Operationsmethoden, welche er wider dieselben in Anwendung gebracht hat, endlich über die Ergebnisse seiner eigenen Forschungen: die auf jede der abgehandelten Krankheiten Bezug habenden Bemerkungen gründen sich auf eine Reihe von Beobachtungen, welche mit Genauigkeit und Sorgsamkeit gesammelt wurden. Wenn er aber sagt: „über seine Theorieen möge die Kritik aburtheilen; welcher Natur sie auch sey, er sey von ihrem Nutzen für die Wissenschaft überzeugt," so können wir diese Ueberzeugung nicht ganz theilen. Inzwischen hat er manche Materialien, die er über verschiedene Krankheiten besitzt, hier nicht eingeschaltet; er will sie in einem eigenen Werke nachliefern; nämlich über den Skorbut, den Anthrax, die Pest, das gelbe Fieber, eine eigene Art von nervösem Fieber, hervorgebracht durch Einverleibung giftiger narkotischer Stoffe, über die Lepra, die Elephantiasis, die Lungenschwindsucht, die Neurosen u. s. w.

Erster Band. Die Krankheiten werden nach den verschiedenen leidenden Körpertheilen abgehandelt. In der *Einleitung* hebt L. kurz hervor, wodurch sich sein Verfahren auszeichnet. Ueber die Zufälle nach Wunden will er hinsichtlich ihres Wesens und ihrer Ursachen einiges Licht verbreitet, in ihrer Heilart manche nützliche Modification getroffen haben. So handelt er das Erysipelas, die Spitalfäule, den Brand, insbesondere aber den Starrkrampf, nach eigenen und neuen Grundsätzen ab. Durch seine Wahrnehmungen über die Verwundungen der verschiedenen Hirntheile, über die Symptome, welche eine jede derselben bezeichnen, und über ihre Wirkungen auf die übrigen organischen Verrichtungen des Verwundeten, habe er vielleicht zuerst den Hauptpuncten der *Gall*'schen

Lehre Anerkennung unter den Wundärzten Frankreichs verschafft. Wir haben diese Beobachtungen aufmerksam gelesen, und mit verschiedenen Resultaten, die von Physiologen gewonnen wurden, zusammengestellt, können aber unseren Zweifel noch nicht ganz aufgeben. Volle Beachtung verdient gewifs der Gegenstand. Ebenso die Verletzungen des kleinen Gehirns, wegen des Einflusses desselben auf die Genitalien. — Auf einige interessante Beobachtungen über die Gehörkrankheiten folgen die Wunden und andere Krankheiten der Augen, die einen Hauptabschnitt ausmachen. *L.* scheint jedoch hier sein Verdienst zu überschätzen — für Deutschland ohne allen Zweifel.

Diefs der Hauptinhalt des ersten Bandes. Wir wollen über einzelne Puncte noch Einiges hinzufügen. Ueber das Wundfieber geht *L.* sehr kurz hinweg, und doch ist diefs ein Gegenstand, der im wahren Sinne des Wortes gänzlich in der Chirurgie vernachläfsigt wurde. Weil diefs Fieber täglich vorkommt, so hielt man es wahrscheinlich nicht der Mühe werth, etwas so Alltägliches näher zu besprechen. Dazu kommt noch die besonders in früherer Zeit auffallende Vernachläfsigung der allgemeinen Behandlung, z. B. nach Wunden durch Operationen gesetzt. War die Operation vorbey, so glaubte man, nun sey alles Mögliche geschehen. Wie hätte man sonst das gefährliche intermittirende Wundfieber anders so lange unbeachtet lassen können? — Gegen die Behandlung der Wunden überhaupt läfst sich Manches erinnern — in Deutschland behandelt man dieselben wohl zweckmäfsiger. — Die Wundrose entsteht nach *L.* durch eine übermäfsige Reizung des Nerven- und Gefäfs-Systemes, der Ränder und Wandungen tiefer Wunden durch fremde Körper u. dgl. oder durch ein *gastrisch-galliges Leiden*. Was er ferner über die Wundrose sagt, zeigt deutlich, dafs er zwey verschiedene Zustände mit einander verwechselt. Erysipelas ist immer ein gastrisch-galliges Leiden. Mancher mag sich wundern, zu vernehmen, dafs *L.* zur Heilung der Wundrose das Glüheisen anwendet, dessen Wirkungen er sehr geschickt aus einander zu setzen weifs. Auch bey der Spitalfäule nimmt er seine Zuflucht zu dem Glüheisen, dagegen verwirft er es bey dem Wundbrande; denn statt das Fortschreiten des Brandes zu hemmen, vermehre es die Entartung, und bewirke nur die Weiterverbreitung desselben. Eine gute Abhandlung lesen wir über den Wundstarrkrampf. Wer hatte öfter Gelegenheit, ihn zu sehen, als *L.*? Doch ist das Resultat der Behandlung kein erfreuliches, wenn auch nicht so trostlos, als es z. B. *Hennen* aufstellt. *L.* greift thätig und umsichtig ein, legt Werth auf die dabey stattfindende Rückenmarksentzündung, und giebt selbst Beobachtungen über die günstigen Erfolge der zum Behuf der Heilung des Tetanus vollzogenen Amputationen. Oelige Einreibungen veränderten den Krankheitszustand nicht; Quecksilbereinreibungen schienen ihm die Zufälle zu verschlimmern. Die beygefügten Krankheitsgeschichten sind zum Theil sehr interessant.

Von den *Krankheiten des Kopfs*, und hier zuerst von den *Kopfwunden*. Bey Verletzungen des Gehirns selbst stellt *L.* folgende Behauptungen auf: Wenn die Verletzung oder das Erkranken Stellen des vorderen oder oberen Theils der Hirnoberfläche betrifft, so offenbart sich in Folge dessen der Verlust einiger Sinne, und eine Schwächung oder bedeutende Abirrung in den Verstandesfunctionn. Findet dagegen die Verletzung nicht an der Basis des Gehirns oder in den Hirnhöhlen Statt, so waltet keine Geistesverwirrung ob, sondern man bemerkt alsdann verschiedene Lähmungszufälle, welche sich im ersten Falle nicht zeigen. Wurde eine von den Halbkugeln des Gehirns verletzt oder comprimirt, so offenbarte sich die Lähmung beständig auf der der verletzten entgegengesetzten Körperseite. Diese Erfahrungen stimmen im Allgemeinen mit den seitherigen Untersuchungen der Physiologen überein. Wir sind überzeugt, dafs wir nur durch die Wundärzte eine bestimmte Kenntnifs über die einzelnen Theile des Gehirns erhalten können. Nur sey man behutsam. Die nun folgenden Krankheitsgeschichten über Gehirnwunden gehören zu den lehrreichsten. Man erkennt auch daraus, was die Natur vermag, wenn anders solche Verletzungen einen übrigens gesunden Körper treffen. Bemerkenswerth finden wir im Verlaufe dieses Artikels die Ansicht: „es sey ein grofser Irrthum, der auch verderblich werden könne, wenn man jedem Individuum, welches einen Fall gethan, oder einen Schlag oder eine Verwundung erhalten habe, unmittelbar nachher zur Ader lasse. Dieser Aderlafs vermehre den Collapsus, und raube oft der Natur die wenigen Hülfsmittel, die ihr noch übrig blieben, um das Gleichgewicht in den geschwächten Lebensverrichtungen wieder herzustellen." Besonders in Deutschland sind Aerzte sowohl als Wundärzte bereit mit Anordnung eines Aderlasses in solchen Fällen; und tritt hierauf der sogenannte nervöse Zustand ein, so bestürmen sie ihn mit reizenden und stärkenden Mitteln.

Weiter handelt *L.* 1) von den Kopfwunden, welche die Trepanation unumgänglich erfodern; 2) von denjenigen, wo, unerachtet der Behauptung der meisten Schriftsteller, dieselbe nicht allein unnütz ist, sondern auch sogar schädlich werden kann; 3) von der Behandlung des Hirnbruchs, und 4) von den Ursachen der, in Folge von Kopfverletzungen, sich bildenden Leberabscesse. Da der Vf. diese Gegenstände in seinen Denkwürdigkeiten schon ausführlich besprochen, und seine dort geäufserten Ansichten hier nicht wesentlich verändert hat, so setzen wir sie als bekannt voraus. Merkwürdig aber ist, dafs die beschäftigtsten Wundärzte Frankreichs und Englands über die Trepanation nicht sehr von einander abweichen, und dafs gerade deutsche Chirurgen, die im Jahre nur einen oder den anderen Fall zur Behandlung bekommen, so ganz entgegengesetzter Meinung sind, und ihre Einseitigkeiten fast in's Lächerliche treiben. — Angehängt sind Bemerkungen über den Schlagflufs. In den Beobachtungen über die Verletzungen des kleinen Gehirns will *L.* beweisen, dafs dieser Theil des Gehirns nicht so wesentlich für die Fähigkeit zur Ortsbewegung ist,

wie gewisse Physiologen gemeint haben, sondern dass er im Gegentheil einen sehr deutlich ausgesprochenen, lebendigen Einfluss auf die Geschlechtstheile ausübe. — Die Bemerkungen über das *Heimweh* sind schon früher bekannt geworden. Ob übrigens *L.* der Erste war, der den eigentlichen Sitz des Heimwehs, den heimtückischen Gang desselben, angegeben hat, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. — Ueber die Nerven des Beziehungslebens. Was er hier Hypothetisches vorbringt, übergehen wir. Wir haben jetzt bessere Untersuchungen, und von einem Nervenfluidum sollte man nicht im Ernste sprechen. Ueber Gehörkrankheiten nur Weniges; um so mehr von einigen Krankheiten der Augen, mit recht trefflichen Beobachtungen, die immer einen grösseren Werth haben, als des Vfs. physiologische Ansichten und anatomische Untersuchungen. Seine Abhandlung über die ägyptische Ophthalmie ist bey uns schon längst bekannt. Den Schluss machen Bemerkungen über die Epilepsie. Man sieht gleich ein, dass *L.* ein grosser Operateur, aber ein kleiner Arzt ist. Wie es einseitig ist, dass er dem Glüheisen und der Moxa einen so grossen Spielraum in der Medicin geben will, so ist es eine Schwachheit, dass er nach seinen Feldzügen für einen grossen Physiologen und Arzt gelten möchte. Viele Beobachtungen und Erfahrungen allein machen noch keinen grossen Arzt aus.

Zweyter Theil. Von diesem Theile rühmt *L.*, laut der Einleitung im ersten Theile, dass man bey den Gesichtswunden einige neue Anweisungen bezüglich ihrer Behandlung, wenn sie durch Feuergewehre veranlasst wurden, finden werde. Er glaube zuerst nachgewiesen zu haben, wie gefahrlos, wie schnell und leicht heilbar die Wunden der Zunge sind. Ferner werde nachgewiesen durch seltene Beobachtungen, dass bey Fractionen der Kinnladen und Zähne die Verschmelzung der Knochenfragmente und die schnelle Vereinigung der Weichgebilde erfolge. Für die Ranula giebt er ein neues Verfahren. Ueber Geschwülste am Halse, Wunden u. drgl. nichts Besonderes. Dann folgen die Brust- und Unterleibs-Wunden. *L's.* Verdienst in Bezug auf diese Verletzungen ist bereits anerkannt. Ueber die *Gesichtswunden* aber findet man manches Praktische. Auffallend ist seine Aeusserung über die Rhinoplastik: sie sey nicht allein unnütz, sondern sie könne auch sehr gefährlich werden, und sollte daher nach seiner Meinung nicht in das Gebiet der Chirurgie aufgenommen seyn, wie man sie hiezu schon im siebenzehnten Jahrhundert bestimmt habe. Die Gründe, die *L.* für seine Behauptung anführt, sind nicht ohne Werth, und verdienen von jedem, der der Rhinoplastik huldigt, beachtet zu werden. Immer werde dadurch die Stirn eines Theils ihrer Bedeckungen beraubt, und in diesen eine Wunde gebildet, welche um so schmerzhafter sey, als hier eine grosse Anzahl von Zweigen des fünften Nervenpaares verlaufe, welches einen bedeutenden Einfluss auf die Sinnesorgane ausübe. Ferner geschehe es nicht selten, dass die fremden Gebilde, aus denen man nicht ohne Mühe die neue Nase gebildet habe, verwelken und brandig werden. Endlich könnten die Ränder des Lochs, mit welchen sich die Stirnhaut vereinigt hat, durch eine neue Entwickelung des im Körper vorhandenen venerischen oder Krebs-Giftes, welches man selbst durch die sorgsamste Behandlung vielleicht niemals ganz zu tilgen vermöge, in Verschwärung übergehen. — Nun folgt Einiges über die Fractionen der Kinnlade und über die Wunden der Zunge. Als das beste Mittel zur radicalen Heilung der Froschgeschwulst nennt der Vf. das Glüheisen; er nennt es unbegreiflich, wie man diesem Mittel die anderen, in neueren Zeiten angerühmten, vorziehen konnte. Er empfiehlt, mit einem weissglühenden, gekrümmten Eisen, welches die Form eines Messers mit schmaler Klinge habe, die Geschwulst von einer Seite zur anderen zu durchbohren. Die benachbarten Theile und die Mundwinkel müssen durch dünne Holzplatten, welche schlechte Leiter des Wärmestoffes sind, und die ein Gehülfe festhält, geschützt werden, während der Operateur mit einem einzigen Stosse das glühende Messer durch die ganze Geschwulst hindurchstosse, und dasselbe zugleich nach vorwärts herausführe. Wir glauben, diess Verfahren, wenigstens in hartnäckigen Fällen, empfehlen zu dürfen. Auch *L's.* Verfahren zur Behandlung der Speichelfistel verdient besondere Beachtung. — Von dem Kropfe. Der Vf. unterscheidet den aneurysmatischen Kropf, übereinstimmend mit *v. Walther*, den parenchymatösen Kropf der Schilddrüse, den Luft- oder Blasen-Kropf, und den skirrhösen Kropf. Den Blasenkropf will er ganz vollkommen deutlich beobachtet und erkannt haben, und zwar zuerst in Aegypten. — Ueber den Skirrhus der weiblichen Brust und der Gebärmutter folgen gute Beobachtungen; — aber das Wesen desselben bleibt dabey noch immer im Dunkel. In der Behandlung zeigt *L.* viel Umsicht. — Ueber die Wunden des Halses und der Speiseröhre wieder manche interessante Krankheitsgeschichte.

Von den *Krankheiten des Stammes.* Zuerst von den *penetrirenden Brustwunden.* Die Erfahrungen des Vfs. über diese Verwundungen gehören zu den lehrreichsten, die wir in der Chirurgie besitzen. Auch seine Behandlungsweise derselben hat sich in manchen Fällen als der Natur am entsprechendsten gezeigt. Besonders beachtenswerth dünken uns seine Ansichten über das Empyem und seine Behandlung. Die Paracentese der Brust wird in solchen Fällen in der Regel zu spät und zu selten gemacht. Daher der so häufige ungünstige Erfolg. Wir verrichteten diese Operation zweymal und frühzeitig, und zweymal mit günstigem Erfolge. — *Von den Verletzungen des Unterleibes.* Wir finden hier Verletzungen aller Art, und die glücklichsten Heilungen — durch die Natur herbeygeführt. Die Kunst kann hier höchstens Schädlichkeiten abhalten. Auf die Behandlungsweise des Vfs. wollen wir nicht eingehen; sie könnte in mancher Beziehung der Natur anpassender seyn. Immer wichtig bleiben seine Bemerkungen über die Leberentzündung. Merkwürdig ist es, dass *L.* unter so vielen Verletzungen nur dreymal die Milz ver-

wundet fand. Zu dem Besten, was er geschrieben hat, gehört seine Abhandlung über die Harnblasenwunden. Den Schluss dieses Theils machen einige Bemerkungen über den Steinschnitt. Er ist kein Freund der *Civiale'schen* Methode. Bey dieser Gelegenheit erfahren wir, dass *Dupuytren's* Bilateralinstrument durchaus nicht neu, sondern dass es bereits in den *Mélanges de Chirurgie* von *Pouteau* abgebildet und beschrieben ist.

Dritter Theil. Dieser ist sehr reich. Der Einleitung im ersten Theile zufolge wird man neue Bemerkungen über die *Hernia congenita* finden. Für den Krebs, Fleischbruch des Hodens, für die Hydrocele u. dgl. giebt *L.* entweder neue Operations- oder andere Cur-Methoden an. Ebenso glaubt er die Operation der Mastdarmfistel nicht allein vereinfacht, sondern auch vervollkommnet zu haben. Nebst den Aneurysmen giebt er Bemerkungen über die Erweiterung des Herzens, und er will Mittel zu ihrer Bekämpfung aufgefunden haben, die dem Anscheine nach contraindicirt, nichts desto weniger höchst wirksam sind, und durch deren Hülfe ihm in mehreren Fällen die Heilung dieser Krankheit selbst in ihrer höchsten Entwickelung gelungen sey. Dann über Verrenkungen u. drgl., und einige neue Ideen über die Bildung der knorpeligen Körper, die sich in den Gelenken entwickeln. Manches über die weissen Gelenkgeschwülste, von denen er glaubt, dass sie bisher nur unvollständig beschrieben worden. In der wiederholt angewandten Moxa will er ein Hauptmittel wider dieselben entdeckt haben. Bey den eindringenden Gelenkwunden glaubt er zuerst nachgewiesen zu haben, dass der Eintritt der Luft in die Gelenkhöhlen nur in sofern schädlich wirke, als sie die in letzten ausgetretene blutige Flüssigkeit zersetzt, oder wenn sie eine sehr hohe oder sehr niedrige Temperatur besitzt. Bey den Knochenbrüchen wird die Stätigkeit und Unbeweglichkeit des zu ihrer Retention bestimmten Apparats, den man, ohne ihn zu wechseln, bis zur vollkommenen Erhärtung des Callus liegen läst, als wesentliche Bedingung einer glücklichen Cur dargestellt. Die Abhandlung über die Amputationen beschliesst das Werk. *L.* sagt, man könne dieselbe als die nützlichste und wichtigste in demselben, vorzüglich für die Feldwundärzte, ansehen. Er entwickelt hier neue Ansichten: 1) über die Verschiedenheiten in den Operationsmethoden, welche durch die Stelle des Gliedes, wo amputirt werden soll, bedingt werden; 2) über die verschiedenen Verbandweisen, welche zu wählen sind, je nachdem Amputationen oder Exarticulationen vollzogen wurden; 3) über die Erscheinungen, welche man in diesen beiden Fällen beobachtet hat. Er empfiehlt, alle Puls- und Blut-Adern zu unterbinden. Es ist überhaupt auffallend, wie sorgfältig die französischen Wundärzte in der Unterbindung sind; — wir sehen bey ihnen nie eine Nachblutung, wie sie nicht ganz selten in Deutschland vorkommt. Die Ligatur der Venen aber möchte sich nur im Felde, besonders wenn die Operirten noch transportirt werden, rechtfertigen lassen. Der Vf. hält sich inzwischen überzeugt, dass die Unterbindung der Venen nach der Amputation nicht die primitive Phlebitis hervorbringe, sondern er glaubt im Gegentheil, dass dieselbe consecutiv oder sympathisch aus dem Ergriffenseyn anderer Theile hervorgehe. In Bezug auf das Streben der durchschnittenen Theile des Stumpfes, sich je nach ihrer organischen Gleichartigkeit zu vereinigen, kündigt er als eine wesentliche Entdeckung an, dass auch die Enden der Nerven des Gliedes sich vereinigen. Die wichtige Frage über die Wahl des zweckmässigsten Zeitpunctes zur Ausführung der als nothwendig erkannten Operation glaubt er gelöst zu haben. Endlich wünscht er noch die Aufmerksamkeit auf den Wundbrand und den durch Erfrierung entstandenen Brand zu richten.

Manches des hier Angerühmten ist bereits den deutschen Aerzten hinlänglich bekannt. Aber man scheint bey uns einiges Misstrauen in *L's.* Curmethoden zu setzen. Nur selten verdienen sie es. So z. B. seine Operation der Hydrocele, die er so sehr rühmt. Statt des Einspritzens führt er eine kleine Federharzröhre durch die Troikarröhre in die Höhle der Scheidenhaut ein, um so das Ausfliessen des Serums zu begünstigen, und die Scheidenhaut nach Belieben mehr oder minder stark reizen zu können. Der Fall, den wir vor mehreren Jahren von *L.* auf diese Weise operiren sahen, nahm einen unglücklichen Ausgang.

Besondere Aufmerksamkeit verdient dessen Ansicht über das Aneurysma des Herzens. Er glaubt nicht, dass es der Impuls des Blutes sey, welcher eine krankhafte Veränderung und Erweiterung der Herzhöhlen zuwege bringt, sondern er nimmt an, dass, wie bey den Pulsadergeschwülsten, eigenthümliche Krankheitsprincipien — so der syphilitische, der scrophulöse, oder herpetische u. drgl. Krankheitsstoff — jene Veränderungen hervorbringen. Dem zufolge stellt er zur Bekämpfung dieses Herzaneurysma zwey Heilanzeigen auf; die erste erfodert die Vernichtung der Krankheitsursachen, welche ursprünglich das Gewebe jenes Eingeweides abnorm verändert, und es zur krankhaften Erweiterung und Hypertrophie und Atrophie prädisponirt haben. Der zweyten Heilanzeige gemäss soll man diese prädisponirende Ursache, während man sie durch specifische Mittel schwächt, auch durch örtliche Repulsivmittel nach einer anderen Stelle hin ableiten. Calomel und Moxen spielen die Hauptrolle.

Die vollständige Uebersetzung dieser chirurgischen Klinik halten wir für sehr lobenswerth, und glauben, dass der gleichzeitig erscheinende Auszug derselben doppelt unnöthig ist. Der Uebersetzer hat seine Aufgabe gut gelöst; auch im Deutschen erkennt man die etwas incorrecte, gezwungene Schreibart *L's.* wieder. Die beygefügten Anmerkungen sind in der Regel zweckmässig; wir hätten sie noch etwas zahlreicher gewünscht.

Was die beygegebenen Kupfer betrifft, so sind deren acht. Die Abbildungen derselben sind aber, mit nur wenigen Ausnahmen, sämtlich aus den früheren Schriften *L's.* bekannt.

B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Schaarschmidt und Volkmar: *Ueber das Verhältniss des Publicums zur Philosophie in dem Zeitpuncte von Hegels Abscheiden.* Nebst einer kurzen Darlegung meiner Ansicht des Systems der Philosophie. Von *C. H. Weisse.* 1832. 86 S. 8. (12 gr.)

Es mag ein verdienstliches Unternehmen genannt werden, wenn jemand zu einer Zeit, in welcher die Philosophie zu grossartigen Resultaten gelangt ist, das Verhältniss des Publicums zu ihr mit leidenschaftsloser Ruhe, mit Umsicht, mit Gründlichkeit darzustellen versucht, wiewohl daraus, nach unserem Dafürhalten, die Wissenschaft keinen unmittelbaren Gewinn zieht. Die Foderungen, welche man an einen solchen Versuch macht, sind jedoch keinesweges so gering, als sie auf den ersten Anblick erscheinen mögen. Denn wollte jemand dasjenige für die Stimme der Nation oder auch nur des gebildeten Theiles derselben halten, was er in *seinem* Cirkel vernimmt, so hätte er sich einen engen Gesichtskreis gewählt, wo er des allgemeinsten, des weitesten bedurfte; und wäre es ihm vielleicht widerfahren, dass sich in seine Nähe nur die der seinigen verwandten Ansichten gedrängt, oder dass er fremde nur nach seinem Auge gemessen hätte: so würde er sich selbst und, was schlimmer ist, eine Menge urtheilloser Leser täuschen. An einen solchen Versuch macht man aber noch weit mehr die Foderung, dass er eine tiefe Kenntniss der speculativen Ansicht habe, welche zur Zeit als die letzte Production der sich manifestirenden Idee anzusehen ist, dass er diese durch geistige Autopsie gewonnen habe, und dass er nicht etwa noch auf Erkenntnissstufen weile, oder sich nur matt von ihnen zu erheben suche, über welche der philosophirende Geist hinweggedrungen ist, dass er nicht dabey noch unbewusst der Täuschung erliege, als sey er der Speculation auf den äussersten Gipfel gefolgt.

Des Vfs. Untersuchungen zerfallen ungefähr in drey Abtheilungen, wenn wir Anticipationen und Wiederholungen an die Stelle versetzen, wo sie hingehören. In der ersten schildert er das Verhältniss der *Schellingschen* Philosophie und der ihr verwandten Denkweisen zur endlichen Verstandesansicht, welche vorhergeht, in der zweyten das der *Hegelschen* Philosophie zu der *Schellingschen* und zu dem früheren Denken der Reflexion, in der dritten das Verhältniss des Publicums besonders zur *Hegelschen* Philosophie. Rec. kann in Vielem beystimmen, was der erste Abschnitt jener Untersuchungen enthält, und er begnügt sich daher, nur das Bemerkenswertheste, zumal da es auch sonst schon bekannt ist, zu berühren. Der zweyte bietet der Kritik erst einen wissenschaftlichen Inhalt dar, weil der Vf. es nicht mehr bloss bey Versicherungen bewenden lässt, und den „historischen Glauben" in Anspruch nimmt, sondern sich auf Denkbestimmungen einlässt, und zum Theil mit den wichtigsten verkehrt. Bey ihm werden wir am längsten verweilen. Das Urtheil über den letzten ist von der Kritik des vorigen abhängig.

Nachdem der Vf. die Bemerkung Einiger, dass die jetzt verminderte Theilnahme an der Philosophie aus dem schnellen Wechsel der Systeme und der geringen Befriedigung, welche in ihnen gefunden werde, abzuleiten sey, als unzulässig abgewiesen, bemüht er sich, zu zeigen, was in Deutschland die Geister am Anfange des Jahrhunderts zu der höchsten der Wissenschaften fortgerissen, und warum nicht nur die Zahl derer, welche sich diesen Studien gewidmet, gross gewesen, sondern auch die Begeisterung das Innerste der Gemüther ergriffen habe. Er findet den Grund der regsten Theilnahme in dem allgemeinen und tiefgefühlten „Bedürfniss einer Anschauung von der organischen Einheit und Lebendigkeit alles Daseyns und aller Wirklichkeit. Der Mangel, welcher dieses Bedürfnis erzeugte, wäre der Verlust dieser Anschau gewesen, und die Ertödtung alles Lebendigen in der Erkenntniss durch die einseitig vorherrschende Verstandesaufklärung." Dem Vf. zufolge regte sich die Sehnsucht nach dem Höheren schon lange vorher in zwey bedeutenden Schriftstellern, in *Diderot* und *Lessing*. Beide jedoch setzten, was sie mit mehr oder minderer Deutlichkeit ahnten, den ganzen Reichthum ihres Geistes in die Verstandesform des achtzehnten Jahrhunderts um. *F. H. Jacobi* war in seinem tiefen Gemüthe die innigste Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit, von der Armuth des seitherigen Denkens aufgegangen. Sie war ihm zu einem unerschütterlichen Glauben geworden, welcher sich mit einer gereizten Geringschätzung alles Wissens verknüpfte; weil er Verstand und Vernunft, Wissen und Glauben in Zwietracht aus einander hielt, gehört er wesentlich dem Standpuncte seiner Zeit an. Das unendliche Verdienst der *Kantischen* Kritik war, was seither als objectives Wissen gegolten, als bloss subjective Verstandesoperation aufzuweisen, und in *Fichte* concentrirte sich die Weisheit des Jahrhunderts in dem Masse, dass er ihr Princip und ihre höchste Spitze

mit einer nie vorher dagewesenen Sicherheit und Richtigkeit an das Licht brachte. Unmittelbar dieser Entdeckung, durch welche die denkenden Köpfe erst das Idol kennen lernten, welchem sie opferten, und welches lange in göttlichem Nimbus verklärt die höheren Angelegenheiten des Geistes anmaſsend vertrat, folgte der allgemeine Abfall von einer Betrachtungsweise, die sich nun vollkommen überlebt hatte, in Wissenschaft und Kunst. *Schelling* war es, der in der Philosophie „die Vernunft von der abstracten Subjectivität befreyte, und zeigte, wie sie als absolute die äussere Natur nicht als ein ihr Ungleichartiges, rein Negatives sich gegenüber stellen dürfe, sondern sie für gleichen Wesens erkennen müsse." Mit ihm beginnt eine neue Epoche für die Philosophie. Das oben geschilderte Bedürfniss ist durch die neu gewonnene Idee befriedigt und hiemit — so behauptet der Vf. — hinreichend erklärt, warum sich seitdem so Viele von der Speculation ab und anderen begrenzten Gebieten des Wissens zugewendet haben. „Die Philosophie, so weit sie auch jetzt noch von ihrer Vollendung als System entfernt seyn mag, hat eine Stufe erreicht, die zwar nicht für den Geist ein absolutes Endziel, wohl aber für seine Strebungen und Bedürfnisse, die er als Geist der deutschen Nation und des gegenwärtigen Zeitalters hat, einen einstweiligen Ruhepunct bezeichnet. Die Anschauungen, die durch diesen Standpunct eröffnet sind, sind so grosse, reiche, tiefe, dass sie denselben ausschliessend in Anspruch nehmen und beschäftigen, und die Grundsätze, die nun durch die Speculation gewonnen sind, auf den Gebieten der Naturwissenschaft, der Geschichte und der Kunst zu realisiren hat." Rec. hat absichtlich diese letzte Stelle fast wörtlich mitgetheilt, weil der Vf. in ihr „das gegenwärtige Verhältniss des grösseren Theiles derer, die überhaupt eines wissenschaftlichen Interesse fähig sind, zur Philosophie und zu den übrigen Wissenschaften" scharf und bestimmt ausgesprochen zu haben meint.

Wie es nun der Vf. unternimmt, das Verhältniss der *Hegelschen* Philosophie zu der *Schellingschen* darzustellen, die, wie wir eben gehört haben, ihm zufolge die Betrachtungsweise Aller ist, die irgend jetzt ein wissenschaftliches Interesse haben, so wird ihm Rec. Schritt vor Schritt folgen, theils weil der Gegenstand an sich wichtig ist, und so ganz unserer Zeit angehört, theils weil die Differenz jener beiden Philosophieen noch nicht viel zur Sprache gekommen ist. Wir müssen aber zu unserem Bedauern sogleich im Voraus bemerken, dass, je grösser der Schein der Gründlichkeit, und je grösser die Ansprüche auf Unfehlbarkeit sind, mit welchen der Vf. in diesem Theile seines Buches auftritt, desto bemerklicher die Oberflächlichkeit sey. Wenn er noch einmal von Vorne anhebend richtig als das oberste Princip der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts den Grundsatz der Identität (wir setzen hinzu der abstracten) ansieht, der an sich leer seinen Stoff von Aussen entlehnt und äusserlich zusammenfügt, dann aber fortfährt, dass die neuere Philosophie seit *Fichte* ihr wesentliches Verdienst darein setze, diesem rein äusserlichen und mechanischen Verhältnisse des zu verarbeitenden Stoffes und der verarbeitenden Thätigkeit ein Ende gemacht zu haben: so scheint seine frühere Bemerkung über die *Fichtische* Philosophie bloss nachgesprochen, aber nicht von ihm selbst geschöpft zu seyn. So sehr weicht seine Ansicht an der jetzigen Stelle (S. 28) von der Wahrheit ab. Nirgends nämlich ist jenes mechanische Verhältniss, wie es der Vf. nennt, so sehr auf seine äusserste Spitze getrieben worden, als in der Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre; nirgends ist die abstracte Identität in der Gestalt des abstracten Subjectes so schroff dem abstracten Gegensatz in der Gestalt des abstracten Objects gegenüber getreten als in jenem Werke, der eigentlichen Quelle der *Fichtischen* Lehre. Es muss der Stolz der deutschen Philosophie genannt werden, dass sie in *Fichte* den Mann fand, welcher das Princip jener ganzen Zeit, dem die meisten, ohne es zu wissen, huldigten, dem jetzt noch, ohne es gestehen zu wollen, manche ergeben sind, aufdeckte, dass das Princip mit Anmaſsung an die Spitze des Systems trat, als absolute Caussalität und absoluten Raum den abstracten Gegensatz, *den es vorfand*, zu überwältigen, in sich zu versetzen und aufzuzehren versuchte, dass diess in einer Methode geschah, deren Vortrefflichkeit mit der äussersten Dürftigkeit des Principes in dem schneidendsten Contract stand, und dass sie durch ungemeine Consequenz die Sache zu der Entscheidung brachte, durch welche der Despotismus jenes Principes und mit ihm jenes bloss äussere mechanische Verhältniss zwischen Subject und Object von dem Gebiete ächter Wissenschaft vertrieben worden und verbannt bleibt. Wie wenig gehören also *Fichte* und *Schelling* unter Eine Kategorie, und doch müssen sie sich hier zusammenfinden! Der Vf. scheint nicht einmal von der interessanten Polemik der ersten zehn Jahre unseres Jahrhunderts eine genaue Kenntniss zu haben, geschweige von der wesentlichen Differenz des Identitätssystems und der Wissenschaftslehre.

Es ist wohl keinem deutschen Denker wunderbarer ergangen als *Schelling*. Denn während die einen ihn als geistreichen Eklektiker charakterisiren, und ihn aus Platon, Bruno, Spinoza das Beste zusammentragen lassen, bewundern andere an ihm die Unmittelbarkeit des Genies und Seherkraft. Es beweist jedoch auf der Einen Seite wenig Studium des eigenthümlichen Gehaltes der Schriften des Mannes und wenig Achtung vor dem Trefflichen, wenn man ihn mit dem ersten besten compilirenden Historiker zusammen wirft, auf der anderen Seite wenig Tiefe, wenn man in den Entwickelungen des Geistes jene Urplötzlichkeit, jenes vorher ungeahnte Auftauchen unerhörter ungesehener Gestalten annimmt. Das Object (hier in seiner weitesten Bedeutung genommen, nicht bloss als Natur) war in dem G. d. ges. Wissenschaftslehre vor dem abstracten Subjecte angetroffen und an der Spitze jener Wissenschaft als *vorhanden* zugestanden worden. Dennoch musste es sich gefallen lassen, von der abstracten Identität nur als Negation betrachtet zu

werden; die Negation aber war nichts als eine Maske, hinter welcher das Object sich selbst barg, hinter welcher seine drohende Macht während des Verlaufes der Wissenschaft in dem Grade wuchs, in welchem das abstracte Subject an Herrschaft und Ausdehnung zu gewinnen schien, hinter welcher es endlich da, wo das abstracte Subject seinen Sieg feyern wollte, hervorbrach und Anerkennung gebieterisch verlangte. Man mag sich nicht wundern, wenn der Erfinder der Wissenschaftslehre dieses Resultat nicht anerkennen wollte, es hatte sich durchaus gegen seine Absicht ergeben. Allein der Gegensatz in der Gestalt des Objects war nun vollkommen in die Wirklichkeit getreten, und nach der gewaltsamsten Misshandlung durch die Gr. d. ges. Wissenschaftslehre wurde es endlich von einem folgenden Denker in Schutz genommen, und trat in der Philosophie, welche sich die concrete Identität des Subjectes und Objectes nennt, in eigenthümlicher Würde mit dem Subjecte zugleich und ihm identisch an die Spitze des Systems. Hr. *Weisse* gehört unter die Zahl derjenigen, welche das System der concreten Identität als Anschauung charakterisiren, und zuerst von der zwar indirecten, aber nothwendigen Entwickelung aus der Gr. d. ges. Wissenschaftslehre nichts wissen, dann aber in dem Systeme nichts erblicken, als was poetische Erfindung in fast bewusstloser Lebendigkeit an einander fügt. Der Schöpfer des Identitätssystemes hat zwar selbst sein Philosophiren ein Anschauen genannt, besonders das Princip seiner Wissenschaft. Er that es aber blos im Gegensatz gegen die Leerheit und Seichtigkeit der gewöhnlichen Verstandesansicht. Den Ausdruck hat man aufgerafft und bequem genug gefunden; man hat sich die Mühe des gründlichen Eingehens erspart, und während man nur die eigene Auffassung oder einige naturphilosophische Fehlgeburten mit jenem Namen belegen sollte, hat man die Darstellung jener tiefgeschöpften Philosophie so genannt, da sie doch mit und in ihrer Anschauung einen hohen Grad von Dialektik entwickelte, oder vielmehr deren Anschauung eine Dialektik war, wie sie auf dieser Stufe seyn konnte, seyn musste. *Schelling* sagt: „Ich halte dafür, dass, so wie überhaupt jeder edle Stoff durch die Form geehrt wird, so insbesondere eine so hohe Erkenntniss *nicht der zufälligen Einsicht* überlassen werden müsse, — dass wir darauf denken dürfen, ihre Fülle in der absoluten Form zu gestalten, um von dem Stückwerk einzelnen Wissens zur Totalität der Erkenntniss überzugehen. Dieses erkläre ich für die Endabsicht und den Zweck aller meiner wissenschaftlichen Arbeiten.“ Diese Form nun hat der Vf. eben so wenig zu würdigen verstanden, wie das Princip. Er hat nicht begriffen, wie die *Schelling*sche Dialektik, welche von *Schelling* selbst Construction genannt wird, in und mit dem Anfang seiner Philosophie gegeben war, wie der Anfang selbst nur ein construirter war, wie diese substantielle Concretion durch die ungeheure Consequenz geboren ward, mit welcher die abstracte Caussalität in der Gr. d. ges. Wissenschaftslehre sich ihren Untergang bereitet, und jenem tieferen Denkverhältnisse Platz machte, und wie gerade deſshalb das Princip nur ein construirtes seyn konnte, weil das Object in der *Fichtischen* Lehre erst am Schlusse auf eine indirecte Weise machtvoll zum Vorschein kam, und nun mit dem Subjecte durch die Identität vermittelt werden musste. Und was nun die Immanenz betrifft, mit welcher die concrete Identität sich geltend machte, das Höchste, wonach die wissenschaftliche Methode zu streben hat, so ist sie wenigstens in dem Masse und der Art vorhanden, wie sie das Princip selbst verstattete.

In Betreff des *Hegelschen* Systems der Philosophie im Verhältnisse zu den vorhergehenden Speculationen hätten wir erwartet, dass der Vf. vor allem untersucht hätte, wie sich dasselbe zu dem *Schellingschen* verhielt. Statt aber die Differenz dieser beiden Systeme ganz besonders und zunächst im Principe und in der Methode nachzuweisen, was allein zu einer wahren Einsicht in die Natur dieser Gegenstände führen kann, hat er sich das Leichtere gewählt. Er giebt nämlich das Verhältniss der *Hegelschen* Speculation zu der *Schellingschen* nicht an, sondern nur zu der Betrachtungsweise der abstracten Identität, und charakterisirt erste (die *Hegelsche*) „kurz und gut (*sic*) als eine Umgestaltung des alten logischen Grundsatzes der Identität.“ Für ihn ist also das System der concreten Identität des Subjectes und Objectes nicht vorhanden, nicht eben deſshalb, weil, wie wir sahen, die Differenz der *Hegelschen* Speculation und der *Schellingschen* übergangen worden, sondern weil der *Hegelschen* Philosophie eine schon vollständig gethane Sache noch einmal zu thun übertragen wird; anderer Seits ist für ihn die *Hegelsche* Speculation nicht vorhanden, weil, was diese wirklich Neues in Princip und Methode geschaffen, ihm gänzlich entgangen ist. Mit *Schelling* beginnt aber deſswegen für die Wissenschaft eine neue Epoche, weil er es war, durch den die abstracte Identität in der Speculation auf directe und positive Weise fiel, nachdem sie sich selbst vorher ihren Grund untergraben hatte, weil er es war, der zuerst jene höhere Denkweise in die Philosophie einführte. Wenn jedoch die absolute Vernunft an die Spitze des *Schellingschen* Systems tritt, so war dieses Princip als concrete Identität des Subjects und Objects nicht ohne die Voraussetzungen, von welchen sich die Wissenschaft zu befreyen hatte. Diess zu erkennen, diese Voraussetzungen zu entdecken und mit Voraussetzungslosem zu beginnen, musste den Fortschritt der Wissenschaft bilden. Er ist durch *Hegel* geleistet worden. Auch Hr. *Weisse* scheint darauf hinzudeuten, wenn er sagt: „die *Hegelsche* Logik gab eine Analyse der concreten Identität,“ oder wenn er die Kategorieen des Seyns, Werdens u. s. w. die einfacheren Bestandtheile nennt, auf welche die Identität zurückgeführt worden wäre. Allein es ist bey ihm nur Schein, denn sogleich darauf konnte er behaupten, dass sich jene Kategorieen „mit gleicher Präcision aus dem Grundsatze der Identität in umgekehrter Methode herausziehen lieſsen.“ Es zeigt einen gänzlichen Mangel an philosophischer Einsicht in die Natur aller Concrescenz,

zu der wir auch die Identität des Subjectiven und Objectiven zu rechnen haben, wenn man sie für Voraussetzungsloses hält, oder aus ihr als dem Anfang das Voraussetzungslose zu entwickeln denkt. Ganz anders schrieb *Schelling*: „Sie ist das, was schlechthin und ohne alle Foderung vorausgesetzt wird, und kann in dieser Rücksicht nicht einmal Postulat der Philosophie heissen.“ Mit solchem Bewusstseyn stellte er die Voraussetzung als solche an die Spitze des Systems. Wie unvermeidlich diess aber für ihn war, darauf glauben wir im Vorhergehenden schon hingedeutet zu haben.

Es ist überhaupt zur Beurtheilung der Philosophie nothwendig, bey der neuesten deutschen Wissenschaft des Geistes aber unerläfslich, die Form durchdrungen zu haben, in welcher die speculative Idee ihren inneren Reichthum entfaltet. So sehr ist in dem, was man als die letzte Entwickelung derselben zu betrachten hat, die Form nicht Herrin des Stoffes, sondern dieser Stoff selbst, der Stoff nicht Inhalt der Form, sondern die Form selbst. Das Streben der deutschen Philosophie, mit dem Princip und in ihm die nothwendige Form zu gewinnen, das Streben nach Immanenz hat sich erst seit *Fichte* gezeigt. In der Gr. d. ges. Wissenschaftslehre findet man schon einen gewissen Versuch dazu, wie ihn nur immer das Princip der starren Caussalität zuliess, die das vorgefundene, das gegebene Object aufzureiben sich unterstand. In dem Systeme der concreten Identität des Subjectes und Objectes hat sie erst Wurzel geschlagen, da das tiefere Substantialitätsverhältniss Anfang, Mitte und Ende des Systems bildet. Die wahre Immanenz konnte der Verlauf des Systems deshalb nicht gewinnen, da das Princip noch die Voraussetzungen vor sich oder vielmehr hinter sich hatte. Lemmatischer Stoff unterbricht die Continuität. Wahre Einheit gewinnt die Methode zuerst mit der Immanenz des Principes. Das einzig immanente Princip ist aber das Einfachste. Wenn das Einfachste den Beginn der Wissenschaft bildet, so fällt die construirende Methode von selbst weg. Denn soll die Wissenschaft einen Fortgang gewinnen, so muss jenes Einfache nur immanent in sich die Bewegung finden. Die Dialektik der blossen Construction ist einer tieferen Form wissenschaftlicher Manifestation gewichen, nämlich der Selbstbewegung des Anfangs, der Selbstbewegung des Begriffes. Vor der philosophischen Methode, wie sie die *Hegelsche* Philosophie ausgebildet hat, zeigt Hr. *Weisse* überall die höchste Achtung. Allein wir möchten, er verzeihe uns diesen Ausdruck, selbst diese Achtung nur eine abstracte nennen. Er fühlt sich von einem Zuge, dem er nicht wiederstehen kann, aus einer Denkbestimmung zu der anderen fortgerissen bis in die Mitte, bis zum Ende, bis zur concretesten; er folgt aber nur, weil er muss, nicht mit dem vollen Bewusstseyn über sich und über den leitenden Geist, und ohne auf dem Wege alles wahrhaft und ernstlich in sich aufgenommen und verarbeitet zu haben, was ihm geboten wird. Diess haben wir ihm vorhin schon an einer merkwürdigen Stelle nachgewiesen. Es stehe daher statt aller übrigen nur noch die Eine: „Von dem *Platonischen* Ideenbegriff und dem *Schellingschen* Begriff des Absoluten möchte die *Hegelsche* Philosophie gern glauben machen, sie seyen nichts, als nur zusammengezogene und deshalb unvollständige Ausdrücke für das, was sie selbst in ihrer Logik giebt. In Wahrheit aber sind beide vielmehr philosophische Ausdruckweisen für den Inhalt selbst, der sich bey *Hegel* in der Form verzehrt; für das Ewige und Göttliche, das, um zu seyn, zwar gleichfalls einer ewigen und göttlichen Form bedarf, aber darum nicht mit jener Form ohne Weiteres identisch ist.“

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Dresden u. Leipzig*, b. Arnold: *Wörterbuch der richtigen Aussprache ausländischer Eigennamen aus allen Theilen der Wissenschaft und Kunst.* Ein Handbuch für Gebildete von *August Müller.* Zweyte und dritte Abtheilung. 1831 u. 1832. 501 S. 8. (3 Thlr.)

[Vergl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1832. No. 26.]

Auch die letzten Abtheilungen gleichen der ersten. Sollte wirklich die Classe der Leser, welche die ausländischen Sprachen nicht versteht, und doch auf deren richtige Aussprache bey Eigennamen Werth legt, gross seyn: so wird das Buch guten Absatz haben. Uebrigens sind die letzten Abtheilungen weniger umfassend, damit der Preis des Buches nicht zu hoch würde. Sonderbar genug haben manche Recensenten einige Auslassungen von Namen gerügt, deren Aussprache durchaus kein Bedenken hatte, und daher natürlich ausfallen musste.

X.

Dresden u. Leipzig, b. Arnold: *Die Einführung der neuen städtischen Behörde und der allgemeinen Städteordnung in der Residenzstadt Dresden am 31 Mai 1832*, beschrieben von *C. Baumgarten-Crusius.* 1832. 31 S. 8. (4 gr.)

Die Abhandlung beginnt mit dem Lobe der sächsischen Städteordnung, geht dann über zu der Einführung eines neuen Stadtraths und den Kategorieen, welche die Städteordnung jeder städtischen Behörde beylegt, wobey der Vf. als Stellvertreter des Vorstehers mitwirkte. Man hielt stattliche Reden, und der Vf. hat in einer lebendigen Sprache die Feier der Einführung der neuen Stadtverwaltung den Nachkommen im Andenken zu erhalten gesucht. Den Schluss macht das Programm zur Ordnung der Feier, die Rede des königl. Commissars, Hof- und Justiz-Raths *v. Falkenstein*, die Rede des Bürgermeisters *Hübler*, des Vorstehers der Communrepräsentanten *Eisenstuck*, der den Communalgarden Dresdens bey dem Festmahle am 31 Mai 1832 von Hn. *Baumgarten-Crusius* ausgebrachte Toast und Tafelgesang beym Festmahle wegen Einführung der Städteordnung in der Residenzstadt Dresden.

X.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Schaarschmidt und Volkmar: *Ueber das Verhältniſs des Publicums zur Philoſophie in dem Zeitpuncte von Hegels Abſcheiden.* Nebſt einer kurzen Darlegung meiner Anſicht des Syſtems der Philoſophie. Von *C. H. Weiſse* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

„Nichts iſt naturgemäſser, ſagt Hr. *W.* ferner, als daſs an dem Beginne der Entwickelung theils der Philoſophie überhaupt, theils beſonderer Perioden dieſer Entwickelung, die Form noch in dem Inhalte gleichſam verborgen liegt, und erſt allmählich aus demſelben herausgezogen wird. Paradoxer iſt es, ja ſonderbar und abentheuerlich muſs es erſcheinen, wenn umgekehrt die, bereits von dem Inhalte ausgeſchiedene und in ihrer Selbſtſtändigkeit erkannte, Form für den Inhalt ſelbſt genommen wird, und zwar nicht für den erſten beſten, ſondern vorzugsweiſe für den höchſten und tiefſten Inhalt, für den abſoluten Geiſt, für das Ewige und Göttliche. — Und dennoch läſst ſich auch dieſs erklären und entſchuldigen; entſchuldigeu nämlich mit der Eigenthümlichkeit jener Formen, welche ſie zur Verwechſelung, theils mit dem Inhalte überhaupt, theils mit dem abſolut Geiſtigen und Göttlichen insbeſondere, geeignet macht. Schon dieſs, daſs dieſe Formen nicht bloſs eine ſubjective Gültigkeit für das menſchliche Denken und Erkennen haben, ſondern ſich als gültig für alles Seyn und Erkennen ohne Unterſchied erweiſen, giebt ihnen einen Schein von Selbſtſtändigkeit und Objectivität der menſchlichen Erkenntniſs gegenüber, dergleichen für die gewöhnliche Verſtandesanſicht nur die Objecte der ſinnlichen Anſchauung und der geiſtigen Erfahrung beſitzen. Was aber das Wichtigſte iſt: ſo wohnt ihnen ausdrücklich die Natur und Beſtimmung des Abſoluten, die Ewigkeit und Nothwendigkeit, in, ſie erheben ſich durch dieſelbe über den objectiven Inhalt der gemeinen Erkenntniſs, und flöſsen dadurch dieſer Erkenntniſs die Täuſchung ein, als ſeyen ſie etwas Höheres und Inhaltvolleres als dieſe Objecte: eine Täuſchung, die nur allzuleicht von der gemeinen Erkenntniſs in die philoſophiſche oder Vernunft-Erkenntniſs ſelbſt übergeht.“ Wie unreif iſt es unter anderen zu ſagen, daſs die Platoniſche und Schellingſche Philoſophie philoſophiſche Ausdruckweiſen für den Inhalt ſelbſt ſeyen, während doch in beiden der Inhalt nur in ſo weit zum Vorſchein gekommen iſt, als durch die Form ſich die Idee manifeſtirte, und der Inhalt eben deſswegen ſich nicht hinreichend entfaltete, weil die Idee die Form noch nicht ſo gewinnen konnte, wie ſie z. B. nach Platon Ariſtoteles ausbildete, welcher in dem Grade dem Inhalte nach reicher iſt, als die Form ſich bey ihm tiefer durchgebildet hat. Wie unreif ferner zu behaupten, daſs die Kategorieen der Philoſophie, wie ſie in *Hegels* Wiſſenſchaft auftreten, nicht eine bloſs ſubjective Gültigkeit für das menſchliche Denken und Erkennen haben, ſondern ſich als gültig für alles Seyn und Erkennen ohne Unterſchied *erwieſen*, und daſs dieſs ihnen doch nur einen Schein von Selbſtſtändigkeit und Objectivität und zwar der menſchlichen Erkenntniſs *gegenüber* gäbe! Welche Ungereimtheit, von der Wahrheit durchdrungen zu ſeyn, daſs den Kategorieen ausdrücklich die Natur und Beſtimmung des Abſoluten, die Ewigkeit und Nothwendigkeit, inne wohne, und doch hinzuzuſetzen, ſie *erhüben* ſich bloſs durch dieſelbe über den objectiven Inhalt der gemeinen Erkenntniſs, und flöſsten dadurch dieſer Erkenntniſs die Täuſchung ein, als ſeyen ſie etwas Höheres und Inhaltvolleres, als dieſe Objecte! Denn, um nur das Letzte zu erwähnen, iſt dieſe Erkenntniſs, welche der Vf. die gemeine nennt, eben nichts als die gemeine, ſo erkennt ſie von der höheren, welche der Vf. im Sinne hat, nichts, und wenn ſie getäuſcht wird, ſo liegt der Grund dieſer Täuſchung in ihr ſelbſt; iſt aber die Erkenntniſs nicht die gemeine, ſo kann ſie in Bezug auf das, womit ſie ſelbſt identiſch iſt, keiner Täuſchung ausgeſetzt ſeyn.

Rec. hat ſich länger bey dem Theile der Schrift aufgehalten, in welchem es ſich zeigen muſste, ob der Vf. des Stoffes mächtig ſey, über welchen er zu ſchreiben unternahm, und er that es nur, um nun ganz kurz ſeyn zu können. Es muſs im Voraus gründliches Bedenken erregen, ob der Vf., welcher in dem Theile der deutſchen Philoſophie, der in ſeinem Buche zur Sprache gekommen iſt, nicht die beſte Kenntniſs beurkundet, und gerade da, wo es auf die innigſte Gedankenbildung ankam, keine Einſicht bewieſen hat, uns das Verhältniſs des Publicums zur Philoſophie mit philoſophiſcher Wahrheit werde ſchildern können. Rec. muſs rückhaltslos geſtehen, daſs er nichts gefunden hat, was durchaus wahr, ſondern vieles, was ſogar durchaus unrichtig iſt. Wir heben hier nur das Eine heraus. Der Vf. hatte in Bezug auf das religiöſe Element in dem *Schellingſchen* Syſtem den weſentlichen Mangel gefunden, daſs dieſe Philoſophie nicht bis zu dem lebendigen, ſelbſtbewuſsten, perſönlichen Gott vorgedrungen ſey. Wir laſſen es für dieſsmal dahin geſtellt ſeyn, in wiefern oder ob dieſs überhaupt

wahr sey. Diesen Mangel hatte, sagt der Vf., die folgende Philosophie zu ergänzen. *Hegel* habe diess zu thun versucht dadurch, dass er „das Princip seiner Logik, nämlich die concrete Identität, an die Stelle der Gottheit gesetzt habe," (S. 29) oder, „dass er das Princip der Identität unmittelbar in seiner reinsten metaphysischen Abstraction für die höchste Einheit alles Daseyns ausgegeben, und an die Stelle des Begriffes der Gottheit zu setzen wagte," (S. 32) oder „dass er den reinen, von allem concreten göttlichen sowohl als menschlichen und weltlichen Inhalt entleerten metaphysischen Begriff geradehin für den Grund und die Substanz aller Dinge, für die Gottheit selber ausgab." (S. 46.) Hier stehen wir zunächst still, und fragen den Vf., wo er das gefunden, wo er das gelesen hat. Und hat er es nirgends gefunden, wie es denn auch nirgends zu lesen ist, sondern glaubt er es bemerkt zu haben, so nehmen wir ihm zuvörderst solches Bemerken, solchen Glauben nicht, verwundern uns aber, wie man zu solchem Abschluss über einen Denker kommen könne, wenn man seine Schriften nicht etwa bloss von Aussen betrachtet hat, und sprechen einem äusserlichen Betrachter alle Competenz ab, über das Verhältniss unserer deutschen Nation zu dem religiösen Gehalte der neuesten Philosophie zu urtheilen.

Hr. *Weisse* hat seiner Schrift eine kurze Darlegung seiner Ansicht des Systemes der Philosophie angehängt, auf einigen dreyssig Seiten. Die Kritik enthält sich bis dahin alles Urtheiles, wo das System nicht mehr im losen Schematismus, sondern ausgearbeitet und durch philosophische Form gebunden, vor ihr liegen wird. S. i. E.

LITERATURGESCHICHTE.

MAGDEBURG, b. Rubach: *Handbuch der Geschichte der abendländischen Literaturen und Sprachen,* insbesondere der italiänischen, spanischen, portugiesischen, französischen, englischen, holländischen, dänischen und schwedischen. Erläutert durch eine Sammlung übersetzter Meisterstücke. Im Verein mit literar. Freunden bearbeitet und herausgegeben von Dr. *F. W. Genthe.* I Band. Italiänische Literatur. 1832. 510 S. 8. (2 Thlr.)

Zu den Werken, welche Deutschland den wohlbegründeten Ruhm erhalten, die Kenntniss dessen, was andere Nationen auf diesen Gebieten geleistet, stets mehr ausgebildet zu haben, als irgend ein anderes Land der europäischen Republik, wird künftig auch das vorliegende gerechnet werden, wenn anders auf eine consequente Durchführung des entworfenen Planes, auf denselben Geist tüchtiger und getreuer Forschung, der diesen ersten Theil auszeichnet, und auf dieselbe würdige Darstellung zu rechnen ist, die uns diesen Probeband einer allgemeinen Geschichte der abendländischen Literaturen zu einer so erfreulichen Erscheinung gemacht haben.

Der Plan zum Ganzen ist dahin entworfen, dass nach einem kurzen pragmatischen Geschichtsabriss jeder Literatur die Erläuterung und Belegung dieser Geschichte durch eine Sammlung übersetzter Musterstücke in chronologischer Folge, die poetischen von den prosaischen gesondert, neben einer kurzen Biographie der auf diese Art eingeführten Literatoren folgen soll. Bey diesem Plane sind auf die italiänische, französische und englische Literatur je zwey Bände zu 30 Bogen, für die spanische und portugiesische aber ein Band für die Prosaiker und ein zweyter für die Dichter gerechnet, der holländischen, dänischen und schwedischen Literatur aber ist gemeinschaftlich ein Band für Prosa und einer für Poesie gewidmet, und die provenz. Literatur soll als Einleitung zu der französischen behandelt werden. Die Bearbeitung selbst beginnt, wie billig, mit Italien, dem Stamm- und Mutter-Lande der modernen Literatur überhaupt, welches die in der Provence anbrechende Dämmerung zum vollen Tageslichte ausbildete. Von hier aus ist der Uebergang, materiell und organisch, leicht zu überblicken. — Diesem Plane kann unser Beyfall um so weniger fehlen, als er vollkommen begründet, schon an sich eine Probe von der umfassenden Sachkunde der Vff. liefert, und die Einsicht bewährt, die ihnen in den ganzen Umfang und in die eigentliche Bedeutung ihres Unternehmens beywohnen musste. Diess Urtheil bestätigt sich denn auch sowohl durch das treffliche Vorwort des Herausgebers, wie durch die Behandlung des prosaischen Theils der italiänischen Literatur, welcher uns in diesem ersten Bande vorgelegt wird. Mit bescheidener Selbstschätzung verspricht der Herausgeber keine neuen Aufschlüsse und unerhörten Forschungen über die Schicksale der verschiedenen Literaturen; aber er gelobt, das Vorhandene mit Fleiss zu sammeln, gleichfern von Neuerungssucht und Schulweisheit, in einer klaren Uebersicht zusammenzustellen, charakteristische Züge durch treue Uebersetzungen dem Leser zur Anschauung zu bringen, welche besonders für die nordeuropäischen Literaturen neu seyn sollen, und auf diese Art, nicht sowohl ein Surrogat für das eigene Studium derselben, sondern vielmehr eine neue Auffoderung dazu und eine dankenswerthe Anleitung dabey zu liefern. Diess Versprechen, durch zweckmässig angeordnete Fragmente die Idee des Ganzen zur klaren Ansicht zu bringen, und dabey durch Nachrichten und Uebersichten behülflich zu seyn, erfüllt er vollkommen, und löset so die von ihm selbst gestellte Aufgabe. Nach einem grösseren Lobe, als diess Anerkenntniss in sich schliesst, ringt er nicht; denn er kennt vollkommen die Gefahren und die Irrthümer, zu denen die unglückliche Lust, Neues und Unerhörtes vorzubringen, so manches gute Talent schon verleitet hat. Hierin aber ist er vollkommen zu loben. Denn um nur bey einem Beyspiel stehen zu bleiben, zu welchem verworrenen und völlig nutzlosen Wortstreit hat z. B. der Altersrang der sicilianischen und provenzalen Literatur nicht Anlass gegeben, oder der Streit darüber, ob die italiänische Nationalsprache einem altrömischen Volksdialekt oder germanischen Einflüssen ihren Ursprung verdanke! Mit der Erörterung und Berichtigung dieses Meinungsstreites beginnt der Vf. seine Geschichte

der italiänischen Sprache. Seitdem *Celso Cittadino*, *L. Bruni*, *Bembo* und *Gravina* diese Hypothese zuerst aufstellten, hat der gelehrte *Maffei* noch im Ganzen die besten Beweise für ihre Begründung beygebracht. Er hat mit grossem Fleiss ein ganzes Idiotikon solcher Worte der neueren Sprache gesammelt, welche nicht der römischen Schriftsprache, sondern einem uns freylich wenig bekannten römischen Volksdialekt entlehnt sind, der sich von der Sprache der Gebildeten allerdings wesentlich unterscheiden mochte. Zu diesen Worten gehören beyspielsweise folgende: *strada* für *via*, *tonus* für *tonitru*, *russus* (*rossa*) für *ruber*, *essere* für *esse*, *vernus* für *hiems*, *avere* für *habere*, *testa* für *caput*, *menare* für *ducere*, *bellus* für *pulcher*, *grossus* für *grandis*, *caballus* für *equus*, *puta* für *puella*, *bucca* für *os*, *bramosus* für *cupidus*, *torta* für *placenta*, die Aussprache des *au* wie *o*, des *x* wie *ss*, des *b* wie *w*, des *mn* wie *nn*, des *us* wie *o*, der Gebrauch des Ablativus *fonte* für den Nominativ *fons*, *sole* für *sol* u. s. w. Allein was folgt aus diesem allem weiter, als dass eben das römische Element im heutigen Italiänischen durch den Volksmund in die Schriftsprache überging, das neue Princip des Wortbaues, der Syntax und der Denkweise überhaupt aber aus ganz anderen Quellen her darin einfloss? Wer kann zweifeln, dass diess neue Princip ein ächt germanisches war, wie die überall sichtbare schärfere Bezeichnung durch Artikel, Präpositionen und Hülfszeitworte, die Vereinfachung der Construction nach deutschen Consequenzen und die Unzahl germanischer Wurzelworte im heutigen Italiänischen zur Genüge darthun? *Ap. Zeno*, *Tiraboschi*, *Fontanini* und *Muratori* haben diese richtigere Ansicht der Sache auch bereits zu einer vollkommen siegreichen erhoben, und es ist jetzt selten mehr die Rede von jener hypothetischen Abstammung des Italiänischen aus einem römischen Volksdialekt. — Die Abweichungen des neu entstandenen „*Romanzo*" nach seinen Provinzen, und den endlichen Vorrang, den das „Florentinische" über alle anderen gewann, erörtert der Vf. kurz und befriedigend. Die National-Eitelkeit italiänischer Sprachforscher leugnet zwar häufig den Einfluss, welchen die fortschreitende Entwickelung des provenzalen Romanzo auf das Italiens ausübte: aber dem unbefangenen Blick ist dieser Einfluss dennoch unverkennbar. Es ist kein Beyspiel von einem älteren Gebrauch des italiänischen Romanzo zu poetischen Zwecken vorhanden, als die bekannten sicilianischen Sprachproben, (Vincenzio (Cuillo) d'Alcamo's, Friedrich II, und seines Sohnes Manfredi u. a.) und diese sind offenbar provenzalen Vorbildern nachgeahmt. Was aber aus Petrarchs Briefen zum Beweise dafür angeführt wird, dass von Onesto Bolognese und den Sicilianern schon in italiänischer Sprache gedichtet sey, beweiset durch den Zusatz: *ut fama est eben*, dass keine Poesieen dieser Art selbst zu *seiner* Zeit erweislich und bekannt waren. Vielmehr ist gewiss, dass alle Vorgänger Dantes, Franc. Barberino, Guido, Guido Cavalcanti, Guitone v. Arezzo, Cino v. Pistoja u. a. nicht bloss das Provenzale als Muster ins Auge fassten, sondern selbst, so oft ihnen der Ausdruck fehlte, diesen geradezu aus dem Provenzalen entlehnten, ein Einfluss, der um so unausbleiblicher wurde, als der Hof der Päpste vollends nach Avignon verlegt wurde. *Fontanini* (*Elog. Ital. pag.* 38) und *Crescimbeni* (*volg. poes. tom.* 1 *cap.* 2) erkennen diese Einwirkung auch geradezu an, und in dem Werke des *Ant. Bastero de la Crusca* ist sogar nachgewiesen, *welche* Worte, Formen, Redensarten und Sprichwörter das Italiänische aus dem Provenzalen entlehnt hat. — Der Fortschritt der Florentiner in bürgerlicher und sittlicher Cultur am Schluss des 13ten Jahrh., vor allen aber der gigantische Geist Dantes war es, was den Sieg des florentinischen Dialekts über alle anderen Volksdialekte in Italien entschied. Die oben genannten Vorgänger, nebst Dino Compagni und Malespini, hatten diesen Sieg des „*Tuscum*" (*volgar illustre*) vorbereitet, der durch die „göttliche Komödie" unzweifelhaft wurde.

An dieser Stelle nun beginnt die „ästhetische" Geschichte der italiänischen Literatur mit einer Charakteristik *Dantes*, *Petrarchs* und *Boccaccios*, aus der wir, weil sie in der That trefflich ist, einige Züge entlehnen wollen, welche dem Leser von Darstellung und Behandlung, sowie von Wissenschaft und Urtheil des Vfs., zur Probe dienen mögen. „Religion, Liebe und Philosophie, zu einer Energie und Harmonie verschmolzen, die bis dahin unerhört war, schufen das kolossale Werk der „göttlichen Komödie," das als ewiges Grenzzeichen auf der Marke der alten und der neuen Zeit dasteht. Diese dreyfache Richtung, welche Dante dem staunenden Europa in seiner Person zuerst concentrirt zeigte, und welche ihn universal machte, war den Italiänern in ihrer Vereinigung zu imposant. Religion und Philosophie meinten sie für die Poesie entbehren zu können, oder wenigstens der erotischen Richtung unterordnen zu dürfen. So ward es constanter Charakter der italiänischen Poesie, der die Prosa gehorsam nachschlich, dass Religion und Philosophie nur Aufwärterinnen des Eros blieben. Den Tribut für die Religion entrichtete der italiänische Geist in den Formen des Katholicismus . . . mit dem Bedürfniss des Denkens aber fand er sich in spitzfindigen Gedankenspielen ab, bey denen er unter unendlicher Variation der Ideen niemals zur Beharrlichkeit eines *Ideals* gelangte. Diess aber ist die kurze Skizze und der Charakter der gesammten italiänischen Literatur. Diese Abweichung von dem Streben Dantes bekundet sich schon in den beiden Männern, welche mit ihm das Triumvirat der italiänischen Poesie bilden, in *Petrarch* und *Boccaz*, mit dem Unterschiede, dass diese für Italien, Dante aber für die Welt Epoche machen. In seinem Gedicht, an das Erd' und Himmel die Hand legen, war der Inhalt seines, auch nach Aussen, reichbewegten Lebens niedergelegt; aus der *Liebe* quoll es hervor, und nahm seinen Ursprung in *der* Region, wo diese zum Himmel hinaufwallt. . . — Wie klein dagegen ist der Liebeszauber in Petrarchs grübelnden Erotiken und in Boccaz sinnlichem Glühen! In dem Grade aber, als Letzter den Ton traf, den man in Italien gern vernimmt, und welcher durch

ihn der herrschende wurde, entfernte sich die italiänische Poesie von dem erhabenen Streben Dantes und seiner riesenkräftigen Schöpfung. So ward die italiänische Literatur erschaffen, in ihren ersten Anfängen bereits vollendet und fertig." — In derselben Weise nun durchgeht der Vf. die älteste Periode der italiänischen Literatur (meist nach *Tiraboschi's Storia della L. I.*), gedenkt Ricard Malespinis († 1281), Dino Compagnis, der *Cento novelle* aus Dantes Zeit, seines Lehrers Brunetti Latini, Giov. Villanis und seiner *Cronica*; der prosaischen Schriften Dantes, Franz. de Ascolis, Ubertis und seines *Dittamondos*, der *Fiammetta* des Boccaz, die er mit *Schlegel* für sein tiefstes und bestes Werk hält, weil sie eine höhere und *edlere* Individualität entwickelt, als das Decameron (dem sie jedoch, wie er hinzusetzen sollte, an poetischer Erfindungsgabe unendlich nachsteht), Sacchettis, des Burchiello (um 1432) u. s. w., worauf er zu der *Comedia dell' Arte* übergeht. Wir können dem Vf. hiebey nicht durch einzelne Stadien folgen, und müssen uns begnügen, anzuerkennen, dass er, auf etwa acht Bogen, eine an treffenden Urtheilen so reiche, so sachkundige und organisch zusammenhängende Skizze der italiänischen Literaturgeschichte liefert, wie uns weiter keine bekannt ist. In dieser Arbeit sind einzelne Puncte, bey denen wir seinem Urtheil zu widersprechen Neigung fühlen; allein, da diess nur auf eine Geschmacksverschiedenheit hindeutet, Stoff und Form seines Urtheils aber sich stets richtig und consequent erweisen, so enthalten wir uns billig dieses Widerspruchs, um vielmehr sein Verdienst als gewissenhaften Wegweisers anzuerkennen. Prägnanz und eine völlig organische Entwickelung sind die unverkennbaren Vorzüge dieser kurzen, aber inhaltreichen Uebersicht der italiänischen Lit. Geschichte, welche uns besonders in *dem* neu erscheint, was sie über die unverständige Verehrung *Boccaccios* und *Petrarchs* sagt, und über die verderblichen Folgen, die diese masslose Verehrung für Ausbildung des prosaischen, wie des poetischen Stils entwickelte. Doch eben diese unbeschränkte und der Prüfung sich überhebende Nachahmung und Verehrung lag ja wiederum im Volksgeiste, und war eben ohne eine totale Umwandelung desselben nicht zu ändern. Denn die Bedingungen, welche die Literatur und die Kunst irgend eines Volkes *so* oder *so* gestalten, sind, unserer Meinung nach, als durchaus nothwendige und unabänderliche anzusehen, und es ist daher auch ein unstatthafter Irrthum vieler Lit. Historiker, dem Beyspiel eines Vorbildes, oder irgend einem *besonderen* Umstande, das gesammte Schicksal dieser oder jener Kunstbestrebung in einem Volke zuzuschreiben. Von einem solchen Irrthume erhält sich der Vf. frey; vielmehr bemüht er sich, die Schicksale der italiänischen Literatur aus allgemeinen Zuständen und Anlagen des ganzen Volks zu entwickeln. In dieser Art leitet er z. B. die vielen verschiedenen Gattungen des Burlesken, an dem die italiänische Literatur des 17ten Jahrh. so reich ist, aus der allgemeinen Neigung des Volks zur carrikirenden Verspottung ganz richtig her, und macht auf die ihres Unsinns wegen wirklich merkwürdigen Erscheinungen in dieser Gattung wiederholt aufmerksam. Die *Poesia pedantesca, contadinesca, boscareccia,* die *trottole* u. a. dergl. sind der italiänischen Poesie in der That fast ausschliesslich eigen, und wir möchten Crescimbeni's hartes Urtheil gegen sie nicht eben gern unterschreiben. Der Literatur bringen sie freylich keine besondere Ehre, aber eine wahre und ächte Lebenslust malt sich doch und oft ergötzlich genug in ihnen, wie z. B. in der *Tancia* des Buonarotti anerkannt werden muss. — Was die italiänische *Prosa* vorzüglich zurückhielt, scheint uns der Vf. nicht entdeckt zu haben; es war der gleichzeitige Gebrauch, und die unglückliche Neigung zur Nachahmung des lateinischen Wortbaues mehr, als die der freylich gedehnten, aber stets durchsichtigen und klaren Perioden Boccaccios. Die Prosa der Italiäner wird nicht eher eine leichte, fliessende Gestalt annehmen, als bis man alle Erinnerung an den lateinischen Phrasenbau durchaus verloren hat. Die neuesten Bemühungen *Manzonis* u. a. Romantiker hätten hier eine besondere prüfende Rücksicht verdient. Für die *poetische* Blüthe scheint uns die Jahreszeit in Italien so ziemlich vorüber zu seyn; allein wir vertrauen, dass für einen glücklichen Gebrauch der Sprache in der *Prosa* der Lenz in eben diesem Lande gekommen seyn wird. Eben für diese neueste Umgestaltung der Dinge in Italien ist der Vf. jedoch nicht so ausführlich, als wir gewünscht hätten. *Manzoni* ist fast der einzige Literator, von dem er Proben oder Nachricht giebt, da auch *Lanzi* nun zu den Verstorbenen gehört.

Die Uebersetzungs-Proben, die von kurzen Lebensbeschreibungen und literarischen Andeutungen, über ihre Vff. begleitet sind, vereinigen Treue mit den Foderungen des Geschmacks. Sie lassen nichts Billiges zu wünschen übrig, und erwecken die Hoffnung, dass der geschickten Hand des Uebersetzers auch eine entsprechende Uebertragung der poetischen Musterstücke, welche der nächste Band liefern soll, gelingen werde. — Darauf, ob diese Hoffnung nicht täuscht, kommt für jetzt alles an. Wird sie erfüllt, so genügt diess umfassende Unternehmen allen den Erwartungen, die es bey uns erregt hat; es ist dann im Stande, da vorzugsweise noch *unübersetzte* Werke zu Proben auserwählt sind, dem der Sprache unkundigen Literaturfreund Ersatz, dem Kundigen Anleitung und Anregung zu weiteren Studien, *Allen* aber eine lehrreiche und anziehende Lectüre zu gewähren.

Der Druck ist sorgsam und fehlerfrey, das Papier jedoch könnte besser ausgewählt seyn.

W. V. L.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.
NOVEMBER 1832.

LITERATURGESCHICHTE.

Weimar, b. Hoffmann: *Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit.* Eine Vorlesung in der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt am 12 September 1832 von *Friedrich von Müller.* 1832. 46 S. 8.

Ueber *Goethe's* Genialität ist viel gesprochen und geschrieben worden. Aber geniale Menschen schweifen leicht über die Grenzen der Wirklichkeit hinaus; im Gefühl ihrer geistigen Ueberlegenheit verschmähen sie oftmals die eng gezogene Schranke bürgerlicher Ordnung, und einer einseitigen Richtung aufs Ideelle hingegeben, das Studium der wirklichen Welt und ihrer Anfoderungen. Wer *Goethen* nicht genauer zu kennen Gelegenheit hatte, ist wohl geneigt, ihn in die Classe jener Menschen zu setzen. Aber in ihm finden wir von seiner Jugend an zwey oft sich widerstrebende Eigenschaften innig verschwistert: eine überschwenglich productive Phantasie und einen kindlich reinen Natursinn, dem überall ein Lebendiges begegnet, und der überall thätig ins Leben einzugreifen strebt.

Von *dieser* Seite *Goethen* darzustellen, und dessen praktische Wirksamkeit hervorzuheben, welche man seither bey der Betrachtung seines so reichen Lebens viel zu wenig berücksichtigt hat — diess ist der Zweck dieser Schrift, deren Vf. nicht blofs durch eine lange Bekanntschaft mit dem Verewigten vorzüglich berufen war, ein Wort über Ihn öffentlich zu sprechen, sondern der auch durch scharfe und feine Beobachtungsgabe, durch ungetrübte Ansicht der Gegenwart und der Vergangenheit, durch anziehende Darstellung und ein seltenes Rednertalent diesen Beruf auf das würdigste zu erfüllen verstand.

Denn einer Rede freylich mehr, als einer Vorlesung, gleicht diese Schrift, man mag nun auf die hie und da (z. B. S. 22. 23 u. a. a. O.) mit oratorischer Amplification verbundene Ausführung des Gegenstandes, oder auf den blühenden, mit allen rhetorischen Zierden reichlich versehenen Vortrag Rücksicht nehmen. Wir sind aber weit entfernt, dem würdigen Vf. daraus, dafs er auf dem Titel eine *Vorlesung* verhiess, einen Vorwurf machen zu wollen, da wir wohl wissen, wie leicht die ehrwürdige Versammlung, vor welcher er auftrat, zu einem höheren Ton begeistern kann, und wie gerade dieser Ton vor solchen Zuhörern und vor solchen Theilnehmern sich als der schicklichste und geeigneteste rechtfertigt.

Haben wir sonach den rechten Standpunct gefunden, aus welchem diese lehrreiche Schrift zu betrachten ist: so wird es keiner weiteren Entschuldigung bedürfen, dafs der Vf. nicht durchaus den chronologischen Faden einer Biographie verfolgte, dafs er *Goethe's* Leben nicht vollständig aus dem von ihm gewählten Gesichtspuncte auffafste, sondern mehr rhapsodisch, und ohne strenge Zeitfolge, einzelne Züge heraushob, in denen sich vorzüglich dessen praktische Wirksamkeit recht anschaulich ins Licht setzen liefs.

Wenn wir demnach in dieser Hinsicht dem Vf. in unserer Anzeige folgen, so geschieht es nicht sowohl, weil auch uns dadurch die Anzeige selbst erleichtert wird, sondern vorzüglich in der Hoffnung, derselben auch für ein gemischtes, lehrreiche Unterhaltung mehr, als tiefe psychologische Entwickelung, suchendes Publicum ein grösseres Interesse zu geben.

Der Vf. geht davon aus, wie *Goethe* schon als talentvoller Knabe, durch das emsige Lebensgewühl seiner gewerb- und handelsreichen Vaterstadt angezogen, sich leicht in die Zustände Änderer zu finden wufste, wie er jede besondere Art menschlichen Daseyns mitzufühlen, und den verschiedenen Beschäftigungen der Menschen Begriff, Bedingung und technischen Vortheil abzugewinnen suchte. Mit Beharrlichkeit strebte er, sich jede imposante Naturerscheinung zu enträthseln, und was er erblickte, ward ihm alsbald zum Bilde. Wie er es mit Wärme in sich aufnimmt, will er auch äusserlich es wieder hervorbringen und darstellen; das Zeichnen — diese sittlichste aller Fertigkeiten, wie er sie späterhin einst nannte — wird ihm zum Organ seines Verständnisses mit der Natur, zur symbolischen Sprache für innere Anschauungen. In der Seele des Jünglings begründet nachher jeder bedeutende äussere Anlafs ein tieferes Gefühl der grofsen Wahrheit, dafs alle Kunst durch klare Naturanschauung bedingt ist; und wie verführerisch auch dem durch seine ersten Productionen berühmt gewordenen Dichter das Bild eines ungebundenen Dichterlebens erscheinen mochte, so fühlte er doch gar bald, dafs er vor allem einer würdigen Stellung im bürgerlichen Leben bedürfe, und dafs der Dichter nur um so freyer und reicher schaffen und gestalten könne, je breiter die Unterlage praktischer Wirksamkeit und Erfahrung sey, auf die er sich stütze. Der ehrenvolle Ruf nach Weimar und

fein alsbaldiger Eintritt in den Staatsrath eines regierenden Fürsten öffnete ihm dieses schöne Feld praktischer Wirksamkeit.

Was Ihm der befreundete Fürst ward, dem er nun „Neigung, Liebe, Vertraun" und volle Freyheit, der Neigung zu folgen, verdankte; was Er dem geistesverwandten Fürsten geworden, ist zwar allbekannt, wird aber in dieser Schrift noch einleuchtender durch ein paar von Hn. *v. M.* mitgetheilte Briefe, in denen der Günstling von Rom aus sein dankbares Gefühl zart und innig, dabey aber mit edlem Selbstgefühl, gegen den geliebten Fürsten ausspricht. „Wie Sie mich (so schreibt er ihm unter Anderem) bisher getragen haben, sorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe so ein grosses und schönes Stück Welt gesehen, und das Resultat ist: dass ich nur mit Ihnen und mit den Ihrigen leben mag. Ja ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was Niemand als ich thun kann, und das Uebrige Anderen auftragen. Ihre Gesinnungen, die Sie mir in Ihren Briefen zu erkennen geben, sind so schön, für mich bis zur Beschämung ehrenvoll, dass ich nur sagen kann: *Herr! Hier bin ich, mache aus deinem Knechte was du willst.*"

So wohlüberlegten Wünschen ward freundliche Erfüllung zu Theil: *Goethe* konnte nach seiner Rückkehr aus Italien sich lediglich nach seiner Neigung bald den Musen, bald einzelnen Zweigen praktischer Wirksamkeit widmen, wie der Genius es ihm eingab.

Der Vf. führt diese einzelnen Zweige auf, und zeigt einsichtsvoll, wie die Betreibung derselben sich immer wieder in dem Zauberkreise der Kunst hielt, der den Dichter angezogen hatte, und mit seiner Liebe zur Natur in Verbindung stand. So sieht man *Goethen* seine botanischen Forschungen treiben, welche ein fröhliches Jagdleben zuerst angeregt hatte; so ward in ihm der höhere Sinn für Mineralogie und Bergbau, für Osteologie und vergleichende Anatomie geweckt und ausgebildet; so begründete er viele Jahre hindurch seine Theorie der Farben, von deren Richtigkeit er (wie auch Rec. mehrmals von ihm gehört hat) so fest überzeugt war, dass er nicht zweifelte, sie werde dereinst, als die einzig wahre, allgemeine Anerkennung finden; so waren seine näheren Verhältnisse zu der Akademie Jena, um deren Museen und botanischen Garten er sich hohe Verdienste erworben hat; so die Uebernahme der Direction des Weimarischen Hoftheaters, die Oberaufsicht über die freye Zeichenschule zu Weimar u. s. w. Diese unvertilgbare Liebe zum praktischen Wirken schlingt sich durch das ganze Gewebe seines Lebens hindurch; sie schärft sein Auge für jede äussere Erscheinung, und leitet immerfort die oft unruhige Thätigkeit seines Geistes zum Realen hin. Und sowie er auf der einen Seite die Bedeutung und den Werth des Lebens zu würdigen verstand, so schwebte ihm auf der anderen fortwährend die grosse Wahrheit vor der Seele, dass, um das Möglichste zu leisten, man sich vor jedem falschen Streben nach dem Unmöglichen, Unerreichbaren, vor jeder Zersplitterung seiner Kräfte und Gefühle sorgfältig zu hüten habe.

Ueberhaupt aber war es für *Goethen* Bedürfniss, von jedem noch so heterogenen Zustande einen deutlichen Begriff zu gewinnen, und die unglaubliche Fertigkeit, mit der er jedes Ereigniss, jeden persönlichen Zustand in einen *Begriff* zu verwandeln wusste, ist wohl als das Hauptfundament seiner praktischen Lebensweisheit anzusehen, und hat sicher am meisten beygetragen, ihn, den von Natur so Leidenschaftlichen, so leicht und tief Erregbaren, unter allen Katastrophen des Geschicks im ruhigen Gleichgewicht und in gleicher Thätigkeit zu erhalten. Indem er stets das Geschehene, Einzelne, sofort an einen höheren allgemeineren Gesichtspunct knüpfte, in irgend eine erschöpfende Formel aufzulösen suchte, streifte er ihm das Befremdliche oder persönlich Verletzende ab, und vermochte nun es in der Form naturgemässer Gesetzlichkeit ruhig zu betrachten, ja als ein Geschichtliches, gleichsam nur zur Erweiterung seiner Begriffe Erscheinendes, zu neutralisiren. Wie oft äusserte er: „Das mag nun werden, wie es will, den Begriff habe ich weg; es ist ein wunderlicher complicirter Zustand, aber er ist mir nun doch völlig klar."

Aus dem Allen erklärt sich auch so Manches, was *Goethen* oft vorgeworfen worden: z. B. dass er an der politischen Gestaltung seines Vaterlandes so wenig Interesse genommen, dass er in gewissen Momenten patriotischen Aufschwunges seine Stimme nicht erhoben, ja der Entwickelung freysinniger Ideen nicht selten abhold geschienen hat. Es lag (sagt der Vf. S. 25) allerdings nicht in seinem Naturell, nach einer politischen Wirksamkeit zu streben, deren Vorbedingungen seinem Lebenskreise nicht zusagten, deren Folgen seinem Blicke nicht ermessbar waren. Von der Höhe seines Standpunctes erschien ihm die Geschichte nur als ein ewig wiederholter, ja nothwendiger Kampf der Thorheiten und Leidenschaften mit den edleren Interessen der Civilisation; er kannte zu gut die Gefahren oder mindestens zweydeutigen Erfolge unberufener Einmischung, er wollte das reine Element seines Denkens und Schaffens nicht durch die wirren Erscheinungen des Tages trüben lassen, und noch weniger sich zum Wortführer irgend einer Partey aufwerfen, wenn gleich *Gall* das Organ des Volksredners in höchster Ausbildung an ihm entdeckt haben will. — Er war überzeugt, dass dem Menschen weniger von Aussen, als von Innen heraus zu helfen sey, und dass ein reines tüchtiges Wollen sich in jeder Form staatsbürgerlicher Existenz Bahn zu machen und nützlich zu wirken vermöge. In diesem Sinne hielt er fest an Ordnung und Gesetzmässigkeit, als an den Grundsäulen bürgerlicher Wohlfahrt, und nur alles dasjenige, was den stetigen Fortschritt sittlicher und geistiger Ausbildung, geregelter Benutzung der Naturkräfte aufzuhalten und zu verkümmern, die edelsten Güter des Daseyns dem wilden Spiele ungezügelter Leidenschaften, der Herrschaft roher Mas-

sen preiszugeben drohete, war ihm das wahrhaft Tyrannische, Freyheitvernichtende, durchaus Unerträgliche. Und in diesem Sinne hat er allerdings in Wort und Schrift immerfort zu wirken gestrebt, ermahnt, belehrt, ermuthigt und beruhigt, das Falsche, Naturwidrige, Gemeine in seiner Nichtigkeit dargestellt, edlen Geistern sich thätig angeschlossen, und jene höhere Freyheit des Gedankens und vernünftigen Wollens standhaft behauptet, die den Menschen erst zum Menschen macht."

Ungern versagen wir uns das Vergnügen, des Trefflichen und Treffenden mehr aus dieser Schrift auszuheben; ja vielleicht haben wir schon zu viel mitgetheilt, da unser Zweck war, nur zum Lesen derselben anzureizen, nicht durch Auszüge sie allenfalls entbehrlich zu machen.

Doch können wir versichern, dass dem Leser noch immer Nahrung und Unterhaltung genug in dem Buche vorbehalten ist, vorzüglich auch durch so manche hier zuerst bekannt gemachten, schriftlichen Herzensergiessungen *Goethe's* an seinen vieljährigen und vielgeliebten Freund *Zelter*, welche den Wunsch einer wohlgeordneten Sammlung sämmtlicher, dem Publicum mittheilbarer Briefe des Verewigten von Neuem erwecken. Auch einzelne Maximen und Selbstbekenntnisse, welche *Goethe* oft bey seinen Vertrauten im Munde führte, sind hie und da eingewebt, goldene Worte eines Weisen, der den Menschen und das menschliche Leben durch lange Beobachtung sehr genau kannte. Wir wollen zum Schluss unserer Anzeige nur drey ausheben. S. 32: „Es giebt nur zwey Wege, hörte ich ihn oftmals behaupten, ein bedeutendes Ziel zu erreichen und Grosses zu leisten: Gewalt und Folge. Jene wird leicht verhasst, reizt zu Gegenwirkung auf, und ist überhaupt nur wenigen Begünstigten verliehen; Folge aber, beharrliche, strenge, kann auch vom Kleinsten angewendet werden, und wird selten ihr Ziel verfehlen, da ihre stille Macht im Laufe der Zeit unaufhaltsam wächst. Wo ich nun nicht mit Folge wirken, fortgesetzt Einfluss üben *kann*, ist es gerathener, gar nicht wirken zu *wollen*, indem man ausserdem nur den natürlichen Entwickelungsgang der Dinge, der in sich selbst Heilmittel mit sich führt, störet, ohne für die bessere Richtung Gewähr leisten zu können." — S. 33: „Der Tag ist grenzenlos lang, wer ihn nur zu schätzen und zu nutzen weiss." — S. 35: „In den hundert Dingen, die mich interessiren, äusserte er zuweilen, constituirt sich immer eins in der Mitte als Hauptplanet, und das übrige Quodlibet meines Lebens treibt sich indessen in vielseitiger Mondgestalt umher, bis es einem und dem anderen auch gelingt, gleichfalls in die Mitte zu rücken."

Uebrigens ist auch die Aussenseite dieser Schrift dem inneren Gehalt angemessen.

N. v. G.

Penig, b. Sieghart: *Das Büchlein von Goethe.* Andeutungen zum besseren Verständniss seines Lebens und Wirkens. Herausgegeben von *Mehreren*, die in seiner Nähe lebten. 1832. X und 140 S. kl. 8. (15 gr.)

Leider bestätiget dieses Büchlein von Neuem den unserer Nation oft gemachten Vorwurf, dass bey ihr nichts Seltenes sey, die grössten Männer, denen sie ihren Ruhm und Glanz, auch im Auslande, verdankt, von den Zeitgenossen verkannt, oft gar gemisshandelt zu sehen. Der oder die Verfasser (ein gleichförmiger, durchs Ganze herrschender Ton scheint nur Einen zu verrathen) versichern zwar (S. 119), sich streng beflissen zu haben, so *unparteyisch* und so *discret* wie möglich zu seyn; sie führen sogar den ruhigen Ton des Büchleins als Beweis dafür an, dass sie „keine verwerfliche Absicht" antrieb, diese Schrift herauszugeben, welche (wie sie sagen) „die Frucht langer und ernster Betrachtungen" sey. „Was uns dazu trieb (fragen sie sich selbst S. 118), diese Blätter zu sammeln und drucken zu lassen? *Goethe* ist eine so überaus bedeutende Erscheinung, und sein Leben mit allen Umgebungen desselben hängt so genau mit unserem deutschen *Volks*leben (?) zusammen, dass der geringste Beytrag zur Verständlichung und Verdeutlichung immer mehr Lob als Tadel verdient, sobald er aus *reiner Quelle* fliesst." — Weit entfernt, über die Reinheit der Quelle absprechen zu wollen, erkennen wir gern das schriftstellerische Talent, die Gewandtheit und anziehende Lebendigkeit des Vortrags an, welche sich in diesem Büchlein geltend zu machen weiss; wir erblicken eine Auffassungsgabe, welche den gegebenen Stoff zu dem gewählten Zwecke sinnig zu benutzen versteht: aber verhehlen können wir es nicht, dass in dem allerdings ruhigen Tone überall sich Tadelsucht, oft Hohn, verkündet, dass der Mangel an Discretion bey einem Schriftsteller, dem man nicht Unkunde des Schicklichen zuschreiben kann, einen unabweislichen Verdacht der Parteylichkeit erregt. Oder ist es discret, ein ganzes Capitel mit Häuslichkeiten, die des Verstorbenen Gattin betreffen, anzufüllen, und sogar Scenen, welche mit der „hoffnungsvollen akademischen Plebs in Jena" (wie der Vf. seine damaligen akademischen Commilitonen nennt, S. 32) zusammenhängen, recht *con amore* auszumalen? Zeugt es von Discretion, ja nur von Schonung, wenn der Vf. das letzte Wort, das *Goethe*, als dem schon brechenden Auge das verdunkelte Zimmerlicht schmerzlicher auffiel, vor den Tiefbekümmerten aussprach: „damit mehr Licht hereinkomme," und die letzten Gesticulationen des Sterbenden folgendermassen persiflirt: „*Goethe* aber, der die Erde festhielt, wie Keiner, verlangte nur mehr irdisches Licht in seinen letzten Augenblicken. — Hell hat er stets alles Irdische angeschaut, bis zum letzten, und sein Auge blieb ungeschwächt und ungetrübt bis zum Abschiedshauch; aber er sah immer sich zuerst und am klarsten, und eben deshalb blieb ihm kein Glanzpunct und keine Schwäche an den anderen Objecten, die er vor seine Sinne brachte, verborgen; auf diese deutete er mit erhobenem Finger, während seine

Linke schützend die Parallelstellen am eigenen Körper deckte, oder Schatten und Licht für die Schönheiten künstlerisch milderte oder hob." — Wie stimmt mit dieser unwürdigen Charakteristik zusammen, was *Goethe* selbst im aufrichtigsten Geistes- und Herzens-Tausch noch im J. 1830 seinem treugeliebten *Zelter* schrieb: „Hierin bekräftigt mich das Wort jenes Alten: Ich lerne immerfort, nur daran merk' ich, dass ich älter werde. Darf ich mich doch nicht beklagen, da mir noch der Sinn bleibt, das Gute, Schöne und Vortreffliche mit Enthusiasmus anzuerkennen. Friede mit Gott! und ein Wohlgefallen an wohlwollenden Menschen!" (*Goethe in s. prakt. Wirksamkeit* v. *Müller*, S. 43.) Doch der Vf. hat überall, auch wo er Rühmliches erwähnt, und sich selbst zum Lobe steigert, dennoch deutlich ausgeprägt, was in seinem Inneren lag: *si non qua nocuissem, mortuus essem;* und diess nicht bloss, wo er von *Goethe*, sondern auch wo er von dessen Umgebung spricht. Die im Ganzen wohlgelungene Schilderung von *Goethe's* Aeusserem schliesst z. B. (S. 16) mit folgenden Worten: „Eine wahrhaft antike Ruhe herrschte in seiner ganzen Erscheinung vor; ich sah einmal den modern-eiteln *August Wilhelm v. S*— ihm gegenüber; es war — als ob ein gelecktes Bologneserhündchen um eine edle Dogge herumspränge und kläffte. Um Beide schlang sich damals ein Kranz von Blumen und schwarzen Krähen (?), und jener Abend mit seinen Contrasten wird vielleicht noch Manchem erinnerlich seyn." — Man findet oft Veranlassung, zu bedauern, dass der Vf. neben guten und feinen Bemerkungen die auffallendsten Ungerechtigkeiten über *G.* vorbringt. Wir rechnen dahin, was er S. 72 ff. über *Goethe als Dichter* sagt, wo er in dessen Poesieen drey Perioden unterscheidet und sinnreich absondert, am Ende aber folgendes unerwartete Resultat aufstellt: „*Goethe* ist eigentlich kein Genie nicht allein nicht zu nennen, sondern er ist es wirklich nicht, aber das ausgebildetste Talent, welches die Geschichte der geistigen Fortbildung unter den Menschen aufzuweisen hat. Eine neue Bahn hat er nirgends gebrochen, weder für ganz Neues, noch für schon Bestehendes, das durch ihn eine durchaus und gänzlich neue Richtung erhalten hätte" u. s. w. Um diess und Aehnliches begreiflich zu machen, lässt der Vf. es sich sehr angelegen seyn, nachzuweisen, wie *G.* fremde Stoffe zu seinem Eigenthum gemacht habe, und liefert daher (wiewohl diess eben nicht unbekannt war) S. 100 ff. einen Abdruck des französischen Volksliedes, welchem das vortreffliche *Goethische* Gedicht: *Der Müllerin Verrath*, seine Entstehung verdankt. Wohl möchte man fragen: Nahm *Shakespear* den Stoff zu seinem schönsten tragischen Gedicht aus sich selbst, und durfte er ihn gleichwohl durch die Art, wie er ihn behandelte, nicht sein nennen? Und wie viele Fragen ähnlicher Art, auch bey den Alten, liessen sich aufwerfen! — Bey der Art übrigens, wie der Vf. uns *Goethen* darzustellen sucht, versteht es sich beynahe von selbst, dass er *Schillern* in jeder Hinsicht über *Goethen* stellt (S. 44. 117), dass er von den Gegnern des letzten vortheilhaft urtheilt, und selbst dem schmähsüchtigsten derselben (S. 112) „Redlichkeit und Geist" zuschreibt, überhaupt aber mit Liebe jedes Ereigniss in Weimar auffasst (z. B. S. 48), und selbst aus anderen Büchern abdrucken lässt (S. 121 ff.), wodurch *Goethe's* Namen und Rufe irgend ein vermeintlicher Makel anhaftet. — Die statt einer Vorrede dem Büchlein vorgesetzte *Canzone* ist flüchtig hingeworfen mit einem den Improvisatoren gewöhnlichen Leichtsinn in Gedanken und Darstellung.

M. M.

SCHÖNE KÜNSTE.

STUTTGART, b. Hoffmann: *Herr und Diener.* Eine Erzählung aus den mitgetheilten Papieren eines Freundes. Von *L. Kruse.* 1ster u. 2ter Bd. 1832. 596 S. 12.

Nichts Criminelles, noch Geisterhaftes, aber vortreffliche Charakterbilder, zumal das eines Fürsten, der sich einbildet, die weltbürgerlichen Ansichten, die am Schlusse des 18ten Jahrhunderts in Umlauf waren, zu hegen und zu besitzen, der seiner selbst willen geliebt seyn will, um einen chimärischen Begriff von Freundschaft zu verwirklichen, kein Opfer scheut, und bey alledem stolzer auf seine Fürstenrechte, als auf die des Menschen ist, der keines seiner Standesvorurtheile abgelegt hat, jedoch unter einem artigen Fremdnamen die lieben Schoosskinder, die er vertrieben wähnt, durch ein Nebenpförtchen wieder einführt. Nächst ihm ist der Charakter seines Günstlings, eines selbstischen Höflings, kein albernes entmenschtes Zerrbild, am fleissigsten ausgeführt. Herr und Diener, Freunde in höchster, reinster, und doch erreichbarer Potenz, ziehen durch die milde Gediegenheit ihrer Gesinnung und ihres Handelns an. Die Frauen sind untergeordnet, die ältere ist gut entwickelt; es wird dargethan, wie sie vermittelst Eitelkeit, Leichtsinn und Trotz sich eben sowohl verführte, als durch Andere es wurde; die jüngere hat den Reiz jugendlicher liebender Unschuld.

Obgleich keine seltsamen Ueberraschungen, keine abentheuerlichen Ereignisse dieser Erzählung *haut gout* geben, so spannt sie doch bis zuletzt; im Plan und in den Betrachtungen spürt man das Walten der Nemesis; durch das, was er frevelte, sinkt der Schlechte; und er darbt an Herzensruhe mitten im Glück.

Der Vf. scheint anzunehmen, als habe zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland noch Leibeigenschaft geherrscht, die einzige Meinung, worin Rec. ihm nicht beypflichten kann, und die er als einen missfälligen Punct in der Erzählung bezeichnen muss.

Vir.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

MUSIK.

Essen, b. Bädeker: *Erste Wanderung der ältesten Tonkunst*, als Vorgeschichte der Musik oder als erste Periode derselben, dargestellt von *Gottf. Wilh. Fink*. Mit acht Kupfertafeln. 1831. 271 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Der Vf. hat für die Geschichte der Musik, besonders in ihrer ersten Epoche, bereits so manches Achtbare geleistet, dass man wohl etwas Ausserordentliches von ihm erwarten durfte, wenn er dieses Thema noch einmal aufzunehmen der Mühe werth fand. Und in der That ist das vorliegende Werk geeignet, dem gesammten historischen System in der Musik eine neue Gestalt zu geben, eben so sehr durch die neuen, von ihm zuerst aufgestellten geschichtlichen Daten, als durch die überraschende Verbindung, in welche er dieselben unter einander bringt, und durch die Schlüsse, welche daraus hergeleitet werden. Es scheint demnach nöthig, von dem Ideengange des Vfs. wenigstens eine gedrängte Skizze vorzulegen, welcher sich unsere etwanigen Zweifel und Ausstellungen anschliessen mögen.

Zuerst weiset der Vf. der Nachforschung nach der ältesten Ausbildung der Musik, als einer Kunst, ein Gebiet an, das man bisher fast allgemein vernachlässigt hat. Alle bisherigen Lehrer der Geschichte der Musik beginnen ihre Untersuchung mit den Aegyptern und den Hebräern. Der Vf. hielt sich überzeugt, dass beide Völker, ihren nationalen Anlagen und ihrer äusseren Geschichte nach, nicht füglich Erfinder in der Musik seyn konnten. Er wendet daher seine Forschung nach der ältesten Musik zu zwey anderen Völkern hin, welche ihm eher, als jene, auf den Rang des Alters, und weil sie wohl im Besitz derjenigen Bedingungen seyn mochten, welche die Musik überhaupt ins Leben rufen (äussere Ruhe und eine gewisse Gemächlichkeit der Existenz), auch auf den Ruhm der Erfindung in dieser Kunst Anspruch zu haben schienen — mit einem Wort, auf die *Chinesen* und die *Hindu* hin. Dieser neue Gedanke ist ein höchst glücklicher, und er bewährt sich bey dem Vf. als ein äusserst fruchtreicher. Was hat in der That die Untersuchung über die alte Musik der Hebräer, Phönicier und Aegypter bisher an den Tag gebracht? Fast Nichts — es sey denn, dass dieses für etwas gelte, dass jeder Einsichtige ahnete, alle diese Völker wären höchst wahrscheinlich nur Nachahmer, nicht Erfinder, eines ihnen von Aussen her übergebenen Systems. Anders musste es sich von Hause aus bey dem so durchaus abgesonderten Volke Chinas verhalten; wenigstens war so viel zuverlässig, dass man hier ein ursprüngliches, selbstständiges, nicht entlehntes oder überkommenes System erwarten konnte.

Wir haben hier nur Raum für die Resultate des Vfs.; aber wir bekennen gern, dass seine Beweisführung, seine Art, zu sehen, zu prüfen, zu schliessen und darzustellen, uns mit Hochachtung für sein reiches Wissen, und mit Dank für seine mühevolle und überzeugende Darstellung erfüllt haben. Um die Wahrheit ist es ihm wahrer Ernst, und er opfert eine glänzende Hypothese ihr so lange willig auf, bis jeder Zweifel auch aus seiner Seele geschwunden ist.

Die überraschenden Resultate seiner ernsten Forschung aber sind in gedrängter Uebersicht folgende, für die Geschichte der Musik ganz neue Daten.

Das erweislich älteste Musiksystem (die älteste Tonleiter) finden wir bey den Chinesen; und da es fast gleichzeitig bey den Hindus sichtbar wird, so bleibt im Zweifel, welches dieser beiden Völker (welche zu der hier in Frage kommenden Zeit enger mit einander verbunden waren, als späterhin) der Lehrer des anderen sey. Aus allgemeinen Gründen ist der Vf. jedoch geneigt, den Chinesen die Priorität einzuräumen, als dem Volke, das eher zu einer feststehenden Staatsordnung, zu äusserer Ruhe gelangte, und dessen charakteristische Anlage, Selbstvertiefung, grübelnder Sinn und Abgeschlossenheit, mehr zur Musik hinwies, als der heitere, mehr äusserliche Hindu dazu von vorn herein aufgelegt erscheint. Indess getraut sich der Vf. nicht, seine Vermuthung als erwiesen auszusprechen. Welches von beiden Völkern nun auch dem anderen vorausging, so ist so viel *gewiss*, dass nicht bloss die ältesten Tonwerkzeuge beider, sondern auch ihr musikalisches System dasselbe, und zwar ein so besonderes ist, dass wir durchaus auf eine uralte Uebertragung von dem einen auf das andere Volk zurückschliessen müssen. Dieses beiden Völkern gemeinschaftliche älteste Tonsystem besteht nun in einer rhythmisch-melodischen durchaus nicht harmonisch angewendeten Tonleiter aus *fünf* Tönen, Secunde, Terz, Quinte und Sexte, mit gänzlichem Mangel der Quart und der Septime; oder z. B. F als Grundton angenommen, aus f, g, a, c, d, f, g, a u. s. w., durch jede Umlegung der fünftönigen Scala. Von einer harmonischen Begleitung der Melodie, in unserem Wortverstande, ist nirgend die Rede; eben so wenig passt unsere Tacteintheilung auf diess bloss declamatorisch-rhythmische System, dessen Tonfall

allein von dem Wortklange, der Vocallänge, der Betonung entschieden wird. Wiewohl unser zwölftöniges System dem daran gewöhnten Ohr nun leicht als das einzig natürliche erscheint, so ist doch nicht zu verkennen, wie jener ältesten Tonleiter nicht bloss ein entschiedener Charakter und eine eigene Schönheit zukommt, sondern es scheint sogar eine eigene Tiefe der Empfindung, eine ganz besonders ansprechende Melodie schon in der blossen Tonleiter dieses Systems zu liegen. Wir fodern Jeden auf, diess unbefangen zu prüfen, nachdem er diese Tonleiter mehrere Mal durchgespielt hat. Es ist, als machte sie die Harmonie entbehrlich, indem sie das Ohr auffodert, sie für sich zu ergänzen; es ist, als hörte man die Klage der Hirtenflöte, als sey diess Tonsystem geschickter, Sehnsucht und Selbstvertiefung auszusprechen, als unser vollendeteres, als eröffne es der Phantasie mehr Spielraum, wie das unsere u. s. w., oder als müsste der einsame Bergwanderer gerade diese Töne für sich auswählen, während Quart und Septime einer ihm ganz fremden Welt anzugehören scheinen. — Doch wie dem auch sey, das älteste — ja, wie der Vf. glaubt, das ganze altasiatische Tonsystem, kannte keine andere, als diese fünftönige Scala, ohne harmonische Begleitung und ohne Tact. Zunächst lehrt das heilige Buch der Hindu, die Sama, folgende sechs Tonweisen:

Maravi: c. d. e. g. a.
Dhanyasi: a. c. d. f. g.
Bhairavi: eben so.
Medhyamadi: d. a. g. a. c. und
Velavi: f. g. a. c. d.
Carnati: g. a. c. d. e. g.

die, wie der Augenschein zeigt, nichts Anderes sind, als die verschiedenen Umlegungen der uralten chinesischen Tonleiter. In ähnlicher Art, glaubt der Vf., habe es sich bey Aegyptern und Phöniciern verhalten, und ihr Vocalsystem (denn uns fehlt jede andere Probe ihrer Musik) scheint eben jenen sechs indischen Umlegungen entsprochen zu haben. Nicht anders mag es ursprünglich auch mit dem ältesten musikalischen System der Griechen gewesen seyn. Wiewohl diese hier aus der Untersuchung wegbleiben, so deutet der Vf. doch an, dass die verschiedenen provinziellen Benennungen, äolisch, phrygisch, lydisch u. s. w., auch nichts Anderes gewesen seyn können, als Umlegungen dieser ältesten asiatischen Tonleiter. (Vergl. hierüber *Dalberg* nach *Jones* Musik der Inder.) Indess nahm im Verlauf der Zeit diese Tonleiter doch einige Veränderungen an. Der Vf., welcher sehr geneigt scheint, den Ursprung dieses ältesten Tonsystems in die mongolischen Steppen zu setzen, berichtet, dass die grübelnden Chinesen bald auf dem Wege des Quintenzirkels die ihnen fehlenden Töne, Quart und Septime, finden mussten. Aber sie betrachteten dieselben nur als leitende, als Durchgangs-Töne, und gebrauchten sie nur, wenn sie moduliren, in einen anderen Ton übergehen wollten. Der Name schon, den sie diesen Tönen beylegten, spricht diess deutlich aus. *F* gilt ihnen als Grundton, als Vater aller übrigen Töne (denn das Bambusschilf, von einem Ansatz zum anderen, giebt *F* an), und so nennen sie denn unser *h*, die Quart, *pientche*, den Ton, der *Chè*, *c*, wird, und unser *e*, die Septime, *pien-kung*, den Ton, der *kung*, *F* wird. Nicht minder fand ihr rechnender Sinn bald die übrigen halben Töne unserer Octav heraus, und sie besitzen eine höchst ausführliche und bewundernswürdige Lehre von den zwölf *Lü*, Gesetz- und Bestand-Tönen, die sie mit dem Monde parallelisiren. Dennoch ging diese Lehre nie wesentlich in ihr Musiksystem ein, und noch bis zu dieser Stunde halten die Chinesen in der Musik nicht bloss praktisch an ihrer fünftönigen Scala fest, sondern sie nennen sie auch die wirksamere und melodiösere. Der Vf. giebt, als eine Probe allerältester chinesischer Musik, den Hymnus zu Ehren der Vorfahren (nach *Amiot*), welcher die Darstellung ihres Systems auf das vollkommenste belegt. Die geflissentliche Vermeidung der Quart und der Septime geht durch alle feierlichen Gesänge der Chinesen hindurch, und selbst in den neuesten bekannt gewordenen Proben chinesischer Musik findet sich diess beobachtet. (Vgl. z. B. das Lied: No. 30 in der *Bardale* V Heft, wo, ausser einem offenbar falschen *e* im drittletzten Tact, weder Quart noch Septime anklingt.) Ganz in derselben Art ist es bey den Hindu. Der Vf. giebt das *Hooly* oder Frühlingslied auf *Krishna* nach *Dalberg* zur Probe; in den späteren Liedern der Hindu sind die Leittöne häufiger anzutreffen. In diesem Tonsystem nun waren die alten Hymnen des *Schiking* des *Confucius*, aus 311 lyrischen und epischen Stücken bestehend, und ebenso die zu Gesängen bestimmten *Vedas* der Hindu, *Samavedas*, gesungen worden, und wahrscheinlich auch die Priestergesänge der Aegypter und der ältesten Griechen.

Wunderbar und nicht wenig überraschend ist es nun, dass dasselbe älteste Tonsystem, mit seinem rhythmischen Tacte, ohne allen harmonischen Zusammenklang, und seiner fünftönigen Scala, das wir an den Ufern des stillen Meeres herrschend gesehen haben, sich mit allen seinen Eigenthümlichkeiten an der nordwestlichsten Grenze Europas, unter den Hochschotten, und auf den Hebridischen Inseln und nirgend sonst in den dazwischenliegenden Ländern, unverändert wiederfindet. Dieses merkwürdige Resultat der Forschungen des Vfs. wird zunächst, was die Thatsache betrifft, im 4ten Abschnitte erwiesen, und zwar auf eine Art, die an dem Factum selbst keinen Zweifel zurücklässt. Die Zeugnisse und die Proben ächter und alter schottischer Musik, die der Vf. mittheilt, worunter auch die bekannteren Melodieen von „*Roys Wife of Aldivalloch*,“ und „*Up and war them a', Willie*“ (nach dem *Orpheus Caledonius*), sind darüber entscheidend. Ja selbst die viel späteren Melodieen, und sogar die nachgeahmten (z. B. in *Thomsons Collection etc.*), zeugen, wiewohl voll Unregelmässigkeiten, doch eindringend, von dem ursprünglichen System der altschottischen Musik; jedes chinesische und altindische Lied erinnert an ein hochschottisches und umgekehrt, die ächten und alten Me-

lodieen aber zeigen durchaus daſſelbe Tonſyſtem. Die Thatſache ſteht feſt, und der Vf. bemüht ſich nur, in den folgenden Abſchnitten den hiſtoriſchen Zuſammenhang zweyer jetzt ſo weit getrennter, ſo durchaus verſchiedener Völkerſchaften, Chineſen und Schotten, nachzuweiſen. Er ſelbſt macht ſich die Sache nicht leicht; aber es bedurfte kaum einer ſo ausführlichen Darſtellung, als er ſie im 8—11 Abſchnitte giebt. Der Gäliſche Urſprung der Altſchotten iſt hinreichend bekannt; daſs Kelten (Galen) und Kymren aus Mittelaſien ſtammen, iſt unzweifelhaft; daſs die groſse Volksbewegung mit dem Entſtehen des mediſchen Reiches begann, iſt ſehr wahrſcheinlich, und daſs ein ſo abgeſchloſſenes Volk, wie die Gälen in den ſchottiſchen Bergen, beſtändig im Kampf um ihr Daſeyn mit ihren Nachbaren, das Uralt-Tradirte bis auf eine ſpätere Zeit behaupten konnte, hat eben nichts Unglaubliches in ſich. Finden wir nun noch dieſelben Tonwerkzeuge bey ihnen wieder (der ſchottiſche Dudelſack iſt viel neueren Urſprungs), dieſelbe Stimmung des Gemüths und der tönenden Saiten, welche von dem Gemüth Kunde geben ſollen, ſo iſt die Sache mehr als zur Hälfte erwieſen. Dieſs iſt der Gang des Beweiſes, den der Vf. mit groſser Gelehrſamkeit und tieferem Zurückgehen auf Bekanntes, als wir nöthig gefunden hätten, durchführt *). — Seine auf den erſten Blick allerdings überraſchende Entdeckung ſcheint uns factiſch und hypothetiſch auſser Zweifel geſtellt, und es dünkt uns zuverläſſig, daſs wir, wie er feſtſtellt, an den ächten, altſchottiſchen Melodieen einen treuen Nachklang der urälteſten, aſiatiſchen Tonweiſen beſitzen, eine Nachricht, für welche jeder Liebhaber der Kunſt ihm Dank wiſſen muſs. Auch die Schotten kennen die harmoniſche Begleitung nicht (die Griechen kannten ſie auch nicht, denn was ſie *Harmonie* nennen, betrifft nur den Zuſammenhang zwiſchen Wort und Melodie). Ihre Muſik folgt dem Geſange, wie bey den altaſiatiſchen Völkern, im *Uniſono;* höchſt ſelten klingt, wie bey den Chineſen, einmal eine Quinte oder Quart (nämlich zur Melodie) an, nie eine Terz, und jene nur als Zeichen, daſs die Melodie den Grundton verläſst.

Im 12 Abſchn. beſchäftigt ſich der Vf. mit einer genauen Darſtellung des altchineſiſchen Tonſyſtems. Dieſs Volk weiſet den Urſprung ſeiner Muſik ſelbſt auf einen Lyng-Lün (2700 v. Chr.) hin, der im Lande Si-joung (die heutige Choſchot-Mongoley) auf Befehl Kaiſer Hoangty's, am Urſprung des gelben Fluſſes (Hoangho), nach dem Geſange des Wundervogels Fung-hoang, die Muſik entdeckt habe. Der Grundton dieſes Geſanges war das *Kung*, *F*, wie es eine Bambusröhre von einem Knoten zum anderen angiebt. Den Raum dieſer Röhre erfüllen genau 1200 Chou-Körner. Dieſe 1200 Körner ſind das Grundmaſs für Gewicht und Muſik, und hierauf ſtützt ſich ihre muſikaliſche Rechnung mit bewunderungswürdiger Conſequenz; jedes Hundert giebt ein *Lü*, deren die ganze Octave alſo zwölf hat.

Hoang-tſchoung, die groſse Glocke, alt 81, ſpäter 100 Chou-Körner enthaltend, iſt *f*.

Ta-lu, der groſse Mitwirker	— *fis*.		
Tay-tsu	— *g*	enthält 72	Körner.
Kio-tſchung	— *gis*.		
Kou-si	— *a*	— 64	—
Tſchoung-lu	— *ais*.		
Zui-pien	— *h*.		
Lin-tſchoung	— *c*	— 54	—
Y-tsé	— *cis*.		
Nan-Lu	— *d*	— 48	—
Ou-y	— *dis*.		
Yng-tſchoung	— *e*	— 43	—

welche alle den 12 Monaten entſprechen, ſo daſs der erſte Mond herabſteigend (d. h. aufwärts nach unſerer Art) den achten, der achte den dritten, der dritte hinabſteigend den zehnten, dieſer den fünften u. ſ. f. erzeugt, d. h. unſere gewöhnliche Quintenprogreſſion. Bey aller dieſer Kenntniſs der vollen Octave, bey allen zum Theil höchſt ſinnreichen Lehren von dem Kreislauf der Töne, blieb ihre Muſik dem uralten fünftönigen Syſtem praktiſch treu; man hält unſere Quart und Septime für ſo unnütz, wie einen ſechſten Finger an der Hand, und kaiſerliche Verordnungen

*) Da von dieſem Werke zufälliger Weiſe zwey Recenſionen eingegangen ſind, ſo theilen wir aus der zweyten wenigſtens Eine, dieſen 11 Abſchnitt betreſſende Stelle mit:

„Der Vf. hat mit achtungswerthem Forſchergeiſte und rühmlicher Beleſenheit alles aufgeboten, um den aſiatiſchen Urſprung der Bergſchotten, auf dem Wege der Völkerwanderung, darzuthun, auf welchem freylich jene die chineſiſche oder altaſiatiſche Tonkunſt mit ſich hinweg geführt haben könnten. Aber dieſer Weg war ſehr weit, er wurde bekanntlich ſehr langſam zurückgelegt, und auf demſelben verloren die Völker viel von ihrer Eigenthümlichkeit. Sie fanden da, wohin ſie kamen, oft andere, bereits gebildetere Bewohner vor, und erhielten, mit ihnen vermiſcht, ein neues Gepräge, auf welches die Veränderung der Lebensweiſe und die Verſchiedenheit des Klima mächtig einwirkte, und die Geſchichte macht, ſo oft auch Einfälle der Barbaren erwähnt werden, von ihrem Kunſtſinne und ihrer Kunſtfertigkeit eben nicht viel Rühmens. So läſst es ſich nun unſeres Erachtens ſchwerlich annehmen, daſs die Bergſchotten, zumal da ſich bey ihnen und ihren Stammgenoſſen, den Galen, ſonſt ſo wenig eine Spur aſiatiſcher Bildung vorfindet, vorzugsweiſe die Muſik auf dem langen Wege ihrer Wanderung unverfälſcht aufbewahrt haben ſollten, während mit der Sprache, mit den Sitten u. ſ. w. ſo groſse und tief eingreiſende Veränderungen vorgingen. Um nun aber jene auffallende Uebereinſtimmung der altſchottiſchen mit der chineſiſchen Muſikweiſe dennoch zu erklären, nehmen wir an, daſs von Aſien oder von irgend einem Puncte aus, wohin das aſiatiſche Tonſyſtem bereits vorgedrungen war, eine Colonie, auf kürzerem, aber doch wenigſtens ſchnellerem Wege als dem der allgemeinen Völkerwanderung, nach Hochſchottland gelangt ſey, und dort den Ureinwohnern jenes Tonſyſtem mitgetheilt habe, von welchen es dann, bey ihrer iſolirten Stellung, leicht unverfälſcht forterhalten werden konnte, während die Sprache und Sitte der minder zahlreich einwandernden Coloniſten unter der Ueberzahl der Aboriginer verloren ging. Zwar ſind wir nicht im Stande, dieſe Hypotheſe weiter zu begründen, allein ſie ſcheint uns doch manche groſse Schwierigkeiten, welche die Erörterungen des Vfs. übrig laſſen, einfach und natürlich zu löſen.“

erschienen gegen sie. Sie selbst erklären, zwischen dem alten *Kung* und *Chang* (*f* und *g*) fehle ein *Lü*, zwischen *Chang* und *Kio* wieder eins (*g* und *a*), zwischen *Kio* und *Tché* fehlen zwey (*a* und *c*), zwischen *Tché* und *Yü* fehle eins. Aber sie hielten für besser, diese nicht zu gebrauchen, und diess Gesetz ist bis zur Stunde praktisch geltend, wiewohl die Begleitung mit dem *Ta-kiüen keou*, dem *grossen* Intervall (Quinte), oder dem *Chao-kiüen-keou*, dem *kleinen* Intervall (Quarte), bisweilen gehört wird. Das 13 Cap. behandelt die Instrumente der Chinesen und ihre Stimmung. Das 14 parallelisirt damit die altägyptischen, das 15 die der Hochschotten, und die *Vina* der Hindu, von einer höchst eigenthümlichen Stimmung (*c. a. d. a. g. cis. a.*), und das 16 Cap. deutet endlich in einigen Hauptzügen den Uebergang zur zweyten Periode der Musik an, welche die älteste griechische Tonleiter: *c. d. e. g. as. c.* näher ins Auge fasst, bis auf die *Moll*ausweichung in *as*, unzweifelhaft die althindostanisch-chinesisch-hochschottische, wobey zu bemerken ist, dass die Hochschotten diese *Moll*ausweichung gleichfalls kennen.

Diese kurze Skizze muss uns genügen, um auf diese verdienstvolle Arbeit des Vfs. den Blick der Sachkundigen zu lenken. Im Ganzen genommen, haben wir ihm bloss den Vorwurf zu machen, dass er den neuesten Stand der historischen Forschung allzu sehr unberücksichtigt lässt, und aus älteren Werken zu beweisen liebt, was oft schon allgemein als anerkannt gilt. Diess ist besonders der Fall bey seiner geschichtlichen Zurückführung der Schotten auf die gälische Abstammung, welche doch nicht mehr zweifelhaft ist. Ob die neuesten Entdeckungen in Aegypten ihm gegenwärtig waren, ist uns eben so zweifelhaft, und *Legis* „Fundgruben des Nordens" finden wir auch nicht benutzt. Wir machen ihn hier besonders auf den *Lodbrok-Gesang* aufmerksam. Ueber *Fulgence* „*Cent chants etc.*" hätten wir gleichfalls gern ein Wort von ihm gehört, sowie über die in der „*Bardale*" mitgetheilten späteren hindostanischen Lieder. Endlich lenken wir auch des Vfs. Aufmerksamkeit noch auf die *baskischen* Volkslieder; ein Volk, das gewiss und unzweifelhaft zu den ältesten unvermischten Volksresten der europäischen Urbevölkerung gehört, und dessen Gesänge, so viel uns selbst erinnerlich ist, keine andere Tonleiter haben, als die von ihm bey den Chinesen nachgewiesene. Gewiss ist, dass die fünfröhrige Flöte noch heute bey ihnen in Gebrauch ist. (Vgl. hierüber Jen. A. Lit. Zeit. 1830. Nr. 37. S. 297, und die 1824 in S. Sebastian erschienene, aber freylich noch unübersetzte Schrift: *Giupuzcoaco dantza gogoan-garrien etc.*)

Bey unserer lebhaften Theilnahme an dieser gelehrten und tiefsinnigen Nachforschung müssen wir uns freuen, aus dem Schlusscapitel seines Werkes den Schluss ziehen zu können, der Vf. werde auch der von ihm bezeichneten zweyten Periode der Musik seinen aufhellenden Fleiss nicht entziehen, wenn gleich das Thema hier fast noch schwieriger ist, als das so eben behandelte.

Stil und Darstellung entsprechen vollkommen dem Zweck, welcher hier vorlag, und der Vortrag schwingt sich stellenweis und oft (z. B. in der Einleitung) zu wahrer Beredsamkeit auf. Vielleicht aber könnte die innere Einrichtung zweckmässiger und für eine klare Uebersicht geeigneter seyn. Jetzt hat sie etwas Zerstückelndes und Zerstreuendes; sie trennt zu sehr das Zusammengehörende, und verbindet das Fremdartige. Uns wenigstens wurde das Werk, bey wiederholtem Studium, dadurch lieber, dass wir uns mit den Abschnitten, welche zu Anfang des Buchs von der chinesischen Musik handeln, den 12 und 13, ferner mit denen, welche die schottische Musik einführen, den 15ten und vornehmlich gleich 1 mit 14 verbanden, wobey wir uns auch sonst manches Andere stoffmässiger zusammenzuordnen suchten.

Der Druck ist würdig des Inhaltes. Uns bleibt nur der Wunsch übrig, den Vf. bald wiederum das Wort über einen Gegenstand nehmen zu sehen, in dessen Ergründung er unseres Wissens wenige oder keinen Nebenbuhler hat.

Kup.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Weimar*, b. Gräbner: *Merlin's Liebe und Zauberey.* Phantasiestück von *August*. 1832. 78 S. 8. (14 gr.)

Eine recht artige Bearbeitung der wohlbekannten Sagen vom Zauberer Merlin, König Arthur, und einigen Rittern der Tafelrunde. Ohne Zwang, ja mit Zierlichheit, mischen sich in das Phantasiegebild Mährlein von Feen und Elementargeistern. Wäre in dem, was Merlin und die Paladine betrifft, ein gewisser altväterlicher Ton, der zugleich an den uranfänglichen Ritterroman und an die Romanze erinnert, richtiger getroffen und dauernder gehalten, so liesse das Büchlein nichts zu wünschen übrig.

Vir.

Weimar, b. Gräbner: *Das geheimnissvolle Schloss am See*, oder die Verschwundenen. Ein Roman aus neuerer Zeit. Von dem Vf. der Novantiken. 1832. 160 S. 8. (22 gr.)

Futter für die unersättliche Gier gewisser *habitués* der Leihbibliotheken, die alles verschlingen, was nicht durch platte Gemeinheit, moralischen Schmutz und unnatürliche, Sinne und Gefühl empörende Greuel den noch nicht verbeizten Gaumen anwidert.

R. t.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

SCHÖNE KÜNSTE.

Prag, in der Calve'schen Buchhandlung: *Königinhofer Handschrift.* Sammlung altböhmischer lyrisch-epischer Gesänge, nebst anderen altböhmischen Gedichten. Aufgefunden und herausgegeben von *Wenceslaw Hanka*, Bibliothekar des k. vaterländischen Museum; verdeutscht und mit einer historisch-kritischen Einleitung versehen von *Wenceslaw Swoboda*, k. k. Humanitäts-Professor. Nebst einem Facsimile. 1829. XXVIII u. 244 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Ein altes deutsches Sprichwort sagt, dass man in Böhmen in je zwey Häusern stets drey Geigen finde; und es ist in der That wahr, dass man schwerlich auf der Erde noch ein Land antrifft, wo man die Tonkunst mit gleicher Liebe und mit gleichem Eifer zu treiben stets bereit wäre.

Aber wie kommt es, muss man billig fragen, dass bey einem Volke, wo die Tonkunst so hoch gehalten wird, ihre Schwester, die Dichtkunst, nur so wenig schaffende Verehrer fand? Bezieht man diese Frage auf die neuere Zeit, so ist diess Räthsel leicht durch die Bemerkung gelöst, dass Worte etwas ganz Anderes als Töne sind, und tausend Töne auch sehr oft weit weniger zu bedeuten haben, als ein einziges Wort. Diess sehen wir auch dadurch bestätigt, dass es den Zigeunern zwar erlaubt ist, die Ohren der edlen Ungarn durch jene bekannte Weise des Liedes von dem Ragoczy zu erfreuen; wollten sie es jedoch wagen, das Lied selbst zu singen, so würden sie ohne Weiteres in das Gefängniss wandern und mit Ruthen gestrichen werden. Allein in früheren Zeiten, als dieses alles noch ganz anders war, müsse Böhmen, sollte man meinen, doch auch seine zahlreichen Sänger und Dichter gehabt haben, wie es heute noch seine Geiger und Harfner hat, und diess um so mehr, da, wie bekannt, gerade die böhmische Mundart bis fast gegen das Jahr 1700 für die feinste und gebildetste unter allen slavischen Sprachen gehalten, und von allen gebildeten Slaven, Polen und Russen vorzugsweise gesprochen ward.

Sänger und Dichter mag Böhmen früher in grösserer Anzahl gehabt haben als jetzt, da selbst einer seiner besten Könige, Wenzel I, der Dichtkunst huldigte. Wo aber Könige Dichter sind, da darf man sicher auch erwarten, die Dichtkunst von anderen Edlen gepflegt zu sehen. Wie nun diese Sammlung altböhmischer Dichtungen darthut, freute sich Böhmen einst in der That zahlreicher Dichter, und zwar solcher, deren sich kein Volk der Erde schämen dürfte. Die Gedichte wenigstens, welche uns die Hnn. *Hanka* und *Swoboda* in derselben mittheilen, können, was Tiefe und Wahrheit des Gefühls, Adel und Zartheit des Ausdrucks betrifft, mit den Dichtungen der hochgebildeten Griechen gar wohl verglichen werden. Die hohe Vollkommenheit dieser altslavischen Dichtungen beweist aber an und für sich schon, dass die Dichtkunst von den Böhmen seit den frühesten Zeiten schon geübt ward, so dass man wohl einen grösseren Reichthum an Gedichten eigentlich erwarten dürfte. Allein was da war, mögen leicht die blutigen, alles verwüstenden Kriege, die Böhmen früher und später so häufig mit sich selbst führte, vertilgt; Vieles mag sich auch von dem Vater auf den Sohn nur mündlich vererbt haben, und vielleicht nie aufgezeichnet worden seyn, weil bey einem so heftigen, dem Zorne und einer langen Erinnerung geneigten Volke, wie die Böhmen von jeher waren, geschriebene Worte immer gefährlicher wirken mussten, als die, welche nur hie und da gesungen wurden. Den Beweis liefern die hier mitgetheilten altböhmischen Lieder selbst. Welch' einen glühenden Hass äussern sie gegen das Christenthum, gegen die Deutschen, die ihnen dasselbe mit dem Schwerte predigten, gegen einzelne Häuptlinge ihres eigenen Stammes, die andere zu unterdrücken trachteten, und überhaupt gegen Jedwedes, was auch nur von fernher ihre politische oder religiöse Freyheit, ihre heimischen Sitten und Gebräuche zu gefährden schien!

Ausserdem war ein anderer Umstand bey den meisten dieser Lieder uns immer auffällig. Es ist bekannt, und sowohl der kritische Herausgeber, Hr. Bibliothekar *Hanka*, als auch der Uebersetzer, Hr. Prof. *Swoboda*, gestehen es abermals, dass die Handschrift dieser Lieder wahrscheinlich noch im 13ten Jahrhunderte (1290—1310) geschrieben ward. Wie war es aber möglich, dass in jenen Zeiten irgend ein christlicher Geistlicher — und ein solcher war der Schreiber gewiss, da ausser diesen nur einige Fürsten nothdürftig in jenen Zeiten schreiben konnten — diese zum Theil offenbar in dem heidnischen Zeitalter Böhmens abgefassten Gedichte, ohne auch nur eine Warnung gegen das Heidnische in denselben, ohne auch nur ein Wort gegen den Hass und die Verachtung, mit denen das Christenthum in diesen Liedern betrachtet wird, zu sagen, aufs Neue abschreiben, und dadurch verbreiten, wenigstens erhalten konnte? Unsere deutschen, ursprünglich gleichfalls heidnischen

Heldenlieder wurden, wie bekannt, insgesamt nach dem Christenthum umgeschmolzen, und an den altnordischen, dem Heidenthume angehörigen Gedichten machte man, wie offenkundig daliegt, dieselben Versuche, wenn auch behutsamer und leiser, und nie durchgreifend. Die Heldenlieder der heidnischen Gothen sind dem Anscheine nach gänzlich vernichtet, und sogar die christlichen Werke der arianischen Gothen erfuhren, wie es scheint, dasselbe Schicksal durch die Hand sogenannter orthodoxer oder katholischer Priester. Kaum dass sie die Bibel in gothischer Sprache übrig liessen!

Hätte nun aber bey den slavisch-heidnischen Gedichten eine solche Umwandlung und Anfügung an das Christenthum mehr Schwierigkeit gehabt, oder waren etwa die böhmischen christlichen Priester weniger gute, d. h. blind-orthodoxe Christen, als die späteren deutschen, dem Rationalismus abgesagten? Wir gestehen, dass wir uns diese Frage nicht genügend beantworten können. Da jedoch die Aechtheit der Urkunde erwiesen scheint, so sind wir geneigt, diese merkwürdige Erscheinung einer gewissen heiligen Scheu vor dem Alterthum zuzuschreiben, die dem Vaterländischen zu Gefallen jenen sonst gewöhnlichen ächt katholischen Eifer gegen alles Ketzerische und Heidnische bey Seite setzte.

Aber diese Lieder bieten auch noch Anderes, gleich Merkwürdiges dar, und zwar in Hinsicht der Form. Es ist nämlich bekannt, dass das Messen der Verse nach dem Accent der Worte allein, wie wir und fast alle anderen Völker diess heut zu Tage thun, durchgreifend ziemlich spät erst eingeführt ward. Früher galten andere metrische Regeln, die im Ganzen eine grössere Freyheit bey grösserem Zwange gestatteten. Wir erwarten demnach bey älteren Gedichten, dass irgend ein äusseres Band neben dem oft sehr fein gefühlt seyn wollenden Rhythmus bestehe. Wir verlangen da entweder den Endreim (*Homoeoteleuton*), oder den Anreim (*Allitteratio*, Stabreim), oder auch Fügung der Verse nach der Quantität der Sylben. Den Anreim finden wir bey den ältesten germanischen, der Dichtkunst angehörigen Schriftalterthümern durchgängig, abgesehen von jenen bekannten Hymnen in *Hickesii Thesauro*, welche fast nur Interlinear-Versionen lateinischer Kirchengesänge zu seyn scheinen. Bey den deutschen Dichtungen jener Zeit scheint der zwey- bis dreyfache Stabreim neben dem höheren Schwunge der Sprache fast das einzige unterscheidende Merkmal zwischen der Sprache des Dichters und der des prosaischen Schriftstellers auszumachen. Die angelsächsischen und altnordischen Gedichte legen jedoch unstreitig einen höheren Grad der Ausbildung und Verfeinerung schon dadurch an den Tag, dass sie neben der Alliteration einen, wenn auch noch sehr freyen, doch immer regelmässigen Rhythmus befolgen, indem sie die langen Zeilen in zwey gleiche Hälften theilen, und, je nachdem zwey oder drey Reimstaben da sind, der einen Hälfte bald einen, bald zwey der anderen jedoch immer nur einen Reimstaben zuweisen. Diess beweisen wir durch einen Beleg aus dem Angelsächsischen, und setzen vor jeden Reimstaben einen, nach der ersten Vershälfte jedoch zwey Striche.

> |*Adhelstân cyning* | |*ëarla drihten*
> |*Bëorna* |*beáhgifa* || *and his* |*brôdhor eác*
> |*Eádmund* |*ädheling* || |*ëaldor langne dyr*
> *Ge-*|*slogon ät* |*secce* || |*svëorda ecgum* etc. *)

Der freye, aber regelmässige Rhythmus fällt von selbst in die Ohren; sollten wir ihn beschreiben, so würden wir sagen, dass jeder Halbzeile in der Regel drey Längen zukommen, deren jede aber auch mit zwey Kürzen vertauscht werden dürfe. Doch leugnen wir nicht, dass manche Halbzeilen, die unbetonte Ausfüllung (*málfylling*) ungerechnet, auch vier Längen zeigen.

Ganz andere, wiewohl eben auch fest bestimmte Messung haben die *Otfridischen* Langzeilen, deren jede acht Hebungen fodert, und das Ende mit der Mitte reimt. Zu den leoninischen Versen bilden sie aber dadurch gerade das Widerspiel, dass beide Reime in der Arsis stehen müssen, und zu der späteren deutschen Metrik dadurch, dass die Sylbe der Arsis der der Thesis den Ton mittheilen kann. Folgendes Beyspiel mag diess deutlicher machen:

> *Níst úntar ín thaz thúlté, tház kúning íro uuáltè*
> *ín uuorólti níheiné, ní sí, thíe síe zúgun héimé;*
> *ódo ín érdringé ánder és begínné*
> *ín thihéinigemo thíoté thaz úbar síe gebíaté.*

Beides, Anreim und Endreim, vereinigen ferner altirische und altbritunische (wallisische) Lieder. *Charl. Vallancey* sagt in seiner *Grammar of the Iberno-Celtic, or Irish language* S. 151: „*Irish verse is of three sorts: Rann direach, Bruilingtheacht, and Oglachas. In Rann direach are required* 1) *Number of quartans*, 2) *Number of syllables*, 3) *Concord*, 4) *Correspondence*, 5) *Termination*, 6) *Union*, 7) *Chief*.“ — Und S. 153: „*The concord (called uaim) requires two words in each quartan (neither of which must be an adverb) to begin with the same or different vowels or with the very same consonant.*“ Die Eigenheiten der altirischen Alliteration, wie des Versbaues überhaupt, in sofern sie von dem, was in der germanischen Sprache bräuchlich ist, abweichen, übergeht Rec., wie interessant es auch sonst seyn mag, da diess hier zu weit führen würde.

Keines Volkes Gedichte stimmen jedoch mit diesen altböhmischen Liedern, was den Versbau betrifft, so genau überein, als die der *Finnen*; nur dass diese bey streng trochäischem Tonfalle, den sie mit den altböhmischen gemein haben, auch strenge, meist dreyfache Alliteration behaupten, welche den slavischen Gedichten gänzlich abgeht. Davon kann man sich hinlänglich aus *H. R. v. Schöters* finnischen Runen (Upsala, 1819) belehren.

---

*) D. h. „Adhelstein der König, der Edlen Herr,
Der Männer Ringgeber, und sein Bruder auch
Eadmund der Aedeling, der Herr, langen Ruhm
Sie erfochten im Kampfe mit Schwerter Schneiden.“

Wenden wir uns nun zur näheren Betrachtung der Form dieser uns vorliegenden altböhmischen Gedichte. Die Auskunft, welche wir in dieser Hinsicht von den Herausgg. erhalten, ist etwas dürftig. Sie sagen: „Die ältesten, noch der heidnischen Urzeit angehörigen Lieder sind am wenigsten vollständig erhalten, wie die Anomalieen im Rhythmus zur Genüge anzeigen. Die späteren hingegen sind, wie der regelmäsige Tact beweist, unversehrt. Ob Mangel an Gewandtheit in abgemessener Bewegung den Verfassern der älteren, ob Umgestaltung der ursprünglichen Gebilde im Verlaufe der Zeit jene Unregelmäsigkeiten herbeygeführt, wer entscheidet das?“ — Vor allem glauben wir, die Frage aufwerfen zu müssen, ob denn auch das Gesetz des Rhythmus in den älteren Gedichten schon hinlänglich erforscht sey und so klar daliege, dass man nur so von Regelmäsigkeit und Unregelmäsigkeit sprechen könne. Diess scheint uns bis jetzt keinesweges der Fall. Wäre diess wirklich geschehen, so müsten die Herausgg. nothwendig im Stande gewesen seyn, uns ein und das andere Merkwürdige in Hinsicht der Metrik mitzutheilen. Oft sehen wir aber Anfangs da Unregelmäsigkeit, wo wir später mit geübterem Auge gerade eine bewunderungswürdige Regelmäsigkeit entdecken. Hält man z. B. deutsche Gedichte des 11ten Jahrh. an andere des 13ten, so erscheinen erste unregelmäsig und fast willkührlich, und ohne anderen Rhythmus als den von selbst in der Sprache liegenden gebildet; allein dem ist nicht so: ihre Verfasser folgten eben so wohl bestimmten Regeln und Gesetzen, nur dass diese von denen des 13ten Jahrh. abweichen. Hieraus erklärt sich denn leicht die Verschiedenheit der Gedichte in Hinsicht der Form. An eine spätere Umgestaltung der ursprünglichen Gebilde möchte Rec. aus einem zwiefachen Grunde nicht denken. Einmal nämlich sehen wir überall, dass bey erfolgter Umbildung früherer Bildungen gerade äussere Gleichmäsigkeit, ein genaues Entsprechen der einzelnen Theile, das vorzüglichste Augenmerk der des alten Gesetzes unkundigen oder auch nur neuerungssüchtigen Umbildner gewesen ist. Dann aber könnte man sich auch das in voller Blüthe stehende Heidenthum dieser Gedichte noch weniger erklären. Denn verletzten die Umbildner die billige Scheu vor dem Alterthümlichen einmal so weit, dass sie das eigentlich doch weniger Erhebliche, die Unregelmäsigkeit der Form, abzuändern kein Bedenken trugen, wie sollten sie das bey Weitem Wichtigere, das Heidenthum dieser Gedichte, unangetastet gelassen haben? Dieses scheint uns der vollgültige Beweis, dass die Gedichte auch der Form nach nicht verändert worden, deren Unregelmäsigkeit ohnehin nur scheinbar ist. Sollten die Herausgg. jedoch nur den späteren Gedichten Regelmäsigkeit der Form zugestehen, so könnte man leicht beweisen, dass auch viele von diesen nicht regelmäsig gebaut seyen. Es kommt nur darauf an, einen noch jüngeren, oder, wenn man will, einen sehr alten Massstab an sie zu legen. Die Lieder nämlich: *Kytice* (das Sträusschen), *Jahody* (Erdbeeren), *Rôcze* (Rose) sind offenbar strophisch gebaut, und doch findet man in ihnen neben vierzeiligen (die grössere Anzahl) auch sechszeilige Strophen. Wäre diess nicht Grund genug, ungeachtet des unverletzten Rhythmus der einzelnen Zeilen, dennoch eine Verletzung des Ganzen anzunehmen?

„Dass auch in der Abwechselung der Masse, sagen sie weiter, die uralten Sänger in ihrem richtigen Gefühle ein Gesetz befolgten, ist unverkennbar. Sie erzählen durchgehends im fünffüssigen Trochäus mit weiblichem Falle. Wo aber die Bewegung wächst, da werden die Zeilen kürzer, und auch der aufstrebende männliche Fall wird gehört in Stellen, wo das Feuer der Heldenkraft hervortritt. Wo auch dieses Gesetz unbeachtet erscheint, da kann man mit Grund auf Verstümmelung schliessen. Oft ist sie auffallend erkennbar und zugleich Mittel zur Heilung.“

Dabey möchte denn doch Rec. die grösste Sorgfalt und Bedachtsamkeit angewandt wissen; denn eben weil jene Dichter freyere Gesetze befolgten, darf man mit der Nachhülfe nicht zu voreilig seyn. Den Fall nimmt Rec. natürlich aus, wo die *Wiederholung* eines Wortes einer vorangehenden Zeile den Rhythmus einer späteren vollständig machen kann. Solche Wiederholungen zeigen diese Dichtungen unleugbar sehr oft, besonders in der Rede der Leidenschaft, nur dass das Wort oft der beliebten Kürze wegen in der Handschrift entweder ganz ausgelassen, oder auch nur durch den Anfangsbuchstaben angedeutet ward, wie z. B. S. 74:

Pisnu z sirsieda horsie
(*Piesnu*) *iako Lumir* etc.
Du singst mitten aus gramerfülltem Herzen,
(Du singst) so wie Lumir u. s. w.
Ai Ludiecie, ty si parob,
(*Parob*) *na paroby krale.*
Ha Ludwig, du bist Knecht,
(Knecht) über Knechte des Königs.

Diess ist alles, was die Herausgeber in Hinsicht der Metrik bemerken, obwohl sie gewiss leicht mehr geben konnten. Nur Weniges will Rec. zum Beweis mittheilen.

Von gesuchter Alliteration bemerkte Rec. keine Spuren in diesen Gedichten. Ungesuchte, in der Sprache selbst begründete, muss natürlich in den Gedichten aller Völker vorkommen. Auffällig wird diess zufällige Zusammentreffen alliterirender Wörter freylich in Stellen, wie (S. 74):

Zrsie Záboi na Slawoiewa
Zapolena zraky,
Blickt Zaboi auf Slawoi's
Flammende Blicke.

Allein solche Stellen stehen vereinzelt, und es geht aus allen Gedichten einleuchtend hervor, dass den Dichtern die Alliteration als ein Werk der Kunst unbekannt war. Anders verhält es sich mit dem Reime. Bey diesem kann man, wo er vorkommt, gewissermassen etwas Absichtliches kaum ableugnen; doch dürfen wir auch nicht leugnen, dass wir hier nur dem ersten Anfang der Reimfügung begegnen. Gar keine Reime zeigt *Záboj, Slawoj, Ludiek* (S. 71—89),

wenn man den Schlufs (*a iim hláſat milych ſlow i iim ornzié pobitych wrahów*, d. i. Ihnen (den Göttern) zu ſingen ihr Lieblingslied, ihnen zu weihen die Waffen erſchlagner Feinde) abrechnet.

Das Lied *Czeſtmir* hat deren zwar einige; allein ſie ſcheinen ohne beſondere Abſicht entſtanden zu ſeyn. Gar keine zeigt hinwieder *Zbyhon*, *Kytice* (Sträuſschen), *Opuſtiená* (Verlaſſene), *Skrziwánek* (Lerche), obwohl letztes ſogar ſtrophiſch gebaut iſt. Von den übrigen Liedern zeigt *Ludiſche* und *Lubor* zwar abſichtliche Reime; ein beſtimmtes Geſetz jedoch, wonach ſie gebildet wurden, laſſen ſie nicht erkennen. Bald ſind ſie unmittelbar, bald verſchränkt gebunden; hier zählt man einfachen Reim (zwey Wörter), dort haben drey-, ja ſogar vierfache Reime Anwendung gefunden. Die gröſsere Anzahl der Verſe iſt jedoch völlig reimlos. In demſelben Verhältniſſe ſteht *Jaroſlaw*, *Beneſch Hermanow* (ſtrophiſches Lied von je vier Zeilen), *Oldrich*, *Jelen* (der Hirſch), *Jahody* (Erdbeeren, ſtrophiſches Lied, die erſte Strophe hat ſechs, die andere vier Zeilen), und alle anderen. Was die Reime ſelbſt betrifft, ſo gleichen ſie denen, die wir in deutſchen Gedichten des 12ten Jahrhunderts antreffen. Dieſen ſlaviſchen Dichtern reimen z. B. *sdielo: vymytieno; panóm: taino; ſnieli: zvieſti*; doch zeigen ſie auch reine, z. B. *ſtaroſtami: zemankami; údech: myſlech; ſiesic: imiesie*. Doch wir wollen hier nicht ein Reimverzeichniſs dieſer altſlaviſchen Lieder liefern, ſondern nur aufmerkſam machen, daſs in Hinſicht der Metrik noch ſo Manches künftigen Bearbeitern dieſer Gedichte übrig gelaſſen ward, da die jetzigen Herausgeber dieſs und wohl noch Anderes unberückſichtigt lieſsen.

Nicht minder glaubt Rec. miſsfällig bemerken zu müſſen, daſs Hr. *Hanka* die Wortſchreibung der Urſchrift hier verändert giebt, und eine ſolche einführte, „welche zwar an das Alterthum erinnerte, aber auch leicht verſtändlich ſey." Dieſs iſt, wie jeder ſelbſt einſieht, ein unrechtes Verfahren in jeder lebendigen Sprache. In ſolchen darf durchaus nicht die Wortſchreibung ſpäterer Zeit auf die Schriftdenkmäler einer früheren übergetragen werden; vielmehr muſs die frühere nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit aufgefaſst, und nach den durch ſolche Auffaſſung gewonnenen Grundſätzen frey und unabhängig von früherem oder ſpäterem Gebrauche dargeſtellt werden. Hr. *Hanka* führte jedoch die neuere Orthographie ein, indem er für *cz*, *rz*, (*rs*) *si*, *z*, *g*: *č*, *ř*, *š*, *ž*, *j* ſchrieb, und ſtatt des durchgängig gebrauchten „*i*", wo es, wie er ſagt, die Analogie erheiſchte, „*y*" ſetzte. Dagegen vertauſchte er das alterthümliche „*ié*" oder „*i*", nicht mit dem heut gebräuchlichen „*j*".

Die Reihenfolge der Lieder iſt in dieſer zweyten Auflage anders angeordnet, als in der erſten, welche diplomatiſch der Handſchrift folgte. Der Grund dieſer Aenderung iſt darin angegeben, daſs man glaubte, geſchichtlich begründete Thatſachen nachweiſen zu können, welche in dieſen Liedern (den epiſchen) beſungen würden. Wie ſehr jedoch dieſs täuſche, lehrt am beſten unſere einheimiſche Heldenſage. Doch ſcheint hier die hiſtoriſche Grundlage aller Heldengedichte, das erſte, *Záboi*, welches die Herausgg. für das älteſte halten, ausgenommen, ſicherer zu ſtehen.

Dieſs führt uns zu dem dieſen Liedern beygegebenen hiſtoriſch-kritiſchen Vorbericht. Jedoch nur die epiſchen Gedichte wollen wir ihrem Inhalte nach in nähere Betrachtung ziehen, von den lyriſchen aber ein für alle Mal verſichern, daſs ſie durchaus tief empfunden, eigenthümlich gedacht, lebendig, zart, kräftig und doch immer klar und volksgemäſs ausgeſprochen ſind. Dieſs Urtheil, welches ſchon *Meinert* in dem Archiv für Geſchichte (Januarheft 1819) ausſprach, hat bis jetzt noch keinen Widerſpruch gefunden; vielmehr hat *Goethe* in ſeinen Werken, und *Dambek* im Heſperus (Jahrg. 1819) daſſelbe beſtätigt. Dennoch ſind die Heldenlieder unſtreitig wichtiger, weil ſie, bey denſelben Vorzügen, ſich gröſstentheils auf wichtige inländiſche Begebenheiten gründen, welche die Hnn. *Hanka* und *Swoboda* in den erſten Zeiten der nicht unblutigen Bekehrung der Czechen zum Chriſtenthum nachzuweiſen ſich getrauen.

Als das die früheſte Begebenheit feiernde Gedicht ſehen die Herausgeber, wie ſchon beyläufig bemerkt wurde, das „*Záboj*" überſchriebene an. *Meinert* ſetzte dieſem jedoch jenes, welches den Namen „*Czestmir*" führt, voraus. In dem erſten Gedichte will man nun einen verunglückten Zug Ludwigs des Deutſchen geſchildert ſehen, den er zu Gunſten der vierzehn in Regensburg zum Chriſtenthum übergetretenen czechiſchen Häuptlinge unternahm, als dieſe von den Ihrigen waren vertrieben worden. Ludwig ſoll damals (im J. 849), wahrſcheinlich an der Grenze von Baiern, eine ſchmähliche Niederlage erlitten haben, woraus er die Trümmern ſeines Heeres nur durch Vertrag zu retten vermochte. Zum Beweis werden die *Annal. Fuldenſ.* und *Lambert. Scafnaburg.*, allerdings nicht zu verwerfende Bürgen, angegeben, und der in dem Liede vorkommende Ludiek ſoll Ludwig ſeyn. Allein Ludiek wird nie König, ſondern Dienſtmann des Königs genannt. Záboj ſelbſt ſagt im Gedichte (S. 78):

> *Ai Ludiecie ty ſi parob,*
> *(parob) na paroby krále.*
> Ha Ludwig, du biſt Knecht,
> Knecht über Knechte des Königs.

Ein um ſo mehr merkwürdiger Fall, als ſonſt in der Sage wohl einfache Helden zu Königen, nie aber Könige zu Dienſtmannen gemacht werden; es ſey denn, daſs ſie die Sage als *Vertriebene* aufführt. Unter dem „König (*král*)" kann man hier auch nicht wohl den Kaiſer Lothar verſtehen, da das überwiegende Anſehen deſſelben in dieſer Zeit wenigſtens nicht gefunden wird. Eher, wenn die Beziehung richtig iſt, könnte man unter dem „König" Ludwig den Frommen verſtehen; nur daſs dieſem dann wieder die angegebene Zeit des Zuges gegen die Böhmen entgegen ſteht.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

SCHÖNE KÜNSTE.

Prag, in der Calve'schen Buchhandlung: *Königinhofer Handschrift.* Sammlung altböhmischer lyrisch-epischer Gesänge u. s. w. Aufgefunden und herausgegeben von *Wenceslaw Hanka* u. s. w., verdeutscht und mit einer historisch-kritischen Einleitung versehen von *Wenceslaw Swoboda* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die angedeuteten Widersprüche mögen auch wohl zunächst die Herausgeber veranlasst haben, dass sie sich nach einem anderen Kriegszuge der Deutschen gegen die Böhmen umsahen. So wird denn noch jener Zug herbeygezogen, den der Bojoarenherzog Thassilo gegen die Slaven that. Dann sollen auch die Kriege der Thüringer mit den Böhmen, oder die Dagoberts des Grossen (628—638), gemeint seyn können, besonders die letzten; denn unter Dagobert sollen die Deutschen von den Slaven gleichfalls geschlagen und bis „*ad castrum Vogastense*" verfolgt worden seyn. Als Grund giebt man an, dass die Annalisten mit sichtbarem Unmuthe von einer Niederlage der Deutschen durch Slaven unter *Samo* sprächen, ja dass zwey derselben ihren Bericht mit den Worten: „*Incipit scandalum*" begännen. Auch hier findet sich wieder Aehnlichkeit zwischen einem, wiewohl sehr sagenhaften Namen der Geschichte, und einem des Liedes. Slawoj nämlich (alt CAAWOI) scheint an *Samo* zu erinnern, und leicht konnte, wie die Herausgeber meinen, ein Fremder, der diesen Namen so geschrieben fand (das umgekehrte W entspricht dem M, daher auch beide Formen wechselseitig gebraucht wurden), CAMO, SAMO daraus machen. Dieser Samo ist übrigens jener sagenhafte Mann, der zu den Slaven als Handelsmann eingewandert seyn, und ihnen einige Bildung beygebracht haben soll. Etwas Wahrscheinlichkeit hat nun zwar diese Hypothese; nur müsste vor allen die Kaufmannschaft und die Einwanderung Samos aufgegeben werden, denn er ist nach dem Liede ein Fürst und ein Eingeborener (*bratrsie*, Bruder, nennt ihn Záboj stets). Hiezu kommt noch, dass *Sam* in der böhmischen Sprache allerdings ein Appellativum ist, *Mann* bedeutet, und noch heut in den Diminutiven *Samec*, *Samice* (von Thieren, Männchen, Weibchen = Männin) gebraucht wird. Das Vogastiburg (*castrum Vogasiense*) soll an Vogtland erinnern, von wo aus besonders häufig Einfälle in Böhmen geschahen. Das Gedicht bietet aber auch selbst Züge zur Bestimmung des Schauplatzes. Die Helden sammeln sich in einem Schwarzwalde (*czerny less*), und wirklich führt ein Berg zwischen Pilsen und Klattau diesen Namen. Die Richtung des Angriffs geht von Osten nach Westen, folglich eben so Flucht und Verfolgung (Vers 114). Ferner geht Flucht und Verfolgung über zwey wilde Ströme (V. 244. 265), welche auch heimische Ströme genannt werden. Die Herausgg. rathen einmal auf die *Auhlawa* (Angel) und *Mcze* (Mies) im Westen Böhmens. *Auhlawa* bedeutet die Todtfeindliche, und diesen Namen könne der Fluss eben dadurch erhalten haben, dass er den fliehenden Feinden (*auhlawnjky*) Verderben brachte. Mehr aber scheinen sie noch geneigt, die *Elbe* und *Eger* anzunehmen, auch die letzte nur allein, da die Feinde bey ihren Krümmungen vom Donnerberge bis Milleschau etwa zweymal über sie hinsetzen mussten. Dann wäre aber der Schauplatz im Norden Böhmens zu suchen, wohin auch das Vogastiburg der Annalisten zeigt. Wie misslich jedoch alles solches Heimweisen sey, erkennen die Herausgg. selbst an. Wäre die Geschichte der böhmischen Vorzeit nicht so gar lückenhaft und verworren, so könnten allerdings Záboj's Worte (V. 32 f.), welche zu erkennen geben, die Fremdlinge seyen nach dem Tode eines Fürsten, während der Minderjährigkeit seiner Söhne, in das Land gefallen, die ganze Begebenheit in ein klareres Licht bringen. Allein da schon die Geschichte der Hauptdynastie, der Prager, mangelhaft ist, so darf man von der Geschichte der später ganz verschwundenen Nebenzweige um so weniger Vollständigkeit und Sicherheit erwarten. Aus allen diesen aber erhellt, dass es schwerlich jemals gelingen möchte, die geschichtliche Grundlage dieses Liedes völlig klar auszumitteln. — Demungeachtet bleibt dasselbe, wie diess auch die Herausgg. wohl erkennen, unstreitig das herrlichste dieser ganzen Sammlung. Die Kraft und sichere Ruhe des Záboj, sein schnell Alles erfassender Blick, seine hinreissende Beredsamkeit, alles Eigenschaften, welche seine Bestimmung zum Feldherrn beurkunden, bilden zu Slawoj's stürmischem und doch wieder auch mildem Gemüthe den vortrefflichsten Gegensatz. Das wahrhaft fromme Festhalten an den von den Feinden der strengsten Verfolgung unterworfenen Göttern verbreitet über das Ganze eine eigenthümliche Farbe, die sich wohl fühlen, aber nicht beschreiben lässt. Es erhebt ihren Krieg zu einem heiligen Kampfe für ihr Höchstes, und zieht unsere Herzen schon im Voraus auf ihre Seite. Alles diess sind Züge, welche uns den Dichter

dieſes Liedes als einen vollkommenen Meiſter in ſeiner Kunſt darſtellen.

Das zweyte Gedicht, *Czeſtmir* und *Wlaslaw*, hat einen inländiſchen Kampf zwiſchen den Pragern und Lucanern zum Gegenſtande, den Hájek auf das Jahr 869 ſetzt. Auch Cosmas und Dalimil erzählen ihn auf gleiche Weiſe; nur weichen ſie von einander und auch von unſerem Liede in Hinſicht der Namen ab. Deſsgleichen ſind einige Umſtände in unſerem Liede anders angegeben. Merkwürdig iſt beſonders die Schilderung des Cosmas, wenn man ſie mit dieſem Liede vergleicht. Auch er ſcheint ſeinen Bericht einer dichteriſch behandelten Sage entnommen zu haben, aber einer Sage, den Lucanern günſtig, und dem Neklan, dem Herzoge der Prager, abhold. Dieſer wird von Cosmas (und Hájek ſtimmt ihm bey) als ein muthloſer Feigling geſchildert, während ihn unſer Gedicht nicht ohne Fürſtenwürde auftreten läſst. Wer gedenkt dabey nicht an den Etzel der deutſchen Heldenſage, und an den Odyſſeus der griechiſchen? Nach Cosmas läſst Neklan einen ſeiner Helden ſich in ſeine fürſtliche Rüſtung verkappen; nach unſerem Liede ruft der Herzog nur ſeinen Feldherrn auf, und heiſst ihn gehen und den Feind bekämpfen. Dieſen Held nennt *Cosmas* „Tyro", *Hágek* „Sztyr", unſer Lied jedoch Czmir, Czeſtmir. Nach den Chronikenſchreibern fällt dieſer Held im Siege, nach unſerem Liede kehrt er jedoch als Sieger heim. So verſchweigen ſie auch den Abfall Kruwojs von dem Neklan, und Wojmir's verrätheriſche Gefangennehmung durch denſelben. Merkwürdig iſt übrigens ein Zug dieſer bey Cosmas verarbeiteten Geſtalt der Sage, nämlich, daſs die muthloſen Prager einen Eſel zerſtückeln, ihn genieſsen, und dadurch von Muth erfüllt werden. Die deutſche Sage empfiehlt in gleichem Falle Wolfs- und Schlangen-Fleiſch. Daſs dieſer Zug der ſlaviſchen Sage jedoch urſprünglich war, und keinesweges etwa erſt durch Cosmas beygegeben ward, erhellt daraus, daſs dieſer ſich nicht wenig über dergleichen heidniſchen Aberglauben ereifert. Mehr aber verdient noch Beachtung, daſs, wenn auch der Verfaſſer dieſer zweyten Geſtalt der Sage dem Pragerherzog Neklan abhold war, er doch auch den Lucaner keinesweges verherrlicht. Er ſchildert den Wlatislaw (in unſerem Liede, welches ihn, wenn auch heftig und roh, doch immer menſchlicher darſtellt, *Wlaslaw*) als einen unmenſchlichen Abentheurer, der ſich vermiſst, den Frauen der Feinde junge Hunde ſtatt der niedergemetzelten Kinder an die Bruſt zu legen. Er ſchickt ſein Schwert im Lande umher, mit dem Befehle: Jeder, der darüber reiche, habe Heerfolge zu leiſten, oder dadurch zu ſterben. Er verachtet und höhnt den Feind (die Prager), den er ohne Waffen, nur mit den Raubvögeln in ſeinem Heere aufzureiben gedenkt. Den Ort der Schlacht ſetzte *Meinert*, wie bekannt, in die Nähe von Teplitz, die Herausgeber jedoch geben als Ort die ſogenannten *Fleiſchbänke* an der Grenze des Rakonizer Kreiſes an.

Erwähnung verdient noch, daſs die bey Cosmas ſich findende Geſtaltung der Sage nicht nur dieſen einzelnen Krieg, ſondern auch die ferneren Schickſale der Lucaner (Sazer) Herzöge umfaſst zu haben ſcheint. Cosmas und Hájek berichten nämlich, wie Wlaſtiſlaws unmündiger Sohn (bey letztem Zdislaw genannt) von dem Sieger Neklan ſeinem bisherigen Pfleger During (Thüringer?) „*de gente Zribia*" (d. h. aus dem Sorbenlande, durch welches die Thüringer nach Böhmen ziehen muſsten) anvertraut gelaſſen, und wie dieſer dem Pflegling, „welcher gern den Fiſchlein zuſah, die unter dem Eiskryſtalle ſpielten," mit der Axt das Haupt abhieb, es dann dem Herzoge Neklan brachte, aber ſtatt erwarteten Lohnes verdiente Strafe fand, indem er verurtheilt ward, ſich ſelbſt zu erhängen. Man erinnert ſich hiebey leicht an die deutſche Sage von den Harlungen und dem Ermanarich, worin, wiewohl unter anderen Verhältniſſen, Aehnliches vorkommt, nur daſs da Ermanarich die Ermordung ſeiner Neffen und auch (nach einer anderen Geſtaltung der Sage) ſeines eigenen Sohnes ſelbſt anſtiftet. Daſs übrigens Cosmas ſelbſt die Wahrheit dieſer Begebenheiten bezweifelte, und mehr Dichtung als Geſchichte darin ſah, beweiſen ſeine eigenen Worte: „*Et quoniam haec antiquis referuntur eveniſſe temporibus*, ſagt er, *utrum ſint facta, an ficta, lectoris judicio relinquimus.*"

Wenn die Herausgeber die geſchichtliche Grundlage des dritten Gedichtes dieſer Sammlung bezweifeln, ſo thun ſie völlig recht daran. Es iſt nämlich dieſes Gedicht eine Schilderung eines Turniers, welches an dem Hofe eines dieſſeits der Elbe wohnenden böhmiſchen Herzogs gehalten ward. Wer war aber dieſer *dieſſeits* der Elbe (d. h. im nördlichen Böhmen) wohnende Herzog? Rec. glaubt nicht, daſs vor den Zeiten des prächtigen und gaſtfreyen Primysl Ottokar Turniere in Böhmen gehalten wurden; allein da gab es keine böhmiſchen Stammherzöge mehr. Dieſen Widerſpruch erkennen auch die Herausgeber, und deſshalb nehmen ſie an, das Gedicht ſey abſichtlich in eine höhere Zeit hinauf gerückt worden. Dennoch ſcheinen ſie die Möglichkeit, es könne auch eine uralte Sage Grundlage des Gedichtes ſeyn, nicht leugnen zu wollen. Das jüngere Alter des Gedichtes, wie es hier geleſen wird, geſtehen ſie jedoch ein, und es möchte ſich dieſs auch leicht genug aus der Sprache ſelbſt nachweiſen laſſen, wenn man es mit den unbeſtrittenen älteren Dichtungen dieſer Sammlung zuſammen hält. Was die Herausgg. vielleicht auf die Meinung gebracht haben mag, es könne doch eine ältere Sage zu Grunde liegen, iſt der in dieſem Gedichte, wie in den älteren, offen ausgeſprochene Haſs gegen die Deutſchen. Den Grund nämlich, weſshalb dieſs Turnier angeordnet wird, ſpricht der Fürſt, welcher es anordnet, ſelbſt aus, wenn er S. 110 ſagt:

W mirsie valku mudro zdati,
Vezdi nam ſusiede niemci.

d. h. „Klug iſt es, ob auch Friede ſeyn mag, ſich auf Krieg gefaſst zu machen, unſere Nachbarn ſind die Deutſchen." — Allein auch hierin kann Rec. noch keinen haltbaren Grund für ein höheres Alter

des Gedichtes finden. Deutsche und Böhmen kamen ja auch in dieser Zeit noch in mannichfaltige feindliche Berührung, wie jedem Geschichtskundigen bekannt ist. Und muss denn *Kniez*, wie der Herr, der das Turnier giebt, genannt wird, hier nothwendig einen unabhängigen Herzog bedeuten? Rec. glaubt diess nicht, zumal da im Polnischen und Russischen heut zu Tage jeder Landedelmann so genannt wird, und das Wort demnach nicht vielmehr als „*pán*" (Herr) bedeutet. Dass aber die reichen und mächtigen böhmischen Landsassen Turniere gaben, möchte kaum bezweifelt werden dürfen, da auch deutsche diess thaten; und gewiss haben die Berken von Duba, die Sternberge, die Rosenberge, die alle im nördlichen Böhmen ihre Sitze hatten, keinem deutschen Fürsten im Mittelalter in irgend einer Beziehung nachgestanden. Merkwürdig ist es allerdings, dass der Turniergeber nicht genannt wird. Aber auch keiner der Kämpfenden führt einen Namen, woran man etwa erkennen möchte, welch einem Geschlechte er angehöre. Vielmehr sind alle Namen der Kämpfer so beschaffen, dass man sie symbolisch zu nehmen leicht in Versuchung kommen kann. *Striebor* nämlich bedeutet (wie die Herausgg. sehr richtig angeben, indem sie den Namen von *strieti* ableiten) einen güterreichen Mann; und dieser fodert den *Ludislaw*, den beym Volke berühmten, den Volksgünstling, als Gegner zum Kampfe. Das zweyte Kämpferpaar ist *Srpos* und *Spitibor*, der Getreide-Mäher und der Getreide-Einsammler. Als dritte kämpfen *Lubor*, der Liebende, und *Bolemir*, der Mächtige. Der Sieger Lubor, alle vorhergehenden Kämpfer waren ermattet, aber weder Sieger noch Besiegte hatten die Schranken verlassen, fodert nun den *Rubos*, den Kampfgeübten (*rubiti*, hauen, schlagen), gleichsam den Haubold, Raufbold, und nachdem er auch diesen besiegte, den *Zdeslaw*, den Schrecklichen, Fürchterlichen. — Merkwürdig, und unsere Ansicht, dass das Gedicht symbolisch zu nehmen und eigentlich nur zur Verherrlichung der Liebe gedichtet worden sey, bestätigend ist es, dass das erste Kämpferpaar durch den Fürsten, das zweyte durch die Fürstin, das dritte jedoch durch die schöne Tochter derselben aufgerufen wird. Ob jedoch Lubor die Hand derselben als Preis erhielt, wird nicht gesagt; und wenn die Herausgg. meinen, dass diess wohl geschehen seyn dürfte, so hat Rec. nichts dagegen einzuwenden; nothwendig scheint es ihm bey der symbolischen Bedeutung des Gedichtes keinesweges. Aber auch diess, die ritterliche Verehrung der Liebe und somit auch der Frauen, zeigt auf die spätere Zeit hin, in welcher das Gedicht abgefasst seyn dürfte. Wie bekannt, war diese eine Blüthe des 12ten und 13ten Jahrhunderts.

Das vierte Gedicht behandelt den Einfall der Tataren in Schlesien, Böhmen und Ungarn, und die Niederlage eines Theiles derselben am Berge Hostainow (jetzt Hostein) bey Olmütz. Das Gedicht dürfte demnach, wie richtig angegeben wird, zwischen 1259 und 1294 abgefasst worden seyn. Das Urtheil der Herausgg. über dasselbe ist gerecht. „Es ist, sagen sie, eines der trefflichsten und merkwürdigsten; der Plan ist mit mehr Kunst angelegt, auch darin das Gedicht dem Epos näher, dass der Dichter sich zu einer universaleren Ansicht erhebt, durch den Eingang sowohl, als durch den Schluss, der Hauptthat den vaterländischen Schauplatz anweisend, das Ganze zur festeren Einheit bindend, dass er den Helden seines Volkes preist, als Bezwinger einer Macht, der bereits so viele christliche Völker erlagen, die dem Christenthume den Untergang drohte."

Der Inhalt des Gedichtes ist kürzlich folgender: Kublay's Tochter (Kublajewna) hatte von den wunderbaren Bräuchen der Völker des Abendlandes gehört, und den Entschluss gefasst, diese durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Begleitet von zwey Jungfrauen und zehn Rittern, reich ausgerüstet mit Gold und Edelsteinen, beginnt sie ihre Reise. Mitten in einem Walde überfallen sie Deutsche — wieder Spur des slavischen Hasses — welche sie, angereizt durch ihre Schätze, ermorden. Als nun Kublay, der Cham der Tataren, diess vernahm, sammelt er aus seinen weiten Reichen mächtige Heere, und beschliesst, das ganze Abendland die Ermordung seiner Tochter büssen zu lassen. Die christlichen Fürsten rüsten die Gegenwehr, und lagern sich in einer weiten Ebene. Kublay fragt, wie einst Attila vor Chalons, bevor die Schlacht beginnt, seine Zauberer, wer den Sieg haben werde. Diese erforschen das Schicksal auf eine merkwürdige Weise. Sie schreiten einen Kreis ab, legen darein einen schwarzen Stab, und spalten ihn sodann in zwey gleiche Theile, deren einen sie Kublay, den anderen die christlichen Fürsten nennen, und singen darüber uralte Sprüche. Darauf heben die Stäbe zu kämpfen an, und der Stab des Kublay siegt. Schnell wird jetzt von Kublay die Schlacht angeordnet, und die Christen, die sich eines so schnellen Angriffs nicht versehen hatten, werden geschlagen. Wohl hätten die Christen sich der Mongolen erwehrt, sagt der Dichter, wenn die Zauberer nicht aufs Neue mit den zerspaltenen Stäben gekommen wären, und die Feinde dadurch zu grosser Wuth entflammt hätten. Zwey Reiche eroberten dadurch die Tataren, „Kiews alte Burg und das weite Nowogrod." Nun folgt neue Rüstung der Christen; vier gewaltige Heereshaufen stellten sie den Tataren entgegen; diese jedoch wenden sich nach Ungarn, und bleiben auch hier Sieger. Darauf überschwemmten sie Polen, und dringen sogar bis Olmütz in Mähren vor. Zwey Tage lang ward hier unentschieden gestritten; da wächst aber das Mongolen-Heer so gewaltig an, „wie das Abenddunkel im Herbste;" und mitten in diesen Tatarenhaufen, die gleich Fluthen das Land überschwemmen, schwankt das Heer der Christen gleich einem Nachen. Da streben sie hinauf auf den Berg Hostainow, wo die „wunderstarke" Gottesmutter thront, angeführt vom kühnen Wneslaw, dem Bannerträger, und verschanzen sich hier während der Nacht.

Den ganzen folgenden Tag stürmen die Tataren, jedoch ohne genügenden Erfolg; am Abend fällt der tapfere Wneslaw, und die Nacht unterbricht den

Kampf. Die Tataren hatten grofsen Verluft, und ihr Cham befchliefst nicht mehr zu ftürmen, fondern die Chriften durch Hunger und Durft aufzureiben. Drey Tage hindurch halten diefe fich heldenmüthig, ungeachtet ein heftiger Durft fie quält; am Abend des dritten Tages jedoch räth Weston, fich zu ergeben, denn es fey beffer, Knecht zu feyn, als zu verdurften; und er fodert alle Gleichdenkenden auf, ihm zu folgen. Da tritt ihm Wratislaw entgegen, fchilt ihn einen Verräther, und eine ewige Schmach der Chriften; heifst auf Gott allein vertrauen, und lieber den Tod als Knechtfchaft wählen. In der Nacht kommt Regen, und mit dem Morgen ein zahlreiches Chriftenheer unter Jaroslaw. Im blutigen Kampfe, der fich jetzt entfpinnt, tödtet Jaroslaw den Sohn des Kublay, und die Tataren wenden fich zu gänzlicher Flucht. So war die Chriftenheit von diefer drohenden Gefahr befreyt.

Dafs die Grundlage diefes Gedichtes gefchichtlich fey, unterliegt nun zwar keinem Zweifel; allein auch mehr als diefs, einzelne Züge des Gedichtes wollen die Herausgeber nach ficheren Quellen der Gefchichte anheimweifen. Zu diefem Behufe theilen fie eine gedrängte Gefchichte der Mongolen im Amurlande von der Zeit Yefukai's, Cham von dreyzehn Horden, an *Onon* an, bis zu ihrer Niederlage vor Olmütz, mit. Rec. übergeht hier die Gefchichte diefes Chans, wie die feines Sohnes Temudfchins (geb. 1163), welchen fpäter ein Chodfcha (Weifer) beym Kurultaj (Reichstag) zum Dfchengis-Chan (Chan der Chane) erklärte. Diefs gefchähe, fagte er, nach Gottes ausdrücklichem Willen. Die von diefem begonnenen Eroberungen fetzte fein tapferfter Sohn, Octai, fort, und unter feine Regierung fallen die im Liede erzählten Begebenheiten.

Octai's Neffen, Batu, Manku und Peta, oder Baidar, griffen die Polowzer an, und diefe riefen die Ruffen zu Hülfe. Batu eroberte alles Land bis gegen Nowgorod, und 1239 fogar Kiew. Mit dem Grofsfürsten Alexander Jaroslawicz ging er einen Vertrag ein, und wandte fich darauf nach Polen, welches ihm nach der Schlacht bey Siedlo preisgegeben war. Boleslaw der König entfloh. Nun theilten fich die Haufen, und Batu wandte fich nach Ungarn, Badair aber nach Schlefien. Die Verwüftungen in beiden Ländern find hinlänglich bekannt, und König Bela ward fo in die Enge getrieben, dafs er, nach dem gleichzeitigen *Chron. Luneburg.* (in *Eccard. Corp. hift. med. Aev.*), feine Krone an den Kaifer Friedrich II gefandt, und fo als fein Lehensmann um Hülfe gebeten haben foll. „*De Tarteren fôren dô* (nach ihrem Siege über die Polen) *tô Ungeren, unde flôgen das folk âne tale. Dorg defe nôd fande de koning fan Ungeren fin land unde fine krônen an den kêfer dorg hêlpe, he unde fine nâhomelinge fan ëme to untfânde immermêr unde fan deme rîke,*“ fagt das Chron. Die grofsen Rüftungen des leider damals fehr uneinigen Reiches werden dafelbft weitläuftig befchrieben; der Kaifer jedoch hatte weder Mittel, noch Zeit; und fo kam es, dafs nur grofse Schaaren Freywilliger dem Herzog Heinrich von Liegnitz zu Hülfe zogen. Auf der *Wahlftatt* ward die Schlacht gefchlagen. Im Vordertreffen ftanden die Kreuzfahrer und die Bergleute von Goldberg unter Boleslaw. Er fiel unter feindlichen Pfeilen. Poppo, der Heermeifter in Preuffen, führte die deutfchen Ritter; Mieczislaw von Oppeln einen dritten, Sulislaw, Bruder des Palatins von Krakau, den vierten Haufen. Heinrich felbft ftand an der Spitze einer fünften Schaar; durch die Flucht der Polen ging die Schlacht verloren. Die Herausgg. find noch der Meinung, dafs ein Mifsverftändnifs die Polen zur Flucht brachte. Ihre Führer nämlich hätten gefchrieen: „*Zabijejcie!*“ (Schlagt todt!), fie hätten jedoch verftanden: „*Zabiezcie!*“ (Lauft, rettet euch!). Es war fchlimm, dafs die Führer fich eines fo leicht der Verwechfelung ausgefetzten Wortes bedienten! Rec. ift jedoch mehr geneigt, diefs für eine Sage zu halten, erdacht zur Befchönigung jener fchmählichen Flucht. Durch diefe Niederlage der Chriften jedoch lag das ganze Reich den wilden Mongolen, deren Kern vermuthlich Tataren bildeten, daher fie meift nur mit letztem Namen bezeichnet werden, offen und als eine leichte Beute da. Es fcheint jedoch, dafs fie es mehr auf die Völker flavifcher Zunge abgefehen hatten.

Wenzel I, der Vater des Premyfl Ottokar, rüftete fich; die Päffe im Riefengebirge wurden dem Feinde durch Verhaue unzugänglich gemacht. Bey Glatz fammelten fich die Böhmen, und aus allen Ländern ftrömten ihnen Kreuzfahrer zu. Bis Otmachau waren die Mongolen vorgedrungen; allein der Anblick des wohlgerüfteten Heeres beftimmte fie, fich in das minder gut verfehene Mähren zu wenden. Bald ftanden fie in der Nähe von Olmütz. Hier hatte jedoch Jaroslaw, aus dem Haufe Sternberg, der Held unferes Gedichtes, in der Eile, fo gut, als es gehen wollte, Vorkehrungen getroffen. Nach Palacky, „dem glücklichen und finnigen Gefchichtsforfcher,“ erzählen die Herausgeber: Jaroslaw fey mit 8,000 Kriegern nach Mähren gezogen, und habe, durch die Landesbewohner verftärkt, Befatzungen in mehrere fefte Oerter gelegt, fich felbft aber mit 12,000 Mann nach Olmütz gewandt. Die Stadt, deren verfallene Werke eilig hergeftellt wurden, hielt dem Andrange der Wilden Stand. Zur Rettung der Stadt trug auch bey, dafs fie die finefifchen Ingenieure nach Ilidfchuzai's Tode übermüthig entweder entlaffen, oder auf ihren weftlichen Zügen gar nicht mitgenommen hatten. Auch in der Umgegend fanden die Mongolen kräftigen Widerftand; befonders auf dem Berge Hostainow, wo lange nachher noch Spuren der Verfchanzungen fichtbar gewefen feyn follen; ein Zeugnifs mehr, dafs der Dichter diefen Kampf vor Hostainow nicht erdichtete.

(*Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

SCHÖNE KÜNSTE.

Prag, in der Calve'ſchen Buchhandlung: *Königinhofer Handſchrift.* Sammlung altböhmiſcher lyriſch-epiſcher Geſänge u. ſ. w. Aufgefunden und herausgegeben von *Wenceslaw Hanka* u. ſ. w., verdeutſcht und mit einer hiſtoriſch-kritiſchen Einleitung verſehen von *Wenceslaw Swoboda* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

„Sonderbar iſt es, ſagen die Herausgeber, daſs bis jetzt ſo wenige Auswärtige von dieſer Groſsthat Meldung thaten; aber die Fortſetzer unſeres älteſten Chroniſten, Cosmas, gingen ſehr ſaumſelig hierin um eben dieſe Zeit zu Werke.“ Die von Dubraw, Peſſina und Pubitſchka benutzten Kloſterchroniken von Hradiſch, Obrowiz Trebicz u. a. m. werden gemeint. — „Dalimil's hierin unverdächtiges Zeugniſs ſchien Manchen nicht glaubwürdig genug, trotz der Localtraditionen, trotz der Feier der Begebenheit in der ſpäter aufgehobenen Kirche auf dem Hoſtainow. Sagen ſprechen noch von den Heldenthaten des mähriſchen Volkes in jener Zeit der Schrecken, deren Gedächtniſs auch noch durch den Gebrauch aufbewahrt wird, daſs in Sternberg um Pfingſten Semmeln in Geſtalt von Händen, Ohren u. ſ. w. gebacken werden, zum Andenken an die abgehauenen Hände und Ohren, die den wilden Horden als Siegeszeichen dienten.“

Rec. geſteht nun zwar, daſs auch er in keinem aller gleichzeitigen Chroniſten, ſo viel er auch deren eingeſehen hat, der Begebenheit an dem Berge Hoſtainow Meldung gethan fand. Eine ſehr ähnliche Begebenheit erzählt jedoch Detmars, des Franciſcaners, Chronikon unter dem Jahre 1242, welche ſich mit einem Kloſter in Ungarn zugetragen habe. „*Bi der ſülven tid*, ſagt er, *was in Ungeren ên faſt klôſter up dem ſelde ſan ſunte Bernardes orden, dar wêren toſamende gêſtliker perſônen ſan drên orden, ſunte Bernardes, ſunte Franciscus, ſunte Dominicus. Dat klôſter hadden die Tateren beleged, unde lêgen darſore VI mânde unde kunnen* (l. *konden*) *des nicht gewinnen, ſô menlîke werden ſic de moneke.*“ „Erinnert man ſich nun, daſs in jener Zeit Ungarn und Mähren leicht als gleichgeltend genommen werden konnten, gleich wie Schleſien und Polen; gedenkt man ferner daran, daſs auf dem Hoſtainow eine Kirche mit einem wunderthätigen Marienbilde ſtand, und daſs man wohl ſchwerlich in *einem* Kloſter drey verſchiedene Orden einträchtiglich zuſammen finden dürfte, da jeder einzelne Convent des Zwieſpaltes mehr als genug gewöhnlich in ſich trägt: ſo kann man vielleicht annehmen, daſs der Franciſcaner Detmar von dem Kampfe bey Hoſtainow hörte, und, wenn er die Sache nicht ſchon ausgeſchmückt erhielt, ſelbſt ſie ausſchmückte. Ohnehin giebt er nicht den Namen des Kloſters an, was er doch wohl zu thun im Stande ſeyn konnte, da ein dreyfach mit Mönchen beſetztes Kloſter gewiſs bekannt ſeyn muſste als ein unerhörtes Beyſpiel frommer mönchiſcher Eintracht in dem goldenen Zeitalter der Möncherey. Aber auch ſonſt hat dieſer Kampf der Ungarn und Mongolen bey ihm Ausſchmückungen, wenn er ſagt: „*Alſo de Tateren grôten ſchaden hadden gedân in Ungeren unde Polenen, unde wolden ſordtên in dûdeſche land, dô was ër herre, de hêt* Bacho (Batu, Batho) *ên hertoge des kêſeres ſan Tateren, ên ſorſte al des heres, dar mêr inne wêren, den honderd eder twê honderd dûſend Tateren. Deſe Bacho treckede ſord; dar ward he bedrogen ſan deme bôſen gêſte. Sînes ſolkes ward ên grôt dêl geſlagen. Dar tô quam ſô grôt frochte* (Furcht) *an de hêden, dat ſe alle begonden tô ſlênde* (fliehen), *unde hadden de Ungeren wat menlîker weſen, ſe hadden ſe al dôd geſlagen an der ſlocht. Als dat onſinnege ſolk ſlô, dô ronnede* (rannte) *ër herre Bacho for dat here med ênem baren ſwerde unde rêp: „Es et, dat gi nû ſlêd, ſô môte-gi alle ſterven ſan unſen herren, den kêſer! Lât uns hîr toſamende blîven dôd unde levendeg! Schole-wi ſterven, ſô ſterve-wi jô med êren!“ Hîr mede ward dat ſolk ſêre geſterked, unde dêden in Ungeren noch grôten ſchaden.*“ — Das Mönchiſche dieſer Erzählung leuchtet ein. In Ungarn aber wurden die Mongolen 1241 oder 1242 nicht geſchlagen, vielmehr ſchlugen ſie jetzt die Ungarn fortwährend. Sollte daher nicht vielleicht ihre Niederlage bey Olmütz gemeint ſeyn, wo ſie Jaroslaw ſo wacker ſchlug? Die Herausgeber theilen über das Treffen, das dieſer ihnen lieferte, Folgendes mit, und Rec. giebt es auszüglich hier, da gerade dieſer Vorfall in geſchichtlicher Hinſicht noch etwas im Dunkeln zu liegen ſcheint.

Wie Rec. ſchon oben erwähnte, hielt ſich Olmütz, und Jaroslaw war klug genug, fürs erſte die Mongolen nicht im freyen Felde zu beſtehen. Die abſichtliche Unthätigkeit, die Klugheit des Feldherrn, der den Streich nicht führen mochte, bis er wuſste, daſs er trifft, hielt Baidar für Feigheit, und die ſtolze Verachtung lieſs ihn alle Vorſicht verabſäumen.

Jaroslaw benutzte diefs. Neue Schaaren hatten fein Heer verftärkt. In der Nacht vor dem 24 Juni 1241 berief Jaroslaw die Seinen zum Gotteshaufe; vor Tagesanbruch zogen fie in das fichere Lager der Feinde. In diefem Streite wurden die Mongolen völlig gefchlagen, und den Führer felbft tödtete Jaroslaw nach Dubrav's, des Olmützer Bifchofs, Berichte, ohne zu wiffen, wen er erlegt hatte. Mit dem Morgen wandten die Mongolen fich zur Flucht; aber ein ganzes Jahr hindurch verwüfteten fie Ungarn. Daher fcheint die Annahme, die Mongolen feyen heimgezogen, weil Batu, nach Octai's Tode (1241), der Ernennung Kajuk's zum Grofs-Chan beywohnen wollte, allerdings etwas zweifelhaft. Die Herausgg. fchreiben defshalb auch den Rückzug der Mongolen der Furcht zu, die fie vor dem ftattlich gerüfteten Könige von Böhmen, Wenzel I, hatten, dem Friedrich der Streitbare von Kärnthen und andere Grofse beyftanden. „Wie Karl Martell bey Tours Europa vor der Herrfchaft des Islams (732) befreyte, fagen fie, fo fchirmte jetzt der Böhme Jaroslaw Europa durch feinen Sieg bey Olmütz vor den noch entfetzlicheren Gräueln mongolifcher Zwingherrfchaft."

Noch mufs bemerkt werden, dafs die Herausgg. den Wefton, welcher, wie oben erwähnt ward, den Helden auf Hoftainow zur Knechtfchaft anräth, nicht für einen Böhmen, fondern für einen Engländer gehalten wiffen wollen. Ihre Anficht fcheint auch nach der Anmerkung S. 219 ziemlich begründet zu feyn.

Das fünfte Gedicht ift ein Volkslied im ftrengften Sinne des Wortes. Für den Gefang war es beftimmt; daher der einfache ftrophifche Bau deffelben; daher in ihm mehr Gefühl, als That. Es behandelt den fiegreichen Kampf eines gewiffen Benefch Hermanow (Hermanns Sohn), wahrfcheinlich aus dem Gefchlechte der Waldfteine, gegen die Unterdrücker des böhmifchen Volkes, während der Vormundfchaft Otto's des Langen von Brandenburg nach dem Tode Otokar II. Märker follen es gewefen feyn, welche über Görlitz (*Zhorelice*) kommend, in das Iferthal bey Turnau eindrangen, und zwifchen Grofs-Skal und Trofka von Benefch Hermanow gefchlagen wurden. Merkwürdiger Weife werden fie im ganzen Liede „Saffen" genannt (Vers 10 *niemci fafici*, d. i. faffifche Deutfche, vrgl. V. 32 *protiw fasicóm*, V. 40 *fasóm pleniucim*). Die Zeit diefer Schlacht fällt ungefähr in das Jahr 1282.

Im fechften Gedichte kann Rec. keine hiftorifche Grundlage entdecken. Es waltet in ihm rein fubjectives Intereffe. Der Inhalt ift, dafs ein Wladike Zbyhon einem Jünglinge fein Mädchen raubte, und dafür von ihm erfchlagen wird. Zart und finnig ift das Gefchick des Liebenden und der Geliebten an ein gleiches Loos des Täubchens, das der Sperber raubte, geknüpft.

Das fiebente Gedicht — ein Fragment — behandelt eine Niederlage der Polen durch die Böhmen um das Jahr 1002 (nach Cosmas). Sie hatten ganz Böhmen und fogar Prag durch Lift und Gewalt in ihre Hand bekommen, nachdem der König von Böhmen, Boleslaw III, von ihren Herzögen Boleslaw und Mieczislaw bey einer Unterredung geblendet worden war. Boleslaw's III Sohn, Jaromir, ward von Dowora oder Howora, dem Stammvater der Herren von Dubé, gerettet, und fein Bruder Odalrich entkam glücklich der Haft bey dem Baierherzog Heinrich, worin er auf Anfuchen der Polen gehalten ward.

Im achten Gedichte kann Rec. abermals keine hiftorifche Grundlage finden. Dafs ein Jüngling, der fonft oft der Feinde Schaaren zerftreute, endlich von einem Feinde erfchlagen wird, ift eine fo nahe liegende Idee, dafs fie wohl kaum, ward fie in einem Liede ausgeführt, auf ein beftimmtes Ereignifs bezogen zu werden braucht. Mehr aber enthält das Lied nicht. Uebrigens haben die Herausgg. vollkommen Recht, wenn fie diefs Lied für das ältefte unter allen halten. Neben der Sprache beweift es fchon der ganze Ton deffelben.

Diefs wären denn alle Gedichte der Königinhofer Handfchrift, bey denen hiftorifche Grundlage in Frage kam. Die übrigen können darauf auch nicht einen nur entfernten Anfpruch machen. Als Anhang find zwey Fragmente altböhmifcher Gedichte gegeben, deren erftes, da es nur neun Zeilen enthält, zu keinem Urtheil, weder in Hinficht des gefchichtlichen Inhalts, noch der dichterifchen Behandlung, Veranlaffung geben kann. Das zweyte ift länger, und behandelt den Streit zweyer Brüder, und deffen Schlichtung durch Libuffa. Der ältere Bruder ift jedoch mit dem Spruche der Fürftin unzufrieden, und fchmäht fie, indem er ausruft:

„Weh' der Brut, wenn Ottern mit ihr niften,
Weh' den Männern, wenn ein Weib gebietet!
Männern ziemt's zu herrfchen über Männer,
Und dem Erftgebor'nen ziemt das Erbe!"

Dadurch foll er denn, nach der Herausgg. Meinung, die Libuffa veranlafst haben, fich mit dem Premyfl zu vermählen. Die Handfchrift foll in das 11te Jahrhundert gehören; ihre Aechtheit ift jedoch angefochten worden, wird aber durch die Herausgeber vertheidigt.

Die ftreitenden Brüder heifsen in unferem Gedichte Chrudofch und Staglaw. Hájek, welcher diefe Begebenheit auch kennt, nennt fie jedoch Rohon, Kal's Sohn, und Milowec, Preslaw's Sohn, und fetzt die Begebenheit in das J. 721. Cosmas hat fie auch, giebt jedoch keine Namen; fcheint aber dennoch auch einem Gedichte zu folgen, wie die Herausgg. richtig bemerken.

Unfer Gedicht ift übrigens auch defshalb merkwürdig, weil es angiebt, wie weit fich Libuffa's Gebiet erftreckte. Es begriff ihm zufolge den Bydzower, Königingräzer, Berauner, Czaslauer, Kaurimer, Pilsner und Prachiner Kreis; denn in diefen Kreifen liegen die Wohnorte der Wladiken und Lechen (Stammhäupter und Edeln), welche Libuffa zum Gericht entbieten läfst.

Den Befchlufs des ganzen Bandes machen zwey Minnelieder, eines, das Minnelied unter dem Wyfchrad genannt, das andere, König Wenzels I Minne-

lied. Letzter ist auch als Dichter eines deutschen Minneliedes genannt (Manesse I). Da nun das böhmische Lied — ein Fragment — den ersten vier Strophen des deutschen dem Inhalte nach entspricht, so entstand die Frage, welches Original, und welches Uebersetzung sey. Die Herausgg. entscheiden sich für das böhmische, Andere für das deutsche. Es fragt sich, ob er überhaupt eines gedichtet habe; ist diess erst erwiesen (denn die Ueberschriften der Urkunden täuschen nicht selten), dann kann es auch seyn, dass er diess eine Lied in beiden Sprachen dichtete. Uebrigens, kommt darauf auch etwas an, so möchte es doch immer schwierig bleiben, die Sache ganz ausser Zweifel zu setzen.

Was nun endlich die Uebersetzung anlangt, so muss Rec. diese im höchsten Grad gelungen nennen. Er bewundert des Uebersetzers Gewandheit und treffende Kürze. Wie sehr daher diese zweyte Bearbeitung die erste, welche 1819 erschien, in jeder Hinsicht übertrifft, wird jeder selbst finden, der eine Vergleichung zwischen beiden anzustellen Gelegenheit hat. Rec. gedenkt jedoch hier nur einige Proben der neueren Bearbeitung vorzulegen, um theils die Herrlichkeit dieser altböhmischen Gedichte an sich selbst, theils auch das Gelungene der Uebersetzung, zu veranschaulichen. So sey denn die Erstürmung von Kruwoj's Burg, wie sie das zweyte Gedicht, Czestmir, schildert, hier mitgetheilt; die Krieger Neklan's waren mit dem Abende in die Nähe von Kruwoj's Burg gekommen. Da spricht Czestmir, ihr Feldherr:

„Krieger — spricht er — früh des Morgens
Fachen allen Grimm wir an.
Jetzo pflegt der müden Glieder.

Berge stehn zur Rechten,
Berge stehn zur Linken,
Und auf ihre Gipfel,
Ihre hohen Gipfel
Blicket hell die Sonne.
Längs der Berge dorthin,
Längs der Berge dorther
Ziehn die Heere, Kampf im Busen tragend.

„Ha dorthin zur Veste,
Dort zur Felsenveste,
Wo in Haft den Woymir
Hält der wilde Kruwoj
Sammt der schmucken Tochter,
Die er fing im dichten Forst,
Unter'm grauen Felsen dort,
Wo Fürst Neklan er gehöhnt,
Treue hat gelobt dem Neklan Kruwoj
Bot in Treuen ihm die Rechte.
Doch *die* Hand, dieselbe Stimme
Brachte Jammer seinem Volke.
Ha! nun auf zur hohen Veste,
Auf zur Veste stürmt, ihr Heere!"

Und vor Grimm erglühn die Heere,
Und sie stürmen hin zur Veste,
Nach dem Wort des tapfern Czestmir,
Aehnlich eis'gen Hagelwolken.
Schild an Schild gereiht zu Schirm die Vordern,
Angestemmt an ihre Speer' die Hintern,
Und an Balken, quer gereiht an Balken.
Und hoch ob des Waldes Wipfeln
Klirrten gen die Burg die Schwerter,
Schwerter rasten gegen Schwerter,
Die vom Wall' her hauen.
Oben in der Burg brüllt Kruwoj,
Kruwoj brüllet gleich dem Stiere,
Brüllet Muth in seine Mannen;
Und sein Schwert traf in die Reih'n der Prager,
Wie ein Stamm vom Felsen über Höhen
Viele starke Eichen schmettert —
So zur Burg zusammenströmten
Neklan's Kriegerhaufen.

Czestmir heisst die Burg von rückwärts stürmen,
Heisst von vorwärts sie den Wald berennen.
Siehe, hochgewachs'ne Stämme,
Dicht gereiht am Felsen,
Beugen sie zum festen Walle,
Dass die Stamm' hinab die Balken rollen
Ob der Krieger Häuptern.
Unter ihnen reihen sich die Starken,
Vorwärts reihen sich die stärksten Männer,
Mann an Mann mit ihren breiten Hüften
An einander dichtgedrängt.
Legen Balken quer sich auf die Schultern,
Festen sie der Länge nach mit Wieden,
Stemmen dran geschultert ihre Speere.
Und es springen Krieger auf die Balken,
Legen auf die Schultern sich die Speere,
Festen auf den Schultern sie mit Wieden.
Auf die zweyten springt der dritte,
Und auf den der vierte Haufe
Und ein fünfter bis zur Schlosseszinne,
Wo die Schwerter flammten,
Wo Geschosse zischten,
Von woher die Balken tosend rollten.

Sieh, den Wall erstürmt ein Strom von Pragern,
Alle Macht im festen Schloss verschlingt er.

Ueber das Lebendige und ächt Dichterische dieser Schilderung verliert Rec. kein Wort; sie spricht am besten für sich selbst. Dass sie jedoch in der Ursprache noch weit mehr Reiz habe, glaubt Rec. nicht erst versichern zu dürfen, da sich diess von selbst versteht, und so wünscht er nur, dass diese Lieder allen Lesern so grosse Freude gewähren mögen, als sie ihm vom Anfange bis zum Ende verschafft haben. Druck und Papier sind ausgezeichnet und des Inhalts würdig.

E. D. I.

Schwerin, b. dem Verfasser: *Gedichte* von *Karl Heinrich Bruger.* 1831. VIII und 301 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

In den die Stelle einer Vorrede vertretenden Stanzen „an die freundlichen Beförderer dieses Werkes" klagt der Vf., dass „die Welt so manchem Wunsche gewehret" habe, „der sich bescheiden aus der Seele rang, dass „Hass und Missgunst frech zerstöret" haben den Kranz der Jugend, „der das Haupt umschlang", und dass er „habe frühe lernen müssen, das wahre Glück zu finden im Gewissen." Das Letzte ist kein Verlust, sondern grosser Gewinn; indessen sind jene jugendlichen Klagen zu verzeihen, da die ihre Kraft fühlende und ihres ernstlichen Strebens und Wohlmeinens sich bewusste Jugend Erfolge, welche der Erwartung nicht entsprechen, leicht zu tief empfindet. Aber zu stark und anmassend klingt es doch, wenn es ferner heisst: „Was ich verdient, es wird mir hart entzogen; ich bin um Alles, um mich selbst betrogen!" Auch sehen

wir nicht, wie Jemand ohne eigene Schuld um sich selbst betrogen werden könne; und wie passt das zu dem Finden des wahren Glückes im Gewissen? Und wenn dem Vf. „die Kunst, das Wissen *nur* Beschwerde gab, der heitre Lohn ihn nimmer umfah'n will," so könnte man auf den Gedanken kommen, dass er bey dem Streben nach Kunst und Wissenschaft zu sehr den äusseren Lohn im Auge gehabt habe. Wenn endlich die Beförderer des Werkes „nicht wähnen" sollen, „dass" sie „zu Lust und Freude das Lied gerufen und das Saitenspiel;" wenn „es nur von des Dichters tiefem Leide tönen" soll, und dieser nur „zartes Mitgefühl" (dem Zusammenhange nach für Mitleid zu nehmen) zu erregen sucht: so dünket uns, dass der klagende Dichter würdevoll nicht bloss das Mitgefühl mit seinem Leide aufreizen soll; am wenigsten soll er den Leser oder Hörer mit Klagen behelligen, deren Gegenstand im Dunkeln gehalten wird, die also nichts Anschauliches darbieten, nichts, woraus die Einbildungskraft Stoff zum Schaffen eines bestimmten Bildes hernehmen kann. Doch in dem Gedichte S. 28, „*Demuth*" überschrieben, tritt allerdings ein Gegenstand der Klage hervor, aber auf eine Weise, die keinen vortheilhaften Eindruck macht. Die Hoffnung, die dem Vf. zu einer Pfarrerstelle gemacht zu seyn scheint, ist noch nicht erfüllt. Dieser Gegenstand müsste schon auf eine vorzügliche Weise behandelt seyn, wenn er den Eindruck machen sollte, den man von einem Gedichte fodert. Aber wie tritt er hier auf! Der Dichter bekennt, dass er, „der mit seines Herzens Wünschen zwar ein herrlich Ziel umfangen, einsam und verlassen, nimmer *werde*, nimmer *könne* hinaufgelangen, ob er gleich mit treuem Willen dürfte jene heil'gen Pflichten, denen er sich weiht, erfüllen; Pflichten, die die Seele heben, die in milder Geistesklarheit ihn zum Guten führen sollen, und zu makelloser Wahrheit;" und dass „die schwache Rebe in den Stürmen verbluten werde, *wenn nicht*" der „edle Fürst," welchen der Dichter durch *Sie* anredet, „die zarten Reiser kräftig halte und beschirme," und „die so milde gegebene Hoffnung" erfülle. Würdiger, als in dieser „Demuth", spricht sich der Vf. in anderen Stellen aus, z. B. S. 60:

„Ob nimmer auch das Glück nach Aussen treibe,
Ob nie zum Frühling mir das Leben werde,
Ich hege Blumen, die noch stets geblühet."

Ueberhaupt haben uns die Gedichte der ersten Abtheilung: „Gedichte bey bestimmten Veranlassungen," am wenigsten angesprochen, ob sich gleich auch unter ihnen einige bessere finden. Dahin rechnen wir: „Letzte Bitte" S. 14; „der Liebe Heimgang" S. 35, wo es aber störend ist, dass in der zweyten Zeile der zweyten Stanze eine Sylbe fehlt; „Abschied" S. 37; „Weihnachtsklänge" S. 48. Drollig genug ist der Scherz: „Hyperbolisch" S. 45; auch darin aber stört (S. 46. Z. 3 v. unten) die Verletzung des Versmasses. — Die zweyte Abtheilung enthält „Sonette;" die dritte „vermischte Gedichte" in zwey Unterabtheilungen: 1) „Kleinigkeiten" und 2) „Romanzen und Lieder;" die vierte „Gaselen" in drey Büchern; die fünfte „Triolette;" die sechste „Distichen." Dass die Abtheilungen nicht nach scharfer logischer Eintheilung gemacht sind, sieht man ohne unsere Erinnerung. Wir finden aber in allen wirklich Stücke von Werth, freylich neben manchen unbedeutenden und unklaren.

S. 78 finden wir ein Sonett wider diejenigen, welche den Dichter und ihm Gleichdenkende, „die dem Heiland leben und die Vernunft dem Glauben unterstellen, und einzig nur auf innern Geisteswellen zu Gott empor und ihrem Meister streben," schelten und „mystische Gesellen" nennen. Der Dichter ruft ihnen zu:

„Behaltet die vernünftigen Gedanken,
Die wir noch nie gen Himmel steigen sahen,
Wir bleiben gern in unserm Sinn befangen."

Wir gehören nicht zu den Scheltenden; aber wir haben keinen Begriff davon, wie man ohne „vernünftige Gedanken auf inneren Geisteswellen zu Gott und zu Christus empor streben" und überzeugt seyn könne, dass man recht strebe und keinem Phantome nachjage.

Auf das Technische des Verses und die Sprache sollte Hr. *B.* grössere Sorgfalt wenden. Härten, wie: die *Farb'* der Treue; *könnt'* mit; *möcht'* wohl; *ohn'* Gewissen; ich *hab'* die; *Klag'* verhalten; — Hiatus, wie: glaube ich; scheuchte er u. drgl., begegnen uns oft. S. 289 steht als seynsollender Pentameter: „Doch nicht Güte allein würdiget *der Professur.*" S. 282 beginnt ein Pentameter: „Bleibe du *frey und bleib* deutsch;" warum liess der Vf. das *und* nicht weg? Meint er, dass durch Sorgfalt für die Form dem Geiste geschadet werde? Er spricht so etwas aus S. 91:

„*Die Förmlichen.*
Viele reimen, Wen'ge dichten.
Diess beruht auf klaren Gründen.
Während sie die Formen schichten,
Muss wohl Geist und Leben schwinden."

Giebt es denn nicht eine Sorgfalt für die Form, die den Geist und das Leben nicht verscheucht, vielmehr Geist und Leben in grösserer Klarheit erscheinen lässt, und das Störende entfernt?

Den Gebrauch des Apostrophs liebt der Vf. sehr; er schreibt: „des *Leben's*, *Himmel'sluft*, *Kummer's*, *Frieden's*." Bedarf hier aber der Genitiv mehr einer solchen Bezeichnung, als in: *Freundes*, *Hauses*, *Hasses*; *Fleisses* u. dgl., wo er ihn nicht setzt? Wenn er vollends immer *Herzen's* schreibt, so können wir dafür keinen Rechtfertigungsgrund auffinden.

HJKL.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

PHYSIK.

STUTTGART u. TÜBINGEN, in der Cottaschen Buchhandlung: *Vom Licht.* Bearbeitet von *J. F. W. Herschel.* Aus dem Englischen übersetzt von Dr. *J. C. Eduard Schmidt,* Privatdocent auf d. Universität zu Göttingen. Mit 11 lithographirten Tafeln. 1831. 693 S. 8. (3 Thlr.)

Es ist schon lange als ein bedeutender Mangel in der Literatur empfunden worden, dass wir kein dem jetzigen Zustande der Wissenschaft entsprechendes Lehrbuch der Optik besassen, und es ist daher nicht zu zweifeln, dass dieses Buch, welches jene Lücke auf eine höchst genügende Weise ausfüllt, von dem Publicum mit Dank werde aufgenommen werden. Denn, obgleich der berühmte Vf. selbst dieses Buch nicht als ein allen Anfoderungen Genüge leistendes System der Optik angesehen wissen will, so wird doch schwerlich sich irgend Jemand finden, der sich getraute, in dem jetzigen Zeitpuncte bey gleicher compendiarischer Kürze mehr zu leisten, und wir werden so lange diesen Encyklopädie-Artikel als ein treffliches Lehrbuch der Optik dankbar annehmen und gebrauchen, bis entweder neue Entdeckungen ein vollkommneres Buch möglich machen, oder eine noch ausführlichere Darstellung dieser Wissenschaft auch über solche Gegenstände vollständige Belehrung giebt, die hier nur kurz angedeutet werden konnten. Allerdings nämlich ist dieses Buch nicht als einzelnes Werk erschienen, sondern es macht als Artikel: *Light* einen Theil der *Encyclopaedia metropolitana* aus, und eben deswegen hat auch die Uebersetzung keinen anderen Titel als den höchst bescheidenen: *vom Lichte,* erhalten, indem auch dem Uebersetzer vermuthlich *Herschels* Aeusserung, es sey bloss ein Encyklopädie-Artikel, bekannt geworden war. Um so mehr aber ist es unsere Pflicht, unsere Leser auf den Reichthum von Gegenständen aufmerksam zu machen, die sie hier von einem der grössten Kenner dieses Zweiges der Naturlehre dargestellt finden. Dass auch die Uebersetzung Lob verdient, wird Jeder im Voraus erwarten, dem des zu früh verstorbenen Prof. *Eduard Schmidt* Kenntnisse und Fleiss aus seinen übrigen Arbeiten bekannt sind. Wir theilen eine Anzeige des Inhalts mit, an die wir hie und da einige Bemerkungen anknüpfen werden.

Erster Abschnitt. *Von dem nicht polarisirten Lichte. Einleitung.* Ueber die einfachsten Phänomene der geradlinigen Fortpflanzung des Lichtes; Geschwindigkeit des Lichtes; Abirrung des Lichtes. — *Photometrie.* Gesetze, nach welchen sich die Stärke der Erleuchtung richtet. Die genaue Bestimmung der Begriffe, was wir unter *wirklichem Glanze, scheinbarem Glanze, absoluter Helligkeit, scheinbarer Helligkeit,* verstehen, verdient beachtet zu werden, da nur zu oft selbst gute Schriftsteller durch Verwechselung dieser Begriffe Undeutlichkeit in ihren Vortrag bringen. Die wichtigsten Aufgaben über die Erleuchtung durch leuchtende Körper von gegebener Gestalt werden aufgelöst. Mittel, um photometrische Bestimmungen durch Gleichheit der Erleuchtung zu erhalten.

Spiegelung an ebenen und krummen Flächen. Hier kommen allgemeine Formeln für die Bestimmung des Strahles vor, der zwey Zurückwerfungen von Ebenen, deren Lage bekannt ist, erlitten hat. Für die Spiegelung an krummen Flächen, die durch Umdrehung entstanden sind, werden die allgemeinen Formeln, welche die Lage des zurückgeworfenen Strahles bestimmen, angegeben, und hieraus wird die allgemeine Gleichung für Linien, welche die von *einem* Puncte ausgehenden Strahlen in *einem* Brennpuncte vereinigen, gefunden. Die genaue Bestimmung des Vereinigungspunctes aller Strahlen, die von einem gegebenen Ringe eines sphärischen Spiegels zurückgeworfen werden, und mit Hülfe der dafür gefundenen Formeln die Angabe der Längen-Abweichung und Seiten-Abweichung der nicht sehr entfernt von der Mitte einfallenden Strahlen, kommt ferner hier vor. Alle diese Gegenstände sind zwar mit Hülfe höherer Analysis vollkommen gründlich und zugleich ohne unnöthige Weitläuftigkeit vorgetragen, dennoch aber giebt der Vortrag vollständig die nöthigen Entwickelungen an, so dass man ihm mit Leichtigkeit folgt. *Von den Brennlinien durch Zurückwerfung.* Zuerst völlig allgemeine Formeln, dann angewandt auf leichtere Fälle. Hier wird §. 141 der weniger geübte Leser eine kleine Schwierigkeit finden, die durch die kurze Bemerkung, dass es auf einen Winkel ankomme, welcher die Differenz von *Arc. Tang* $\frac{y}{x}$ und *Arc. Tang* $\frac{dy}{dx}$ ist, gehoben werden konnte. Uebrigens aber sind auch diese Lehren bey aller Kürze doch so vollständig abgehandelt und mit so passenden Beyspielen erläutert, dass der Leser sich vollkommen befriedigt finden wird. An diese Untersuchung über die Brennlinien schliessen sich Aufgaben, deren Zweck ein praktischer ist, nämlich, wie man denjenigen Ort findet, wo eine Ebene, um die Strahlen aufzunehmen,

aufgeftellt werden mufs, damit die von *einem* Puncte ausgehenden Strahlen wenigftens in einen möglichft kleinen Kreis vereinigt erfcheinen, wenn eine Vereinigung in *einen Punct* unmöglich ift; ferner, wie man die in irgend einem gegebenen Puncte vereinigte Lichtmenge findet.

Brechung des gleichartigen Lichtes. Nach der Erklärung der Gefetze der Brechung, der Umftände, wann die vollkommene Zurückwerfung an der Fläche, wo der Strahl in ein dünneres Medium übergehen follte, eintritt u. f. w., geht der Vf. zu einer vollftändigen Darftellung der *Lehre vom Prisma* über. — Wie grofs mufs der brechende Winkel feyn, damit kein auf die eine Ebene fallender Lichtftrahl aus der anderen Seitenfläche hervorgehen könne? Wie mufs der Strahl einfallen, damit er die kleinfte Brechung leide? Wie beftimmt man das Brechungsverhältnifs durch Beobachtung der kleinften Brechung? Welche Brechung findet Statt, wenn der Lichtftrahl durch mehrere Prismen geht, und alle Brechungen in einer und derfelben Ebene Statt finden? — Für krumme Flächen, die durch Umdrehung entftanden find, wird der Punct beftimmt, in welchem die durch einen Ring auf der Oberfläche eindringenden Strahlen fich fammeln, wenn die Strahlen von einem Puncte in der Axe ausgehen; ferner werden die Brennlinien, die hier vorkommen, durch allgemeine Formeln beftimmt, und die Curven beftimmt, nach welchen man die Oberfläche bilden mufs, damit bey *einer* Brechung alle Strahlen in einen einzigen Punct vereinigt werden. Es ift hier und an manchen anderen Stellen ftörend, dafs in den Figuren manche Buchftaben fehlen; auch das englifche Original ift davon nicht frey, indem z. B. Fig. 34 dort wie hier die Buchftaben *C*, *F*, nicht vorkommen, obgleich der Text fie erwähnt; indefs ift es auffallend, dafs der Ueberfetzer hier nicht die leicht anzubringende Verbefferung beforgte. Ebenfo fehlen Fig. 25 *D*, 9; Fig. 171 alle Buchftaben und fo an mehreren Stellen.

Die beiden folgenden Abfchnitte behandeln die *Brechung der durch mehrere fphärifche Oberflächen gebrochenen Strahlen* vollftändig. Die Fragen, wie *eine* durch fphärifche Oberflächen begrenzte Linfe befchaffen feyn mufs, damit fie am wenigften Abweichung wegen der Kugelgeftalt hervorbringe, welche Form eine Linfe haben mufs, damit fie gar keine Abweichung hervorbringe (*aplanatifch* fey), wie man die vier Oberflächen zweyer Linfen mit fphärifchen Oberflächen fo beftimmt, dafs die durch beide gehenden Lichtftrahlen fich aplanatifch in einem Brennpuncte vereinigen u. f. w., werden beantwortet.

Von den Bildern, die durch Linfen hervorgebracht werden. Unter den interelfanten Einzelnheiten, die hier vorkommen, wollen wir nur die Beftimmung der Geftalt bemerken, die ein horizontaler Boden unter Waffer zu haben fcheint, wenn das Auge ihn durch die horizontale Wafferfläche betrachtet.

Vom Baue des Auges und vom Sehen. Die Abbildung des Querfchnitts des Auges ift im Originale nicht ein blofser Umrifs, wie in der Lithographie bey der Ueberfetzung, und man fieht daher in der dem Originale beygefügten Abbildung die einzelnen Theile weit fchöner, ftatt dafs die Figur bey der Ueberfetzung nur fchlecht ausgeführt heifsen kann. Die Befchreibung der Theile des Auges, die Angabe der einzelnen Umftände, durch welche das Auge feine grofse Vollkommenheit befitzt, find fehr fchön erklärt. Eine kurze Erklärung deffen, was Fernröhre und Mikrofkope leiften, macht den Befchlufs des erften Haupt-Abfchnittes.

Zweyter Abfchnitt. *Die Farbenlehre.* Darftellung der Newtonfchen Farbenlehre über die *ungleiche Brechbarkeit* der Farbenftrahlen. *Frauenhofers* Entdeckungen über die Unterbrechungen oder dunkeln Linien im Farbenbilde. Anleitung, diefe zu beobachten. Formeln für die Verbindung zweyer Prismen von ungleicher Farbenzerftreuung, die ein achromatifches Bild geben. Hier ift §. 432 die Ueberfetzung nicht ganz genau; diefs ift fowohl S. 198. Z. 7. 8. 9 v. u. als S. 199. Z. 15 der Fall; in der letzten Stelle würde es beffer heifsen: „Bringt man eine Drehung von 180° hervor, fo ift, weil die Prismen dann nach gleicher Richtung wirken, der durch Vereinigung entftandene Winkel doppelt fo grofs" u. f. w.

Die Unterfuchungen über die ungleiche Zerftreuung der Farbenftrahlen, in welcher die Urfache der fecundären Farbenbilder oder der unvermeidlichen Unvollkommenheit der achromatifchen Gläfer liegt, find fehr vollftändig und lehrreich durchgeführt; die Mittel, die praktifche Unterfuchung über die angemeffene Verbindung zweyer Prismen anzuftellen, fehr genau befchrieben u. f. w. Hier wird denn auch *Amici's* aus Prismen gebildetes Fernrohr befchrieben, deffen Einrichtung freylich keinen Gebrauch für ftärkere Vergröfserungen geftattet, das aber doch als fehr eigenthümliche Anwendung einer Zufammenfetzung von Prismen, die ihre Farbenzerftreuung gegenfeitig aufheben, und dabey Vergröfserung des Sehewinkels bewirken, merkwürdig ift. Bey der Anwendung diefer Unterfuchungen auf achromatifche Linfengläfer ift eine Tafel beygefügt, nach welcher man für verfchiedene Zerftreuungsverhältniffe beider Gläfer die vier Halbmeffer der Oberflächen beftimmen kann. Es ift wohl fchon ziemlich bekannt, welche Vorzüglichkeit diefe aus eigenthümlichen Unterfuchungen des Verfaffers hervorgegangenen Angaben vor denen anderer Schriftfteller befitzen; uns wäre wohl erwünfcht gewefen, wenn an einigen Beyfpielen ausdrücklich gezeigt wäre, wie nahe die Vereinigungspuncte der verfchiedenfarbigen Strahlen, und wie nahe die Vereinigungspuncte der Axenftrahlen und Randftrahlen zufammen fallen, um fo in beftimmten Zahlen den Beweis für die Vorzüglichkeit der hier angegebenen Objective zu führen. Zu dem, was hier über die Anwendung von Flüffigkeiten zu Objectiven gefagt worden ift, find feit der Vollendung diefes Werkes fchon bedeutende Erweiterungen durch *Barlows* Bemühungen hinzugekommen, und es wäre angenehm gewefen, diefe als Zufatz der Ueberfetzung beygefügt zu finden.

Die folgenden Unterfuchungen über den *Licht-*

verlust bey dem Durchgange durch nicht krystallisirte Medien enthalten wieder vieles, was dem Vf. eigenthümlich ist. Seine Versuche über das von verschiedenen Medien bey verschiedener Dicke durchgelassene farbige Licht sind höchst merkwürdig, und dienen zu Widerlegung mancher irriger Meinungen über die Farben und das prismatische Farbenspectrum. — *Urtheil des Auges über die Farben.* Die hier mitgetheilten Erfahrungen über die Beurtheilung der Farben, wie sie sich der Empfindung eines Mannes darstellten, der in der Benennung und Unterscheidung der Farben die ungewöhnliche Eigenschaft des Auges besass, welche *Goethe Akyanoblepsie* zu nennen geneigt war, sind im höchsten Grade beachtenswerth. — Sie stimmen in mancher Hinsicht, aber nicht überall, mit den von *Dalton* bekannt gemachten eigenen Erfahrungen überein, die unter anderen ergeben, dass diesem berühmten Physiker das Gras bey Tageslichte nicht merklich vom rothen Siegellack verschieden erscheint, dass er das Hellroth beym Tageslichte vom Himmelblau nicht unterscheidet u. s. w. — Andere Erfahrungen über farbige Flammen und die durch sie bewirkte Erleuchtung findet man hier gleichfalls.

Dritter Abschnitt. *Von den Theorieen des Lichts.* Die Darstellung der *Newtonschen* und der *Hugenischen Theorie* ist mit gleicher Sorgfalt ausgeführt. Zuerst ist alles, was die erste in ihrem vortheilhaften Lichte zeigt, zusammengestellt, und auch die Erscheinungen, welche für einen ungleichen Zustand der leichteren Zurückwerfung und des leichteren Durchganges sprechen, sind als consequente Folgerungen aus dieser Theorie nachgewiesen. Es ist nicht nöthig, diess vollständiger aus einander zu setzen, da es ziemlich bekannt ist, wie die Theorie der Brechung, die Gründe für die vollkommene Reflexion u. s. w. die *Newtonsche* Theorie aufs schönste zu bestätigen scheinen; aber die Klarheit und Sorgfalt, mit welcher diess alles erklärt wird, ist sehr angenehm befriedigend. Bey der *Undulationstheorie* wird zwar die Schwierigkeit, die sie bey der ungleichen Brechbarkeit der verschiedenfarbigen Strahlen darbietet, hervorgehoben, aber auch sogleich bemerkt, dass man darum diese Theorie nicht voreilig verwerfen dürfe, da keine Theorie bis jetzt ganz ausreiche, und die Vortheile, welche die Undulationstheorie bey der Darstellung der allerschwierigsten Erscheinungen gewährt, sie im höchsten Grade beachtenswerth machen. — Gesetze der geradlinigen Undulationen des Aethers und ihrer Fortpflanzung. Gesetz der Abnahme des Lichtes beym Fortgange, abgeleitet aus der Voraussetzung, dass die Empfindung des Lichts sich wie die lebendige Kraft des bewegten Theilchens verhält. Darstellung der Gesetze der Zurückwerfung und Brechung. Einfache Bestimmung für die Curve, welche alle von einem Puncte ausgehenden Strahlen in *einem* Brennpuncte vereinigt. Ueber die Intensität des reflectirten Strahles und die Abhängigkeit derselben von dem Brechungsverhältnisse.

Von den Interferenzen. Die Erklärung des Begriffes der Interferenzen wird zuerst sehr vollständig und verständlich angegeben; dann folgen mathematische Untersuchungen über die Undulationen, die aus dem Zusammentreffen zweyer Undulationen hervorgehen, — unter welchen Umständen zwey geradlinige Undulationen eine kreisförmige hervorbringen u. s. w. — *Ueber die Farben dünner Blättchen.* Der genauen Angabe der Erscheinungen bey convexen Gläsern, die auf ebenen Gläsern ruhen, ist eine ausführliche Erörterung der Erscheinungen beygefügt, die man erhält, wenn man durch ein auf einem Spiegel liegendes Prisma diese Farben wahrnimmt. Die Erklärung wird nach der Undulationstheorie vollständig gegeben, und in Hinsicht auf die verlorengehende halbe Undulation der Grund, warum allerdings ein Theil einer Undulation verloren gehen muss, angegeben. — Ueber *die Farben dicker Platten* wird besonders das durchgeführt, was die Undulationstheorie zu ihrer Erklärung darbietet, weil diese Erklärung sonst noch nicht so vollständig durchgeführt war. Auch *Brewster's* hieher gehörige Versuche werden angeführt und erklärt, und dann auch von den Farben gemischter Platten und von den Farben feiner Fasern und gestreifter Flächen gehandelt. S. 360. Z. 9 v. u. ist das Wort: „unwahrscheinlich" ein böser Druckfehler, da es im Originale heisst: *this is, indeed, highly probable.* — *Von der Beugung des Lichtes.* Der Vf. giebt die einzelnen Erscheinungen sehr klar beschrieben an, nämlich die Farbenränder, die den Schatten umgeben, wenn das Licht im dunkeln Zimmer durch eine enge Oeffnung einfällt, die Farbenstreifen in dem Schatten eines schmalen Körpers, die Farben, welche eine kleine Oeffnung zeigt, wenn man sie durch ein Ocular betrachtet, die Erleuchtung, welche in der Mitte des Schattens einer sehr kleinen kreisförmigen Scheibe Statt findet, die Ränder, die entstehen oder verschwinden, wenn man die Anzahl der Undulationen durch ein zwischengehaltenes Glas ändert, u. s. w. Die meisten dieser Erscheinungen sind auch theoretisch näher untersucht, es ist besonders auf den merkwürdigen Umstand aufmerksam gemacht, dass hiebey der Abstand des das Licht beugenden Körpers von dem leuchtenden Körper in Betrachtung kommt — ein Umstand, der ganz vorzüglich für die Undulationstheorie spricht, u. s. w. Diesen Untersuchungen folgt eine Darstellung der *Fraunhoferschen* Versuche, und dann eine auf eigenen Beobachtungen beruhende Angabe der merkwürdigen Erscheinungen, welche Sterne in Fernröhren gesehen darbieten, wenn man Diaphragmen von verschiedener Gestalt und Grösse anbringt.

Vierter Abschn. *Von dem polarisirten Lichte.* Die Erscheinungen der *doppelten Brechung*, die von *Laplace* zuerst angegebenen analytischen Formeln, die diese Erscheinungen mit dem Gesetze der kleinsten Wirkung in Verbindung setzen, die Folgerungen für einzelne Fälle, die sich hieraus und aus dem *Hugenischen Gesetze* ergeben, u. s. w. — *Polarisation des Lichtes.* Der Vf. fängt mit der Eigenthümlichkeit des polarisirten Strahles, dass er durch eine der Axe des Krystalls parallel geschnittene Turmalinplatte nur

bey gewiſſen Stellungen der Axe der Platte gut, bey den darauf ſenkrechten Stellungen der Axe gar nicht durchgelaſſen wird, an. Er geht dann zu der *Polariſation durch Zurückwerfung* über, und giebt hier einfache Mittel an, um die Verſchiedenheit des polariſirten und des unpolariſirten Strahles wahrzunehmen. Aus *Brewſter's* Geſetz, welches den Zuſammenhang des Polariſationswinkels mit dem Brechungsverhältniſſe angiebt, wird der Grund, warum nicht alle Farben gleich vollkommen verſchwinden, oder ſich der Zurückwerfung entziehen, nachgewieſen; hier ſcheint uns aber in der Ueberſetzung das Wort „purpurroth" nicht gut gewählt; wenn das weiſse Licht am ſchwächſten zurückgeworfen wird, ſo ſieht man ſtatt eines völligen Schwarz allerdings eine ſehr dunkle, ſehr nahe an Schwarz grenzende Purpurfarbe, in welcher aber das Roth nicht im mindeſten vorherrſcht, daher *Herſchel's* Ausdruck: *neutral purple*, beſſer iſt. — Mittel, das Brechungsverhältniſs durch den Polariſationswinkel zu beſtimmen. Was die Intenſität der zurückgeworfenen polariſirten Strahlen betrifft, ſo wird dieſe hier nach Regeln, die zuerſt meiſtens empiriſch gefunden wurden, angegeben. Es wird ſorgfältig bemerkt, in welchen Fällen man ihre genaue Uebereinſtimmung mit der Erfahrung unterſucht hat, und welche Fälle noch einer genaueren Prüfung unterworfen werden müſſen. — *Von der durch Brechung bewirkten Polariſirung* und von dem durch Glasplatten durchgehenden polariſirten Lichtſtrahle. Beſtimmung der Intenſität des durch mehrere Glasplatten durchgehenden Lichts. — *Polariſation bey der doppelten Brechung.* Hier kommen die früheſten Verſuche, welche diejenige Eigenthümlichkeit, die wir jetzt Polariſirung nennen, kennen lehrten, vor, und es werden die Verſuche, zu denen man den Doppelſpath in Beziehung auf das polariſirte Licht anwenden kann, ſehr einfach und deutlich angegeben. In der Ueberſetzung bemerken wir hier wieder einige Mängel. §. 879 iſt Z. 12. 13. 14 der Ausdruck des Originals viel genauer: dieſer Fleck wird dann durch die zwey verbundenen Kryſtalle, ſo als wenn es *ein* Kryſtall wäre, doppelt geſehen, und die Linie, welche beide Bilder verbindet, wird dem Hauptdurchſchnitte beider parallel.

Von den Farben kryſtalliſirter Blättchen im polariſirten Lichte. Der Vf. geht von den Phänomenen aus, die eine Glimmerplatte, in verſchiedenen Lagen gehalten, darbietet, wenn polariſirtes Licht auf ſie fällt, und man dann die von ihr durchgelaſſenen Strahlen durch eine Turmalinplatte zum Auge gelangen läſst. Dieſe Erſcheinungen ſind ſorgfältig beſchrieben, und nur hie und da hat der Ueberſetzer nicht ganz die hier ſo dringend nöthige Schärfe des Ausdruckes erreicht, die dem Original faſt überall eigen iſt. S. 481 Z. 3 ſteht: „ſo wird die zurückwerfende Kraft der Oberfläche hergeſtellt;" — das Original drückt die Erſcheinung richtiger, und ohne zu einem Miſsverſtändniſs Anlaſs zu geben, ſo aus: ſo *ſcheint* die zurückw. Kr. d. Oberfl. plötzlich hergeſtellt zu ſeyn; — dieſs iſt aber wichtig, denn die Zurückwerfung bleibt in dem hier angegebenen Verſuche ungeändert, und man würde irren, wenn man die Erſcheinung auf eine wirklich neu entſtehende Zurückwerfung beziehen wollte.

Die Farbenringe, welche bey dem Durchgange des Lichts durch Kryſtalle entſtehen, werden nun genauer angegeben. Es werden die Mittel gezeigt, wie man die Geſtalt dieſer Ringe genau zeichnen, und bey Kryſtallen mit zwey Axen ihre Uebereinſtimmung mit der Lemniſcala, die Abſtände der gleichfarbigen Curven von einander u. ſ. w. beſtimmen kann. Wie die Farbenfolgen beſtimmt werden, und welche Eigenthümlichkeiten gewiſſe Kryſtalle darbieten, wird umſtändlich gezeigt. Abhängigkeit der Gröſse der Ringe von der doppeltbrechenden Kraft, u. ſ. w. — *Interferenzen der polariſirten Strahlen.* Die Verſuche von *Arago* und *Fresnel*, welche die Geſetze angeben, nach welchen bey polariſirten Strahlen die Interferenzen ſich richten, werden genau beſchrieben, und die Erklärung der Farbenringe aus den Interferenzen mitgetheilt.

Anwendung der Undulationstheorie auf dieſe Erſcheinungen. Es wird mit groſser Klarheit gezeigt, wie *Fresnel's* Theorie, daſs die Vibrationen des Aethers in Ebenen ſenkrecht gegen die Richtung des Strahls Statt finden, zu Erklärung der wichtigen Erſcheinung führe, daſs die in ſenkrecht gegen einander geneigten Ebenen polariſirten Strahlen keine Interferenzen zeigen. Die ganz auf mechaniſche Principien gebaute Beſtimmung der Bewegung, welche aus zwey gegen einander ſenkrechten Vibrationen hervorgeht, zeigt nämlich, daſs dieſe eine elliptiſche Vibration hervorbringen, deren Eindruck auf das Auge keinen ſolchen Aenderungen unterworfen iſt, wie ſie in den gewöhnlichen Fällen ſich in den Interferenzen zeigen. Auch die Erklärungsgründe, welche ſich in *Fresnel's* Undulationstheorie für die Entſtehung zweyer Strahlen in den doppelt brechenden Kryſtallen finden, werden zuerſt durch möglichſt klare Darſtellung erläutert, und dann erſt geht der Vf. zu der mathematiſchen Darſtellung der Theorie über. Von dieſer bemerken wir nur, daſs der Vf. ſich Mühe gegeben hat, möglichſt einfach die Hauptſätze der Theorie *Fresnel's* rechnend abzuleiten, daſs er den Urſprung der zwey Strahlen in den Mitteln, welche nicht nach allen Richtungen gleiche Elaſticität beſitzen, und den Grund, warum (gewiſſe Fälle ausgenommen) im Allgemeinen keiner der beiden Strahlen ſtrenge den Geſetzen der gewöhnlichen Brechung folgt, erklärt. Er giebt ſodann *Fresnel's* Verſuche an, die dieſe letzte Folgerung beſtätigen. — Auch *Brewſter's* Theorie wird hier erklärt.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

PHYSIK.

Stuttgart u. Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung: *Vom Licht.* Bearbeitet von *J. F. W. Herschel.* Aus dem Englischen übersetzt von Dr. *J. C. Eduard Schmidt* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Kreisförmige Polarisation. Statt dass in anderen einaxigen Krystallen ein polarisirter Strahl ungeändert bleibt, wenn er der Richtung der Axe folgt, und daher durch ein doppelt brechendes Prisma, dessen Hauptschnitt in der Ebene der ursprünglichen Polarisation liegt, nur *ein* Bild gesehen wird oder der Strahl ungespalten bleibt, findet man beym Quarz, dass die nach der Richtung seiner Axe durchgehenden Strahlen nicht mehr in derselben Ebene wie vorher polarisirt sind, sondern dass diese Ebene ihre Lage desto mehr geändert hat, je dicker die Quarzplatte ist; derjenige Winkel, um welchen die Polarisirung sich geändert hat, oder um welchen die Polarisations-Ebene fortgerückt ist, findet sich bedeutend ungleich für verschiedenfarbige Strahlen, und desshalb zeigen sich die Bilder, welche man erhält, wenn das Prisma mit seinem Hauptschnitte der ursprünglichen Polarisations-Ebene parallel liegt, gefärbt. Diese Sonderbarkeit, dass die Polarisations-Ebene eine mit der Dicke immer zunehmende Drehung erleidet, hängt bey den Quarzen mit der Form der Krystalle zusammen, und ist dieser gemäss zuweilen rechts gedreht, zuweilen links gedreht; sie findet aber auch bey einigen flüssigen Materien Statt. *Fresnel* hat diese Polarisirung aus kreisförmigen Schwingungen der Aethertheilchen erklärt. Die Erscheinungen, die mit dieser kreisförmigen Polarisation verbunden sind, werden genau beschrieben, und ihr Zusammenhang, wie die Theorie ihn nachzuweisen sucht, deutlich gemacht.

Absorption des Lichtes in krystallisirten Körpern. Die Ungleichheit der Verschluckung des Lichtes, je nachdem es senkrecht auf die Axe des Krystalls oder parallel mit derselben polarisirt ist, so wie es bey Turmalinplatten vorkommt, der Dichroismus mancher Krystalle u. s. w. wird hier betrachtet. An Fig. 206 müssen wir tadeln, dass sie von dem, was sie zeigen soll, gar keine Andeutung giebt, indem aus dem Originale zwar die geometrischen Linien copirt sind, aber die dunkeln Flecke ganz fehlen, auf die es hier gerade ankam, und die im Original deutlich dargestellt sind. — Ueber die Intensität der Erleuchtung der polarisirten Ringe bey zwey-axigen Krystallen, über die hier vorkommenden hyperbolischen dunkeln Linien u. s. w.

Wirkung der Hitze und des Druckes auf durchsichtige Körper. Die *Seebek'schen* Figuren, die man nämlich im polarisirten Strahle in schnell abgekühlten Glasplatten wahrnimmt, und die Polarisations-Erscheinungen, die man durch ungleichen Druck auf durchsichtige Körper hervorbringt, werden hier abgehandelt. — So findet man hier also fast jeden Umstand, der auf die Polarisation wirkt, vollständig erörtert; nur über die Polarisation bey der Zurückwerfung von Metallflächen scheint uns zu wenig gesagt zu seyn.

Ueber die Schlüsse, welche sich aus der optischen Beschaffenheit durchsichtiger Körper in Beziehung auf ihre Krystallisation und mineralogische Beschaffenheit herleiten lassen. Hier kommt eine sehr vollständige Tafel der Brechungs- und Zerstreuungs-Verhältnisse verschiedener Körper vor. — Angabe der Winkel der beiden optischen Axen in verschiedenen Körpern. Bemerkungen über einzelne merkwürdige Erscheinungen, die auf besondere Umstände in der Krystallisation schliessen lassen u. s. w.

Von den natürlichen Farben der Körper. — *Wärmestrahlen und chemisch wirkende Strahlen im Farbenspectrum.*

Es erhellt wohl aus dieser Uebersicht des Inhalts, dass hier kein Gegenstand von einiger Wichtigkeit übergangen ist; allerdings könnte man über manchen Gegenstand noch vollständigere Untersuchungen wünschen, aber offenbar erlaubten die Grenzen eines, die ganze Wissenschaft umfassenden Buches nicht, alles das aufzunehmen, was Untersuchungen über einzelne Gegenstände ergeben haben.

Dass die Uebersetzung im Ganzen gut ist, haben wir schon zu Anfang bemerkt; indess finden sich Mängel im Einzelnen, deren wir hie und da einige angegeben haben, und noch mehrere aus manchen Stellen des Buches ausheben könnten. Was die Figuren betrifft, so ist es sehr zu bedauern, dass sie so ungemein weit hinter den dem Originale beygefügten zurückbleiben. Da, wo bloss geometrische Figuren darzustellen waren, sind sie sauber und tadellos; die Abzeichnungen von Instrumenten, die im Originale sich durch Schattirung besser ausnehmen, sind in den hier mitgetheilten blossen Umrissen wenigstens doch auch deutlich dargestellt; aber die Figuren, welche die Polarisations-Erscheinungen, die Phänomene der Beugung des Lichtes u. s. w. vorstellen sollen, sind in so unvollkommenen Umrissen mitgetheilt, dass man von dem, was die Figuren des Originals angeben, keinen

Begriff bekommt. Diefs ift um fo mehr zu bedauern, da nur wenigen Lefern des Buches die Gelegenheit zu Theil werden wird, diefe fchönen Erfcheinungen felbft zu fehen, wefshalb eine fo treue Nachbildung, als fich ohne Farben geben läfst, um fo wichtiger und nothwendiger war. *B.*

MINERALOGIE.

Dresden u. Leipzig, in der Arnoldfchen Buchhandlung: *Vollftändige Charakteriftik des Mineralfyftems*, von *August Breithaupt*, Dr. der Philofophie, Profeffor der Oryktognofie an der kön. fächf. Bergakademie zu Freyberg u. f. w. Dritte fehr bereicherte Aufl. 1832. XVI u. 358 S. 8. (2 Thlr.)

Diefe Charakteriftik kommt in die Welt geflogen, ohne etwas mit fich zu bringen, was ihr plötzliches Erfcheinen vorbereiten könnte. Beladen mit kryftallographifchen Formeln und Ausdrücken, beladen mit befonderen Benennungen und Zeichen für die Beftimmung phyfikalifcher Mineraleigenfchaften erfcheint fie, ohne für das Verftändnifs der kryftallographifchen, oder auch der phyfikalifchen Sprache von einer Terminologie begleitet zu feyn. Der Vf. verfpricht zwar in der Vorrede S. XVI, diefem Werk ein gröfseres Handbuch der Mineralogie auf dem Fufse folgen zu laffen; ein Handbuch, deffen erfter Band des Vfs. Terminologie, Syftematik und Nomenclatur und deffen zweyter und dritter das Syftem enthalten foll; indefs wird dadurch für das Verftändnifs vorliegender Charakteriftik gegenwärtig nichts gewonnen. Denn bevor das verfprochene Werk erfcheint, hat diefelbe wohl für die aufmerkfamen Schüler des Hn. *Br.*, welche deffen Bezeichnung und Terminologie vorher gelernt haben, eine Brauchbarkeit, aber für das übrige Publicum, dem jene Beftimmungen noch nicht zugekommen find, kann fie nur als eine ziemlich überflüffige Ankündigung deffen angefehen werden, was noch kommen foll.

In der Vorrede, welche zugleich die Einleitung ift, macht der Vf. zuerft auf feine Namengebung im Allgemeinen aufmerkfam. Diefe fucht er für gehörig beftimmte Mineralien fyftematifch zu bilden, wie fie jedoch nur in einem allfeitig, nicht aber einfeitig natürlichen Syfteme möglich ift. Ueberzeugt von den noch immer zahlreichen Thorheiten jetziger Mineralogen und Chemiker, die fich durch fchmeichelnde, nach den Namen berühmter Naturforfcher gebildete Benennungen der Mineralien und Präparate bemerklich zu machen ftreben, überzeugt von der Bedeutungslofigkeit folcher Complimenten-Namen für die Wiffenfchaft, überzeugt aber auch von der unzweckmäfsigen Contraction vieler Worte zu Einem Namen, entfcheidet fich der Vf. im Sinne einer wiffenfchaftlichen Nomenclatur für grammatifch richtige, der Befchaffenheit eines Minerals möglichft entfprechende und nach der von ihm gewählten Terminologie gebildete Namen; er wählt z. B. nicht den Namen *Franklinit*, fondern *zinnifches Eifen-Erz*, nicht *Rothkupfer-Erz*, fondern *rothes Kupfer-Erz*, nicht *Talk-Spath*, fondern *allotropifcher Karbon-Spath*.

Aufserdem ift die Menge der in diefem Werke enthaltenen Charaktere und insbefondere auch die Armuth der ebenfalls in diefem Jahre erfchienenen *Mohs*'fchen Naturgefchichte des Mineralreichs nicht unerwähnt geblieben, welche letzte nur etwan ein Drittheil der bekannten Mineralien befchreibe. Endlich giebt der Vf. noch einige die Charakteriftik felbft betreffende Bemerkungen, welche aber wegen ihres genauen Bezugs auf fpeciellere Terminologie hier nur als Bruchftücke erfcheinen.

Was nun die Grundfätze der Syftematik betrifft, fo find fie, der Ausführung des Syftems nach zu urtheilen, diefelben, welche fchon früher, in der Einleitung zur zweyten Auflage diefer Charakteriftik, vom Vf. aufgeftellt waren, hier aber leider gänzlich übergangen find. Der Vf. macht fich nämlich zur Aufgabe, in der Reihung die natürlichen Verwandtfchaften zu repräfentiren, zugleich aber auch allen chemifchen Anfoderungen zu entfprechen: eine Aufgabe, deren Richtigkeit wohl von jedem Mineralogen, welcher von mineralogifcher Syftematik nur einigen Begriff hat, anerkannt wird, und deren Anerkennung beym Syftematifiren nur zu glücklichen Verfuchen gelangen läfst, deren Vernachläffigung hingegen auch nichts als verunglückte Entwürfe hervorbringt, mit einem Worte, einfeitige Syfteme giebt, die entweder blofse chemifche Regifter find, weil dabey die phyfifche Bedeutfamkeit der Stoffe unberückfichtigt geblieben ift, oder in denen blofs und allein die phyfikalifchen Eigenfchaften beachtet werden, und die fo wichtigen chemifchen Verhältniffe gänzlich hintangefetzt find. Denn Jeder hat wohl fchon längft den unnatürlichen Streit zwifchen Chemie und Mineralogie erkannt, da man in jedem Minerale deutlich fieht, dafs der Complex der phyfikalifchen Eigenfchaften und der Subftanz keinesweges in einer etwan beziehungslofen Unabhängigkeit von einander ftehen, und dafs folglich auch die Gefetze des äufseren Habitus keinesweges bedeutungslos für denjenigen feyn können, welcher die chemifche Zufammenfetzung näher erforfchen und fie als Richtfchnur feines Syftems wählen will. Im Gegentheil laffen fich für jeden Fall eine Menge fo überrafchender Beziehungen, fo unzweifelhafte Beweife einer gegenfeitigen Abhängigkeit, eines inneren und nothwendigen Wechfelverhältniffes entdecken, dafs man fehr bald zu dem Schluffe gelangt, der Complex jener phyfikalifchen Eigenfchaften eines Minerals fey nur der Ausdruck des chemifchen Wefens, das feinem Gehalte entfprechende äufsere Gepräge.

Es bedarf demnach auch keiner weiteren Frage, weffen Gefchäft es denn fey, für die einzelnen Mineralfpecies diefen Zufammenhang zwifchen Gepräg und Gehalt aufzufuchen. Offenbar gehört diefes Gefchäft nur dem Mineralogen, dem jeder Verfuch eines fogenannten natürlichen Syftems nur ein fortwährendes Forfchen feyn kann, durch welches für alle Mineralien jener Zufammenhang der Eigenfchaften mehr und mehr mit Evidenz nachgewiefen wird; ein Forfchen, für welches oft mehr ein durch Worte nicht beftimmbares Gefühl, als ein deutlich fixirter Begriff, als Regulator auftritt.

Und so glauben wir denn auch, Hn. *Br.* verstanden zu haben; wir glauben, seine Meinung sey, dass, wofern er die Thatsachen der Anschauung richtig gedeutet habe, das chemische Wechselverhältniss nicht, oder doch nur im geringen Grade, dabey verloren gegangen sey.

Nun würden wir in dieser Beziehung gern hier eine ausführliche Mittheilung des Systems geben, wenn wir nicht befürchten müssten, dadurch den auf die vielen krystallographischen Mineralien-Namen, durch die dafür unumgänglich nothwendige Terminologie des Vfs., noch nicht vorbereiteten Lesern ganz unverständlich zu werden. Wir geben daher nur einen ganz leichten Umriss des Systems, indem wir diejenigen Abtheilungen nennen, welche der Vf. zu den Classen und Ordnungen desselben bestimmt hat. Sie sind: *Erste Classe.* Salze. Erste Ordnung. Hydroit. 2te Ord. Karbonate. 3te Ord. Halate. 4te Ord. Nitrate. 5te Ord. Sulfate. 6te Ord. Alliat. 7te Ord. Borate. *Zweyte Classe.* Steine. Erste Ord. Phyllite. 2te Ord. Chalcite. 3te Ord. Spathe. 4te Ord. Glimmer. 5te Ord. Porodine. 6te Ord. Ophite. 7te Ord. Zeolithe. 8te Ord. Grammite. 9te Ord. Dure. *Dritte Classe.* Miner. Erste Ord. Erze. 2te Ord. Kiese. 3te Ord. Metalle. 4te Ord. Glanze. 5te Ord. Blenden. 6te Ord. Kerate. *Vierte Classe.* Bronze. Erste Ord. Schwefel. 2te Ord. Resine. 3te Ord. Bitume. 4te Ord. Kohlen.

Unter diesen Ordnungen zeichnet sich, im Vergleich zur 2ten Auflage dieser Charakteristik, die der Phyllite vortheilhaft aus, in sofern in ihr nicht z. B. das Rauschgelb neben der Kobaltblüthe, dem Pyrosmalith, dem Uranglimmer stehen geblieben ist, sondern seinen Platz nun endlich unter den Blenden erhalten hat.

Einen für das Ganze sehr zweckmässigen Anhang bilden die Gruppen der Schiefer und Thone, woran sich noch ein Verzeichniss solcher Mineralien schliesst, „welche künftig im Systeme Platz finden werden." Den Schluss machen mehrere Zusätze über einzelne Species, welche entweder nicht hinreichend bekannt waren, oder durch neue Untersuchung von einer neuen Seite bekannt worden sind, oder endlich eine Rechtfertigung über ihre Stellung im Systeme erfodern.

Schlüsslich müssen wir noch die Sorgfalt, welche die Verlagshandlung auf typographische Ausstattung und das Aeussere des Werkes gewendet hat, mit besonderem Lobe erwähnen. N. N.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Erfurt, b. Verf. und in der Keyserschen Buchhandlung: *Leitfaden zum ersten Unterricht in der französischen Sprache*, von *C. F. Gnüge*, Lehrer der franz. Sprache. 1832. VIII u. 217 S. 8. (16 gr. Die 4 Tabellen besonders 6 gr.)

Wenn bey der grossen Anzahl von grammatischen Schriften und Lehrbüchern der französischen Sprache stets noch neuer Zuwachs erscheint, so kann die Vermehrung dieses Theils der Literatur nur in sofern eine genügende Entschuldigung finden, als die Verfasser von dergleichen Schriften entweder einen wissenschaftlichen Zweck zu erreichen suchen, indem sie das ganze Lehrgebäude der Sprache nach neuen Gesichtspuncten ordnen, Einzelnes genauer und tiefer begründen, die Spracherscheinungen nach ihrem Wesen auffassen, und auf ihre einfachsten Gründe zurückführen; oder indem sie, mehr einen praktischen Zweck verfolgend, nicht sowohl durch Neuheit der Ansichten, als vielmehr durch Zweckmässigkeit der Methode und durch eine nützliche Zusammenstellung dessen, was einen erfreulichen Erfolg für die Lernenden verbürgt, einem Bedürfniss abzuhelfen bemüht sind. Der Vf. des vorliegenden Leitfadens beabsichtigte das Letzte, wie schon der Titel des Werkchens ausspricht, und dieser Zweck giebt natürlich den Massstab zu dessen Beurtheilung an die Hand. Da die Erfahrung lehrt, dass junge Leute häufig nur unerhebliche Fortschritte in der franz. Sprache machen, weil sie zu lange bey Einzelheiten aufgehalten werden, diese erst erschöpfen sollen, ehe sie zu einem neuen Abschnitte gehen, und eigentlich erst die ganze Grammatik durchlaufen haben müssen, ehe sie dahin kommen, einen einfachen Satz zu bilden: so glaubte Hr. *G.* schneller zum Ziele zu gelangen, wenn er so früh als möglich und *mit den einfachsten Mitteln* gleich zur Anwendung des Gelernten hinführte, und nicht todte abgerissene Regeln lehrte, sondern den unmittelbaren lebendigen Gebrauch in der Bildung von Sätzen zeigte. Dem gemäss besteht das Eigenthümliche seines Leitfadens darin, dass er nicht die gewöhnliche Ordnung in der Aufstellung der Regeln befolgt, wonach erst der Artikel, das Hauptwort, das Adjectivum u. s. w. durchgenommen werden, und wobey dem Schüler eine Menge Formen, die er noch nicht gelernt hat, einstweilen gleichsam leihweise gegeben werden müssen, wenn einige Uebungen über die fraglichen Abschnitte angestellt werden sollen; sondern dass er gleich mit den Hülfszeitwörtern nebst den damit verbundenen Verneinungen und Fragen den Anfang macht, und nun zugleich mit deren vielfacher Anwendung die auf den Gebrauch des Hauptwortes und Adjectivums bezüglichen Regeln folgen lässt. Der Vortheil dieses Verfahrens leuchtet von selbst ein. Denn so wird der Schüler in den Stand gesetzt, sich gleich der ersten Regeln zur Bildung von Sätzen zu bedienen, ohne in den Fall zu kommen, hiezu etwas zu bedürfen, was ihm unbekannt wäre, und aus später Vorkommendem anticipirt werden müsste. Das Vertrautwerden mit den einzelnen Regeln sucht der Vf. hauptsächlich durch die mannichfaltigste Anwendung derselben in Beyspielen zu erreichen, zu welchem Zwecke eine reichliche und zweckmässig gewählte Anzahl derselben zur Einübung eines jeden Paragraphen gegeben ist, welche zugleich darauf berechnet sind, die Anfänger mit den zur *Umgangssprache* nöthigsten Formeln und Wendungen vertraut zu machen. Auf ähnliche Weise, wie das Hauptwort nebst den verwandten Redetheilen behandelt ist, ist auch im zweyten Abschnitt die Lehre vom Zeitworte, und im dritten die vom Pronomen durchgenommen, und zwar auf eine so fassliche und prak-

tische Art, dass der Schüler, der mit dem Inhalt dieser Abschnitte genau bekannt ist, schon eine bedeutende Gewandheit und Sicherheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck erlangt haben wird. Dass der Vf. jedoch sein Buch zum vollständigen Erlernen der franz. Sprache nicht für ausreichend hält, braucht hier wohl kaum erwähnt zu werden, da ja dessen eigenthümliche Bestimmung dahin ausgesprochen ist, es solle dasselbe als tüchtige Vorbereitung und feste Grundlage zu einem umfassenden und tieferen Studium dienen. Wenn es daher eben so leicht als unstatthaft seyn dürfte, über das Zuviel oder Zuwenig des in diesem Buche Gegebenen mit dem Verf. zu rechten, so unterliegt es doch keinem Zweifel, dass es, nach der im Vorwort geäusserten Absicht, völlig geeignet ist, den Schüler in den Besitz eines bedeutenden *Sprachstoffs* zu setzen, weshalb es für den ersten Unterricht sehr brauchbar und empfehlenswerth ist. Besonders nützlich hat der Vf. das Büchlein noch durch Beyfügung von vier *Tabellen* gemacht, auf welchen sämmtliche Regeln über die Verba und Pronomina sehr übersichtlich zusammengestellt sind. Mit Hülfe derselben wird es dem geübten Lehrer in ganz besonderem Masse leicht werden, den Schülern die nöthige Sicherheit und Fertigkeit in den genannten Puncten beyzubringen, und wir finden es daher recht zweckmäsig, dass dieselben, da sie als Zugabe zu jeder französischen Grammatik betrachtet werden können, auch einzeln zu haben sind. Gewiss wird ein Jeder, auch wenn er den Leitfaden nicht besitzt, aus dem Gebrauche derselben wesentlichen Vortheil ziehen.

D. K. E.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Focke: *Neueste gesammelte Erzählungen.* 13ter Bd., oder: *Letzte Erzählungen* von *Friederike Lohmann.* 1ster Bd. 1832. 12. Die Ausgewanderten. Die Nacht im Gebirge. Mädchensinn und Schicksal. 328 S. 14ter oder 2ter Bd. Die Erbschaft. Clemenze L'ôpital. Das Glück. 300 S. 3ter oder 15ter Bd. Die Schwalben. Lenardo da Sesso. Des Müllers Töchter. 364 S. 4ter oder 16ter Bd. Die Entscheidung bey Hochkirch. Die Schlegler. Die Braut. Friederike Lohmann die Jüngere. Biographische Skizze von *F. Kind.* 342 S. (6 Thlr. 18 gr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1832. No. 71.]

Was bereits früher in diesen Blättern über die Vorzüge der seltenen Schriftstellerin gesagt wurde, findet durch diese ihre letzten Erzählungen reichlich Bestätigung. — Wie gerecht ist die Trauer über ihren Verlust! Nicht oft reichen schriftstellernde Frauen köstliche Früchte in werthvollen Gefäsen, entäussern sich des Phrasendrechselns, der breiten, hohlen Schönrednerey, wie *Friederike* (eigentlich *Emilie*) *Lohmann* es that. — Sie fühlte tief, zart, innig, aber nie wurde ihr die Empfindung zur Empfindeley, der Gedanke zur blossen Redensart. Rein und züchtig, wie ihr Wandel, ihr ganzes Seyn, waren auch ihre Schriften, nie verdarb sie durch Prüderie, der immer etwas Lächerliches, Zweydeutiges anhängt, den Eindruck ihrer Sittenlehren; bloss das lässt sich ihr vorwerfen, dass sie in ihrer jungfräulich milden Seele für der Männer rohe wilde Leidenschaftlichkeit nicht den rechten Ausdruck, ja kaum die rechte Vorstellung hatte. Diess gilt besonders für die Erzählungen, welche in fremdem Lande sich zutragen. Wie viele, legt sie das Charakteristische des Südens in erhöhte Leidenschaft, bedient sich jedoch in der Nacht im Gebirge, Lenardo da Sesso u. a. m. zu sanfter Farben, erkennt wohl auch nicht immer das wahrhaft Volksthümliche, obgleich man sie keiner Verstösse dagegen zeihen kann.

Das nicht häufige Geschick, aus fern liegenden geschichtlichen Stoffen ein kleines Ganzes herauszuziehen, es uns menschlich nahe zu bringen, und Wahrheit und Dichtung so eng zu verbinden, dass man nirgends eine Lücke gewahrt, bethätigt sich auch hier. Sollte man einige dieser geschichtlichen Erzählungen abentheuerlich und romanhaft wähnen, so erinnere man sich, dass das Wirkliche wunderlicher ist als der krauseste Roman, und dass in jenen Geschichten recht viel Wirkliches sich zuträgt.

Bey alledem möchten wir den Erzählungen aus unseren Tagen, aus einer Vergangenheit, die sich noch an die Gegenwart anknüpft, und aus dem bürgerlichen Leben, die Palme reichen. Welcher Schatz einer gesunden kräftigen Moral ist darin enthalten! Kunst hat sich hier wirklich in Natur verwandelt, diese schönen Mägdlein, ehrenfeste Väter, originelle, mehr achtens- als liebenswerthe Männer und Frauen, leben jetzt und für alle Zeiten. Das Laster ist nicht pechschwarz in ihren Schilderungen, und die Tugend mit einigen sonderbarlichen Ecken und Falten darzustellen, scheut sie sich nicht; ihr sicherer Tact für das Schickliche lässt sie nicht um die Breite eines Haars das rechte Mass überschreiten. Wie herrlich ist der wahrhaft ehrwürdige Pfarrherr mit seinem frommen Glauben, seiner Genügsamkeit und liebevollen Johannesseele in der „*Erbschaft*"! Ein Meisterstück der Zeichnung und Färbung ist die ehrbare alte Jungfrau Justine in dem „*Ueberfall von Hochkirch*", die, um ihren gefangenen Herrn zu erretten, sich nicht allein in Gefahr begiebt, sondern auch, was das Schwerere für sie ist, ihren Gewohnheiten untreu wird. Dass Humor und Rührung sich recht gut vertragen, beweist in diesem Bildniss der Augenschein.

Das Glück weicht von allen übrigen Erzählungen ab, entbehrt nach unseren heutigen Begriffen des Mährchens zu sehr der Heiterkeit und der Phantasie. Es schliesst sich in seiner redlichen Absicht und didaktischen Zweck denjenigen Lehrgedichten in gebundener und ungebundener Rede an, die in älteren englischen Zeitschriften häufig sich fanden, die irgend einen moralischen Lehrsatz ins Gewand der Allegorie, Fabel, des Mährchens kleideten, und meistens nach dem Orient versetzten.

Die *biographische Skizze* erregt das Verlangen nach einer ausgeführten Zeichnung von derselben Hand.

B. U.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

HYDRAULIK.

Paris, b. Bachelier: *Expériences hydrauliques sur les lois de l'écoulement de l'eau à travers les orifices rectangulaires verticaux à grandes dimensions*, entreprises à Metz par MM. *Poncelet* et *Lesbros*, Capit. du genie, d'après les ordre du ministre de la guerre etc. 1832. 267 S. 4. Mit 7 Kupfertafeln.

Die Bewegungen flüssiger Körper bieten so schwierige Verwickelungen dar, dass die Theorie allein uns bis jetzt zu keiner vollkommenen Leitung, um dieselben zu bestimmen, dienen kann, sondern Versuche nöthig sind, um uns zu Beantwortung vieler wichtigen Fragen zu führen. Es ist daher sehr wichtig, wenn durch Versuche, die im Grossen angestellt sind, immer mehr die Kenntnisse erweitert und berichtigt werden, welche der Anwendung der Hydraulik zum Grunde liegen, und solche Versuche sind es, die wir hier dargestellt finden. Der General *Sabatier* gab die Veranlassung dazu, indem er die beiden Vff. dieses Werkes zu Versuchen auffoderte, die sich an die Versuche von *Bossut* und *Dubuat* anschliessen sollten. Die Kosten zu den Versuchen wurden vom Kriegsminister angewiesen, und die Vff. geben in der Einleitung umständlich an, welche grossen Hindernisse sich bey der Ausführung ergaben, und welche Unterstützung sie durch mehrere Personen, die sie mit vieler Dankbarkeit erwähnen, fanden.

Um den Zweck der Experimente in das gehörige Licht zu stellen, fangen die Vff. mit der Bemerkung an, dass die Versuche von *Dubuat*, *Bossut*, *Michelotti*, *Eytelwein* u. A. zwar dahin geführt haben, die gleichförmige Bewegung des Wassers in langen Leitungsröhren zu bestimmen, dass man aber über die Bewegung in kurzen Leitungsröhren und in offenen Canälen noch sehr wenig unterrichtet sey, und selbst die Wassermenge nicht genau kenne, die der Canal an seinem Ursprunge empfängt. Dieser Gegenstand sollte daher vorzüglich neue Aufklärung erhalten; aber die Vff. hielten es auch für nothwendig, den Fall, wo das Wasser aus einer Oeffnung in einer dünnen Wand hervorstürzt, wieder vorzunehmen, indem die Contraction des Strahls nicht für alle Fälle, vorzüglich bey grösseren Oeffnungen, sicher genug bestimmt sey. Die bisherigen Versuche gaben den Reductionscoefficienten, mit welchem man die der *ganzen* Oeffnung entsprechende Wassermenge multipliciren muss, um die vermöge der Contraction des Strahls nur hervorgehende Wassermenge zu erhalten, veränderlich nach Massgabe der Grösse der Oeffnungen und nach Massgabe der Druckhöhen, und das genaue Gesetz hiefür hatte man noch nicht bestimmt; noch weniger kannte man bey grösseren Oeffnungen die genaue Bestimmung der Wassermenge für den Fall, wo die Oeffnung nicht mehr ganz unter der Wasserfläche liegt; man hatte keine genauen Abmessungen der Gestalt des Wasserstrahls u. s. w. Diese Gegenstände alle boten sich daher den Vffn. als nähere Untersuchung verdienend dar. Sie setzten sich bey diesen Untersuchungen vor, besonders die Fälle vollständiger aufzuklären, die mit praktischen Anwendungen in Verbindung stehen, und machen auf mehrere solche Fälle, denen man bisher noch keine Versuche gewidmet habe, aufmerksam.

In der gegenwärtigen Abhandlung theilen sie indess von ihren, nach einem mehr umfassenden Plane angeordneten und noch nicht beendigten Versuchen zunächst nur diejenigen mit, wo verticale rechtwinkliche Oeffnungen von 20 Centimeter Basis und zwar solche Oeffnungen, die in einer dünnen Wand angebracht, von den Seiten und dem Boden des Behälters entfernt waren, angewandt wurden.

Die Festungsgräben von Metz bieten, indem sie das Wasser der oberen Mosel aufnehmen, und dieses der unteren Mosel zuführen, Gelegenheit dar, um einen Fall von 4 Meter zu erhalten, und Versuche unter Umständen, die ganz den in der Praxis bey Schleusen und in ähnlichen Fällen vorkommenden ähnlich sind, anzustellen. Die Vff. beschreiben sehr sorgfältig, wie die Anordnung zu den Versuchen gemacht wurde, indem in einem sehr grossen Bassin das Wasser immer auf gleicher Höhe erhalten wurde, während es durch die Oeffnung bey den Versuchen abfloss. Jenes Bassin erhielt seinen Zufluss aus der oberen Mosel, und durch einen Seitenabfluss konnte man den Zufluss und Abfluss so ausgleichen, dass das Wasser während der Versuche gleiche Höhe behielt. Ein schmalerer Theil dieses Bassins diente als kurzer Canal zu der Oeffnung hin, die in der den Abfluss hindernden Wand angebracht war. Das abfliessende Wasser gelangte in ein Massbassin (*bassin de jauge*) und dann in die untere Mosel. Die Vff. erwähnen umständlich die Schwierigkeiten, welche die Durchsickerung des Wassers durch die auf keine Weise ganz wasserdicht herzustellenden Dämme machte, und die Anstalten, durch welche man diesen und anderen Uebeln entgegen zu arbeiten suchte. Nachdem die sehr weitläuftigen Vorarbeiten vollendet waren,

bestimmte man durch Einfüllen bestimmter Masse Wassers die Capacität des Massbassins, und bemerkte in einer mit demselben in Verbindung stehenden Seitenröhre die Höhen, die jedem bestimmten Masse entsprachen. Bey dieser Ausmessung bestimmte man zugleich den in einiger Zeit durch Mangel an vollkommener Dichtigkeit der Wände und des Bodens eintretenden Verlust; man wiederholte die Ausmessung durch Einfüllen grösserer Masse Wassers auf einmal u. s. w. Bey den Hauptversuchen nahm dieses Massbassin das ausfliessende Wasser eine bestimmte Zeit durch auf, und durch eine plötzlich vorgeschobene Rinne, welche das Wasser über jenes Bassin wegleitete, ward der Zufluss aufgehoben, ohne an der Oeffnung irgend etwas zu ändern, weil man das Princip befolgte, die Oeffnung bey einer ganzen Reihe von Versuchen völlig unberührt zu lassen, damit nicht bey ihrem Oeffnen und Schliessen Ungleichheiten hervorgingen. Es werden hier sehr ins Einzelne gehende Ueberlegungen mitgetheilt, damit man den Grad von Genauigkeit beurtheilen könne, den man in Hinsicht auf alle Umstände hier zu erhalten hoffen durfte, und nach der Vergleichung der Erfolge wirklich erhielt. Da die Bestimmung der Druckhöhe oder die Höhe des Niveaus im Bassin von der grössesten Wichtigkeit ist, um die Wassermenge, wie sie sich nach theoretischen Gründen ergeben sollte, zu beurtheilen, diese Höhe aber nahe über der Oeffnung etwas geringer ist, als in grösserer Entfernung (und diess vorzüglich dann, wann die Druckhöhe klein und die Oeffnung gross ist): so wurden die Höhenbestimmungen an zwey verschiedenen Orten gemacht, erstlich in einem entfernten Puncte, wo man die Gleichheit des Niveaus sorgfältig zu erhalten suchte, und zweytens in einem Puncte nahe bey der Oeffnung, wo die Depression der Oberfläche am merklichsten war; überdiess aber bestimmte man auch noch das Profil der in der Nähe der Oeffnung nicht mehr horizontalen, sondern vertieften Oberfläche durch Vorrichtungen, die hier genau beschrieben werden. Diese Vertiefung erstreckte sich nie weit von der Oeffnung nach der Gegend hin, von wo das Wasser zuströmte, sondern sie bildete eine ziemlich plötzliche elliptische Einsenkung, deren eine Axe der horizontalen Breite der Oeffnung gleich war, die andere kürzer und verschieden nach Verschiedenheit der Druckhöhe.

Nach diesen sehr ausführlichen Vorerinnerungen, die für jeden, der sich mit ähnlichen Versuchen beschäftigen will, lehrreich sind, und das Bestreben zeigen, keinen Umstand unbeachtet zu lassen, folgen nun die Resultate der Versuche selbst. Da wir aber aus diesen doch nur wenige Notizen mittheilen können, so gehen wir sogleich zu den allgemeinen Bemerkungen über, welche an diese Versuche angeknüpft sind, und werden mit ihnen die Nachrichten über die Versuche selbst verbinden, die wir noch mitzutheilen nöthig finden.

Um die Gestalt des aus einer viereckigen Oeffnung von zwey Decimeter breit und hoch hervorkommenden Strahles zu bestimmen, ward ein Rahmen angewandt, der in verschiedenen Entfernungen von 6 bis 50 Centimetern von der Oeffnung befestigt wurde. Der Strahl ging, ohne ihn zu berühren, durch denselben, aber eine Schraube ward von den verschiedenen Seiten her und an jeder Seite in verschiedenen Puncten mit ihrer Spitze bis an die Oberfläche des Strahls gebracht, so dass man die Abstände dieser Oberfläche von den Puncten des Rahmens genau kennen lernte, und folglich eine Ausmessung des ganzen Querschnittes erhielt. Die vierte Kupfertafel zeigt deutlich, wie der in der Oeffnung selbst quadratische Querschnitt des Strahles zuerst abgestumpfte Ecken, und nach und nach eine immer mehr kreuzförmige Figur erhält, die in 5 Decimeter Entfernung völlig ausgebildet ist; in dieser Gegend liegen die äussersten Theilchen, welche sowohl den horizontalen, als den verticalen Theil des Kreuzes bilden, beträchtlich weiter von der Mitte des Strahles entfernt, als es zu Anfange die Seiten der Oeffnung erlaubten. Ungefähr 3 Decimeter von der Oeffnung (wo der quadratische Querschnitt mit horizontalen Seiten in einen beynahe wieder quadratischen, mit Seiten unter 45° Neigung, jedoch mit abgestumpften Ecken, übergegangen ist) war der Querschnitt am kleinsten = 0,563 der Oeffnung. Die Erklärung, wie diese Veränderung der Form entsteht, die Versuche, die Wege der einzelnen Wassertheilchen kenntlich zu machen, die Versuche über die Aenderung der Form anderer Strahlen, die eine geringere Höhe bey eben der Breite hatten, müssen wir übergehen. Es wäre wohl zu wünschen gewesen, dass man die Gestalt des Strahles auch noch weiter von der Oeffnung verfolgt hätte, obgleich es wahr ist, was die Vff. bemerken, dass da eine vollkommen scharfe Bestimmung wegen der sich losreissenden Tropfen nicht mehr möglich ist.

Diesen Bestimmungen über die Gestalt des Strahles folgt eine allzu ausführliche Betrachtung über den anscheinenden Widerspruch, der darin liegt, dass die ausgeflossene Wassermenge = 0,602 von der dem ganzen Querschnitte der Oeffnung angemessenen ist, und der zusammengezogene Strahl nur = 0,563 der Oeffnung. Die Versuche früherer Beobachter haben den Querschnitt des Strahles = 0,64 gegeben, und allerdings konnte dieser Unterschied nicht unbemerkt bleiben; aber da alle diese Ueberlegungen nur zu dem Resultate führen, dass die Ausmessung des Strahls in den hier mitgetheilten Versuchen nur allenfalls um etwas Geringes ungewiss seyn könne, dass aber von theoretischer Seite sich kein Aufschluss ergebe, warum die Geschwindigkeit im contrahirten Strahle grösser seyn könne: so scheint uns ein grosser Theil der hier mitgetheilten Betrachtungen überflüssig.

Auf ähnliche Weise, wie die Gestalt des aus der ganzen Oeffnung hervorstürzenden Strahles bestimmt wurde, ist nun auch der Strahl in dem Falle bestimmt, wo die Oberfläche des Wassers nicht mehr die obere Seite der Oeffnung erreichte, und wo also das Wasser, wie über ein Wehr, mit freyer Ober-

fläche herabstürzte. Die sechste Kupfertafel zeigt die Längenschnitte und auch einige Querschnitte der hervorstürzenden Wassermasse, und die Zusammenstellung von Beobachtungen, welche der Text enthält, giebt mehrere interessante Bestimmungen über diesen Gegenstand, und eine Formel, welche das Verhältniss der Wasserhöhe in der Oeffnung zu der eigentlichen Druckhöhe sehr mit den Versuchen übereinstimmend angiebt. Da die eigentliche Druckhöhe so entfernt von der Oeffnung gemessen wurde, dass die Senkung gegen dieselbe zu dort keinen Einfluss hatte, so liess sich auch mit Genauigkeit die Höhe angeben, bey welcher der durchfliessende Wasserstrom sich von der oberen Seite der Oeffnung trennte, und als mit freyer Oberfläche hervordringend auszufliessen anfing.

Die Wassermenge, welche aus der ganz unter dem Wasser liegenden Oeffnung ausfliessen sollte, ist auf doppelte Weise berechnet, einmal für die der Mitte des Strahls zugehörige Geschwindigkeit, so als ob sie dem ganzen Querschnitte der Oeffnung entspräche; das zweyte Mal so, wie es die Rücksicht auf die in jeder Horizontallinie der Oeffnung verschiedene Geschwindigkeit fodert. Für beide Formeln ist der Coefficient bey jedem Versuche angegeben, mit welchem man die theoretische Wassermenge multipliciren muss, um die Wassermenge des Versuchs zu erhalten. Diese Coefficienten sind sowohl in Beziehung auf die wahre, ganze Druckhöhe angegeben, die weit genug von der Oeffnung gemessen war, als in Beziehung auf die in der Nähe der Oeffnung herabgedrückte Oberfläche; aber diese Depression bringt Unregelmäsigkeiten hervor, welche die Nothwendigkeit, die wahre Druckhöhe in bedeutenderen Entfernungen zu messen, deutlich zeigen. Indess, auch wenn man jene richtige ganze Druckhöhe der Rechnung zum Grunde legt, so ist bey verschiedener Höhe der Oeffnungen und bey verschiedener Tiefe derselben unter der Oberfläche eine so erhebliche Verschiedenheit des Coefficienten merklich, dass man ihn nicht als auf alle Fälle passend ansehen kann. Da er weniger veränderlich ist für die zweyte Formel, die doch auch wohl den Vorzug einer genaueren Berücksichtigung der ungleichen Geschwindigkeit besitzt, so würde Rec. dieser den Vorzug geben; aber die Vff. äussern die Meinung, dass man, da der Coefficient doch in jedem Falle anders wird, der Leichtigkeit der Rechnung wegen für die Praxis wohl der ersten Formel den Vorzug geben werde. Für diese erste Formel haben sich folgende Werthe des Coefficienten ergeben. 1) Hatte die Oeffnung 2 Decimeter Höhe, und war die Druckhöhe nur 2 Centimeter über der oberen Seite der Oeffnung, so war der Coefficient 0,572; er nahm bis 0,605 zu, wenn die Druckhöhe 8 Decimeter betrug, und ging bey grösserer Höhe sehr wenig wieder herab. 2) Bey einer Oeffnung von 1 Decimeter Höhe ist sein Werth 0,596 bey 2 Centimeter Druckhöhe, und 0,617 bey 6 Decimeter Druckhöhe; bey noch grösseren Druckhöhen nimmt er so ab, dass man ihn 0,603 setzen kann bey 3 Meter Druckhöhe. 3) Für eine Oeffnung von 5 Centimeter Höhe entspricht der Druckhöhe = 2 Centimeter, der Coefficient 0,616; der Druckhöhe = 2 Decimeter der Coeffic. 0,631; der Druckhöhe = 3 Meter der Coeffic. 0,606. 4) Für eine Oeffnung von 2 Centimeter Höhe gehört 0,660 zu 2 Centimeter Druckhöhe, 0,649 zu 2 Decimeter Druckhöhe, 0,627 zu 1 Meter Druckhöhe, 0,608 zu 3 Meter Druckhöhe. Die zweyte Formel giebt in diesen vier Fällen bey 2 Centimeter Druckhöhe 0,592; 0,611; 0,625; 0,663; bey grösserer Druckhöhe aber, wie leicht zu erachten, geringere Abweichungen von den vorigen Werthen.

Die 7te Kupfertafel giebt in zeichnender Darstellung eine Uebersicht aller dieser Coefficienten für die verschiedenen Druckhöhen und verschiedenen Oeffnungen. — Die Bestimmungen, welche sich für die Fälle ergeben, wo die Oeffnung nicht mehr ganz unter Wasser lag, müssen wir hier übergehen, so wie wir auch *Lesbros* als Anhang beygefügte Bemühung, die Resultate der Versuche in einer Formel zusammenzufassen, hier nur obenhin erwähnen können.

Nach den hie und da vorkommenden Andeutungen ist man berechtiget, anzunehmen, dass die Vff. die sehr grossen Anstalten, die zu diesen Versuchen gemacht waren, noch weiter benutzt haben; ob sie aber schon zu einem solchen Ziele gelangt sind, um von den Resultaten ihrer ferneren Versuche etwas bekannt zu machen, lässt sich aus dem, was hier gelegentlich vorkommt, nicht schliessen. In Beziehung auf die hier bekannt gemachten Versuche wäre es wohl wünschenswerth, dass die Hauptresultate, mit Weglassung des für den grössten Theil der Leser ermüdenden, und nur dem, der mit ähnlichen Arbeiten beschäftigt ist, interessanten Details, in irgend einer physikalischen Zeitschrift aufgenommen werden möchten, um so der leichteren Benutzung offen zu stehen. Wer dagegen die grossen Schwierigkeiten kennen lernen will, die sich einer strengen Genauigkeit bey so grossen Versuchen entgegensetzen, der wird in den Einzelnheiten, die er hier kennen lernt, viele Belehrung finden, und nur bey den theoretischen Betrachtungen hie und da über Weitschweifigkeit klagen.

B.

SCHÖNE KÜNSTE.

Iserlohn, b. Langewiesche: *Der ewige Jude.* Didaktische Tragödie von *Wilhelm Jemand.* 1831. 156 S. 8. (16 gr.)

Wenn Poesie, wie immer noch Einige wähnen, gleichbedeutend mit Leidenschaft wäre, so würde vorliegende Dichtung nicht zu den Werken der Poesie gehören. Ihr Charakter ist ruhige Beschauung der heiligsten Interessen des Menschen, und sie nennt sich ein didaktisches Gedicht, weil zu *belehren* ihr Hauptzweck ist. Man könnte darüber streiten, ob nicht jedes Gedicht, in dem Sinne des Vfs., am Ende ein didaktisches wäre; allein der Name ist hier *a*

potiori entlehnt und so weit gerechtfertigt. — Die Sage vom „ewigen Juden“ ist ein reicher poetischer Stoff; hier kehrt sie ihre ganze tiefe Innerlichkeit nach Aufsen. Es sind mehrere dramatische Bearbeitungen dieses Stoffes versucht worden, keine aber auf dem Wege, den der Vf. eingeschlagen hat. *Klingemann* hat blofs das Scenische, das der Situation und dem Theatereffect Angehörende, in dieser Sage aufgefafst, und das Bruchstück von *Wolf* kehrt die lyrische Seite der Fabel heraus. Hier aber erscheint Ahasver im Conflict mit der Welt, den Menschen und sich selbst. — Gang und Entwickelung der Fabel sind treu der Gestalt, welche *Horn* ihr in seiner meisterhaften Novelle gegeben hat, nachgebildet, und offenbar hat der Vf., dem es mehr auf den reflectiven und didaktischen Inhalt der Sage, als auf ihre dramatische Vollendung, ankam, recht gethan, sich an diesen Vorgänger zu halten. Das Neue, das er giebt, gehört dem Gedanken, nicht der Situation an. Dennoch enthält diese Dichtung auch vielerley Schönheiten rein dramatischer Art; das Lyrische selbst ist mit Glück hervorgehoben, und als tiefsinnig und schön ist besonders die Legende des Pater Clemens S. 70 zu rühmen.

Durch das ganze Gedicht zieht sich die Belehrung hindurch, welche der Kreuzritter Strahlen von seinem räthselhaften Freunde Christianus (Ahasver) über Welt, Zukunft, Glaube, Fortdauer, Ewigkeit und Gottähnlichkeit des Menschen empfängt. Dem Lehrer fehlt keine Art von durchschauender Einsicht in diese Dinge, ihm fehlt nur eine Eigenschaft zur Glückseligkeit — die Liebe. Dieser Mangel ist es, der ihn weder Ruhe, noch Hoffnung für die Zukunft finden läfst. Er ist eine Personification des Rationalismus, wie Pater Clemens, sein Ankläger, der supernaturalistischen Weltansicht, und Strahlen des zum Glauben bereiten Gemüths. Aus der Controverse dieser drey Charaktere, welche in einigen Nebengestalten glücklich nüancirt erscheinen, geht der didaktische Inhalt des Gedichts hervor. Das Vernunftgemäfse des Glaubens wird durch zwey schöne Parabeln gelehrt; dann beweist Ahasver die Nothwendigkeit der Unsterblichkeit durch die Gerechtigkeit des Höchsten, die Fortdauer alles dessen, was ist und war, selbst des Gedankens:

„Was wir gefühlt, gedacht, gesagt, gethan,
Was wir gehört, gesehn, erlernt, gelitten —
Das alles liegt, beschirmt und wohl verwahrt,
In unsres Geistes Allerheiligstem.
Und auch kein Titelchen und kein Atom
Von alle dem kann je verloren gehn.
. . . .
Es wird dir alles zum Bewufstseyn kommen —
Wenn nicht auf Erden, doch in höhren Welten.

Strahlen und Christianus, von dem gläubigen Clemens als Ketzer verklagt, werden von der Vehme verfolgt, gerichtet, und Strahlen fällt im Kampfe für seinen Freund. Vorher empfängt er noch eine troftreiche Belehrung über die Auferstehung, die sich in diesen Versen zusammendrängen läfst:

Ahasv. Wie heifst die Kraft, durch die der Menschenleib
Entsteht, gedeihet, wächst und sich bewegt?
Strahl. Die Lebenskraft.
Ahasv. Vermittelst dieser wunderbaren Kraft
Erschaffte sie (die *Seele*) sich ihren ird'schen Leib,
Vermittelst eben dieser mufs sie auch —
In andern Welten einen Leib sich bilden.

Hierauf bekennt Ahasver, wer er sey. Bey dem Heiland hatte er nur an Irdisches gedacht. Dieser ruft ihm vom Kreuze her zu:

„Du möchtest ewig auf der Erde leben? —
Wohlan, so habe denn, was du begehrst.“

Hochdichterisch ist die Schilderung, wie und wo Ahasver den Tod sucht, wie dieser ihn flieht. — Strahlen fällt, und Ahasver ruft aus:

Du Unerforschlicher! Allmächt'ger, du,
Des Weltalls ew'ge Seele — höre mich —
Soll ich dein Gnadenantlitz niemals sehn? —
Wenn du die Liebe bist, so gieb mir Antwort.

Stimme von Oben: . . . .

Blick auf, du Staubgeborner, und vernimm! . . .
Nah' dich zu Gott, so naht er sich zu dir.
Im ew'gen Raume sind der Welten viel.
Wenn du im Trotz beharrst, so bleibst du hier:
Doch wenn du liebst, so wird er dich erheben
Vom Leben immer zu vollkommnerm Leben!

Hiemit schliefst diefs in mehr als Einer Beziehung ausgezeichnete Gedicht. Dem Gedanken folgend, haben wir seine einzelnen schönen Beywerke unberücksichtigt gelassen; alle diese jedoch, der hundertjährige Greis, das Kind, die Gräfin, der alte Graf, stehen in schönem Einklange mit der würdigen und edlen Haltung der Hauptcharaktere. Eine milde Poesie des Gefühls, wie wir sie nennen möchten, verklärt alle diese Gestalten, und dem Vf. gelingt das Lyrische, wie das Pathetische, gleich wohl. Viele seiner Bilder und Gleichnisse sind wahrhaft dichterisch, viele Wendungen seiner Reflexion tief und ächt poetisch. Seine Sprache ist so natürlich, wie seine Gedankenfolge; sie glänzt nicht, aber sie ist stets edel und würdig. Seine Charakteristik, voll einer schönen Mäfsigung, ist bestimmt und scharf, ohne eckig und gesucht zu seyn; sein Vers ist nicht prunkend, aber tadellos. — Der Vf. nennt sich *F. Horns* Schüler; — er ist unstreitig ein solcher, der seinem Lehrer Ehre macht.

C. i. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

ÖKONOMIE.

Prag, in d. Calve'schen Buchhandlung: *Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen. Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Haus-Wirthschaft, des Forst- und Jagd-Wesens im Oesterreichischen Kaiserthume und dem ganzen Deutschland.* Herausgegeben von *Christian Carl André*, königl. würtembergischem Hofrathe u. s. w., und *J. G. Elsner. Erster Band.* No. 1—48. Artikel No. 1—150. Des ganzen Werkes 21 Band. *Zweyter Band.* No. 49—96. Artikel No. 151—287. Steintafel No. 1 u. 2. Des ganzen Werkes 22 Band. 768 S. 4. (4 Thlr. 12 gr.)

(Vgl. Erg. Bl. z. Jen. A. L. Z. 1831. No. 49.)

Auch durch diese Zeitschrift hat sich der Urheber derselben, Hr. *André*, dessen Tod im zweyten Bande angezeigt wird, ein ruhmvolles Andenken erworben. Er stiftete den Schafzüchterverein zu Brünn. Hier vereinigten sich die kenntnissreichsten Männer, welche mit dem grössten Eifer sich um richtige und gründliche Kenntniss der höheren Schafzucht bewarben, und eben diese Zeitschrift zu dem Sammelplatz ihrer lehrreichen Aufsätze und Abhandlungen machten, welche anfänglich von dem Herausgeber eine wissenschaftliche Richtung erhielten, und bald zu einer Selbstständigkeit gelangten, nachdem sie mit der Natur vollkommener bekannt wurden. Dadurch, und dass auch noch andere gelehrte Männer aus allen Gegenden Deutschlands als Mitarbeiter für die Landwirthschaft und ihre Zweige eben so lehrreiche Beyträge lieferten, kam diese Zeitschrift in eine so ausserordentliche Aufnahme, dass sie sogar in anderen Welttheilen gelesen wurde. Von dem grossen Nutzen, den dieselbe über Europa und andere Welttheile verbreitet, kann hier weiter nicht die Rede seyn. Wir gehen zu dem Inhalte der vorliegenden zwey Bände über, um zu sehen, wie sie sich zu den vorhergehenden verhalten.

Erster Band. S. 2 stellt Hr. *Elsner* eine Parallele zwischen der nord- und süddeutschen Landwirthschaft auf, und zeigt, welche Vorzüge der eine Theil Deutschlands vor dem anderen hat. Nachdem er die Grenzen bezeichnet, sagt er: „Ich handle zuerst vom Ackerbau. Zu leugnen ist wohl nicht, dass dieser im Allgemeinen in Norddeutschland mit grösserem Eifer und mehr Sorgsamkeit betrieben wird, wie im Süden dieses Landes." Diess sind wohl Verdienste des sel. *Thaers.* Ferner: „Im Süden von Deutschland bieten sich uns zwar auch nicht minder gut bestellte Fluren dar. Besonders wetteifert *Mähren* aufs rühmlichste mit Norddeutschland." Sachsen aber, welches gleichwohl mit zum nördlichen Deutschland gerechnet wird, wird in der Hinsicht nicht gelobt. „Dieses Land, heisst es, hatte die Auffoderung zu einem verständigen und somit einträglichen Betriebe des Ackerbaues in sich selbst. Eine Menge Manufacturen und Fabriken in seinem gebirgigen Theile hatten dort die Volkszahl reissend vermehrt. Diess und ein blühender Handel im Lande, den die Leipziger Messe hervorgerufen hatte, thaten das Ihrige, um alle Erzeugnisse des Landbaues angenehm zu machen, und ihnen einen guten Werth zu sichern. — Sonderbar genug aber ist dieses Land, welches schneller, als alle übrigen deutschen Provinzen, in allen seinen Gewerben, und auch besonders im Ackerbau, emporstieg, eine lange Zeit fast stille stehen geblieben, und dadurch von vielen seiner Nachbarn überholt worden. Denn es ist nicht zu leugnen, dass, so lange das ehemals und auch zum Theil jetzt noch herrschende Ackerbausystem (das der drey Felder) allein im Gange war, Sachsen an der Spitze stand." Sachsen treibt sein Gewerbe in der Stille, und schon lange haben seine Landwirthe keine Aufsätze für die Zeitschriften mehr geschrieben; doch Rec. scheint darum noch nicht, wenn man sich genauer umsehen will, ein Stillstand in der sächsischen Landwirthschaft eingetreten zu seyn. Nur ein Beyspiel: es giebt Dörfer, die mehrere hundert und tausend Thaler allein für weissen Kleesamen gewinnen. — Weiter unten, wo Hr. *E.* von der veredelten Schafzucht spricht, die in Sachsen ihren Anfang genommen, sagt er: „Im südlichen Deutschland begann man fast zu gleicher Zeit dasselbe, aber man war nicht ganz so glücklich, und die Fortschritte in der Vollendung des Products zeigten sich nicht gleich Anfangs so glänzend. Aber dennoch entwickelte sich hier früher ein Streben und eine höhere Intelligenz im Betriebe; und wenn dessen ungeachtet Norddeutschland schnellere und günstigere Erfolge im Erzeugnisse und dessen Absatze aufzuweisen hatte, so verdankte es diess allein den günstigen Zufällen. (Wohl weil man nicht prahlte?) Wenn es nun auch schnell und geschickt sich der Beobachtungen und Kenntnisse zu bemächtigen verstand, die ihm aus dem Süden herüberleuchteten (wie konnte man sich solcher Kenntnisse bemächtigen, mit welchen keine glücklichen Fortschritte gemacht wurden?), so gebührt nichts desto weniger diesem die Palme, weil er (unter der Leitung des sel. *André*) die Bahn brach, auf welcher jener nun leichter und sicherer wandeln konnte. (In der Veredlung der Schaf-

zucht find beide Theile nach den Zeugnissen dieser Zeitschrift nie auf eine Bahn gebracht worden, sondern jeder Theil geht heute noch seinen eigenen Weg. *Thaer's* Principien waren nie die des Hn. *von Ehrenfels.*) Dafs aber auch die Landwirthe des nördlichen Deutschlands eine besondere Fähigkeit entwickelten, sich das im Süden bereits ziemlich Ausgebildete anzueignen, und diese Ausbildung vollenden zu helfen, das ist ihnen wahrlich nicht abzusprechen. — (Vollendete Ausbildung gab es schon früher in Rochsburg, Machern, in den Schäfereyen des Hn. *v. Ehrenfels* und *Petri.*) Es dürfte vielleicht zu Bemerkungen Veranlassung geben, dafs ich das Gesagte auch auf Sachsen, als zu Norddeutschland gehörig, ausdehne, da diese Provinz zuerst am glänzendsten mit ihrer veredelten Wolle auftrat. Aber trotz dem kann Keiner, der sich parteylos hält, behaupten, dafs im rationellen Betriebe es nicht von Süddeutschland (worunter hier nur die österreichischen Provinzen zu verstehen sind) überstrahlt worden wäre." — Ein lehrreicher Auffatz von der Veredlung der Schafe befindet sich S. 17; der Vf., Hr. *Mayer,* nennt ihn *Nachbemerkungen* zu den Gedanken des Freyherrn *von Ehrenfels* über das Merinoschaf. Darin heifst es unter Anderem: „Die Form, der Typus jedes einzelnen, durch bleibende Merkmale deutlich geschiedenen, in und durch sich fortlebenden Schafstammes mufs sonach als ein Product angesehen werden, zu dem die Influenzen der Natur, des Menschen, oder beider zugleich, die Factoren sind, und das wir Raçe nennen. Näher bezeichnend mufs ich diese Factoren mit Frhn. *v. Ehrenfels* Klima, Nahrung und Zeugung nennen, aber auch noch Haltung und Züchtung beyfügen;" (sollte beides nicht schon in dem Begriffe Zeugung gedacht worden seyn? Wenigstens halten wir sie von verschiedener Potenz;) „denn obschon die ersten drey Potenzen durch den starken Arm der Natur den mächtigsten Einflufs nehmen, so haben die letzten als Hebel der menschlichen Intelligenz doch Vieles, und besonders seit einigen Jahrhunderten (?) Vieles zur Bildung einzelner Schafraçen beygetragen. Die Natur hat ihr Werk in den ersten Tagen der Schöpfung begonnen, und durch dieses in der langen Reihe der Geschlechter stets gleich fortschreitende, ungestörte Wirken (von dem sich aber wohl nicht viel mit Gewifsheit sagen läfst) dem Schafe, wenn dasselbe auch einer sorglosen menschlichen Hand anvertraut war, nach den örtlichen Verhältnissen verschiedene, aber so constante und fest ausgeprägte Formen aufgedrückt (örtliche Verhältnisse mögen schwerlich solche grofse Veränderungen hervorgebracht haben; was hat das Oertliche an unseren vorigen Schäfereyen von dem gewirkt, was wir an den jetzigen beobachten?), dafs selbst durch eine Versetzung unter ganz andere Lebensverhältnisse oder durch genetische Vermischung mit anderen Stämmen nur ein langsames, schweres Abweichen Statt findet. Nicht so unerschütterlich fest und unverwischbar ist das, was der Mensch durch intelligente Züchtung, Haltung und entsprechende Nahrung seinen Absichten gemäfs bilden und schaffen konnte, wenn sein Geschäft auch durch lange Jahre nach einer Richtschnur fortgedauert hätte; denn der Arm der Natur ist stärker, als die Hebel der Intelligenz, und wo die letzten nicht wohlbedächtig in die Räder der ersten eingriffen, da konnte sich kein festes Gebilde der Beständigkeit formen, und es ist bald eine Alienirung, eine den natürlichen Verhältnissen angemessene Metamorphose, wenn die Kunsthand des Menschen sich zurückzog." Von diesem Gesichtspuncte aus, meint der Vf., könnten die verschiedenen Schafraçen in natürliche und künstliche eingetheilt werden; das kirgisische Steppenschaf, das spanische Standschaf u. s. w. wären Beyspiele der ersten, das spanische Merino, das Electoral- und feine deutsche Woll-Schaf Beyspiele für letzte. — Weiter unten sagt Hr. *M.*: „Ich habe schon früher darauf hingewiesen, dafs ich die Entstehung des Electoralschafes in Sachsen weder dem dortigen Klima, noch der Industrie allein zuschreibe, eben so wenig aber an deren Zufälligkeit glaube (die Nachkommenschaft wird nicht wissen, wie man hier in der Geschichte eine solche Lücke lassen konnte), sondern vielmehr dafür halte, dafs alle drey dazu beygetragen haben, bald mehr, bald weniger, wie schon die Nüancirungen unter den sächsischen Electorals annehmen lassen. Doch auch angenommen, der Zufall habe hier das Meiste gethan (was ist Zufall? und was wirkt er?), so frage ich nun: wenn unter deutschem Himmel schon gleichsam von sich selbst (?!) ein so edles Wollthier entstand, das sich in einzelnen, rein gehaltenen Heerden bereits in fester Form ausgeprägt hat, sollte nicht, wenn man die Natur versteht und nach richtigen Principien die Züchtung leitet (das, meinen wir, müfste schon lange nach dem, was man darüber geschrieben hat, geschehen seyn), das Electoralschaf Sachsens noch intensiver, nach dem letzten Wunsche des Menschen meliorirt und auf eine, so zu sagen, ideale Höhe hinaufgebildet werden können, oder vielleicht schon irgendwo also zu finden seyn? Sollte es noch Niemand versucht haben, wie Canova aus Cararas Marmorblock eine Venus schuf, ebenso aus dem Electoralschaf noch ein edleres, gänzlich tadelfreyes Wollthier zu schaffen? Und wenn es sich bey näherer Untersuchung, genauer, unbefangener Umsicht zeigen sollte, dafs diese Fragen bereits in Deutschland beantwortet, diese Aufgabe gelöst sey, wäre es dann Arroganz oder Inconsequenz, dieses Product, zum Unterschied des sächsischen Electorals und spanischen Merinos, deutsches Edelschaf, deutsches Merino zu nennen (?!)? Diesen Namen nicht mit Unrecht tragend, finden wir auch wirklich in einzelnen Schäfereyen Preussens, Schlesiens und Mährens, vielleicht auch noch in einigen deutschen Provinzen, ein in seinen Eigenschaften über dem sächsischen Electoral stehendes Edelschaf, das sich durch einen wohl proportionirten, festen Körperbau mittlerer Gröfse, durch ein reiches, ausgeglichenes Vliefs, durch einen gediegenen, klaren und hochfeinen Wollstapel mittlerer Länge als die Perle des Schafgeschlechts darstellt. — Diesen Edelstamm, der kein Ideal, sondern ein Gegenstand der Wirklichkeit ist, extensiv zu ver-

mehren und intensiv zu consolidiren, wird die Aufgabe des höheren Schafzüchters seyn und bleiben. Beides liegt, hier näher, dort ferner, in den Grenzen der Möglichkeit, und wird an der deutschen Beharrlichkeit seine Realisirung finden. Die von Hn. *v. Ehrenfels* angenommene Metamorphose des Schafgeschlechts kann, wenn wir wollen und es verstehen, zu unserem Besten geleitet werden; der Anfang ist gemacht, der Erfolg gesichert u. s. w." Im Wesentlichen bezeigen wir dem Vf. dieses Aufsatzes unsere vollkommene Zufriedenheit.

Zweyter Band. Wir finden No. 54. S. 425 eine ähnliche und sehr interessante Abhandlung über die *Veredlung der Rindviehzucht.* Vom Freyherrn *v. Ehrenfels.* Als Grundsatz für Rindviehzüchter oder Preisrichter wird aufgestellt: *Milch, Fleisch* und *Zugkraft* sind die vorzüglichsten Gesuche, die wir durch das Rind mehr oder weniger zu *erhalten,* zu *vermehren* und zu *erhöhen* streben. Wenn wir unter den verschiedenen Stämmen des Rindviehes einen Stamm auffinden und empfehlen könnten, der die meiste und fetteste Milch, mastfähig, das zarteste und meiste Fleisch und Fett zugleich, und nebenbey die gröfste Leichtigkeit und Kraftanwendung im Zuge vereinigte (Eigenschaften, die wir unter den verschiedenen Rindviehstämmen nur vereinzelt finden), wenn diese Eigenschaften bereits stammhaltig, d. i. die damit begabten Rinder constant wären, um ihre guten Eigenschaften genetisch fortzupflanzen: so u. s. w. Das in den Provinzen des Kaiserthums vorfindige Rindvieh theilt sich in nachfolgende Stämme, Raçen und Varietäten: 1) In den Landschlag derjenigen Provinzen, welche, wie Oesterreich, Böhmen, Mähren u. s. w., keinen Originalstamm haben; 2) in den Original-Urstamm des Königreiches Ungarn; 3) in den nicht minder constant ausgebildeten Raçestamm des Landes Tyrol; 4) in die bey uns acclimatisirten Originalstämme der Schweiz; endlich 5) in den Raçestamm der Steyermark. Was sich nicht unter diese Abtheilung bringen läfst, ist aus der Kreuzung der Originalstämme und Landschläge entsprossen, und verdient, als nicht constant, um ihrer ephemeren Existenz willen, keine Rücksicht. Eben so ist der Landschlag aller Provinzen weiter nichts, als das Resultat der Kreuzung mit den Originalstämmen und nachbarlichem Landvieh. Von jedem dieser Raçestämme folgt eine ausführliche Beschreibung sowohl von den Vollkommenheiten als Unvollkommenheiten, die wir aber hier wegen Mangel des Raums übergehen müssen; nur die von der steyerschen Kuh können wir nicht umgehen, weil sie der Vf. wegen ihrer Vortrefflichkeit den anderen vorgezogen hat. — Die steyersche Kuh theilt sich in die Berg- und Thal-Kuh. Die letzte, die Kuh aus dem Mur- und Mürz-Thale, hält der Vf. für ein gelungenes, aus Bergkühen entfallenes Resultat der Intelligenz und Cultur. Die Raçe sey constant, und habe an Gestalt und Farbe ihre festen Abzeichen, wie die Tyroler Kuh. An Milchergiebigkeit giebt eine gute steyersche Thalkuh der milchreichsten Schweizer Kuh, bey gleichem Futter, nichts nach. Der Vf. hat deren gehabt und gesehen, die über 16 Mafs Milch gaben. Je nach der Individualität verwandelt sich jedoch unter allen Stämmen eine bestimmte Quantität Futter durch die steyersche Kuh in die gröfste Quantität guter, fetter Milch. Auch giebt die steyersche Raçe eben so schwere Ochsen, als die Schweizer, und nach dem ungarischen Ochsen das wohlschmeckendste, ansehnlichste, feinfaserige, weifsröthliche, beste Fleisch. In Fett und Mastfähigkeit kommt der Ochse dem Tyroler Schlag am nächsten; in der Zugkraft nähert er sich dem Schweizer und in der Schnelligkeit den ungarischen Ochsen. Alle diese guten Eigenschaften, die sich unter allen Rinderarten einzeln finden, vereinigen sich, nach der Meinung des Vfs., in der Steyrer Kuh, und wo sie sich nicht im höchsten Grade zeigen, kommen sie in ihr approximativ vor. Er stellt nun die Frage auf: „Soll man daher nach allen Verhältnissen, Zwecken und Motiven der Steyrer Kuh den verdienten Vorrang unter allen Rinderarten des Kaiserstaates nicht einräumen, da sie nach meiner Erfahrung auch noch eine für alle Zwecke höhere Hinaufbildung verspricht"? — Und fügt hinzu: „Nach dieser Charakteristik aller Raçen und Stämme des Kaiserstaates hätten wir an unserer steyerschen Kuh das Musterbild gefunden, in dem sich alle Zwecke der Rindviehzucht am günstigsten vereinigen". — Wir können uns nicht enthalten, den merkwürdigen Schlufs dieser Abhandlung unseren Lesern mitzutheilen: „Dem Braminen ist die Kuh heilig. Er verehrt sie als die zweyte Mutter des Menschengeschlechts. Täglich wandelt sie ihr Blut in Milch, und ernährt damit Kind und Greis. Dem Europäer ist sie noch mehr. Im Leben giebt sie ihm Milch, Butter, Käse; mit ihren Kindern pflügt und düngt sie seinen Brodacker, verrichtet an der Hand des Landmannes die schwersten Arbeiten, und schützt durch ihre Pockenmaterie ganzer Generationen Antlitz und Leben vor giftigen Blattern. Im Tode reicht sie ihr Fleisch zur Stärkung und Erhaltung menschlichen Lebens, ihr Fett erleuchtet die Nacht und verlängert die Arbeitsstunden des Armen und Weisen, und auf ihrer Haut gehen wir Alle und die ganze civilisirte Welt. Ein erhöhtes dankbares moralisches Gefühl verdient dieses Thier. Könnte man ein solches Gefühl in unsere Cultur bringen, so wäre das der sicherste Gewährsmann guter Behandlung und daraus resultirender Veredlung zugleich. — Die Rinderzucht verdient, als die vorzüglichste Stütze ländlichen Haushalts, die höchste Aufmerksamkeit und Achtung. Sowohl für das Privat- als National-Vermögen ist es nicht einerley, ob auf dem Platze, wo eine Kuh ernährt wird, diese 4 oder 8 Mafs Milch giebt, und ob wir mit unseren Thieren auswärts Handel treiben, oder, wie die Wilden, blofs die Haut verkaufen. Die Kuh, das erste Nutzthier jeder Landwirthschaft, verdient die gröfste Aufmerksamkeit und den möglichsten Aufwand für ihre Cultur; *aus der Steyrer Kuh kann und wird einst die vorzüglichste Raçekuh der Welt entfallen*". — Wie verschieden aber die Meinungen der Menschen sind, siehet man auch hier, wenn man den *Bericht* des

Freyherrn *von Sternburg* in No. 59 an Sr. Maj. den König Ludwig, über *schnelle Beförderung der hochfeinen Schafzucht, sowie über nöthige Verbesserung der Rindviehzucht im Königreiche Baiern*, gegen obige Abhandlung hält. Beide Vff. sprechen für das allgemeine Beste: Hr. *von Ehrenfels* für den österreichischen Kaiserstaat und Hr. *von Speck* für das Königreich Baiern. Letzter giebt seinem König ein Beyspiel von Verbesserung des Rindviehes aus Würtemberg S. 468: „Die dort getroffenen Veranstaltungen zur Begründung einer besseren Hausthierzucht haben auf die dasige Landwirthschaft höchst vortheilhaft gewirkt. Derselbe Erfolg würde auch in Ew. Maj. Staaten durch Ueberlassung junger Bullen- und Motschen-Kälber von ausgezeichneten Hornviehraçen (aus der Schweiz, Tyrol und Nordholland) an Baiern bald herbeygeführt werden. Dann müsste die Kreuzung solcher Raçen (?!) mit dem einheimischen Landvieh wohl auch schnell die Rindviehzucht im ganzen Lande heben (das dürfte nach des Hn. *von Ehrenfels* Grundsätzen zu bezweifeln seyn), wodurch denn ganz natürlich (!) 1) die Milchergiebigkeit vermehrt und verbessert, 2) durch grösere Kälber auch grösseres Vieh und besseres Fleisch für die Schlachtbank geliefert (unbedingt?), 3) überdiess besseres Zugvieh für die Landwirthschaft und besseres Leder für die Gerbereyen producirt werden würde". Hr. *von Speck* übersieht dabey die häufig bey dem Landviehe vorkommenden Fälle unglücklicher Geburten. Er fährt fort: „Auf meiner Besitzung zu St. Veit habe ich vor zwey Jahren versuchsweise einen schönen Stamm Kühe aus dem Canton Bern, das Stück zu 200 fl., eingeführt, um solche dem Landwirthe durch Ueberlassung der gezogenen jungen Zuchtstiere zur Kreuzung mit Landvieh zu verbreiten. Theilweise überzeugen sich auch meine Nachbarn von der Nützlichkeit desselben. (Allgemeine Ueberzeugung kann nicht Statt finden, weil gutgeartetes Landvieh im Milchnutzen besser ist, als eingeführtes Raçevieh.) Nur ist das ganze Unternehmen für die Grösse Ew. Maj. Staaten viel zu unbedeutend, und es bedarf auf jeden Fall mehrerer solcher Anstalten im ganzen Reiche, da nur durch grosse Unternehmungen ein grosses Resultat gewonnen werden kann. Diese Anstalten nun überliessen alsdann die jungen Stierkälber an die Gemeinden und unbemittelten Gutsbesitzer unentgeltlich oder zu geringen Preisen. Die Entschädigung für die unentgeltliche Vertheilung jener Thiere würden Ew. königl. Maj. geruhen, aus dem Industriefonds verabfolgen zu lassen. Die Wahl und Verbreitung der eben erwähnten Hornviehraçen aber würde sich nach den Gegenden richten, wo sie aufgestellt werden sollten. (Nicht auf Gegenden, sondern auf einen reichlichen Futterkräuterbau dürfen Raçestämme begründet werden; sonst bleibe man beym Landviehe.) Wo reiche, üppige Weiden sind, und reichliche Stallfütterung Statt findet, könnten Schweizer oder holländische Raçen eingeführt werden. In mageren, sandigen Gegenden würden die Tyroler oder Altgauer Raçen besser gedeihen. (Warum?) Da ich auf allen meinen Gütern Stallfütterung eingeführt habe, so wie den Klee-, Kartoffel- und Rüben-Bau (also hat der Vf. seinen Viehstand nicht, wie oben gesagt, auf die Gegend gestützt), so halte ich auch überall grosses Vieh. Denn es ist wohl allen physiologischen Grundsätzen entgegen, zu behaupten, dass eine Raçe mehr thierische Stoffe aus der erhaltenen Fütterung erzeugen könne, wie die andere. Dass grosse Kühe, bey gehöriger Fütterung und Wartung, mehr Milch geben, als kleine (ist wohl zu erwarten, aber —), sowie auch, dass durch Stallfütterung mehr Dünger und Milch gewonnen wird, als bey der Weidewirthschaft, das Alles ist hingegen unbezweifelt und wahr". Rec. hegt hier noch so manchen Zweifel. — Sehr zu empfehlen ist die No. 60 befindliche *Anleitung über das Mästen des Rindviehes; mit besonderer Rücksicht auf Böhmen.* Von *Anton Seibt*, Wirthschaftsbuchhalter; indem diese Abhandlung theoretisch und praktisch gut, aber auch ausführlich und für den Viehmäster instructiv ist. Der Vf. hat Recht, wenn er als vortheilte Bedingung des Mästens vornehmlich das Alter ansieht. Er sagt, der Ochse soll in der Regel nicht über sieben und die Kuh nicht über acht Jahre alt seyn; denn die Ausnahmen von dieser Regel, dass ein Individuum im höheren Alter einen günstigen Mastungserfolg gewähren sollte, sind selten. Das Fleisch sey in diesen Jahren am saftigsten, und das Thier noch mit einer guten Verdauung begabt, um das Futter in Fleisch, Fett und Talg abzusondern. Die Stallmast des Rindviehes könne man füglich in zwey Classen eintheilen, und zwar in die als Gewerbe, und die als Privat- oder mit der Landwirthschaft verbundene Mastung. Erste werde meistens bey Brau- und Branntwein-Häusern, Stärkefabriken, Oelpressen und bey allen jenen Gewerben betrieben, wo viele zur Nahrung der Thiere dienliche Abfälle erzeugt und dann in Verbindung mit Stroh und Heu zu diesem Zwecke benutzt würden. Zu solchen Anstalten werde das Vieh erkauft, mithin stehe die Mastung mit dem ganzen Gewerbe in genauer Verbindung, und werde nicht absolut der Landwirthschaft wegen betrieben, welches besonders der Fall in grossen Städten sey. Die landwirthschaftliche Mastung stelle nur jenes Vieh auf, welches der Besitzer jährlich zum Verkauf bestimmt habe; oder ein Landwirth kaufe wohl auch von anderen Besitzern, die weniger Feld und zur Mastung keine Gelegenheit und Mittel haben, einige Stücke, um einen Theil seiner Feilschaft mittelst der Mastung besser umzusetzen, und zugleich mehr Dünger zu gewinnen. Der Zweck sey also hier hauptsächlich, die Wirthschaft in Kraft zu setzen, und hiedurch einen grösseren Reinertrag zu erzielen. Ferner, die mit der Landwirthschaft verbundene Mastung lasse sich füglich in zwey Abtheilungen bringen, nämlich in die Weide- und in die Stall-Mastung. Beide könnten entweder für sich betrieben, oder vereinigt, nämlich erste als Vorbereitung zur anderen angewendet werden.

Ks.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Berlin, b. Reimer: *Die Oden des Quintus Horatius Flaccus*, deutsch und mit Anmerkungen. Vom Verfasser des deutschen Versbaues. 1831. 298 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

2) Lüneburg, b. Herold und Wahlstab: *Analecta Horatiana*, de Sermonum locis aliquot disserens proponit *C. Fr. Lud. Arndt,* Rector. 1829. 22 S. 4. (6 gr.)

3) Rinteln, b. Steuber: *Quaestionum Horatianarum Libellus primus*, ed. *D. Wiss.* 1829. IV u. 14 S. 4. *Libellus secundus.* Ed. *Wiss.* 1829. 22 S. 4.

In neuester Zeit sind zwey Männer mit Uebersetzungen des Dichters hervorgetreten, *Scheller* (Q. Horatius Fl. sämtliche Werke; Halberstadt, 1830) und *Günther* (Des Q. Horatius Fl. sämtliche Werke; Leipzig, 1830), von denen jedoch der Erste in vieler Hinsicht ungerüstet an die Arbeit ging, der Zweyte aber seinem besonderen Zwecke gemäss die lyrischen Dichtungen in modernen Versmassen und selbst mit dem der alten Poesie widerstreitenden Reime übersetzte. Die vorliegende Uebersetzung erscheint in den Versmassen des Originals, und wir freuen uns, sagen zu können, dass der Uebersetzer, wie sich das von dem Verfasser *des deutschen Versbaues*, Hn. *Garve,* wohl erwarten liess, die kunstvollen Versmasse des Horaz recht glücklich und mit sichtbarer Leichtigkeit nachgebildet hat. Leid thut es uns aber, zugleich erklären zu müssen, dass wir seine Uebersetzung auch nur hinsichtlich des Metrischen den besseren früheren an die Seite stellen können, während sie in jeder anderen Rücksicht denselben weit nachsteht, und selbst billigen Ansprüchen nicht Genüge leistet. Man braucht nur wenige Stücke zu lesen, um zu bemerken, theils dass Hr. *G.* die horazische Dichtung weder im Ganzen nach Ton und Charakter, noch auch im Einzelnen richtig aufzufassen und wiederzugeben vermochte, theils dass derselbe auch die Muttersprache nicht mit Einsicht und Geschmack zu handhaben verstehe. Nicht Ein Stück der Uebersetzung möchte sich finden lassen, in welchem nicht entweder ganze Gedanken oder einzelne Ausdrücke falsch aufgefasst, schielend wiedergegeben, mit fremdartigen Zusätzen ausgeputzt wären, kein Stück, in welchem nicht wundersame Wortbildungen und dem deutschen Sprachgeiste widerstrebende Wortfügungen abschreckten. Zur Begründung unseres Urtheils heben wir einige Stellen hervor, und beschränken uns dabey zunächst auf das zweyte Buch der Oden.

Od. II, 3, 15: *Dum res et aetas et sororum Fila trium patiuntur*, „Nun Jar' und *Reichtum* — es gönnen.“ Hier ist *res* für *res familiaris* genommen, da es, wie der Zusammenhang und die Weise des Horaz lehrt, ganz allgemein zu fassen war, *dum res fert, dum nihil obstat, dum licet.* Ebendaselbst sind Vers 23 die Worte *sub divo moreris* falsch übersetzt durch „*zum Obdach freyen Himmel.*“ So gefasst enthalten die Worte ein unerträglich schleppendes Anhängsel. Der Dichter sagt: „Nichts kommt darauf an, ob du *reich* und von *edlem Stamme*, oder *arm* und *von niederem Volke* bist, du wirst ein Opfer des unerbittlichen Orcus.“ Nachdem nun *dives* in *pauper*, und *prisco natus ab Inacho* in *infima de gente* seinen Gegensatz gefunden hat, wie kann man da noch nachträglich eine nähere Bestimmung zu *pauper* erwarten? *Sub divo morari* ist nichts als poetischer Ausdruck für *in supera regione vivere*, im Gegensatze zur Unterwelt. — Durch die unverständliche Uebersetzung der Worte *Od.* 4, 13. 14:

> *Nescias, an te generum beati*
> *Phyllidis flavae decorent parentes.*
> *Weisst du wohl*, *ob* dich in erhabener Eltern
> Haus zum Eidam habe die blonde Phyllis,

zeigt Hr. *G.*, dass ihm der Sprachgebrauch von *Nescio an*, über den so viel geschrieben ist, dass man kaum noch die Literatur übersieht, verborgen geblieben sey. *Od.* II, 1, 4 *herbe* Befreundungen (*graves amicitiae*). Ebend. Vers 11. 12:

> Tritt nun an das grosse
> *Amt des kekropischen Hochkothurns:*
> — — *grande munus*
> *Cecropio repetes cothurno.*

Ebend. Vers 14: „*Schwanker Ratsals Lenker*“ (*praesidium consulenti curiae*). Vers 38: „*Greif' ein ins Tonamt* keisches Klagelieds“ (*Ceae retractes munera Naeniae*). Wer erkennt den schönen Anfang der dritten Ode in folgender Strophe wieder:

> Gleichmuth in Unglückstagen zu wahren, dess
> Sey eingedenk; nicht minder in ungünstigen;
> Vor Freudenunmass *ihn* (?) mit *Weisheit*
> *Schützend*, o Vellius!

Od. 9, 4. 5:

> — — „Armeniens *Gauen hegen*
> Nicht jeden Mond durch, theuerster Valgius,
> *Werthloses Eis.*

Wie sind hier die höchst bezeichnenden Worte *stat*

glacies iners so in nichts bedeutende verwandelt! Wir können uns wenigstens bey dem *werthlosen Eise* nicht viel denken; bey dem „*hegen*" aber denkt man eher an einen *Hasen*, als an *Eis*. — Schwach und ungenau giebt Hr. *G.* auch Vers 9. 10 die Worte:

> *Tu semper urgues flebilibus modis*
> *Mystum ademtum*,
> Du *treibest nichts* mit ewigem Klageton
> Als Mystes *Hinschied*.

Od. 11, 18 erscheinen die *edaces curae* als „*Naggier des Missmuths*". *Od.* 12, 9 wird aus *pedestribus historiis* sehr prosaisch gemacht „der schlichtere Gang *historischer Kunst*." Hr. *G.* vertauscht die Epitheta willkührlich, so dass oft ein ganz anderer Sinn hervorgeht. *Od.* 14, 13. 14:

> „Fruchtlos entgehn wir blutigem Marsgefecht
> Und *heische Sturmflut brechendem Adria*."
> *Fractisque rauci fluctibus Hadriae.*

Od. 15, 18 ff.:

> — — „aus dem gemeinen Schatz
> Nur Städt' allein samt Göttertempeln
> Heissend *mit schmuckendem Stein verneuen*."

Templa novo decorare saxo heisst doch nicht *mit schmückendem Steine erneuen*, oder wie Hr. *G.* sagt, *verneuen*, sondern *Tempel schmücken mit neuem Gestein; novo saxo* aber ist *non usitato, pretioso*. *Od.* 18, 9 werden die Worte: *At fides et ingeni Benigna vena est* übersetzt: „*Aber Treu' und Dichtergeist's unkarge Ader rühm' ich mein*," wobey Hr. *G.* zwar alle Erklärer für sich hat; doch scheint er uns mit allen zu irren. Alle nämlich mühen sich ab, der *Treue*, oder *Tugend*, oder *Rechtlichkeit*, wie Andere erklären und übersetzen, hier den passenden Platz zu sichern. *Mitscherlich* glaubt: „*Ad exornandam tantum vatis ideam docte* (?) *hic a poeta adiici. Vatibus enim ex antiqua ipsorum notione pietas vitaeque integritas propria. Döring* sucht in *fides* einen Gegensatz zu dem Folgenden, da man vielmehr zu dem Vorhergehenden einen durch *At* eingeführten Gegensatz erwartet. Bey den Schwierigkeiten, die sich den Erklärern darboten, und die sie zu unschicklichen Annahmen verleiteten, muss man sich wundern, wie keiner auf eine Deutung kam, die sich, sollte man glauben, jedem Unbefangenen von selbst darbieten musste. *Fides* ist nämlich die *Saite*, die *Cither*, in welcher Bedeutung das Wort auch im Singularis bey Horaz und anderen Dichtern öfter vorkommt. S. *Od.* I, 17, 18: *fide Teïa Dices laborantes in uno Penelopen vitreamque Circen. Epod.* 13, 9: *fide Cyllenea Levare diris pectora sollicitudinibus.* Aber auch ohne Epitheton, wie hier, oft bey *Ovid* und anderen Dichtern, z. B. *Heroid.* 15, 23: *Sume fidem et pharetram.* Ebend. 5, 139: *Me fide conspicuus Troiae munitor armavit.* Man wende nicht ein, dass bey dieser Auffassung von *fides* der Dichter dasselbe zweymal sagen würde. Horaz liebt es gleich anderen Dichtern, dem Speciellen das Generelle, dem Concreten das Abstracte beyzufügen, und umgekehrt. S. darüber *Obbar.* zu *Horat. Epist.* I, 6, 59 in der *Schmidschen* Ausg. der Episteln; vrgl. auch ebendaselbst die Anmerk. zu I, 12, 8. Aehnlich unserer Stelle sind *Od.* I, 24, 4: *cui liquidam pater vocem cum cithara dedit. A. P.* 323: *Graiis ingenium, Graiis dedit ore rotundo loqui Musa. Od.* IV, 6, 29: *Spiritum Phoebus mihi, Phoebus artem carminis nomenque dedit poetae. Ovid. Met.* XI, 317: *Carmine vocali clarus citharaque Philammon.* — Richtiger als die früheren Uebersetzer fasste indess Hr. *G. Od.* 18, 29—31 auf, wo in den meisten neueren Ausgaben also interpungirt wird:

> *Nulla certior tamen,*
> *Rapacis Orci fine, destinata*
> *Aula divitem manet*
> *Herum. Quid ultra tendis? etc.*

Hier erscheint allerdings *destinata* nach *certior* schleppend, wie diess auch *Döderlein* (*Lectionum Horatianarum Heptas p.* 14) richtig bemerkt, der desshalb nach *fine* einen Punct und nach *Herum* ein Semikolon zu setzen vorschlägt. Jede Schwierigkeit ist gehoben, wenn man hinter *destinata*, was zu *fine* gehört, das Komma setzt, und mit Hn. *G.* übersetzt:

> „Doch gewisser als das Ziel,
> Das Räuber Orcus vorbestimmt, erwartet
> Nie des Gutes reichen Herrn
> Ein Hof" u. s. w.

Certior gehört nun als Adverbialbegriff zu *manet*. So scheint auch *Bothe* in der Baxter-Gesnerschen Ausgabe die Stelle gefasst zu haben. — Richtig auch ist mit *Voss* und mehreren Erklärern *Od.* 20, 5—7 gefasst:

> — — — Ich, der bedürftigen
> Vorfahren Blut; ich, den, o Mäcenas, du
> Wahlfreund benennest; ich sterbe nimmer.

Was auch gegen die schon von den Scholiasten angedeutete Interpunction und Auffassung der Worte: *non ego, quem vocas „Dilecte", Maecenas, obibo* von früheren und späteren Kritikern und Erklärern gesagt ist, sie bleibt die einzige, welche erträglich ist. Am wenigsten befriedigt die neueste Erklärung, welche Hr. *Wiss* in No. 3 giebt, wonach man zu *quem vocas Horatium* ergänzen, und *dilecte*, wie diess die Meisten wollen, mit *Maecenas* verbinden soll. Ganz verfehlt aber ist desselben Gelehrten Conjectur *quem putas sc. obiturum esse*. Wäre eine Conjectur nöthig, so würde die *Bothe'sche*, *quem vetas sc. obire*, dem Zusammenhange am angemessensten seyn. Denn des Hn. *Wiss* bedenkliche Frage: „*Sed hoc ipsum num Maecenas potuit vetare?*" lässt sich leicht beseitigen. Es bedarf keiner Aenderung, wenn man, wie oben geschehen, interpungirt. Dagegen spricht weder der Umstand, dass *Maecenas* ohne Epitheton eingeführt wird, da diess häufig vorkommt, z. B. *Od.* II. 12, 3; 17, 3; III, 8, 14; 29, 3 und sonst, noch dass *dilectum*, was sich wirklich in einem Codex bey *Vanderburg* findet, statt *dilecte* stehen müsste, da so oft der Vocativ steht, wo man den Accusativ oder Nominativ erwarten könnte. S. *Heindorf* zu *Sat.* II, 6, 20. Ganz so wie hier heisst es bey Lucas VI, 46: Τί δέ με καλεῖτε Κύριε, Κύριε, καὶ οὐ ποιεῖτε, ἃ λέγω. Einem Römer, glauben wir, konnte es kaum

einfallen, *dilecte* mit *Maecenas* zu verbinden, denn der Niedrigere sagte schwerlich von dem Höheren, *se diligere eum*, so wenig als man sagen konnte, *diligere deos;* der *diligens* steht vielmehr dem, den er sich zum Freunde *wählt* (*legit*), *gleich* oder *über* ihm. S. *Döderleins* Lat. Synonyme und Etymologieen. Thl. 4. S. 98. Das Verhältniss des Niederen zum Höheren bezeichnet namentlich auch bey Horaz immer *dilectus*. Vgl. *Od.* I, 21, 4: *Latona Jovi supremo dilecta. Epp.* II, 1, 247: *Dilecti tibi* (*Augusto*) *Virgilius Variusque poetae*.

Gern möchten wir mehr Beyspiele glücklicher Auffassung geben, wenn dergleichen nicht gar zu sparsam vorkämen. So müssen wir, wenn gleich ungern, das Sündenregister noch vermehren. *Od.* 19, 3 werden die *Nymphae discentes* zu „*lerngiervollen* Nymfen.“ Ebend. Vers 13 wird ein guter Wittwer bey der Uebersetzung: „Auch deiner *Gattin* Ehre, der *seligen*“, sicher an die *selige Frau* erinnert. Bisweilen begreift man gar nicht, wie dem Originale so ganz fremde Begriffe in die Uebersetzung kommen konnten, wie wenn *Od.* I, 15, 31 die Worte *sublimi fugies mollis anhelitu* gegeben werden: „Hoch aufkeuchend *das Haupt*, weichlich entfliehen wirst du.“ Oder sollte nur der Vers ausgefüllt werden, welche Rücksicht öfter geleitet zu haben scheint? So wird *Od.* II, 1, 4 *arma* ganz ohne Noth durch „*Römerwaffen*“ verdeutscht. Wie ungenau und unrichtig ist *Od.* 2, 7, 8 übersetzt: „Ihn enträgt auf *Flügeln, die keine Glut scheun*, Fama zur Nachwelt“ (*penna metuente solvi*). Wozu werden *Od.* 12, 15 *oculi* zu *Zwillingsaugen* gemacht? Wie kann *Od.* 15, 11 *intonsus Cato* der „*bärtigweise* Cato“ seyn? Hie und da giebt uns Hr. *G.* statt der Uebersetzung eine nüchterne Umschreibung oder Erklärung, wie *Od.* 14, 23 *praeter invisas cupressus*, „äusserm *Baum unholder Gräber*.“ Ist etwa diese Anwendung der Cypresse so unbekannt? Oder, wenn es Hn. *G.* so schien, warum erklärte er sich nicht lieber in den Anmerkungen darüber? Lieber hätte sollen im folgenden Verse der „*kurze Besitzer*“ dem lateinischen Ausdrucke, *brevis dominus*, etwas weniger treu wiedergegeben seyn, da die deutsche Sprache diesen Gebrauch des Adjectivs *kurz* nicht zu gestatten scheint. Denn wer ertrüge *die kurze Lilie* (*breve lilium*, *Od.* I, 36, 16), oder *die kurze Rose* (*brevis rosa*, *Od.* II, 3, 13)? — Einen falschen Pathos legt Hr. *G.* häufig durch Wiederholung von Wörtern, wie *Od.* 8, 4—7:

> — — „Doch *du*, wie *du* kaum mit argem
> Fluch *ein* treulos Haupt *maledeitelt*, strafst *du*
> Neuverschönt *viel*, *viel*, und erscheinst gesamter
> Jünglinge Sehnsucht.“

Hier ist sowohl das Vers 5 wiederholte *du* (strafst *du*) fehlerhaft, sowie der unbestimmte Artikel, *ein* Haupt, wofür *das* oder *dein* Haupt stehen müsste, als auch das doppelt gesetzte *viel* Vers 6. Eben so ist es mit *Od.* 11, 4. 5: „*Zurück, zurück* flieht glattes Jünglings Alter,“ wozu das einfache *retro fugit* keine Veranlassung gab. Auf der anderen Seite dagegen ist das Würdevolle und Kräftige des Originals in der Uebersetzung oft durch *glatte* oder *moderne* Ausdrücke geschwächt; *Od.* 2, 1, 29: „*feist* von Römerblut“ (*Latino sanguine pinguis*); *Od.* 4, 10 „der *todte* Hektor“ (*ademtus H.*); *Od.* 6, 8: „Tibur ward *ein* Ziel mir Müden des Meers, der Strassen Und der *Gewehre*“ (*militiae*); *Od.* 6, 27: „Nüchterner werd' ich nicht Als Thraker laut *bakchenzen*“ (*bacchabor*). Für die Ode gehört *bakchenzen* gewiss eben so wenig als *bockenzen* und *scharwenzen*, wonach bakchenzen gebildet zu seyn scheint. *Od.* 10, 9. 10: „Oefter *schwankt* durch Sturm *getrillt* der Fichte Riesenbaum“ (*agitatur*). Die Worte *Od.* 13, 13: *Privatus illis census erat brevis*, würde Hr. *G.* vielleicht richtig übersetzt haben: „Ihr eigenes Hausgut *buchte nur kurze Schrift*,“ wenn Horaz seines Zeichens ein Wucherer oder Krämer gewesen wäre. *Od.* 18, 18 *sub ipsum funus*, „*halb schon Leiche*“; *Od.* 19, 23 *Rhoetum retorsisti leonis Unguibus*, „du warfst — rückwärts den *Rötus* (*sic!*) hin mit Löwen-*Pranken*.“ Wie übel nehmen sich hier die dem Weidmanne abgeborgten *Pranken* aus, um so mehr, da in der Jägersprache *Pranke* oder *Branke* nicht einmal von den Klauen des Löwen, sondern nur von denen des Bären gebraucht wird. Nur im mittelalterigen Latein, das wir in einer Verdeutschung des Horaz gern entbehren, heisst *branca* die Klaue aller Raubthiere. Ausdrücke und Wortbildungen, wie *lustlächeln* (*ridere*), *Od.* 6, 3; das schon erwähnte *bakchenzen*, ebend. Vers 28; *Starkmut*, *Od.* 10, 22; das *Schirmkühl* der Platane, *Od.* 11, 13 (eine Wortbildung, in der sich der Uebersetzer besonders gefällt, so *Schattungskühl Od.* I, 12, 5, *Baumkühl Od.* I, 17, 22); wie *Muttrotz*, *Od.* 16, 17; *zäher Lachmut* (*lentus risus*), *Od.* 16, 27; *Ruhmlauf*, ebend. Vers 29; ferner, wie *leise Nachtanbruchsgeflüster eröftern* (*lenes sub noctem susurros repetere*), *Od.* I, 9, 19; der *Leichtlingsschwarm* (*levis turba*), *Od.* I, 10, 19; *ich bin schwank* statt ich schwanke, bin ungewiss, ob u. s. w., *Od.* I, 12, 35; „da der Pöner *oblag*“ statt obsiegte (*superante Poeno*), ebend. Vers 38; *widergastlich* st. ungastlich, der *ruchreiche Geisbock* (*olens maritus*) u. dgl., erinnern zwar an *audacia*, aber keinesweges an die *felix audacia*, die Quintilian an dem Horaz rühmt Dem modernen, aber sicher ungeläuterten Geschmacke gehören auch die Namenverstümmelungen, wie *Tantal*, *Regul*, *Skaur*, *Paul*, *Aemil*, und gar *Romuln* (d. i. den Romulus, *Od.* I, 12, 33) an. Nicht weniger als diese seltsamen Wortbildungen und Verstümmelungen stossen den Leser auch unpoetische und undeutsche Wortfügungen zurück, wie *Od.* II, 2, 13 ff.:

> „Grasser schwillt, nachgiebig sich selbst, und *nie lässt Wassersucht vom Durst*, wenn ihr Seuchengrundstoff
> Nicht dem Herzblut wich“ u. s. w.

worin das, nicht einmal durch den Grundtext veranlasste Hyperbaton eben so unangenehm auffällt, als die schiefe Uebersetzung von *nec sitim pellit*. Ebendaselbst Vers 20: — „warnt das Volk auch — Worte zu brauchen — *Schief von Sinn*.“ (*Virtus*) *populumque falsis dedocet uti Vocibus*. *Od.* 9, 13:

„Nicht aber, der drey Alter gelebt, der Greis
Weint *alle Jar' aus* ſeines Antilochus
Liebreiz.“

Od. 19, 29:

„Dich ſcheut' *in Unſchuld* Kerberus *wohlgeſchmückt*
Mit deinem Goldhorne.“

Te vidit inſons Cerberus aureo
Cornu decorum.

Wer möchte, wenn er die ſo geſtellten Worte der Ueberſetzung lieſt, nicht glauben, Cerberus ſey mit dem goldenen Horne des Bacchus geſchmückt geweſen?

Wir könnten des Miſslungenen und Verfehlten ſelbſt aus dem zweyten Buche, in dem wir uns auſser den angeführten eine nicht geringe Zahl von Stellen angeſtrichen hatten, noch mehr hier mittheilen, wenn nicht ſchon das Gegebene hinreichte, um die *auf zartem Roſapapier* gut gedruckte Ueberſetzung zu charakteriſiren, und unſer vorangeſchicktes Urtheil zu begründen. Beſſer unſtreitig würde die Arbeit gerathen ſeyn, wenn Hr. *G.* die Vorgänger gewiſſenhafter benutzt, und namentlich den ſorgfältig wählenden und ſtreng abwägenden *Voſs*, aus deſſen Ueberſetzung ſich indeſs einzelne ganz unveränderte Verſe wieder finden, wie *Od.* I, 4, 4 u. 29 und ſonſt, bey der Wahl einzelner Ausdrücke mehr beachtet hätte.

Auch die hinzugefügten Anmerkungen geben dem Buche keinen höheren Werth. Sie ſind ſehr gewöhnlicher Art, und verbreiten ſich meiſt über mythologiſche und hiſtoriſche Gegenſtände. Manche alte, durch neuere Forſchungen weggeräumte Irrthümer findet man hier wieder, und ſie wollen ſich auch auf dem Roſapapier nicht gut ausnehmen. So läſst Hr. *G.* die *banduſiſche* (oder, wie er ſchreibt, *blanduſiſche*) Quelle getroſt auf dem ſabiniſchen Landgute des Dichters am Lucretilis ſprudeln, und ſich in die Digentia ergieſsen. Die *Epoden*, von denen in der Ueberſetzung nur eine Auswahl gegeben iſt, werden für eine nicht von dem Dichter ſelbſt, ſondern erſt nach ſeinem Tode aus dem Nachlaſſe veranſtaltete Sammlung ausgegeben, und *Epodos* bedeute ſonach einen *Nachtrag*. Heut zu Tage bedarf es kaum noch eines Wortes zur Widerlegung dieſer ganz ungegründeten, ſich auf kein Zeugniſs der Alten ſtützenden Meinung. Die richtige Anſicht gaben längſt die Scholiaſten im Einverſtändniſſe mit den alten Grammatikern *Hephaeſtion* (ſ. in der *Gesnerſchen* Ausg. des Horat.), *Diomedes* (p. 482. P.) und *Victorinus* (p. 2501. P.). Ja, was noch mehr iſt, Horaz ſelbſt widerlegt ausdrücklich den Irrthum, welchen Hr. *G.* mit mehreren älteren Auslegern theilt, *Epiſt.* I, 19, 23 durch die Worte: *Parios ego primus iambos Oſtendi Latio.*

In No. 2 giebt Hr. Rector *Arndt* ſeine Bemerkungen über vierzehn Stellen aus den Satiren mit groſser Beſcheidenheit, die um ſo mehr am rechten Orte iſt, als die Bemerkungen zum Theil unbedeutend ſind, zum Theil nichts Neues geben, was der Beachtung werth wäre, doch aber nicht zu verachten ſind, weil ſie manches Alte wieder zu Ehren bringen. Zuerſt wird *Sat.* I, 1, 18 *Heindorfs* Interpunction *mutatis discedite partibus, eia; quid ſtatis* mit Recht verworfen, und *eia* zu dem folgenden *Quid ſtatis* gezogen. Eben ſo mit Recht wird *Dörings nolunt* Vers 19 ſtatt *nolint* abgewieſen; „*nam ſi legas nolunt, ſtatuendum erit ἀνακόλουθον. Quod etiamſi alibi ad ornatum orationis poſſit conferre, hic tamen, ubi argumentatione utitur poëta, haud aeque rectum videtur ac ſi iunxeris: Si quis Deus dicat — nolint. Nam argumentari h. l. poetam non ſolum illa formula, quae praecedit: Audi, quo rem deducam, ſed etiam particula atqui, quae ſequitur, ſatis indicat.* Wenn aber *Sat.* I, 1, 29 die zur Genüge abgewieſene Lesart *Perſidus hic caupo, miles etc.*, aufs Neue vertheidigt wird, ſo zeigt Hr. *A.* deutlich, daſs er die dagegen ſprechenden Gründe nicht kennt. Wir verweiſen ihn auf die ausführliche Abhandlung dieſer Stelle in *Seebodes* Krit. Bibl. 1830. Nr. 81. 82. S. 323—325. — Vers 36—42 wird die gewöhnliche Interpunction geſchützt, und *quae* Vs. 36 mit *Heindorf* durch *at ea* erklärt. Vers 43 räth Hr. *A.* mit *Döring* zu ſchreiben *Quod, ſi comminuas, vilem etc.*, während *Jahn Quodſi* edirt. Gewiſs aber falſch wird mit *Döring Quod* durch *ideo hoc iuvat, quia, ſi comminuas* erklärt. Das Pronom. relativ. *Quod* macht hier ſo gut als Vs. 36 einen Einwurf, und ſteht für *at id.* Vers 49. 50 wird *Quid referat, intra naturae fines viventi* mit *Heindorf* gegen Aenderungen geſchützt ohne neue Gründe. Mehr Beyſpiele für den Dativ bey *refert* konnte Hr. *A.* in *Ruddimanni Inſtit. T. II. p.* 204 *ed. Stallb.* finden, die jedoch zu prüfen ſind. Falſch iſt jedenfalls das hinter *referat* geſetzte Komma. Ganz ſtimmen wir mit Hn. *A.* überein, wenn er Vers 64 (*Ut quidam memoratur Athenis*) nicht einen Römer verſtehen will. Der darin liegende Witz wäre doch allzu verſteckt. Entweder bezieht ſich Horaz auf die Stelle einer griechiſchen Komödie, oder, worauf das *memoratur* hinweiſt, auf eine bekannte Anekdote von einem athenienſiſchen Sonderling. Vers 73 wird das Fragzeichen hinter *quem praebeat uſum* geſchützt.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Berlin, b. Reimer: *Die Oden des Quintus Horatius Flaccus*, deutsch und mit Anmerkungen. Vom Verfasser des deutschen Versbaues u. s. w.

2) Lüneburg, b. Herold und Wahlstab: *Analecta Horatiana*, de Sermonum locis aliquot disserens proponit *C. Fr. Lud. Arndt* etc.

3) Rinteln, b. Steuber: *Quaestionum Horatianarum Libellus primus* etc. *Libellus secundus*, ed. *D. Wiss* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Vers 88 — 91 wird nach kurzer Abweisung der mancherley Verbesserungs- und Erklärungs-Versuche behauptet, alle Verirrungen der Herausgg. seyen aus dem missverstandenen *mercaris* hervorgegangen, welches hier nichts Anderes bedeuten könne, als *emas, pecunia mercari tentes.* Vrgl. *Od.* IV, 12, 16. *Plaut. Most.* I, 8, 124. Der Zusammenhang sey nun: „*Avarus homo, qui ipse argento post omnia ponit, miratur — neminem ipsi amorem praestare, quem ne pecunia quidem donisque sibi comparare studeat. At etiam si cognatorum animos, qui nullo labore sola naturae necessitudine ipsi possunt esse conciliati, pecunia muneribusque retinere et servare velit, tamen operam perdat ac nihil agat, tamquam qui asinum in curriculo ambulare doceat.* — *Sat.* I, 3, 25 — 37. Nach Angabe des Ideenganges kämpft Hr. *A.* gegen die neuerlich wieder von *C. Passow* aufgenommene Ansicht, wonach Horaz von Vs. 25 an sich selbst anreden soll. Wenn gleich auch wir der Meinung sind, dass der Dichter sich nicht sowohl selbst anrede, als sich vielmehr nur im Sinne habe, und auf seinen Charakter anspiele, so hätten wir doch in Hn. *Arndts* Argumenten mehr Schärfe und Gründlichkeit gewünscht. So wird unter Anderem aufgestellt, die Worte Vs. 33 *at tibi amicus* könnten nicht auf Mäcenas gedeutet werden, weil Mäcenas in der ganzen Satire nicht angeredet werde. Las denn Hr. *A.* etwa nicht bis Vs. 63, wo es heisst: *qualem me saepe libenter Obtulerim tibi, Maecenas?* Auch wundern wir uns, dass Vs. 25 *male lippus* statt *mala* geschrieben wird. — Gut gelungen ist die Behandlung der in grammatischer Hinsicht schwierigen Stelle *Sat.* I, 3, 20. 21:

Nam ut ferula caedas meritum maiora subire
Verbera, non vereor, quum dicas esse pares res etc.

Man hat bekanntlich an der Formel *non vereor, ut* Anstoss genommen, wo man *ne* erwartet. *Heindorf* und *Döring* nehmen zu einer Anakoluthie ihre Zuflucht; *Bothe* sucht durch Conjectur zu helfen; *Jahn* nimmt *non vereor, ut* affirmirend in dem Sinne: *Quum enim omnia peccata aequalia esse dicas et, te parva similiter ac magna puniturum esse, mineris, non dubium est, quin eum, qui multo maiore poena dignus sit, ferula tantum caedas.* Allein dieser Sinn ist dem Zusammenhange durchaus zuwider. Es werden demnach alle Constructionen der *verba metuendi* mit ihren Bedeutungen durchgegangen, und zuletzt gezeigt, dass man eben sowohl sagen könne *non vereor, ne* als *non vereor, ut*, doch mit dem Unterschiede, dass bey nachfolgendem *ne* der Nachdruck auf dem Verb. *vereor*, bey nachfolgendem *ut* auf der vorangehenden Negation *non* ruhe. Der Sinn unserer Stelle sey also: *Ut ferula caedas meritum maiora subire verbera, non vereor i. e., ut levius punias eum, qui maiora commiserit, non magnopere curo; de hac re nihil mihi timendum erit; non enim puto fieri posse.* Aehnlich fasst diese Stelle *A. Grotefend* in seiner latein. Gramm. Thl. II. S. 453. 454, indem *vereri* als Gegentheil von *sperare* durch „*mit Besorgniss glauben*," und der davon abhängige Satz durch ein gedachtes *fore* erklärt wird. S. 13 — 18 spricht Hr. *A.* über die neuerlich vielfach behandelte Stelle *Sat.* II, 2, 29, und findet endlich in der schon von *Cruquius* gegebenen Erklärung völlige Beruhigung. Eine andere Ansicht dieser Stelle werden wir unten berühren. — S. 18 bis 20 werden einige Meinungen über den Zweck der 4ten Satire des 2ten Buchs bestritten, und angenommen: „*Horatium delicatiores hominum gulosorum, quibus tum Roma abundabat, et quorum luxuriam scriptores omnes severiores castigant, perstringere voluisse.*" Dieser Zweck ergebe sich besonders aus dem Anfange Vs. 3 ff. und dem Ende. In dem ungenannten Lehrer jener Küchenphilosophie soll indess nicht mit *Heindorf* Mäcenas verstanden werden, weil sich diess nicht mit des Dichters Urbanität vertrage. — *Sat.* II, 5, 59. 60 wird *Haberfeldts* allerdings sehr geistreiche Emendation verworfen, und in der Vulgate eine dem satirischen Tone sehr angemessene Verspottung der Seherkunst von Seiten des Tiresias angenommen. Sinn: *Aut eveniet, aut non eveniet, quae vaticinabor, hoc nihil ad me, Apollinis erit culpa, qui mihi divinare donat.*" Dazu sollen die Worte eine beabsichtigte Dilogie enthalten, indem darin auch der Sinn liegen könne (??): *quidquid dicam non futurum esse, id non fiet, quidquid*

dicam, futurum esse, id fiet, welchen aus den Worten herausgefolterten Sinn *Turnebus* und nach ihm Andere allein wahrnahmen. Richtiger faste vielleicht *Mitscherlich* (*Racematt. Venus. Fasc. II. p.* 9) den Sinn dieser Stelle. Wem dieser aber auch nicht genügt, dem gefällt vielleicht die Stelle also interpungirt:

O Laertiade, quidquid, dicam, aut erit aut non:
Divinare etenim magnus mihi donat Apollo.

d. i. *dicam, quidquid aut erit aut non erit etc.* Diese Interpunction und Erklärung gab der für die Wissenschaft zu früh gestorbene *C. Reisig* in seinen Vorlesungen über lat. Grammatik, aus denen sie uns von einem Freunde mitgetheilt wurde. Ein ähnliches Hyperbaton ist *Sat.* II, 1, 60: *Quisquis erit vitae, scribam, color.* Vrgl. *Tibull.* II, 3, 14: *Quidquid erat medicae, vicerat, artis, Amor.* Freylich wird es in der ersten Stelle Niemand einfallen, *Quisquis* mit *scribam*, oder in der zweyten *Quidquid* mit *vicerat* zu verbinden, weil das dazu gehörige Verbum *erat* und *erit* gleich hinter dem Pronomen steht, was in der besprochenen Stelle nicht der Fall ist, wo die Stellung der Worte jeden Leser, wie auch die Erfahrung gelehrt hat, in Versuchung führt, *Quidquid dicam* zu verbinden. Doch läfst sich vielleicht zur Entschuldigung des Dichters anführen, dafs wir hier ein Gespräch haben, wo zum richtigen Verständnifs so manches der Betonung überlassen bleibt. Wenn ferner Horaz auf *quidquid* den Nachdruck legen, und es defshalb voranstellen wollte, so konnte des Verses wegen *dicam* keinen anderen Platz einnehmen, als den es gerade hat. — Zuletzt wird noch aus *Plutarch. Quaest. Conv. I*, 3 gegen *Döring* gezeigt, dafs die von *Wieland* und *Heindorf* nach *Salmasius* angegebene Ordnung der Gäste beym Gastmahle des Nasidienus *Sat.* II, 8, 20 ff. die richtige sey.

No. 3 behandelt ebenfalls mehrere Stellen aus den Satiren, doch mit wenig Glück. Ganz verfehlt ist die Behandlung der ersten Stelle *Sat.* I, 1, 108. Nachdem Hr. *Wifs* den Ideengang der Satire angedeutet, stellt er folgende demselben einzig gemäfse Lesung und Interpunction fest: *Illuc, unde abii, redeo: nemo ut avarus Se probet, ac potius laudet diversa sequentes etc.* Der Hiatus in *nemo ut* wird gerechtfertigt durch andere Stellen unseres Dichters, z. B. *Sat.* I, 9, 38. II, 2, 28; 3, 137. Nachdem die Unstatthaftigkeit der übrigen Lesarten und der entweder sprachwidrigen, oder sinnstörenden Erklärungen, wenn auch nicht eben mit schlagenden Gründen, nachgewiesen ist, giebt Hr. *W.* folgende Uebersetzung der Stelle: „*wie* kein Habsüchtiger mit seinem Schicksale zufrieden *seyn kann*, sondern vielmehr Anderer Lage preist, und, weil eine fremde Ziege ein volleres Euter trägt, vergehen möchte, und er sich nicht mit der gröfseren Menge der Aermeren vergleicht: *so* steht seinem Trachten nach gröfserem Reichthume immer wieder ein Reicherer entgegen." So sehr wir mit Hn. *W.* hinsichtlich der aufzunehmenden Lesart *nemo ut* einverstanden sind, der wir nur etwa die des ältesten blandin. Codex *qui nemo ut* vorziehen möchten, wo wir jedoch *qui?* als für sich bestehende Frage nehmen, wodurch auf das Folgende aufmerksam gemacht wird, wie *Sat.* I, 3, 128 (s. *Th. Schmid* in seiner Ausg. der *Epp T. II. p.* 303): so wenig können wir doch die Auffassung des Ganzen und Interpunction des Folgenden billigen. Welch' ein absurder Sinn würde aus der Erklärung von *ut* durch *quomodo, quemadmodum* und der Beziehung auf das Vs. 113 folgende *sic* hervorgehen! Was soll man sich dabey denken: *Wie* kein Habsüchtiger mit seinem Schicksale zufrieden seyn kann, *so* steht seinem Trachten immer ein Reicherer entgegen (?!). Nein, nach *laboret* Vs. 112 muss ein Punct stehen, und der einfache Sinn ist: Dahin komm' ich zurück, wovon ich ausging, dafs (nämlich) kein Habsüchtiger mit seinem Loose zufrieden lebt u. s. w. *Sic festinanti* ist eng zu verbinden, wie diefs *Kirchner*, der nur *nemone ut* nicht hätte aufnehmen sollen, gethan hat. Richtig erkannt ist der Sinn dieser Stelle schon von *W. Lange* in seiner *Commentatio de Sententiarum nexu et locis difficil. Hor. Sat. I*, 1. Halle 1828, und früher von *Wachsmuth* im Athenäum B. 1. H. 2. S. 305; vrgl. *Obbarius* in *Seebod.* N. Arch. 1830. Nr. 58. S. 465 ff. — *Cap.* I. S. 7—9 wird die Stelle *Sat.* I, 6, 75: *Ibant octonis referentes Idibus aera* beleuchtet. Von den drey Erklärungen, wonach *refer. idib. aera* entweder vom *Schulgelde*, welches die Knaben dem Flavius brachten, oder von *Zinsen*, welche sie eintrieben und nach Hause trugen, oder von *Zinsenberechnungen*, die sie in die Schule brachten, verstanden wird, war in der That nur die letzte, auch von *Heindorf* gegebene, noch beachtenswerth. Hr. *W.* gab sich indefs die Mühe, auch die anderen beiden zu widerlegen. Bey *Heindorf's* Erklärung war ihm mit Recht die Verbindung *idibus aera*, d. i. die für die Idus ausgerechneten Zinsen, anstöfsig; weil der Dativ auch durch die von *Heindorf* angeführte Stelle *Sat.* I, 5, 6, wo er ja von dem Adjectiv *gravis* abhängt, nicht gerechtfertigt ist. Auch seyen *aera* nicht s. v. a. *aera computata s. exempla arithmetica a pueris solvenda.* Daher müsse man *referre* in der besonderen Bedeutung verstehen *de iis, qui pecuniam acceptam in tabulas inscribunt*; vrgl. *Cic. ad Div.* 5, 20 = *in die Rechnungsbücher eintragen. Cic. Att.* 7, 3. *Phil.* 1, 8, wofür man sonst sage *acceptum referre.* „*Hac vero re*," schliefst Hr. *W.*, „*illius disciplinae ratio et finis notatur, qua pueri in ludo usuras idibus solvendas consignare adeoque, quod huic labori nexum est, computare discebant.*" Recht gut; wenn nur für die Erklärung von *idibus* besser gesorgt wäre, welches Hr. *W.*, mit sich selbst im Widerspruche, von *aera* abhängig macht. Oder soll *idibus* der Ablativ seyn? Dann möchte man eben so zweifeln, ob *idibus aera* bedeuten könne *usurae idibus solvendae.* Richtig erkannte Hr. *W.* nur, dafs *referre* hier ein Rechnungsausdruck sey; davon aber ist der Dativ *idibus* abhängig, also: *sie berechneten die Zinsen für die Idus.* Es bleibt noch übrig, *octonae* zu erklären. Wenn Hr.

W. ſagt: „*idus octonas dici, quia nonis et idibus octo dies intercedunt, notum eſt*“: ſo müſſen wir dagegen bemerken, daſs dieſs wohl niemand wuſste, bevor *Lambin* in ſeiner Verlegenheit dieſe ganz grundloſe Behauptung aufſtellte, und dadurch den *idibus* ein völlig müſſiges Epitheton beylegte. *Octonis idibus* heiſst nichts weiter, als: *für acht Idus*, d. i. weil die Zinſen an den Idus bezahlt wurden, *für acht Monate*. Horaz, der alles ſo gern individualiſirt, giebt uns alſo hier ein Beyſpiel von Aufgaben, wie ſie der gute Flavius ſeinen Schülern zum Rechnen vorlegte. Daſs *Idibus oct.* zu *referentes* gehört, zeigt ſchon die Stellung. — *Cap.* III ſoll *Sat.* II, 2, 29 durch folgende Conjectur: *Carne tamen, quamvis diſtat nihil hanc, magis illa*, hergeſtellt werden. Sinn: *tamen, quamvis* (*pavo*) *diſtat nihil carne* (*excellit*), (*ſuppleatur ex verſu proxime antecedente laudas*) *laudas magis hanc* (*carnem pavonis*), *illa* (*quam illam carnem gallinae*). *Patet* (*igitur, te deceptum* (*eſſe*) *formis imparibus i. e. plumis verſicoloribus*. Abgeſehen davon, daſs *formis imp.* ſchwerlich durch *plumis verſicoloribus* erklärt werden kann, halten wir jede Aenderung für unnöthig, ſo bald man die Erklärung ſo faſst, wie in der Jen. A. L. Z. 1827. Nr. 32. S. 251 geſchehen iſt, oder wie *Jahn*, der auch den, Hn. *W.* anſtöſsigen, Gebrauch von *hic — ille* nachweiſt. — *Cap.* IV endlich wird eine neue Erklärung der Worte *Sat.* II, 3, 72: *Quum rapies in ius malis ridentem alienis* gegeben. *Malae alienae* = *vultus abhorrens a conſilio pecuniae reddendae.* Der Schuldner ſoll alſo ſo lachen, daſs ſeine Miene zeigt, wie wenig er geneigt ſey, das Geld zurückzuzahlen, *weſshalb* ihn der Gläubiger vor Gericht zieht. Auch über dieſe Stelle war das Richtige ſchon erkannt, nachdem *Mitſcherlich* (*Racematt. Venuſin. Faſc. I.* S. 6) *Lambins* Erklärung, *non ex animo ridentem, vultu invito* (*Od.* III, 11, 21), mit Beziehung auf das homeriſche γναθμοῖσι γελοίων ἀλλοτρίοισι, *Odyſſ.* XX, 346, mehr ins Licht geſtellt und begründet hat.

In dem 2ten *Libellus* werden in ſieben Capiteln Stellen aus den Oden behandelt. Die erſte iſt *Od.* II, 20, 5—7, über welche wir bereits oben unſere Meinung geſagt haben. — *Cap.* II enthält eine Art Schutzſchrift für Horaz wegen *Od.* III, 3, worin man Einheit des Plans vermiſst hat. Dieſe Einheit findet Hr. *W.* in dem Gedichte, indem er das „*argumentum primarium*“ *non in laude viri iuſti propoſitique tenacis, ſed in fatis imperii Rom. ſollemniter declarandis, cuius felicitas a iuſtitia et fortitudine ſtrenue colenda pendeat*“, zu finden meint. „*Has virtutes noſter ab initio, velut argumento primario praeludens, extollit ad verſum usque* 15, *ita ut, quae digreſſio habetur, ipſum propoſitum primarium habeatur.*“ — *Cap.* III werden die beiden gangbaren Erklärungen der Worte *Od.* III, 24, 18: *Privignis mulier temperat innocens*, da ſie entweder *de muliere innocente privignis pocula miſcente*, oder *de muliere, privignis parcente* verſtanden worden, verworfen, und *innocens* als Objectsaccuſativ zu *temperare* genommen, wie *Od.* I, 17, 21 *innocentis pocula*. Vrgl. *Plin. H. N.* 20, 4: *opium innocens; ib.* 33, 1 *vinum innocens.* Alſo *temperat* — *miſcet, parat privignis potum innocens, innocuum, neque potum pernicioſum.* — *Cap.* V ſucht die Aechtheit der vielfach, zuletzt noch von *Buttmann* (Mythologie Thl. II. S. 364) angefochtenen und verdammten Stelle *Od.* IV, 4, 17—19 *quibus — distuli*, zu vertheidigen. Der Vf. geſteht zu, daſs, wie paſſend auch die Erwähnung der feindlichen Waffen ſey, die ja im Triumphe mit einhergetragen wurden, dennoch die Art der Erwähnung mit dem erhabenen Tone des Gedichtes nicht zu vereinigen ſey. Daraus, bemerkt Hr. *W.* ganz richtig, folge indeſs nicht, daſs man die Verſe dem Horaz abſprechen müſſe, weil ja auch ein Homer ſchlafe. Uebrigens müſſe man ſo interpungiren: „*quibus mos unde, deductus per omne tempus, dextras Amazonia ſecuri obarmet, quaerere distuli*, d. i. ich will jetzt nicht unterſuchen, woher ihnen die Sitte, welche ſich durch alle Zeiten fortgepflanzt hat, die rechten Hände mit Amazonen-Beilen bewaffnet“ *Deducere* ſoll zugleich zu *unde* und zu *per omne tempus* bezogen werden. — Eine nicht weniger angefochtene Stelle nimmt *Cap.* V in Schutz, nämlich *Od.* IV, 8, 17: *Non incendia Carthaginis impiae*, gegen welchen Vers eben ſo ſehr die Geſchichte, in ſofern Horaz die Beſiegung Hannibals und die Einäſcherung Carthagos demſelben älteren Scipio beyzulegen ſcheint, als die horaziſche Metrik ſchreyt. — Die vernachläſſigte Cäſur nach dem erſten Choriambus *Non incendia Car* — entſchuldigt Hr. *W.* theils durch *Od.* II, 12, 25: *Dum flagrantia de|torquet ad oſcula*, theils damit, daſs dieſelbe hier leichter vernachläſſigt werden konnte, weil das Wort *Carthago* ein zuſammengeſetztes ſey (*cartha* phöniciſch = *nova, hothad* = *civitas*, ſ. *Solin. c.* 27). Auſserdem habe Horaz dieſe Cäſur überhaupt nicht rein gehalten, was aus den häufigen Eliſionen nach dem erſten Choriambus hervorgehe, z. B. *Od.* I, 3, 36; 15, 18; 21, 13; 24, 14 u. ſ. w. Wenn demnach der Vers in metriſcher Hinſicht gerechtfertigt erſchiene, ſo möchte man nur richtig conſtruiren: *non fugae celeres et minae Hannibalis reiectae retrorſum, non incendia Carthaginis impiae clarius indicant laudes, quam Pierides Calabrae, eius, qui rediit, lucratus nomen ab Africa domita.* — Hr. *W.* fühlte wohl ſelbſt das Unbehülfliche und Gezwungene dieſer Conſtruction; deſshalb giebt er eine zweyte Aushülfe, die ſicher Allen genügen würde. Nach Aufzählung aller der Niederlagen und Verluſte, die Scipio d. Aelt. ſelbſt durch Brände den Carthagern zugefügt hat, ſagt Hr. *W.*: „*incendia Carthaginis tantum abeſt, ut Scipioni minori debeantur, ut major primarius verusque urbis aemulae domitor everſorque habendus ſit.*“ Dieſe Auskunft läſst ſich allerdings eher hören; doch möchten wir der von *Fea* aufgeſtellten, der vorzüglich den Pluralis *incendia* urgirt, den Vorzug geben. — *Cap.* VI. *Epod.* I, 5 ſoll in den Worten *Quid nos, quibus, te, vita, ſi ſuperſtite, Jucunda; ſi*

contra, gravis? das erſte *ſi* erklärt werden, wie andere Conjunctionen, die mit dem Ablat. abſolut. verbunden werden, z. B. *quamvis* (??). Um indeſs die gar zu arge Synchyſis ein wenig zu mildern, ſoll man lieber ſtatt *ſi* die alte Lesart *ſit* zurückführen. Uns ſcheint auf dieſe Weiſe die Correctur eines Abſchreibers an die Stelle der zwar ſchwierigen, aber ächten Lesart geſetzt. Man darf nur nicht mit Hn. *W.* zu *ſi* das Verbum *agitur* ergänzen wollen, ſondern *vivitur*, was ſich aus *vita* leicht darbietet. Endlich *Cap.* VII werden Vs 19—22 deſſelben Gedichtes beſprochen; *praeſentibus* Vs. 22, was man bisher und wie es ſcheint, mit allem Rechte, für den Dativus (*ſc. pullis*) hielt, ſoll als Ablativ. abſolut. mit Ergänzung von *ſerpentibus* genommen werden. Auch möchte Hr. *Wiſs* ſtatt *adſit* Vers 21 *adſint* leſen.

F. E. T. d. H.

KURZE ANZEIGEN.

Medicin. *Freiburg*, in der Univerſitätsbuchhandlung d. Gebrüder Groos: *Beobachtungen über die Nerven und das Blut in ihrem geſunden und kranken Zuſtande*, von Dr. *Carl Heinrich Baumgärtner*, Hofrath, Profeſſor in Freiburg u. ſ. w. Mit zwölf Steintafeln. 1830. VIII und 288 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Um autoptiſche Aufklärung über die Vorgänge im Capillargefäſsſyſteme zu erlangen, unternahm der treffliche Vf. mikroſkopiſche Unterſuchungen über die Entwickelung des Fluſskrebſes, der Forelle (deren Eyer nach ihm durchs Einfrieren nicht leicht zu Grunde gehen, wohl aber ſchon durch eine mäſsige Wärme, z. B. der Hand), des Froſches, der Kröte, des Waſſerſalamanders, der Eidechſen u. Schlangen, der Vögel im Ey. Die 12 Steintafeln in Octav ſind beſtimmt, das Geſehene zu verſinnlichen. Das zuerſt Wahrnehmbare nach ſtattgehabter Befruchtung iſt eine Bewegung der Dotterkügelchen in einem Theile des Dotters oder auch im ganzen Dotter; durch gröſsere Anſammlung der Kugelchen an Einem Puncte bildet ſich die Narbe (die indeſs bekanntlich auch ſchon vor der Befruchtung zugegen ſeyn kann). Das ſogenannte Schleimblatt entſteht durch eine nachfolgende Anlegung einer neuen Schicht von Dotterkügelchen an die innere Flache des zuerſt entſtehenden ſeröſen Blattes. An der Oberflache der Narbe entſtehen durch Einkerbungen, welche im Verlaufe der Entwickelung bey den verſchiedenen Thieren hinſichtlich der Richtung und Mannichfaltigkeit auf normale Weiſe abändern, ſehr verſchiedenartige Geſtaltungen, bis ſich als nächſte bleibende Formbildung das Rückenmark und Gehirn, oder bey den wirbelloſen Thieren der Ganglienſtrang darſtellt, geraume Zeit vor der Bildung aller anderen Organe, ſo wie des Blutes. Gehirn und Rückenmark oder Ganglienſtrang ſind aber in dieſer fruhen Periode erſt formell aus den Dotterkügelchen gebildet; Nervenmark iſt noch nicht vorhanden. Unrichtig halt *Baer* dieſe erſten Bildungen für Hüllen des Gehirns und Rückenmarks, von denen die letzten Organe in die gebildeten Höhlen hinein ſecernirt würden. Gehirn und Rückenmark erſcheinen in der erſten Bildung paarig, nicht röhrig. Die Nerven entſtehen wahrſcheinlich erſt nach der formellen Bildung der Centraltheile. Die Dotterblaſe gehört zu den ſenſibeln Organen; ſie beſitzt wahrſcheinlich Nervenmaſſe. Nervenmaſſe und Blut ſcheinen gleichzeitig zu entſtehen. Das Blut ſelbſt iſt aber Anfangs nichts als Dotterkügelchen, welche verſchiedene Bildungsſtadien bis zum vollkommenen Blutkügelchen durchlaufen, und durch ihre Bewegung gegen die Centraltheile des Körpers Rinnen-Blutgefaſse bilden. Die Bewegung der Blutkügelchen, alſo auch die Bildung der Gefaſse, ſteht unter dem Einfluſſe der Nervenſubſtanz. Unſtatthaft iſt es, die Entſtehung des Gefäſsſyſtemes von einem zwiſchen Schleimblatt und ſeröſem Blatt befindlichen Blatte abzuleiten. — Auf dieſe Reſultate ſeiner mikroſkopiſchen Unterſuchung geſtützt, unterſucht dann der Vf. von S. 89—171 den Einfluſs der Nerven auf die Blutbewegung. Die Bewegung des Herzens und der Gefaſse; eine mechaniſche Urſache überhaupt ſey zur Erklarung der Blutbewegung unzureichend, und ſogar die ſelbſtthatige Bewegung der Blutkügelchen reiche dazu nicht aus; man muſſe den Nerven eine Anziehungskraft auf die Blutkügelchen zuſchreiben. „Die Anziehungskraft der Nerven auf das Blut kann nur dadurch bedingt ſeyn, daſs nicht allein in den Nerven, ſondern auch in dem Blute gewiſſe Eigenſchaften liegen, wodurch jene Erſcheinung hervorgebracht wird, denn auf alle Körper möchten die Nerven wohl ſchwerlich den erwähnten Einfluſs äuſsern. In dieſer Beziehung kann man wohl dem Blute eine Kraft oder Eigenſchaft beymeſſen, wodurch es zu ſeiner Bewegung beyträgt; gegenuber dem Nervenſyſteme erſcheint das Blut aber immer nur als der paſſive Theil, als das Bewegte, was ſchon daraus nothwendig folgen muſs, daſs die Nerven der feſte Theil ſind, das Blut aber der bewegliche, und daher von den Nerven aus dem Blute die Richtung angewieſen wird, in welcher es zu ſtrömen hat. Der überwiegende Einfluſs, den das Gehirn und Rückenmark in der Bildungsgeſchichte aller Thiere auf die Bildung des übrigen Körpers des Embryos zeigen, ſpricht auch dafür, daſs in ihnen vorzüglich die Bildungskraft concentrirt und das erſt ſpäter entſtehende Blut ihnen untergeordnet ſey. Meine Anſicht unterſcheidet ſich alſo von derjenigen, die in das Blut ſelbſt die Hauptkraft der Bewegung legt, aber einen gewiſſen Einfluſs dem Nervenſyſteme zugeſteht, dadurch, daſs ich den Einfluſs des Nervenſyſtems nicht etwa dahin beſchränke, daſs es zur richtigen Beſchaffenheit der chemiſchen Verhältniſſe der Blutmaſſe beytrage, und dadurch auch zur Blutbewegung nothwendig ſey, ſondern, daſs ich dem Nervenſyſtem eine Kraft zuſchreibe, die ſich unmittelbar durch Bewegung der Blutkügelchen äuſsert." (S. 161.) Auſser der Attractionskraft auf die Blutkügelchen müſſe aber den Nerven auch eine Repulſionskraft derſelben zugeſchrieben werden, welche indeſs von der erſten überwogen wird. Von S. 171 200 folgt die Nachweiſung des Nerveneinfluſſes auf die Verdauung und Blutbereitung, auf die Erhaltung der Blutmiſchung, auf die Wärmebildung, auf die Abſonderung und die Ernährung.

Die aufgeſtellten phyſiologiſchen Grundſätze ſucht der Vf. im zweyten oder *pathologiſchen* Theile auf Fieber, Entzündung, ſeröſe Entzündung, Hautausſchläge, krankhafte Abſonderungen, krankhafte Ernahrung, Nervenkrankheiten, überhaupt auf Pathogenie, in Anwendung zu bringen; im dritten oder *therapeutiſchen* Theile aber ſucht er ihre Gültigkeit und ihren Werth auch noch für die Therapeutik der Nerven und des Blutes darzuthun.

Die Verlagshandlung hat die ſehr beachtenswerthe Schrift auf das Beſte ausgeſtattet.

τ. δ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

SCHÖNE KÜNSTE.

Taschenbücher und *Almanache.*

BERLIN: *Berliner Kalender auf das Schaltjahr* 1832. Mit Kupfern. Herausgegeben von der kön. preuss. Kalenderdeputation. 394, 104 u. 78 S. *Derselbe auf das Gemeinjahr* 1833. Mit Kupfern. 220, 175, 106 u. 79 S. 12.

Gemeinnützig durch Postcourse und Genealogieen, dem Auge wohlgefällig durch gute Kupferstiche, welche griechische Landschaften und Gegenden aus der preussischen Monarchie darstellen, belehrend durch die *Geschichte des griechischen Befreyungskrieges*, von *Mano*, einem geborenen Griechen, und den sich im 2ten Kalender daran schliessenden Lebensabriss von *Johann Graf von Capo d'Istrias*, von *Friedrich Buchholz*, der bey manchen bedeutenden Vorzügen nicht ganz frey von Einseitigkeit ist, und endlich unterhaltend durch zwey Erzählungen, *die Steinkohlengruben* von *L. Rellstab*, und *die Reise nach Italien* von *Johanna Schopenhauer*.

Die erste Erzählung presst das Herz zusammen, aber aus dem Krampse entsteht neue Lebenskraft; die Liebe siegt über taubes Gestein und giftigen Schwaden, und da, wo sie nicht erretten kann, mildert sie den Schrey des Schmerzes zum Seufzer der Wehmuth. Da man annehmen darf, dass die Mehrzahl der Leser unkundig in den Bergwerkswissenschaften ist, so hätte der Vf. auf solche Rücksicht nehmen, und die bergmännischen Gegenstände und Ausdrücke mehr verdeutlichen sollen.

Eine Vertauschung von Kindern erhält in der *Reise nach Italien* durch den angenehmen Conversationston und scharfsinnige Bemerkungen, sowie Darstellungen über und von geselligen Formen, den Reiz der Neuheit und Glauben an die Wahrscheinlichkeit gewisser Ereignisse.

Die *Madü Maränen*, von *Karl Streckfuss*, ein gereimter Schwank, zeigt den Teufel einmal wieder als einen dummen und geprellten.

Der Kalender für 1833 empfiehlt sich hinlänglich ohne solche poetische Zugabe, die schwerlich Jemand vermissen wird. Das Aeussere beider Jahrgänge ist höchst geschmackvoll. *Vir.*

LEIPZIG, b. Brockhaus: *Urania. Taschenbuch auf das Jahr* 1833. Mit 7 Stahlstichen. XX u. 367 S. 12. (2 Thlr.)

Würdig und edel schaut uns Danneckers wohlgetroffenes Bild auf dem Titelkupfer entgegen, das bloss rücksichtlich des heiteren Wohlwollens den Ausdruck des Originals nicht völlig erreicht. Auch die folgenden Stiche sind auserlesen; nur die Fregatte, als ein zu gleichgültiger Gegenstand in der Wahl der Zeichnungen, ist nicht ganz zu loben.

Die vier Erzählungen, welche den Inhalt ausmachen, sind vielleicht nicht das Beste, was ihre Schöpfer leisten können, aber dennoch gut, und verglichen mit den gewöhnlichen Dutzendfabricaten der Taschenbücher, wahrhaft vortrefflich. *Wilhelmine, eine Erzählung in Briefen*, hält an Frische der Darstellung aus, aber der Schluss stimmt nicht zum Anfang; das anmuthige Naturkind lernt bald vernünfteln und dociren, und gar zu spitzfindig über ihre Gefühle klügeln. Entweder musste sie unbefangen ihrem Herzen folgen, ohne viel zu überlegen, ob diess auch das Rechte sey, oder die Geschichte musste tragisch enden. — Ist man schon mit der Composition *dieser* Erzählung nicht ganz zufrieden, wie viel weniger kann man es mit der von *Idus*, Novelle von *Posgaru*, seyn, welche köstliche Perlen, Betrachtungen über Polens Schicksal, die Stellung Deutschlands zu dem übrigen Europa, auf einen gemeinen Romanenstoff stickt, ein Gewebe, gleich zu durchschauen, und in der Art, wie die Kinder ihren schwachen Vater hänseln, allenfalls modisch, aber wahrlich nicht tüchtig und dauerhaft. — *Die Ahnenprobe*, Novelle von *Ludwig Tieck*, bewährt den Meister, in dem, was ihm Ahnenprobe ist, der seltenste Stammbaum, und doch nicht stiftsfähig. Mehr zu verrathen, hiesse das Vergnügen des Lesers schmälern, der aus der Novelle erfahre, wie der ächte Dichter nicht Gold und Würden auf seine Lieblinge zu häufen braucht, um sie reich auszustatten, reicher als gewisse Romanenschreiber, die ungeheure Summen an ihre Helden vergeuden, gleich jenem Bildhauer, der seine Statuen reich machte, weil ers nicht vermochte, sie schön darzustellen. — *Der bleiche Ritter*. Erzählung von *A. Oehlenschläger*. Dieser abtrünnige Templer hat zu schwer an seinen Gewissensbissen zu tragen, unbewusst an Molays Hinrichtung mit Schuld zu seyn, er muss zu schwer an dem Sarg schleppen, den er mit sich herumführt, als dass wir mit harten Rügen den armen Gepeinigten noch belästigen möchten. Nur die leichte Erinnerung sey vergönnt, dass die Anklänge aus alten nordischen Balladen nicht ganz harmonisch in eine Geschichte klingen, die, wenn sie auch in Dänemark erzählt wird, doch im Süden von Europa sich zutrug, und von dort auf das, was in Seeland geschah, einwirkte. Die Scenerey ist vortrefflich ausgemalt, die

Empfindung wahr und innig, der Schluſs nothwendig, und bey aller Herbe sühnend, so daſs man die Erzählung, sowie das Taschenbuch, ohne einen bitteren Nachgeschmack endigen kann, und gewiſs mit dem Inhalt zufrieden seyn wird.

Vir.

DRESDEN u. PIRNA, b. Friese: *Hebe.* Eine poetisch-musikalische Toilettengabe, mit novellistischen und dramatischen Beyträgen, Gedichten, Räthseln, musikalischen Compositionen, Tanztouren und Mustern zum Sticken, von *Fr. Kind, Th. Hell, Krug von Nidda, Caroline Leonhardt, Hohlfeldt, R. Roos, A. Peters, W. Kuhn, H. Meinert, A. Prölls, Ludwig, Winter, Ziehnert* u. s. w., und von *Gustav Pr. v. W., J. Otto, C. Erfurt, B. Meyer, R. Noch, H. Petschke, A. Weiſs, E. Hering, G. Tschütter* und *F. Hünten.* Mit einem Kupfer nach Bagnacavallo von *Schule* gestochen, einem Steindruck von *W. Baisch* lithographirt und 12 von *J. Gläntzner* gravirten Devisen. 1832. IV, 164, 38 u. 6 S. kl. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Der fast überlange Titel ist auf dem ersten, aus feinem Doppeldruck bestehenden Blatte so sauber und in so ebenmäſsiger Vertheilung und Verkleinerung der Zeilen lithographirt, und der Umschlag des Büchleins stellt eine so zarte Copie von Canova's berühmter *Hebe* zu Venedig (gezeichnet von *Zieger*, gestochen von *A. Schule*) dar, daſs schon beym ersten Anblick dieses neuen Toilettengeschenkes das Auge bestochen wird. Eben so lobenswerth ist das erste Kupfer, welches diese Gabe ziert: *Madonna des Bagnacavallo*, aus der Dresdner Gallerie, und überhaupt höchst zierlich Druck und Papier des ganzen Buches. Für Mannichfaltigkeit des Inhaltes ist nicht minder gesorgt, und wir dürfen hinzufügen, daſs vieles Werthvolle sich hier vereint findet. Wenn gleich die sonst gut erzählte Novelle *Leo* von *Caroline Leonhardt* einen etwas sehr abentheuerlichen Ausgang hat, indem hier ein unglücklich Liebender zu einem neuen Messias wird, und sein Leben in Wahnsinn endet: so ist doch manche Scene mit lebendigen Farben ausgemalt und anmuthig der Phantasie vorgeführt. Was *H. Meynert's* in drey Gesänge ausgesponnenem *Alboin* hie und da an poetischem Geiste fehlt, das ersetzt reichlich durch liebliche Naivetät und flieſsenden Dialog *Friedrich Kind's* versificirtes Idyll: *das Mündel auf dem Lande*; nach *Hebels* und seiner Nichte Bilde, gemalt von *Carl Agricola*, auf Stein gezeichnet von *T. Hurter.* Dieſs sind die drey gröſseren Aufsätze, welche den *poetischen Theil* des Buches ausmachen; ihm folgen kleinere Gedichte verschiedenes Gehaltes, unter denen sich die von *Hohlfeldt, Kind, Kuhn, Lina* und *Rosen* besonders auszeichnen. *Krug von Nidda* hat einige, vorher in Handschrift eingereichte Strophen an den Kronprinz von Preuſsen abdrucken lassen, „*Memlebens Kaiserbilder*" überschrieben, in welchen er ihn auffodert, das deutsche Ritterhaus zu Marienburg und andere vaterländische Monumente herzustellen. Die Absicht scheint uns lobenswerther als die ziemlich gemeine Poesie, durch welche der Vf. jene zu erreichen sucht. Der Schluſs des Gedichtes lautet:

> Doch auch dem Sängermunde, der unser Miſsgeschick
> In diesen schlichten Reimen enthüllte deinem Blick,
> Laſs — königlicher Ritter! — willst du uns huldig seyn,
> Vergebung seiner Kühnheit und Nachsicht angedeihn!
> Sonst — (*möchten wir hinzufügen*) — macht er nochmals dir durch seine Verse Pein.

Der letzte Abschnitt dieses poetischen Theils, mit der Aufschrift *Sphinx*, enthält eine Sammlung von Räthseln, Charaden und Logogriphen (nicht *Logogryphen*) von *Fr. Kind, Winter, A. Ziehnert, Grossmann* und *Widar Ziehnert*, sowie auch einige aus dem Nachlasse des am 30 Jan. 1830 in Stuttgart verstorbenen HR. *Haug.* Wir fürchten, die meisten werden den Lesern zu künstlich seyn, und die Neckerey des S. 164 auftretenden Oedipus, welcher erst wieder auf einen Schlüssel hinzeigt, womit man endlich zu den inneren Pforten des Geheimnisses gelangt, wird mit Miſsbehagen abgewiesen werden. — Hierauf folgen, als zweyter Haupttheil des Buches, *Spenden der Tonkunst*, für jeden Monat im Jahr Eine, mit 12 von *L. Glänzner* in Stein gravirten zierlichen Vignetten. Als gelungen sind zu nennen: *das Mädchen an die Hoffnung*, das *Notturno*, der *Valse d'amour* und das *Adagio con espressione.* Der Fastnachtswalzer und Ermunterungswalzer sind durch ihre Gleichförmigkeit in den Ideen, Rhythmen und Uebertragungen so zusammenhängend, wie Schall und Echo, und scheinen deſshalb ein Ganzes zu seyn. Dann III. *Neue Tanztouren*, erfunden und ziemlich deutlich erklärt von *G. Tschütter*, Lehrer der Tanzkunst in Dresden. In der Ecossaise soll die erste Dame sich erst zwischen das dritte Paar stellen, bevor der Tanz beginnt. Das streitet gegen die Regel. Jeder Tänzer darf nur mit Begleitung der Musik seinen Platz verlassen, und bis zum Anfange des Tanzes muſs in der Ecoss. die erste Dame an der rechten Seite der zweyten stehen bleiben. Das mag Hr. *Tschütter* auch wohl selbst fühlen, weil er nicht vermochte, zu dem Wechseln der Plätze eine besondere Figur zu zeichnen, und die dazu erfoderlichen Tacte zu bestimmen, ohne den Tanz gleich beym Anfange zu verwirren. Bey der Wiederholung ist der Anfang der ersten Tour mit dieser Schwierigkeit freylich nicht mehr verbunden. — Die Contre-Ecossaise ist *à la Figaro* gesetzt und eben so leicht und einfach, wie diese; nur sollte der Anfang auch in der Mitte gemacht werden, um Zeit zu ersparen, und die Tanzenden nicht ganz zu erschöpfen. — In der Quadrille sind bey jeder Wiederholung *alle* Touren verändert. Es ist jedoch eine strenge Regel, daſs bey jeder Wiederholung der Quadrille nur die *ersten* Touren verändert werden dürfen; alle übrigen müssen bleiben, wie sie sind, weil sie als Refrain dienen. Werden bey jeder Wiederholung *alle* Touren verändert, so hört die Quadrille auf, eine Quadrille zu seyn, und wird Contretanz, der keiner

Refrain haben darf. Eben *dadurch* unterscheiden sich beide Tänze von einander, was Hr. *Tschütter*, als ein sonst talentvoller Künstler, hätte bedenken sollen. — Im Contretanze, *la Gaieté*, Fig. I, wird ein *demi balancé* (und dazu 2 Tacte) vorgeschrieben; aber ein solches giebt es nicht. Fig. III. Bey der *Chaine des Dames* ist in der *Orchésographie* gefehlt, weil beide Herren, der erste und dritte, von dieser Tour ausgeschlossen sind. In Fig. IVb wird die Chaine eine *Chaine anglaise* genannt, da sie doch eine *Chaine en quatre* ist. Eine *Chaine anglaise* kann sie nur *dann* genannt werden, wenn, wie in der Anglaise und Ecossaise, beide Damen *neben* einander, den Herren gegenüber, stehen. Dann giebt jeder Herr beym Begegnen zuerst der ihm gegenüberstehenden *Dame* die rechte, und hierauf dem anderen *Herrn* die linke Hand. In der *Chaine en quatre* aber, wo jeder Herr eine Dame *neben* sich stehen hat, giebt er *nur den Damen* die Hände, ohne mit dem anderen Herrn im Mindesten in Berührung zu kommen; eine Regel, welche jeder Tänzer wissen muss, um jede Chaine richtig zu benennen. Uebrigens sind die Touren einfach, aber gut gewählt. — Den Schluss des Buches machen IV. *Muster zum Weisssticken und zum Blondiren oder Stopfen in Spitzengrund* (*Tüll*), mitgetheilt von *Fanny Hünten*. Diese Muster sind grösstentheils auf farbiges Papier gedruckt, um sie der Stickerey sogleich unterheften zu können: wofür die Damen leicht mehr, als für die kaum nöthige Belehrung über die zweckmässige Verwendung eines jeden, der geschickten Vf'in. danken werden.

L. M.

Iserlohn, b. Langewiesche: *Lies mich!* Ein Taschenbuch für gesellige Unterhaltung. *Jahrgang* 1833. Mit Beyträgen von *E. Karoli*, *Teutonius Acerbus*, *Jan Pol*, *Giovanni Puteolano*, *K. G. Korte*, *W. Jemand*, *Carl Laurens* und *Franz Horn*. 330 S. 12. (1 Thlr. 8 gr.)

Unter den *prosaischen* Aufsätzen dieses zierlichen Taschenbuches halten wir den ersten: *die Ophelienritter*, Novelle von *E. Karoli*, für den besten. Die Charaktere der einzelnen Personen, besonders der geheimnissvollen Ophelie und des verkappten Hofmeisters, sind scharf gezeichnet und gut gehalten; und wenn man auch wünschen möchte, dass der Vf. in den eingemischten Bemerkungen über *Shakespeares* Hamlet einem berühmten Muster weniger gefolgt wäre, so bleibt doch die Aufmerksamkeit bis ans Ende gespannt, und der Schluss gewährt volle Befriedigung. — *Der Gottesdienst der Todten*, Erzählung von *W. Jemand*, bedient sich eines verbrauchten Mittels, das Unwahrscheinliche dadurch zu lösen, dass Alles, was vorgefallen, nur ein — Traum war. Sonst nicht übel vorgetragen. — *Der Tröster*, von *Franz Horn*, hat uns am wenigsten befriedigt. Der Tröster tritt mit zu grosser Erwartung des Lesers auf; er wird bald lästig, weil er kein Interesse für sich zu erregen versteht, und lässt am Ende kalt, weil er Julien, für die er sich erst aufzuopfern scheint, nach so ergreifenden Katastrophen, in einer höchst unbestimmten Lage lässt. Die Begebenheiten sind, einzeln betrachtet, alltäglich und fast gemein, und dennoch bey ihrer Zusammenreihung unwahrscheinlich. — Unter den *Gedichten* wird das *Poetische Klein-Gewehrfeuer*, weil es an die Zeit der Xenien erinnert, hie und da gern gehört werden; nur hätte es geübteren Händen anvertraut werden sollen. *Schlegel*, *Hein* (*Clauren*) und *Menzel* sind vorzüglich diejenigen, auf welche das Feuer gerichtet ist: ob sie auch immer getroffen werden? — Wir führen Einiges zur Probe an:

Der Schlegel und die Glocke.

Schlegel, du schiltst! doch hängst du als Schlägel dich bloss in die Glocke,
Dass sie mit lauterem Klang künde des Manbachers Ruhm.

— —

Ja ja! die Klöpfel, die in manchen Glocken hangen,
Sie möchten bald zu früh dir an zu läuten fangen.
Ich bin der Küster nur, noch stehend vor dem Thurm;
Es kommt der Menzel leicht, und läutet frisch zum Sturm..
Magst die Perücke nur, die grundgelehrte, wahren!
Es sitzt dein Lorbeerkranz doch nur auf falschen Haaren.

Schiller, der schwächliche Kratzfüssler.

Schwächlich nanntest du ihn, der noch mit entseeletem Arm dich
Bräche zu Staub, ständst du eben nur über dem Staub.

— —

Wer hat hündischer je als Schlegel den Goethe vergöttert?
Wer wie Schiller so frey Goethen vor Schmeichlern gewarnt?
Doch weil Schlegel er hiess, dess Schmeicheln der Schiller getadelt,
Schilt nun Schlegel getrost Schillern, er schmähet sich selbst.

Diess und Aehnliches steht unter der Rubrik: „*Literarischer Ernst* von *Teutonius Acerbus*;“ die „*Reimereyen* von *W. Jemand auf den grossen Kritiker Dr. Wolfgang Menzel*“ sind nicht einmal jenen vergleichbar. — In den „*Epigrammen* von *Giovanni Puteolano*“ findet man doch manches Witzige, wenn auch vieles Unrhythmische; z. B.:

Bockspiele.

Vormals gab man den Bock an den Dichter als Lohn; doch es ward jetzt
Anders fürwahr! Jetzt macht Böcke der Dichter für uns.

Wendt's Almanach für 1832.

Vierzehn Seiten, o Wendt, mit dem Lobe des Weines zu füllen, —
Nun ist der Almanach nicht trocken zu nennen, o Wendt.

— —

Schnitte der Riemer dem Goethe des Ruhms phönizische Stierhaut,
Glaub' ich, das Weltall selbst würde für Goethe zu klein!

Die Gedichte der übrigen Vff. erheben sich nicht über das Mittelmässige.

St...tz.

Merseburg, in der Buch- u. Kunst-Handlung von Weidemann: *Almanach der neuesten Modetänze auf das Jahr* 1833. Für Freunde und Freundinnen der höheren Tanzkunst. Von *E. D. Helmke*. Mit Kupfern, Musikbeylagen und Tanz-Engagementskarten. VI, 224 u. 24 S. 12. (2 Thlr.)

Die Einrichtung dieses Taschenbuches ist im Ganzen wie bey dem vorjährigen (Jen. A. L. Z. 1831. No. 237), und das diesem von uns ertheilte Lob gebührt auch dem vorliegenden. Die erste Abtheilung, redigirt von *Helmke*, welche Erklärung der Pas, der Kunstausdrücke und Touren, der Figuren und Zeichen, zwölf Tänze und zuletzt eine interessante Biographie des wackeren Tanzmeisters *Franz Anton Roller* (dessen Bildniss auch das Titelkupfer ausmacht) in zweckmässiger Ordnung enthält, bildet den lehrreichen Haupttheil des Almanachs: vorausgesetzt, dass Tanzlustige es schon so weit in der Fertigkeit gebracht haben, solche schriftliche Belehrungen ohne Veranschaulichung und unmittelbare Anleitung eines Lehrers zu verstehen. Uebrigens zeigt sich Hr. *Helmke* auch hier wieder als einen verständigen Tanzlehrer, welcher den Zweck seiner Kunst darein setzt, nicht zu künsteln, sondern zu bilden und zu vergnügen, und wenn sie spielt, wenigstens mit Würde und Anstand zu spielen. Nichts ist ihm widriger, als die Tanzkunst zur Beförderin gemeiner Sinnlichkeit herabzuwürdigen; gegen Nichts eifert er mehr, als gegen die unzüchtigen Bewegungen und Stellungen, durch welche die Sinne bis zum wilden Ausbruche der Wollust gereizt werden. Nach solchen Grundsätzen sind seine Tänze erfunden und ausgeführt. — Die zweyte Abtheilung, redigirt von Dr. *J. Weidemann*, liefert zuerst eine vaterländische Novelle von *F. Norberg: Der falsche Waldemar*, etwas breit erzählt, sonst nicht ohne Interesse; dann folgen *Sonette* von *Heinr. Schulze* und *Gedichte* von einigen Anderen; zuletzt *Reflexionen über die Liebe*, an deren harmlosem Daseyn wohl Niemand Aergerniss nehmen wird. *L. M.*

Iserlohn, b. Langewiesche: *Taschenbuch zur Beförderung des Familienglücks*. Von dem Verfasser des Spiegels, des Hilarion u. a. S. 1833. VI u. 278 S. 12. (1 Thlr.)

Wir müssen zuvörderst bekennen, dass es uns nicht möglich gewesen ist, dieses Taschenbuch ganz durchzulesen; bey dem aber, was wir lasen, fragten wir uns oft, welchen Lesern wohl der Vf. dasselbe bestimmt, und welchen Zweck er dabey vor Augen gehabt habe. Der auf dem Titel angegebene, und in der Vorrede wiederholte: „*zur Beförderung des Familienglücks*," ist ein sehr löblicher, und wir hätten gewiss alle Ursache, dem Vf. sowohl als dem Verleger dafür zu danken, dass sie ein Taschenbuch, gegen die Sitte unserer Zeit, so guter Absicht weiheten, wenn wir nur hoffen dürften, dass sie irgend erreicht werden könnte. Aber wem möchte wohl mit so alltäglichen Betrachtungen gedient seyn, als hier über den Ehegatten, die Ehegattin, den Vater, die Mutter, die Kinder im Verhältniss zu den Eltern, die Geschwister, oder die Kinder im Verhältniss zu einander, die Schwiegereltern und Schwiegerkinder, die Grosseltern und Enkel, die Stiefeltern und Stiefkinder, den Vormund und die Mündel, die Familie in ihren Beziehungen zu den Anverwandten und Nachbaren, die Familie in Rücksicht auf das Gesinde, angestellt, und in eben so alltäglicher Redeweise ausgeführt werden? Denn aus diesen Rubriken besteht das Büchlein. Die Rubrik: *der Vater* (S. 40), hebt also an: „Der Vater erblickt einige Menschen um sich her, welche ihm ihr Daseyn verdanken! Sie wachsen in die Höhe, ohne dass er es bemerkt, und je grösser sie werden, desto mehr Thätigkeit fordern sie für sich von ihm. Mag seyn! allein noch segnet er die Stunde, und wird sie ewig segnen, in der er Vater ward." Abgesehen von dem Trivialen dieser Einleitung, möchte der letzte Satz sogar eine anstössige Zweydeutigkeit enthalten. In der Rubrik: *die Schwiegereltern* (S. 121), heisst es: „Thöricht ist es, wenn Eltern in Ausstattung ihrer Kinder mehr thun, als ihre Kräfte erlauben. Auch dürfen sie nicht so verschwenderisch wohlthätig gegen das eine von ihren sich verheirathenden Kindern seyn, dass die übrigen, wenn die Reihe an sie kommt, darunter leiden müssen. Wenn sie auf diese Puncte weise Rücksicht nehmen, dann mögen sie sich dem natürlichen Triebe ihres Herzens überlassen, so werden sie weder zu viel noch zu wenig für sie thun. Statt dass sie nur auf Glanz und Pomp bey der Verbindung ihrer Kinder denken, so, dass sie eine Menge unnützer Sachen für sie anschaffen, oder grosse Schmausereyen und Feste anstellen, um auf längere Zeit der Gegenstand des Gesprächs und der Bewunderung zu seyn, mögen sie lieber diese Summe den Neuverbundenen geben, um damit ihren Haushalt einzurichten. Die Kinder werden sie für diese Klugheit segnen." — In dieser Manier und in diesem Tone laufen die Betrachtungen und Ermahnungen durch das ganze Taschenbuch fort. Wer solcher bedarf, wird schwerlich dieses Buch lesen; Leser der Taschenbücher aber verlangen heut zu Tage mehr Gedankengehalt und eine anziehendere Darstellung.

Das Aeussere des Buches macht dem Verleger Ehre. *Gsn.*

Berlin, b. Kecht: *Euphrosyne. Spenden auf dem Altar der Laren für das Jahr* 1833. Ein Taschenbuch, enthaltend: Redespiele, Scenen, Trinksprüche, bey gesellschaftlichen Vereinen, Polterabendscherze, Neujahrs- u. Sylvesterabend-Lieder. Herausgegeben von *Karl Müchler*. IV u. 250 S. 12. (1 Thlr.)

Als Wörterbuch, um nach einer zierlichen Idee, einer artigen Erfindung zu suchen, passlich für die auf dem Titel angegebenen Fälle. Die Verse jedoch sind überflüssig. Wer nur jemals *Liebe* und *Triebe* gereimt hat, wird sein dichterisches Vermögen nicht unter dem, was in diesem Büchlein davon sichtbar wird, erachten. Denn bey ganz Alltäglichem giebt ein bischen mehr oder minder Zierlichkeit der Form keinen Ausschlag an Gewicht. *n*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STUTTGART, in der Cottaschen Buchhandlung: *Ueber Kunst und Alterthum.* Von *Goethe.* Aus seinem Nachlass herausgegeben durch die *Weimarischen Kunstfreunde.* Drittes Heft des sechsten und letzten Bandes. Hierbey ein vollständiges Register zum 5 und 6 Bande. 1832. Mit fortlaufender Seitenzahl. 672 S. 8.

Obgleich von diesem Kunstjournale nur erst die 3 Hefte des ersten Bandes und von dem zweyten das 1ste in unseren Blättern (1810. No. 171. 1818. No. 114 u. 1819. No. 198) beurtheilt worden, weil die darauf folgenden Hefte zufälliger Weise uns nicht zugekommen sind: so eilen wir doch, den Schluss des Ganzen anzuzeigen, weil er das Erste ist, was aus *Goethe's* Nachlasse dem Publicum mitgetheilt wird. Der Verewigte selbst gedachte mit diesem Hefte ein langjähriges schönes Verhältniss zu der literarischen Welt abzuschliessen, und seine Freunde, von denen der Eine, der berühmte Kunstkenner, *Johann Heinrich Meyer*, ihm auch bereits, zu früh für seinen ausgezeichneten Wirkungskreis, in die Ewigkeit gefolgt ist, haben dieses köstliche Vermächtniss, mit eigenen Gaben vermehrt, so einsichtig als liebevoll zu einem würdigen Gemeingute gemacht.

Die erste Stelle in diesem Hefte nimmt gebührendermassen ein Aufsatz ein, den *Goethe* noch selbst für dasselbe entworfen hatte, an dessen Ausarbeitung er aber durch den Tod gehindert worden war: *Künstlerische Behandlung landschaftlicher Gegenstände.* Vorausgeschickt ist ein kurzer Entwurf, mittelst dessen man sich einen Begriff von dem machen kann, was *G.* in seiner Biographie das *Schematisiren* nannte, und was er der Bearbeitung eines jeden Gegenstandes vorangehen liess. Wir wollen zur Probe nur Einiges mittheilen: „Rembrandts Realism in Absicht auf die Gegenstände". — „Licht, Schatten und Haltung sind bey ihm das Ideelle." — „Die Carracci." — „Grimaldi." „Im Claude Lorrain erklärt sich die Natur für ewig." — „Die Poussins führen sie ins Ernste, Hohe, sogenannte Heroische." — „Anregung der Nachfolger." — „Endliches Auslaufen in die Portrait-Landschaften." — Dann wird nun Einiges in dem 2ten Theile dieses Aufsatzes ausgeführt, zwar so, dass eine weitere Ausführung, auch nach den von *Meyer* eingeschalteten, ergänzenden Zusätzen, immer noch wünschenswerth bleibt; indess offenbart sich auch in dem Fragmentarischen überall gründliche Sachkenntniss, mit einem hellen, eindringenden, das Ganze beherrschenden Geiste vereint. Auch hievon eine Probe. S. 452: „Das siebzehnte Jahrhundert befreyt sich immer mehr von der zudringlichen ängstigenden Welt: die Figuren der Caracci erfodern weiteren Spielraum. Vorzüglich setzt sich eine grosse, schön bedeutende Welt mit den Figuren ins Gleichgewicht, und überwiegt vielleicht durch höchst interessante Gegenden selbst die Gestalten." — „Von Claude Lorrain, der nun ganz ins Freye, Ferne, Heitere, Ländliche, Feenhaftarchitektonische sich ergeht, ist nur zu sagen, dass er ans Letzte einer freyen Kunstäusserung in diesem Fache gelangt." — II. *Siegesglück Napoleons in Oberitalien: zwey und dreyssig Kupferblätter nach Appiani von verschiedenen Meistern;* von *Goethe* und *Meyer.* Die Appianischen Bilder, welche Napoleons Thaten in Bezug auf die von ihm gestiftete Republik und das nachherige Königreich Italien darstellten, und in dem königlichen Palaste zu Mailand eine Galerie als Friese zu verzieren bestimmt waren, wurden damals von mehreren Künstlern in Erz gegraben. Nach der grossen politischen Umwendung verheimlichten sie ihre nicht mehr begünstigten Arbeiten, wesshalb es schwer ist, sie nur zum Theil, geschweige denn ganz zu besitzen. *Goethe* war so glücklich, zwey und dreyssig derselben zu erhalten, welche nun hier sinnreich im welthistorischen Zusammenhange aufgeführt und beurtheilt werden. — III. *Ueber Goethe's Colossalbildniss von David,* von *Meyer.* Glimpflich und billig beurtheilt, nach *Meyer's* Weise, welcher hier vorzüglich den Grundsatz geltend zu machen sucht, dass man in Würdigung der Werke bildender Kunst sorgfältig das Zeitalter, aus welchem sie herrühren, und den jedesmal herrschenden Zeitgeschmack beachten müsse. — IV. *Aus Italien an Goethe.* Zwey anmuthige Gedichte; eines *aus Villa Pliniana,* mit einem Lorbeerblatt, 28 Aug. (*Goethe's* Geburtstag) 1829, von *Fr. v. Müller;* das andere *aus Pompeji,* mit einem Fläschchen *lacrimae Christi,* October 1829, von *F. Förster.* — V. *Epochen geselliger Bildung,* bey Eröffnung des Weimarischen Lesemuseums durch höchste Begünstigung 25 April 1831 von *Goethe* niedergeschrieben. Sinnig werden die idyllische, die sociale oder civische, die allgemeinere und die universelle Bildungs-Epoche unterschieden und charakterisirt. — VI. *Le livre des Cent-et un.* Tom. I. Paris. Ladvocat 1831. Von *Goethe.* Eine kurze, aber gedankenreiche Analyse des merkwürdigen Werkes, durch welches eine bedeutende Anzahl vorzüglicher Schriftsteller in Frankreich den wohldenkenden und recht-

lichen Buchhändler Ladvocat bey unerwarteten Unglücksfällen, die über ihn einbrachen, aufrecht zu erhalten fich vereinigt hatten. — VII. *Für junge Dichter*, von *Goethe*. Dafs faft jeder deutfche Jüngling, der einige glückliche Verfe oder vollends ein Trauerfpiel gefchaffen zu haben vermeinte, Urtheil und Rath von *Goethen* begehrte, ift neuerlich von einem der Weimarifchen Kunftfreunde auch in einer anderen Schrift berichtet worden, und *Goethe* erwähnt es hier mit fchonender Klage. Da er im einzelnen Falle es für unmöglich hielt, das Gehörige fchriftlich zu erwiedern, welches mündlich auszufprechen fchon fchwierig genug feyn würde: fo entfchlofs er fich, etwas im Allgemeinen anzudeuten, das Allen frommen könnte. Und fo entftand das goldene Wort, das er hier den jungen Dichtern ans Herz legt (es war eines der letzten, die er in feinem Leben niederfchrieb), und deffen Refultat er in folgende Reime einfchlofs:

> Jüngling merke dir, in Zeiten
> Wo fich Geift und Sinn erhöht:
> Dafs die Mufe zu *begleiten*,
> Doch zu *leiten* nicht verfteht.

VIII. *Ueber Objectives und Subjectives in der Kunft*. Dem etwas dunkeln Briefe von dem G. O. R. R. *Schulz* (Wetzlar, 12 Sept. 1831) folgt eine kurze Antwort von *Goethe*, worin er den Hauptgedanken nach feiner Art, durch Gleichnifs, anfchaulich darftellt, aber freylich nicht erfchöpft. — IX. *Im Sinne der Wanderer*, von *Varnhagen von Enfe*. Auch diefer Vf. mühet fich ab, den tieferen Sinn der Goethifchen Werke, namentlich der Lehr- und Wander-Jahre, abgezogen von dem Spiele der Einbildungskraft, zu ergründen und darzulegen. „Die Nothwendigkeiten des irdifchen Lebens nehmen darin ihren Rang neben den höchften Vergeiftigungen; in geläuterter Frömmigkeit wirkt das Chriftenthum; die Erziehung bereitet ihre Anftalten auf eigenem Boden mächtig und allumfaffend aus; die Bildung zur Kunft, reich ausgeftattet im Befonderen, wird allgemeine Gabe; das Gewerbliche, aus zerftörendem Wetteifer in weife Ordnung geleitet, rückt ohne Scheu zu Seiten der Kunft heran, feiner Berechtigung und Ehre neben diefer gewifs; Beruf und Fähigkeit beftimmen und adeln jede Verrichtung; in richtigen Ehebündniffen, hier vorzugsweife die ungleichen Stände zufammenfügend, fchwindet das Mifsverhältnifs der Frauen, deren Erfcheinung fogar zum freyen, priefterlichen Segenswirken gefteigert ift; eine neue Würdigung der Dinge und Thätigkeiten, eine neue Wahl und Austheilung der Lebensloofe, ein neuer Sinn des Schönen und Guten, eröffnen, vermittelft einer grofsen, über den Erdboden hin fich verbreitenden, nach allen Richtungen edel thätigen, die höchften Gegenftände und die geringften beachtenden, Noth und Schlechtigkeit überall tilgenden, frey beweglichen und dabey hierarchifch geordneten Affociation, die reiche Ausficht einer in Arbeit und Bildung fortfchreitenden Menfchheit, deren höchften Ausdruck wir zuletzt allerdings wieder auf die zwiefache Textformel zurückführen möchten: Im Irdifchen für jedes ihrer Mitglieder einen richtigen Antheil am Befitz und Genuffe der vorhandenen Güter zu gewähren, im Geiftes- und Gemüths-Leben aber, bey fo vielem Unmöglichen, welches ewig verfagt bleiben mufs, das verfagte Mögliche aus den zerbrechbaren Feffeln zu befreyen." — Ob wohl dem Meifter (wenn er den Auffatz noch gelefen hat) aus diefen tief und hohl klingenden Phrafen der Sinn feiner klaren Rede und Darftellung aufgegangen feyn mag? — X. *Ueber die Federzeichnungen von Töpfer in Genf*; von *Soret* und *Eckermann*. Nach einer wohlgefchriebenen Einleitung einige Auszüge aus Briefen von *Goethe*, worin er interessante Bemerkungen über die ihm mitgetheilten Arbeiten des talentvollen Künftlers, eines wahren Rabelais unter den Federfkizziften, niedergelegt hat. — XI. *Einiges zur Gefchichte des Ueberfetzens*, von *Riemer*. Einer der gehaltvolleften Auffätze diefes Heftes. Araber, Griechen, Römer, Italiäner, Portugiefen, Spanier, Franzofen und Engländer werden, obwohl in eiligem Fluge, vorgeführt. Bey den Deutfchen verweilt der Vf. am längften, und leitet am Ende Alles auf die zwey Elemente der Ueberfetzungskunft, Gerechtigkeit und Liebe, zurück, bey denen fich die Anhänger der ftricten fowohl als der laxen Obfervanz gern beruhigen werden. — XII. *Ueber die Eigenthümlichkeit von Goethe's Einwirkung auf Kunft und Wiffenfchaft*, von *Wilh. von Humboldt* (aus einer Vorlefung im Verein der Kunftfreunde im preuffifchen Staate, zu Berlin am 1 Mai d. J., kurz nach *Goethe's* Tode gehalten). Zur Grundlage diefer kurzen, aber inhaltreichen Betrachtung dient ein an GR. *Beuth* gerichteter Brief von *Goethe* vom 4 Jan. d. J. Wahr und treffend fagt *Humboldt* S. 612: „Zu den fchönften Eigenthümlichkeiten *Goethe's* gehört fein Bemühen, auf die Geiftesthätigkeit feiner Zeitgenoffen einzuwirken, ja man kann mit gleicher Wahrheit hinzufetzen, dafs er ohne alle Abficht, gleichfam unbewufst, blofs durch fein Dafeyn und fein Wirken in fich, den mächtigen Einflufs darauf ausübte, der ihn vorzugsweife auszeichnet. Es ift diefs noch gefchieden von feinem geiftigen Schaffen, als Denker und Dichter, es liegt in feiner grofsen und einzigen *Perfönlichkeit*." — XIII. *Ueber den Abfchlufs des Fauft* von *Goethe*, in zwey Briefen an *Heinrich Meyer* (1831) und *Wilh. v. Humboldt* (1832). Ohne Zweifel die befte Einleitung zu diefer eben fo genialen als problematifchen Schöpfung, welche, wie wir hören, zu Weihnachten d. J. ans Licht treten foll. — XIV. *Rückblick und Schlufswort* von *Friedr. von Müller*, von demfelben, welcher diefem Heft auch eine lefenswerthe, die zarte Aufmerkfamkeit einer einfichtsvollen und theilnehmenden Fürftin auf unferen grofsen Dichter fchön bezeugende Zueignung an die Grofsfürftin *Maria Pawlowna* kaif. Hoheit vorgefetzt hat. Mit Scharffinn und nach *Goethe's* Art, indem die Hauptgedanken gleich im Anfange durch ein finnreich gewähltes Bild veranfchaulicht werden, zugleich in einer edeln, gewählten Sprache, ohne Uebertreibung und mit zweckmäfsiger Beachtung der einwirkenden Zeitumftände, hat der Vf. die Tendenz ausgefprochen, die fich in *Kunft und Alterthum* zu Tage legt, und gezeigt, wie diefelbe in den einzelnen Rubriken, worein das Werk zer-

fällt, mit grosser Consequenz durchgeführt ist. Dabey sind manche beherzigungswerthe Winke für die jüngeren Zeitgenossen angebracht, manche heilsame Lehren, welche *Goethe* durch Wort und That bekräftigt hat, eindringlich dargestellt. Wir erlauben uns zum Schlusse nur Eine auszuheben, die den Charakter des Verewigten trefflich bezeichnet: „Nirgends eine Spur von jenem hochfahrenden, schneidend absprechenden Sinn, den langjährig bewährte Meisterschaft vielleicht zu entschuldigen vermocht hätte, der aber minder vollbürtigen Kritikern um so übler zu Gesicht steht, wenn sie den literarischen Scepter wie pedantische Schulpräceptoren handhaben, die der körperlichen Züchtigungsmittel nicht entbehren zu können glauben."

Dass ein Inhaltsverzeichniss über den 5 u. 6 Band diesen letzten beendigt, zeigt schon der Titel an; den Lesern, welche sich des Buches zur ermunternden Unterhaltung bedienen, wird dieses Verzeichniss sehr willkommen seyn. *Gsn.*

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Focke: *Auswahl aus Fanny Tarno'ws Schriften.* 1ster Bd. XXXVI u. 202 S. 2ter Bd. 228 S. 3ter Bd. 312 S. 4ter Bd. 226 S. 5ter Bd. 264 S. 6ster Bd. 196 S. 7ter Bd. 250 S. 8ter Bd. 288 S. 9ter Bd. 244 S. 10ter Bd. 220 S. 11ter Bd. 262 S. 12ter Bd. 186 S. 12. 13ter Bd., oder *Novellen* 1ster Bd. 382 S. 14ter, oder *Novellen* 2ter Bd. 276 S. 15ter, oder *Novellen* 3ter Bd. 240 S. 1830. 8. (16 Thlr.)

Zeichnet sich diese Schriftstellerin vor den meisten ihrer Mitschwestern durch eine meisterlich blühende, und doch natürlich einfache Diction aus, die mit Gedanken- und Bilder-Reichthum Gedrängtheit verbindet: so ist sie vielen auch in anderen Eigenschaften überlegen, und theilt nicht ihre Schwächen. An Erfindungsgabe mögen andere sie übertreffen; denn, wo es keinen gegebenen Gegenstand gilt, sind bey ihr Pläne und Verwickelungen überaus einfach und nur die Schnur, welche die köstlichen Perlen, Betrachtungen, tiefe Blicke in das menschliche, vor allen in das weibliche Herz, zusammenhält. Was sie mit dem scharfen Auge des Sehers, dem zarten Ahnungsvermögen des feinfühlenden Weibes erforschte, legt sie klar den Blicken dar, nicht als abschreckendes Präparat; man sieht gleichsam, wie durch einen Krystall, das offene Herz, und bewundert es, wie es möglich sey, Gefühlen und Ahnungen Rede abzugewinnen, damit das Dämmernde hell werde. Fern bleibt dabey auch die leiseste Spur von Predigerton, von gewaltsam herbeygeführter Nutzanwendung; Ursache und Wirkung folgen sich nach dem natürlichen Laufe der Dinge. Auch zeichnet sie mit fester Hand bestimmte Umrisse, ihre Männer sind nicht nach Schriftstellerinnen Brauch flaue, mark- und saftlose Ideal- und Schaum-Bilder, noch ihre Frauen aufgeschwemmte Tugend-Puppen und frivole nüchterne Leiber, denen keine Seele innewohnt. Die Verführer ermangeln weder der Liebenswürdigkeit, noch sind sie bloss schwarz in Schwarz gemalt; die Frauen treiben das Entsagen nicht als Handwerk und aus Liebhaberey, die Ausübung ihrer Pflichten und Tugenden wird ihnen keinesweges kinderleicht, noch sind die schlechten unter ihnen der Auswurf der Gesellschaft. Vor Uebertreibung jeder Art hat sich die Vfin. sorgfältig gehütet, eben so vor schleppenden Sentenzen und moralischen Gemeinplätzen. Das Gute belohnt sich bey ihr in sich selbst, ohne dass sie, wie weichherzige Damen es zu thun pflegen, ihre Tugendhaften, nachdem sie sie schwer geprüft, mit irdischen Gütern überschüttet, und die poetische Gerechtigkeit überschwenglich handhabt. Dagegen trifft sie in einigen Erzählungen der Vorwurf des Verhüllens der Grundidee, die sogar eine ganz entgegengesetzte Deutung zulässt, so dass nicht unbedingt jeder Band jungen Mädchen in die Hände zu geben ist, wenigstens nicht, ohne ihnen vorher das Verständniss zu eröffnen für die Tendenz der Geschichte.

Nach dieser Beurtheilung des Charakteristischen der gesammten Werke der Vfin. sey es verstattet, sie im Einzelnen zu betrachten, die minder bedeutenden aber zu übergehen.

Thekla hat den einzig befriedigenden Schluss, einen frühen Tod. Das Originelle in diesem Charakter, das zugleich gereifte und unerfahrene Tiefe und mit Bewusstseyn auf der Oberfläche sich Beengende, diese scheinbare Entzweyung, ist von der seelenkundigen Erzählerin in Harmonie aufgelöst, zu einer gelungenen Gestalt gerundet worden, ohne Paradoxieen, an deren Wahrhaftigkeit wir nicht zu zweifeln haben.

Erinnerungen aus Gustavs Jugendleben sind einigemal nahe daran ins Romanhafte überzuschlagen, aber sie bleiben auf der Grenzlinie des Schönen, Wahren und Edlen. Die beschwerliche Aufgabe, Kleopatra, Königin von Aegypten, zu einer sich aufopfernden, sittlichen Frau zu formen, ist nicht so gelungen, als man es dem Eifer und der Kunst ihrer Biographin wünschen möchte. Mit geringerer Anstrengung hat sie in Amala das Ziel erreicht, eine sanfte hingebende jungfräuliche Seele aus allen Verirrungen des Lebens siegend, aber demüthig, zu bringen, und ihr und uns die Ueberzeugung zu geben, dass ein höheres Glück existire, als das, das man im alltäglichen Leben so nennt.

Natalie ist ein Meisterwerk psychologischer Entwickelung, sowohl in dem Hauptcharakter als in den Nebenpersonen. Aber die rechte Befriedigung fehlt, und Neulinge der Welt sind in dem Irrthum, das Misslungene in dem Schicksale der Heldin nicht in falschen Begriffen von Unzufriedenheit, Selbstverleugnung, ja Liebe und Freundschaft, zu suchen, sondern in ihrem Stoicismus, vorsätzlich das Unangenehme, ja Thörichte zu thun, um ihr Fleisch zu kreuzigen. Die Vfin. weist einigemal auf den richtigen Standpunct, doch zu spät und zu schwach, um frühere und stärkere Eindrücke jungen Gemüthern zu nehmen, die es der geliebten Natalie nicht verzeihen, dass sie selbst ihr Unglück verhängt, und die alle, welche ihr feindlich oder hemmend entgegentreten, hassen und verabscheuen werden.

In: „*Das getheilte Herz*" ist abermals ein gewagtes Unternehmen weniger gelöst als umgangen. Ueberreden kann uns die beredte, einnehmende Vfin., dass Frau *l'Espinasse*, deren Vertheidigung sie sich aufgegeben, trotz ihres Wankelmuths, ein wahrhaft weiblich lieben-

des Gemüth, und dafs die philofophirende Freundin *d'Alemberts Diderots* und anderer Encyklopädiften gläubig fey; überzeugen kann fie uns davon nun und nimmermehr, ja fie benimmt fich gleich einem gefchickten Advocaten, welcher, der Dialektik zu Liebe, mit allerley Scheingründen eine fchlechte Sache zu einer guten umwandeln will.

Thorilde v. Adlerftein übertrifft noch Natalien an Anmuth und Lebhaftigkeit der Darftellung, und ift eben fo durchgeführt und vollendet, wie fie in den Charakteren, ja noch motivirter. Nach den eigenen Worten der Vfin. beabfichtigte fie, zu zeigen, dafs „Thorilde untergehe, weil ihr bey allem fittlichem Adel ihrer Grundfätze und ihres Charakters die Kraft fehlt, fich mit ihrem Schickfal zu verföhnen, welche uns allein die fefte Zuverficht geben kann, dafs die Vorfehung mit göttlicher Liebe und Weisheit über uns wacht." — Weil nun diefer Fingerzeig in der Vorrede zum erften, Thorilde im 5ten Bande fteht, fo ift es um fo nöthiger, dafs Mütter ihre jungen Töchter die Erzählung nicht ungewarnt lefen laffen; fie dürften aufserdem wähnen, Thorilde fey unglücklich geworden, weil fie, obgleich im Geift fündigend, der Leidenfchaft zu Trotz, aus Prüderie, oder Rückficht auf ihren Ruf, fich die äufsere Reinheit erhielt. *Blätter aus Therefens Tagebuch* können zum Gegengift dienen; eine eben fo tief Betrübte, wie Thorilde, und vom Schickfal Verfolgte ergiebt fich fonder Murren, mit Freyheit und liebevoller Milde, in das über fie Verhängte, weil fie darin das Walten der Vorfehung ahnet, und glaubt, wenn fie auch nicht fchauet. Etwas mehr Kraft in der Dulderin, frifchere Farben des Gemäldes, und die Hauptfigur würde mehr anziehen, gleich jener fchönen unglücklichen Thorilde.

Erinnerungen aus Franciska's Leben find in Anfang, wo von weiblicher Erziehung zur Häuslichkeit und Genügfamkeit, von ächter anfpruchslofer harmonifcher Bildung die Rede ift, unvergleichlich, und enthalten in den wenigen Bogen das Vortrefflichfte, was nur über diefen Gegenftand gelehrt werden kann. Später wird die einfache Gefchichte zum Roman, zwar noch recht gut, aber doch nach dem gewöhnlichen Typus gegoffen. Bey Eudoxia Fedorowna, Kaiferin von Rufsland, theilt die Vfin. das Gefchick ihrer fchreibenden Mitfchweftern, fich in ihre Heldin zu verlieben, und kein fchwaches Fleckchen an ihr zuzugeben. — *Cäcilie*, eine Eheftandsgefchichte, berührt geheime Leiden der Frauen, die in einer fogenannten guten Ehe geiftig untergehen, weil der Mann fie zu Mafchinen herabwürdigt, zu nichts tauglich, als mechanifch ihr Tagewerk zu betreiben, und fich zu putzen. Auch in einigen der übrigen Erzählungen, die wir nicht befonders erwähnen, find die Verhältniffe der Frauen, ihre oft falfche Stellung zur Gefellfchaft, mit fcharfem, geübtem Blick und Mäfsigung beleuchtet.

Briefe an Freunde, gefchrieben auf einer Reife nach Petersburg, möchten wir gewiffermafsen als die Krone der Sammlung rühmen; hier ift auch kein Wort zu viel und zu wenig, die deutlichfte Veranfchaulichung der prächtigen Kaiferftadt, ihrer Paläfte und Kirchen, Gärten und Kunftfchätze, der Sitten, der Denk- und Lebens-Weife, der gefelligen Verhältniffe ihrer Bewohner, um fo willkommener, als felten unparteyifche Männer, die keinen fpeciellen Zweck verfolgen, dorthin reifen, und ihre Beobachtungen öffentlich machen. Noch feltener gefchieht diefs von Frauen, geiftreich und urtheilsbefähigt, deren Anficht zur Vervollftändigung des Panorama's wefentlich nothwendig ift. Die Darftellung von *Klinger* als Menfch und Schriftfteller wurde von ihm felbft dankbar als das Wahrhaftefte, wie er zu erläutern fey, anerkannt.

Paulinens Jugendjahre geben eine Entfagungsgefchichte der beften Art, das Ergreifen des Rechten und Nothwendigen, ohne Ziererey, Wortkram und Spielerey mit dem Märtyrerthum. *Zwey Jahre aus Melanie's Leben*, ftellen ein Beyfpiel der Verblendung auf, des launenhaften Eigenfinns, durch welchen wohlbegabte, einfichtige Frauen leichtfinnige Wüftlinge trefflichen, treu und innig fie liebenden Männern vorziehen.

Franz von Bourbon und Margarethe von Valois verdankt der Bearbeiterin viel, aber das Gebäude des veralteten franzöfifchen Romans war zu morfch; es mufste ganz niedergeriffen werden, wenn aus diefen Haupt- und Staats-Actionen, welche Leute mit hochtönenden Namen vollbringen, nach dem galanten Jargon am Hofe Ludwig XIV fprechend, etwas werden, wenn Leben und ein Begriff gefchichtlicher Wahrheit in diefe eingebildeten Herren und Damen, Zeitgenoffen Franz des Erften, kommen follte.

Unter den 5 Erzählungen des 11ten Bandes gebührt *Auguftens Tagebuch* der Vorzug; Entwickelungsgefchichte eines lieblichen hold weiblichen Wefens, in befchränkten äufseren Verhältniffen, als Lehre und Beyfpiel, in feiner ruhigen Schlichtheit wirkungsreich.

Sehr zu beklagen ift es, dafs die Vfin. die beiden Fragmente: *Glaubensanfichten*, nicht vollendete, ein gerundetes Gemälde des trüben, erkältenden Zuftandes, durch mifsleitete Andächteley hervorgebracht. Keine grellen Gegenfätze erwecken Oppofition, nur ein Gleifsner fcheint unter den abgebildeten Frömmlern zu feyn; aber auch überfpannte Gewiffenhaftigkeit, knechtifche Gottesfurcht kann Geift und Herz lähmen, zur graffen Selbftigkeit, zur Härte gegen den Nächften verführen, gleich Heucheley und rohem Fanatismus.

Die Erzählungen der drey letzten Bände fcheinen franzöfifchen Urfprungs, und können diefs, trotz dem, was die Bearbeiterin dafür gethan, den gehaltvollen Reflexionen, die fie einftreuete, nicht verleugnen. Sie nimmt der Sentimentalität das Sophiftifche, Süfsliche, erhöht fie zur Sehnfucht, zum Gefühl; der eiteln, ehrgeizigen Gefallfüchtigen möchte fie gern den *esprit* in Seele verwandeln, was Inconfequenzen erzeugt, wie es im Original, wo folche Anfprüche nicht vorhanden feyn mochten, nicht der Fall war. Die Tiefe, die philofophifche gemüthliche Befchaulichkeit der deutfchen Nachbildnerin mifcht fich nicht mit der Wefenheit franzöfifcher Romanfchriftfteller; nicht felten diffonirend, immer gefondert gehen beide Selbftthümlichkeiten neben einander hin, und erregen den Wunfch, dafs die Ueberfetzung ganz frey, nur im Plan einiges beybehaltend, oder getreuer feyn möchte.

n.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Historisches Taschenbuch.
Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.
Vierter Jahrgang.
Mit *Rubens* Bildniss.
12. Auf feinem Druckpapier. Cart.
1 Thlr. 16 gr.

Inhalt: I. Das Fest des Fürsten *von Schwarzenberg* zu Paris, im Jahre 1810. Von *K. A. Varnhagen von Ense.* II. Stimmen aus Rom über den päpstlichen Hof im funfzehnten Jahrhundert. Von *Johannes Voigt.* III. Ueber den Maler Petrus Paulus Rubens. Von *G. F. Waagen.* IV. Vorlesungen über die Geschichte der letzten funfzig Jahre. Von *Eduard Gans.* V. Ueber Ehe und Familie. Von *Friedrich von Raumer.*

Jeder der drey ersten Jahrgänge (mit den Bildnissen des Cardinals Richelieu, Maximilians II und Ferdinands II) kostet 2 Thlr.

Leipzig, im Oct. 1832.

F. A. Brockhaus.

Neue Verlags- und Commissions-Artikel der *Buchhandlung des Waisenhauses* in Halle, welche durch alle Buchhandlungen für beygesetzte Preise zu beziehen sind:

Aristotelia von Dr. *A. Stahr.* 2ter Theil. Mit Zusätzen und Registern zum I und II Theile. *Inhalt:* I. Die Schicksale der Aristotelischen Schriften von Aristoteles bis auf Andronikos von Rhodos. II. Die vorhandenen angeblichen Briefe des Aristoteles. III. Ueber den Unterschied exoterischer und esoterischer Schriften des Aristoteles. IV. Sach- und Namen-Register zum ersten und zweyten Theil. gr. 8. 1 Thlr. 18 gr. (1 Thlr. 22½ Sgr.)

Auch unter dem Titel:

Leben, Schriften und Schüler des Aristoteles. Von Dr. *A. Stahr.* Zweyter Theil.

Credner, K. A., Beyträge zur Einleitung in die biblischen Schriften. 1r Band, die Evangelien der Petriner oder Judenchristen. 2 Thlr. 6 gr. (2 Thlr. 7½ Sgr.)

Dathe, J. A., libri historici Vet. Test. Josua, Judices, Ruth, Samuel, Reges, Chronici, Esra, Nehemia und Esther. Ex recensione textus hebr. et versionum antiquar. lat. versi notisque philolog. et crit. illustrati. Edit. II. 8 maj. 2 Thlr. 12 gr. (2 Thlr. 15 Sgr.)

Dieck, C. F., Beyträge zur Lehre von der Legitimation durch nachfolgende Ehe. Nebst einer Einleitung, enthaltend: aphoristische Bemerkungen über die Behandlung des gemeinen deutschen Rechts. gr. 8. 1 Thlr. 6 gr. (1 Thlr. 7½ gr.)

Geschichte, neuere, der evangelischen Missionsanstalten, zur Bekehrung der Heiden in Ostindien; aus den eigenhändigen Aufsätzen und Briefen der Missionarien, herausgegeben von Dr. *H. A. Niemeyer.* 78stes oder 7n Bandes 6s St. 4. 10 gr. (12½ Sgr.)

Gratii Falisci et Olympii Nemesiani carmina venatica cum duobus fragmentis de aucupio. Cum scripturae varietate et aliorum suisque commentationibus edid. *R. Stern.* 8 maj. 1 Thlr. 8 gr. (1 Thlr. 10 Sgr.)

Gütergemeinschaft, die allgemeine eheliche, im Herzogthum Cleve und der Grafschaft Mark. Eine mit erläuternden Anmerkungen begleitete Zusammenstellung der darüber vorhandenen Quellen vom Regierunsrath *von Ronne.* gr. 8. 2 Thlr.

Hauspostille, evangelische, auch für den kirchlichen Gebrauch; enthaltend: Predigten über die Sonn- und Festtags Evangelien und einige freygewählte Texte von dem Verfasser der vom christlichen Verein herausgegebe-

nen Schrift: Offenbarung Gottes u. s. w. 3r Bd. gr. 8. 10 gr. (12½ Sgr.)

Hohl, Dr. *A. F.*, *Analogien der asiatischen Cholera mit der blauen Krankheit und daraus entnommene Resultate.* gr. 8. broch. 4 gr. (5 Sgr.)

Jourdain, *Forschungen über Alter und Ursprung der lateinischen Uebersetzungen des Aristoteles und über griechische und lateinische von den Scholastikern benutzte Commentare*; eine von der Akademie der Inschriften gekrönte Preisschrift. Aus dem Französischen übersetzt, mit einigen Zusätzen und Berichtigungen und einem Namenregister von Dr. *A. Stahr.* gr. 8. 1 Thlr. 20 gr. (1 Thlr. 25 Sgr.)

Kohlrausch, *Fr.*, *die Geschichten und Lehren der heiligen Schrift alten und neuen Testaments*, zum Gebrauch der Schulen und des Privatunterrichts bearbeitet. 2 Theile. 15te unveränderte Auflage. gr. 8. 16 gr. (20 Sgr.)

Kummer, *Dissertatio de cosinuum et sinuum potestatibus secundum cosinus et sinus arcuum multiplicium evolvendis.* 4 maj. geh. 8 gr. (10 Sgr.)

Madai, *Commentatio jur. rom. de vi publica et privata.* 8 maj. 10 gr. (12½ Sgr.)

Morgenbesser, *M.*, *Auswahl kaufmännischer Briefe über alle Gegenstände des Handels nebst Abhandlungen und Aufsätzen*, enthaltend: Darstellungen über den Handel im Allgemeinen; Erörterungen über den Wechsel-, Stempelpapier- und Waaren-Handel; über Rhederey, Havarie und Assecuranzwesen, mit Bezugnahme auf die verschiedenen Anstalten zur Beförderung des Handels, sowie auch auf das Verfahren bey Handels-Streitigkeiten und bey Fallimenten; schliesslich Formulare zu allen im kaufmännischen Geschäftsgange vorkommenden Aufsätzen, verbunden mit einem vollständigen mercantilisch-terminologischen Wörterbuch. Zum Gebrauch für angehende Kaufleute verfertigt. gr. 8. broch. 1 Thlr. 6 gr. (1 Thlr. 7½ Sgr.)

Programm der lateinischen Hauptschule im Waisenhause für das Schuljahr 1831—1832. Inhalt: 1. Briefe von Phalaris, aus der Sammlung Φαλάριδος ἐπιστολαί ausgewählt und aus dem Griechischen übersetzt von *Friedrich Stäger.* 2. Historische Nachrichten von der Schule. Von *J. G. Diek*, Professor und Rector. 4. geh. 6 gr. (7½ Sgr.)

Ruge, *A.*, *die Platonische Aesthetik.* gr. 8. 1 Thlr. 6 gr. (1 Thlr. 7½ Sgr.)

Schmidt, *Max.*, *Commentatio de pronomine graeco et latino.* 4 maj. geh. 20 gr. (25 Sgr.)

Schmieder, *K. C.*, *Geschichte der Alchemie.* gr. 8. 2 Thlr. 8 gr. (2 Thlr. 10 Sgr.)

Schulbuch, neues französisches, mit einem vollständigen französisch-deutschen Wortregister. 10te Aufl. 8. 10 gr. (12½ Sgr.)

Schulz, Dr. *O.*, *Schulgrammatik der lateinischen Sprache.* 7te verb. Auflage. 10 gr. (12½ Sgr.)

Seyffert, *M.*, *de duplici recensione Iphigeniae Aulidensis quaestiuncula.* 8 maj. geh. 4 gr. (5 Sgr.)

Splittegarb, *C. F.*, *französisches Lesebuch für Anfänger.* Nebst einer kurzgefassten Grammatik und einem französisch-deutschen Wörterbuche. 10te Auflage. 10 gr. (12½ Sgr.)

Thilo, Dr. *J. C.*, *über die Schriften des Eusebius von Alexandrien und des Eusebius von Emisa. Ein kritisches Sendschreiben an Herrn Consistorialrath* Dr. *Augusti* zu Bonn. Mit einem Anhange mehrerer bisher unbekannter Homilien des Eusebius von Alexandrien. gr. 8. broch. 18 gr. (22½ Sgr.)

Thomae Magistri sive Theoduli Monachi Ecloga vocum Atticarum. Ex recensione et cum Prolegomenis *Fr. Ritschelii.* 8 maj. Charta impr. velin. 3 Thlr. 12 gr. (3 Thlr. 15 Sgr.)

Weihe, *E.*, *Gedächtnissrede auf Friedrich Heinr. Jacobi*, gehalten am 10 März 1832. gr. 8. broch. 6 gr. (7½ Sgr.)

Wie Luther in unruhigen Zeiten und bey ansteckenden Krankheiten beruhiget und tröstet; eine Schrift für das christliche Volk und ein Spiegel für unsere Zeit, von Dr. *Ernst Bernhardt.* Mit einer Zugabe aus *Zwingli's* Schriften. 8. broch. 8 gr. (10 Sgr.)

Bey *C. A. Reitzel* in Copenhagen ist erschienen, und durch die *Reinsche* Buchhandlung in Leipzig zu beziehen:

De Synesio Philosopho, Libyae Pentapoleos Metropolita. Commentatio, auctore *A. Th. Clausen.* 8. 1 Thlr.

In der *Nauckschen* Buchhandlung in Berlin ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anleitung zum Bau der Fluss-Bagger-Maschinen, nebst Erfahrungen über die grossen Vorzüge derselben vor den gewöhnlichen Handbaggern, von *G. G. Schwahn* (königl. preuss. Obermühlen- und Bau-Inspector). Mit Kupfern und Holzschnitten und einem Kostenüberschlage. Folio. geh. 3⅓ Thlr.

Die Vorzüge der Baggermaschinen beym Reinigen der Flüsse vor gewöhnlichen Handbaggern sind zwar durch Erfahrung hinreichend erprobt und vielseitig anerkannt, jedoch bis jetzt in keinem Lehrbuche gehörig hervor-

hoben; auch ist die Construction und der Gebrauch dieser Maschinen nirgends so genau beschrieben, dass danach beym Bau und bey der Anwendung verfahren und der Kostenbedarf berechnet werden könnte.

Die angezeigte Abhandlung dürfte diese Lücke in der hydrotechnischen Literatur auf befriedigende Weise füllen. In derselben wird nachgewiesen, dass bey gleichem Aufwande von Kraft eine zweckmässige Flussbaggermaschine fünf bis sechsmal so viel leistet als der Gebrauch der Handbagger. Da bey ersten auch die Kraft von Pferden der Kraft von Menschen substituirt werden kann, so wächst der pecuniäre Vortheil in noch viel grösserem Verhältnisse.

Grundriss der allgemeinen Erd- und Länder-Kunde. Ein Leitfaden des geographischen Unterrichts für die Mittel-Classen von Gymnasien und die Ober-Classen höherer Volksschulen, entworfen von *S. Fr. A. Reuscher.* (Director des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Cottbus.) gr. 8. 10 Bog. ½ Thlr.

Dieses Lehrbuch ist, nach Anlage und Ausführung, bestimmt: die *Hauptlehren* der *allgemeinen* Erdkunde, als die allein sichere Grundlage eines rationellen Schulstudiums der Geographie, nicht blos von *Neuem* in die Gymnasien einzuführen, sondern dieselben auch, behufs der Auffassung auf einer *bestimmten* (der *mittleren*) Bildungsstufe, in propädeutischer Form planmässig darzulegen. Wie dasselbe demnach *einer* Seits die primären, grossartigen Höhen- und Tiefen-Verhältnisse und Formen der Continente, in ihrer typischen Bedeutung, nach dem Vorgange des Koryphäen der erdwissenschaftlichen Forschung und Darstellung, *Ritters*, und auf den Grund des vortrefflichen Relief-Globus von *Kummer*, in *allgemeinsten* Umrissen entwirft, um die Auffassung der festen Erdoberfläche *vorzubereiten:* so deutet dasselbe auch *anderer* Seits die *secundären* Formen und Bildungen der Natur in ihrer tellurischen Plastik, oder die von den Hochländern sich absenkenden Terrassen und Tiefländer, kurz die landschaftlichen und Uebergangs-Formen der Erdoberfläche an, um auf diesem naturentsprechenden und daher einzig wahren und richtigen Wege für die *politische* Geographie in ihrem Grenzgewirre und deren schulgerechten Vortrag einen sicheren Lehr- und Leit-Faden zu bieten. Grundsatz, didaktischer, des Verfassers war: das sogenannte *formale* oder *belebende*, anregende und wissenschaftlich bildende Princip der Erdbeschreibung in Aufnahme zu bringen, und nach seinem ganzen Vollwerth für die mittleren Schulkreise des Vaterlandes geltend zu machen; demnach nicht sowohl durch das *Material* und die *Masse*, als durch den *Geist* der Methode auf die, über den Fundamental-Cursus in der Geographie emporgereiste Jugend und deren Lehrer, fördernd und rathend einzuwirken.

---

che Sage vom *Gral*, König *Artus* und den Rittern der *Tafelrunde*, mit denen Merlin, als weltlicher Heiland, den Gral erobern will, aber auf dem Zuge in Noth und Verzweiflung untergeht.

Der zweyte Band
von

Apparatus criticus et exegeticus in Aeschyli tragoedias, contin. *L. F. Abreschii animadversionum ad Aeschylum libros III*,

ist so eben an alle Buchhandlungen versandt, und damit das ganze Werk (Preis 4 Thlr. 12 gr.) geschlossen. Der *erste Band* enthält *Stanleys* und *Reisigs* Commentare.

Halle, im Sept. 1832.

Gebauersche Buchhandlung.

Literarische Anzeige. Im Verlage von *August Lehnhold* in Leipzig ist erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

F. A. Wolf's Darstellung der Alterthumswissenschaft, nebst einer Auswahl seiner kleinen akademischen Schriften; und literarischen Zugaben zu dessen Vorlesungen über die Alterthumswissenschaft. Herausgegeben von Dr. *S. F. W. Hoffmann.* Mit *Wolf's* Bildniss. gr. 8. 1833. 1 Thlr. 18 gr.

Die Freunde und Verehrer des unsterblichen *Wolf* erhalten hiemit dessen Schrift über die Alterthumswissenschaft, vereinigt mit anderen kleinen, meistens als akademische Programme erschienenen, sehr interessanten und belehrenden Aufsätzen. Gewiss sind auch den Besitzern der im nämlichen Verlag erschienenen und vom Hn. Diak. *Gürtler* herausgegebenen Vorlesungen *Wolf's* die literarischen Zugaben zu denselben sehr erwünscht, indem sie darin eine vollständige Uebersicht der die Philologie betreffenden Literatur erhalten, von der Zeit an, in welcher *Wolf* die Vorlesungen hielt, bis herab in unsere Tage, begleitet von anderen belehrenden Zusätzen. Von den Vorlesungen selbst sind bis jetzt 3 Bände erschienen, welche folgende Gegenstände behandeln:

1r Bd. *Vorlesung über die Encyklopädie der Alterthumswissenschaft.* 1831. 1 Thlr. 18 gr.
2r Bd. *Vorlesung über die Geschichte der griechischen Literatur.* 1831. 1 Thlr. 18 gr.
3r Bd. *Vorlesung über die Geschichte der römischen Literatur.* 1832. 1 Thlr. 18 gr.

Es ist diess das einzige Umfassendere, was von den Vorträgen dieses ausgezeichneten Mannes bekannt gemacht worden ist.

Das obigem Werke beygefügte Bildniss *Wolf's* ist durch Aehnlichkeit, sowie durch Stich und Druck, gleich ausgezeichnet, und werden auch einzelne Abdrücke davon auf schönem Schweizerpapier in 4. zu dem billigen Preise von 8 gr. pr. Exemplar abgegeben.

Bey *Gerhard* in Danzig ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen geheftet für 10 gr. zu haben:

Preussen und Polen,
eine Beleuchtung der Verhältnisse beider in Bezug auf die neueste polnische Revolution, mit vorzüglicher Rücksicht auf die von einigen Journalisten gegen Preussen gerichteten Angriffe und die übergetretenen polnischen Truppen bey *Elbing*, *Dirschau* und *Marienburg*. Nach den zuverlässigsten Quellen und eigener Wahrnehmung. Von einem *Bewohner Westpreussens.*

Die vorliegende Schrift ist sehr interessant und der Wahrheit getreu. Sie sollte von recht vielen, namentlich aber von allen denen gelesen werden, die dem Benehmen der preussischen Behörden gegen die Polen einen Tadel anheften wollen.

Wohlfeiler Bücher-Verkauf.

Das VIte Verzeichniss meiner antiquarischen Bibliothek, welches 2247 Bände aus allen Fächern der Wissenschaften enthält, ist fertig geworden, und durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Literaturfreunden bietet dasselbe eine reiche Auswahl dar, die Preise der Bücher sind sehr billig gestellt.

Gotha, im Nov. 1832.

J. G. Müller.

II. Uebersetzungs-Anzeigen.

In der unterzeichneten Verlagshandlung ist so eben unter der Presse, und wird in Kurzem erscheinen:

Genesis des Strafrechtes von *G. D. Romagnosi.*
Aus dem Italiänischen.
Als Einleitung:
Vergleichung der Theorie von *Romagnosi* mit ähnlichen Theorieen deutscher Rechtslehrer. Von *Heinrich Luden*, Doctor der Rechte und der Philosophie, Privatdocenten zu Jena.

Jena, im Oct. 1832.

Bran'sche Buchhandlung.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

November 1832.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Erschienen und versandt ist:

Journal für technische und ökonomische Chemie, herausgegeben von Prof. *O. L. Erdmann.* XVten Bandes 2tes Heft. 1832. No. 10. Mit 1 Kupfer.

Inhalt: 13) *Winkler*, einzelne Bemerkungen über Amalgamation. 14) *Hamann*, Nachrichten über die Tarnowitzer Bley- und Silberschmelz-Processe. 15) *Sefström*, Fortsetzung der Versuche über die Bildung und Eigenschaften der in den Schlacken von Eisenhüttenwerken vorkommenden Verbindungen. 16) *Seven*, Versuche zu Ausmittelung des Einflusses, welchen das Eisenoxydulsilicat beym Glühen in verschiedenen Gasarten erleidet. — Zusatz vom Prof. *Sefström.* 17) *Lampadius*, über die Bildung und chemische Mischung der Hüttenproducte. Fortsetzung. 18) Ueber schlagende Grubenwetter und die Davysche Sicherungslampe. 19) Ueber zweckmäſsige Behandlung des Holzes als Brennmaterial. 20) Ueber die Wirkung der Adhäsion auf das Kochen. 21) Notizen.

Leipzig, den 23 Oct. 1832.

Joh. Ambr. Barth.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. *Heinr. Lengs Jahrbuch aller neuen wichtigen Erfindungen und Entdeckungen*, sowohl in den Wissenschaften, Künsten, Manufacturen und Handwerken, als in der Land- und Haus-Wirthschaft. Mit Berücksichtigung der neuesten deutschen, französischen und englischen Literatur. VII Jahrgang (Erfindungen von 1828). Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr.

Bey der überaus ehrenvollen Anerkennung, welche dieses wichtige Werk in den vorzüglichsten deutschen und französischen kritischen Blättern einstimmig fand, ist es bereits den Literatoren und auch namentlich den Technologen zu wohl bekannt, als daſs es mehr als der Anzeige vom Erscheinen dieses neuesten Jahrganges bedürfte. (Der ferneren Fortsetzung kann jeder Abnehmer versichert seyn.)

Neue Verlagsbücher und neue Auflagen, welche im Jahr 1832 bey *H. R. Sauerländer* in Aarau erschienen, und in allen bekannten Buchhandlungen von ganz Deutschland und der Schweiz um die beygesetzten Preise vorräthig zu haben sind.

Bronner, Fr. X. (Archivar des Cantons Aargau), Anleitung, Archive und Registraturen nach leichtfaſslichen Grundsätzen einzurichten und zu besorgen. gr. 8. 45 kr. od. 12 gr.

Hirzel, C., praktische französische Grammatik, oder vollständiger Unterricht in der französischen Sprache. *Achte* viel verbesserte Auflage von *C. von Orell.* gr. 12. 54 kr. od. 14 gr.

Hirzel, C., neues französisches Lesebuch. Eine Auswahl französischer und deutscher Aufgaben; vervollständiget von *C. v. Orell*, dem Revisor von dessen Grammatik. *Dritte* verbesserte Auflage. gr. 8. 45 kr. od. 12 gr.

Dictionaire français-allemand, à l'usage des écoliers, première partie; und *deutsch-französisches Wörterbuch*, zweyter Theil; zum Gebrauch für Schüler, welchen *Hirzels* französische Grammatik zum Unterricht dient. Beide Theile in einem Band. *Dritte* verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. 1 fl. 30 kr. od. 20 gr.

Orell, C. von, kleine französische Sprachlehre für Anfänger, namentlich für solche, mit welchen der Lehrer späterhin die von dem Verfasser mehrmals revidirte Hirzelsche Grammatik zu durchgehen gedenkt. In 12. 13½ Bogen. 24 kr. od. 6 gr.

Histoire de la nation suisse par Henri Zschokke, traduite de l'Allemand par *Ch. Monnard*. Nouvelle édition revue par le traducteur. En 12. papier ordinair 1 fl. od. 16 gr.

Keller, G. Victor, Katholikon, für Alle unter jeder Form das Eine. *Dritte* verb. Auflage. gr. 8. Weiss Pap. 2 fl. od. 1 Thlr. 8 gr. Halbw. Pap. 1 fl. 30 kr. od. 1 Thlr.

Legende, goldene, oder wahre und kurze Glaubens- und Lebens-Beschreibungen der Heiligen Gottes. Ein Erbauungsbuch zur Beförderung des ächten Christenthums auf jeden Tag des Jahres. *Zweyte* sorgfältig revidirte Ausgabe. gr. 8. 2 fl. 30 kr. od. 1 Thlr. 16 gr.

Maltens, H., Bibliothek der neuesten Weltkunde. *Neue Folge*. Jahrgang 1832. Zwölf Theile in vier Bänden. 12 fl. od. 8 Thlr.

Moskau und Petersburg beym Ausbruch der Cholera morbus. Blätter aus dem Tagebuch eines Reisenden. Mit Bemerkungen über die bisher gemachten Erfahrungen von dieser Krankheit, von Dr. *Th. Zschokke*. 8. geh. 30 kr. od. 8 gr.

Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote. Ein Volksblatt von *H. Zschokke*. 29r Jahrgang 1832; in gr. 4. mit Stempelgebühr für 52 Numern. 3 fl. 20 kr. oder 2 Thlr. 4 gr.

Der Nachläufer für 1832. hiezu besonders 1 fl. 40 kr. od. 1 Thlr. 2 gr.

Dieses Volksblatt wird auch im nächsten Jahr 1833, als der dreyssigste Jahrgang, fortgesetzt, und es kann dieses Blatt den auswärtigen Verlegern für ihre literarischen Anzeigen noch insbesondere empfohlen werden, indem solche dadurch in der Schweiz zur Kenntniss gelangen.

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung. *Dreyzehnte* vollständige Originalausgabe, in 12 Theilen in Taschenformat auf ordinärem Papier 6 fl. od. 4 Thlr. Auf weissem Papier 8 fl. od. 5 Thlr. 8 gr.

Desselben Werkes vierzehnte vollständige Originalausgabe in grobem Druck; auf halbweissem Papier 7 fl. 30 kr. od. 5 Thlr.

Desselben Werkes fünfzehnte vollständige Originalausgabe in grossem Bibelformat und in reinem Druck; zwey Abtheilungen in einem Band, auf halbweissem Papier. 3 fl. 45 kr. od. 2 Thlr. 12 gr.

Diese wohlfeilste Ausgabe hat sich schnell verbreitet, und ist nun nach kaum beendigtem Druck auch schon wieder vergriffen. *Es ist bereits mit dem Druck der sechszehnten Auflage angefangen worden*, welche in demselben grossen Bibelformat auf halbweissem Papier und zu dem gleichen Preis à 3 fl. 45 kr. od. 2 Thlr. 12 gr. erscheint; *die erste Lieferung wird bis im nächsten Monat November in allen Buchhandlungen zu haben seyn*, wo man vorläufig Bestellungen darauf annimmt; der Druck dieser wohlfeilsten Ausgabe wird ununterbrochen fortgesetzt, und bis zur künftigen Ostermesse beendigt seyn.

Kleine gesammelte Schriften von Dr. *Paul Usteri*, weiland Amtsbürgermeister und Präsident des grossen Raths des eidsgenössischen Standes Zürich. Ein Band in gross Octavformat auf weissem Papier. 2 fl. 45 kr. od. 1 Thlr. 20 gr.

Prometheus. Für Licht und Recht. Zeitschrift in zwanglosen Heften, herausgegeben von *H. Zschokke* und seinen Freunden. gr. 8. geheftet. Erster und zweyter Theil, jeder Theil 3 fl. od. 2 Thlr.

Ueber die Erscheinung dieser neuen Zeitschrift des verehrten Herrn Herausgebers, so wie über ihre äusserst günstige Aufnahme, sind uns bis jetzt auf dem Wege des ausgebreiteten Buchhandels aus allen Gegenden die erfreulichsten Berichte zugekommen, und wir haben bey diesem Anlass abermals wahrnehmen können, welcher hohe Grad von Achtung, Liebe und Verehrung Hn. *Zschokke* auch im Ausland zu Theil geworden. — Der zweyte Theil, welcher hauptsächlich den Briefwechsel zwischen dem verewigten Hn. *C. von Bonstetten* in Genf und dem Herausgeber enthält, und der der gebildeten Lesewelt einen interessanten Genuss gewähren wird, ist sehnlichst erwartet; der Druck desselben soll daher im nächsten Monat beendigt, und die Versendung im October bewerkstelligt werden.

Zschokke's ausgewählte historische Schriften. Sechszehn Theile in Taschenformat. Weiss Pap. 8 Thlr. od. 12 fl. Ord. Pap. 6 Thlr. od. 9 fl.

Dessen ausgewählte Dichtungen, Erzählungen und *Novellen*. Zehn Theile in Taschenformat. Weiss Pap. 9 Thlr. 16 gr. od. 14 fl. 30 kr. Halbweiss Papier 6 Thlr. 16 gr. od. 10 fl.

Dieselbe vollständige Sammlung in Einem Bande in gross Median-Octav. Weiss Pap. 7 Thlr. 8 gr. od. 11 fl. Halbweiss Papier 5 Thlr. od. 7 fl. 30 kr.

Diese beiden Ausgaben der historischen und belletristischen Schriften bilden die *ausgewählte Sammlung von H. Zschokke's Schriften*.

Conversations-Lexikon
der
neuesten Zeit und Literatur.

Das sechste und siebente Heft, bis Ende *E*,

womit der erste Band geschlossen ist, wird so eben ausgegeben, und ist besonders reich an den interessantesten Artikeln über die neueste Zeit, unter denen ich hier nur *Deutschland*, *Diebitsch*, *Diplomatie*, *Domainenfrage*, *Dresden im Jahr* 1830, *Dupin* d. Aelt., *Dwernicki*, *Eisenbahnen*, *Emancipation der Juden*, *Emancipation der Katholiken*, *England*, *Entdeckungsreisen*, namhaft machen will. Diess Werk, das immer mehr Theilnahme findet, so dass eine Auflage von fast 30,000 Ex. bald vergriffen seyn wird, ist sowohl für sich bestehend und in sich abgeschlossen, bildet aber auch einen Supplementband zu allen früheren Auflagen des Conversations-Lexikons, und seine Tendenz wird durch das Motto aus *Shakspeare:* — „*Der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen,*" treffend bezeichnet. Jedes Heft kostet

auf weissem *Druckpapier* 6 Gr.
auf gutem *Schreibpapier* 8 Gr.
auf extrafeinem *Velinpapier* 15 Gr.

Das achte Heft, mit den wichtigen Artikeln über Frankreich, ist seiner Beendigung nahe, und jede drey Wochen wird ein neues Heft erscheinen.

Leipzig, im Oct. 1832.

Fr. A. Brockhaus.

Neueste Erscheinung im Gebiete der Philologie.

Von dem wichtigen Werke:

CORPUS GRAMMATICORUM LATINORUM VETERUM, collegit, auxit, recensuit ac potiorem lectionis varietatem adiecit *Frider. Lindemannus* sociorum opera adiutus. Tom. I. Donatum, Probum, Eutichium, Arusianum Messium, Maximum Victorium, Asperum, Phocam continens. 4 mai. 50 Bogen (incl. 4½ Bogen Indices).

Druckpap. 3 Thlr. 6 Gr. od. 3 Thlr. 7½ sGr.
Engl. Pap. 4 Thlr. 12 Gr. od. 4 Thlr. 15 sGr.

welcher schon im vorigen Jahre erschienen, ist so eben an alle soliden Buchhandlungen die Fortsetzung versandt, und enthält:

——— Tom. II. Pauli Diaconi excerpta et Sex. Pompeii Festi Fragmenta continens. 4 mai. 107 Bogen (incl. 60 Bogen Commentar und 12 Bogen Indices).

Druckpap. 8 Thlr. 12 Gr. od. 8 Thlr. 15 sGr.
Engl. Pap. 12 Thlr. 9 Gr. od. 12 Thlr. 11½ sGr.

——— Tom. III. Isidori Hispalensis Episcopi etymologiarum Libros XX continens. Accedunt Tabulae tres lapidi inscriptae. 4 mai. 89 Bogen (incl. 7 Bogen Indices).

Druckpap. 5 Thlr. 18 Gr. od. 5 Thlr. 22½ sGr.
Engl. Pap. 8 Thlr.

Eine ausführliche Anzeige über den Werth und die Vorzüglichkeit dieses in seiner Art einzigen Werkes befindet sich in *Jahn's* Jahrbüchern 6r Band 1stes Heft u. s. w. Diess zur vorläufigen Notiz für jeden Freund der lateinischen Sprache.

Leipzig, im November 1832.

B. G. Teubner u. *F. Claudius.*

Medicin.

Bey *Gerhard* in Danzig erschien so eben, und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. *Ernst Barchewitz, über die Cholera.* Nach eigener Beobachtung in Russland und Preussen. 8. broch. Preis 1 Thlr.

Des Hn. Verfassers in Russland und Preussen selbst gemachte Erfahrungen über die Cholera sind in diesem Buche, durch dessen Erscheinen die Wissenschaft vortheilhaft bereichert wird, niedergelegt.

Geschäfts-Tagebuch für praktische Heilkünstler auf das Jahr 1833. Ein Taschenbuch zum täglichen Gebrauch für ausübende Aerzte. Nebst einem Anhang enth. Mittheilungen praktisch gemeinnützigen Inhalts, in neuester Zeit gesammelt, im Gebiete der Heilkunde und der damit verbundenen Naturwissenschaften, herausgegeben von *H. S. Sinogowitz*, Dr. der Med. und Chir. königl. preuss. Regiments-Arzt u. s. w.

Das vorliegende ärztliche Geschäfts-Tagebuch ist so *compendiös und zweckmässig* eingerichtet, dass es für jeden, selbst den *eine sehr bedeutende* Praxis habenden Arzt brauchbar ist, und selbst die gewöhnlich grösseren Tabellen unnöthig macht.

Schriften von *Fr. H. von der Hagen*, Professor an der Universität Berlin, welche im Verlage der Buchhandlung *Josef Max* und *Comp.* in Breslau erschienen, und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten sind.

Briefe in die Heimat aus Deutschland, der Schweiz und Italien. Von *Fr. H. von der Hagen.* Mit Abbildungen. 4 Bände. gr. 12. 2 Thlr. 16 gr.

Irmin; seine Säule, seine Strasse und sein Wagen. Einleitung zu Vorlesungen über altdeutsche und altnordische Götterlehre. Von

Fr. H. von der Hagen. gr. 8. Geheftet. 4 gr.

Nordische Heldenromane. 1r bis 3r Band. *Wilkina-* und *Niflunga- Saga* oder *Dietrich von Bern* und die *Nibelungen.* Von *Fr. H. von der Hagen.* 12. Geheftet. 2 Thlr.

Nordische Heldenromane. 4r Band. *Volsunga-Saga,* oder *Sigurd* der *Fafnirstödter* und die *Niflungen.* Von *Fr. H. von der Hagen.* 8. 16 gr.

Nordische Heldenromane. 5r Band. *Ragnar-Lod-Brok's-Saga* und *Norna-Gest-Saga.* Von *Fr. H. von der Hagen.* 8. 16 gr.

Die Nibelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und immer. Von *Fr. H. von der Hagen.* 8. Geheftet. 8 gr.

Das Nibelungen-Lied. Zum ersten Male in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Handschrift, mit Vergleichung aller übrigen Handschriften. Herausgeg. von *Fr. H. von der Hagen.* 3te, mit Einleitung und Wörterbuch vermehrte *Schul-Ausgabe.* gr. 8. 1 Thlr. 18 gr. Velinpapier 2 Thlr. 18 gr.

Das Nibelungen-Lied. Grosse Ausgabe. Mit Lesarten aller Handschriften unter dem Texte und Erläuterungen der Sprache, Sage und Geschichte. Herausgegeben von *Fr. H. von der Hagen.* 1r Band. Auch unter dem Titel: *Der Nibelungen-Noth.* 3te berichtigte, mit Einleitung und Wörterbuch vermehrte Auflage. gr. 8. Cartonnirt 3 Thlr. 16 gr. Velinpapier. 4 Thlr. 20 gr.

Gottfrieds von Strassburg sämmtliche Werke. Mit Einleitung und Wörterbuch, herausgegeben von *Fr. H. von der Hagen.* Mit 1 Kupfer. 2 Bände. *Tristan* und *Isolde* und *Gottfrieds sämmtliche Gedichte* enthaltend. gr. 8. 1 Thlr. 18 gr. Velinpapier 2 Thlr. 18 gr.

Von *Ernst Fleischer* in Leipzig ist so eben an alle Buchhandlungen versandt worden:

Löhr, J. A. C., wohlfeiles ABC- und Lese-Buch. Neu herausgegeben von M. *K. F. Bräunig.* Mit 11 Bildern. Dritte vermehrte und umgearbeitete Ausgabe. 8. à 4 gr.

Sophoclis Oedipus Rex. Ad optimorum Librorum fidem iterum recensuit et brevibus Notis instruxit *C. G. A. Erfurdt.* Editio III cum Adnotationibus *Godofr. Hermanni.* 8. à 1 Thlr. 4 gr.

Treitschke, Fr., die Schmetterlinge von Europa. (Fortsetzung des Ochsenheimer'schen Werks.) 9r Bd. 1te Abth. gr. 8. à 1 Thlr. 16 gr.

Leipzig, d. 1 Oct. 1832.

III. Uebersetzungs-Anzeigen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. *C. A. Gründler* (k. b. Hofr. und Prof. d. Rechte zu Erlangen), Uebers. der Quellen der in den deutschen *Bundesstaaten geltenden Land- und Lehn-Rechte,* nebst Sammlungen derselben und Nachweisung der darüber vorhandenen Commentare und Schriften. Gr. 8. 2 Thlr.

Dieses Handbuch hilft einem Bedürfniss ab, welches bisher sowohl theoretische als praktische Juristen und Staatsmänner sehr gefühlt haben, indem es an einem Werke mangelte, das die allgemeinen und particularen Gesetze der deutschen Bundesstaaten in chronologischer Ordnung, ferner eine Angabe der Gesetzsammlungen und ein systematisches Verzeichniss der Schriften über die particularen Gesetze enthält. — Der Hr. Verf. ist, wie er in der Vorrede bemerkt, der Meinung, dass dieses Werk bey den Lehrvorträgen gebraucht werden könne, wo es unmöglich ist, die Menge von Landesgesetzen und von Schriften über dieselben durchzugeben, dass es aber auch dem theoretischen wie dem praktischen Juristen von grossem Nutzen seyn werde, indem jene durch die mitgetheilten Verordnungen und Schriften mit den Rechtsinstituten und Gültigkeit derselben bekannt werden, welche Kenntniss ihnen zur Bildung und Begründung der Theorie des germanischen Rechts nothwendig ist, diese aber eine genaue Kenntniss der Rechte, welche in dem Lande ihrer Anstellung gelten, erhalten, und zugleich mit den Schriften über die einzelnen Lehren bekannt werden, aus denen sie sich Raths erholen können. — Der Hr. Verf. erwartet von seinen in ganz Deutschland zerstreuten Freunden und ehemaligen Zuhörern, dass sie für die Ausbreitung dieses Werkes sorgen und ihm Berichtigungen und Zusätze zu demselben mittheilen werden.

So eben ist bey mir erschienen, und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Schmid (Reinhold), die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen herausgegeben. Erster Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend. Gr. 8. 25 Bogen auf gutem Druckpapier. 2 Thlr. 6 gr.

Leipzig, im Oct. 1832.

F. A. Brockhaus.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

November 1832.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten-Chronik.

Chronik der Universität Marburg im Studienjahre 1831 — 1832.

Das Prorectorat verwaltete vom 11 September 1831 bis zum 9 Sept. 1832 der Prof. der Rechte, Hr. Dr. *H. E. Endemann*. Bey der Uebergabe desselben an den Prof. der Medicin, Hn. *E. C. J. von Siebold*, schrieb er ein Programm „*de chirographo et exceptione non numeratae pecuniae.*“

Zur Feier des Geburtsfestes S. K. H. des Kurfürsten am 28 Juli 1832 und des S. H. des Kurprinzen und Mitregenten am 20 Aug. 1832 lud Hr. Prof. *Wagner* ein durch zwey Programme „*Chronicon Parium adnotationibus illustratum. P. I et II.*

Hr. Dr. *Karl Friedrich Hermann* wurde am 14 März 1832 als ordentlicher Professor der alten Literatur von Heidelberg hieher berufen, Hr. Dr. *Cornelius Boek* als ausserordentlicher Professor der Archäologie am 28 Dec. 1831 bestallt, und Hr. Dr. *Joseph Rubino* aus Cassel, mit dem Titel Professor, als Lehrer der alten Sprachen und alten Geschichte, am 29 März 1832 hieher versetzt. — Hr. Prof. *Hermann* schrieb als Antritts-Programm „*de conditione atque origine eorum, qui homoei apud Lacedaemonios appellati sunt.*“

Als Privatdocent habilitirte sich am 26 Oct. 1831 im Fache der Philosophie Hr. Dr. *Conrad Matthias* aus Cassel durch Vertheidigung seiner Dissertation „*de philosophiae in academiis docendae via ac ratione.*“

Im Sommersemester 1832 erhielt der von der Herzogl. Nassauischen Regierung zum Professor an der katholisch-theologischen Facultät designirte Hr. Dr. *Jakob Sengler* aus Frankfurt a. M. die Erlaubniss, philosophische Vorlesungen halten zu dürfen. — Der bisherige Professor der Rechte Hr. Dr. *J. W. Bickell* wurde nach Ostern 1832 an das Oberappellations-Gericht in Cassel versetzt.

Gehaltszulagen erhielten die Professoren Hr. *Zimmermann*, *Justi*, *Hupfeld*, *Löbell*, *Endemann*, *Wenderoth*, *Ullmann*, *Bünger*, *Herold*, *Creuzer*, *Gerling*, *Rehm*, *Suabedissen*, *Hessel*, *Vollgraff*, *Scheffer* und *Hüter*.

Die Fonds sämmtlicher akademischer Institute, mit Ausnahme des zoologischen Cabinets und des philologischen Seminars, wurden beträchtlich vermehrt.

Die *juristische Facultät* ertheilte am 3 März 1832 Hn. *Carl Sternberg* aus Marburg die Doctorwürde.

In der *medicinischen Facultät* promovirten die Hnn.: *Ernst Fuhrhans* aus Cassel, am 5 Nov. 1831; *Carl Gustav Philipp Altmüller*, Leibchirurg zu Cassel, am 19 Nov.; *Carl Adolph Gustav Osius* aus Hanau, am 15 Nov.; *Heinrich Groell* aus Lichtenau, *Hermann Lippross* aus Veckerhagen und *Philipp Kothe* aus Melsungen, am 16 Nov.; *Carl Justi* aus Pyrmont und *Georg Ludwig Bauer* aus Marburg, am 17 Dec.; *Benedict Stilling* aus Kirchhain, am 25 Jan. 1832; *Johann Ludwig Grandidier* aus Cassel, *Julius Emilius Valentin Schütte* aus Cassel und *Georg Friedrich Siebrecht* aus Cassel, am 10 März; *Marius Heinemann* aus Schlüchtern, am 28 März; *Christ. Heldmann* aus Frankfurt a. M., am 29 März; *Fr. Adolph Arnold Heisen* aus Rotenburg, am 30 März; *Johann Gustav Krupp* aus Cassel, am 8 Aug.; *Georg Adelmann* aus Fulda und *Johann Georg Ofenstein* aus Fulda, am 22 August; *Friedrich Schreier* aus Marburg, am 4 Sept.; *Ernst Matsko* aus Cassel und *Wilhelm Schirmer* aus Rotenburg, am 6 Sept.; *Georg Friedrich Lambert* aus Fritzlar und *Peter Bäumler* aus Gudensberg, am 8 Sept.

Die *philosophische Doctorwürde* erhielten die Hnn. *Johann Heinrich Riecken*, Lehrer an der Bürgerschule zu Chemnitz, am 16 Jan. 1832; *Jak. Sengler*, designirter Professor der katholischen Theologie zu Marburg, am 21 März; *Carl Eichhoff*, Lehrer an der höheren Bürgerschule zu Crefeld, am 24 März; *Ludwig*

Heinrich Richard genannt *Breſſel* aus Neuwied, am 26 März.

Die Zahl der Studirenden betrug im Winterſemeſter 18$\frac{31}{32}$: 372, im Sommerſemeſter 1832: 401.

Der Prolog zu dem neueſten Winter-Lections-Kataloge iſt dieſsmal von dem Hn. Prof. Dr. *Karl Friedrich Hermann* verfaſst worden, und enthält *Obſervationes in Platonis rempublicam* lib. VI. p. 505 ſeq.

II. Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Der erſte Profeſſor der Medicin zu Gieſsen, Hr. Dr. *Nebel*, hat den Charakter eines Geheimen Medicinalraths erhalten.

Hr. Prof. *Speck* iſt von dem Lyceum zu Conſtanz an das Gymnaſium zu Freyburg im Breisgau verſetzt worden.

Hr. Marcheſe *Arditi*, Director des Muſeo Borbonico in Neapel, hat vom Könige von Preuſſen den rothen Adlerorden 2 Cl. erhalten.

Hr. *Konrad Stephan Matthias*, Licentiat der Theologie in Greifswald, iſt zum auſserordentl. Prof. daſelbſt ernannt worden.

Hr. Prof. *Nörrenberg* in Darmſtadt hat die erledigte ordentl. Profeſſur der Mathematik, Phyſik und Aſtronomie auf der Univerſität zu Tübingen erhalten.

Hr. Staatsrath *Krug*, Mitglied der Akad. der Wiſſenſchaften zu Petersburg, iſt zum wirklichen Staatsrath befördert worden.

Hr. Dr. *J. Ruſt*, ord. Prof. der Theologie zu Erlangen, iſt zum ord. Profeſſor der Dogmatik, Moral und Apologetik und zum Mitgliede der theolog. Facultät daſelbſt mit Gehaltszulage ernannt worden.

Hr. Oberbibliothekar und Prof. *J. D. Reuſs* zu Göttingen hat von dem Könige von Würtemberg den Orden der Würtembergiſchen Krone erhalten.

Hr. Prof. *Matter*, Inſpector der Akademie zu Straſsburg, iſt zum Generalſtudien-Director an die Stelle des Hn. *Chenedollé*, der in Ruheſtand verſetzt iſt, ernannt worden.

Hr. Prof. Dr. *Lücke* zu Göttingen hat den Charakter als Conſiſtorialrath und die Hnn. Profeſſoren *Diſſen*, *Müller*, *Albrecht* und *Blume* den Hofrathscharakter erhalten.

Der k. k. Hofrath Hr. *Joſeph von Hammer* zu Wien iſt vom König von Dänemark zum Commandeur des Danebrog-Ordens ernannt worden.

Die Hnn. Profeſſoren *Nägele* und *Schloſſer* in Heidelberg ſind vom Groſsherzoge von Baden zu Geh. Räthen zweyter Claſſe ernannt worden.

In Paris iſt Hr. *Julien* Profeſſor der chineſiſchen Sprache, Hr. *Elie de Beaumont* Profeſſor der Geologie, am Collège de France; Hr. *Dumas*, Prof. der Chemie im botaniſchen Garten, Mitglied der Akademie der Wiſſenſch.; Hr. *Eugène Burnouf* Mitglied der Akademie der Inſchriften, an *St. Martins* Stelle, und die 6 erledigten Profeſſuren bey der mediciniſchen Facultät ſind mit den Hnn. DD. *Forget*, *Dubois* (aus Amiens), *Hourman*, *Vidal*, *Mainière* und *Guillot* beſetzt worden. Hr. *De Blainville* hat die von *Cuvier* bekleidete Profeſſur der vergleichenden Anatomie am Jardin des Plantes erhalten, und Hr. *Dulong* iſt an *Cuviers* Stelle lebenslänglicher Secretär bey der Akademie der Wiſſenſchaften geworden.

Hr. Prof. Dr. *Falk* in Kiel hat den Charakter eines Etatsrathes erhalten.

Zu Königsberg iſt Hr. Prof. *Schaub*, ſeither Director des Gymnaſiums zu Danzig, Schulrath bey dem Provinz-Schul-Collegium und der Regierung, und Hr. Schulrath Dr. *Lucas* Director des Kneiphöfchen Gymnaſiums geworden. Hr. Dr. *Richelet*, ſeither Privatdocent, hat eine auſserord. Profeſſur in der philoſ. Facultät daſelbſt erhalten. Hr. Dr. *von Wegnern* ebendaſ. iſt zweyter evang. Prediger zu Schaaken in Preuſſen geworden.

Hr. Prof. Dr. *Struve* zu Dorpat hat den Charakter eines Staatsrathes erhalten.

Zu Berlin iſt der bisherige Redacteur der Preuſſ. Staatszeitung, Hr. Hofr. Dr. *John*, zum Geh. Hofrath ernannt, und Hr. Alumnen-Inſpector *Seebeck*, ſowie Hr. Oberlehrer *Salomon* am Joachimsthaler Gymnaſium haben den Profeſſor-Titel erhalten.

Hr. Prof. Dr. *Ernſt Nizze* iſt Director des Gymnaſiums zu Stralſund, Hr. Prof. Dr. *Ferd. Haſenbalg* Conrector und Hr. Dr. *Friedr. Cramer* Subrector geworden.

Der Oberlehrer am Gymnaſium zu Zerbſt, Hr. *Heinrich Ritter*, iſt zum Director deſſelben, und Hr. Dr. *Friedr. Sintenis* zum Oberlehrer an demſelben ernannt worden.

Hr. *Hermann*, ſeither Rector zu Otterndorf, iſt Lehrer der dritten Claſſe am Gymnaſium zu Göttingen mit dem Titel eines Conrectors geworden.

Der Prof. und Dr. der Theologie, Hr. *Böhmer* in Greifswalde, iſt von da nach Breslau abgegangen.

Hr. *C. A. Munzel*, Profeſſor der Architectur, iſt von Berlin nach Greifswalde verſetzt worden.

Die mediciniſch chirurgiſche Geſellſchaft zu Edinburgh hat den Dr. med. Hn. *Gerhard von dem Buſch* zu Bremen zu ihrem correſpondirenden Mitgliede ernannt.

Dem Rector des Lyceums zu Saalfeld Hn. Dr. *Friedrich Reinhardt*, welcher ſich jetzt mit einer lateiniſchen Bearbeitung der *Voſſiſchen* Commentare zu Virgils Landgedichten beſchäftiget, iſt, „in Betracht des lobenswer-

then Eifers in seinem Lehramte und seiner Verdienste um die genannte Lehranstalt," durch ein höchstes herzogl. Rescript das Prädicat als *Professor* ertheilt worden.

Der seitherige sechste ordentl. Prof. der Rechte auf der Universität Jena, Hr. Dr. *Heimbach*, ist zum vierten nicht akademischen Rath bey dem Gesamt-Oberappellationsgericht daselbst ernannt worden, und hat diese Stelle bereits angetreten.

III. Nekrolog.

Am 18 April starb in Wiesbaden der Prof. der Rechte an der Universität zu Bonn, Dr. *C. A. von Droste Hülshoff*, noch nicht 39 J. alt.

Am 22 Juni zu Mailand der als Botaniker und Numismatiker ausgezeichnete Ritter *Ludwig Castiglioni*, im 75 Jahre d. A.

Am 6 Juli in Baden-Baden der wegen seiner dramatischen und ästhetischen Schriften geschätzte Schriftsteller, *Ludwig Robert*, geb. zu Berlin im J. 1779.

Am 19 zu Kupferzell der durch Schriften bekannte Gräfl. Erlbachsche Hofrath *Karl Weber*.

Am 28 zu Wien der k. k. Hoftheatersecretär und Dramaturg, *Joseph Schreivogel*, als Dichter auch unter dem Namen *West* bekannt.

Am 30 Juli zu Paris der Präsident des Consistoriums der reformirten Kirche und seit 50 Jahren verdienstvoller Prediger, *Marron*, 78 J. alt.

An dems. Tage zu Posen der Regierungs- und Medicinal-Rath, Dr. *Christian Gottlieb von Gumpert*, im 58 Lebensjahre.

In dems. Monate der ausgezeichnete russische Dichter *Romanowitzsch Derschawin* auf seinem Landgute bey Nowogrod.

Am 16 August zu Bern der Altschultheiss *v. Wattenwyl*.

Am 12 zu Florenz der Abbé *Zannoni*, Antiquar des Grossherzogs, Secretär der Akad. della Crusca.

Am 17 zu München der k. baier. Leibarzt und Obermedicinal-Rath Dr. *Jacob von Distelbrunner*.

Am 20 zu Berlin der Prof. *Karl Giesebrecht*.

Am 27 zu Mailand der berühmte Wundarzt, Physiolog und Astronom, *G. B. Paletta*, im 86 Lebensjahre.

Am 31 zu Chelsea der berühmte Physiolog, Baronet *Everard Home*.

Am 21 Sept. zu Abbortsford der berühmte schottische Dichter und Romanenschreiber, Sir *Walther Scott*.

Am 27 zu München d r durch seine philosophischen und andere Schriften bekannte Dr. *K. Chr. Fr. Krause*, ehemals Privatdocent an der Universität Jena, geb. zu Eisenberg im Herzogthum Altenburg d. 14 Mai 1781.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Schriften von *K. O. Müller*,
Professor an der Universität Göttingen,
welche im Verlage der Buchhandlung *Josef Max* und *Comp.* in Breslau erschienen, und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten sind.

Geschichte hellenischer Stämme und Städte. 1r Band. Orchomenos und die Minyer. Mit 1 Charte Von Dr. *K. O. Müller*. gr. 8. 2 Thlr. 16 gr.

Geschichten hellenischer Stämme und Städte. 2r 3r Band. *Die Dorier.* Mit einer Charte von Griechenland während des Peloponnesischen Krieges. Von Dr. *K. O. Müller*. gr. 8. 5 Thlr. 18 gr.

Tabula qua Graecia superior, qualis tempore belli Peleponnesiaci ineuntis fuit, descripta est a *C. O. Müller*. Mit dem hiezu gehörigen Texte: *Zur Charte des nördlichen Griechenlands.* Eine Beylage zu den Geschichten hellenischer Stämme und Städte, von Dr. *K. O. Müller*. Royal Folio und gr. 8. 1 Thlr.

Bessere Ausgabe. 1 Thlr. 4 gr.

Charte des Peloponnes, während des Peloponnesischen Krieges, von Dr. *K. O. Müller*, gestochen von *K. Kolbe* in Berlin. Royal-Folio. 18 gr.

Die Etrusker. Vier Bücher. Von Dr. *K. O. Müller*. Eine von der königl. Akademie in Berlin gekrönte Preisschrift. 2 Bände. gr. 8. 4 Thlr. 12 gr.

Handbuch der Archäologie der Kunst. Von Dr. *K. O. Müller*. gr. 8. 2 Thlr. 12 gr.

Von allen diesen Werken existiren Ausgaben auf bessere Papier Sorten zu verhaltnissmassigen höheren Preisen.

Neue Schrift.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Systematische Darstellung der Gebirge und Gewässer Europa's. Zum Gebrauche beym

erweiterten geographischen Unterricht in lateinischen und Real-Schulen. brosch. 5 gr.

Je mehr in neuester Zeit auf die *reine Geographie* Rücksicht genommen wird, und je weniger man sich mit der Statistik allein begnügt, desto zeitgemäser und zweckmäsiger erscheint gegenwärtiges Werkchen.

Die Hnn. Lehrer in lateinischen und Real-Schulen können solches von *jeder* Buchhandlung zur Einsicht bekommen, und erhalten bey Einführung in ihren Schulen auf 9 zugleich genommene Exemplare je das 10te frey, obgleich der Preis für das *bereits brochirte* Exemplar — gewiss sehr billig gestellt ist.

So eben erschien bey Unterzeichnetem folgendes, für Geographen, sowie für jeden Gebildeten, interessante Werk:

Die Erde und ihre Bewohner,
ein
Lehr- und Lese-Buch
für
Schule und Haus,
bearbeitet
von
K. Fr. Vollr. Hoffmann.
Zweyte Auflage.
gr. 8. Elegant gedruckt und gebunden.
1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Die erste Auflage dieses Buches erschien *vor zwey Monaten*, und war 14 Tage nach dem Erscheinen *vergriffen*; der beste Beweis für die Vortrefflichkeit desselben! Auch sind dem Verleger seit jener Zeit so ausserordentlich günstige Urtheile der achtungswerthesten Sachkenner und Gelehrten zugekommen, dass er „*Hoffmanns* Erde" mit voller Ueberzeugung als ein *vorzügliches Lehrbuch für Schulen*, und als ein höchst *interessantes, wahrhaft belehrendes Bildungsbuch* für Jung und Alt hiemit empfehlen kann.

Carl Hoffmann in Stuttgart.

So eben ist erschienen, und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Evertii Folliveti aurelianensis Fulmen in Aquilam, seu Gustavi Magni, Serenissimi Suecorum, Gothorum, Vandalorum Regis etc., bellum Sueco-Germanicum. Heroico-Politicum Poema. Mit Titelkupfer, Gustav Adolph auf den bezwungenen Adler Blitze herabschleudernd und einer Vignette, Gustav Adolphs Denkstein bey Lützen darstellend, mit sauberem Umschlag. ¼ Thlr.

Dieses heroische Gedicht ist wegen seiner historischen Genauigkeit in Hinsicht der Züge und Schlachten Gustav Adolphs besonders merkwürdig.

Der Sieg bey Lützen am 6 November 1632. Episch-lyrisches Gemälde von *Emil Schmidt.* geh. 2 gr.

Wahrheit und Phantasie, eine Novelle *von Victorie.* br. 1 Thlr.

Leipzig.

G. Wolbrecht.

Für Thierärzte und Landwirthe.

So eben ist bey *Gerhard* in Danzig erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Lungenseuche des Rindviehes,
von
L. Wagenfeld, königl. preuss. Kreis-Thier-Arzt zu Danzig.
Mit 3 sauber colorirten Tafeln. gr. 4.
Preis 1 Thlr. 12 gr.

Der Hr. Verfasser, dessen thierärztliche Schriften sich bereits einen ehrenvollen Ruhm erworben haben, sagt in der Vorrede:

„Meine eigenen häufigen Erfahrungen haben mich die Lungenseuche von einer der allgemein angenommenen ganz entgegengesetzten Seite kennen gelehrt;"

und beruft sich auf 14 Krankheitsgeschichten lungensüchtiger Heerden, die aus den Acten der königl. Regierung zu Danzig genommen sind, aus denen hervorgeht, wie richtig seine Ansichten über die Lungenseuche sind, und wie zweckmäsig seine Behandlung und Kur dieser Krankheit ist. Die Abbildungen sind so sauber colorirt, dass sie die Natur getreu wiedergeben.

II. Herabgesetzte Bücherpreise.

Herabgesetzter Preis.

Um vielfältigen Wünschen zu genügen, habe ich mich entschlossen, das bekannte, für jeden Buchhändler, jeden Antiquar und jeden Bücherfreund unentbehrliche

Allgemeine Bücherlexikon
von *Wilhelm Heinsius*,

sieben Bände in gross Quart, 427 Bogen *enthaltend*, im Preise zu ermäsigen, und ist dasselbe für 20 Thlr. von mir zu beziehen. Auch einzelne Bände erlasse ich zu verhältnissmäsig billigen Preisen. Später wird ein Supplementband das Werk bis auf die neueste Zeit fortführen.

Leipzig, im Oct. 1832.

F. A. Brockhaus.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

November 1832.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Bey *Th. Chr. Fr. Enslin* in Berlin find in der zweyten Hälfte des Jahres 1832 folgende neue Bücher erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Buchholz, Fr., Geschichte der europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien, 18r Bd. (Histor. Taschenbuch 15r Jahrg.) Begebenheiten des Jahres 1829. 12. br. 2 Thlr.

Cholera-Archiv, mit Benutzung amtlicher Quellen, herausgegeben von *Albers*, *Barez*, *Bartels*, *Eck*, *Horn*, *Klug*, *Rust* und *Wagner*; 2r Bd. 3 Hefte, mit einer grossen sauber illum. Charte über die Verbreitung der Cholera im preuss. Staate bis zum 15 Mai 1832. gr. 8. br. 2⅓ Thlr.
(die Charte einzeln ⅔ Thlr.)

— — desselben 3r und letzter Bd. in 3 Heften. gr. 8. br. 2 Thlr.

Eggert, F. F. G., (Phys. u. Bergarzt in Eisleben,) der gewaltsame Tod ohne Verletzung. Ein Handbuch für Criminalisten und gerichtliche Aerzte zur Untersuchung der Erhängten, Erstickten, Ertrunkenen, todtgefundenen Neugebornen und Vergifteten. gr. 8. 2 Thlr.

Hecker, J. F. C., die Tanzwuth, eine Volkskrankheit im Mittelalter; nach den Quellen für Aerzte und gebildete Nichtärzte bearb. gr. 8. br. ½ Thlr.

— — über die Volkskrankheiten. Eine Rede zur Feier des 38n Stiftungsfestes des königl. med.-chirurg. Friedrich-Wilhelms-Instituts am 2 August 1832. gr. 8. br. 3 gr.

Hünefeld, Fr. Ludw. (Prof. in Greifswald), die Chemie der Rechtspflege, oder Lehrbuch der polizeylich-gerichtlichen Chemie. gr. 8. 3⅝ Thlr.

Küster, S. C. G., (Superint. u. s. w.) die Psalmen, mit Einleitungen und Anmerkungen, als Handbuch der Erbauung für fromme Gemüther. gr. 8. 1½ Thlr.

Paul, Jean, über das Immergrün unserer Gefühle. 4te Auflage. 12. geh. mit Goldschnitt. ½ Thlr.

Richter, A. L., (Reg. Arzt u. s. w.) Abhandlungen aus dem Gebiete der praktischen Medicin und Chirurgie. gr. 8. 1⅜ Thlr.

— — Beyträge zur Lehre vom Wasserkrebs; ein Nachtrag zu der Monographie dieser Krankheit (aus Vorstehendem besonders abgedruckt). gr. 8. br. ½ Thlr.

Rust, J. N., Handbuch der Chirurgie. 7r, 8r Bd. gr. 8. jeder Band im Pränu. Preis. 3 Thlr.

Schmidt, Jos. Herm., Physiologie der Cholera, mit 3 lithogr. Tafeln. gr. 8. 1½ Thlr.

Tacitus, C. C., sämmtliche Werke, übersetzt von Prof. *Wilh. Bötticher*. 2r Bd. (Annalen 11—16.) 8. 1¾ Thlr.

Zeitung, medicinische; herausgegeben von dem Verein für Heilkunde in Preussen (unter *Rust's* Praesidio). 1r Jahrg. 1832 vom Sept. bis Dec. 1¾ Thlr.

Bey *Joh. Ambr. Barth* in Leipzig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Basilicorum libri LX, post Annibalis Fabroti curas ope Codd. Ms. a *G. E. Heimbachio* aliisque collatorum integriores cum scholiis edidit, editos denuo recensuit, deperditos restituit, translationem latinam et adnotationem criticam adjecit Dr. *C. G. E. Heimbach*. 4 maj. Sect. I. 1 Thlr. 8 gr.

Es würde überflüssig seyn, über die Wichtigkeit des Basilikenwerkes etwas zu sagen. Aber das darf von dieser neuen Ausgabe mit Recht gesagt werden, dass sie eine längst gefühlte, sehr bedeutende Lücke in der juristischen Literatur füllt, dass das glückliche Zusammentreffen, die vereinten Kräfte zweyer, der Herausgabe ganz hingegebenen, gleich gediegen gelehrten Brüder benutzen zu können,

dem Werke ſeinen Werth unbedingt verbürgt, daſs ich in Geſtattung der Reiſen nach Frankreich und Italien ſehr gewichtige Opfer nicht geſcheut habe, um dieſem Hauptwerke den gröſstmöglichen Grad der Vollkommenheit zu verſchaffen, und daſs die dadurch erlangten Reſultate weit über Erwarten günſtig ausfallen. Die einzige groſse *Fabrot'ſche* Ausgabe iſt ſehr ſchwer zu bekommen, iſt bey allen Mängeln über Gebühr theuer, und wird durch dieſe *Heimbach'ſche* Bearbeitung um ſo mehr in Schatten geſtellt werden, als der aus allen noch nicht benutzten Quellen berichtigte und bereicherte Text eine, dem jetzigen Standpuncte der Wiſſenſchaften genügende, neue Ueberſetzung erhielt, und in den Anmerkungen alles gegeben iſt, was Kritik und Literatur erheiſchen. Die Marginalien erhöhen die Leichtigkeit des Gebrauchs, ſo wie ein am Schluſſe des Ganzen gegeben werdender Index und Gloſſarium den Wünſchen aller Brauchenden entſprechen ſollen.

Das Ganze dürfte 350 Bogen ſtark werden, und wird in Lieferungen von je 20 Bogen ausgegeben, deren jede

auf Velinpapier 1 Thlr. 8 gr.
auf extrafeinem ſtarkem Velinp. 2 Thlr.

koſtet, und von 3 zu 3 Monaten regelmäſsig erſcheint.

Ich darf ohne weitere Empfehlung wohl die Bitte wagen, dieſem groſsen Unternehmen, das als rühmlicher Zeuge für deutſche Gelehrſamkeit und deutſchen Fleiſs ſich dem Würdigſten in der neueren Literatur anreiht, durch recht zahlreiche Unterzeichnung die kräftigſte Förderung angedeihen zu laſſen.

So eben hat folgendes in meinem Verlag erſchienene Kupferwerk die Preſſe verlaſſen, und iſt durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Beyträge zur Naturgeſchichte der Urwelt. Organiſche Reſte (Petrefacten) aus der Altenburger Braunkohlen-Formation, dem Blankenburger Quaderſandſtein, Jenaiſchen bunten Sandſtein und böhmiſchen Uebergangsgebirge. Von Dr. *J. C. Zenker*, Prof. zu Jena. Mit VI illum. Kupfertafeln. gr. 4. VIII u. 67 S. Cartonnirt. 3 Thlr.

Ich beeile mich um ſo mehr, die Erſcheinung deſſelben dem reſpect. Publicum anzuzeigen, als ich hoffen darf, daſs die Auswahl der darin behandelten Gegenſtände nicht allein dem Mineralogen, namentlich Geologen und Geognoſten, ſondern auch dem Botaniker und Zoologen von groſsem Intereſſe ſeyn werde. Aus der Altenburger Braunkohlenformation ſtammt das merkwürdige vom Vf. *Retinodendron pityodes* genannte Holz und die cacaoähnlichen Palmenfrüchte (*Baccites cacoides*), aus dem Blankenburger Quaderſandſtein die ſchönen zur Gattung *Credneria* gehörigen Blätter. Das böhmiſche Uebergangsgebirge liefert einen neuen Krinit (*Scyphocrinites elegans*) und mehrere Trilobiten, welche gröſstentheils ganz neuen Gattungen beyzuzählen ſind. Die bunte Sandſteinformation aus der nächſten Umgebung von Jena gewährte gleichfalls durch 2 neue zweyſchälige Conchylien und die Knochen von 4 Arten krokodill- oder eidechſenähnlicher Thiere intereſſanten Stoff, ſo daſs hier 22 neue oder früherhin wenig genau gekannte Arten unter 13 Gattungen lateiniſch und deutſch charakteriſirt, ausführlich beſchrieben und auf 6 Tafeln farbig dargeſtellt werden konnten. Das weiſse Papier und der ſcharfe ſchöne Druck werden hoffentlich gleichfalls ihre Anerkennung finden.

Jena, d. 12 Nov. 1832.

Friedrich Mauke.

So eben iſt erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu finden:

Commentarius grammaticus criticus in vetus Teſtamentum, ſcripſ. *F. J. V. Maurer*, phil. Doct.

1ſte Lieferung, Subſcriptions-Preis für das Ganze in circa 48 Bogen Lexikon-Format 2 Thlr. 6 gr.

Die vielfache Aufmerkſamkeit, welche bereits der vor einigen Monaten ausgegebene Proſpectus erregte, läſst uns mit Grund hoffen, daſs die jetzige Erſcheinung der erſten Lieferung dem ganzen theologiſchen Publicum willkommen ſeyn werde.

Der *Commentar* bezweckt, auſser der Erleichterung und Belebung des hebräiſchen Sprachſtudiums auf Schulen und Univerſitäten, auch die unmittelbare Förderung der grammatiſchen Interpretation des alten Teſtaments, ſowie er über zahlreiche Stellen deſſelben neues Licht verbreitet. Er dürſte demnach den gelehrten Theologen nicht weniger, als den Gymnaſiaſten und Studirenden, von vielem Werthe ſeyn.

Wir bemerken nur noch, daſs im Verlauf der Arbeit der als Proſpectus ausgegebene 1ſte Bogen dem Hn. Verfaſſer dem geſtellten höheren Zwecke in ſofern nicht angemeſſen erſchien, als derſelbe mit allzu vieler Rückſicht auf den Anfänger ausgearbeitet war. Demnach wurde ſolcher mit Vermehrungen und Veränderungen umgearbeitet, ohne daſs der urſprüngliche Plan: „*das Fortſchreiten vom Leichten zum Schweren*," geſtört worden wäre.

Die beiden fehlenden Lieferungen erscheinen in möglichst kurzer Frist.

Leipzig, den 28 Oct. 1832.

Schaarschmidt u. *Volckmar.*

In der *J. Reitmayr'schen* Buchhandlung in Regensburg sind erschienen, und zu haben:

Lehrbuch der Lithographie, oder leicht fasslicher Unterricht, um in kurzer Zeit *alle Arten des Steindrucks* vollkommen zu erlernen. Mit der Erklärung nicht nur aller bekannten Manieren, sondern auch der neuesten Erfindungen in dieser Kunst; nebst der Beschreibung und Abbildung einer zu jeder Manier tauglichen leicht zu handhabenden Druckpresse. Verfasst von *K. Sennefelder*, Bruder des Erfinders der Steindruckerey. 8. br. 2 fl. 12 kr. od. 1 Thlr. 16 gr.

Inhalt: 1) Um mit einer Stahlfeder und chemischer Tinte auf Stein zu schreiben u. s. w. und abzudrucken. 2) Mit der Tinte gespritzte Manier. 3) Mit der Tinte und der Radirnadel getuschte Manier. 4) Ausgesparrte oder ausgeschabene Tintenmanier, dass die Zeichnung u. s. w. weiss, das Papier aber schwarz, roth oder in einer anderen beliebigen Farbe erscheine. 5) Dieselbe Manier ohne das Ausschaben auf eine leichtere Art. 6) Holzschnitt-Manier. 7) Schwarze Manier oder *Aqua Tinta.* 8) Geschabene Manier in Gestalt der *Aqua Tinta.* 9) Kreidemanier, oder mit chemischer Kreide auf Stein zu zeichnen und abzudrucken. 10) Kreidemanier mit beliebigen Tonplatten. 11) Farbendruck mit Tonplatten. 12) Farbendruck mit Wasserfarben u. s. w. auf Papier, Leinewand, Percal, Seide u. s. w. 13) Um von einem Stein zwey verschiedene Oelfarben zugleich abzudrucken. 14) Gold- und Silber-Druck. 15) Weisser oder gefärbter Basrelief-Druck. 16) Ueberdruck auf Porzellain, Steingut, Blechwaaren, Holz, Tabacksdosen u. s. w. 17) *Fac Simile,* oder jede Handschrift auf Stein überzutragen und abzudrucken. 18) Alten oder neuen Buch-, Kupfer, Musik und Stein-Druck auf Stein überzutragen, ohne das Original zu beschädigen. 19) Alte und neue Kupferstiche u. s. w. auf Stein überzutragen, um sie gleich wieder nachzumachen und abzudrucken. 20) Kupferstiche u. s. w. auf Stein überzutragen, welche aber nachgemacht werden müssen. 21) Um mit einer Radirnadel in Stein zu graviren und abzudrucken. 22) In den Stein gleich auf Kupfer mit der kalten Nadel zu zeichnen, in die Tiefe zu ätzen und abzudrucken — Verbesserung der Fehler für jede Manier einzeln angegeben. — Behandlungsart des Abdrucks und Verfertigung der Druckfarben für jede Manier. — Anleitung zum Steinschleifen für jede Manier, nebst Belehrung über die gehörige Vorsicht beym Feuchten der verschiedenen Papiere und allen nöthigen Bemerkungen für den Drucker über Einschwärzen, Reinigen, Behandlung, Conservirung, und Aufbewahrung der Steine. — Abbildung und Beschreibung einer guten, billigen und leicht zu handhabenden Druckpresse.

Gnadenbild, das, auf Maria Culm. Eine Legende aus sehr alter Zeit, von dem Verfasser der rührenden Erzählungen für die Jugend. 8. br. 24 kr. od. 6 gr.

Klusmann, Fr., die Wahrsagerin. Novelle aus dem Leben gegriffen. 8. br. 1 fl. 48 kr. od. 1 Thlr.

Suspensions-Process des Pfarrers *Königsberger.* 8. br. 12 kr. od. 3 gr.

Melodikon. Eine Auswahl vorzüglich beliebter Tonstücke für das Pianoforte. 6s Heft. 12 kr. od. 3 gr.

Orphea. Eine Sammlung auserlesener Gesangstücke mit Begleitung des Pianoforte, oder der Guitarre. 4s Heft. 15 kr. od. 4 gr.

Türk, D. G., 150 *vier- und zweyhändige Klavierstücke.* Nach dem Fortschreiten der Anfänger geordnet; mit dem nöthigen Fingersatze und der Erklärung der darin vorkommenden Zeichen- und Kunst-Wörter versehen, von *G. F. Kutscher.* 2s u. 3s Heft. à 1 fl. od. 16 gr.

Bey *Gerhard* in Danzig erschien so eben, und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Novellen, von *Otto von Deppen.* 8. Preis 1 Thlr. 12 gr.

Preussenlieder, von *Otto von Deppen.* 8. br. Preis 8 gr.

Saitenklänge, von *Emil Hecker.* 8. broch. Preis 1 Thlr.

Neues Odeum, von *Gustav Lüning.* Eine Sammlung deutscher Gedichte ernsten und scherzhaften Inhalts, zur geselligen Unterhaltung in freundschaftlichen Kreisen. Nebst einem Anhang in Prosa. Taschenformat. br. Preis 8 gr.

Neuer Verlag der *Creutz'schen* Buchhandlung in Magdeburg.

Die Entlarvung der asiatischen Cholera; eine auf Erfahrung gegründete Systematik, von Dr. *P. E. Streicher.* 1 Thlr.

Deutsche Wandvorschriften für Volksschulen, von *C. A. Nicolai.* Neue Auflage. 1 Thlr.

II. Ueberſetzungs-Anzeigen.

Couſins Bericht über Preuſſens Schulweſen.

So eben iſt erſchienen, und in allen Buchhandlungen Deutſchlands, der Schweiz und Dänemarks zu haben:

Couſin, Staatsrath u. ſ. w., *Bericht über den Zuſtand des öffentlichen Unterrichts in Deutſchland.*
2te Abtheilung:
Elementarſchulen und Seminarien im *Königreich Preuſſen*,
überſetzt und mit zahlreichen Anmerkungen begleitet von
Dr. *J. C. Kröger*,
Katecheten am Waiſenhauſe in Hamburg.
Altona, b. *Hammerich.* 24 Bogen in gr. 8.
1 Thlr. 21 gr.

Der Leſer erhält hier eine geordnete Ueberſicht des meiſterhaſten preuſſ. Schulweſens, zum Theil nach ungedruckten Documenten, welche dem Hn. Verf. von der preuſſ. Regierung nebſt anderen Hülfsquellen bereitwillig mitgetheilt worden. Hiedurch ward es nur möglich, ein *ſo vollkommenes* Werk als das vorliegende zu liefern.

III. Erklärung.

Einige meiner Zuhörer haben vor Kurzem meine Vorträge über ſpecielle Pathologie und Therapie nach einem höchſt unvollſtändigen, ſehr unrichtig nachgeſchriebenen, ja häufig baaren Unſinn enthaltenden Collegienhefte ohne mein Wiſſen abdrucken laſſen. Ein eben ſo fehlerhafter Nachdruck iſt ſicherem Vernehmen nach zu Heidelberg veranſtaltet worden. Indem ich das ärztliche Publicum von dieſem Unfuge in Kenntniſs ſetze, bitte ich daſſelbe mit dem Urtheile über meine mediciniſchen Forſchungen noch einige Monate zurückzuhalten: meine „*Naturgeſchichte der europäiſchen Krankheiten*“ wird demnächſt erſcheinen.

Würzburg, im Juliushospital, Nov. 1832.

Dr. *Schönlein.*

IV. Vermiſchte Nachrichten.

Freiburg im Breisgau, im November 1832. — Die Lehrkanzel der Kirchengeſchichte an der katholiſch-theologiſchen Facultät der hieſigen Hochſchule iſt noch erledigt, und ſoll ſo lange durch einen Supplenten verſehen den, bis ſie einem Lehrer von literariſcher Bedeutung und gediegenem Charakter übertragen werden kann. Die dafür beſtimmte fixe Beſoldung beläuft ſich auf 1200 bis 2400 fl.; je nach der Auszeichnung und den früheren Verhältniſſen des eintretenden Ordinarius. Was dieſer Stelle überdieſs einen beſonderen Reiz verleiht, iſt die Lage der Stadt Freiburg in einer der ſchönſten Gegenden von Süddeutſchland, die Wohlfeilheit der Lebensmittel daſelbſt und der humane geſellige Ton, welcher unter ihren Bewohnern herrſcht. Die Univerſitäts-Bibliothek beſitzt einen ſeltenen Reichthum beſonders von älteren kirchenhiſtoriſchen Werken, und eine im Fache der Patriſtik beynahe vollſtändige Literatur. Auch läſst es ſich von unſerer aufgeklärten Regierung mit Zuverſicht erwarten, daſs ſie rein wiſſenſchaftlichen Leiſtungen ſowohl hinreichenden Schutz gewähren, als dieſelben durch wohlwollende Anerkennung ermuntern und befördern wird.

In Straſsburg hat ſich ein Verein würdiger Gelehrten gebildet, um dem unvergeſslichen Wiederherſteller des praktiſchen Chriſtenthums, *Philipp Jacob Spener*, am 2ten Säculartage ſeiner Geburt, den 25 Jan. 1835, in der Kirche ſeines Geburtsortes Rappoltsweiler im Ober-Elſaſs eine Gedächtniſsfeier zu halten. Eine gedruckte Ankündigung giebt genauere Nachricht von der Art der beabſichtigten Feier, und meldet zugleich, daſs Hr. Prälat Dr. *Hüffell* in Carlsruh, Hr. Dr. *Erneſti* in Coburg, Hr. Oberhofprediger Dr. *von Ammon* in Dresden, Hr. Viceſenior Dr. *Benkhard* in Frankfurt a. M., Hr. KR. Dr. *Schwarz* in Heidelberg, Hr. Pfarrer *Münzenberger* in Lübeck, Hr. CR. Dr. *Juſti* in Marburg, Hr. Pfarrer *Graf* in Mühlhauſen, Hr. CR. Dr. *Schuderoff* in Ronneburg, Hr. Kirchen- und Schul-Inſpector *F. W. Spener* zu Sulzbach (ein Abkömmling eines Bruders vom ſel. *Spener*), Hr. Prof. Dr. *Steudel* in Tübingen, Hr. Antiſtes *Geſsner* und Hr. Chorherr *Uſteri* in Zürich zu dieſem Zwecke mitzuwirken, und die ihnen zugetheilten Beyträge nach Straſsburg zu befördern ſich bereitwillig erklärt haben. In Straſsburg ſelbſt aber nimmt nunmehr, nach dem am 27 Jun. d. J. erfolgten Tode des ſel. Prof. Dr. *Dahler*, Hr. Prof. *Herrenſchneider*, als Präſident des Vereins, die darauf bezüglichen Mittheilungen und Beyträge an.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

November 1832.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Oeffentliche Lehranstalten.

Pforta.

Das wichtigste Ereigniss in dem Schuljahre von Michaelis 1831 bis Michaelis 1832 war unstreitig die Anstellung des neuen Rectors Hn. Dr. *Kirchner*, der am 1 Mai 1831 sein Amt angetreten, und seitdem zum Heil der Anstalt unausgesetzt verwaltet hat. Die Einführung erfolgte unter den herkömmlichen Feierlichkeiten, die in dem neuesten, am 1 Nov. d. J. ausgegebenen Programme beschrieben sind. Das Collegium besteht nach den Angaben des Programms jetzt aus folgenden ordentlichen Lehrern: Prof. Dr. *Wolff*, Prof. *Jacobi*, geistlicher Inspector und Prof. *Schmieder*, Prof. *Koberstein*, Prof. Dr. *Jacob*, Prof. Dr. *Steinhart* und den Adjuncten, Dr. *Jacobi*, *Buttmann*, Dr. *Lorentz* und Dr. *Büchner*. In den schönen Künsten ertheilen Unterricht der Musik-Director *Kötschau*, der Tanzlehrer *Roller*, der Zeichnenlehrer Prof. *Oldendorp*, im Schreiben der Kirchner *Grässner*. Eine der Professuren, die des Diakonus, welche bis zum Juni 1831 von dem jetzigen Prediger *Nalop* zu Zechlin verwaltet wurde, ist noch unbesetzt, und die Entscheidung ist höheren Orts noch nicht gegeben, ob diese Stelle in der früheren Art und Weise besetzt, oder eine sonstige Aenderung, welche die Verhältnisse der Schule nothwendig machen, bey dieser vorgenommen werden soll. Die neue Besetzung wird dringend gewünscht.

Die Zahl der Schüler betrug vor der Aufnahme und Versetzung zu Michaelis 1831 gerade 190 Schüler, eben so viel nach der Aufnahme und Versetzung zu Ostern 1832. Ueber 200 darf die Zahl der Zöglinge verfassungsmässig nicht steigen. Von jenen 190 Schülern verliessen zu Ostern 13 Inländer die Anstalt; zu Michaelis gingen 3 ab. Zu anderen Berufsarten gingen 3 Schüler über, 7 begaben sich auf andere Schulen, 4 wurden wegen gröberer Vergehungen von der Anstalt entfernt, und einer seinen Anverwandten zurückgeschickt, einer entfernte sich heimlich.

Die Schul-Bibliothek ist sowohl von Seiten der hohen Behörden als durch die Geschenke mehrerer Freunde und Gönner der Anstalt, sowie der ehemaligen Schüler, auch in diesem Jahre bereichert worden. Eben so erhielt die Lesebibliothek der Alumnen und der physikalische Apparat mehrere Vermehrungen. Für ehemalige Schüler der Pforte dürften die in diesem Programme beschriebenen Feierlichkeiten am Gedächtnisstage der im Laufe des Jahres verstorbenen Portenser, sowie die Feier des Bergtages, von einem besonderen Interesse seyn. Das auswärtige Publicum wird auch die einleitenden Worte des Rectors nicht ohne Theilnahme lesen, sowie die nochmalige Erwähnung der unter dem 8 März 1831 von dem Provinial-Schul-Collegium der Provinz Sachsen in Druck gegebenen *Bekanntmachung für Eltern und Vormünder, welche ihre Kinder und Pflegbefohlene der Landesschule Pforta übergeben wollen* (17 S. 4.), ein Nutzen für alle diejenigen ist, welche in der genannten Beziehung mit der Landesschule in Verbindung zu treten beabsichtigen. Dieser neue Abdruck ist in mehreren wesentlichen Puncten von dem früheren Drucke, der auch in *Seebode's Archiv für Phil. und Pädagogik* 1826. *H. II. S.* 111—123 sich findet, verschieden.

Den erwähnten Schulnachrichten ist ein vom Hn. Adjunct *Aug. Buttmann* verfasstes Programm: *Quaestiones de Dicaearcho eiusque operibus quae inscribuntur Bίος Ἑλλάδος et Ἀναγραφὴ Ἑλλάδος* vorangeschickt, in welchem zugleich ein *Specimen Collectionis omnium Dicaearchi fragmentorum instituendae* gegeben ist. (Naumburg, in der Klaffenbach'schen Buchdruckerey 60 S. 4.)

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Literarische Neuigkeiten.

Von uns sind so eben versandt und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele; herausgegeben von *F. W. Gubitz. Zwölfter Jahrgang, für* 1833. Inhalt: Der Empfehlungsbrief. Lustspiel in vier Aufzügen, von Dr. *C. Töpfer.* — Künstler-Liebe, oder die moderne Galathe. Lustspiel in einem Aufzuge von *F. W. Seidel.* — Margarethe. Possenspiel in einem Act von *C. v. Holtei* — Der Mystiker, oder die Schuld. Lustspiel in einem Aufzuge von *Wilh. v. Lüdemann.* — Die Gefangene. Trauerspiel in einem Aufzuge, von *W. Itter.* — Der Graf und der Bürger. Trauerspiel in vier Acten, von Dr. *Schiff.* Preis $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Gedichte Walthers von der Vogelweide, übersetzt von *Karl Simrock* und erläutert von *Karl Simrock* und *Wilh. Wackernagel.* Zwey Theile. Mit dem Bildniss des Walther von der Vogelweide. Preis: 2 Thlr.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und Dänemarkss zu haben:

Geschichte der letzten 50 Jahre,
von
C. F. E. Ludwig,
Dr. der Philosophie, herzogl. gothaischem Rath und Mitredacteur der literarischen Blätter der Börsenhalle in Hamburg.
2ter Theil.
gr. 8. Altona, b. *Hammerich.* 33 Bogen.
2 Thlr.

Dieser 2te Band — „*die Geschichte der franz. Revolution von der Berufung der Notobeln bis zum Sturz der Schreckensregierung oder dem Tode Robespierres*" — enthaltend, ist an alle Buchhandlungen versandt, und es bedarf gewiss nur dieser Anzeige, um alle Freunde der Geschichte zu veranlassen, diesem Werke, das wegen seines Stils und seiner historischen Genauigkeit *einen hohen Platz in unserer Literatur einnehmen wird*, einer Durchsicht zu würdigen. Schon der 1ste Band, obgleich nur die Einleitung enthaltend, hat ungemeine Sensation erregt, und unsere vorzüglichsten Journale (namentlich *Pölitz Jahrbücher*) haben die günstigsten Urtheile darüber gefällt, und die philosophische Facultät in *Kiel* dem Hn. Verf. *vorzugsweise* wegen dieses Werkes, die Doctorwürde ertheilt.

In der *Nauckschen* Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt:

Friedrich der Grosse.
Eine Lebensgeschichte von *J. D. F. Preuss.*
Erster Band mit einem Urkundenbuch in gr. 8. Subscriptionspreis für diesen Band auf Druckpap. $2\frac{3}{4}$ Thlr., auf Schreibpap. $3\frac{3}{4}$ Thlr., auf Velinpap. $4\frac{1}{4}$ Thlr.

Das ganze Werk wird aus 4 Bänden bestehen, und bis zur Ostermesse 1833 vollendet; alsdann tritt ein erhöheter Ladenpreis ein. Vollständige Anzeigen über dieses wichtige Werk sind in jeder Buchhandlung unentgeltlich zu haben.

Ferner ist in derselben Buchhandlung erschienen:

Ist Friedrich der Zweyte, König von Preussen, irreligiös gewesen? Eine geschichtliche Abhandlung von *J. D. E. Preuss.* 2te Aufl. in 12., geh. $\frac{1}{3}$ Thlr.

Anzeige für Studien-Anstalten.

Im Verlage der *Karl Köllmann'schen* Buchhandlung in Augsburg ist erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

M. Tullii Ciceronis Orationes
pro Lege Manilia, in L. Catilinam, pro A. Licinio Archia poeta, pro T. Annio Milone.
Mit historischen, antiquarischen und grammatischen Anmerkungen
zum Schulgebrauche
von
Fr. Jos. Reuter,
k. b. Prof. am kath. Gymnasium in Augsburg.
1831. gr. 8. sehr schön gedruckt 1 fl. 12 kr.
oder $\frac{3}{4}$ Thlr. sächs.

Es schien ein Bedürfniss zu seyn, von den vorzüglicheren Reden des Cicero eine Schulausgabe mit solchen Anmerkungen zu haben, welche für *praktische* Lectüre geeignet wären, damit eines Theils mehrere Reden gelesen werden könnten, als diess geschehen kann, wenn die Schüler blosse Textausgaben in den Händen haben, bey welchen der Leser durch die Erklärung jedes einzelnen Falles zu lange aufgehalten wird, und dem grösseren Theile der Schüler doch wieder vieles Erklärte entgeht; anderen Theils der jugendliche Geist Anregung zum Selbstdenken und ernster Prü-

fung erhalte, worauf bey der Behandlung der Classiker in Schulen vorzügliche Rücksicht genommen werden muss. Zu diesem Zwecke wurden die angezeigten Reden bearbeitet, so dass die historischen und antiquarischen Erklärungen etwas ausführlicher, die aber über die Sprache, Grammatik, Bedeutung der Wörter, die oratorischen Wendungen und Figuren, der Ideengang theils nur kurz, theils nur andeutungsweise durch Fragen, Parallelstellen, Hinweisung auf die Grammatik und Ausführung der bemerkenswerthesten Lesearten gegeben werden. Durch die Einleitungen in die einzelnen Reden und die Zergliederung des Inhalts ist das Verständniss derselben erleichtert u. s. w. Zugleich kann eine solche Ausgabe dem Lehrer als Leitfaden dienen. — Mit dieser Ausgabe steht folgende in Verbindung:

M. Tullii Ciceronis Orationes
pro Sexto Roscio Amerino, in C. Verrem Actio prima; pro P. Sulla, pro Q. Ligario, pro rege Dejotaro, Philippica secunda.
Mit grammatischen, kritischen, historischen und antiquarischen Anmerkungen
zum Schul- und Privat-Gebrauche
von
Fr. Jos. Reuter,
k. b. Prof. am kath. Gymnasium zu Augsburg.
1832. gr. 8. sehr schön gedruckt 1 fl. 36 kr. oder 1 Thlr. sächs.

Diese Ausgabe ist für *cursorische*-Lectüre in Schulen und für das *Privatstudium* bestimmt. Denn es möchte wohl kein einsichtsvoller Schulmann in Abrede stellen, dass *statarische* und *cursorische* Behandlung der Classiker verbunden am sichersten zur Erreichung des wichtigen Zweckes, aus welchem das classische Studium in gelehrten Schulen mit vollem Rechte zur Hauptaufgabe gemacht wird, führen können, da durch jene der Geist des Schülers zu ernsterem und tieferem Denken geweckt und geschärft; durch diese aber ihm ein reicher Stoff vielseitiger Ideen, ein besserer Ueberblick über die ganze, vom Schriftsteller behandelte Materie der Form und dem Inhalte nach gegeben wird, und die bey der statarischen Behandlung gegebenen Erläuterungen oft weiter begründet werden, wodurch der Geist des Schülers in formeller und materieller Hinsicht gebildet wird. Der Nutzen einer solchen cursorischen Lectüre ist aber nur sehr einseitig, wenn nicht dem Schüler eine Ausgabe in die Hand gegeben wird, in welcher er alle zum Verständnisse des Classikers nöthigen Anmerkungen findet, welche er für sich zu studiren hat, wobey auch sein Privatfleiss in dieser Beziehung am sichersten geleitet wird. — Zu diesem Zwecke wurden die angezeigten Reden Ciceros in der Art bearbeitet, dass Alles, was in Betreff der *Sprache*, d. i. der Grammatik, Bedeutung und Construction der *Wörter*, der Synonymik und Redensarten, ferner der *Sachen* in historischer und antiquarischer Beziehung, die Entwickelung des Ideenganges, der Andeutung der Tropen, Figuren, Beweise, Schlüsse und sonstigen oratorischen Wendungen, der Einleitungen in die Reden u. s. w. zum Verständnisse nothwendig schien, erörtert und mit den nöthigen Belegen durch Citate versehen wurde, doch in dem Masse, dass nicht durch unnöthige Ausdehnungen in die Länge und Breite der Lehrer und Schüler bey der Durchlesung ermüdet werden. Das beygefügte Inhalts-Verzeichniss zu den Anmerkungen erleichtert den Gebrauch des Buches.

Bey Abnahme einer Partie Exemplare für Schulen wird auf 5 eins gratis gegeben.

Okens Naturgeschichte.

Vielfache Anfragen bestimmen mich, nochmals zu erklären, dass hinsichtlich des *Erscheinens*, der *Ausstattung* und des *Umfangs* der schon früher ausführlich angezeigten

Allgemeinen Naturgeschichte
für alle Stände
von
Hofrath *Oken*,
6 Bände. Jeder zu 6 Lieferungen von 6 Bogen,
Preis 18 kr. — 5 gr. für die Lieferung

pünctlich Wort gehalten wird. Die erste Lieferung (mit dem, meisterhaft in Stahl gestochenen, Porträt des Verfassers) wird demnach Ende December dieses Jahres ausgegeben, und das Ganze in zwey Jahren vollendet seyn. Weder der Hr. Verfasser, noch der Verleger können sich entschliessen, die Herausgabe des Werkes zu übereilen, desto eher aber den Erwartungen der Subscribenten vollkommen entsprechen.

Stuttgart, im November 1832.

Carl Hoffmann.

Bildungsschrift, als Weihnachts- und Neujahrs-Geschenk.

Bey *F. von Ebner* in Nürnberg ist so eben erschienen:

Stahl, K., geb. *Dumpf*, *Rosalinde, oder die Wege des Schicksals. Den Töchtern gebildeter Stände gewidmet.* Mit 1 Kupferstich. 8. in elegantem Umschlage. $1\frac{1}{2}$ Thlr. oder 2 fl. 42 kr.

Bey *Georg Joachim Göschen* in Leipzig sind erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Abend-Unterhaltungen für Kinder, von *Ernst von Houwald.*
Erstes Bändchen mit 4 Kupfern, elegant gebunden 1 Thlr.

Der Inhalt dieses neuen Geschenks, welches der gefeierte Verfasser der Jugendwelt darbietet, besteht in drey Erzählungen, einem Drama und einem Mährchen. Dasselbe Interesse, welches den *Bildern für die Jugend*, sowie dem *Buch für Kinder gebildeter Stände*, zu Theil wurde, wird auch diesen Abend-Unterhaltungen nicht fehlen, welche sich würdig an jene Werke anschliessen.

II. Herabgesetzte Bücherpreise.

Von *Krusenstern Reise um die Welt*, 3 Theile. 16. Mit 14 schwarzen Kupfern. Berlin, b. *Haude* und *Spener*, 1811—12. Ladenpreis 5 Thlr. 3 gr. gebe ich eine kleine Anzahl Exemplare fur 1 Thlr. 12 gr.

A. Asher in Berlin.

III. Vermischte Anzeigen.

An deutsche Schriftsteller.

Ein junger Buchhändler, in Besitz eines ansehnlichen Vermögens gelangt, wünscht sein Verlagsgeschäft durch Werke von wissenschaftlichem Werthe und allgemeinem Interesse zu vermehren und zu beleben. Aus Mangel an hinreichender Bekanntschaft und einer gewissen Schüchternheit, die ihm einen persönlichen Antrag schwer macht, wählt er den Weg einer öffentlichen Auffoderung. Achtungswerthe Gelehrte, welche ihr eine geneigte Aufmerksamkeit schenken wollen, werden ersucht, ihre Anträge und *resp. Manuscripte* uuter der *Chiffre: A. i. Z. franco* an Hn. *Friedrich Fleischer* in Leipzig einzusenden, welcher die richtige Beförderung und Sicherheit der Zusendungen zu *garantiren* sich freundlichst erboten hat, und gern jede Auskunft über die Person des Bittstellers geben wird *). Eine bestimmte Erklärung über die Annahme oder Nichtannahme, im Verlauf weniger Wochen, von der Zeit des Empfanges an, wird hiemit zugesichert.

****.

*) Bestätige ich mit Vergnügen.

Friedrich Fleischer.

Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage im November-Hefte der J. A. L. Z. und in den Ergänzungsblättern von No. 81 — 88 Schriften recensirt worden sind.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummern des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt. Der Beysatz E. B. bezeichnet die Ergänzungsblätter.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Die Seeräuber.* Ein Trauerspiel in fünf Acten. Von *Ernst v. Houwald.* 1831. 232 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nach ziemlich langem Stillschweigen tritt die dramatische Muse des Vfs. mit diesem Trauerspiel hervor, das zu einer Menge von Bemerkungen Anlass giebt. Die Gaben des Dichters sind vielfach und in ihrem ganzen Umfange anerkannt worden, und Hr. *v. H.* hat, trotz *Börne's* kaustischen Beurtheilungen, im Ganzen genommen Ursache, mit der Milde der Kritik zufrieden zu seyn. Niemand hat ihm bisher ein achtbares lyrisch-dramatisches Talent, viel Reiz der Sprache, eine geschmackvolle Behandlung verwickelter Stoffe, und poetische Erhebung in einzelnen Stellen abgesprochen. Es ist aber die Frage, ob der Dichter seit seinen ersten Leistungen im Drama, welche mit einer grossen Theilnahme empfangen wurden, in der Kunst fortgeschritten sey oder nicht; ob seine letzten Arbeiten, ob die *Seeräuber*, seine früheren, *das Bild, die Feinde, Fluch und Segen, den Leuchtthurm*, an Würdigkeit der Idee, an dramatischer Wirksamkeit, an Tiefe der Weltanschauung, an Seelenmalerey, an formeller Vollendung, übertreffen. Wir beklagen, diese Frage nicht unbedingt bejahen zu können, und diess um so mehr, als ein schönes Talent in ihm durch einen Mangel an Ernst in ein unbedeutendes überzugehen droht.

So viel schöne Stellen, so viel einzelne glückliche Pinselstriche, ja selbst, so viel dichterische Erhebung diese Tragödie auch unverkennbar verkündet, sie leidet als Kunstwerk an zwey unermesslichen Fehlern. Es fehlt ihr an *Einheit*, und es fehlt ihr an *Pathos.* In allen formellen Beziehungen, in geschickter Entwickelung der Fabel, in wirksamer Anordnung der Scenen, in vielseitiger Charakteristik und in harmonischem Ausdruck zeigt der Dichter sichtbare Fortschritte: allein das wahre und durchdringende Verständniss der Tragödie, die Gemeinschaft mit dem dramatischen Genius überhaupt, scheint dem Vf. der *Seeräuber* so wenig, wie dem des *Bildes*, aufgegangen zu seyn. — Diesen Vorwurf ist Rec. zu belegen verbunden. Doch zuvor ein Wort von der Fabel selbst.

Diese ist in wenigen Zügen folgende. Silvano, des Herzogs von Venedig Pflegesohn und Geliebter seiner Tochter Flaminia, ist verschwunden. Er weiset sich aus als der Sohn des Fürsten der Seeräuber, mit welchen Venedig in einem alten Kampf begriffen ist. Vater und Sohn erscheinen als Abgesandte, fodern die Braut und bieten einen ewigen Frieden. Der Herzog, in dem Fürsten seinen alten und von ihm verfolgten, vertriebenen Nebenbuhler erkennend, verweigert. Die Seeräuber entführen die Braut und zwölf andere Jungfrauen vom Altar. In Curzola, ihrem Sitz, angekommen, zeigt sich Flaminia nicht mehr als Liebende. Ihr Vater naht, sie zündet die Halle an, erkämpft mit ihm den Sieg, die Piraten sind vernichtet, Vater und Sohn erwarten den Tod im Kerker. Da erwacht des Herzogs Gewissen. Er will sie retten — das Volk fodert ihren Tod, ohne in Bartolomeo den Venetianer zu erkennen. Der Herzog will sie zur Flucht bewegen, er sendet Flaminia verkleidet in den Kerker; Vater und Sohn verweigern die Flucht. Flaminia leert den Giftbecher, und die Seeräuber sterben. Der Herzog schliesst die Tragödie mit den Worten:

> Lass mich! — Ist einer, der mich noch beneidet?
> Ich stehe einsam auf dem sichren Thron;
> Kahl ist der Berg, der die Gewitter scheidet. (!) —

Diess wohl gewählte, aus der alten Geschichte Venedigs entlehnte Süjet schliesst unstreitig tragische Elemente in sich. Einfach und mit Kraft behandelt, konnte die Wirkung kaum zweifelhaft seyn. Der Vf. hat Verwickelung und Schwäche hineingetragen, und die Wirkung ist entflohen.

Das Wesen der dramatischen Wirkung nämlich scheint dem Rec. auf der *Einheit* der tragischen Handlung zu beruhen. Diese Einheit ist es, die den heterogensten dramatischen Gestaltungen — den Werken des Sophokles und den Arbeiten Shakespeare's — ihre Wirkung verbürgt. Unter dieser Einheit verstehen wir aber das Emporschreiten einer durch Geschichte oder Erfindung gegebenen Handlung zu einem Höhepunct der Verwickelung, den man die Katastrophe nennt, welche diese Verwickelung auf tragische Weise löst, und zugleich das Drama abschliesst. Der Gang dieser Verwickelung kann gestört und aufgehalten werden — aber er darf nicht in jedem Augenblick ein ganz anderer seyn. Wo jede Scene ganz andere Zwecke der handelnden Personen aufstellt, aus anderen Materien Handlungen ableitet, wo jeder Act eine völlige Verwandelung von Umständen, Zielpuncten, Absichten und Motiven darstellt, da ist von *Einheit* der drama-

tischen Handlung nicht mehr die Rede, und die tragische Wirkung ist unwiederbringlich verschwunden.

Diess ist der Fall mit den *Seeräubern*. Wir haben uns zu wundern, warum ein so wohlgeschriebenes, an poetischem Schmuck und an einzelnen Schönheiten reiches Stück keine Wirkung hinterläst, warum es uns nicht rührt, ergreift, erschüttert. Der Mangel an Einheit erklärt das Räthsel. Caramano, der Herzog, Flaminia und Silvano, die Träger des tragischen Gebäudes, sind in jedem Act, ja fast in jeder Scene andere Personen, von anderen Trieben bewegt, andere Zwecke verfolgend. Flaminia ist bald liebende Braut, bald Tochter des Vaterlands; ihr Vater will jetzt das Verderben, jetzt die Rettung des Gegners, und Silvano will nichts mit dem nöthigen Pathos. Die Handlung zerfällt in zehn, zwanzig kleinere Handlungen — nicht Einer der Handelnden verfolgt *ein* Ziel, mit Ausschluss der übrigen. Die Handlung schreitet *historisch* fort, sie wechselt ihr Ansehn; aber in künstlerischer Beziehung verwickelt sie sich nicht, steigert sich nicht und ist im ersten Act dieselbe, wie im letzten. Jede Abtheilung hat ihre kleine Katastrophe, aber an einer *allgemeinen* fehlt es.

Dieser tiefliegende Fehler hätte vielleicht verborgen werden können, wenn die handelnden Personen mit einem hohen Mass von *Pathos* ausgestattet worden wären. Allein hier zeigt sich die zweyte Hauptschwäche des Gedichts. Die Handlung ist mit ihrem tragischen Elemente an die Liebe Silvanos und Flaminias geknüpft, und wir haben alle Ursache, zu zweifeln, dass sich diese Beiden wirklich lieben. Welch eine schwache Gluth in Silvano im III Act, vor allem in der X Scene desselben! Und vollends Flaminia! Diese ist entweder eine sehr gewöhnliche Liebende, oder eine unnatürliche Heldin — sie hat keine Wahl: das eine oder das andere Prädicat kommt ihr zu! In beider Leidenschaft suchen wir umsonst nach dem Pathetischen, nach tiefer, alles verzehrender Gluth. Die ihrige ist eine schwächliche, und als solche von dem Dichter mit verdienter Geringschätzung behandelt. Aber der Herzog ist tragisch, pathetisch! Wohl! Schade nur, dass sein Pathos sich in Spitzfindigkeiten und Gewissenscrupel verliert, wie wir sie einem tragischen Helden unmöglich nachsehen können. Die an sich schöne und wahre Idee, welche der Dichter durch ihn darstellen will — die nämlich, dass ir mit unserem Gewissen keinen Pact schliessen können — tritt aus diesem Gewirr von Zweifeln und Scrupeln nicht heraus; sie ergreift uns nicht, weil wir sie mühsam aufzusuchen genöthigt sind. — Bartolomeo ist unstreitig ein Held — aber er ist ohne Pathos, und alle übrigen Gestalten sind nur scenenfüllende Nebenpersonen. — So fehlt der Tragödie, was keiner solchen fehlen kann, die *Leidenschaft*, und die sich darin zeigt, ist entweder eine schwächliche oder eine in Spitzfindigkeit verlorene.

Hiemit hat die Kritik ihr Amt gethan. Von jetzt an kann sie nur loben. Sein Talent für Charakteristik hat der Vf. in Bartolomeo Caramano bewährt. Diese Gestalt, die am kräftigsten ergriffene, ist unzweifelhaft schön und der Tragödie würdig. Der Adel seiner Gesinnung verräth sich nie; er strebt, er verzeiht, er *stirbt* als Held. Silvano ist ohne Festigkeit, schwach charakterisirt, eine Gestalt, für die wir kaum einen Augenblick lang, im I Act, Theilnahme gewinnen. Flaminia ist eine übertriebene Heldin — sie thut keinen natürlichen Schritt. Der Herzog ist in seiner Art vortrefflich, Clemente und die Volkstribunen sind würdig, wie die alten Seeräuber; die übrigen sind ziemlich unnütze und nebelhafte, ja, wie Flavia, Theodora und Alonso, nur störende Gestalten. Der alte Gaspardo vertritt die Stelle des Chors; die versöhnende Auskunft, die er in der Schlussscene giebt, ist fein; aber der Gedanke tritt aus der Dichtung nicht von selbst hervor. Caramano ruft aus: All sein Streben sey — *nichts*. Nichts? entgegnet Gaspardo.

> ... „Du ballst mit Trotz
> Die Faust zum Himmel? — Sinke in den Staub;
> Und bet' ihn an! Du hast dein Ziel erreicht!
> Nur weil du in dem Mittel dich vergriffen,
> Und einen Frevel auf die That gewälzt,
> Der in das Heiligste der Menschen griff,
> Drum musst du untergehn. Denn in der Kraft,
> Womit der Glaube auch den Schwächsten rüstet,
> Dass er sein Allerheiligstes vertheid'ge,
> Da offenbart sich Gott dem Menschen. — Herr!
> Geheiligt sey dein Name! —"

Die Sprache des Dichters ist bekannt. Man hat ihren lyrischen Reiz, ihre Mannichfaltigkeit, ihre harmonische Fülle gelobt, und wir können diess Lob auch in Bezug auf die *Seeräuber* wiederholen. Doch Sprachgewandtheit ist heute fast ein Gemeingut der Deutschen geworden, und wir verlangen mehr nach kräftigen Gedanken, als nach Wohllaut. Dieser Anerkennung zum Trotz schmückt sich der Dichter doch auch oft mit falschen Flittern. Es wird unseren Lesern schwer seyn, in folgender Stelle *ächte* Poesie zu erkennen. S. 15 sagt:

Flaminia: Nein, Vater! Nein! Zurück will ich dich halten.
Nicht an der Pracht der kalten, todten Steine
Soll sich dein Auge weiden! Nein! du kannst
Wohl einen andern schönen Schmuck betrachten.
Da sind die köstlichen Juwelen von
Lebend'gem Feuer wunderbar erwärmt.
In heisser Todesangst verglas'te Tropfen
Der armen Muschel sind die Perlen nicht,
Nein, sie sind Himmelsthau der Frühlingsnacht! —

Herzog: Von welchem Schmucke sprichst du so begeistert?

Flaminia: Es sind die schönen Tage meines Lebens,
In deiner Vaterliebe Gold gefasst (?!).
Auf sie nur richte deinen Blick! u. s. w.

Wenn das nicht falsche Steine, falsche *Poesie* ist, so kennen wir keine. Der Vf. hätte sich vor poetischem Geschwätz dieser und ähnlicher Art um so mehr hüten sollen, als ihm bey dem Reichthum seines Stoffes der Raum zur Entwickelung der Charaktere an sich schon knapp genug zugemessen war. Doch sein grösster Fehler ist überhaupt eine Neigung für die Malerey des Schwächlichen. Er muss sich erwärmen, erheben an seinem Stoff, zu dessen Höhe emporklimmen, wenn er seinen Ruhm liebt, und hier konnte diess nicht schwer seyn, da der Stoff wirklich mit mehr Glück

gewählt ist, als in allen früheren Arbeiten des Vfs. Es wäre indeſs ungerecht, nicht auszuſprechen, daſs dieſe Tragödie auch reich an ſehr ſchönen Stellen iſt. Hie und da ſind Wendungen und Ausdrücke von ſolcher Kraft anzutreffen, daſs ſie uns bey dieſem Dichter überraſcht haben. So ſagt Badoero S. 27: Ich eile her zu Dir:

.... Du aber ſtellſt den Schreck
Als Wächter auf den bleichen Wangen aus,
Daſs des Verlobten Kuſs ſie nicht berühre.

Bartolomeos Rede gegen das Prieſterthum S. 77 iſt reich an ſchönen kräftigen Bildern:

.. Wer flucht, wer ſegnet
Auf ſolche Weiſe? Wem iſt eine Stelle
Auf dieſer Erde heil'ger, als die andere? —
Der Prieſter nur! Auf ſein Geheiſs erbauten
Die ſchwachen Völker ihre ſtolzen Tempel.
.... Er verſchlieſst
Der Kathedrale Bau mit finſtrer Wölbung,
Damit kein Blick den klaren Gotteshimmel
Erſchaue, wenn er den leichtgläub'gen Herzen
Den ſelbſt erfundnen *trüben* Himmel giebt.
Es glaubt der Menſch in thörichter Verblendung,
Er habe ſeinem *Gott* ein Haus erbaut,
Doch nur das Reich der *Prieſter* wohnt darinnen! —

S. 96 ſagt Wornik, der Weiberfeind, ſehr kräftig:

Und ſelbſt im Meere
Iſt wen'ger Groſses noch ertrunken, als
In Weiber-Thränen.

Des Herzogs Monolog S. 186 iſt ein ſchönes, poetiſches Bruchſtück. Er ſchlieſst:

„So kanns nicht enden; nein, ſo *ſolls* nicht enden!
In meinem Leben ſoll ein Lichtpunct bleiben,
Der, wie am Himmel auch die Wolken treiben,
Doch nimmer ſeinen ſtillen Glanz verliert."

Nun beſchlieſst er des Feindes Rettung.

Bey ſo vielen Druckfehlern, wie ſie dieſe Ausgabe verunzieren, weiſs Rec. nicht, ob das: „*ſeinen Vater in den Armen*" S. 25, und manches Andere, als ſolcher gelten muſs. — Der jambiſche Vers iſt faſt immer wohlklingend und gut. Doch iſt es ſchlimm, daſs der Vf. beſtändig *Seeräuber* (*v — v*) ſcandirt, und nicht lieber öfter *Piraten* und *Corſaren* dafür gebraucht. Manche üble Verſe finden ſich auch:

S. 31: „Vermählung, laſs ein glücklicheres Paar"
S. 27: Erſpar es Dir, ich weiſs bereits (?) genug.

„Der Gott in Liebe und vielleicht der Mutter" S. 107 iſt ein ſehr übler Zug für eine ſo jungfräuliche Geſtalt, wie Flaminia. Doch genug! So kleine Gebrechen können bey einem Gedicht dieſer Art kaum in Anſchlag kommen, und der Vf. ſpricht, nächſt *Raupach*, unter allen heutigen Dramatikern, vielleicht die reinſte Sprache, und bildet den reinſten Vers. — Wir wünſchen, daſs ſein Drama ſich Freunde gewinnen möge, damit ihm der Muth nicht fehle, bey ſeiner nächſten Arbeit dieſer Art alle ſeine Kräfte zu einer *Geſammtwirkung* aufzurufen. — Die Ausſtattung und der Druck des Buchs ſind geſchmackvoll.

Kυς.

Hamm, b. Schulz u. Wundermann: *Das Auge der Liebe.* Ein Luſtſpiel von *Karl Immermann.* 1824. 143 S. 8. (16 gr.)

Dem Vf. ſteht zwar nicht in der Haupthandlung, ſondern faſt ausſchlieſslich in der Nebenhandlung die ſogenannte *virtus comica* zu Gebote; nur ſollte er ſie nicht zu Sylbenſtechereyen und Ekel erregendem Wortkram miſsbrauchen, wie z. B. S. 16 und 17 geſchehen iſt, wo er unleidlich und langweilig zugleich wird. Ein „in Lüften" ſpielendes, *wunderliches* (nicht wunderbares und noch weniger bewundernswerthes) Vorſpiel bildet die Ouvertüre dieſes Luſtſpiels. Oberon und Titania zanken ſich, faſt ein wenig zu menſchlich; ſolche Wendungen und Ausdrücke, wie ſie hier vorkommen, ſollten einem göttlichen Munde, ſelbſt im gerechten Zorn, nicht entſchlüpfen. Und warum zanken ſie ſich? Alidor, Oberons Liebling, iſt dieſem ſeinem hohen Gönner entfremdet oder gar entführt worden; er hat ſich auf Titania's Veranlaſſung ſterblich in ein Mädchen verliebt, oder, wie es im Original heiſst, er „jagt dem ſüſsen Mädchenfleiſche (!!!) nach". — Nun iſt es eine bekannte Sache, daſs, wenn die Götter ſich zanken, die Menſchenkinder dieſs entgelten müſſen. *C'est tout, comme chez nous.* Der entrüſtete Gemahl läſst es nicht die hohe Gemahlin unmittelbar fühlen, wie ſehr ihn der Verluſt ſeines Ganymedes ſchmerze, ſondern er verwandelt das Schooskind derſelben, die Prinzeſſin Amanda, bis dahin einen wahren Ausbund von Schönheit, in einen gar häſslichen Schatz durch angezauberte Pockennarben, Mäler u. ſ. w. und zwar auf ſo lange, bis ſie, vom „Auge der Liebe entdeckt, Liebe erweckt". Eine Entdeckung ſetzt ein Verborgenſeyn voraus; Amanda wird deſshalb vom Hofe — dem glänzenden, neapolitaniſchen, durch Oberons Zaubernacht in einen — Bauerhof verſetzt. Titania, ihrerſeits wähnend, es ſey unmöglich, daſs ſie in dieſer Umwandelung je entdeckt, je wieder für Amanden angeſehen werden könne, bewirkt durch ihre dienſtbaren Elfen, daſs ſich die Verwandelte, jedes irdiſchen Glücks beraubt, wenigſtens glücklich und ſelig — träumt. (Schluſs des Vorſpiels.)

Das Luſtſpiel ſelbſt beginnt ohne allen komiſchen Stoff damit, daſs der König von Neapel ſeinen Kummer über das urplötzliche, unerklärliche Verſchwinden Amandens — dieſer „pfandgeſetzten Perle", zu erkennen giebt. Sie, die deutſche Prinzeſſin, iſt früher dem Könige von Neapel, oder vielmehr deſſen Gemahlin (wahrſcheinlich Behufs ihrer feineren Bildung), anvertraut worden, der Kronprinz aber iſt ihr heimlicher und ſeit ihrem Verſchwinden ihr erklärter Liebhaber. Was Wunder, daſs er über dieſes ihr Verſchwinden, je ſpurloſer es bleibt, deſto untröſtlicher iſt? Amandens königlicher Vater auf dem deutſchen Throne wittert aber dahinter Gift und Dolch und ſchändlichen Verrath; er erklärt deſshalb dem Cabinet zu Neapel den Krieg, oder letztes zieht ihn vielmehr der verlangten Länderabtretung vor, was man ſich leicht erklären kann, wenn man weiſs, wie unendlich lieb den legitimen Königen das Erbe ihrer Väter iſt.

An die Spitze der kampflustigen (?) Neapolitaner, die hier ganz anders erscheinen (*tempi passati!*) als vor nicht gar langer Zeit, stellt sich der königliche Liebhaber, um zugleich den weit furchtbareren Krieg in seinem Inneren zu beschwichtigen. Und — o des Glückes im Unglück! *Sein* Auge, „*das Auge der Liebe*", erspähet im Walde, in der Nähe einer Bauernhütte, die zum Scheusal gewordene Amande um so leichter, je weniger ihre schönen Augen verändert worden sind, und je melodischer ihre Stimme, nach wie vor, geblieben ist; ihre Stimme, die sich in einem Schrey der freudigen Ueberraschung vernehmen läſst. Der Liebhaber besiegt — den Feldherrn, ohne sich um den Feind zu bekümmern. Oberon, hievon in vollständige Kenntniſs gesetzt, bequemt sich, das Lärvchen Amandens wieder *in integrum* zu restituiren, um so mehr, da der Kronprinz die zweckmäſsigsten Anstalten trifft, sie zur Kronprinzessin zu machen, und sich darüber S. 118 gegen seinen Vater wahrhaft poetisch erklärt. Unterdessen freylich hat sich der unhöfliche Feind nicht abhalten lassen, gewaltig vorzurücken. Die angebotene und angenommene Schlacht steht auf dem Puncte, durch die schülerhaften Dispositionen des Vicefeldherrn Claudius, der bloſs den Kamaschendienst versteht, verloren zu werden. Da kommt, im entscheidenden Moment, der aus Liebesträumen aufgerüttelte Kronprinz, sieht, ein zweyter Cäsar, den Feind und wirft ihn. Daſs Friede wird, und bald darauf ein Beylager celebrirt werden soll, versteht sich fast von selbst.

Unsere Leser haben nun sich überzeugt, wo die gerühmte *virtus comica* des Hn. *I. nicht* steckt, nämlich ganz gewiſs nicht in der Haupthandlung, da man eher Thränen der Rührung vergieſsen könnte für solchen königlichen Liebhaber, der unter allen Umständen Stand hält; es ist daher billig, daſs wir die Nebenhandlung gleichermaſsen entfalten, denn da steckt wirklich ein guter Theil der belobten Kraft. Claudius = Odysseus, der Jägermeister und Vicefeldherr, ist ein eingebildeter, alter, vom Eifersuchtsteufel besessener Narr, dem die Lust ankommt, zu erforschen, ob er seiner Penelope auch während seiner Abwesenheit vertrauen könne. Frigida ist ihr Name. Zwey andere Narren, von Seybold und von Thymian, die gerade so viel Verstand haben, als zu einem Kammerherrn erfodert wird, werden als Versucher engagirt. Durch Eroberung des Traurings und der Halskette der Hausfrau sollen sie sich als die Beglückten legitimiren. Diese drey Herren sind, was ihre angegebene närrische Qualität betrifft, in der That recht gut gezeichnet und gehalten. Sie gelangen wirklich zum Besitz der Trophäen, keinesweges aber durch die Frigida-Penelopeische Untreue, sondern durch des Claudiussischen Dieners Johann Türk List und Tücke. Durch diesen Pfiffícus werden Ottilie und Willa den beiden lüsternen, alten, geckenhaften Junggesellen, jedem besonders, als die Frau vom Hause vorgestellt, ob sie gleich nur deren Dienstmädchen sind. Eine giebt von Seibolden die Halskette, die andere dem Herrn v. Thymian, denn beides hatte die Frau vom Hause, aus allzu groſser Aengstlichkeit, nicht getragen, sondern in einem Schächtelchen gar wohl verwahrt; die Mägde aber hatten sich damit herausgeputzt. Man kann sich denken, was die vermeintlichen Sieger damit beginnen, und wie Claudius, der Getäuschte, sich darob gebehrdet. Er verklagt seine Frau beym König. Der Prinz führt die Untersuchung auf komische Weise, die keusche Frigida wird gerechtfertiget, an den Kammerherrn wird poetische Gerechtigkeit geübt; sie müssen eine Mesalliance schlieſsen und den Hof meiden. Das Papier ist gut; der Druck, nach Abrechnung von 42 Druckfehlern, gleichfalls gut; der Preis ist billig.

gnil.

NÜRNBERG und LEIPZIG, b. Zeh: *Lambert, Herzog von P**, und Adolph, Graf von Schönborn.* Ein fürstliches Charaktergemälde aus dem 17 Jahrhundert, von *Ferdinand Joseph Gruber*, Mitglied mehrerer gelehrten Vereine. Mit einem Kupfer. (Ohne Jahrzahl.) VI u. 286 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die gelehrten Vereine, welchen Hr. *Gruber* angehört, mögen es uns sammt und sonders nicht übel deuten, wenn wir an der geistigen Zeugungsfähigkeit dieses ihres, übrigens verehrten Mitgliedes, nach genauer Ansicht dieses „fürstlichen Charaktergemäldes", einige Zweifel hegen. Wäre es in Oel gemalt, so gehörte es unmaſsgeblich unter die Erzeugnisse der bekannten „Gurkenmalerey". — Namentlich können sich die „Herren Grafen von Schönborn", deren „erlauchtem, hochedlem Stamme" das Product gewidmet ist, schwerlich über die gereimte, — beziehungsweise ungereimte, — wenn auch noch so kurz gerathene Zueignung freuen, so fleckenlos und herrlich auch Graf Adolph im Buche selbst dasteht. Indessen wird dem Leser schon durch die wunderliche „Einleitung in das geschichtliche Ganze" (S. 1. 2) fast das Weiterlesen verleidet, oder doch erschwert, weil man bey einem solchen Vorwort erwartet, der Vf. werde Alles aufgeboten haben, um wenigstens darin als ein Coryphäus zu erscheinen; statt dessen glaubt man einen aufgeblasenen Frosch zu erblicken. Diese Meinung wird bestätigt, wenn man sich durch die lächerlichen Uebertreibungen des ersten und die jämmerlichen Tiraden des zweyten Capitels durchgearbeitet hat. Wir sagen „durchgearbeitet"; denn über den ellenlangen Perioden geht einem Engbrüstigen der Athem aus. Das 3, 4, 5, 6 bis zum 18ten und letzten Capitel bieten ebenfalls nichts dar als langweilige Gemeinplätze, dünkelhaftes Bemerkbarmachen der eigenen Person, barocke Ansichten, fromme Wünsche, wunderliche Schilderungen, lahme Gleichnisse, undeutsche Wortfügungen und Redensarten u. d. m. Weder der Anfang, noch die Mitte der beiden Geschichtserzählungen befriedigt, und nur das ersehnte Ende söhnt den Leser mit dem Vf. wieder aus, eben weil es das Ende ist, ohne daſs man sagen kann: „Ende gut, Alles gut", obwohl ein zärtlicher Vater und Fürst einen geraubten und todt geglaubten Sohn und Erbprinzen nebst einem treuen Freunde, dem biederen Grafen Adolph von Schönborn, wieder erhält.

gnil.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

PHILOLOGIE.

Hannover, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung: *Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache zum Schulgebrauche.* Von *August Grotefend*, Conrector am Kön. Pädagogio zu Ilfeld (nunmehr Director des Gymnasiums zu Göttingen). 1 Theil. Die Lehre vom Worte. 1829. XVI u. 222 S. 2 Theil. Die Lehre vom Satze. 1830. X u. 517 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Je grösser die Zahl der lateinischen Grammatiken ist, die in der neuesten Zeit erschienen sind, und, wenigstens dem grösten Theile nach, ausgezeichnete Sprachforscher zu Verfassern haben: desto grösser sind die Foderungen, welche man an ein Werk machen muss, welches jene Zahl vermehrt. Es ist nicht hinreichend, dass es das Bekannte in einer etwas veränderten Gestalt, in einer schönen Darstellung, die allerdings lobenswerth ist, und mit einigen Hypothesen wiedergebe; es kann nicht genügen, wenn es die Spracherscheinungen ohne inneren Zusammenhang und ohne tiefere Begründung auf die Denkgesetze zusammenstellt; es kann nicht darauf rechnen, beachtet zu werden, wenn es, ohne Rücksicht auf die neuesten Forschungen zu nehmen, sich nur an die Eine Sprache hält, und das Feld der allgemeinen Grammatik, das in der letzten Zeit mit so gutem Erfolg angebaut worden ist, meidet, mit Einem Worte, wenn es sich nicht durch Neuheit der Ansichten auszeichnet, und die Sprachwissenschaft weiter fördert. Eine Grammatik, die sich dieses Ziel gesteckt hat, muss auf philosophischem und historischem Grunde ruhen. Der sorgfältige und fleissige Grammatiker sucht das Gegebene mit Eifer überall auf, vergleicht die verschiedenen Zeitalter und Stilarten, und ordnet und durchdringt den Stoff mit philosophischem Geiste. — Es war von Hn. *Grotefend*, der als scharfer Denker und gründlicher Sprachforscher rühmlichst bekannt ist, nicht anders zu erwarten, als dass er etwas Vorzügliches liefern würde. Und diese Erwartung hat er nicht getäuscht. Seine Grammatik zeichnet sich aus durch eine ganz neue Anordnung des Stoffs, durch tiefes Eindringen in das Innere, in den Geist der Sprache, durch einen grossen Reichthum feiner Bemerkungen und genaue Darstellung der allmählichen Ausbildung der lateinischen Sprache, indem er die verschiedenen Zeitalter gehörig sichtet und sondert. Er weist mit vielem Scharfsinn, den er in hohem Grade besitzt, nach, wie die lateinische Sprache von der Bezeichnung der sinnlichen Eindrücke durch Abstractionen nach und nach immer bestimmter, aus einer Gemüthssprache eine Verstandessprache wurde. Denn sie erhielt ihre höchste Vollendung durch die Redekunst, und bildete sich erst nachher zu grösserer Bestimmtheit und philosophischer Schärfe aus, so dass sie, was sie an ursprünglicher Schönheit verlor, an Genauigkeit und Strenge gewann.

Der Vf. hat seine Grammatik in 3 Theile getheilt. Der erste behandelt die *Lehre vom Worte*, der zweyte die *Lehre vom Satze*, und der dritte, dem wir mit Vergnügen entgegensehen, wird die *Lehre von der Rede* enthalten. Er hat sie für den Schulgebrauch bestimmt, doch nicht so, dass sie das erste lateinische Schulbuch des Knaben sey. Dazu ist sie auch bey Weitem zu schwer. Doch geben wir dem Vf. gern zu, dass ein tüchtiger Lehrer, der den ganzen Stoff beherrscht, und daher das, was gerade frommt, auszuwählen versteht, sie auch bey dem ersten Anfänger gebrauchen kann. — Welche Foderungen Hr. *G.* an sich selbst bey Ausarbeitung dieses Werkes gemacht hat, erhellt aus der Vorrede zum ersten Theil. Er sagt da (*S. V*): „Bey einer lateinischen Schulgrammatik ist meiner Ansicht nach dreyerley zu berücksichtigen. Sie muss *erstens* möglichst vollständig seyn, um nicht nur über die gewöhnlichen, sondern auch über die ungewöhnlichen, und gewissen Zeitaltern oder Stilgattungen oder Schriftstellern eigenthümlichen Wort-, Satz- und Rede-Formen der lateinischen Sprache eine zum Verständniss aller lateinischen Schriftsteller und zum eigenen Gebrauch dieser Sprache genügende Auskunft zu geben. Sie muss *zweytens* streng wissenschaftlich geordnet seyn, soweit sich dieses mit der *dritten* Foderung vereinigen läfst, dass die Grammatik auch durch ihre Form dem leichten Auffassen und sicheren Behalten des Gedächtnisses zu Hülfe komme." Diese drey Puncte werden darauf mit vieler Sachkenntniss, an der man den erfahrenen Schulmann erkennt, aus einander gesetzt, um die ganze Anlage der Grammatik im Voraus gegen Tadel sicher zu stellen. Vollkommen stimmen wir dem Vf. bey, wenn er (Vorr. VIII) sagt: „Wir sollen nicht die Sprache der Sprache willen lernen, sondern um durch die Sprache zu lernen. Die Masse unseres Wissens hat nur einen sehr unsicheren Werth; denn wie Vieles, was wir heute wissen, haben wir morgen vergessen, und wie

Vieles, was heute für wahr galt, wird morgen als falsch verworfen! Aber was wir *durch* das Lernen gewonnen haben, d. h. die Ausbildung und Kraft unseres Geistes, das ist ein unveräusserlicher Schatz und der allein wahre Masstab der Bildung, welche sich nicht auf dem Katheder und in dem Studirzimmer, sondern im geselligen Leben und im bürgerlichen Berufe bewährt, und deren reife Frucht die ächte *Humanität* ist. Soll aber diese wahre Bildung des Geistes erreicht werden, so muss schon der erste Unterricht des Knaben systematisch seyn; in der Nichtbeachtung dieser Foderung ist der Grund zu suchen, dass die wahre Bildung auch bey trefflichen Anlagen des Geistes doch so oft verfehlt wird. Ungebildete Lehrer taugen zum Elementarunterrichte eben so wenig, als unwissende. Daher sollte man auch auf Schulen den Elementarunterricht in den Sprachen und Wissenschaften nur gründlich gebildeten Lehrern anvertrauen, und nicht den ersten besten Neuling, wie er die Universität oder das Seminar verläfst, für gut genug dazu halten; daher sollten auf unseren Universitäten ausser den Vorlesungen, welche die Köpfe der Zuhörer mit Kenntnissen anfüllen, Anstalten getroffen werden, um die künftigen Lehrer in einer systematischen Unterrichtsmethode zu unterweisen, damit das Unterrichten nicht erst auf Kosten der Schüler gelernt werde. Und wenn es sich nicht leugnen läfst, dass auf Schulen in der Regel ein weit besserer Grund zur wissenschaftlichen Bildung gelegt werde, als durch den Privatunterricht, so wird der Grund hievon hauptsächlich darin zu suchen seyn, dass die Lehrer der Elementarclassen doch meistens Männer sind, die das Unterrichten verstehen, und einen systematischen Gang befolgen, während die meisten Privatlehrer, junge Männer, welche eben erst die Universität oder das Seminarium verlassen haben, oder gar Primaner, noch keine Idee von einem systematischen Unterrichte in ihre Lehrstunden mitbringen, sondern erst allmählich durch den schlechten Erfolg ihres Unterrichts das Unterrichten lernen". Wir heben diesen Punct aus der so lesenswerthen Vorrede desswegen besonders hervor, weil an so mancher Schule die verkehrte Gewohnheit herrscht, den Elementarunterricht entweder ganz unerfahrenen oder, was weit schlimmer ist, solchen Lehrern anzuvertrauen, welche aus Unwissenheit oder Mangel an Lehrtalent in den oberen Classen nicht bestehen können, und so viele Eltern noch in dem Wahne befangen sind, ein Schüler könne das, was er heute mit Mühe gelernt hat, morgen schon wieder lehren.

In den Vorerinnerungen zu dem ersten Theile, die sich durch genaue Bestimmung der Begriffe empfehlen, erwähnt der Vf. des muthmasslichen Ursprungs der lateinischen Sprache. Er sagt hierüber: „Die römische Sprache, gewöhnlich die lateinische genannt, hat sich aus einer oder mehreren Sprachen der altitaliänischen Völkerschaften unter dem Einflusse der griechischen Sprache entwickelt. Sie scheint keine Tochter dieser Sprache zu seyn, aber die ihr zu Grunde liegenden Stammsprachen scheinen mit der griechischen Sprache von Einer Mutter herzustammen, welche neuere Sprachforscher in den gebildeteren Sprachen Indiens suchen." Es ist endlich auch Zeit, von der falschen Ansicht zurückzukommen, als habe sich die lateinische Sprache lediglich aus dem äolischen und dorischen Dialekte der griechischen Sprache gebildet, da ihre Verwandtschaft mit dem Sanskrit, dem Persischen, dessen Alter Hr. *von Hammer* noch über den Sanskrit hinaussetzen will, und dem Alt-Germanischen unverkennbar ist. Man vergleiche *Dorn über die Verwandtschaft des persischen, germanischen und griechisch-lateinischen Sprachstammes.* Hamburg 1827.

In den genannten Sprachen finden sich die Wurzeln vieler ihnen gemeinsamen Wörter, deren Ausdruck und Gepräge oft nur wenig verschieden ist, so dass man wohl auf eine asiatische Ursprache schliessen kann, die allen zum Grunde liegt. Ferner mögen sie manche Wechselwirkung auf einander geäussert haben. In dieser Hinsicht bemerken wir ganz vorzüglich den Einfluss der griechischen Sprache auf die lateinische sowohl in der Ausprägung der Declinationen, die den griechischen so sehr befreundet sind, als in der Bildung späterer Wortformen. Mit Recht macht daher nach dem Vorgange von *Jacob Grimm* Hr. *Ramshorn*, der die lateinische Sprache aus einem althochdeutschen Dialekt ableitet, darauf aufmerksam, dass die lateinische Conjugation, die von der griechischen ganz und gar verschieden ist, weit älter sey, als die Declinationen. Es ist zu wünschen, dass es dem Scharfsinn und Fleiss unserer Grammatiker gelingen möge, in diese zum Theil noch dunkeln Puncte mehr Licht zu bringen.

Nach den Vorerinnerungen folgt die Uebersicht des ersten Theils. 1 *Buch. Erklärung der Redetheile und ihrer Formen. Erstes Hauptstück. Vom Verbo.* Viele Leser werden mit Hn. *Moser* daran Anstoss nehmen, dass der Vf. das Verbum vor das Nomen gestellt hat; aber wir müssen ihm hier ganz beypflichten. Es hat uns schon lange gewundert, dass die lateinischen Grammatiker nicht dem Beyspiel der orientalischen gefolgt sind, und das Zeitwort als das Haupt- und Grund-Wort der Sprache vor allen anderen Redetheilen derselben behandelt haben. Wir können uns diess nicht anders als durch eine gänzliche Verkennung der Natur des Verbums erklären. Denn mit Recht sagt der Vf. (Vorr. zum 1 Thl. S. X): „Es ist durchaus unsystematisch, wenn der Unterricht einer Sprache mit dem Nomen oder gar, wie es in den Grammatiken der neueren Sprachen gewöhnlich ist, mit dem Artikel beginnt. Das Verbum ist die Basis der ganzen Sprache, sowohl in etymologischer als syntaktischer Rücksicht; es ist nicht nur die Mutter der übrigen Redetheile, sondern auch der Mittelpunct des Satzes, von welchem alle übrigen Theile desselben, wie die Planeten von der Sonne, zusammengehalten werden. Mit dem Verbum muss daher nothwendig der Anfang gemacht werden, wenn nicht das ganze System in seinem Mittelpuncte zerstört werden soll. Diess ist so augenfällig, dass es kaum eines Beweises bedarf. Wie kann man dem Anfänger einen Begriff von einem Casus geben, ohne das Nomen mit einem Verbum in Verbindung zu setzen? Und wie viel schwieriger ist es schon, den Unterschied der Ca-

ſus begreiflich zu machen, als den der Perſonen, *ich, du, er*, der Zeiten und ſelbſt der Redeweiſen?" Er führt dieſs weiter aus, und behauptet nicht mit Unrecht, daſs die Conjugationen weit leichter zu lernen ſind, als die Declinationen, wenn man das Ding nur recht angreift. Das ganze *erſte Hauptſtück* dringt viel tiefer in das Weſen *des Verbums* ein, als es gewöhnlich in den Grammatiken zu geſchehen pflegt. Es finden ſich überall die ſcharfſinnigſten Beſtimmungen, welche ſpäter für die Syntax von groſser Wichtigkeit ſind. Sehr richtig finden wir unter anderen S. 22 die Diſtinction des Conjunctivus in die zwey Arten, den *Conjunctivus Praeſentis* oder *abſolutus* und den *Conjunctivus Praeteriti* oder *relativus, veniat* und *veniret*. Sehr treffend finden wir auch, was S. 35 über den Unterſchied zwiſchen *amatus ſum — ſim* und *amatus fui, — fuerim* geſagt iſt. Er ſtellt ihn ſo: „Wenn die vollendete Thätigkeit in dem Object keine Wirkung hervorgebracht hat, ſo ſind immer die zwey Formen gleichbedeutend; bringt aber die Thätigkeit in dem Object eine Wirkung hervor, ſo bezeichnen die mit *ſum, eram, ero, eſſe* gebildeten Formen die *dauernde* Wirkung der vollendeten Thätigkeit; aber die mit *fui, fueram, fuero, fuiſſe* gebildeten die *vollendete* (nicht mehr vorhandene) Wirkung der vollendeten Thätigkeit, z. B. *captus ſum* ich bin gefangen (worden) — *captus fui* ich bin gefangen geweſen. Bey der gleichen Bedeutung bedient ſich der gewöhnliche Gebrauch der Formen, welche mit *ſum, eram, ero, eſſe* gebildet ſind." Sehr zweckmäſsig finden wir für den Anfänger, deſſen Gedächtniſs geübt werden muſs, die Tafeln zur Lehre von den Formen des Verbi (S. 38—67).

Das *zweyte Hauptſtück* handelt *von dem Nomen*. Auch hier haben wir uns über die ſcharfe Beſtimmung und über die groſse Vollſtändigkeit in Angabe der Wortformen gefreut. Wie Viel findet ſich hier nicht, wovon z. B. in der *Bröder*'ſchen Grammatik ſich noch keine Spur zeigt! Sehr zweckmäſsig und ſprachrichtig giebt der Vf. bey der dritten Declination die Regeln an, nach welchen der Nominativ aus dem Genitiv gebildet wird. Auch hier iſt ſchon Manches eingewebt, deſſen Vorkenntniſs bey der Lehre von der Syntax von Wichtigkeit und Nutzen iſt. Vorzüglich gefällt es uns, daſs der Sprachgebrauch überall ſo genau angegeben iſt. Sonſt begnügte man ſich häufig, anzuführen, daſs neben der Form *orum* im *Gen. plur.* der zweyten Declination auch die Endung *ûm* vorhanden ſey — als *Archaismus* — ohne, wie *Grotefend*, hinzuzufügen, daſs dieſe Endung bey Benennungen des Geldes, der Maſse und den Diſtributiv-Zahlen faſt allein üblich iſt. Es iſt ſehr gut, wenn der Anfänger ſchon früh auf ſolche Dinge aufmerkſam gemacht wird.

Drittes Hauptſtück. Vom Pronomen und vom Zahlworte. Es iſt ſehr zu loben, daſs der Vf. alle, auch die veralteten, Formen aufführt, und ſchon im Voraus auf ihren richtigen Gebrauch hinzeigt. Daſſelbe gilt von den Zahlwörtern, die er mit gleicher Ausführlichkeit behandelt. Der Anfänger findet hier über Form und Gebrauch Belehrung. Er wird vor mehreren Formen gewarnt, die in mancher Grammatik als gangbar angenommen werden, z. B. vor *huicce, hice, haece, horumce, harumce, huiuscine, huiccine, horumcine, harumcine.*

Viertes Hauptſtück. Von den Patikeln. Ihr Begriff wird genau gefaſst. In dem 1 Cap. werden die *Adverbia* als *Adverbia modi*, als *A. loci*, als *A. temporis* abgehandelt. Jede dieſer drey Claſſen wird wieder in drey Arten von Adverbien, Nominal-Adverbia, Pronominal-Adverbia und Negationen, eingetheilt. Auch hier wird man vollkommen befriedigt. Das 2te Capitel bezeichnet die Präpoſitionen als diejenigen Partikeln, welche an und für ſich räumliche Beziehungen einer Thätigkeit zu einem Gegenſtande ausdrücken. Das 3 Capitel beſchäftigt ſich mit den Conjunctionen, welche der Vf. als die Partikeln bezeichnet, welche die Beziehung eines Satzes auf einen anderen ausdrücken. Auch hier gefallen uns die Tafeln, die zur Ueberſicht und zum Memoriren dienen, vorzüglich wohl.

So weit geht das *erſte Buch*, das unter Anleitung eines geſchickten Lehrers auch dem Anfänger verſtändlich iſt; aber ſchwerer iſt das zweyte: *Von der Bildung der Wörter und ihren Formen.* So wenig es für den Anfänger paſst, ſo intereſſant iſt es für den Lehrer und den Schüler, der ſchon weit fortgeſchritten iſt, und ſich einen gewiſſen Sprachtact erworben hat. Hier werden tiefe Blicke in das Weſen der menſchlichen Sprache gethan, und die Reſultate der allgemeinen Sprachforſchung werden mit ſo viel Scharfſinn und Gelehrſamkeit auf die lateiniſche Sprache angewandt, daſs man dem Vf. mit groſsem Vergnügen in ſeinen Unterſuchungen und Hypotheſen folgt, wenn man ihm auch nicht überall beyſtimmen ſollte. Er hat hier immer genau das Hiſtoriſche berückſichtigt, und als Belege ſeiner Behauptungen die älteſten Sprachproben der Römer gegeben. Die Eintheilung dieſes zweyten Buches, das uns ganz vorzüglich gefallen hat, iſt folgende: *Vorerinnerungen. 1 Abſchnitt. Von den Elementen der Wörter, als den Lauten und Sylben. 2 Abſchnitt. Von der Bildung der Wortformen, der Flexions-, der Derivations-Formen, der Nominalformen, der Pronomina und Zahlwörter, der Partikeln.* Als *Anhang* findet ſich vor dem erſten Theil ein Verzeichniſs der gewöhnlichſten Abbreviaturen.

In Hinſicht der Orthographie iſt ſich der Vf., was er in der Vorrede zum 2 Theil zu entſchuldigen bittet, nicht immer gleich geblieben. Er ſchreibt S. 141 *tanquam* und S. 142 *quamquam*. S. 117 giebt er die Regel bey *idem, eadem, idem: das m verwandelt ſich vor d in n.* Das könnte ausſehen, als ſey dieſs nothwendig und *eundem* u. ſ. w. ein Fehler, da wir vielmehr der Meinung ſind, daſs hier und in allen ähnlichen Fällen das *m* dem *n* vorzuziehen iſt. Bey der Lehre von der Abbrechung oder Trennung der Sylben S. 171 und 172 weicht er von den gewöhnlichen Annahmen ab. Er trennt nicht bloſs *po-tes, ani-madverto, ve-neo, ambages, lon-gaevus;* ſondern auch *om-nis, cap-tus, ac-tus, reg-num, ip-ſe.* In der Anm. äuſsert er ſich ſo darüber: „Die Grammatiker wollen, daſs auch die lateiniſchen Wörter alle wie die griechiſchen in ihren Sylben getheilt werden ſollen, jedoch iſt dazu

durchaus kein hinreichender Grund vorhanden. Eher könnte man verlangen, daſs die griechiſchen Wörter den lateiniſchen gemäſs getheilt würden, ſo lange nicht eine Zuſammenſetzung die griechiſche Theilung nothwendig macht.“ S. 174 iſt in der 6 Ausnahme: *e* und *i* iſt lang in den griechiſchen Eigennamen auf *ēus*, *īus*, *ēa*, *īa* und *īon*, wo es im Griechiſchen ει iſt, eine Unbeſtimmtheit, da in *Amphīon* z. B. kein ει iſt. Es ſollte heiſsen: und in denen auf *īon*, welche im Griechiſchen im Genitiv ein kurzes ο haben, da hingegen diejenigen, welche im Genitiv das lange *o* (ω) behalten, *ĭon* kurz haben, z. B. *Deucalion*, *Phocion*. S. 180. Z. 13 v. u. iſt *ōdium* fälſchlich von *ōdi* abgeleitet. Es kommt vom alten Präſens *ŏdio*, und aus dieſem iſt die Kürze des *o* zu erklären. — Sollte *tergiverſor* (S. 194. Z. 3 v. u.) von keinem *nomen* abzuleiten ſeyn?

In der Vorrede zu dem *zweyten Theile* giebt der Vf. folgenden Zweck ſeiner Grammatik an: „Wenn ich meiner Grammatik die Beſtimmung zum Schulgebrauche anwies, ſo war ich dabey nicht der Meinung, daſs ſie gerade als erſtes Lehrbuch beym Unterricht in der lateiniſchen Sprache dienen ſollte; ſondern ich beabſichtigte, ein Werk zu liefern, das von der Zeit an, wo der Unterricht in der lateiniſchen Grammatik einen ſyſtematiſchen Gang nehmen muſs, zum Lehrbuche dienen, und für die ganze Schulzeit auch dem künftigen Philologen ausreichen könnte.“ Seine Grammatik iſt ein Werk, das ein langes und tief eindringendes Studium erfodert; nur ein Schüler von ſehr reifem Verſtande wird ſie verſtehen können. Die Anordnung dieſes zweyten Theils iſt von der Einrichtung der bisherigen Grammatiken ganz verſchieden, und wir wollen nicht leugnen, daſs der Vf. bey der Ausführung des Einzelnen hie und da etwas unklar geworden iſt. Er wird ſich in einer neuen Auflage bemühen, den Ausdruck hin und wieder etwas deutlicher und verſtändlicher zu machen. In Einem Puncte der Anordnung können wir nicht mit ihm einverſtanden ſeyn. Es betrifft dieſs die Scheidung des grammatiſchen Stoffs in zwey Bücher, von denen das *erſte* nur die allgemeinen Erſcheinungen der lateiniſchen Sprache, ohne tiefer in die allgemeine Sprachlehre oder in die Entwickelung der lateiniſchen Sprache eingreifende Erklärungen, enthält, das *zweyte* aber nicht nur in die Beſonderheiten des lateiniſchen Sprachgebrauchs, ſondern auch in die allgemeine Sprachlehre tiefer eindringt. Dieſe Trennung iſt uns bey dem Durchſtudiren ſehr ſtörend geweſen. Wir hätten gewünſcht, daſs der Vf. die Erklärungen jedem Paragraphen, etwa durch den Druck ausgezeichnet und mit Ueberſchriften verſehen, hinzugefügt hätte. Das wäre gewiſs bequemer geweſen, und hätte auch die Ueberſicht nicht gehindert. Jetzt muſs man immer an zwey verſchiedenen Stellen des Buches ſuchen.

Die Ueberſicht des zweyten Theils iſt folgende: *Erſtes Buch. Allgemeine Regeln der lateiniſchen Syntax. Erſter Haupttheil.* Von den Beſtandtheilen des Satzes und ihrer Verbindung unter einander. 1 Abſchnitt. Von den untergeordneten Theilen des Satzes und ihrer Verbindung. Erſtes Hauptſtück: Vom Nomen. 1 Cap. Verbindung der Nomina mit Verbis. Anhang: Verzeichniſs der Verba, welche wegen ihrer Rection zu merken ſind. 2 Cap. Verbindung der Nomina mit Nominibus. 3 Cap. Verbindung der Nomina mit Partikeln. Zweytes Hauptſtück: Vom Verbum infinitum und vom Participium. 1 Cap. Verbindung der Verba mit Verbis. 2 Cap. Verbindung der Verba mit Nominibus. 3 Cap. Verbindung der Verba mit Partikeln. Drittes Hauptſtück: Vom Pronomen und Zahlworte. 1 Cap. Verbindung der Pronomina und Zahlwörter mit Verbis. 2 Cap. Verbindung der Pronomina und Zahlwörter mit Nominibus. 3 Cap. Verbindung der Pronomina und Zahlwörter mit Partikeln. Viertes Hauptſtück. Von den Partikeln. 1 Cap. Verbindung der Partikeln mit Verbis. 2 Cap. Verbindung der Partikeln mit Nominibus. 3 Cap. Verbindung der Partikeln mit Partikeln. Anhang, von den Interjectionen und vom Vocativ. Zweyter Abſchnitt. Fünftes Hauptſtück. Vom Verbum finitum. 1 Cap. Gebrauch der Genera des Verbi. 2 Cap. Gebrauch der Perſonalformen des Verbi. 3 Cap. Gebrauch der Tempora des Verbi. 4 Cap. Gebrauch der Modi des Verbi. 5 Cap. Gebrauch der zuſammengeſetzten Verbalformen.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

K U R Z E A N Z E I G E N.

Schöne Künste. *Magdeburg*, b. Heinrichshofen: *Don Enrique von Toledo.* Roman von *Wilhelm Genthe.* 1827. 356 S. 12.

Soll es Satire auf unſere Romanſchreiber im Stil der Romantiker, ſpaniſcher Novelliſten, Humoriſten, Rittergeſchichten u. ſ. w. ſeyn, wie es faſt das Anſehen hat: ſo verfehlte der Schreiber durch allzu groſse Länge ſo ziemlich ſeinen Zweck, wenn er auch hie und da die Manier glücklich abgukte. Um leidenſchaftlichen Romanenleſern den Kitzel dazu durch Ueberſättigung zu verleiden, wäre dieſer Don Enrique ein probates Mittel.

n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

PHILOLOGIE.

Hannover, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung: *Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache zum Schulgebrauche.* Von *August Grotefend* u. s. w. 1ster und 2ter Theil.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zweyter Haupttheil. Von der Verbindung der Sätze unter einander. 1ster Abschnitt. Von der Verbindung der beygeordneten Sätze unter einander. 1stes Hauptstück, Regeln für die Verbindung der beygeordneten Sätze. 2tes Hauptstück. Von den verschiedenen Arten der Beyordnung und ihrer Bezeichnung. 2ter Abschnitt. Verbindung der untergeordneten Sätze mit den ihnen übergeordneten (der Nebensätze mit ihrem Hauptsatze). 1stes Hauptstück. Regeln für die Verbindung der untergeordneten Sätze mit ihrem Hauptsatze. 1 Cap. Von den Attributivsätzen. 2 Cap. Von den Objectivsätzen. Anhang. Auffassung der Participialconstructionen in Nebensätzen. 2tes Hauptstück. Vom Gebrauch der Modi in untergeordneten Sätzen. 1 Cap. Gebrauch der Modi in Attributivsätzen. 2 Cap. Gebrauch der Modi in Objectivsätzen und in der *oratio obliqua.* Von der Stellung der Wörter und Sätze. 1 Cap. Von der Stellung der Wörter. 2 Cap. Von der Stellung der Sätze. Von der Construction. Von der Interpunction.

Zweytes Buch. Erklärungen und besondere Bemerkungen. Der *erste Haupttheil* bezieht sich genau auf den ersten Haupttheil des ersten Buchs; hinzugefügt ist ein Anhang: Vom Pleonasmus und von der Ellipse. Der *zweyte Haupttheil* bezieht sich eben so auf den zweyten Haupttheil des ersten Buchs. Als besondere Rubriken sind hinzugefügt: Von der Verschränkung und Verschmelzung der Objectivsätze mit ihrem Hauptsatze. Vom Anakoluth. Von der Stellung der Wörter und Sätze. Beygaben sind: 1) Verzeichniss der grammatischen Figuren. 2) Kalenderrechnung der Römer. 3) Sesterzrechnung der Römer. 4) Bruchrechnung der Römer. 5) Denkverse.

Das ist also die Grundlage, auf welcher der Vf. sein Gebäude als ein geschickter Baumeister aufgeführt hat. Es leuchtet von selbst in die Augen, wie er bemüht gewesen ist, die ganze Anordnung eng an die Logik anzuschliessen, und die Sprache gleichsam als ein organisches Ganzes darzustellen. Es würde zu weitläufig seyn, und den Raum dieser Blätter überschreiten, wenn wir Satz für Satz einzeln betrachten wollten. Wir heben daher nur Einiges aus. Der *Zusatz* S. 9: Alle Städtenamen und die Namen der Inseln stehen auf die Frage Wo? im Dativ, indem die Stadt oder Insel als ein persönliches Wesen, das den Gegenstand aufgenommen hat, gedacht wird; jedoch ist dieser örtliche Dativ bey den Städtenamen der zweyten Declination im Singularis dem Genitiv gleichlautend — möchte schon durch §. 11. Anm. 2 (S. 10): Die Städtenamen der dritten Declination stehen häufig auch im Ablativ auf die Frage Wo? z. B. *Carthagine, Lacedaemone;* so auch *rure* statt *ruri* — und §. 144 (S. 110) — einigen Widerspruch finden. — S. 24, Z. 8 v. o. Die Kürze der Pänultima von *praestolor* ist nicht entschieden. *Forcellini* sagt: *De quantitate paenultimae lis est. Apud veteres nihil invenies quod rem conficiat. Valla produxit. Voss. lib.* 2 *de Grammat. cap.* 37 *corripiendam censet.* — S. 48. Z. 11 v. u. ist durch ein Versehen die Stelle: *Atticus sepultus est iuxta viam Appiam ad quintum lapidem* dem Livius zugeschrieben, sie steht aber *Corn. Nep.* 25, 22. — S. 82. Z. 13 v. u. Die Schreibart *Epicuraei* für *Epicurei* ist ganz zu verwerfen. S. 100. §. 131 war bey *equidem* zu bemerken, dass es vorzugsweise bey der ersten Person Sing. Num. und zwar im Anfange des Satzes steht. — S. 102. Z. 6 v. u. sollte *Pythagorei* für *Pythagoraei*, desgl. S. 127. Z. 19 v. u., geschrieben seyn. S. 108 ist die Erklärung und Eintheilung der Präpositionen vorzüglich schön. S. 111. §. 147 findet sich eine sehr genaue Distinction zwischen *a* und *e*. Der Vf. sagt: „Auf die Frage: *Seit wann?* werden die Präpositionen *a* und *e* gebraucht. *A* bestimmt den Anfang dessen, was gesagt wird, von dem Anfange der genannten Zeit, *e* aber von dem Ende derselben; jenes ist daher genau genommen durch *von — an*, dieses durch *seit* und zuweilen auch durch *nach* zu übersetzen.“ — Sehr gut finden wir S. 126 fg. den zweyten Abschnitt vom *verbum finitum.* — S. 138. §. 190. Nach *memini* ist der *Infin.* als *Infin. Imperfecti* zu betrachten. — S. 150. §. 203. Bey *possum*, *debeo*, *oportet* und ähnlichen ist die Verschiedenheit des lateinischen und deutschen Sprachgebrauchs zu berücksichtigen. Der Deutsche drückt sich mit einer Bescheidenheit und

Vorſicht aus, die der Lateiner in dieſem Falle der Beſtimmtheit des Ausdrucks nachſetzt. — S. 222 fg. §. 308 fg. findet ſich eine ſehr gute Anmerkung über das ſo vielfach beſprochene *neſcio*, *haud ſcio* und *dubito*, *an*. Der Vf. ſagt: Nach *neſcio*, *haud ſcio* und *dubito* pflegten die Römer zwey adverſativ-disjunctive Fragen zu denken, wenn ſie ihre Meinung zweifelnd ausſprechen wollten, z. B. *Haud ſcio, num ſit aliud, an quae dixit, ſint vera omnia.* „Ich weiſs nicht, *ob etwas Anderes iſt*, oder ob alles, was er ſagte, wahr iſt.“ Nun wurde aber das erſte Glied nie ausgeſprochen, ſondern nur gedacht, und daher gleich das zweyte Glied, in welchem die Meinung enthalten iſt, mit dem Hauptverbum verbunden. Daher wird durch *neſcio an*, *haud ſcio an*, *dubito an*, eigentlich niemals bloſs geſagt, daſs man etwas nicht wiſſe, oder an einer Sache zweifle; ſondern, daſs man noch unentſchieden ſey, das für wahr zu halten, was man für wahr zu halten geneigt iſt. Alle drey Ausdrücke heiſsen ſoviel als: *Es kann ſeyn*, *daſs*, *vielleicht*, oder wörtlich überſetzt: *ich weiſs nicht*, *bin ungewiſs*, *ob nicht*. Enthält aber der abhängige Satz eine Negation, ſo müſſen wir im Deutſchen, um eine doppelte Negation zu vermeiden, die erſten Ausdrücke gebrauchen. „Für den Sinn trägt es im Ganzen wenig aus, ob man ſagt: *Neſcio* (*dubito*) *an nemo* oder *an quisquam*, *an nihil* oder *an quicquam*, *an nullus* oder *an ullus*, *an nunquam* oder *an unquam* u. ſ. w. Die Bedeutung von *quisquam*, *quicquam*, *ullus* iſt ſchon gewiſſermaſsen an ſich negativ; aber *neſcio an aliquis* würde das Gegentheil *non neſcio an nemo* ausſagen. Jedoch verneint *neſcio an quisquam* noch weniger entſchieden, wie *neſcio an nemo;* jenes heiſst ſo viel als: *nicht leicht Einer*, dieſes aber: *vielleicht Keiner*.“ §. 309 fügt der Vf. hinzu: „Ich weiſs nicht ob, bin ungewiſs ob, wird ausgedrückt durch *neſcio*, *dubito num* oder *ne — necne*, z. B. *neſcio* (*dubito*) *num verum ſit* oder *verumne ſit*, *necne ſit*. Jedoch ſcheint im ſilbernen Zeitalter in dieſem Falle der Unterſchied zwiſchen *num* und *an* nicht mehr beobachtet zu ſeyn.“ S. 285 und 86 iſt §. 377 recht geeignet, in das Innere der Sprache einzuführen. S. 310 ff. ſpricht der Vf. faſt poetiſch und wehmüthig über die Veränderung der Phantaſie-Sprache in eine Verſtandes-Sprache. S. 314. §. 406 findet ſich eine vorzüglich gute Auseinanderſetzung über die Verbindung eines Nomens mit einem anderen. Auch hier iſt die Zuſammenſtellung des Lateiniſchen mit dem Deutſchen recht an ihrem Orte. Man ſieht, wie ſehr der Vf. bemüht iſt, jede Spracherſcheinung aus dem Grunde, nicht bloſs oberflächlich zu erklären. — Von eben ſolchem Gehalte ſind S. 317. §. 410 und 411 die Beſtimmungen, welche einen Hauptunterſchied der lateiniſchen und deutſchen Sprache betreffen. — Als Beyſpiel, wie feine Unterſchiede der Vf. aufzufinden weiſs, kann das dienen, was S. 338 über den Gebrauch des Ablativs anſtatt eines Vergleichungsſatzes mit *quam* geſagt iſt. Er giebt folgende Beſtimmung: „Durch den Ablativ wird jedesmal ein *poſitiver* Maſsſtab der Vergleichung angegeben; d. h. es wird ein Gegenſtand genannt, zu deſſen Eigenthümlichkeit das verglichene Prädicat gehört, ſo daſs es nicht erſt von ihm ausgeſagt werden muſs; dagegen giebt ein Vergleichungsſatz an und für ſich nur einen *relativen* Maſsſtab, indem von zwey Gegenſtänden einerley Prädicat in ungleichem Grade ausgeſagt wird, ohne daſs dadurch beſtimmt iſt, in welchem Maſse das Prädicat jedem zukommt. Sage ich z. B. *Haec belua elephanto prudentior eſt*, ſo ſchreibe ich dem Thiere, von welchem die Rede iſt, einen hohen Grad von Klugheit zu, weil in dieſer Form Klugheit als eine Eigenthümlichkeit des Elephanten angedeutet wird; aber in dem Satze: *Haec belua prudentior eſt*, *quam elephantus* würde nur geſagt ſeyn, daſs das Thier klüger ſey, als der Elephant, ohne daſs dadurch der Elephant ſelbſt als ein kluges Thier bezeichnet iſt.“ Doch fügt der Vf. hinzu: „Oft aber kann die Rückſicht auf Deutlichkeit einem Satze mit *quam* den Vorzug geben, wenn es nur auf eine relative Vergleichung ankommt.“ S. 352. Z. 17 v. o. kann der Satz *nobis legentibus oratoribus* unmöglich den angegebenen Sinn haben. Es iſt wohl durch ein Verſehen *oratoribus* für *oratores* geſetzt. — S. 370 — 71 iſt der Unterſchied von *qui* und *quis* ſehr gut gezeigt. Ueberhaupt gereicht die genaue Beſtimmung der Synonymik dieſer Grammatik zum groſsen Verdienſt. — Vorzüglich hat uns auch angeſprochen, was S. 384 — 392 über den Vorzug der deutſchen Sprache bemerkt iſt, daſs ſie philoſophiſch beſtimmter ſey, als die lateiniſche, eine Denkerſprache. — Zu S. 408. §. 504 könnte hinzugefügt werden, daſs *et* am häufigſten vor *pronominibus* für *etiam* ſteht. — S. 443 finden ſich ſehr gute Bemerkungen über den Unterſchied von *quod* und dem *Accuſ. c. Inf.* — Sehr richtig finden wir auch, was S. 447 — 48. §. 539 über *ut ne* geſagt iſt. — S. 495 — 96 iſt bey dem Kalender das *ante diem* ſehr ſinnreich erklärt. Der Vf. ſagt: „Es lieſse ſich vielleicht am natürlichſten annehmen, daſs man ein zuſammengeſetztes Wort *antedies* gebildet habe, gleichſam ein *Vortag*, ſo daſs man diejenigen Tage, welche einem der drey beſtimmten Tage vorhergingen, *antedies Vortage* nannte. Dieſes Wort ſetzte man auf die Frage Wenn? in den Accuſativ, wie auch im Deutſchen der Monatstag im Accuſativ angegeben wird, z. B. *den erſten Mai*. Daher ſagte man auch *in ante-diem;* z. B. *Conſul comitia in ante-diem tertium Nonas Sextiles*, *Latinas in ante-diem tertium Idus Sextiles edixit. L.* 41, 16.“

Wir könnten noch Viel ausheben, um unſer Urtheil zu beſtätigen, und auf dieſs vortreffliche Werk aufmerkſam zu machen, welches in die Hände eines jeden Philologen zu kommen verdient.

Cb. H.

Sondershausen, b. Eupel: *Lateiniſche Grammatik*, für Schulen und zum Privatunterricht ausgearbei-

tet von *J. Schwerdt*, Primiſſarius zu Breitenworbis im königl. preuſſiſchen Eichsfelde. 1828. 259 S. gr. 8. (16 gr.)

„Die Erkenntniſs und Befolgung aufgeſtellter Sprachregeln — ſo beginnt die Vorrede vorliegender Grammatik — ſind immer der ſicherſte und oft nur der einzige Weg, um in den Beſitz *erwünſchter Kenntniſſe* zu gelangen. *Dieſer einzige bleibt*, wie bey den Sprachen überhaupt, ſo auch hier bey der lateiniſchen. Dieſen Weg nun recht eben, ihn den *Wandern* deſſelben recht bequem und angenehm zu machen, dieſer Wunſch führte mich zu dem Entſchluſſe, dem dieſes Werk ſein Daſeyn *verdankt*. Wie glücklich ich aber in Erreichung dieſer meiner Abſicht geweſen bin, das mögen *nur* Kenner entſcheiden". Nachdem der Vf. noch Einiges über ſeinen Plan geſagt hat, heiſst es am Ende der Vorrede, wie folgt: „Nun werde ich mich freuen, wenn Kenner dieſes Buch, woran ich *ſeit zwölf Jahren mit unermüdeter Sorgfalt* gearbeitet habe, für ſo brauchbar halten, daſs es zur gründlichen Erlernung der lateiniſchen Sprache jedem Studirenden kann empfohlen werden. Uebrigens *bin ich erbötig*, jeden gerechten Tadel *wegen darin vorkommenden Mängel* (*ſic!*), wenn er mit Anſtand und zur Verbeſſerung dieſes Lehrbuches geſchieht, *bereitwillig anzunehmen*. Ja ich verſichere hiemit, daſs ich *ſolcher Männer* Urtheil mit Vergnügen vernehmen will". Obſchon Rec. es ſich zum ſtrengen Geſetze gemacht hat, in keiner ſeiner Beurtheilungen jemals den Anſtand zu verletzen, ſo kann er doch dieſsmal, auf die Gefahr hin, in den Augen des Vfs. jene Sünde zu begehen, keinen Anſtand nehmen, unverhohlen zu erklären, daſs in unſerer Zeit nicht leicht Jemand weniger berufen war, eine lateiniſche Grammatik zu ſchreiben, als Herr *Primiſſarius Schwerdt*. Vor ſechzig Jahren hätte er vielleicht mit ſeinem Werke noch einiges Glück machen können; aber im Jahre 1828 müſſen wir ihm zum Ruhme der Wiſſenſchaft das traurige Prognoſtikon ſtellen, daſs ſein Werk, ſo bald als die erſte Kunde von demſelben verhallt, im Meer der Vergeſſenheit untergehen wird. Abgeſehen davon, daſs der Vf., wie die wenigen Proben der Vorrede beweiſen, nicht einmal in ſeiner Naturſprache ſich ganz richtig und beſtimmt auszudrücken verſteht, iſt ſeine Kenntniſs der Sprache überhaupt und der lateiniſchen insbeſondere noch ganz und gar in jenem groben Empirismus befangen, aus welchem ſich unſere Zeit Gottlob! ſeit mehreren Decennien glücklich herausarbeitet. Dazu kommt, daſs Hr. *S.* von Logik nicht einmal eine Idee zu haben ſcheint, und daſs auch manches auffallende *Quid pro quo* ihn leicht der Ignoranz anklagen könnte; der nothwendigen grammatiſchen Genauigkeit in den gegebenen Beſtimmungen und Regeln gar nicht zu gedenken. Faſt ſcheint es, als habe er nicht der Mühe werth gehalten, ſich mit irgend einer unſerer neueren lateiniſchen Grammatiken bekannt zu machen; denn ſonſt hätten ihm unmöglich die Anfoderungen unſerer Zeit an eine lateiniſche Grammatik ſo ganz unbekannt bleiben können.

Um das ausgeſprochene Urtheil, wie es die Pflicht des Rec. iſt, zu belegen, dürfen wir unſeren Leſern nur eine gedrängte Ueberſicht des Buches mit Heraushebung der auffallendſten Einzelheiten vorlegen. „Die lateiniſche Grammatik, heiſst es S. 7, iſt eine Sammlung der Sprachgeſetze, die lehren, wie man die Wörter der Sprache *bilden* (ſoll wohl heiſsen *flectiren*) und *anwenden* (ſoll heiſsen *verbinden*) ſoll. Sie theilt ſich in vier Theile, als in: I. *Orthographia* Schreiblehre, II. *Proſodia* Sylben-Tonlehre, III. *Etymologia* Wortbildungslehre (ſo wird vom Vf. die Flexionslehre genannt), IV. *Syntaxis* Satzlehre. — Orthographie iſt ein Theil der Grammatik, der lehrt, *richtig zu reden* (?) und richtig zu ſchreiben. *Daher* (?) zerfällt ſie in die Lehre: 1) Von den Buchſtaben. 2) Von den Sylben. 3) Von den Wörtern. 4) Von den Interpunctionszeichen. — Die Buchſtaben ſind 1) *Vocales* Selbſtlauter. 2) *Conſonantes* Mitlauter. 3) *Diphthongi Doppellauter* (*ſic!*)." — S. 12. „Die Sylben ſind in Anſehung ihrer Quantität entweder lang (—) oder kurz (v) oder *lang und kurz zugleich. Dieſes gleichgültige Sylbenzeichen kann wegbleiben, weil das Wort immer richtig ausgeſprochen wird*." — S. 13. „Producirt wird auch gewöhnlich der Vokal vor *t* in der Mitte eines Wortes: *perītus*, *rītus cet.* Indeſs *in der Mitte eines Wortes iſt der Vokal vor t auch kurz*, als: *gemĭtus cet.* Die Vokale *i* und *u* vor *c* ſind lang in *dīco*, *indīco*, *dūco*, *amīcus*, *pudīcus*, *urtīca*, *lorīca*, *veſīca*, *lectīca*. Ausgenommen: *dĭco (are)*, *dĭcis*, *indĭco*, *indĭcium*, *leutrĭcus* (vielleicht *lubricus*), *effĭcio*, *benefĭcus*, *malедĭcus* — ſind kurz" (als wenn dieſs die einzigen Ausnahmen wären!). — „*Ein Vokal* vor zwey Conſonanten und dem *x* und *z ſind* lang. Ausgenommen *die Wörter*, die von *ărbĭtro*, *dŭplico* herſtammen, *ſind kurz: arbĭtra*, *arbĭtrium*, *dŭplum*, *dŭplex*, *trĭplico*, *trĭplex*, auch *eſt* (!) von *ſum*. — Die Sylbe vor *qu* wird corripirt: *ĕquīle* (iſt wohl ein Druckfehler ſtatt *equīle*), *ĕquito*, *ăquila*, *utĭque*. *Jedoch quĕ mit der Endſylbe verbunden, macht die kurze Sylbe lang: honeſtusque; amabitque*. — Ein von Natur kurzer Vokal iſt vor einem *ſtummen und flüſſigen Buchſtaben* (alſo ohne Ausnahme!) einer Sylbe *lang oder kurz;* jedoch auſser der Poeſie wird er gemeiniglich corripirt". — S. 19. III. *Etymologia*. Die Wortbildungslehre lehrt den Urſprung und die Veränderung der Wörter. — Die *Wortarten* der lateiniſchen Sprache überhaupt theilt man in *acht Theile*, *partes orationis*, als: 1) *Nomen*. 2) *Pronomen*. 3) *Verbum*. 4) *Participium*. 5) *Adverbium*. 6) *Praepoſitio*. 7) *Conjunctio*. 8) *Interjectio*. — S. 20. *Drey Briefe* ſoll heiſsen *ternae literae*, alſo nicht *trinae literae*? S. 25. „*Pax* und *ōs* haben keinen *Genitivum pluralem*", als wenn dieſe die einzigen Wörter der Art wären. S. 31. *Chelys* ſoll die Laute und die *Schnecke* heiſsen. — S. 35. „Der natürlichen Bedeutung nach ſind: 1) *generis maſculini* die Namen der Monate, Winde, Flüſſe, und *männlicher Bedeutung*. Ausgenommen die Flüſſe: *Sequana*, *Viſtŭla*, *Lethe* ſind *gen. fem.*" — Andere nicht? — S. 37. „*Generis*

feminini ſind die Wörter auf *a* und *e* und die Pluralia auf *ae*, *menſa*, *epitome*, *divitiae*, *paragraphe*". Rec. kennt nur *paragraphus*. — Nach S. 40 ſollen alle Adjectiva dreyer Endungen nach der zweyten und erſten Declination gehen. Alſo auch *ſilveſter*, *celeber*, *acer* und die übrigen dieſer Art? — S. 41. „Die Adjectiva auf *ilis* formiren den Superlativ mit *illimus*". Alſo auch *amabilis*, *laudabilis* u. a.? — S. 43. „Die Pronomina haben alle Caſus *auſser des Vocativs*, welchen nur *tu*, *meus*, *noſter* und *noſtras* behalten." — S. 52. „Der Inf. Paſſivi iſt nur ſelten mit der Sylbe *er* verbunden". — S. 81. „*Conjunctiones* ſind Wörter, welche dazu dienen, Wörter, Sätze und Glieder der Rede mit einander zu verbinden, damit ein deutlicher Zuſammenhang entſtehe. Sie werden in gewiſſe Claſſen eingetheilt. *Da dieſe Eintheilung aber keinen Nutzen hat, ſo will ich ſie nicht aufführen*".

In den erſten 7 Paragraphen der Syntax iſt von Subject, Prädicat und Copula die Rede; gelegentlich aber auch von manchen anderen Dingen, als: vom Gebrauch der Zahlwörter und von der Bezeichnung der Seſterzrechnung. Unter Prädicat verſteht übrigens der Vf. nicht, was man ſich bisher darunter zu denken gewohnt war; ſondern *ſuo jure* dasjenige, was wir Object zu nennen pflegen; denn §. 2 heiſst es: „Der zweyte weſentliche Theil eines Satzes, um deſſen Auffindung man bemüht ſeyn muſs, iſt das Prädicat, *welches gewöhnlich im Accuſativ ſteht*; es ſey denn, daſs das Verbum einen anderen *Caſus* regiert. Oft iſt es im Zeitworte ſelbſt enthalten." Nach der Lehre des Vfs. iſt demnach in dem Satze: „Der Schüler leſe dieſs Buch", *der Schüler* Subject, *leſe* die Copula, *dieſs Buch* das Prädicat. Vom Schüler wird alſo durch das Leſen ein Buch prädicirt!! — Die erſten 7 Paragraphen haben keine beſondere Ueberſchrift; dann folgt aber als Ueberſchrift: *Beſtimmende Wortfügung* (*Syntaxis rectionis*), unter welchem Titel der Gebrauch der 6 Caſus, nebenher aber auch noch manches Andere, was eben ſich hie oder da anknüpfen lieſs, abgehandelt wird. — So heiſst es z. B. S. 101. §. 10: „Sind zwey Subſtantiva beyſammen, die, obgleich ſie nicht zu einer Sache gehören, ſich *aber* doch auf einander beziehen, ſo wird das *beziehende* in den Genitiv geſetzt auf die Frage: *weſſen?* — 1) Gehören aber mehrere Subſtantive zu einer Sache, *ſo daſs ein Subſtantiv vom anderen geſagt wird*, oder das andere (doch wohl den dadurch bezeichneten Gegenſtand) beſchreibt, ſo müſſen beide in Einem Caſu ſtehen, *wenn auch das eine ſing. oder plur. Numeri, generis maſc., fem. oder neutr. iſt*. — 2) Wenn aber zwey Subſtantive beyſammen ſtehen, und auf keins die Frage *weſſen* paſst, ſo muſs das Subſtantiv im Genitiv ſtehen, das in der Conſtruction das zweyte wird, oder es ſchon iſt, z. B. Schaaf-Heerde *ovium grex*." Auch heiſst es noch unter dem Abſchnitt vom Genitiv S. 107: „Wenn man im Deutſchen hat: *valde ſehr*, ſo wird es in *magnus*, *ſummus*, *ſaepe* in *aſſiduus* und *nullus* beym Subſtantiv in *nihil* verändert, wenn man ſie verändern will, z. B. „Er iſt *oft* nach der Arbeit in Krankheit gefallen, *Ipſe ex labore in morbum incidit aſſiduum*." Die *Syntaxis rectionis* erſtreckt ſich bis §. 60. Dann folgt mit §. 61 eine neue Ueberſchrift: *Bindewörter* = *Conjunctiones*. — *Ut daſs* §. 62. Von *ne* §. 63—65. Von *quin* §. 66. Von *quominus* §. 67. Von *fore ut* §. 68. — Dann wieder ohne Ueberſchrift: §. 69. „*Praeſertim cum*, *praeſertim qui*, *praeſertim maxime cum beſonders aber da*, ſtehen mit dem Conjunctiv. *Etſi*, *tametſi*, *quanquam*, *quamvis*, *etiamſi* regieren gemeiniglich den Conjunctiv, wenn ein Satz vorausgeht." — §. 70. „Die Conjunctionen ſind entweder *copulativae* oder *disjunctivae*, und dienen dazu, entweder einzelne Redetheile, oder ganze Sätze zu verbinden." — §. 71. „Noch müſſen bemerkt werden: a) die Wörtchen *eben ſo wohl*, *eben ſo wenig*, *eben ſo ſehr*, *ſo*; im Lateiniſchen *non minus*, *quam*; *non magis*, *quam*; *juxta ac*; *aeque*, *aequeque*, *atque*. — b) *gleichſam*, *gerade als wenn* — *juxta ac*: *perinde ac*, *perinde ut* ſtatt *quaſi*. — c) *tantum non*, *modo non* für *propemodum beynahe*, *faſt*. — d) *ve* am Ende eines Wortes einmal angehängt, heiſst *oder*: iſt es aber zweymal angehängt, ſo heiſst es: *weder*, *noch* (!). — e) *vel*; ſteht es nur einmal, ſo kann es heiſsen: *auch ſogar*; folgt es aber mehrmal auf einander, ſo heiſst es: *entweder*, *oder*." — *Vom Conjunctiv*. „Mit den Regeln des Conjunctivs, welche oft vorkommen, muſs ſich der Lernende, wenn auch mit Mühe, genau bekannt machen. Er mag ſich daher angegebene Wörter, auf welche die Claſſiker gemeiniglich den Conjunctiv folgen laſſen, merken." — Dann werden die Wörter §. 72 angegeben. *Von den Fragwörtern* §. 73. — Von der Präpoſition *cum* §. 74. — *Tenus*, *verſus*, *contra*, *per* §. 75. — *Usque ad*, *ſub*, *ſuper*, *in*, *ante*, *pro*. §. 76. — *Vom Pronomen* §. 77. — *De pronomine reciproco et demonſtrativo*. §. 79. — *Von den perſönlichen Fürwörtern mei*, *tui*, *cet*. §. 80. — Vom *Redditivo* (*talis — qualis cet.*) §. 81. — Vom Zeitworte *laſſen*. §. 82. — Vom Zeitworte *müſſen*. §. 83. — Vom Infinitiv §. 84 f. *Ohne zu*, *ohne daſs* §. 86. — *Gerundia* §. 87—90. — Von den *Participiis* §. 91. Vom *Participio futuri paſſivi*. §. 92. Vom *Ablativo abſolute poſito*. §. 93. Von *Supinis*. §. 94. 95. — Der römiſche Kalender. — *Sapienti ſat!* Um uns nicht öfter der Gefahr ausgeſetzt zu ſehen, durch zu harten Tadel den Anſtand zu verletzen, haben wir das Urtheil über die ausgehobenen Stellen und über die Anordnung des Ganzen unſeren Leſern ganz anheim ſtellen wollen.

r + n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

GESCHICHTE.

Kopenhagen, b. Gyldendal: *Critisk Undersögelse af Danmarks og Norges Sagnhistorie; eller om Trovaerdigheden af Saxos og Snorros Kilder. Ved* (Kritische Untersuchung der dänischen und norwegenschen Sagengeschichte; oder: über die Glaubwürdigkeit der Quellen von *Saxos* und *Snorros* Werken. Von) *Peter Erasmus Müller*. 1823. 314 S. gr. 4.

Wie vieles die altnordische Geschichte, besonders in sofern sie aus den Sagen der Vorzeit des Nordens einiges Licht erhält, dem gelehrten Vf. zu verdanken habe, das kann Niemand unbekannt seyn, der nur einige Kenntniss von der neueren dänischen Literatur besitzt. Verstattet es zwar die Einrichtung unserer *A. L. Z.* und die bey dem jährlich grösser werdenden Umfange der vaterländischen Literatur immer nothwendiger werdende Einschränkung des Raumes in ihr für die Anzeigen der Werke des Auslandes nicht, jede einzelne Schrift des Vfs. ausführlich zur Sprache zu bringen: so haben wir es doch nicht unterlassen, in unserer *Uebersicht der Literatur der Dänen* u. s. w. (s. *Erg. Bl.* 1819. No. 43 f. 72 f. 1820. No. 52 f. 80 f. 1821. No. 20—25) die wichtigsten seiner in dieses Fach einschlagenden Werke mit dem Ruhme zu erwähnen, welchen sie verdienen. Inzwischen wird sich eine Ausnahme von unserer sonstigen Regel bey einem Erzeugnisse der wissenschaftlichen Bemühungen von dem Belange, wie das vorliegende, noch wohl entschuldigen lassen; wir glauben sie selbst unseren Lesern schuldig zu seyn, weil dieses Werk gleichsam als eine Wagschale für die Schätzbarkeit und den seltenen Werth früherer Arbeiten desselben Vfs. von verwandtem Inhalte betrachtet werden kann. Was uns bey Hn. Dr. *M.*, als Bearbeiter der altnordischen Sagen und dergl., immer vorzüglich angesprochen hat, und was seinen Schriften vor so vielen anderen in dieser Art einen ausgezeichneten Werth giebt: das ist die Unbefangenheit und der Freymuth, womit er seine von den Auslegungen Anderer abweichenden oder ihnen geradehin widersprechenden Ansichten vorträgt, verbunden mit der wahren Mässigung, Bescheidenheit und Anerkennung der anderweitigen Verdienste seiner Gegner, die sich nie deutlicher ausspricht, als wenn ihn seine Gründlichkeit, sein Studium der Quellen und seine gesunde Vernunft nöthigt, auf Verschiedenheit zwischen seiner Ueberzeugung und den Meinungen Anderer aufmerksam zu machen. Von diesen Eigenschaften findet man die Spuren in vielen seiner Schriften, z. B. *über die Authentie der Snorroischen Edda und die Aechtheit der Asalehre*, Kopenhagen 1812. *Ueber die Wichtigkeit der isländischen Sprache*, eine gekrönte Preisschrift, 1813. *Ueber den Ursprung und Verfall der isländischen Geschichtsschreibung* u. s. w. 1815. *Sagabibliothek*, mit Anmerkungen und Abhandlungen, Th. 1. 1817. Th. 2. 1818. Th. 3. 1821. Für die letzte dieser Schriften, zu welcher sich Hr. *M.* nach seiner gewohnten schriftstellerischen Besonnenheit und Ordnungsliebe durch frühere Abhandlungen gewissermassen den Weg gebahnt, und das von Manchen bezweifelte Daseyn einer Dichtkunst, Fabellehre und Geschichte der altnordischen Völker mit unumstösslichen Gründen dargethan hatte, war Anfangs der letzte Theil der gegenwärtigen *kritischen Untersuchung* bestimmt; damit aber seine Untersuchung zu einem desto befriedigenderen Resultate führe, sahe er sich genöthigt, tiefer in das Einzelne zu gehen, und dadurch seine Abhandlung weiter auszudehnen, als solches mit der Einrichtung der Sagabibliothek verträglich war. Er beschloss also, seine Untersuchung über *Snorro*, in Verbindung mit der über des *Saxo Grammaticus* Werk, besonders herauszugeben: welches um so viel mehr zu billigen ist, da jene Bibliothek bereits zu einer Grösse angewachsen ist, wodurch der Ankauf derselben für Manchen erschwert wird, so gern er auch sonst ein Werk, wie das über *Snorro* und *Saxo*, sich anschafft. Noch darf nicht unbemerkt bleiben, dass diese beiden Abhandlungen ursprünglich zu Vorlesungen in den Versammlungen der *königlich dänischen Societät der Wissenschaften* bestimmt waren, in deren Schriften sie auch schon 1819. 1820 abgedruckt sind. Ebenso befindet sich ein Abdruck von der Untersuchung über *Snorro* in der dänischen Folioausgabe *der Geschichte der nordischen Könige*, und zwar im 6ten Theile dieses wichtigen Werkes, begleitet, nach dem Plane desselben, von einer Uebersetzung der Abhandlung ins Lateinische vom Et. R. *Thorlacius*, wovon zwar einige wenige Exemplare nach Deutschland, die Schrift selbst aber nicht in den Buchhandel gekommen ist.

Das Ganze dieses Werkes zerfällt seinem Inhalte nach in die beiden Haupttheile, deren *erster* S. 3—174 von *Saxos neun ersten Büchern*, der *letzte* S. 177—294 von *Snorros Heimskringla* die Quellen und deren Glaub-

würdigkeit kritisch darstellt. *Eine tabellarische Vergleichung zwischen den verschiedenen Bearbeitungen von Oluf Trygvesens Geschichte* beschliesst S. 296—314 das Ganze. Eine kurze Uebersicht des Hauptinhaltes von einem jeden der beiden Haupttheile wird ohne Zweifel den Freunden der altnordischen Literatur willkommen seyn.

Unter den früheren Bearbeitern von *Saxos* Nachrichten, deren das Vorwort zum ersten Theile Erwähnung thut, sind es besonders vier, welche mit einiger Ausführlichkeit die Glaubwürdigkeit derselben geprüft haben; nämlich: *Torfaeus* (*series regum Daniae*, 1702), *Gram* (in s. Noten zu *Meursii historia danica*, 1746), *Dahlmann* (in der Einleitung in die Kritik der Geschichte von Altdänemark, s. dessen *Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte*, Th. 1. 1822), und vor diesem noch *Suhm* (in s. *kritischen Geschichte von Dänemark*, Th. 3. 1776). Nur dieser bemüht sich, mittelst Vergleichungen, die er zwischen *Saxo* und anderen geschichtlichen Ueberbleibseln des Alterthums anstellt, den Werth desselben mit einiger Gründlichkeit darzuthun, obgleich auch er Manches auf blosse Möglichkeiten, von denen eine die andere zuweilen aufhebt, bauet, die angegebenen Gründe nicht immer gehörig wiegt, und daher verschiedenen Sagen einen höheren Werth beylegt, als sie verdienen. Die drey Erstgenannten haben das mit einander gemein, dass sie hauptsächlich suchen *Saxos* Glaubwürdigkeit verdächtig zu machen, oder sie ihm völlig abzusprechen: welches letzte besonders von *Dahlmann* in Beziehung auf die acht ersten Bücher von *Saxo*, „die, da sie nur auf Volkssagen beruhen, gar keinen Glauben verdienen", geschieht. Der Vf. hielt also eine neue und vollständigere Untersuchung von *Saxos* Nachrichten für nothwendig, um die von ihm befolgten Grundsätze, seine benutzten Quellen und die grössere oder geringere Glaubwürdigkeit derselben darzustellen. Wie sehr der Vf., sowohl wegen seiner vertrauten Bekanntschaft mit der isländischen Literatur, als wegen anderer, einen gründlichen Geschichtsforscher bezeichnender Eigenschaften, zu dieser Arbeit den Beruf habe: das bedarf nach dem oben Bemerkten nicht noch der Versicherung. Nach dem Vorworte folgen *allgemeine Bemerkungen über Saxos Quellen* S. 5 f. Dass *S.* Sinn für die Dichtkunst hatte, zeigen nicht sowohl die vielen Verse, womit er die Prosa abwechseln lässt, so, wie sich ihm diese Einkleidung in seinen benutzten Hülfsmitteln darbot, sondern mehr noch die dichterischen Bilder, deren er sich bediente, und sein Bestreben, von den erzählten Begebenheiten die dichterische Seite aufzufassen. Eben der öftere Wechsel zwischen Prosa und Poesie und die Anwendung der letzten auf unbedeutende Gegenstände, wo man sie am wenigsten erwartet, zeigt, dass er sich oft fremder Quellen bediente; auch bemerkt er in der Vorrede, er habe dänische Verse in lateinische übersetzt. Ausserdem nennt er ausdrücklich als seine Quellen die in Klippen eingehauenen Runeinschriften und gewisse, nicht näher bezeichnete, Schriften der Isländer: doch waren jener und dieser nur wenige. Auch benutzte er ohne Zweifel mündliche Nachrichten von dem in *Absalons* Diensten stehenden Isländer *Arnold*, der sich auf die alten Sagen wohl verstand, und von welchem *Saxos* kürzere Erzählungen herrühren mögen; und überdiess die alten schriftlichen Listen über die dänischen Könige. Für alles dieses führt der Vf. *S.'s* eigene Worte aus dessen Schriften an. Von fremden Schriften nennt *S.* nur *Dudo* und *Beda* und zuletzt noch *Paulus Diaconus:* doch ists wahrscheinlich, dass er auch *Eginhards* Schrift über *Carl den Grossen* und die Kirchengeschichte von *Adam von Bremen* kannte. Gegen die Vorwürfe, dass *S.* fremde Chroniken gebraucht habe, nur um die Thaten seines Volkes auszuschmücken, und dass er sich nicht oft genug die geschriebenen Chroniken bedient, vertheidigt ihn der Vf. mit Gründen, die von der Beschaffenheit seines Zeitalters entlehnt sind. Auf die Chroniken des Mittelalters konnte er, zumal wenn sie ihm nur in deutschem Gewande vorkamen, kein hohes Gewicht legen. Uebrigens litten die Sagen, je weiter sie im Laufe der Zeit sich verpflanzten, aus äusseren und inneren Ursachen, desto mehr Veränderungen. Der Vf. unterscheidet nun zwischen *ächten* und *zuverlässigen* Sagen, und versteht unter jenen solche, die in allem Wesentlichem nur unwillkührliche Veränderungen erlitten haben; unter diesen die, von denen wir mit Wahrscheinlichkeit das ihnen zum Grunde liegende Factum ausfindig machen können. „Ob nun gleich *S.'s* 9 erste Bücher manches Unzuverlässige und mehrere spätere Verzierungen alter Erinnerungen enthalten: so finden wir in ihnen doch auch nicht wenig ächte und verschiedene zuverlässige Alterthumssagen." Diess zu zeigen, die Glaubwürdigkeit und den grösseren oder geringeren Werth der einzelnen Sagen zu bestimmen, ist der Gegenstand der folgenden Untersuchungen. *Saxos* erstes Buch. S. 15 f. „*Dan*, *Angul*, *Humble*, *Lother* — etymologische Hypothesen. *Skiolds* Thaten, der Nachhall alter Erinnerungen. *Gram*, ein Appellativ, womit in den ältesten dänischen Liedern die *nobilitas regia* bezeichnet wurde. *Haddings* Geschichte, eine uralte Sage, welche um des Vielen willen, das sie über die *Jotunen* enthält, hier ihre Stelle erhielt." *Saxo* fand über den Ursprung des dänischen Reiches keine Erzählung; *Odin* an die Spitze der Könige zu stellen, litt sein Glaube nicht; er fing also mit dem Könige an, von dem, nach seiner Meinung, das Reich den Namen erhalten hat, mit *Dan*. Nur der Etymologie verdankt *Dan* seine Existenz als König der *Dänen*, so wie *Angul*, Dans Bruder, als Ahnherr der *Angeln*. Mit *Dans* Söhnen *Humble* (*humilis*) und *Lother* (isländisch *Ljotr*, hässlich) hat es dieselbe Bewandniss: die dänische Geschichte liefert in ihnen gewissermassen ein Seitenstück zu *Abel* und *Kain*, zu *Remus* und *Romulus*. Mehr aber, als blosse Hypothese, ist die aus der Bedeutung der beiden Wörter *Skjold* und *Gram* hergeleitete Königswürde der beiden so benannten Stammkönige, *Skjold*, (Schild, Wappen, Held) und *Gram* (ein kriegerischer Hauptmann). Den ersten Ehrennamen erhielten die dänischen, den letzten die anderen nordischen Könige. Die Sage von *Hadding* trägt die unverkennbarsten Spuren eines sehr hohen Alters, die zum Theil selbst darauf führen, wie die Er-

zählung von den Jotunen aus der Erinnerung an einen älteren hohen Volksstamm, welchen die Asaverehrer im Norden fanden, entstanden ist. Was *Saxo* zunächst veranlasste, *Hadding* mitten unter die ältesten dänischen Könige zu setzen, das war ohne Zweifel seine einmal angenommene Theorie von den ältesten Bewohnern des Nordens. Er sagt unter anderen: „Zuerst lebten im Norden die *Jotunen* (*Jaetten*, Riesen), nachher die *Asen* (*Koglere*, Gaukler), welche die *Jaetten* bekriegten und sie um ihr Ansehn brachten; zuletzt Kinder aus einer Vermischung von beiden, die *Heroen:* selbst von diesen wurden einige für Götter gehalten. Uebereinstimmend mit dieser Hypothese war es, zunächst nach *Dan* und *Skjold* die Sage von *Gram* aufzunehmen, in welcher die *Jotunen* vorkommen; alsdann die von *Hadding*, der mit den *Jaetten* und *Asen* vieles zu schaffen hatte; endlich auch die von *Frode dem Ersten*, mit welchem *Saxos* zweytes Buch beginnt. S. 24 f. „*Frode der Erste* fällt mit den späteren *Froden*, die nur durch Zunamen verschieden sind, obgleich manche Erzählung, ohne nähere Bestimmung von Zeit und Ort, nur Einem *Frode* gilt, zusammen. *Helge*, der mit *Yrsa* den *Hrolf Krage* zeugte; dessen Zug zu *Adils*, sein Tod u. s. w. macht den Inhalt einer uralten Sage aus" u. s. w. Alles, was *Saxo* dem ersten *Frode* zuschreibt, die Belagerung von grossen Städten, die Anlegung von Minen, die Kriegszüge nach Westen, selbst bis nach Britannien, wo *Frode* als Sieger von den schottischen Grenzen geradehin nach London zog u. s. w.: das hat, man mag es nun in die Zeit von einigen Jahrhunderten *vor* oder *nach* Christi Geburt verlegen, alle Merkmale des Unglaublichen, und ist wahrscheinlich im eilften Jahrhunderte erdichtet worden. Andere Sagen von *Frode*, wonach er den Gold brütenden Lindwurm tödtete, das Gold als Mehl gebrauchte und dergl., gründen sich auf uralte Erzählungen, und es bestätigt sich hier, was man nicht selten bemerkt hat, dass das Fabelhafte der Vorzeit älter ist und mehr Grund hat, als das Historische. Bestimmter und auf mehrere übereinstimmende Sagen sich gründend sind die Erzählungen von *Frodes* Enkel *Helge:* besonders dessen Ehe mit der eigenen Tochter, *Yrsa.* Die in diesem Buche vorkommenden zwey, von *Saxo* paraphrasirten, Wechselgesänge über *Hrolfs* Tod gehören einem sehr hohen Zeitalter an. Schon in *Snorros* Edda ist ein Fragment enthalten von dem alten *Bjankemaal*, wo die Rede davon ist, dass der freygebige König seine Hofleute mit goldenem Schmucke erfreut habe u. s. w., welches mit *Saxos*, dem *Hjalte* in den Mund gelegten, Versen übereinstimmt:

„*Dulce est, nos Domino percepta rependere dona,*
Acceptare enses, famaeque impendere ferrum" etc.

Hrolfs Lebensalter lässt unser Vf. in Beziehung auf die einzige bekannte gleichzeitige Begebenheit von *Adilses* Regierung zu Upsala in das Ende des *sechsten* Jahrhundertes fallen; wogegen ihn *Saxo* mehrere Jahrhunderte *vor* der Geburt Christi leben lässt. Der Grund davon war der, dass derselbe *Hother*, welcher mit *Balder* gekämpft haben soll, nach der Sage, *Hothbroths* Sohn war, dieser aber, nach dem Zeugnisse alter Lieder, von einem *Helge* umgebracht wurde. „Da nun *Saxo* diesen *Helge* für *Hrolfs* Vater hielt, so sahe er *Hother* für den Zeitgenossen von *Hrolf* an; zu *Hothers* Geschichte gehörte aber die ganze mythische Erzählung von seinem Streite mit *Balder*. In diesem Streite spielten die Asen eine bedeutende Rolle: ihr Leben gehört also, nach *Saxos* Annahme, zur nächstältesten Periode in der Geschichte des Nordens, oder es machte vielmehr, da *Balder* eine Hauptrolle dabey hat, den Uebergang zur dritten Periode, nämlich zu der der Heroen." (S. 36.) *Saxos* drittes und viertes Buch. S. 36 — 55. Der Vf. betrachtet hier mit kritischem Auge die alten Mythen von *Balders* Tod, *Odins* einstweilige Vertreibung aus der Versammlung der Götter, deren die beiden Eddas keine Erwähnung thun, obgleich *Snorro* in seiner *Ynglingasaga* den *Odin* eine Zeitlang von jener Versammlang abwesend seyn lässt; Odins Ehe mit *Rinda*, erklärt als eine historische und geknüpft an eine Local-Sage. Die Erzählung von *Amleth*, eine von *Arnold*, *Saxos* Zeitgenossen, verfasste Sage. Die uralte Erzählung von *Vermund* und *Uffo* wird mit angelsächsischen Erzählungen verglichen. Wie wenig man von dänischen Königen Namens *Dan* weiss. Ueber verschiedene *Frodes* und *Fridleifer*. *Saxo* kennt drey *Dans;* der erste soll *Danmark* den Namen gegeben haben; vom zweyten weiss *Saxo* nur, dass er sehr hoffärtig gewesen: welches *Saxo* aus dem Zunamen *Mykilati* schliesst; den dritten lässt er im zwölften Lebensjahre Krieg mit den Sachsen führen, sie schlagen und schatzpflichtig machen: auch soll er *Frode*, des Friedliebenden, Grossvater gewesen seyn. „Hier ist also wieder ein Bruchstück von einer Sage, allzu unvollständig, als dass man aus inneren Gründen dessen Glaubwürdigkeit beurtheilen oder bestimmen könnte, welchen *Dan* es betrifft, und in welchem Zeitalter er lebte." *Snorro* redet nur von Einem *Dan*, dem dritten Könige von Dänemark, der dem Lande den Namen gab, und schreibt ihm Alles zu, was *Saxo* unter drey *Dans* vertheilte. — *Saxos* 5. 6 und 7tes Buch. S. 56 — 111. Das ganze fünfte Buch ist der Geschichte *Frode* des Dritten gewidmet; die grosse Ausführlichkeit rührt aber allein daher, dass hier mehrere an sich verschiedene Sagen in einander verflochten sind. Die Hauptbestandtheile der Erzählung sind nämlich 1) einige alte Denkmäler, welche an den Namen „*Frode der Friedfertige*" geknüpft und absichtlich ausgeschmückt sind; 2) die Sage von *Erich*, dem Kunstredner, eine Volksfabel; und 3) spätere Bearbeitungen von den uralten Sagen von *Hedin* und *Hogne, Asmund* und *Asvit, Arngrimm* und dessen Söhnen. Das Uebereinstimmende in den verschiedenen Sagen besteht darin, dass es unter den alten Königen in *Lejre* Einen gab, der, indem er durch Weisheit und Kraft den Landfrieden aufrecht hielt, ein dauerndes Denkmal von seiner glücklichen Regierung hinterliess, und zu seinem Namen *Frode*, Fridleifs Sohn, den Zunamen *der Fredegode* erhielt. Wie alt die Sage, oder das Lied, von *Arngrimms* Söhnen sey, erhellt schon daraus, dass von den Namen derselben, die alle nach Reimbuchstaben geordnet sind,

6 in dem Eddaischen Liede *Hyndluliod*, 8 in der *Herfararsaga* und 6 in der Sage von *Orvarodd* vorkommen. Ob nun gleich *Frodes* Leben ein (von *Arnold*) planmäsig zusammengesetztes Ganzes ausmacht: so verräth doch die Behandlung desselben in ihrer grossen Verschiedenheit von dem Vorhergehenden und dem Nachfolgenden, dass *Saxo* ihm nicht selbst die Form gegeben, und der Vf. findet es mit *Dahlmann* (s. dessen *Forschungen* u. s. w. Bd. 1. S. 237) wahrscheinlich, dass eine andere Hand, als *Saxos*, dem Ganzen seine Gestalt verliehen hat. — Das 6te Buch enthält die Erklärung der Sage von *Hjarne*, dem Dichter, der es seiner auf *Frode* verfertigten Grabschrift zu verdanken hatte, dass er ihm in der Königswürde folgte. Die Grundzüge in jener Sage sind nicht unwahrscheinlich. Umfang und epische Haltung in der Erzählung von *Frode*, *Ingilds* Vater, welche zu *Staerkodders* Geschichte gehört. Ihre Quelle ist nicht eine einzelne Sage, sondern sie ist entlehnt aus nordischen, dänischen, schwedischen, vielleicht auch deutschen, Sagen und aus alten dänischen Liedern. In des *Staerkodders* Geschichte finden sich übrigens viele Widersprüche, und der Vf. setzt es ausser Zweifel, dass es nur Einen *Staerkodder* gegeben hat. — Klagen über den Mangel an Nachrichten von *Ingilds* Nachfolgern in der Regierung eröffnen *Saxos* 7tes Buch; er nimmt ein Interregnum bis zu *Harald Hyldetands* Regierung an. Die Geschichte von *Halfdan Bjerggram* ist nur aus der Sage von verschiedenen *Halfdans* entstanden. Es folgen vier Liebesgesänge von *Othar* und *Syrithe*, *Alger* und *Alvilde*, *Signe* und *Habor*, *Gurithe* und *Halfdan*. Ueber *Harald Hyldetands* Herkunft. Mythische Grundzüge in *Har. Hyld.* Geschichte. Das Bemerkenswertheste in seiner Regierung ist die Errichtung eines grossen Steinmonumentes, welches in den Klippen von *Bleking* noch bis in die neueste Zeit in einigen Ruinen sich erhalten hat; und die grosse Schlacht, die unter ihm in den Feldern von *Bravalla* vorfiel, die in sehr alten Liedern, von denen man noch jetzt die Uebersetzung hat, besungen worden. „Das Mythische in *Haralds* Geschichte macht allerdings die ältesten Nachrichten aus, die wir von ihm haben. Seine Geburt war an ein Sühnopfer auf Veranlassung eines Brudermordes geknüpft, welches in dem Tempel zu *Upsala* Statt hatte. *Odin* hatte ihn schussfrey gemacht, und ihn überdiess seine Flotte und sein Kriegsheer ordnen gelehrt; daher wurde er ein starker Krieger, der viele Gefallene dem Heervater in *Valhall* zuschickte" u. s. w. In *Saxos* achtem Buch wird die *Bravallaschlacht* beschrieben. Alte dänische Lieder, vorgeblich von *Staerkodder*, die blos im Gedächtniss sich erhalten hatten, gaben den Stoff zu der Beschreibung. *Saxo* sagt dieses selbst, und die Einkleidung und ganze Beschaffenheit der Beschreibung läst keinen Zweifel dagegen übrig; auch eine Vergleichung zwischen ihr und dem isländischen Bruchstücke von den Thaten der dänischen Könige, welches *Sögubrot* heisst, und das zwar jünger ist, als *Saxo*, doch aber wegen der damals unterbrochenen Gemeinschaft zwischen Island und Dänemark nicht von ihm entlehnt seyn kann, bürgt für die Glaubwürdigkeit und das hohe Alter der Nachrichten, deren er sich bediente. Uebrigens hatte *Saxo* auch hier Schwierigkeiten zu bekämpfen, um den Zeitraum zwischen der von ihm um einige Jahrhunderte zu weit zurück verlegten *Bravallaschlacht* und *Godefrids* Regierung auszufüllen. *Oluf*, des Frechen, Geschichte gehört einem späteren Zeitalter an. *Ömunds* Fehden mit *Rusla* sind nur Wiederholungen früher benutzter Erzählungen. Die abentheuerliche Geschichte von *Jarmerik*, die sich auf eine romantische Volkssage, einem Gemische von deutschen romantischen Dichtungen und dänischen Ueberlieferungen, gründet, hat mit Dänemark nichts zu schaffen. Auch die Erzählung von den *Longobarden*, einem germanischen Volksstamme, der ursprünglich von *Vendsyssel* auswanderte, ist entlehnt von deutschen Sagen, die im 11ten Jahrhunderte in Dänemark localisirt wurden. „Man könnte die Frage aufwerfen: wie *Saxo* die Auswanderung der Longobarden aus Skandinavien um mehrere Menschenalter nach der *Bravallaschlacht*, also gegen das Ende des 8ten Jahrhundertes, wo ihr Reich in Italien schon einige Hundert Jahre geblüht hatte, habe geschehen lassen können. Wir erwiedern: das Auffallendeste bey dieser Verrechnung verschwindet, wenn man sich erinnert, theils, dass *Saxo* diese Schlacht weit früher sich ereignen läst, als sie wirklich gehalten worden ist, und dass er daher nach seiner Zeitrechnung die Auswanderung in den Anfang des 7ten Jahrhunderts verlegen konnte; theils, dass er dem *Paulus Diaconus* folgt, der sich mit *Saxo* desselben Fehlers schuldig machte, indem er die Longobarden mehrere Jahrhunderte später auswandern liess, als sie wirklich ausgewandert seyn können. Hiedurch wird zwar die chronologische Unrichtigkeit nicht gehoben, aber doch die auffallende Ungereimtheit vermindert." (S. 138.) *Gorms* und *Thorgils* Reisen an das Ende der Welt sind nur moralischreligiöse Dichtungen u. s. w. — Die Geschichte von *Regnar Lodbrog* macht den Inhalt von *S.'s* 9tem Buch aus, S. 150 ff. Nur Einen dieses Namens hat es gegeben; aber seine Geschichte ist zusammengesetzt aus einigen alten Sagen, die sich noch jetzt in der isländischen Erzählung von diesem Könige finden; aus zweifelhaften dänischen Sagen von den Frauen desselben; aus einer Liste der Feldschlachten, entlehnt von *Regnars* Sterbelied; und aus einer Ueberlieferung von einem weit jüngeren *Regnar* oder *Reginfred*, der in *Regnar Lodbrogs* Zeitalter mit einem *Harald* kämpfte.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

GESCHICHTE.

KOPENHAGEN, b. Gyldendal: *Critisk Undersögelse af Danmarks og Norges Sagnhistorie; eller om Trovaerdigheden af Saxos og Snorros Kilder. Ved* (Kritische Untersuchung der dänischen und norwegenschen Sagengeschichte; oder: über die Glaubwürdigkeit der Quellen von *Saxos* und *Snorros* Werken. Von) *Peter Erasmus Müller* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Mit dem Anfange des 9ten Jahrhundertes hörte in Dänemark die Sagengeschichte in der eigentlichsten Bedeutung auf. „Wir haben nicht weiter nöthig, nur auf die innere Beschaffenheit der dänischen Sagen Rücksicht zu nehmen, oder sie mit den Berichten der Isländer zu vergleichen. Wir können nun in den englischen und fränkischen Annalen, in *Ansgars* Leben und in den Nachrichten von dänischen Königen, die an die Berichte von der Verbreitung des Christenthums geknüpft sind, Aufklärung suchen. Auch veränderte sich in diesem Jahrhunderte das altnordische Leben in Dänemark; die normännischen Raubzüge, die am Ende des 8ten Jahrhunderts häufiger geworden waren, und besonders im 9ten mit Eifer fortgesetzt wurden, wirkten auf Dänemark so, wie nachher die Kreuzzüge auf ganz Europa" u. s. w. (S. 166.) Mit einigen Bemerkungen über *Gorm, den Alten*, und *Thyre Dannebod* schliesst der Vf. diesen Abschnitt.

Bey des Vfs. *Untersuchung der Quellen von Snorros Heimskringla und der Glaubwürdigkeit derselben*, welche den Inhalt der 2ten Hauptabtheilung ausmacht, muss sich Rec., zur Schonung des Raumes, mehr noch der Kürze befleissigen, als bey dessen kritischer Bearbeitung des *Saxo*. Die *Einleitung* S. 179 f. handelt von den Quellen, aus denen *Snorro* schöpfte, von der Art, wie er sich ihrer bediente, von dem grösseren oder geringeren Werthe derselben im Allgemeinen. Wie *Saxo* den Grund zur Sagengeschichte für *Dänemark* legte: so that *Snorro* ebendasselbe für *Norwegen*. Ueber *Halfdan Svarte* hinaus sind seine, wie Anderer, Nachrichten nur dürftig; von ihm an aber, und bis zu *Sverres* Erscheinung, also von den viertehalb hundert Jahren 824 bis 1176, giebt er eine ausführliche Darstellung von den Thaten und Unternehmungen der norwegenschen Könige. Sein Werk, nach dem Anfangsworte der Vorrede *Heimskringla* genannt, als einzige gedruckte Quelle, woraus die Kenntniss der Schicksale des alten Norwegens geschöpft wird, betrachtet, veranlasste die Meinung, *Snorro* habe Norwegens Geschichte eben so selbstständig behandelt, als *Saxo* die von Dänemark: indem er sein Werk nach alten Liedern, nach Sagen der Vorzeit, nach Ueberlieferungen von den Altvorderen, ausgearbeitet, und dabey nur die kurzen Aufzeichnungen von *Are Frode* und *Saemund Frode* benutzt habe. Der Vf. zeigt aber, was er schon in s. *Sagabibliothek*, Th. 3. S. 399 f., ausführlicher bewiesen, dass *Snorro*, ausser den genannten Hülfsmitteln und den Lebensbeschreibungen einzelner Isländer, auch noch eine ganze (S. 180 namhaft gemachte) Reihe geschriebener Sagen von den Thaten der norwegenschen Könige gebrauchte. Vergleichungen zwischen seiner *Heimskringlasaga* und anderen Werken, z. B. *Gunlangs* und *Oddurs*, *Jomsvikingasaga* und dergl., zeigen deutlich, *wie* er jene Sagen benutzte. *Snorro* vermied sorgfältig jede zu grosse Weitläuftigkeit, jedes Kleinliche oder den Anstand Beleidigende, wie auch alles allzu Unglaubliche. Zu den Dichterstrophen, die sich ihm darboten, fügte er aus bekannten Liedern manche, deren er sich erinnerte, hinzu. Doch trug er kein Bedenken, wörtlich alles das aufzunehmen, was er zu berichtigen nicht nöthig fand. Der Vortrag ist daher auch keinesweges sein eigener, sondern der der ungenannten Sagaverfasser, oder auch des Zeitalters im Allgemeinen. Nur die dreyzehn ersten Capitel scheint *Snorro* selbst ausgearbeitet zu haben. Auf den Einwurf, dass die Einförmigkeit des Stils sich nicht wohl mit der Zusammensetzung von verschiedenen Berichten verschiedener Vff. vereinigen lasse, bemerkt Hr. *M.* sehr richtig: man dürfe den Unterschied zwischen einer Literatur in ihrer Kindheit und in ihrem reiferen Alter nicht übersehen. Die verschiedenen Schattirungen, welche ein bücherreiches Zeitalter in der Eigenthümlichkeit gleichzeitiger Vff. verursacht, konnten sich bey den alten Isländern nicht äussern. Ihre schriftlichen Vorträge waren nicht etwa das Resultat tiefer Reflexion, oder einer besonderen Geistesrichtung, sondern das treue Gepräge von dem Mündlichen, welches durch die verschiedenen Verhältnisse, worin sie aufgewachsen

waren und sich befanden, seine Bildung erhalten hatte. „In den vielen Schriften, die uns aus Islands Freyheitsperiode übrig geblieben sind, lassen sich drey besondere Arten des Stils unterscheiden; nämlich der *juristische*, der sich in den alten Gesetzformularen beweget; der *theologische* oder didaktische, der die Spuren davon trägt, zum Theil nach dem Lateinischen gebildet worden zu seyn, und sich durch lange Perioden und viele Beywörter auszeichnet; und der *historische*, oder die Sagasprache." Auch bey dieser findet sich Verschiedenheit, die aber nicht den Vffn., sondern dem Zeitalter zugeschrieben werden muss. Die Sagen aus einerley Zeitalter haben auch meist einerley Stil und Ton. — Ob nun gleich *Snorro* sich nicht an die Sagen band, sondern nur schriftliche Denkmale benutzte: so verdient doch der gröſste Theil seines Werkes den Namen der *Sagengeschichte*, in sofern er, was er vorfand, nicht nach einem ihm eigenen Gesichtspuncte bearbeitete, sondern solches nur so aufnahm, wie es war, und nur das Ueberflüssige und Unedle davon wegliess. Die Vff. der Königssagen, deren er sich bediente, schrieben die mündlichen Erzählungen, die im Umlaufe waren, nieder, und folgten der Sage. Aber der bedeutende Unterschied waltet zwischen der in *Saxos* neun ersten Büchern enthaltenen Sagengeschichte und der in *Snorros Heimskringla* ob, dass jene die Sagen des hohen Alterthums enthält, welche sich durch viele Menschenalter hindurch fortgepflanzt haben, diese hingegen, mit Ausnahme der *Ynglingasaga*, die Denkmale weniger Jahrhunderte. „Wir wissen nicht, wer den Alterthumssagen ihre Einkleidung gegeben hat; aber wir können von den in der *Heimskringla* enthaltenen Nachrichten nicht selten die Augenzeugen nachweisen, auf deren Aussage die Erzählungen beruhen. Die Untersuchung über der *Heimskringla* Quellen und deren Glaubwürdigkeit führt daher auf sicherere Resultate, als die über *Saxo*: da wir bey jener so viele schriftliche Denkmale vergleichen können, und in diesen so oft der Sagen Gewährsmänner finden" (S. 183).

In 13 Abschnitten geht nun der Vf. auf eine ähnliche Art, wie die 9 ersten Bücher *Saxos*, die Hauptquellen durch, die in *Snorros Heimskringla* benutzt sind. Rec., der sich nur darauf einschränken muss, sie namhaft zu machen, darf versichern, dass er in diesen kritischen Untersuchungen denselben Geist der Prüfung, dieselbe Freyheit von vorgefassten Meinungen, denselben Scharfsinn, dieselbe Sorgfalt und Genauigkeit, verbunden mit den Spuren der ausgebreitetesten Kenntniss der Geschichte des alten Nordens, gefunden hat, wie in der vorhergehenden Untersuchung. Diese Quellen sind: die *Ynglingasaga* S. 184 f., ferner die Sage von *Halfdan Svarte* S. 195 f., die Sage von *Harald Haarfager* S. 199 f., die von *Hakon*, dem Guten, S. 206 f., von *Harald Graafeld* und *Hakon Jarl*, S. 212 f., von *Oluf Trygvesen*, S. 213 f., von *Oluf*, dem Heiligen, S. 238 f., von *Magnus*, dem Guten, S. 258 f., von *Harald Haardraade*, S. 263 f., von *Oluf Kyrre*, S. 285 f., von *Magnus Barfod*, *Sigurd Jorsalafar*, *Eistein* und *Oluf*, S. 287 f., von *Harald Gille*, nebst dessen Söhnen, S. 292 f., und zuletzt von *Hakon Herdebred* und *Magnus Erlingsen*, S. 295 f. Die S. 298—313 angehängte tabellarische Vergleichung der verschiedenen Bearbeitungen von *Oluf Trygvesens* Geschichte gehört zu S. 232. Die Sage von *Gunlang Munk* ist, als die ausführlichste, dabey zum Grunde gelegt; diese ist zunächst mit *Snorros Heimskringla* und *Oddur Munks* Sage mit *Gunlangs* verglichen, so, dass daraus die gröſseren oder geringeren Abweichungen und Auslassungen der beiden kürzeren Sagen klar hervorgehen. — Rec. bedauert, dass er sich das Vergnügen versagen muss, auch aus dieser 2ten Hauptabtheilung Proben von des Vfs. eigener Gabe, Licht in die Dunkelheit zu bringen, und dem historischen Aberglauben, woran auch heutiges Tages so Mancher noch leidet, zum Trotze, der Wahrheit die Ehre zu geben, da, wo ihn seine ruhige Forschung und seine Unbefangenheit im Auslegen dazu in den Stand setzt, — auszuheben, wie aus der ersten Abtheilung: aber schon diese werden hinreichen, die Aufmerksamkeit der Freunde der altnordischen Geschichte auf ein Werk zu lenken, das classisch ist in seiner Art, eine Menge bloſser, oder wohl gar modernisirter, Uebersetzungen, wie z. B. *Grundtvigs Danmarks Krönike*, Kopenh. 1818, an innerem Gehalte unendlich überwiegt, und dem Rec. aus neuerer Zeit keine Schrift von ähnlichem Inhalte an die Seite zu setzen weiss, als *Finn Magnussens den aeldere Edda; en Samling af de nordiske Folks aeldste Sagn og Sange, ved Saemund Sigfusson. Oversat og forklaret.* Bd. 1—4. Kopenh. 1821—1823. 8.; mit welchem aufgeklärten Isländer Hr. Dr. *M.* unter Anderem auch darin übereinstimmt, dass er die Asen, sowie die Götter der meisten anderen Völker, keinesweges für ursprünglich historische Personen, sondern nur für personificirte Naturgötter hält, deren meiste ihnen zugeschriebenen Thaten nur eine symbolische Bedeutung haben. „Diese Ansicht, sagt Hr. *M.*, konnte freylich *Snorro* zu seiner Zeit nicht haben. Er muſste die alten Götter entweder für Teufel, oder für Menschen halten. Jenes litte die Ableitung der Geschlechtsregister der nordischen Könige und seines eigenen von diesen Stammvätern nicht; er betrachtete sie also als Menschen, und glaubte so seiner norwegenschen Königsgeschichte die erwünschteste Vollständigkeit zu geben" u. s. w. S. 186.

v. G.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Taschenbuch für das Jahr* 1829. *Der Liebe und Freundschaft gewidmet.* Herausgegeben von Dr. *St. Schütze.* XXIV u. 310 S. Mit 10 Kupfern. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Ebendaselbst: *Taschenbuch für das Jahr* 1831. *Der Liebe und Freundschaft gewidmet.* Heraus-

gegeben von Dr. *St. Schütze.* 304 S. Mit 10 Kupfern. (1 Rthlr. 12 gr.)

3) Ebendaselbst: *Taschenbuch für das Jahr* 1832. *Der Liebe und Freundschaft gewidmet.* Von Dr. *St. Schütze.* 342 S. Mit 10 Kupfern. (1 Rthlr. 12 gr.)

Habent sua fata libelli! Dass dieser Ausspruch auch auf Recensionen neuer Bücher seine Anwendung haben würde, konnte jener alte Dichter freylich nicht ahnen: dennoch ist es so! Das freundliche und mit Recht geschätzte Taschenbuch, dessen Titel wir oben dreymal wiederholt haben, ist in unserer A. L. Z. durch alle seine Jahrgänge (zuletzt noch 1830. No. 15) angezeigt worden; nur jene drey Jahrgänge blieben zurück, weil der Tod die Recensenten so wenig, als andere ehrbare Schriftsteller, verschont. Wir glauben daher die Anzeige dieser Jahrgänge jetzt nachholen zu müssen, um dann, in ununterbrochener Reihe, das neue aufs J. 1833 bereits erschienene Taschenbuch an seine Vorgänger anschliessen zu können.

In No. 1 hat Hr. *C. Spindler* sinnreich aus dem Taschenbuche selbst eine *Historie in 8 Kapiteln mit* 8 (nicht übel gerathenen) *Bildern* von *Ramberg* geschöpft: *Das Taschenbuch für Liebe und Freundschaft.* Sie ist leicht und anmuthig erzählt, bringt die aus den früheren Jahrgängen gewonnene Unterhaltung in erfreuliche Erinnerung, und ladet zu fortgesetztem Genuss ein. Dann folgt: *Weiss-Hütchen, eine Volkssage, nacherzählt von Wilhelm Blumenhagen.* Eine Unwahrscheinlichkeit mehr oder weniger wird bey solchen Volkssagen nicht beachtet, wenn sie nur sonst die Erwartung spannen und gehörig befriedigen. Diess, und eine zierliche Darstellung, muss man dieser Sage vom Winzenburger Spuk, welcher im Hildesheimischen sich zugetragen hat, nachrühmen. Sehr vortrefflich ist *die Wanderung nach Paris*, eine Erzählung von *Friederike Lohmann*, sinnig erfunden und mit Zartgefühl ausgeführt. Die ehrliche Einfalt eines Schweizerjünglings und der frivole, oft verbrecherische Leichtsinn französischer Wüstlinge ist nicht leicht in einem anziehenderen Contraste geschildert worden. — *Der Beruf, Erzählung* von *C. Weisflog*, ist launig, oft drollig. Eine Dame, welche die Gefälligkeit hatte, die Erzählung vorzulesen, wünschte die zu gehäufte und deshalb störende lateinische Nomenclatur der Pflanzen und Blumen, und manche schönthuende Ausdrücke weg, deren Begriff sie sich nicht veranschaulichen konnte: wie wenn z. B. ein niedliches Blumen- und Treib-Häuschen freundlich mit seinem rothen Dache aus den grünen Laubmassen *herausgenickt* haben soll. — Hr. D. *Schütze* selbst hat sich diessmal des Taschenbuches unmittelbar nicht so angenommen, wie es wohl der ihm anvertraute Pflegling erwarten konnte und verdiente; er hat nur einige, aber recht artige Gedichte beygesteuert, so wie *Langbein*, *Kannegiesser*, *Manfred*, *K. Simrock* und *Agnes Franz.* Doch bald hätten wir das beste und ergreifendste unter allen Gedichten vergessen, *Löwenbraut* von *Adelbert von Chamisso*, hinter welchem der fast langweilende *Junker Udo; poetische Erzählung* von *K. G. Prätzel*, sehr zurückbleibt.

Mit Recht sind die schönsten Kupfer in diesem Jahrgange den besten Beyträgen, der *Löwenbraut* und der *Wanderung nach Paris*, als empfehlende Zierde beygegeben worden.

No. 2 eröffnen „*Ergötzlichkeiten in acht Bildern.*" Diese Bilder (sowie die übrigen Kupfer, welche diesen Jahrgang zieren) sind von *Ramberg* in bekannter Manier, und stellen komische Scenen aus dem Leben vor; die darauf bezüglichen Gedichte von *St. Schütze*, leicht versificirt und dem komischen Inhalt angemessen. Die darauf folgende Erzählung: *Letzte Liebe* von *Blumenhagen* und der *Vogelsteller*, Erzählung von *B. v. Miltitz*, halten wir für die gelungensten Aufsätze in diesem Jahrgange. Interessant, aus Erfahrung geschöpft und die inneren Saiten des Herzens berührend ist ihr Inhalt, zierlich, doch ohne Affectation, und lebendig die Sprache. *Die Schwalben*, Erzählung von *Fr. Lohmann*, streift zu sehr in das Mährenhaft-Abenteuerliche, und weiss nicht zu fesseln. Unter den Gedichten verdienen die von *H. Döring* und *St. Schütze* besondere Auszeichnung; andere, namentlich die von *K. Simrock*, sind unter dem Mittelmässigen.

In No. 3 sind zuerst acht Gedichte von *Theodor Hell* den 8 Rambergischen Bildern: *der Sängerin Tonleiter*, beygegeben. Das Süjet kann nur durch manche Reminiscenz an vermeinte Virtuosinnen in der Tonkunst, deren Ruf eben so schnell stieg als wieder sank, Interesse erregen. Hierauf folgt: *Rache und Versöhnung;* nach einer wahren Begebenheit erzählt von *C. Borrom. von Miltitz.* Nach einer wahren Begebenheit? Wir hoffen zum Himmel, dass es nicht so sey. Dass ein Liebender, der gekränkt worden, sich an einer Geliebten dadurch rächt, dass er ihr mit einem Glüheisen ein Schandmahl auf die Stirne brannte, ist eben so gräslich, als die Art der Heilung, welche ihm später gelungen seyn soll, unwahrscheinlich. Die Versöhnung, wie man denken kann, wird mittelst der Ehe bewirkt. Wenn der Vf. diessmal in der Wahl des Stoffes nicht besonders glücklich war: so muss man doch das Verdienst seiner frischen, lebendigen Darstellung abermals anerkennen. Anmuthiger ist die Erzählung: *die Schlegler*, von *Friederike Lohmann*, und eine *Alltagsgeschichte* von *L. Kruse.* Auch der *Egoist* von *Wilh. Blumenhagen* gewinnt, der Unwahrscheinlichkeit zum Trotz, durch die kräftige Charakterzeichnung.

Man ist schon längst gewohnt, das *Taschenbuch für Liebe und Freundschaft* wegen des grösstentheils wohlgewählten und anziehenden Inhaltes zu den vorzüglichsten zu zählen, welche das neue Jahr bringt. Auch der wackere Verleger sorgt rühmlich für die äussere Ausstattung. Zu loben ist endlich, dass dieses Taschenbuch seine ursprüngliche Bestimmung, das Nützliche mit dem Angenehmen zu einen, noch jetzt nicht

verleugnet, sondern die Leser nächst den poetischen Gaben, die es beut, zugleich mit einem niedlichen Jahreskalender versorgt. Bdf.

Naumburg, in der Wild'schen Buchhandlung: *Gedenke Mein.* Taschenbuch für das Jahr 1829. Herausgegeben von *Archibald*. 414 S. kl. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die Mitarbeiter an diesem Taschenbuche, dessen Fortsetzung wir lange vergebens erwartet haben, um ein desto umfassenderes Urtheil über dasselbe fällen zu können, sind, mit Ausnahme des Herausgebers, bis jetzt noch nicht in der Schriftstellerwelt — wenigstens nicht in der Taschenbuchliteratur — genannt. Dafür ist der Name *Archibald's* aus seinen „*Umrissen einer Reise nach London, Paris und Amsterdam*", aus den unter eigenem Namen herausgegebenen „*Mittheilungen aus dem russischen Feldzuge von* 1812", und aus mehreren trefflichen Aufsätzen im „*Hermes*" hinlänglich bekannt. Wir wollen ihn jedoch jetzt nicht nennen, weil wir glauben, dass sein Incognito aus guten Gründen gewählt sey, wenn gleich ihn schon *Ersch* in der *Literatur der Geschichte* S. 193 zweyte Ausg. den Lesern verrathen hat. Auch die anderen Mitarbeiter sind uns nicht unbekannt: wir erkennen in ihnen einzelne Mitglieder eines schönen geselligen Vereins in einer freundlichen Stadt an der Saale, dem auch wir einst anzugehören das Glück hatten, und können nur wünschen, dass dieser Verein trefflicher Gelehrten, die theils jene Stadt, theils eine benachbarte berühmte Lehranstalt umschliesst, und erfahrener Geschäftsmänner von Zeit zu Zeit ähnliche Früchte tragen möge.

Die Aufsätze des Herausgebers sind folgende: „*Kleine Streifwege in Rübezahl's Reiche*", ein interessanter Aufsatz, aus dem die Verfasser geographischer Handbücher, wenn sie nicht bloss Zahlen geben wollen, oder sich begnügen, aus zehn Büchern ein eilftes zu machen — viel lernen können. Die Beschreibung jener grossartigen Natur im Riesengebirge ist sehr gelungen, und verräth an vielen Stellen, dass der Vf. mit einem ächt künstlerischen Blicke Alles gesehen und wiedergegeben habe. Einzelnes herauszuheben, verbietet der Raum, auch würde diess uns schwer werden, da Alles wie aus einem Gusse gearbeitet ist, und der Vf. es versteht, durch geschicktes Individualisiren dem Ganzen einen besonderen Reiz zu geben. Auch an heiteren Scherzen fehlt es nicht. Dahin rechnen wir besonders die Inschrift aus dem Fremdenbuche der Schneekoppe auf S. 179. Die *Kriegsbilder aus dem russischen Feldzuge* sind eine so lebendige Darstellung des kriegerischen Lebens, dass sie gewiss jeden Leser ansprechen werden, wozu die Darstellung, die sehr geschickt Ernst und Scherz vermischt, nicht wenig beyträgt. Möchte der Vf. doch ja fortfahren, uns in den nächsten Jahrgängen ähnliche Bilder aus seinem Leben vorzuhalten!

An diese Scenen aus dem wirklichen Leben schliesst sich *das Wiedersehen*, ein Bruchstück aus dem Tagebuche eines Freywilligen, von *Carl Friedrich Lüdicke.* Es hat uns dieser gut geschriebene Aufsatz wieder recht lebendig an jene verhängnissvollen Tage des Jahres 1813 erinnert, und mit Vergnügen sind wir dem wackeren Krieger, obgleich er nichts von besonderer Bedeutung erzählt, zur Vertheidigung von Halle und auf das Schlachtfeld von Gross-Görschen gefolgt. Indess ist der uns eng befreundete Verfasser dieses Aufsatzes in den letzten Monaten des verflossenen Jahres nach langen Leiden zur ewigen Ruhe eingegangen, und es bleibt uns daher jetzt nichts übrig, als das Zeugniss, dass der Staat in ihm einen treuen Diener und ächt wissenschaftlichen Geschäftsmann verlor, seine nähere Umgebung aber einen Mann beklagt, dessen Andenken ihr stets theuer und werth seyn wird.

Auch die Erzählung von *Heinrich Schwerdtner*, überschrieben: *Ursula von Leutsch*, (S. 195 — 256) scheint auf geschichtlichem Grunde zu beruhen. Wir können derselben sowohl in der Anordnung als in der Darstellung unsere Beystimmung nicht versagen, und stellen sie gern den besten Erzählungen der diessjährigen Taschenbücher zur Seite. Mehr in das Gebiet der Phantasie gehört die Erzählung: *Es giebt keine unglückliche Liebe*, von *Carl Heinrich* (S. 1 — 100). Wir haben mit Vergnügen das poetische Talent des Verfassers, sowie auch seine humoristische Darstellungsart, in dieser Erzählung wieder erkannt, glauben aber doch, dass der bey Weitem anziehendste Theil derselben der ist, wo der Vf. von sich selbst spricht, indem die Episoden mitunter zu weit ausgedehnt sind. Sehr ergreifend ist die Beschreibung der Nacht in der Stephanskirche S. 87 ff.

Gedichte enthält diess Taschenbuch mit Ausnahme einer Zueignungsstrophe gar nicht. Aber um ihm den Reiz der gebundenen Rede nicht fehlen zu lassen, nahm der Herausgeber ein Trauerspiel *Elfride* (S. 261 — 374) auf. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in der Vfin. eine hochgebildete Frau zu errathen glauben. Die Erfindung ist glücklich und die Ausführung gelungen, die Diction edel und rein, der Versbau ohne Härte und andere Anstösse, und mehrere eingeflochtene lyrische Stücke sind von vieler Zartheit. Auf den Theatern, wo noch nicht der Opernprunk und die französischen Vaudeville's den Sinn für das Bessere verdrängt haben, und wo man nicht bloss dem Ausspruche eines einseitigen Dramaturgen gehorcht, wird diese Tragödie gewiss Glück machen, zumal da die gleichnamige von *Gotter* jetzt sich wohl nicht mehr auf den Repertoirs befindet.

Die Ausstattung dieses Büchleins ist sauber und nett, und auch hierin unterscheidet es sich von der oft übertriebenen Pracht der übrigen Taschenbücher.

J. G.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Teubner: *Emendationes Tullianae.* — Scripsit *Reinholdus Klotz*, D. Philos. ac Prof. extraord. des. Seminar. philol. reg. socius honorarius. 1832. 35 S. 8.

Der Verfasser dieser Schrift, ein mit Sprachkenntniss und Scharfsinn begabter und in Cicero's Schriften wohlbelesener junger Mann, hat mittelst derselben seine akademische Lehrstelle in Leipzig sehr würdig angetreten. Er sucht mehrere Stellen der Ciceronischen Reden aus den von *Mai* verglichenen Palimpsesten herzustellen, und eifert, hie und da in zu wenig gemessenen Ausdrücken, gegen die kritische, oder vielmehr unkritische Willkühr der neuesten Herausgeber, besonders *Orelli's*. Wir danken ihm für die Sorgfalt, mit welcher er eine solche Herstellung versucht hat; dass aber auch da, wo er die Richtigkeit seiner Lesart für unbezweifelt hält, sich dem Aufmerksamen noch Zweifel darbieten, wollen wir an einigen Stellen zeigen. In der Rede *pro P. Quintio* c. XV. §. 49 stellt Cicero, nach der gewöhnlichen Lesart, folgende Schlussfolge auf: *Pecuniam si cuipiam fortuna ademit, aut si alicuius eripuit iniuria, tamen dum existimatio est integra, facile consolatur honestas egestatem. Ut non nemo aut ignominia affectus, aut iudicio turpi convictus, bonis quidem suis utitur, alterius opes, id quod miserrimum est, non exspectat: hoc tamen in miseriis adiumento et solatio sublevatur. Cuius vero bona venierunt, cuius non modo illae amplissimae fortunae, sed etiam victus vestitusque necessarius sub praecone cum dedecore subiectus est, is non modo ex numero vivorum exturbatur, sed, si fieri potest, infra etiam mortuos amandatur. Etenim mors honesta saepe vitam quoque turpem exornat: vita turpis ne morti quidem honestae locum relinquit.* Um den Widerspruch zu heben, der offenbar in den letzten Worten liegt, und den die Herausgeber auf vielfache Art zu entfernen gesucht haben (die kühne Aenderung, welche Hr. *Kl.* mit Recht misbilligend auf *Schütz's* Rechnung setzt, rührt, um diess beyläufig zu erwähnen, von *Beck* her), will Hr. *Kl.* also lesen: *etenim mors honesta saepe vitam quoque non turpem exornat.* Er erklärt: *etenim mors honesta vitam quoque, modo ne sit turpis, exornat: vita, si est turpis, ne morti quidem honestae locum relinquit*, und versichert, *locum facili opera esse persanatum.* Auf wen aber soll die *vita non turpis* bezogen werden? Cicero macht (wie *Wolff* in seiner Uebersetzung S. 92 treffend bemerkt) eine dreyfache Steigerung. Unglücklich, sagt er, ist einer, der aus einem Wohlhabenden ein Armer geworden ist; aber wenn er seinen guten Ruf erhalten, so findet er in diesem noch Trost gegen die Dürftigkeit. Unglücklich ist, wer einer schimpflichen Verurtheilung wegen seinen Ruf einbüsste; aber wenn er sein Vermögen behielt, so ist er doch nicht ganz unglücklich, weil er sich nicht von fremder Unterstützung abhängig sieht. Ganz unglücklich aber ist, wer beides, guten Ruf und Vermögen, verliert. — Offenbar hat der Redner bey jener Antithese den Ersten, den er schildert, nicht weiter berücksichtigt; dieser war schon durch das beygesetzte: *existimatio integra* und *honestas* aus der Sphäre weiterer Reflexion gerückt; dem Zweyten eine *vita non turpis* zuzuschreiben, verbieten die Worte: *ignominia* und *iudicio turpi;* auf diesen aber bezieht sich ohne Zweifel das erste Glied der Antithese: *mors — vitam quoque turpem exornat*, sowie das zweyte Glied auf den Dritten, von dem Cicero auch bereits gesagt hatte: *infra etiam mortuos amandatur.* Darum muss in diesem zweyten Gliede der Ausdruck sich steigern, und gelesen werden: *vita tam turpis ne morti quidem honestae locum relinquit.* Wollte man annehmen, in der Antithese seyen blos der Erste und Dritte ins Auge gefasst, und der Zweyte ganz unberücksichtigt geblieben, so würde eine kaum verzeihliche *Gedankenlücke* entstehen, sowie eine solche Lücke in Bezug auf die *Redeform* noch jetzt im Texte vorhanden ist, welche nur dadurch ausgefüllt werden kann, wenn man zwischen *suis* und *utitur* die Partikel *si* wiederholt, und nach *exspectat* ein blosses Komma setzt, um Vordersatz und Nachsatz gehörig zu verbinden. — In der Rede *pro P. Sextio* c. VIII, §. 18 wird Sinn, Zusammenhang und Periodenbau auf folgende Art hergestellt: *alter unguentis affluens, calamistrata coma, despiciens conscios stuprorum ac veteres vexatores aetatulae suae, puteali et feneratorum gregibus inflatus, a quibus compulsus olim, ne in Scyllaeo illo aeris*

alieni tamquam in freto ad columnam adhaerefceret, in tribunatus portum perfugerat, contemnebat equites Romanos, minitabantur fenatui cet. Wir pflichten dem Vf. in feiner treffenden Ideenentwickelung diefer Stelle vollkommen bey, behalten aber dennoch zwey Zweifel. Einmal glauben wir, dafs *in* vor dem Wort *freto* durchaus geftrichen werden müffe, weil Cicero *in Scyllaeo — tamquam freto* verband, und *Scyllaeum* kein Subftantiv feyn kann; fodann vermiffen wir Beyfpiele für den von Hn. *Kl.* angenommenen Sprachgebrauch *inflatus feneratoribus* (Dativ) ftatt *contra feneratores*, wie er erklärt. Denn das einzige von ihm angeführte Beyfpiel aus Horaz (*Sat. I*, 1, 20): *quin illis Iuppiter ambas iratus buccas inflet*, ift nicht paffend, weil hier *illis* zu dem Wort *iratus* gehört.

Der Raum erlaubt nicht Mehreres auszuheben. Wir bemerken nur noch, dafs hie und da auch feine Sprachbemerkungen über Ciceros Latinität vorkommen: z. B. S. 23, dafs derfelbe *ignoratio*, aber nirgends *ignorantia*, gebraucht; S. 28 (gegen den neuen *Turfellinus*), dafs *fortaffe*, aber nicht *fortaffis*, das Ciceronifche Wort fey u. f. w.

Die Schreibart in diefer lobenswerthen Schrift ift rein, dabey recht abfichtlich alterthümlich, felbft in der Orthographie, z. B. *volgata*, *lubido Schützi Orellique* (und fo alle Genitive diefer Art); dennoch S. 31 *Iupiter*. Auch mufs das Auge fich daran gewöhnen, dafs nach der gröfseren Interpunction keine gröfseren Initialen gefetzt find; wiewohl wir fragen möchten: wozu folche Neuerungen?

Gsn.

Hannover, in der Hahn'fchen Hofbuchhandlung: *M. Tullii Ciceronis de claris oratoribus liber* (,) *qui dicitur Brutus.* Zum Gebrauch in Schulen (;) neu durchgefehen und mit den nothwendigften Wort- und Sach-Erklärungen ausgeftattet von Dr. *Ludwig Julius Billerbeck.* 1828. 8. (10 gr.)

Man kann es dem Hn. *B.* in der That Dank wiffen, eine fo wohlfeile Ausgabe diefes trefflichen Dialogs der Jugend in die Hände gegeben zu haben, da fie namentlich in Bezug auf das Gefchichtliche in demfelben mancherley Erörterungen findet, wodurch fie in den Stand gefetzt wird, in die damaligen Verhältniffe einen Blick zu thun. Eben fo werden fchwierigere Stellen aufgehellt und Bemerkungen aus der niederen und höheren Grammatik eingeftreut. Hierin hätte jedoch Hr. *B.*, der das Bedürfnifs der Schüler fonft fo genau kennt, eine zweckmäfsigere Auswahl treffen können. Denn diefe Schrift des Cicero kann doch blofs in der erften Claffe einer gelehrten Schule gelefen werden, und hier darf man im Allgemeinen vorausfetzen, dafs der gewöhnliche fyntaktifche Theil genau bekannt ift; dagegen müffen die feineren Bemerkungen, fo oft fich nur Gelegenheit darbietet, in Anwendung gebracht werden. Z. B. find C. 1, 1 die Grammatiken angezogen über den Ablativus nach einem Comparativ; §. 4 über *frui* und deffen Conftruction. *Grotefend* §. 221; *Zumpt* §. 465; über *illi ipfi Grotefend* §. 259; *amico amiffo* für *amici amiffione Grotefend* 266. *a. c.* 4 *nec* (*non*) *eft*, *quod* mit *conj.* u. f. w. Diefe Bemerkungen verrathen, dafs Hr. *B.* mit feinem Plane nicht ganz einig war. Späterhin verfchmäht er felbft folche Anmerkungen zu geben, und er verbreitet fich mehr über den feineren Sprachgebrauch. Aufserdem wird auch fehr befonnen, fo weit es der Zweck diefer Ausgabe geftattet, Kritik geübt, was eine gute Vorübung für die Schüler ift, um hierin ihren Verftand zu fchärfen. Den Text wählte Hr. *B.* nach *Wetzel*, benutzte aber auch die Ausgaben von *Ernefti*, *Schütz*, *Ellendt*, *Orelli* und die Ueberfetzung von *Woller*. Rec. würde zwar die Ausgabe von *Orelli* gewählt haben, doch mag er defshalb nicht rechten. Das *Argumentum* nahm Hr. *B.*, ohne es zu bemerken, von *Schütz*. In Bezug auf die Interpunction liefse fich manches bemerken; da man aber in neueren Zeiten verfchiedenen Anfichten folgt, fo übergeht diefs Rec., und erlaubt fich einige Bemerkungen hinzuzufügen, wo er mit der Erklärung des Hn. *B.* nicht übereinftimmen kann.

Im Anfange von C. 1: *Nam et amico amiffo quum confuetudine jucunda tum multorum officiorum conjunctione me privatum videbam* u. f. w. Hr. *B.* erklärt: des Verkehrs vielfacher gegenfeitiger Dienftbefliffenheit, Dienftfertigkeit, und fetzt hinzu: „*Fr. Ellendt* fubftituirt nicht mit Recht *mutuorum off.* für *multorum*, da der Begriff der Gegenfeitigkeit fchon durch *conjunctione* angedeutet wird, und Cicero noch mit mehreren Freunden in folcher Verbindung lebte." Auch *Schütz* hat *mutuorum* und unferes Erachtens mit Recht. Abgefehen davon, dafs *conjunctio*, die der *confuetudo* gegenüberfteht, keinesweges an und für fich den Begriff der Gegenfeitigkeit in fich fchliefst, wäre es doch auffallend, wenn Cicero *multorum* gefchrieben hätte, indem er ja mehrere Freunde befafs, denen er *multa officia* erweifen konnte. Durch *mutuus* wird vielmehr die Intimität bezeichnet, vermöge welcher Hortenfius und Cicero fich bemühten, es einander in der Dienftfertigkeit zuvorzuthun. Es foll das Wiederholte ausgedrückt werden, wodurch fie fich fo fehr an einander gekettet fühlten. *Mutuorum* hat alfo einen ftärkeren Begriff wie *multorum*, und mufste hinzugefetzt werden, weil jene Stärke durch das einfache *conjunctione* nicht erreicht werden konnte. §. 2 wird ftatt *augebat*, *augebant* und im *Guelph.* 1, 2 *augebam* geboten, was Hr. *B.* fälfchlich erklären will analog der Stelle im *Virg. Aen. IV*, 2, *Dido vulnus alit.* Hier hat man ein *id* zu foppliren, worauf fich *quod* bezieht. Mit Recht hat Hr. *B.* C. 3 *quâ mihi vifus eft et monere te prudenter*, die *Vulgata monere* beybehalten, da *emonere*, das *Schütz* aus dem *Guelph.* 2 aufgenommen hat, erweislich fich nirgends findet, obgleich diefe Compofition analog ift, und einen trefflichen Sinn bietet, nämlich des ernftlichen, dringenden Ermahnens. C. 4. *Ille vero et nova, inquam, mihi quidem multa attulit et eam utilitatem etc. Attulit* bieten blofs der

cod. Gud. und *Guelph.* Wer da weiss, wie oft dergleichen Verba ausgelassen sind, wie *Beier* in seiner Ausgabe *de amicitia* wiederholt anmerkt, den kann es nicht befremden, dass *attulit* fehlt; und es kann, wie *Schütz* richtig bemerkt, ausfallen, wenn nach *mihi quidem* ein Komma gesetzt wird; im Dialog ist ein solches Ausfallen nicht ungewöhnlich, die Abschreiber setzen oft zur Ergänzung ein Verbum hinzu, das aus dem Zusammenhange sich erklärt. Cap. 4 hat Hr. *B.* mit Recht gegen *Schütz* die alte Lesart in Schutz genommen: *Pomponi, ut a te ipso sumerem aliquid ad me ref.* Billig konnte er in demselben Cap. die Aenderung von *Schütz*, die numeröser ist, in den Text nehmen: *exustusque flos siti veteris ubertatis exaruit.* Warum *neque exigam nisi tuo commodo et* (nach *B.* Cap. 6 und *Sch.* Ende des 4ten Cap.) *sondern* bedeuten soll, sieht Rec. nicht ein; *neque nisi* durch *et tantum* aufgefasst giebt die zweckmässige Bedeutung: *theils — theils.* Cap. 5 hat Hr. *B.* mit Recht *ad veterum rerum memoriam* statt des früheren *annalium* gegeben. Ebenso nimmt er C. 7 mit *Ellendt: qui sunt eam consecuti* auf statt des früheren auch von *Schütz* dargebotenen *sint.* Ein arger Druckfehler findet sich S. 16, wo Aristoteles statt Aristophanes steht. C. 7 möchte Rec. mit *Schütz ex Thucydidi scriptis* lesen. S. *Goerenz* zu *Acad. lib.* 2. *c.* 34. *p.* 197; ferner zu *de fin. c.* 11. §. 35. *p.* 175. *c.* 35. §. 116. *Aristidi, Themistocli, Herculi, Agathocli, Ulyssi, Isocrati.* C. 8. *multi subito extiterunt* u. s. w. Hr. *B.* bemerkt, *Schütz* und *Ellendt* hätten hinter *extiterunt* ein Punct gesetzt, was zweckmässig ist; und *Schütz* setzt hinter *temporibus eisdem* ebenfalls ein Punct, und fängt den folgenden Satz mit einem eingeschobenen *hi* an, was Rec. billigt. In demselben Cap. *ante hunc enim verborum quasi structura et quaedam ad numerum conclusio nulla erat, aut, si quando erat, non apparebat eam dedita opera esse quaesitam, quae forsitan laus sit, verumtamen natura magis, tum casu nonnumquam, quam aut ratione aliqua aut observatione fiebat.* Hr. *B.* bemerkt: „Diese bis auf *quam* alte Lesart ist statt der von *Ernesti* verbesserten Lesart, wo *tum* oder *tunc* im Wege steht, nämlich statt *natura magis tum, casuque nonnumquam, quam* auf *Schneiders* Rath von *Wetzel* mit Recht wieder hergestellt. Dennoch will das von *Ernesti* nach *Victor.* und *Lambin* hinter *nonnumquam* eingeschobene übellautende *quam* gar nicht behagen, das überdiess von keinem *cod.* bestätiget wird. Man lasse es daher weg, und lese nach Priscian, der diese Stelle citirt, statt *aut* die Negation *haud*, was *haut* geschrieben den Hauch leicht verlieren und in *aut* übergehen konnte." So scharfsinnig diese Bemerkung ist, so dürfte doch *quam* unerlässlich seyn, wegen des vorhergehenden *magis*, ausserdem würde die Stelle matt. Man schliesse die Worte *casuque — nonnumquam* in Parenthese, gleichsam als würden sie bey Seite gesprochen; denn Cicero bezieht *natura* und *ratio* und *observatio* auf einander, schliesst aber beyläufig *casu* nicht aus; *que* an *casu* ist entweder zu tilgen oder durch *quidem* aufzufassen; *aut* in *haud* zu verwandeln, dürfte für unsere Stelle verbindungswidrig seyn, wenn man den Zusammenhang betrachtet; überdiess wurde ja auch *aut* mit dem *spiritus* geschrieben; s. *Putschius p.* 2336. Fälschlich nimmt Hr. *B.* C. 9 die *Vulg.: cui nihil admodum desit* auf, statt der Lesart des *Guelf.* 2: *in quo nihil admodum desit*, wie *Or.* 3, 4: *in Antonio deesset ornatus.* Der Unterschied zwischen *mihi deest* und *in me deest* ist klar. Cap. 10 schreibt er *videsne igitur in ea ipsa urbe;* besser *Schütz videsne igitur vel in ea ipsa urbe*, was der Context fodert; in demselben Cap. *si quidem non infra superiorem Lycurgum fuit*, wird erklärt: *superiorem sc. Romulo i. e. Romulo antiquiorem*, etwas zu gekünstelt; naturgemässer ist es, mit *Wetzel* so zu erklären, dass der Gesetzgeber Lykurg *superior* genannt wird in Vergleich mit dem Athener Lykurg. C. 9. §§. 36. C. 11. *Quare quoniam tibi ita quadrat omnia fuisse in Themistocle paria etc.*; besser setzt *Schütz ita* vor *tibi*, und wiederholt vor *Coriolano* die Präposition *in*; s. *Zumpt* S. 502. *Grotefend* §. 262. Dann erklärt Hr. *B. quadrare* von *quattuor*, viereckig machen, hier intransit. *passen.* Man vergl. *Voss.* zu *Virg. Georg. lib.* 2. *p.* 674; die Erklärer zu *Juvenal. V*, 2 und *Gesneri Thesaurus sub h. v.* C. 12 bemerkt Hr. *B.* §. 46, *Schütz* folge der Verbesserung *Jacobs: res privatae longo intervallo judiciis repeterentur, tum primum quod esset acuta illa gens et controversiis nata*, da doch *Schütz* selbst bemerkt, er folge *Schneiders* Verbesserung *res privatae longo intervallo controversiis et judiciis repeterentur, tum primum, quod esset acuta illa gens natura.* C. 15. §. 58 *quae nunc quidem non tam est in plerisque;* *non tam* erklärt Hr. *B.* für *talis est in plerisque;* besser *Ellendt* durch *non sane, non admodum*, nicht eben, als Ellipf., und citirt *Goerenz* zu *de fin.* 1, 1, 1 *de legg.* 1, 14, 40. C. 15. *quaestiorque hic consulibus* ist wohl bloss Druckfehler, für *his.* Eben so ist C. 17. §. 67 *in Catone ne noverunt quidem* zu lesen, statt *non.* Ueber die Formel *nescio an* C. 18, 71 war vor allen Dingen *Beiers Excurs. II* zu C. 6. §. 1 *de amicit.* zu citiren; ferner *Gernhard* Progr. *de lat. serm. form. nescio an, vel haud scio an* als *part. II* s. *Comm. gramm.* 1822. *Heusinger* zu *Cic. offic.* 1, 11, 1. *Grotef.* §. 272. 264. Auch bedurfte diese schwierige Formel einer kurzen Erklärung für Schüler.

Rec. schliesst mit der Bemerkung, dass diese Schrift, trotz mancher Mängel, der Jugend sehr zu empfehlen ist.

D. A.

Hannover, in d. Hahnschen Hofbuchhandlung: *M. T. Ciceronis Cato Major* seu *de senectute, Laelius* sive *de amicitia et Paradoxa ad Marcum Brutum.* Scholarum in usum edidit *Ludovicus Julius Billerbeck*, Philosophiae Doctor. 1829. 8. (4 gr.)

Hr. *B.*, der schon früher eine Ausgabe dieser Schrif-

ten des Cicero zum Gebrauch für die Jugend mit Anmerkungen herausgegeben hat, (vgl. Jen. A. L. Z. 1832. 120) liefert hier eine neue Ausgabe ohne Noten für die unbemitteltere Jugend, welche, aufser dem Texte nach *Wetzels* Ausgabe, eine kurze Inhaltsanzeige und ein erklärendes Verzeichnifs der hiftorifchen und geographifchen Namen u. f. w. enthält. Da es wünfchenswerth ift, dafs die Jugend privatim die alten Schriftfteller, namentlich aber mehrere Schriften des Cicero (vergl. *Schelle:* welche alte claffifche Autoren, wie, in welcher Folge und Verbindung mit anderen Studien, foll man fie auf Schulen lefen? Lpz. 1804), lefe, fo ift es nothwendig, dafs ihr Hülfsmittel in die Hände gegeben werden, die ihnen das Verftändnifs jener Schriften erleichtern. Die Erklärung der Begriffe wird der Jugend durch zweckmäfsige Benutzung der Lexica, das Verftändnifs der Sätze durch Entwickelung der Conftruction und durch den Gebrauch der Grammatik erleichtert. Denn in Secunda, für welche Claffe namentlich die Lectüre diefer Stücke pafst, mufs der Schüler mit der Grammatik in foweit vertraut feyn, dafs er felbft die feineren grammatifchen Lehren benutzen kann; und follte wirklich manche Stelle nicht ganz richtig aufgefafst feyn, fo mufs er bey dem Lehrer fich jederzeit Rath holen können. Weit mehr Schwierigkeit machen die hiftorifchen und geographifchen Notizen. Abgefehen davon, dafs *ein* Name mehreren Perfonen, mehreren Oertern beygelegt ift, und dafs dem Schüler felbft die nöthigen Mittel fehlen, diefe aufzufinden, fo ift jenes noch weit fchwieriger, wenn fich Cicero blofse Hindeutungen erlaubt, die den Römern bekannt waren, bey uns aber fchon eine genaue Kenntnifs der Specialgefchichte jenes Volkes vorausfetzen. Es verdient daher anerkannt zu werden, dafs Hr. *B.* eine fo wohlfeile Ausgabe für die ärmere Claffe der Studirenden veranftaltete, um, mit Berückfichtigung diefes Bedürfniffes, das Hiftorifche und Geographifche zu erörtern, und zwar in alphabetifcher Ordnung, wodurch der Schüler in den Stand gefetzt ift, felbft dann, wann etwas feinem Gedächtniffe entfallen feyn follte, durch Nachfchlagen des Verzeichniffes es wieder dem Gedächtniffe einzuprägen. Wenn man nun auch nicht einen Text, wie *Gernhard* und *Beier* hergeftellt haben, hier erwarten darf, fo hat fich doch Hr. *B.* keinesweges fclavifch an *Wetzel* gehalten. Um diefes durch einige Beyfpiele zu belegen, vergleiche man fogleich den Anfang, wo richtiger des Verfes wegen *adjuro* ftatt der von *W.* gebotenen Lesart *adjuero*, und gleich darauf *praemi* ftatt *pretii* gefchrieben wird, obgleich Rec. *pretii* mit *W.* vorziehen möchte. Hätten nicht *W.* und die Lexica Stellen in Menge aufgeführt und die richtige Erklärung gegeben, fo würde hier dargethan werden, dafs *praemium* blofs Gloffe feyn könne, da *pretium* unftreitig poetifcher ift. Weiter unten ift zweckmäfsig nach *et prudentiam intelligo* ein Punct gefetzt, wo *W.* blofs ein Komma gab. Cap. 2 giebt Hr. *B.* mit *W. eandem accufant adepti*, wofür andere Ausgaben *adeptam* fchreiben. Bekanntlich nahm *Ernefti* zuerft aus der *edit. Vict.* und *Mf. adepti* auf, indem er dem *Aldus* folgte. Rec. zieht auch jetzt noch *adeptam* vor, weil es die Lesart der meiften Ausgaben und Handfchriften ift, weil fie die fchwerere und weil fie durch Beyfpiele vertheidiget wird. Erftlich kommt *adipifci* felbft als Paffiv vor: *non aetate, verum ingenio adipifcitur fapientia. Plaut. Trin.* 2, 88. Zweytens ift das Partic. *Sall. Catil.* 7. *Tacit.* 1, 7 und an mehreren Stellen paffiv gebraucht. Der Zufammenhang fcheint zwar ungewöhnlich, es ift aber im Geifte Ciceros diefes Participium gefetzt. Cap. 4 fchreibt Hr. *B.* richtiger: *Non hic ponebat rumores ante falutem*, wofür *Büchling*: *Non enim rumores p.* und *W. non ponebat enim etc.* Dagegen ift zu tadeln, dafs er in demfelben Capitel fchreibt: *quae contra rempublicam ferrentur, contra aufpicia fieri*, wo andere richtiger lefen *ferri*, wie auch das vorhergehende *geri* und *gererentur* beweift. Cap. 6 zu Ende ift zweckmäfsig der veränderte Vers gegeben *proventabant oratores novi, ftulti adolefcentuli*, wogegen fälfchlich *W. provehebantur ad res novi* u. f. w. Cap. 8 *init.* hat Hr. *B.* richtiger *de fene alteri faeculo profpicienti* gefchrieben; vergl. *Zumpt* über d. Ablat. fing. der Wörter auf *ans* und *ens;* und *Heindorf* zu *de nat. deor. p.* 226 b. 57 b. 220 a. Cap. 16 fchreibt Hr. *B. mea quidem fententia haud fcio, an ulla beatior effe poffit* ftatt *nulla*, was Rec. vorgezogen werden zu müffen fcheint; f. *Gernhard* Progr. *de lat. ferm. form. nefcio, an.* Eine Vergleichung des Textes des Laelius nach *Billerbeck* und *Beier* giebt zu viele Differenzen, um fie durchführen zu können. Cap. 2 lieft Hr. *B. quia multum — habebat*, wofür *Beier haberet* fchreibt mit Vergl. v. C. 4, 9. *Garat. ad Phil. II*, 8. *p.* 210. *Zumpt* §. 569. C. 5 *fapientes noftri majores judicabant*, wofür *Beier e cod. Goerenz.* lieft *patres noftri judicabant.* C. 6 hat Hr. *Bill. eft autem*, *B.* hingegen natürlicher *enim.* C. 7 *imbecilles*, *B.* aber *imbecilli.*

Was den hiftorifchen Index betrifft, fo ift das Nützliche deffelben fchon oben angedeutet; doch wünfchten wir, dafs er hie und da ausführlicher wäre, damit der Schüler den ganzen Umfang des Hiftorifchen begriffe. Ausführlicher ift *Büchling*, fowie auch *Wetzel.*

D. A.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

JURISPRUDENZ.

Berlin, b. Haude und Spener: *Grundriss der deutschen Bergrechtslehre mit Rücksicht auf die französische Bergwerksgesetzgebung.* Von Dr. *C. J. B. Karsten*, Königl. Preuss. Geheimen Ober-Berg-Rathe u. s. w. Mit einer Kupfertafel. 1828. VIII u. 400 S. 8. (2 Rthlr.)

Nach der Stellung, welche der Vf. unter den Schriftstellern unserer Zeit einnimmt, möchte man geneigt seyn, ihn mit *Agricola* und *Cancrin* zu vergleichen. Gleich diesen bearbeitet auch Er nach und nach mit dem glücklichsten Erfolge die verschiedensten Zweige des berg- und hüttenmännischen Wissens. Nur darin liegt zwischen *Karsten* und *Cancrin* ein grosser Unterschied, dass erster, auch abgesehen von seiner gerade für die physikalischen Wissenschaften und ihre Anwendung so viel weiter vorgerückten Zeit, mit weit mehr Geist und eigener Erfahrung ausgestattet ist, wie es bey *Cancrin* der Fall war. *Cancrin* steht mehr als fleissiger Sammler und Compilator da; seine Arbeiten verhalten sich gewissermassen zu denen von *Karsten*, wie wohlgeordnete, schulgerecht aufgestellte und zugeschnittene Katheder-Vorträge zum schlichten, klaren, ins Leben greifenden praktischen Unterricht des erfahrensten Berg- und Hütten-Mannes. *Karsten* verbindet vielmehr *Agricola's* Geist und Erfahrung mit *Cancrin's* Fleiss. Auch das vorliegende Werk ist einer der vielen trefflichen Beweise von *Karsten's* Vielseitigkeit in der von ihm gewählten weit ausgedehnten Sphäre. Als Bergrechtslehrer tritt er hier auf mit einer Umsicht, Bestimmtheit und Klarheit im Urtheil und in der Darstellung, wie vor ihm keiner. Blosse Rechtsgelehrte waren es bisher meistens, die sich mit der Bearbeitung des Bergrechts abgaben. Es liegt aber so tief in der Natur der Sache, dass eine klare Einsicht in dasselbe ohne vollständige Kenntniss des kunstgerechten Gewerbes selbst unmöglich ist, und so ist es denn auch eine recht erfreuliche Erscheinung, dass einmal ein tüchtiger Techniker, dem das rechtliche Wissen daneben nichts weniger als fremd, sondern vielmehr für den abgeschlossenen Zweig desselben, wovon es sich hier handelt, vollkommen zugänglich war, die Bearbeitung eines Lehrbuches des Bergrechts nach seinem neuesten Stande unternahm und recht glücklich durchführte.

Es war ein guter Gedanke des Vfs., das deutsche Bergrecht vergleichend neben das französische zu stellen, und so eine Art von Parallelen zwischen beiden zu liefern, welche vor ihm noch nie versucht wurde. Es war selbst bisher nicht einmal in Frankreich ein Compendium des französischen Bergrechts vorhanden. Höchst wichtig ist diese Nebeneinanderstellung für die deutschen Provinzen am Rhein, sowohl preussische als andere, welche sich auf beide Ufer des Flusses ausdehnen, und wo links desselben noch allenthalben das französische Bergrecht gilt, während rechts des Stromes das alte deutsche Bergrecht stets kraftbeständig geblieben ist. Dadurch eignet sich das *Karsten'sche* Werk besonders zur Grundlage bey Vorlesungen auf Universitäten, wie in Bonn und Heidelberg, und wie Rec. vernommen hat, soll auch wirklich schon auf der erstgenannten Universität mehrmals danach gelesen worden seyn. Eine Uebersetzung des Buchs wäre auch für die Franzosen und Belgier wichtig, besonders da in französischer Sprache bis jetzt kein anderes Compendium des deutschen Bergrechts erschienen ist, als das von *Cancrin*, wovon *Blavier* eine Uebersetzung besorgt hat.

Demjenigen, der minder tief in das französische Bergrecht eingedrungen ist, der dasselbe nicht nach den Detail-Festsetzungen der einzelnen Gesetze und Decrete studirt hat, kann es scheinen, als wäre eine Vergleichung des deutschen und französischen Bergrechts nicht recht thunlich, da sie in ihren Grundprincipien völlig und so aus einander gehen, dass man glauben könnte, die Sache selbst wäre in beiden Ländern eine durchaus verschiedene. Das deutsche Bergrecht geht lediglich von der Regalität des Bergbaues aus, während das Gesetzbuch Napoleons in seinem Art. 552 festsetzt, dass der Eigenthümer der Oberfläche zugleich derjenige des Unterirdischen sey. Diese Divergenz im Princip gleicht sich aber in der weiteren Ausführung bedeutend aus; die Gleichheit des Objects und der Art seiner Benutzung hat durch die in der Sache selbst liegende Nothwendigkeit als Folge herbeygeführt, dass bey beiden Nationen sehr viel Analogie in den Festsetzungen über Erwerbung und Benutzung des Bergwerkseigenthums entstehen musste. Die näheren Entwickelungen über diese und andere Hauptmomente treten selbst in einzelnen Fällen so nahe zusammen, dass sie zu einem und demselben positiv-gesetzlichen Resultate führen. Und so wird denn nicht allein eine durch alle Materien des Bergrechts in Deutschland und Frankreich durchzuführende Vergleichung und Parallelisirung möglich und nützlich, sondern sie gewinnt auch daneben noch ein ganz besonderes Interesse. Durch eine solche Gegeneinanderstel-

lung wird man zu Betrachtungen über die Zweckmäſsigkeit und Unzweckmäſsigkeit der Institutionen und Anordnungen beider Nationen in Hinsicht auf das Bergwesen mit vieler Leichtigkeit geführt, und der Vf. unterläſst es auch nicht, durch eigene Reflexionen, welche überall eingestreut sind, eine solche prüfende Vergleichung zu begünstigen. Wenn sich dadurch herausstellt, daſs für den ganzen Complexus des Bergwesens, für sein allgemeines Gedeihen in staatswirthschaftlicher und Privat-Rücksicht, die deutsche Bergwerks-Verfassung im Allgemeinen vor der französischen bey Weitem den Vorzug erhalten muſs, so stellt sich doch auch manches Gute und Löbliche der letzten dar, welches Beachtung verdient. In einer Zeit, in welcher manche Staaten damit umgehen, ihre, allerdings meist veralteten, Bergwerksgesetze zu revidiren und zu reformiren, ist es erfreulich, zu vernehmen, wie der Vf. dazu viele Winke und Rathschläge ertheilt, welche hinlänglich liberal, dem Geiste der Zeit und den Fortschritten der berg- und hüttenmännischen Cultur angemessen, dargestellt sind, und gewiſs vielfältig Beyfall und Eingang finden werden.

Das Geschichtliche der deutschen Bergregalität und ihrer Herkunft hat der Vf. von ganz neuen Seiten aufgefaſst, beleuchtet und dargestellt. Die Entwickelung, „wie das unterirdische Eigenthum, durch Privatverträge, ein Gemeingut für alle Theilnehmer des Vertrages, und der Fürst der Vollstrecker ihres Willens lange vorher gewesen ist, ehe jenes unterirdische Eigenthum als ein Regal an die Fürsten überging, — wie durch einen zufälligen Umstand die Regalität herbeygeführt ward, — und wie es geschehen konnte, daſs sich durch die Regalität des Bergbaues, in der Verwaltung des unterirdischen Eigenthums, gegen die frühere Verfassung gar nichts abänderte“: — die Entwickelung dieser Momente ist als ganz neu und dem Vf. eigenthümlich zu betrachten. Aber diese Verhältnisse sind es auch, welche, wie der Vf. ganz richtig in der Vorrede bemerkt, nur ganz allein Licht über die Bestimmungen der alten Bergwerks-Institutionen verbreiten, und durch welche sich allein der wahre Grund und der häufig sehr zarte Zusammenhang derselben erkennen läſst.

Sonst zeichnet sich das Werk bey sehr groſser Vollständigkeit noch durch sehr gedrängte Kürze aus. Die Casuistik der deutschen Bergwerksgesetze ist, wo es thunlich war, sehr in die Enge gezogen, und auf allgemeinere Grundsätze zurückgeführt worden. Wenn man in dieser Beziehung dasjenige Lehrbuch desselben speciellen Rechts, welches bis dahin als das beste in unserer Literatur bekannt war, nämlich *Hake's* Commentar über das Bergrecht, mit dem Grundrisse von *K.* vergleicht, so gewinnt letzter ein ganz besonderes Relief. Nur der in die Sache selbst klar hinein sehende Techniker war im Stande, einfache Principien aufzustellen, unter welche sich die zahlreichen Fälle der positiven Gesetzgebung unterordnen, während der reine Jurist, dem der technische Gegenstand fremd blieb, sich nur an den Buchstaben der weniger im Geiste als in der Form veralteten Gesetzgebung halten konnte, wodurch unnöthige Wiederholungen und Weitläuftigkeiten hervorgerufen werden muſsten.

Die Bestimmungen des französischen Bergrechts hätten nur hin und wieder noch mehr ausgeführt und schärfer ausgesprochen werden können; auch hätten dieselben manchmal in Bezug auf die Motive, aus denen sie hervorgegangen, und die meist ihre Basis in dem allgemeinen französischen Recht finden, eine nähere Erörterung verdient. Für diesen Zweck hätte Hr. *K.* viel aus den Debatten über die französische Bergwerksgesetzgebung schöpfen können; diese waren aber damals wohl noch nicht gesammelt in seinen Händen, da die *Legislation sur les mines par Locré* auch erst im Jahre 1828 in Paris erschienen ist.

In das Detail des trefflichen Buches näher einzugehen, kann uns hier nicht verstattet seyn; und wenn wir dabey auch auf Einzelnes stoſsen würden, worin unsere Meinung von der des Vfs. abweichen möchte, so würde doch dadurch der Werth und die Brauchbarkeit des *Grundrisses*, an dem wir noch am meisten den zu bescheidenen Titel zu tadeln haben, durchaus nicht beeinträchtiget werden. Wenn wir ihm daher recht viele Leser, auch unter den technischen Bergleuten, vorzugsweise aber unter den Bergrechtskundigen und Staatsmännern, wünschen, und ihn allen diesen recht angelegentlichst empfehlen, so glauben wir mehr nicht zu thun, als das Buch in seiner Nützlichkeit so anzuerkennen, wie es bey jedem unbefangenen Leser desselben von selbst und aus voller Ueberzeugung der Fall seyn wird.

K. H.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZITTAU, b. Taubert: *Geschichte der sächsischen Verfassung*, nebst einer Würdigung des Inhalts der Verfassungsurkunde und einer Betrachtung über das, was zu ihrer Erfüllung theils schon geschehen ist, theils noch geschehen soll. Denkschrift zur Jahresfeier der Uebergabe der sächsischen Verfassungsurkunde an die Landstände, von *Hermann Just*, Jur. utr. Baccal., ordentl. Mitgliede der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz und Ehrenmitgliede der Oberlausitzer wendischen Predigergesellschaft in Leipzig. 1832. VI u. 52 S. 8. (8 gr.)

Die Abhandlung zerfällt in drey Theile: I. *Eine kurze Geschichte der sächsischen Verfassung.* Auch Sachsen hatte ursprünglich Volksversammlungen (*placita provincialia*), bis das Lehnssystem solche verdrängte. Seit dem 11ten Jahrhundert nahmen eine Zahl der Städte an den Berathungen der Landeswohlfahrt Theil, obgleich die Curien der Ritterschaft und Städte getrennt blieben. Der Bauernstand concurrirte zu den von der Ritterschaft und den Städten bewilligten Staatslasten, ohne persönliche Theilnahme an der Bewilligung, wegen seiner Hörigkeit. Die ständische Bewilligung der Steuern war freywillig. Auch an anderen wichtigen Landesangelegenheiten nahmen die Landstände kraft Vertrags und der Landtagsreverse Theil, welche übrigens von den Ministern leicht gewonnen, dem viel bedürfenden Staatshaushalt sehr hohe Steuern

bewilligten. Ohne der Landschaft Rath und Einwilligung versprachen die Fürsten ihr Land nicht zu zergliedern, zu trennen, zu veräussern und zu verpfänden. Manches fügten jedoch die Zeiten, was wider die anerkannten Rechte eingeführt zu seyn schien. Doch will der Vf. keine traurigen Erinnerungen wecken, und behauptet, dass die Verfassung und Verwaltung Sachsens bis zu den letzten französischen Kriegen vor den Verfassungen der meisten deutschen Staaten Vorzüge gehabt habe. Diess sey theils eine Folge der ehrenwerthen Persönlichkeit der sächsischen Fürsten, theils des Festhaltens der Volksvertreter an ihren Rechten gewesen. Das Decret Friedrich Augusts III vom 30 April 1821 liess nach Beendigung jeder Landesversammlung einen kurzen Auszug der Beschlüsse durch den Geheimen Rath bekannt machen. Der 13 Art. der Bundesacte des J. 1815 interessirte Sachsen wenig, da es bereits eine Verfassung hatte, und bey Friedrich Augusts III Regententugenden jede formelle Garantie einer weisen und gerechten Staatsregierung unnöthig schien. Wirklich verbesserte er auch die bestehende Verfassung einigermassen, bis er den 5 Mai 1827 starb. Seitdem genügte die seitherige Verfassung von Tage zu Tage weniger, weil sie sich überlebt hatte. Die Ereignisse der Julinstage des Jahres 1830 in Frankreich wirkten auf Sachsen und auf einen Aufstand wider die Behörden in Leipzig vom 2 bis zum 4 September, worauf ein ähnlicher in Dresden am 9 September folgte. Letzter drang, neben den Beschwerden wider die städtischen Obrigkeiten, auf Abänderung der seitherigen Staatsverfassung. Der König berief nun am 13 September seinen Brudersohn, den Prinzen Friedrich, nach der Verzichtleistung seines Vaters, zum Mitregenten. Die Bürgerschaft der Dresdner Neustadt bat am 13 September um eine allgemeine Verbesserung des Staatslebens. Am 16ten September schlossen sich solcher die Vorsprecher der Dresdner Stadtgemeinde an. Hierauf erklärte sich eine Commission den 18, dass solche beym Wiederzusammentreten der Stände zur Berathung gelangen sollten. Noch gnädiger waren die Worte des Prinz-Regenten an die Deputation der Dresdner Bürger, welche derselbe mit dem Könige am 5ten October wiederholte. Den 1 März 1831 wurden die alten Landstände zusammenberufen, und ihnen der Entwurf einer Verfassungsurkunde mit einer summarischen Uebersicht des Finanzetats übergeben. Die Stände ertheilten ihr Gutachten den 19 Juli, welches schon am 10 August in einem königl. Decret beantwortet wurde. Nach einem ferneren Schriftwechsel wurde am 4 September 1831 der Landtag aufgelöset, und den Ständen die Verfassungsurkunde überliefert. Die besonderen staatsrechtlichen Verhältnisse der Oberlausitz sind noch nicht regulirt. Schon die alten Stände hatten auf eine zeitgemässe Verbesserung der Verfassung angetragen. So wurde der Volkswunsch erfüllt, jedoch die etwas dunkle Verfassung nicht mit dem erwarteten lauten Enthusiasmus aufgenommen, weil das Volk sie weder genügend kennt noch versteht, auch überhaupt von den Vorzügen des constitutionellen Systems keine klaren Begriffe hat. Jeder fühlte manchen Druck der bisherigen Verfassung, und nur diesen wünschte der Egoismus abgeschafft und überhaupt eine Verminderung der Steuern. Uebrigens habe das Volk das lebhafte Zutrauen zu seinen Fürsten, dass die Verfassung redlich vollzogen werden solle. Noch erschien das Wahlgesetz im nämlichen Monat und den 7 und 11 Nov. eine Verordnung wegen der Einrichtung der Ministerialdepartements und des Staatsraths. Eine Verordnung vom 1sten October hob den Unterschied des Examens der adlichen und nicht adlichen Studenten auf. Den 2ten Febr. 1832 erschien die neue Städtcordnung, den 6ten Febr. eine Verbesserung in der Recrutirung, am 20ten Febr. die Ausschreibung des Landtages in diesem Jahre, am 1 März eine Verordnung wegen der Ablösungen und Gemeinheitstheilungen und einer Landrentenbank.

II. *Würdigung des Inhalts der Urkunde der Verfassung*, aus welcher uns der enge Raum nicht alles hervorzuheben erlaubt. Der Vf. hat sehr Recht, hier nur das Gegebene als Wirklichkeit und das Gehoffte nur als eine Chimäre zu betrachten. Zuerst preisst er, dass kein Bestandtheil des Königreichs oder Recht der Krone ohne Zustimmung der Stände auf irgend eine Art verändert werden könne, und dass der Monarch einer Beschränkung der Souverainetät durch äussere Politik nicht ausgesetzt sey. Dieses letzte ist aber ein frommer Wahn; denn die Verfassung soll ja nach den neuesten Bundestagsgesetzen dem höheren Willen der Mehrheit der 17 Bundestagsstimmen kein *Veto* entgegensetzen. Nach bisheriger Praxis gingen die neuesten Gesetze stets aus der Politik der Höfe von Wien und Berlin im Wege der Acclamation, wie in manchen Papstwahlen, hervor. Sehr wahr sind dagegen die Worte S. 29: „Das Volk will Ueberzeugung, dass seine Steuern zu den Bedürfnissen und nicht zum Luxus des Staatshaushalts verwendet werden; mit dieser erlangten Ausgabe bewilligt es eher eine vermehrte Ausgabe, als es ohne diese über eine Ersparniss sich freuet." Die Civilliste ist auf 500,000 Rthlr. bestimmt worden als Entschädigung der den Staatscassen überwiesenen Nutzungen des Domänenguts. Die Verwendung der Steuern nach dem Willen der Landstände ist allerdings ziemlich gesichert und für ausserordentliche Fälle gesorgt worden. Eins der wichtigsten versprochenen Gesetze ist ein neues Abgabenverhältniss; doch dürfte es genug Opposition erfahren von den dann entbehrlichen Beamten und denen, die bey dem künstlichen Steuerwesen sich bisher fast mit Beyträgen verschont sahen. In Ansehung der Superiorität des Bundestages tröstet uns der Vf. mit der Lehre, dass Niemand dem Anderen mehr Rechte abtreten könne, als er selbst hat. Auch Rec. will hierin nicht tiefer eindringen. Dass alle Gerichtshöfe ihren Entscheidungen die Gründe beyfügen, gehörte wohl kaum in die Verfassung, wobey der *Juris. utr. Baccalaureus* den sächsischen Spruchcollegien und Richtern das Compliment der ihnen beywohnenden Gerechtigkeit macht, und künftig eine kürzere Justizpflege hofft, da die bisherige Langsamkeit ein schrecklicher Justizdruck war. Niemand soll nach §. 48 den ordentlichen Richtern entzogen werden, und doch verurtheilte die Meuterer im Sept. 1831 in Leipzig, nicht das Criminalgericht, sondern eine Commission; aber es hält

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Nürnberg, in der Zeh'schen Buchhandlung: *Die Erhebung des geistlichen Standes zu Würde und Wirksamkeit, als Hauptbedingung zur Ruhe und Sitte in den Völkern*, von dem Vf. der Divinität u. s. w., Dr. *J. B. Graser*, kön. baierischem Regierungs- und Kreisschul-Rathe. 1831. IV u. 171 S. 8. (20 gr.)

Es ist eine höchst auffallende, schreyende Thatsache, dass die Achtung und der Einfluss des geistlichen Standes in den letzten Jahrzehnten fortwährend herabgegangen, und namentlich in einigen Ländern, an dem Gradmesser des öffentlichen Lebens, fast bis auf den Gefrierpunct gesunken ist. Mögen auch einzelne durch ausgezeichnete persönliche Eigenschaften, Gelehrsamkeit, höhere Lebensbildung, Rednergaben, Reichthum, Familien-Verbindungen, sich noch eine bessere Stellung bewahrt haben, so ist es doch nur die Gunst des Schicksals, welche den Einzelnen beglückte, der Stand im Ganzen, und als solcher, hat sich derselben nicht zu erfreuen. Dass diess früher nicht so war, darf man als Erfahrungssache voraussetzen; aber woher es gekommen, das ist jetzt die Frage, da von deren Beantwortung es abhängt, wie dem Uebel, in sofern es als solches erkannt wird, Einhalt zu thun sey. Die Ursachen der betrübenden Erscheinung können theils in dem geistlichen Stande selbst liegen, theils ausser ihm. Die Mehrsten sind gar sehr geneigt, alle Schuld dem Stande selbst aufzubürden, und sie in dessen wissenschaftlichen und sittlichen Mängeln zu suchen. Aber gewiss mit grosem Unrechte; denn, wenn auch zugegeben werden muss, dass die Geistlichen an den Krankheiten der Zeit, der Irreligiosität, der Vergnügungssucht und dergl. ihren Antheil genommen haben; wenn nicht geleugnet werden kann, dass sie die einseitige Verstandes-Cultur, mit Zurückstellung der Herzenserhebung, vorzüglich förderten, und so das Wesen der Religion — Herzlichkeit — untergruben: so ist es doch auf der anderen Seite ganz gewiss, dass unsere jetzt lebende Geistlichkeit ihren Vorfahren an Wissenschaft weit überlegen ist, und an wahrer Sittlichkeit und Lebensbildung nicht nachsteht. Aber es haben gar viele und ganz andere Ursachen mitgewirkt, warum der geistliche Stand verlieren musste, welche theils schon seit der Reformation, obgleich es anfänglich weniger bemerkbar war, Einfluss übten, theils seit den letzten funfzig Jahren erst rechte Wirksamkeit gewannen. Als in der Reformation die römischen Priester, ihrer Glorie beraubt, in auffälliger Blösse den Augen des Volks dargestellt wurden, blieb ihnen doch noch zweyerley, wodurch sie sich in Ansehn erhalten, ja sogar neues gewinnen konnten, nämlich die Unabhängigkeit von der Civilgewalt und das reiche Kirchengut; beides aber wurde den protestantischen Geistlichen entrissen. Eigener Obern beraubt, unterwarf man die Kirche der Staatsgewalt, und statt, dass sie sonst selbst eine gewisse Herrschaft übte, ihre eigene Jurisdiction, — einen geistlichen Arm — hatte, wurde sie nun beherrscht, und ihre Diener wurden, ohne bürgerlichen Rang, ohne Einfluss auf anderer Menschen Wohl und Weh, den höheren und sogar den niederen Staatsdienern unterworfen, ja, nachdem man das Kirchengut zum Staatsgut gemacht hatte, grösseren Theils so ärmlich ausgestattet, dass Armuth und Dürftigkeit, wenn auch nicht als nothwendige, doch als ganz gewöhnliche Prädicate der Geistlichen erschienen. Dazu kam, dass in der Reformation die höheren geistlichen Würden, um welche selbst Fürsten und andere Grose der Erde sich bewarben, die aber doch auch zuweilen dem aufstrebenden Talent und Verdienst zufielen, eingingen, und die Protestanten keinen Papst, Cardinäle, Erz- und andere Bischöfe, Prälaten und Aebte, sondern nur einfache Pfarrer noch hatten, so dass nicht mehr die Vornehmen und Reichen, sondern nur die Armen und Niedrigen sich einem Stande widmeten, welcher von allem, was die Welt begehrt, fast nichts gewährte. Doch hielt sich der geistliche Stand, auch unter den Protestanten, noch immer, so lange der fromme Glaube in ihnen Vermittler zwischen der Erde und dem Himmel sah; in ihrer Belehrung Gottes Wort, in ihren Gebeten und Segnungen eine höhere Wirksamkeit anerkannte; als aber dieser Glaube für Aberglaube erklärt, ja der ganze äussere Gottesdienst, den sie verwalteten, von vielen für überflüssig, und die gesammte Religiosität nur für einen Kapzaum des Pöbels gehalten wurde, da musste — mit der Kunst die Künstler — auch der geistliche Stand um so gewisser sinken, als gleichzeitig die fromme Scheu schwand, welche bis dahin die un-

sehr schwer, im unconstitutionellen Dienste grau gewordene Beamte durch den Zügel der Verfassung Spur halten zu lassen, sowohl in der Justiz als in der Verwaltung. Die §. 48 abgeschaffte allgemeine Güterconfiscation ist theoretisch weise; aber gerade die reicheren Mitbürger sind gemeiniglich heimliche und mitunter öffentliche Feinde der Verfassungen. In absoluten Staatsverfassungen bedrohet dieser Neronismus die Menschheit nicht mehr; die sächsische Verfassung hat jedoch das Eigenthümliche, alles, was in anderen Verfassungen oberflächlich schimmert, als Vorzug glänzen zu lassen. Der sechste Abschnitt, die Kirchen, Unterrichtsanstalten und milden Stiftungen betreffend, ist ganz aus den Wünschen und Bedürfnissen des protestantischen Theils der Unterthanen geschöpft. Der siebente Abschnitt befriedigt den Vf. ganz, mit der Beybehaltung der Kreisverfassung in den alten Erblanden und der Landschaft der Oberlausitz. Die Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen §. 135 hebt der Vf. mit einiger Uebertreibung der freylich unverkennbaren Vorzüglichkeit hervor. Freylich mögen nur die städtischen und 10 Ritterschafts-Deputirte für die Oeffentlichkeit der Verhandlungen beider Kammern und den Druck ihrer Protocolle gestimmt haben; indess bewilligte solche dennoch die Regierung, die hierin den Volkswunsch und die öffentliche Meinung ehrte. Der Artikel der Gewähr der Verfassung ist der vollkommenste Theil und sehr individuell für Sachsen angepasst. Der Vf. scheint übrigens die Kritik der Verfassung in Heft 1 und 4 des *Müllerschen* Archivs der Gesetzgebung nicht gekannt zu haben, die nicht so sehr das Schimmernde, als einige Mängel der Verfassung mit Anerkennung aller Schwierigkeit eines besseren Zustandes, hervorheben. Die sächsische Verfassung ist am unvollkommensten im Panorama der Verwaltung.

III. *Was ist schon zur Erfüllung der Verfassung geschehen?* Wenn eine freywillige Vereinigung der Ablösung bisher selten Stand fand, so muss uns das nicht wundern; denn das Gesetz ist in seiner Anwendung gar dunkel und das Resultat nur einem Rechner übersehbar. Rec. glaubt, dass man nicht im übeln Willen der pflichtigen Landleute, sondern in der schwierigen Berechnung des Gesetzes die bisher noch seltene Auseinandersetzung sich erklären muss. Drückend waren die Bande der Erbhörigkeit, aber Holsteins Beyspiel beweiset, dass in einer Generation alle Spur der Ungleichheit der gewesenen Leibeigenen mit den Freygebornen verschwinden kann. Auch die Städteordnung ist nur eine Brücke zum Besseren. Von dem statistischen Verein erwartet der Vf. wohl zu viel, obgleich ein Staatsminister darin vorsitzt, und eben so vom §. 35 unter der Disciplin neuer Bundestagsbeschlüsse. Erst ein thätiger Landtag kann die neue Verfassung bey aller Ungunst dieser Verwaltungsform in einigen grösseren Staaten ins Leben führen. Wichtig ist der Zollverband und die Handelsfreyheit, aber am wichtigsten ein weises allgemeines Ackerbaugesetz, das die Industrie zur Verbesserung des Bodens und des Klimas leitet. Möge die von den grösseren Staaten so gefürchtete freye Presse, Censur u. s. w. eben wegen jener leidigen Furcht der absoluten Regierung fürs Erste in den Hintergrund gestellt werden! Erst gründe man den materiellen Wohlstand, in dessen Durchführung uns keine Inspection einer Bundestagscommission bedrohet, und weiche in der Beobachtung dieser Klugheit zunächst dem Trotze des Absolutismus und seinen drohenden Schlägen aus. — Ein Muster anderer Staaten war Sachsens Gesetzgebung vielleicht niemals. Eine innere bessere Socialgestaltung überlässt uns der Bundestag gerne. Möchte diese vor allen Dingen die Regierung und die Patrioten des Landtages beschäftigen!

X.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Rein: *Die bunten Abentheuer Hadschi Baba's von Ispahan*, von *Jakob Morin*. Aus dem Englischen. Zweyte Ausgabe. Mit einem Vorworte und erläuternden Anmerkungen von *Wilhelm Adolph Lindau*. 1ter Theil. 384 S. 2ter Theil. 392 S. 3ter Theil. 421 S. 1827. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ein des Landes und der persischen Sitten kundiger geistreicher Engländer lehrt uns, durch die sinnreich zusammengestellten Abentheuer eines asiatischen Gil Blas, Persien besser kennen, als es vielleicht durch eine gründliche und gelehrte Reisebeschreibung des Vfs. hätte geschehen können; denn gar Mancher mag sich bloss spielend belehren. Unser Abentheurer ist nach einander Barbier, Sclave, später College der räuberischen Turkomannen, Tabaksverkäufer, Gehülfe eines Arztes, eines Mollahs, wahrsagender und erzählender Derwisch, Unterlieutenant des Oberscharfrichters, endlich Gesandschaftssecretär; nie lässt er den Muth sinken, nie fehlt es ihm an Auswegen. Von laxer Moral, und die Gunst des Augenblicks stets benutzend, erlebt er der lustigen Abentheuer, der verdriesslichen und drolligen Verlegenheiten mancherley, in reicher Abwechselung. Selbst über die bedenklichen breitet er den Schleier der sittlichen Grazie; man kann dem angenehmen Taugenichts nicht schmollen, und auch die züchtigste Dame wird sich nicht an ihm ärgern.

Trotz des heiteren Tons, in dem das Buch gehalten ist hat es doch eine sehr ernste, ja trübe Seite. Mit dem wahresten, gewiss nicht übertriebenen Colorit ist die Versunkenheit des persischen Volks, die niedrige Stufe der Gesittung, auf der die Bekenner des muhamedanischen Glaubens, eben durch diesen, festgebannt sind, dargestellt. Eine Erhebung aus dem trost- und rettungslosen geistigen Elend ist kaum denkbar, und was man von Völkern von keinen oder den verderblichsten Grundsätzen, denen nichts ehrwürdig ist, als Vorurtheile, zu erwarten habe, ist eine Frage, deren Beantwortung gar wohl zu bedenken ist.

Von der Uebersetzung und den Anmerkungen braucht bloss der Name des Vfs., *Lindau*, genannt zu werden, um für ihre Güte zu beweisen.

n.

heiligen Hände abgehalten hatte, die Kirche und ihre Rechte anzutasten. Dieser Zeitpunct trat besonders nach Eintritt des jetzigen Jahrhunderts in Wirksamkeit, und es verging kein Jahr, in welchem nicht fortgesetzt dahin gewirkt, und etwas erlangt worden wäre, was den geistlichen Stand niederdrücken musste. Man fing damit an, die Nützlichkeit des Predigtamts zu bezweifeln, man meinte ihnen mehr Geschäfte zuweisen zu müssen; da erfand man das hochbelobte Berichts- und Tabellen-Wesen, auf welchem bekanntlich jetzt das Heil der Welt beruht, da wollte man den Pfarrer zum Volksarzt, zum Polizeybeamten machen, da sollte er Landwirthschaftspredigten halten, und den Schulunterricht mit übernehmen. Dagegen hob man alle geistliche Gerichtsbarkeit auf, raubte den Predigern das privilegirte Forum, nahm ihre Immunitäten hinweg; entzog ihnen die Aufsicht über das Kirchengut, welche sie wenigstens mit anderen Personen theilen mussten; ordnete nicht nur neue geistliche Visitationen im Kirchen- und Schul-Wesen an, sondern unterwarf sie auch vielfacher weltlicher Controle; milderte die Kirchendisciplinar- und Sabbaths-Gesetze, und endlich empörte sich auch in neuester Zeit der Schullehrerstand, oder doch einige Stimmführer desselben, gegen die Aufsicht der Geistlichen — und so vereinigte sich Alles, den Rest von Ansehn und Einfluss zu vernichten, welchen die Vorzeit noch gelassen hatte. Von der fühlbarsten Einwirkung war der langjährige Krieg, wo eine ganze Generation, und in ihr gerade der Kern und die Blüthe der Nation, in ununterbrochenen Feldzügen der Religion entfremdet wurde, und somit die Achtung gegen deren Diener zugleich verlor. Hiezu kam aber doch endlich noch der eben so gefährliche innere Krieg, wo die theologischen Meinungskämpfe, welche zwischen Rationalisten, Supernaturalisten und Mystikern obwalten, in offene Feindseligkeit ausgeartet, die Persönlichkeit nicht mehr schonten, und schonungslos vor das Volk brachten, was nur für die Esoteriker von Bedeutung war.

Erkennen wir aber in den angegebenen Verhältnissen und Erscheinungen der Zeit die wahren Ursachen des Verfalls des geistlichen Standes, so können wir auch nicht ableugnen, dass die Staaten- und Volks-Führer selbst einen grossen Theil der Schuld tragen, welche sie selbst in neuerer Zeit haben büssen müssen; nämlich die Aufregung unter den Völkern und die Unsittlichkeit derselben, welcher die geistliche Wirksamkeit nicht mehr gewachsen ist. Ist es nämlich wahr, dass der Geist die Welt regiert, so liegt es am Tage, dass alle Militär- und Polizey-Anstalten nicht hinreichen können, die Welt zu beruhigen, wenn nicht der Geist durch sittliche Beweggründe die Haltung gewinnt, die man begehrt. Hierin liegt die politische Bedeutsamkeit des Lehramtes. Die lebendige Stimme des Predigers, immer und immer wiederholt, gleicht dem Tropfen, der im wiederholten Fallen endlich den Stein aushöhlt. Ist diese Stimme noch dazu die Stimme eines geachteten Mannes, so gewinnt sie unendlich an Kraft; ist sie die Stimme eines Gottgesandten an die Menschen, so ist sie unwiderstehlich. Darum ist, so grosse Mühe sich auch die Welt gegeben hat, allen Einfluss des Predigtamts zu vernichten, dieses doch nicht ganz möglich gewesen, und dem scharfen Beobachter wird es nicht entgehen, dass die beschwichtigende Stimme der Kirche ein nicht geringes Verdienst dabey hatte, wenn die deutschen Völker dem Aufruhr entsagten, dass aber, wenn die Volksredner je der Partey der Bewegung dienen sollten, gewiss die unter der Asche glimmenden Funken sehr leicht zur hellen Flamme würden angeblasen werden können. Darum nun ist es unbegreiflich, wie man von Seiten der Regierungen hat zugeben, ja selbst mitwirken können, dass der geistliche Stand so herabgedrückt worden ist, wie es jetzt am Tage liegt, indem sie sich selbst dadurch des kräftigsten Alliirten beraubt, und die Kraft des Worts — das jetzt mächtiger als je ist — so ganz verkannt haben.

Doch scheint man auch, wenigstens hie und da, den Missgriff zu fühlen, welchen man gethan hat, und namentlich hat der erste protestantische Staat, und dessen höchstachtungswerther König, in neuester Zeit bedeutende Schritte gethan, die Fehler früherer Zeit auszugleichen. Nicht nur, dass man dort durch zeitgemässe Anordnungen und erfolgreiches Beyspiel die Kirchlichkeit zu heben suchte, auch den geistlichen Stand hat man durch bessere Besoldungen, durch Versorgung seiner Wittwen, durch Herstellung mehrerer höheren geistlichen Würden, und durch angemessene Rangertheilung an die niedere Geistlichkeit, sowie durch eine Menge Ehrenauszeichnungen an Einzelne dieses Standes, kräftig emporzuheben sich bemüht. Wenn auch dieses Beyspiel auf die anderen deutschen Staaten wenig, auf mehrere gar nicht gewirkt zu haben scheint, so ist doch gewiss selten Jemand so verblendet, dass er nicht die Nothwendigkeit einsehen sollte, dass für diesen bisher so vernachlässigten Stand endlich einmal etwas geschehen müsse.

Diess ist nun besonders der Aufruf, welchen unser würdiger Vf. an Fürsten und Völker erschallen lässt. Hr. *G.*, welcher schon in seiner „Divinität, das einzige Princip wahrer Menschenerziehung", darauf hingewiesen hat, dass *einzig in der Religiosität das Heil der Menschen zu finden*, diese daher der einzig richtige Erziehungszweck sey, zeigt in der vorliegenden Schrift wahr und klar, dass es in der Welt nur dann besser werden könne, wenn das Christenthum wieder in die gebührende Wirksamkeit eintrete, diese aber nur dann zu erwarten sey, wenn der geistliche Stand die nöthige Achtung und den gehörigen Einfluss erlange. Was hiezu dieser Stand selbst beyzutragen, und was dagegen auch die Welt zu beobachten habe, das ist der Inhalt des vorliegenden Buchs. Zwar bezieht sich diese Schrift eines katholischen Vfs. zunächst auf seine Kirche, aber bey Weitem das Meiste leidet auch auf die unsere um so mehr volle Anwendung, als der Vf. überhaupt den Confessionsunterschied kaum erkennen lässt.

Nächst einer Einleitung (S. 1—11), in welcher er das Bedürfnis und die hohe Bedeutsamkeit des geistlichen Standes darthut und sodann beklagt, dass, vorzüglich durch die Schuld der gelehrten Laien, das Ansehen desselben so sehr verfallen sey, handelt er in fünf Abschnitten 1) von dem hohen Charakter des geistlichen Standes; 2) von den Bedingungen des Ansehens und der Wirksamkeit; 3) den Ursachen des Mangels an tüchtigen und würdigen Gliedern, und giebt 4) Vorschläge zur Beseitigung der Hindernisse, und endlich 5) zur zweckmäsigen Bildung des Standes.

Die Erhabenheit und Wichtigkeit des geistlichen Standes findet der Vf. (S. 12) schon in den allgemeinen Principien der Vernunft; denn so wie das geistige Leben über das physische gehe, so müsse der Stand, welchem die Geistescultur anvertraut sey, höher stehen, als die, welche sich mit der Sorge für das physische Wohlseyn befassen. Diess steigere sich aber im Christenthume, wo die Geistlichen als Gesandte Christi auftreten, der sie berufen habe mit den Worten: „Wie mich mein Vater gesendet hat, so sende ich euch." Durch solchen Auftrag empfing der geistliche Stand 1) das *Lehramt*, wobey gefragt wird, *was* und *wie* er lehren soll; und 2) *das Amt der Jugenderziehung*, 3) *das Amt der Leitung des öffentlichen Gottesdienstes.* Die Bedingungen (S. 31), unter welchen er diesem dreyfachen Auftrage genügen und wirksam seyn kann, sind 1) *öffentliche Achtung der Standesglieder*, 2) *geziemender Unterhalt* und 3) *hinreichende Verwendung.* Soll der Geistliche wirksam seyn, so muss, da diese Wirksamkeit und sein Einfluss gröſstentheils von der Achtung abhängt, die er bey den Gemeindegliedern hat, ihm diese bestens bewahrt bleiben, und weltliche Beamte dürfen weder im Range ihm vorgehen, noch ihn mit feindseligen und eifersüchtigen Gesinnungen, wie leider oft geschieht, verfolgen wollen. Diese erste Bedingung der Wirksamkeit tritt in unserer Kirche nur in einem um so viel höheren Grade ein, als sie bisher ganz unerfüllt geblieben. Nicht nur, dass die grosse Zahl der Geistlichen im Range weit unter den weltlichen Unter- und Mittelbeamten, und nur wenige geistliche Räthe den sehr zahlreichen weltlichen Räthen gleich, aber immer noch tief unter den vielen Präsidenten, geheimen Räthen, Directoren, Ministern, Stabsofficieren, hohen Hofbeamten u. s. w. stehen, und kein einziger der weltlichen Hoheit, die über dem Ganzen schwebt, so, wie in der römischen Kirche, sich gleichstellen darf, so hat auch die gesammte Geistlichkeit in ihrer Stellung so wenig Ermunterndes, und entbehrt aller äusserlichen Auszeichnungen so sehr, dass die Söhne der Reichen und Gebildeten überall einen Stand verschmähen, der nichts bietet, was die Welt sucht, wodurch nun aber der Stand selbst, der nur aus den Armen und Niederen im Volke sich ergänzt, aufs Neue leidet, indem ihm, wenn er auch an Gelehrsamkeit und Pflichteifer reich ist, doch die feinere Umgangssitte und Lebensbildung fehlt, die zum Umgange mit der höher gestellten Welt unentbehrlich ist. Nicht minder wichtig ist die zweyte Bedingung der Wirksamkeit, welche der Vf. (S. 35) ausführt, indem er *zum genügenden Unterhalt* begehrt, dass dem Geistlichen ein sorgenfreyes, anständiges und würdevolles Leben gesichert seyn müsse, ohne dass er seinen Unterhalt aus einzelnen Darbringungen der Gemeinden, aus Beichtgeld u. a. Accidenzien zu ziehen habe. Der Geistliche hat (S. 38) mehr geistige Bedürfnisse zu befriedigen als der weltliche, und doch stehen die weltlichen Beamten, selbst die niedrigsten, weit höher; denn selbst die 600 fl., welche die baierische Regierung als Minimum einer Pfarrey bestimmt hat, werden bey vielen nicht erreicht. — Alles wie bey uns. Ein Geistlicher steht rücksichtlich seiner Besoldung oft weit unter dem Cancellisten, Actuar, Einnehmer u. d. gl. Natürlich stellt die öffentliche Meinung die besser Besoldeten auch höher, zumal da diese nie von schimpflichen Accidenzien abhangen. Der grössten Beherzigung werth ist auch, was unser Vf. S. 41 ff. von *der hinreichenden Verwendung*, d. h. der Anstellung und Benutzung der Geistlichen, sagt. Er findet nämlich höchst pflichtvergessen, wenn man die Christenheit nicht mit hinreichenden Geistlichen versorgt, und theils durch Einpfarren oft weit entfernter Einwohner anderer Orte in eine andere Kirche, oder durch Einziehung von Pfarrstellen, oder durch lange Leerlassung derselben und Vicariatsbestellungen den Gemeinden den Wahn aufdringt: „der Gottesdienst und die Geistlichen müssen eben nicht so nothwendig seyn, sonst sorgte man in dieser Beziehung besser für uns." Man weiss, dass auch diese Klage in vielen protestantischen Staaten ihren Wiederhall findet; und mit grösserem Rechte noch, als jenseits, könnte die evangelische Kirche ihren dessfalsigen Bedarf vom Staate erwarten, da dieser früher das Kirchengut an sich genommen hat.

Sehr gerecht sind aber auch die Foderungen, welche der Vf. (S. 49 ff.) an die Geistlichen macht, indem er *Wissenschaft*, *Tugend* und *ästhetische Bildung* von ihnen in höherem Grade begehrt, als sie von denen gefodert werden können, denen sie als Lehrer und Muster vorstehen sollen; welche Vorschrift er durch Hinweisung auf die classische Stelle Pauli 1 Tim. 3, 2 ff. erläutert, und welcher er, als eine besonders für unsere Zeit wichtige Foderung, noch „*Treue gegen den Staat*" (S. 56) hinzufügt. — S. 57 kommt der Vf. auf die dritte Betrachtung, *über die Ursachen des Mangels von tüchtigen und würdigen Standes-Candidaten.* Die Klage über Mangel an Candidaten überhaupt findet jedoch in der protestantischen Kirche keinesweges so, wie in der katholischen, Statt, vorzüglich wohl desswegen, weil bey uns der Stand sich durch sich selbst ergänzt, indem doch eine nicht geringe Zahl geistlicher Kinder wieder in den Stand des Vaters treten, auch eine Menge anderer, besonders Schullehrer-Söhne, sich dieses Eldorado wählen. Wenn daher die mit Scharfsinn und mit geschichtlichen Belegen entwickelten Gründe, warum in der katholischen Kirche es an Candidaten fehlen muss, bey uns nicht ganz passen, so trifft doch gar Vieles von dem, was der Vf. sagt, auch bey uns in fo-

fern zu, daſs durch ähnliche Gründe bewogen, zwar nicht die Jugend im Allgemeinen, aber doch die Söhne der reicheren und gebildeteren Familien von dem geistlichen Stande sich zurück, und für denselben sich für zu gut halten. Diese Gründe sind nämlich, wie sie S. 97 zusammengefaſst sind: 1) die vorgeschrittene Bildung der Welt, 2) die Geringschätzung des geistlichen Standes, 3) der zu stark gewordene Freyheitssinn, und 4) die zu früh entwickelte Sinnlichkeit. Wie dem nun zu begegnen, zeigt er in der 4ten Betrachtung: *über die Vorschläge zur Beseitigung der Hindernisse.* Hier zeigt er (S. 102 ff.), was von der geistlichen, und was von der weltlichen Regierung geschehen könne und solle. Von der geistlichen Regierung erwartet er: a) *höhere Bildung der Geistlichen.* Er meint nicht nur die wissenschaftliche Bildung, sondern insbesondere die ästhetische und praktische, die mehr fehlt als jene. b) *Beseitigung des die Zuneigung unterdrückenden Hindernisses.* Er meint das strenge Cölibatgebot in seiner Kirche, welches er *bedingt* aufgelöst wissen will, jedoch so, daſs er protestantischen Lesern nicht genügen wird. Von Seiten der weltlichen Regierung erwartet der Vf. (S. 126 ff.): a) *Bestimmung des Ranges der Geistlichen im Staate;* es soll der Pfarrer mit dem Beamten (Amtmann) auf gleicher Linie stehen, und der Geistliche soll nie einem ihm gleichgestellten weltlichen Beamten (der Pfarrer nie dem Amtmann) untergeordnet werden, und Befehle von Obern nie durch ihn, sondern unmittelbar von der höheren Stelle empfangen. Auch dürfen solche Beamte nie Commissionen von Obern über die Pfarrer erhalten. In gemeinschaftlichen Geschäften kann nur das Dienstalter den Vorsitz bestimmen. So viel wir wissen, ist diese Foderung in mehreren protestantischen Ländern schon erfüllt, wogegen in anderen sogar die Superintendenten dem Beamten, wenn dieser länger im Amte ist, im Range nachstehen müssen. b) *Sorge für dessen Nahrungsstand.* Der Gehalt eines Pfarrers sollte, nach unserem Vf. S. 132, nie unter 700 fl. seyn (denn selbst der Landgerichtsassessor, der doch nach obiger Annahme einen Grad tiefer im Range steht, habe 600 fl. Fixum, und könne noch 200 fl. Accidenzien erwerben, so daſs er 800 fl. Einnahme habe), wobey der höhere Bedarf des Geistlichen immer noch nicht berücksichtigt ist. Es müssen aber die Meſsgelder, die Beicht - und Communion - Gelder und die Stolgebühren für Kindtaufen, Hochzeiten und Leichen aufhören. Hat der Pfarrer einen Caplan, so muſs natürlich die Einnahme für diesen nicht nur besonders, und mindestens mit 200 fl. auſser der freyen Station bestehen, sondern auch, rücksichtlich der zu leistenden Verpflegung, die Einnahme des Pfarrers höher steigen. Dieses Verhältniſs findet bey uns nur da Statt, wo Collaboratoren oder Vicarien angestellt werden, für welche gewöhnlich leider gar nichts geschieht, als was der Pfarrer selbst aus seinen oft spärlichen Einkünften leisten muſs. Zum Behuf der Besserstellung der Geistlichen verlangt unser Vf. nicht nur, daſs die geistlichen Güter von Steuern freygelassen werden, sondern auch, daſs der Staat das Fehlende zuschieſse. Dabey findet er es mit Recht höchst bedenklich, das Deficit durch Abzüge von reich dotirten Pfarreyen zu decken, da solche überhaupt selten seyen, und als Reiz- und Belohnungs - Mittel für Ausgezeichnete erhalten werden müſsten; dagegen dürfte der Vorschlag der Einziehung sogenannter Meſsstipendien und deren Ueberweisung an die dienstthuenden Seelsorger zu erwägen seyn. — Auch zur Unterstützung und Versorgung emeritirter und dienstunfähiger Geistlichen will der wohlmeinende Vf. (S. 142) Anstalten hergestellt und eingerichtet wissen, wozu er die Mittel besonders in den Klöstern findet.

Endlich enthält der 5te und letzte Abschnitt eine Betrachtung: *über die zweckmäſsige Bildung der Geistlichen.* Hier führt der Vf. mehr aus, was er oben nur andeutete, daſs die Bildung nicht nur auf die Wissenschaft, sondern auch auf Leben und Amtsführung sich erstrecken müsse. Er erwartet die rechte Bildung (S. 149) vorzüglich von den *Seminarien*, in welchen er nicht mehr die Zeit auf Repetition der Dogmatik, Exegetik, Moral, Kirchengeschichte, sondern auf Philosophie, Aesthetik, Liturgik, Pastoral, Pädagogik verwendet wissen will. Rücksichtlich der moralischen Bildung verbreitet er sich (S. 151 ff.) über die nöthige Disciplin, und giebt mancherley Regeln, die, wenn sie auch zunächst für die katholische Kirche berechnet sind, doch auch auf unsere eine mehrfache Anwendung leiden.

In einem Schluſsworte (S. 166) wiederholt er noch, daſs eine solche Erhebung des geistlichen Standes zur Beruhigung der aufgeregten Völker nothwendig sey, und widerlegt die Einwürfe, die man machen könnte; alles so, daſs man mit Achtung gegen ihn erfüllt wird. Der Vf. ist bekanntlich kein Geistlicher, aber ein Mann, welcher sich in mannichfaltigen Verhältnissen im Leben für das Leben ausgebildet hat, und jetzt im Erziehungsfache rühmlichst bethätigt ist. Ein solches Zeugniſs dünkt uns hoher Bedeutung voll. Möchten doch auch unsere Kirche und die protestantischen Staaten einen solchen menschenfreundlichen Aufruf, und eine solche Mahnung zu dem, was Noth ist, nicht unbeachtet lassen!

S. W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1832.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Greiz, b. Henning: *Theodulia. Jahrbuch für häusliche Erbauung auf* 1830. Mit Beyträgen von Ackermann, Alberti, Engel, von Fouqué, Girardet, Gittermann, Grumbach, H. Hoffmann, Hundeiker, Kochen, Köthe, Leo, Münchner, Oesfeld, Schorch, Schwabe, Trautschold, Weicker und Anderen herausgegeben von D. *C. B. Meiſsner*, D. *G. Schmidt, E. Hoffmann. Vierter Jahrgang.* Mit vier Musikblättern (und einem Titelkupfer, Bethanien vorstellend). XVI und 324 S. kl. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Für 1831. *Fünfter Jahrgang.* Mit vier Musikblättern (und einem Titelkupfer, den Bach Kidron vorstellend). XIV u. 332 S. kl. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Auf 1832. *Sechster Jahrgang.* Mit vier Musikblättern (und einem Titelkupfer, die Quelle Siloah vorstellend). XVI u. 296 S. kl. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Auf 1833. *Siebenter Jahrgang.* Mit vier Musikblättern (und einem Titelkupfer, das Thal Josaphat vorstellend). XVI und 320 S. kl. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Ein so ausgezeichnetes Andachtsbuch, wie das vorliegende, dessen ungestörter Fortgang den mit Recht gewonnenen Beyfall bestätiget, bedarf nicht einer jährlich wiederkehrenden Empfehlung. Indem wir daher hier vier Jahrgänge in Eine Anzeige zusammenfassen, genügt es zu bemerken, daſs das Lob, mit welchem wir die ersten Jahrgänge eingeführt haben (Jen. A. L. Z. 1828. No. 214. Erg. Bl. 1828. No. 89), auch diesen Fortsetzungen gebührt. Im Ganzen ist die Ordnung und die Eintheilung in diesen Büchern dieselbe geblieben; nur um in die Form mehr Mannichfaltigkeit zu bringen, sind verschiedene Ueberschriften für die einzelnen Theile jedes Jahrganges gewählt worden. Der Inhalt des 4ten Jahrganges: „*Der Himmel; die Erde; die zukünftige Welt*", soll, wie der Vorredner sagt, an die Anordnung des grossen Weltgedichtes des unsterblichen Dante erinnern; und wenn man auch nicht immer den Grund einer solchen Vertheilung der einzelnen Stücke unter jene Rubriken einsieht; wenn man z. B. nicht wohl begreift, warum der *Adventsgruſs* (S. 20), das *Weihnachtsfest* (S. 21), die *Kindertaufe* (S. 31) dem *Himmel* zugetheilt worden, während sich das *Tauflied* (S. 125), der *Sonntag* (S. 146), *des Dulders Neujahrsnacht* (S. 154) und andere Aufsätze mit der *Erde* begnügen müssen: so kommt doch darauf im Ganzen wenig an, wenn die prosaischen und poetischen Gaben, welche auch hier wieder wechseln, nur sonst den Zweck religiöser Erbauung erreichen. Und dieſs kann man allerdings den meisten nachrühmen. Viele Betrachtungen sind ideenreich, ermunternd, erquickend; in manchen Gesängen (wie namentlich in dem *Abendgebete* aus dem Nachlasse der Hofräthin *Geiſsler* in Gotha S. 144) ergieſsen sich fromme Empfindungen in erhebender Dichtersprache. Nur hie und da dämmert die frömmelnde Mystik, und versteckt ihre unklaren Ideen hinter biblische Bilder und Aussprüche, welche, nackt hingestellt, heut zu Tage nicht mehr wahre Erbauung befördern. Was soll man z. B. mit dem *Charfreytagssprüchlein* von *Fouqué* (S. 51) anfangen, welches so lautet:

„Drück mir, o Herr, dein Kreuz tief, tief ins Herz herein,
So dämmert draus empor der Freude Morgenschein,
So blüh' ich, wenn dereinst mein müder Leib zerfällt,
Gleich der Passionsblum' auf im ew'gen Gartenfeld."

Glaubt man nicht, die Verse seyen aus *Schmolke's* oder eines ähnlichen Verfassers Gebetbuche entlehnt? Wozu das Lied (*am Michaelisfeste* von *Köthe*, S. 94) von

„der heilgen Engel Kreis,
Die vor Gottes Angesichte
Steh'n entzückt im Lob und Preis,
Entbunden von Sorgen, von Schmerzen und Bangen,
Vom Arme der ewigen Liebe umfangen" u. s. w.

oder die in Verse gebrachten crassen Ideen von der *Auferstehung* der Leiber von demselben Vf. (S. 321)? — Den würdigen Herausgeber, Hn. D. *Meiſsner*, dessen Talente und Verdienste wir hochachten, und dessen Aufsätze durch den ächt religiösen Sinn, welcher in ihnen herrscht, anziehen, können wir von einem fast übertriebenen Hange zu künstlicher, oft verkünstelter Rede, auch bey diesen Jahrgängen nicht frey sprechen.

Der *fünfte* Jahrgang vertheilt seinen Inhalt unter drey etwas mystisch klingende Ueberschriften: „*Das Leben in seinem seligen Ursprunge; das Leben in seinem seligen Dahinströmen; das Leben in seiner Rückkehr zum seligen Urquell.*" Unter denen, welche Beyträge geliefert haben, werden von jetzt an auch *Lutz, Oesfeld, Lina Reinhardt, Schott, E.* und *J. Schuderoff* auf dem Titel genannt; einige der früheren Mitarbeiter sind abgetreten. *Fouqué* liefert wieder Schmolkische Poesie, z. B. S. 163:

Lieb Herz, frisch auf! Sollst selig werden,
Ja, herrlich einst in Gottes Huth!
Dazu sind läuternde Beschwerden,
Sind Rein'gungsschmerzen dieser Erden
Dem *leibgebundnen* Geiste *gut*.
Fühlst du, indem es *weh dir thut*,
Das still und fromm im treuen Muth —
Frisch auf! So ist's schon ewig gut.

Welcher mittelmäsige Poet möchte nicht solche Verse zu Hunderten in Einer Stunde, *stans pede in uno*, fertigen können? — Ein schöner, wohl durchdachter und aus der Erfahrung geschöpfter Aufsatz ist vom Superint. D. *Schuderoff* (S. 216) mit der Aufschrift: *Feine äusserliche Zucht und unsittliche Gesinnung*. Auch der Aufsatz seines würdigen Sohnes (Pfarrers in Reichstädt): *Nicht wie ich will, sondern wie du willst*, Matth. 26, 39 (S. 148) ist voll wahren Gefühls, und wird durch die richtige, aus dem Leben gegriffene Darstellung gewiss beunruhigten Gemüthern Erleichterung und Trost bringen. Ungern übergehen wir so manchen anderen trefflichen Aufsatz, und machen nur noch auf die ergreifenden Betrachtungen des ehrwürdigen Senior *Engel* in Plauen, vorzüglich S. 171 „Beruf und Gebet," aufmerksam.

Der Inhalt des *sechsten* Jahrganges zerfällt in die drey Rubriken: *Die Geburt, das Leben, der Tod.* Jede derselben ist mit inhaltreichen Aufsätzen ausgestattet; aber es fehlt auch hier nicht an solchen, welche wir der Nachbarschaft nicht ganz würdig finden. *Fouqué* hat wieder (S. 25) ein „*Frisch auf, mein Herz!*" zum Morgenliede ertönen lassen, und läfst errathen, was mit den folgenden Worten:

„Die Hölle ging dir unter,
Der Himmel geht dir auf!"

eigentlich gesagt seyn soll. Desto gelungener und bey aller Einfachheit tief ergreifend ist das, auch in Musik gesetzte *Neujahrslied* vom Pf. *Hundeiker* (S. 47), und mehrere Gedichte von *Oesfeld*, namentlich das S. 143 befindliche: „*Der Herr im Gewitter*," in welchem die Kraftworte aus den Psalmen an ihrem Platze stehen. Was *Ackermann*, *Engel*, *Girardet*, *Schwabe*, *Schuderoff* in Prosa beygesteuert haben, ist nicht das Einzige, das den Leser befriedigt; sowie im Gegentheil die langweilige Breite, welche sich in *Koethe's* Beyträgen offenbart (z. B. S. 192 in der Vorlesung: „*Woher es kommt, dass es uns sehr oft an Zeit fehlt*"), auch andere Aufsätze, vorzüglich einiger Candidaten, mit ihm gemein haben.

Den *siebenten* Jahrgang theilen die Rubriken: *Ahnung*, *Wissen*, *Schauen* in drey Hauptabschnitte, welche wiederum zeigen, dass durch solche Eintheilungen die Herausgeber sich eine unbequeme Fessel angelegt haben. Denn die wenigsten Aufsätze entsprechen den Rubriken, unter welche sie gebracht worden. Dass D. *Schott* in Jena und D. *Schwabe*, jeder nur Einen Beytrag geliefert haben, muss man bedauern, weil ihre Arbeiten wegen Klarheit der Gedanken und Angemessenheit der Form zu den gediegensten dieses Jahrganges gehören. D. *Francke* in Dresden hätte bey schlichter Prosa verbleiben sollen; Poesie können wir wenigstens in folgenden gereimten Zeilen nicht finden (S. 34):

Jesu, hoher Menschensohn!
Bild des Lebens,
Das den sel'gen Gnadenlohn
Frommen Strebens
Einst empfangt vor Gottes Thron;
Nicht vergebens
Sey mir Bild des Lebens!

und bald darauf:

Dafür will ich dir, dem Herrn,
Dem Gerechten,
Der Verehrung Kronen gern
Dankbar flechten (?!),
Bist du doch des Glaubens Stern
In den Nächten,
In des Lebens Nächten.

Aber auch die prosaischen Aufsätze dieses Vfs. lassen kalt, so sehr man ihnen ein gewisses Streben nach Neuheit und gezierter Rede ansieht, wie z. B. in dem Aufsatze S. 176: „*Er verwandelt unsere Klage in einen Reigen.*" Unter den übrigen hat uns vorzüglich der Aufsatz von *Engel* (S. 170): „*Der Greis auf dem Krankenlager*" (wirklich auf dem Krankenlager niedergeschrieben), wegen seiner Innigkeit angesprochen. Uebrigens ist dieser Jahrgang vorzüglich reich an dichterischen Beyträgen, von denen mehrere trefflich zu nennen sind. Einen dieser Art (S. 112) theilen wir noch am Schlusse unserer Anzeige mit; er ist von dem Conrector an der Domschule zu Naumburg, M. *Schmidt*, verfertigt, von dessen, mehr als Mathematiker berühmt gewordenen Vater wir auch ausgezeichnet schöne Gedichte in der Handschrift gelesen zu haben uns erinnern.

Glaube, Liebe, Hoffnung.

Drey sind es, die den irren Schiffer führen
Durch dieses Lebens wilden Ocean.
Wann laut erbraust die Fluth und der Orkan,
Läst frommer Glaub' ihn nicht den Muth verlieren.
Die Liebe hilft ihm selbst das Ruder führen,
Sie kettet sanft und traulich Kahn an Kahn,
Dass froher wir vereint dem Hafen nah'n;
Mit Blumen seh' ich sie den Nachen zieren.
Die Hoffnung lasst von fern die sel'gen Auen
Der neuen Welt im hellen Glanz uns sehn;
Doch scheidet sie, wann wir ans Ziel gelangen;
Der Glaube wandelt sich in freud'ges Schauen,
Die Liebe nur wird ewig mit uns gehn,
Und inn'ger noch und heil'ger uns empfangen.

Noch halten wir es für Pflicht, ausdrücklich zu erklären, dass wir denjenigen Aufsätzen, welche wir, durch den Raum beschränkt, in dieser Anzeige nicht namentlich aufgeführt haben, desshalb keinesweges ihren Werth absprechen, oder die verdiente Anerkennung verweigern wollen, sowie wir auch der Beharrlichkeit und dem Eifer der Herausgeber gern und mit Ueberzeugung unseren Dank abstatten.

Das Aeussere sämtlicher Jahrgänge fällt angenehm ins Auge, und erwirbt dem Verleger gerechtes Lob.

D..ss.

Berlin, b. Amelang: *Christliche Morgenandachten auf alle Tage des Jahres.* Von *C. W. Spieker*, Dr. d. Theologie, Superintendent und Oberpfarrer zu Frankfurt a. d. O. 1831. XII und 359 S. 8. Mit einem Titelkupfer und einer Vignette. (1 Thlr. 8 gr.)

Ebendaselbst: *Christliche Abendandachten auf alle Tage des Jahres.* Von *C. W. Spieker*, Dr. der Theol., Super. u. Oberpf. zu Frankfurt a. d. O. 1832. XIV u. 545 S. 8. Mit einem Titelkupfer und einer Vignette. (1 Thlr. 16 gr.)

Wenn ältere Familien sich mit Rec. gern der erbaulichen Stunden erinnern, welche ehemals *Witschel's* Morgen- und Abend-Andachten gewährten: so muss man jüngeren Freunden häuslicher Erbauung Glück wünschen, dass ihnen von Hn. D. *Spieker* ein Werk geschenkt worden, das den jetzigen Zeitbedürfnissen noch mehr entspricht, und eine eben so allgemeine Verbreitung verdient. Nur ist dasselbe, bey aller Popularität, allerdings bloss für gebildete Leser geeignet, da das *Witschelsche* auch dem grösseren Kreise weniger gebildeter zusagte. Der würdige Vf. zeigt auch in diesem Erbauungsbuche, wie in den früheren, welche wir ihm bereits verdanken, überall geläuterte Religionsbegriffe und grosse Gewandtheit, dieselben aufs Leben anzuwenden; der Stoff ist so mannichfaltig, als die Form. Denn diese besteht theils in prosaischen Aufsätzen, theils in Gedichten und Bearbeitungen der Psalmen, welche Hr. *Sp.* theils selbst verfasst, theils von Anderen zweckmässig entlehnt hat. Bey der Wahl des Stoffes aber hat der Vf., einem wahren Ausspruche des ehrwürdigen *Ritgen* folgend, sein Augenmerk vorzüglich darauf gerichtet, dass auch neue, dem Betenden nicht immer nahe genug liegende Gedanken herbeygeführt, dass durch überraschend dargebotene Wahrheiten und Einkleidungen die Empfindungen stärker aufgeregt, und Vorstellungen, welche man vielleicht nicht gern lebendig vor die Seele treten lässt, oder die man bey eigenem Gebet wohl als schreckend oder beschämend zurückschiebt, in voller Kraft erweckt werden. Er giebt oft mehr religiöse, meist an Bibelstellen geknüpfte, zuweilen aus der Natur oder aus eigenen Lebenserfahrungen geschöpfte Betrachtungen, als eigentliche Gebete, ausgezeichnet durch Kürze, welche vor Ermüdung schützt, und immer in einer edeln, dabey verständlichen Sprache, in der uns nur selten etwas Tadelnswürdiges aufstiess (wie z. B. No. 1. S. 71: *warme Rausche zum Guten*). Die Gedichte sind von der Art, dass sie von jungen Lesern und Leserinnen auswendig gelernt zu werden verdienen, um sie auch in späteren Jahren dem Gedächtniss und Gemüth gegenwärtig zu erhalten. Für Abwechselung und Mannichfaltigkeit ist auf eine lobenswerthe Art gesorgt. Ueberhaupt aber ist der richtige Blick des Vfs. vorzüglich auch daraus erkennbar, dass er den Abendbetrachtungen einen anderen Charakter und ein anderes Colorit als den Morgenandachten gegeben hat. „Der geschlossene, vollendete Tag (sagt er selbst in der Vorrede zu No. 2. S. VII) führt uns in die ernsten, ruhigen Stunden der dämmernden Nacht, und fodert uns dringender, als der Morgen mit seinem lichten Glanze und mit dem beginnenden Tage voll Mühe und Arbeit, zu einer stillen Einkehr in uns selbst, zu andachtsvoller Erhebung des Gemüths, sowie zu einer weisen Betrachtung und Benutzung der gemachten Erfahrungen." Uebrigens athmen auch diese Abendandachten den Geist ächter Religiosität, und sind, was heut zu Tage besonderes Lob verdient, fern von mystischer Frömmeley. Wir empfehlen daher jedem Gebildeten, dem die Stunden häuslicher Andacht noch etwas werth ist, mit voller Ueberzeugung diese beiden Bücher, welche zusammen ein Ganzes ausmachen, und in welchen jeder Monat gleichsam eine eigene Abtheilung bildet. Auch der wackere Verleger hat, wie man von ihm schon gewohnt ist, für ein dem Auge sehr gefälliges Aeussere gesorgt, und diese Werke auch dadurch vor einer grossen Menge sogenannter Andachtsbücher ausgezeichnet.

L. M.

Leipzig, b. Dürr: *Religiöse Vorträge* bey besonderen Fällen, von *Karl Friedrich Hempel*, Pastor in Stünzhayn bey Altenburg. 1824. VIII und 192 S. 8. (18 gr.)

Gelegenheitsreden, die sich durch eine einfache, lichtvolle und doch herzliche, nicht selten beredte Sprache auszeichnen. Man findet nichts von dem eitlen Schmuck der Rede, durch welchen manche ihre Casualpredigten ausputzen zu müssen glauben. Dabey besitzt der Vf. eine grosse Gewandtheit, Umstände der Zeit, besondere Verhältnisse der betreffenden Personen und Eigenthümlichkeiten des Orts in vorliegenden Fällen zur Belehrung und Erbauung der Zuhörer zu benutzen, ohne der feinen Sitte, dem guten Geschmack und der behutsamen Schonung zu nahe zu treten. Diess sieht man besonders in der Rede bey der Beerdigung eines Schullehrers, der bey manchen rühmlichen Eigenschaften einen äusserst heftigen Charakter, ein unversöhnliches Gemüth und eine starke Neigung zum Streit hatte. Dass es dem Redner auch nicht an Freymüthigkeit und edler Wahrheitsliebe fehlt, erkennt man aus der Gedächtnisspredigt auf den verewigten Herzog August von Sachsen-Gotha, nach Sprichw. Salom. 10, 7. Er gedenkt wohl der Fehler und Schwachheiten des Verewigten, aber mit solcher Zartheit und der dem Entschlafenen gebührenden Achtung, dass man diess Benehmen musterhaft nennen kann. In den Traureden geht der Vf. zu sehr ins Specielle, und verweilt zu lange bey einzelnen Familienverhältnissen. Auch wünschten wir wohl die Bibel und ihre Aussprüche fleissiger benutzt zu sehen. Die Vorträge würden dadurch mehr Salbung und biblischen Geist erhalten.

R. d. e. K.

Heilbronn am Neckar, in der Classischen Buchhandlung: *Beicht- und Communion-Buch* für evangelische Christen von jedem Stande, Alter und Geschlechte, von *A. H. d'Autel*, kön. würtemb. Oberhofprediger, Prälaten u. s. w. Dritte verbesserte Auflage. 1830. VIII und 332 S. 8. (12 gr.)

Die erste Ausgabe dieses Andachtsbuchs erschien im J. 1807, und ist von einem anderen Mitarbeiter an dieser Zeitung (1810. No. 194) beurtheilt worden. Die zweyte Ausgabe kam im J. 1820 heraus. Ob bey dieser dritten bedeutende Verbesserungen mit demselben vorgenommen worden sind, kann Rec. nicht angeben, weil er keine der beiden ersten Ausgaben bey der Hand hat. Indess sagt der Vf. in der Vorrede: „Obgleich ich auch diess Mal wieder die verbessernde Hand an dasselbe gelegt habe, so glaubte ich doch, den Charakter dieses Erbauungsbuchs festhalten zu müssen, und darum weder in dem Plane, noch in dem Inhalte desselben, wesentliche Veränderungen machen zu dürfen."

Rec. beurtheilt es daher nur nach vorliegender Auflage. Der Hauptinhalt besteht aus der Einleitung, welche die Geschichte der Abendmahlsstiftung darstellt, und vom Zweck und Sinn der Abendmahlsfeier, vom würdigen und unwürdigen Genuss des Mahles, von der Vorbereitung dazu, und von der Beichte handelt — aus Betrachtungen nach den verschiedenen Zwecken und Wirkungen des heil. Abendmahles — zur Vorbereitung auf die Feier — bey und — nach dem Genusse, und aus einem Anhange für solche, die es zum ersten Male — die es im hohen Alter — und die es auf dem Kranken- oder Sterbe-Bette geniessen. Meistentheils ist den einzelnen Betrachtungen ein Lied angehängt.

Die Wahl der Materien ist zweckmässig, und die Ausführung herzlich und biblisch. Dagegen findet Rec. die beygefügten Gesänge nicht immer passend gewählt zu dem Inhalte der Betrachtungen, glaubt auch, dass der Vf. in manchen Betrachtungen zu weitschweifig geworden ist. Am meisten aber hat Rec. daran Anstoss genommen, dass der Vf. sich alle seine Leser als grosse Sünder denkt, und in vielen Betrachtungen eine Sprache führt, die nicht auf Jeden passt. Dieses gilt besonders von den Abschnitten: Demüthigung vor Gott wegen unserer Sünden — die Sünde, des Menschen Verderben — fromme Entschlüsse für den bevorstehenden neuen Kampf mit unseren Neigungen und tiefgewurzelten Lastern — Gebet um Gottes Beystand zur Besserung. Denn, um nur Eine Stelle dieser Art anzuführen, beruft sich Rec. auf folgende: „Trauriger Zustand, in dem ich mich befinde! Jeden Tag foltert mich Reue über Handlungen, die ich mit Widerspruch meines inneren Richters beging, jeden Tag nehme ich mir vor, besser zu werden, und immer übereilt mich die alte Sünde wieder. — Mit jedem Tage wird mein Zustand schlimmer, ich habe keinen freyen Willen mehr, die Leidenschaft und des Lasters gewohnte Lust gebietet mir, und reisst mich fort zum Handeln, das mein Wille verabscheuet. — Alles, was mir einst Glück und Freude gab, hab' ich dem Laster aufgeopfert" u. s. w. — Diese Worte sind aus dem Abschnitt: *Demüthigung vor Gott* genommen, und werden jedem Communicanten, der sich dieses Andachtsbuches bedient, in den Mund gelegt. Traurig stünde es um christlichen Sinn und christliche Tugend, wenn Alle so sprechen müssten. Sollte das Buch noch eine Auflage erleben, so würde Rec. dem Vf. rathen, dergleichen Abschnitte etwas zu mildern, oder über diese, wenn sie wörtlich stehen blieben, Betrachtungen einzuschalten für solche Christen, die von ihrem Gewissen ein günstigeres Zeugniss haben.

Abgesehen hievon, enthält das Buch viel Gutes, und wird mit Nutzen zu dem bestimmten Zweck gebraucht werden können. Auch die Sprache ist verständlich, dabey edel und frey von gemeinen Ausdrücken.

Ein Titelkupfer, Jesum auf dem Wege nach Golgatha mit dem Kreuze vorstellend, verschönert das Buch.

7. 4. 5.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Rothweil*, in der Herder'schen Buchhandlung: *Das erklärte Vater Unser.* Als Hausandacht an Sonn- und Fest-Tagen zu benutzen. Aus *Johann Michael Sailers* vollständigem Lese- und Gebet-Buche für katholische Christen besonders abgedruckt. Ohne Jahrzahl. 54 S. 8.

Die *Sailer'schen* Erbauungsschriften, und so auch insbesondere das hier genannte Lese- und Gebet-Buch, sind schon so vortheilhaft bekannt, dass der besondere Abdruck des Vater Unsers aus diesem Buche keineswegs getadelt werden kann, da dieses Vater Unser, dem keine der römischen Kirche eigenthümliche Lehre oder Satzung eingemischt ist, für Christen jeder Confession erbaulich werden kann. Man könnte höchstens den Ueberfluss an Worten, die Wahl einzelner, oft zu starker Ausdrücke und den hie und da vorkommenden Erzählungston in Anspruch nehmen.

7. 4. 5.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1832.

JURISPRUDENZ.

1) Leipzig, b. Kayser u. Schumann: *Handbuch des in Deutschland geltenden Eherechts.* Mit besonderer Angabe des *Sächsischen* und *Preussischen Rechts* begleitet von Adv. *Karl Heinr. v. Hartitzsch*, Doctor der Rechte (seitdem Oberhofgerichtsrath zu Leipzig). 1828. LII u. 484 S. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

2) Neustadt a. d. O., b. Wagner: *Kann nach katholischen Grundsätzen das Eheband in keinem Falle aufgelöst werden?* Zwey theologisch kirchen- und staatsrechtliche Gutachten. Zugleich zur Begründung und Erläuterung einiger sich anscheinend widersprechender Stellen in der G. H. Badischen Eheordnung. Mit einem Anhange: 1) über das sogenannte Ehehindernis des Katholicismus; 2) über das Badische Censuredict in seiner Anwendung auf Religionsschriften. 1826. X u. 86 S. 8. (12 gr.)

3) Ebendaselbst: *Beyträge zu dem künftigen deutschkatholischen Kirchenrechte;* oder staats- und kirchenrechtliche Erläuterung des Grosh. Sachs. Weimarischen Gesetzes vom 7 Oct. 1823, die Verhältnisse der katholischen Kirchen und Schulen betreffend, mit besonderer Beleuchtung der dawider versuchten Ausstellungen; von *Alex. Müller*, Regierungsrathe in Weimar. 1825. XXII u. 401 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Wenn es bey dem Ueberblick der heutigen Rechtswissenschaft und namentlich desjenigen, was zum Gebiete des Kirchenrechts gehört, oder demselben missbräuchlich beygezählt wird, unerfreulich für den Beobachter ist, überall auf Plätze zu stossen, die mit dichtem Nebel umhüllt sind; wenn selbst die Vorsteher der Staaten hin und wieder dieses Dunkel absichtlich zu unterhalten scheinen, und wenn diejenigen, welche den hohen Beruf haben, es aufzuhellen, von Parteygeist und Eigenliebe irre geleitet, es nicht selten mit neuen Finsternissen umgeben: so erheitert ihn nicht nur der Anblick so vieler wirklich vorhandener Lichtpuncte, sondern auch die Wahrnehmung des betriebsamen Fleisses, womit einzelne Arbeiter die Vermehrung derselben vorzubereiten und allmählich herbeyzuführen sich angelegen seyn lassen. Geleitet von diesen Ansichten, schreiten wir zur Anzeige der drey obengenannten Schriften, die, bey aller Verschiedenheit in der Form, sämmtlich ein achtungswerthes Streben beurkunden, und mittelbar oder unmittelbar das Fortschreiten zum Besseren zu erleichtern bestimmt sind.

No. 1 enthält eine systematisch geordnete Darstellung des jetzt bestehenden Eherechts in seinen mannichfaltigen Verzweigungen und Verhältnissen. Die dahin gehörigen Bestimmungen des römischen, kanonischen und gemeinen deutschen Rechts werden mit den merkwürdigsten Abänderungen des preussischen und sächsischen vollständig, genau und unter sorgfältiger Beweisführung durch die grösstentheils buchstäblich beygefügten Gesetzstellen, zu einem Ganzen vereint, das zu gleicher Zeit ein Handbuch für den praktischen Juristen und eine Quelle von Belehrung für den Nichtjuristen abzugeben bestimmt ist. Bey streitigen Fragen erlaubt der Vf. sich keine Entscheidung, sondern begnügt sich vielmehr, die bewährtesten Schriften für beide Meinungen anzuführen, und auf den herrschenden Gerichtsgebrauch aufmerksam zu machen, ein Verfahren, das allerdings einen hohen Grad von Bescheidenheit beurkundet, in Rücksicht auf das Interesse der Wissenschaft jedoch manchen Wunsch unbefriedigt lässt. Eine reiche Literatur geht durchweg der Anführung der Quellen zur Seite; selbst einzelne, in grösseren Werken versteckte, oder in periodischen Schriften enthaltene Abhandlungen sind nicht unbemerkt geblieben, manches noch Fehlende wird der sorgsame Fleiss des Vfs. bey einer neuen Auflage ohne Schwierigkeit nachtragen können. Das System, welches er vorzugsweise befolgte, ist das *Dabelow*'sche. Das Ganze zerfällt in einen allgemeinen und in einen besonderen Theil. Jener handelt von den Quellen, den Hülfsmitteln und der Literatur des Eherechts, von dem Begriffe, dem Zwecke und den verschiedenen Arten der Ehe, von der Gerichtsbarkeit und dem Verfahren in Ehesachen und von den Beförderungsgesetzen der Ehe. Dieser, der besondere Theil, verbreitet sich in vier Hauptstücken über die Schliessung, die Wirkungen und die Trennung der Ehe und anderweite Verheirathung. Das erste dieser Hauptstücke umfasst die Lehren von den Ehehindernissen, von den Eheverlöbnissen, vom Aufgebote, der priesterlichen Einsegnung und einigen anderen, bey Schliessung der Ehe vorkommenden Handlungen. Das zweyte beschreibt die Wirkungen der Ehe in Bezug auf die Personen der Ehegatten, auf die Kinder und auf die Vermögensverhältnisse sowohl bey vorhandener, als bey nichtvorhandener Gütergemeinschaft. Das dritte handelt von der Trennung der Ehe durch den Tod sowohl, als durch den Ausspruch des Richters, und

von den Wirkungen einer jeden dieser beiden Arten der Trennung auf die Person und das Vermögen der Ehegatten; das vierte von der Schliessung und den rechtlichen Folgen einer anderweiten Ehe. — Auf das Verdienst der Neuheit macht die Bescheidenheit des Vfs. keine Ansprüche. Sein Ideal von dem Berufe eines Reformators im Rechte ist zu hoch gestellt, als dass er sich den Gedanken hätte erlauben sollen, es zu verwirklichen. Er beschränkt sich auf den Wunsch, dass es ihm auf seine Weise gelungen sey, einen Beytrag zur Fortbildung der Wissenschaft gegeben und denjenigen vorgearbeitet zu haben, welche das Positive mit philosophischem Geiste durchdringen, und eine Regeneration dieses hochwichtigen Rechtstheiles versuchen wollen (Vorr. S. L u. LI). Mehrere in dem Werke zerstreute Winke und Andeutungen, sowie der ganze Inhalt der Vorrede, lassen es bedauern, dass der Vf. nicht selbst einen Versuch dieser Art wagte, der bey seiner vertrauten Bekanntschaft mit den Quellen und Hülfsmitteln und bey weiterem Eindringen in das Gebiet der Geschichte und Staatskunst gewiss nicht verfehlt haben würde, die Aufmerksamkeit der Kenner in einem hohen Grade in Anspruch zu nehmen. — Die Vorrede enthält einleitende Betrachtungen über die Wichtigkeit und Würde des Ehestandes in physischer, politischer und religiös-moralischer Hinsicht. Als eine Probe derselben wird es hinlänglich seyn, hier einen kurzen Auszug desjenigen mitzutheilen, was S. XXXV ff. über das Verhältniss des Staats und der Kirche in Beziehung auf Ehesachen bemerkt wird. „Es ist zwar nicht zu leugnen — sind die eigenen Worte des Vfs. — dass die Kirche sich über die ehelichen Verhältnisse sehr viele Rechte angemasst hat, welche sie weder aus den sittlichen, noch aus den religiösen Beziehungen derselben rechtfertigen kann. Denn wenn es auch ihre Aufgabe ist, das Wesen der Ehe im Lichte der Sittlichkeit und der Religion darzustellen ... so gebührt ihr doch keinesweges das Recht, Gesetze über ein solches Verhältniss zu geben, oder Streitigkeiten der an ihrem Rechte verletzten Ehegatten vor ihren Richterstuhl zu ziehen ... Es können im Staate nicht zwey Gesetzgebungen über rechtliche Verhältnisse der Staatsbürger bestehen. Entweder die Kirche giebt und executirt Gesetze über bürgerliche Rechte, und wird dadurch eine politische Kirche oder ein weltliches Papstthum, welches, wie in Tibet, Japan und Rom, die bürgerliche Staatsgewalt in sich aufnimmt, oder richtiger sich in dieselbe verwandelt; und als ein solches muss sie der Consequenz gemäss alle Rechte ohne Ausnahme von ihrem kirchlichen Standpuncte aus bestimmen. Daraus aber entsteht nothwendig eine geistliche Monarchie, welche die Duplicität der Gesetzgebung aufhebt. Oder die Rechtsgesetze gehen aus von der Staatsgewalt, welche die Macht, sie in Ausführung zu bringen, besitzt. Dann muss diese Staatsgewalt über alle bürgerlichen Verhältnisse, so weit sie Rechte betreffen, entscheiden und richten. Darunter müssen alsdann auch diejenigen begriffen seyn, welche sich die Kirche angemasst hat. Damit aber hebt sich wiederum die Duplicität der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt im Staate auf. Will man hier einwerfen, dass Kirche und Staat in ihren rechtlichen Verhältnissen neben und ausser einander bestehen, und dass es im Staate zweyerley Rechte und zweyerley Gerichte, bürgerliche und geistliche, gebe, so kann das allerdings in der Erfahrung vorkommen, aber nicht gebilligt werden. Denn wenn die Kirche unabhängig vom Staate ihre Gesetze geltend macht, und mit bürgerlicher Gewalt (denn mit anderer ist es unmöglich) ihre Anwendung bey Rechtsstreitigkeiten durchsetzt, so ist sie ein Staat im Staate und folglich ausser dem Staatsverbande. Wenn aber die Kirche Gesetze giebt, und danach richtet, dem Staate jedoch die Vollziehung überlässt, so bekennt sie damit selbst, dass sie für sich kein Recht zum Gesetzgeben und Rechtsprechen besitze, sondern nur als ein besonderes Tribunal des Staates erscheine, folglich auch nach Staatsgesetzen entscheiden müsse, und nicht nach kirchlichen, die den Staatsgesetzen fremd sind. ... Der Staat hat das Kirchenrecht in sich aufgenommen und als sein Recht anerkannt. Desshalb kann er auch füglich nicht Appellationen an ein ausländisches Tribunal gestatten, noch von demselben Entscheidungen annehmen und ausführen, ohne damit zu bekennen, dass er sich von jenem Tribunal abhängig erkenne, und in seiner Gesetzgebung von jener fremden abhänge. .. In wiefern dieses Gericht, den Rechten unbeschadet, nur die Sittlichkeit betrifft, muss es der Staat mehr wünschen, als vermeiden. Alle Kirchenzucht aber, welche störend in die bürgerlichen Rechte eingreift, muss er zurückweisen." Wir ersuchen unsere Leser, sich dieser Grundsätze bey einigen der jetzt folgenden Bemerkungen zu erinnern, die, ohne auf den Charakter einer umfassenden Kritik Anspruch zu machen, wenigstens als Belege der Aufmerksamkeit gelten mögen, mit welcher wir den Vf. in seinen Darstellungen gefolgt sind.

Ueber die Anordnung des Ganzen enthalten wir uns aller zu weit führenden Bemerkungen. Ohne Zweifel ist der Willkühr des Schriftstellers hier ein grosser Spielraum geöffnet, und, genau betrachtet, stimmen wohl alle oder die meisten Systeme im Wesentlichen hier überein, namentlich diejenigen, welche sich, wie unser Verfasser und sein Vorgänger *Dabelow*, nicht auf denjenigen Inhalt beschränken, den man früherhin vorzugsweise im Kirchenrechte abhandelte. Nur hinsichtlich der Quellen-Aufzählung erlauben wir uns einige Bemerkungen, die für das Ganze des Systems nicht ohne Wichtigkeit seyn dürften. Der Vf. theilt die Quellen in allgemeine und besondere. Unter den ersten begreift er 1) die heilige Schrift, 2) die deutschen Reichsgesetze und Gewohnheitsrechte, 3) das kanonische Recht, 4) das römische und 5) das Naturrecht. Als besondere Quellen bezeichnet er *a*) bey den Katholiken die Satzungen der Tridentinischen Kirchenversammlung; *b*) bey den Protestanten: 1) die symbolischen Bücher ihrer Kirche, 2) einige Schlüsse des *Corpus Evangelicorum*, 3) mehrere Observanzen. Bey dem Naturrechte wird

bemerkt, es ſey in Bezug auf die rechtlichen Verhältniſſe der Ehe nur eine ſubſidiariſche Quelle, d. h. es äuſsere nur dann ſeine Wirkungen, wann die poſitiven Geſetzgebungen ſchweigen. Hier fragen wir zuerſt: äuſsert es nicht auch dann ſeine Wirkung, wann dieſe Geſetze dunkel, nicht auch dann, wann ſie mit einander im Widerſtreit ſind? Und dann bitten wir zu erwägen, ob nicht dem Naturrechte, in ſofern es reines Vernunftrecht iſt, auch darum eine höhere Stelle gebührt, weil es die älteſte und allgemeinſte Offenbarung enthält, ohne welche keine andere gedacht werden kann. Unſeres Erachtens müſste ſie bey Aufzählung der Quellen obenan ſtehen. — Von Gewohnheitsrechten iſt ſowohl unter den allgemeinen, als unter den beſonderen Quellen die Rede. Am letzten Orte ſcheint dieſe Anführung überflüſſig zu ſeyn; auf jeden Fall hätte die Andeutung von Obſervanzen auch bey den Katholiken eine Stelle verdient. — Wenn von dem kanoniſchen Rechte bemerkt wird, es umfaſſe nicht allein das *Corpus juris canonici*, ſondern „ſämmtliche, ganz Deutſchland bis zur Zeit der Reformation verbindende Vorſchriften," ſo dürfte es ſchwer ſeyn, ſich von dieſem Umfange einen beſtimmten und unterſcheidenden Begriff zu machen. Uebrigens wird ſehr richtig hinzugeſetzt: die Proteſtanten haben dieſe Entſcheidungsquelle mit vieler Vorſicht zu gebrauchen. — Sehr richtig wird §. 11 bemerkt, daſs über den Begriff und den Zweck der Ehe eine groſse Verſchiedenheit der Anſichten herrſche. Mehrere derſelben werden in einer Anmerkung mitgetheilt, doch ſcheint der Vf. der von *Glück* gegebenen den Vorzug zuzuerkennen. Nach dieſer iſt nämlich die Ehe eine, unter dem Schutze der Geſetze und nach Vorſchrift derſelben eingegangene, und mit beſonderen Rechten und Pflichten verknüpfte, Verbindung eines Mannes und eines Weibes zu einer lebenslänglichen ungetheilten Gemeinſchaft aller Lebensverhältniſſe. Wir ſind ganz mit dem Urtheile des Vfs. einverſtanden, daſs „dieſer Begriff den weſentlichen Charakter der Ehe ganz beſtimmt ausdrücke," finden es jedoch unangemeſſen, nicht dieſen, als den richtigſten, ſondern einen „nach den Meiſten" gebildeten, offenbar zu engen Begriff in den Text des §. aufgenommen, und ſodann im folgenden 12 §. Schlüſſe daraus hergeleitet zu ſehen, deren Bündigkeit nicht überall gleich einleuchten dürfte. Für den Werth eines Begriffs ſollte doch nicht Stimmenmehrheit, ſondern die innere Gütte deſſelben entſcheiden. — Das Inſtitut der „prieſterlichen Einſegnung" (auf welche Benennung wir weiter unten zurückkommen werden) wird §. 162 ff. rechtlich und geſchichtlich entwickelt, und dabey ſorgfältig dasjenige unterſchieden, was deſshalb in der katholiſchen Kirche nach Vorſchrift des Tridentinums, und in der proteſtantiſchen nach Kirchenordnungen und kirchlichem Herkommen beobachtet wird. Was von der Form dieſer Feierlichkeit in einer jeden dieſer beiden Kirchen geſagt wird, dürfte wohl ziemlich auf eins und daſſelbe hinauslaufen. Liturgiſche Feierlichkeiten finden ſich in der Begriffsbeſtimmung von beiden; unter dieſen „erklärt" nach §. 162 der katholiſche Pfarrer „die Ehe für geſetzmäſsig geſchloſſen," während bey den Proteſtanten das Brautpaar, nachdem es vor dem Pfarrer den Eheconſens ausgeſprochen hat, „zu einem Ehepaare verbunden" wird. Das Ausſprechen des Eheconſenſes hätte auch bey der katholiſchen Copulation um ſo gewiſſer eine Stelle erhalten müſſen, als ja ſelbſt das in der Note angeführte Tridentinum mit ausdrücklichen Worten („*viro et muliere interrogatis et eorum mutuo conſenſu intellecto*") darauf hinweiſt. — Was §. 172 von der Copulation in der proteſtantiſchen Kirche geſagt wird, iſt nicht ganz genau. Wir ſind einverſtanden, daſs ſie ſich „auf ein allgemeines Herkommen" gründet; wenn aber hinzugeſetzt wird, ſie dürfe bey Strafe der Nichtigkeit nicht unterlaſſen werden, ſo deutet dieſes zugleich auf Geſetze, welche dieſes Herkommen beſtätigen, und deren wohl nur wenige deutſche ermangeln dürften. Daſs übrigens dieſe Form nicht überall für gleich weſentlich gelte, beweiſt ſchon das in der Note angeführte Beyſpiel eines Landes, in welchem die Ehen vor der Civil-Obrigkeit abgeſchloſſen werden, und ſchon dadurch, nach der eigenen Bemerkung des Vfs., ihre völlige Gültigkeit erhalten. — Nach §. 190 hat der Mann die Verbindlichkeit, die Frau vorkommenden Falles zu vertheidigen, und jede ihr zugefügte Beleidigung als die ſeinige zu „rächen." Ob ein Ausdruck, wie der letzte, in einem für chriſtliche Leſer beſtimmten Lehrbuche paſſend ſey, wollen wir dem eigenen Gefühle des Vfs. anheimſtellen. Wir würden darauf antragen, den letzten Satz ganz zu ſtreichen. Alles rechtlich Begründete, was dadurch hätte angedeutet ſeyn können, iſt ſchon in der Vertheidigungspflicht des Mannes enthalten. Selbſt die, in der Note angeführten Stellen des, nicht ganz von dem Vorwurfe des Paganizirens freyzuſprechenden, römiſchen Geſetzbuches ſagen nichts weiter. — Bey dem §. 308 angeführten, wie der Vf. bemerkt, einzigen Falle, in welchem nach römiſch-katholiſchem Kirchenrecht die Aufhebung des Bandes einer gültigen Ehe erlaubt iſt (*transitus ad monachatum*), hätte auch derjenige Erwähnung verdient, wo von zwey jüdiſchen Ehegatten der Eine Theil zum Chriſtenthum übergetreten iſt, und der andere die Ehe nicht friedlich oder nur unter Bedingungen fortſetzen will, die das Seelenheil des Neubekehrten in Gefahr ſetzen. In dieſem Falle erlaubt die kirchliche, noch bis auf den heutigen Tag von den meiſten Ordinariaten befolgte Praxis dem chriſtlich gewordenen Ehetheile, noch bey Lebzeiten des im Judenthume verbleibenden Ehegenoſſen nach erfolgter Trennung zu einer neuen Heirath zu ſchreiten. Man berief ſich deſshalb auf die Stelle des Apoſtels Paulus 1 Kor. VII, 15, und ſelbſt Innocentius III (*c. 7 et 8 X. de divort.*) trat dieſer Auslegung bey. „*Si alter infidelium conjugum*, heiſst es dort u. a., *ad fidem catholicam convertatur, altero vero vel nullo modo vel non ſine blaſphemia divini nominis, vel ut eum pertrahat ad mortale peccatum, ei cohabitare volente* (nach J. H. Böhmer eine Art böslicher Veranlaſſung): *qui relinquitur, ad ſecunda, ſi volue-*

rit, vota transibit." — Der Artikel von der Nichtigkeits-Erklärung der Ehe (§. 301 ff.) läfst sowohl in Rücksicht auf die Anfoderungen der Wissenschaft, als auf das Bedürfnifs der Praxis Manches zu wünschen übrig. Bey einer neuen Auflage würden wir namentlich die Berücksichtigung folgender dahin gehöriger Puncte empfehlen: *a*) Genaue Bestimmung des (§. 306 in einer Note nur im Vorbeygehen angedeuteten) Verhältnisses von Nichtigkeits-Erklärung und Ehescheidung. *b*) Genaue (§. 308 und 325 nur allgemein angedeutete) Aufzählung und Unterscheidung der in der katholischen und der in der protestantischen Kirche aufgestellten Ehenichtigkeitsursachen. *c*) Genauere Bezeichnung derjenigen Personen, welchen namentlich bey vernichtenden Privatehehindernissen ein Klagrecht zusteht, z. B. Väter oder Vormünder. (Der Vf. bezeichnet diese Personen sowohl §. 33 als 304 blofs durch die allgemeine Benennung: „Interessenten," und §. 305 nennt er nur Eheleute als diejenigen, welchen das Recht zusteht, um Annullirung der Ehe zu bitten. Von einem gleichen Rechte der Eltern ist §. 128 die Rede.) *d*) Die (in dem vorliegenden Cap. gänzlich mit Stillschweigen übergangene) Aufzählung der rechtlichen Folgen einer Ehenichtigkeits-Erklärung sowohl für die getrennten Personen, als für die von ihnen erzeugten Kinder. — Den §. 388 gegen die usurpatorische Behauptung eines päpstlichen Breve vom 8 Oct. 1803: dafs die richterlich geschehene Trennung vom Bande, wie dieselbe bey den Protestanten Statt finde, von den Katholiken als gültig nicht angesehen, und folglich eine Ehe zwischen einem Katholiken und einer geschiedenen protestantischen Person, deren geschiedener Ehegatte noch lebe, nicht erlaubt werden könne — angeführten Autoritäten (Preussen, Baiern, Baden u. s. w.), hätte auch die hochwichtige Bestimmung der Bundesacte vom 8 Jun. 1815 beygefügt werden müssen, nach deren 16tem Artikel die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteyen des deutschen Bundes keinen Unterschied in dem Genufs der bürgerlichen und politischen Rechte begründen kann, eine Bestimmung, die auch, bey dem der katholischen Kirche selbst aufgedrungenen Priester-Cölibat (§. 13) und dem vernunft- und schriftwidrigen Wiederverheirathungs-Verbote geschiedener katholischer Ehegatten (§. 388), die achtungsvolleste Erwähnung verdiente. Auch hier wird es früher oder später der Kraft und Weisheit deutscher Fürsten und Stände gelingen, den segensreichen Inhalt des gedachten Artikels auf die angemessenste Art geltend zu machen. Hinsichtlich der erstgenannten Anmafsung würde es vielleicht einem grofsen Theile der Leser erwünscht gewesen seyn, das erwähnte Breve in einer Note vollständig mitgetheilt zu sehen. Welch ein schneidender Abstich zwischen dieser Ausgeburt des ultramontanischen Absolutismus und den aufgeklärten, ächt christlichen Ansichten einer königl. baierischen Verordnung vom 29 Juli des letztverflossenen Jahres über die Ehen zwischen Katholiken und geschiedenen Protestanten! Kaum ist es möglich, zu glauben, was leider jenes Breve zur Gewifsheit erhebt, dafs noch in unserem, nach Recht und Wahrheit ringenden Jahrhundert ein Priester an der Tiber es gewagt haben würde, allen Grundsätzen der Achtung für die aufgeklärteste Kirche der Welt und deren Regierungen zum Trotz diese Verbindungen als „ungeheuere Frevelthat," als „schändlichen Ehebruch" („*immane facinus! turpe adulterium!*") zu brandmarken. — Aus der §. 391 mitgetheilten Bemerkung, dafs es nach katholischen Grundsätzen bey Schliefsung einer anderweiten Ehe keiner neuen Einsegnung bedürfe, ergiebt sich, dafs die vom Vf. dem Capitel von der priesterlichen Einsegnung gegebene Ueberschrift (S. 179) nicht umfassend genug sey. Schon frühere Kirchenrechtslehrer haben bemerkt, dafs die Einsegnung nicht alles Wesentliche der dadurch zu bezeichnenden Handlung andeute, und nur bey dem Formellen stehen bleibe. Die, von dem Vf. selbst hin und wieder gebrauchte Benennung Trauung oder Copulation dürfte auch in anderer Hinsicht weit entsprechender seyn, um eine Feierlichkeit zu bezeichnen, welche nicht nur von Seiten der Kirche, sondern auch von Seiten des Staats, die öffentliche Anerkennung eines gesetzlich geschlossenen Ehebündnisses und der damit verbundenen Rechte und Verbindlichkeiten beurkundet. — In dem Vortrage der einzelnen Lehren ist die von dem Vf. befolgte Methode sich nicht überall gleich geblieben. Sehr angemessen werden bey den meisten derselben die Rechte, worauf sie sich gründen, sowie die abweichenden Bestimmungen der Gesetzgebung einzelner Länder, in längeren oder kürzeren Anmerkungen bezeichnet, oder im Auszuge mitgetheilt. Bey anderen hingegen, namentlich bey einer Reihe von Artikeln über die Wirkungen der Ehe in Bezug auf das Vermögen der Ehegatten, werden eigene Abschnitte: 1) für das römische, 2) für das deutsche, 3) für das heutige Recht gebildet. Nicht zu gedenken, dafs diese Abtheilung schon in logischer Hinsicht Manches gegen sich hat, so wird durch diese Absonderung — wie es uns scheint, ohne hinlänglichen Grund — die schöne Einheit des Ganzen und der Zusammenhang einzelner Lehren gestört, und eine Menge Wiederholungen und alterthümlicher Bemerkungen herbeygeführt, von denen die ersten füglich erspart und die letzten, sofern sie zur Aufklärung des Gegenstandes nöthig gewesen wären, in den Anmerkungen hätten beygefügt werden können. Reinrömisches und altdeutsches Recht sind in einer grofsen Anzahl eigends hiezu bestimmter Werke zu finden. Bey dem vorliegenden war die Aufgabe, fremdes und einheimisches, altes und neues, mit beständiger Rücksicht auf praktische Brauchbarkeit, durchweg auf die angemessenste Art zu verbinden. Eine Bearbeitung der unter den drey erwähnten Abschnitten aufgestellten Hauptbestimmungen zu einem gemeinschaftlichen Ganzen hätte zwar einen gröfseren Aufwand von Mühe in Anspruch genommen, aber auch das Verdienst der Darstellung verhältnifsmäfsig erweitert.

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1832.

JURISPRUDENZ.

1) Leipzig, b. Kaiser u. Schumann: *Handbuch des in Deutschland geltenden Eherechts.* Mit besonderer Angabe des *sächsischen* und *preussischen* Rechts bearbeitet von Adv. *Karl Heinrich v. Hartitzsch* u. s. w.

2) Neustadt a. d. O., b. Wagner: *Kann nach katholischen Grundsätzen das Eheband in keinem Falle aufgelöst werden?* Zwey theologisch kirchen- und staatsrechtliche Gutachten u. s. w.

3) Ebendaselbst: *Beyträge zu dem künftigen deutsch-katholischen Kirchenrechte;* von *Alex. v. Müller* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die bisher dargelegten Bemerkungen, deren Inhalt wir dem weiteren Nachdenken des Vfs. empfehlen, werden hinlänglich seyn, die Unparteylichkeit unseres Urtheils zu begründen, dass das vorliegende Werk unter allen bis jetzt in unserem deutschen Vaterlande erschienenen Hand- und Lehr-Büchern dieses wichtigen Rechtstheils bey weitem das umfassendste und brauchbarste sey, und die unverkennbarsten Keime einer Vollendung enthalte, die bey künftigen Auflagen jedem Wunsche, wie jedem Bedürfnisse, zusagen wird.

Angehängt von S. 435—475 befindet sich: *concilii Tridentini sessio XXIV de sacramento et reformatione matrimonii, additis declarationibus Cardinalium*, nach der in Deutschland selten gewordenen Ausgabe dieser Kirchenversammlung, von *Joh. Gallemart* — eine dankenswerthe Zugabe, die vielleicht durch ihren *Contrast* mit dem in einem nicht unbedeutenden Theile der deutschen Bundesstaaten *vor der Restauration* eingeführten neufranzösischen Eherechte mittelst eines Auszugs der betreffenden Verfügungen des bürgerlichen Gesetzbuchs an Interesse gewonnen haben würde. Noch bemerken wir hinsichtlich der äusseren Form, dass jeder §. seine eigene *Uebersicht* hat, dass eine vollständige *Inhalts-Anzeige* dem Werke vorangeht und ein alphabetisches *Sachregister* dasselbe beschliesst und eben dadurch den Gebrauch des Ganzen um ein Grosses erleichtert. Erstere fanden wir hin und wieder etwas undeutlich, z. B. in den Artikel von den Wirkungen der Ehe bey nicht vorhandener Gütergemeinschaft (S. 221) die Aufschrift einer Unterabtheilung: *Von den gemeinsamen Wirkungen beider Ehegatten.* Auch dürfte es bey der, oft mehrere §§. hinter einander gegebenen Ueberschrift: *Fortsetzung* bequemer gewesen seyn, den Gegenstand selbst *vor* dieser Ueberschrift mit einigen Worten wiederholt zu bezeichnen. In dem letzten, und zu unserer grössten Freude nur hier, vermissen wir ungern Artikel, wie folgende: Concubinat §. 22. Consistorien, deren Rechte in Ehesachen 26. *Divortium*, was dieser Ausdruck in den Gesetzen bedeute. 306. 322. Dispensations-Gründe 96. Ehe, bürgerliche 15. 21. — Der Sclaven (*contubernium*) 21. — Mit Geschiedenen 388. Ehescheidungs-Ursachen, streitige 318. Ehescheidung, Fälle in denen sie, ungeachtet der vorhandenen Scheidungs-Ursachen nicht erfolgen kann 319. Eid bey Schenkungen unter Eheleuten 212. 222. Genehmigung, nachherige, ausdrückliche oder stillschweigende, bey Eheverlöbnissen 121. Gewohnheitsrechte 3. Gütetermine 27. Incidentpuncte 25. Kirchenbuch 165. Kirchenversammlung, Satzungen der Tridentinischen 7. Klagrecht um Vollziehung der Ehe 143. Leviratsehe 76. 69. Note k). Militär-Vorgesetzte, deren Einwilligung 133. Nichtheirath als Bedingung 29. Novellen, nichtglossirte 211. 218. *Possessio bonorum ventris nomine* 360. Privationsstrafe 376. Rechtsbeystände 27. Richter in Ehesachen 26. Scheidung nicht selten gleichbedeutend mit Nichtigkeitserklärung 301. Sequestration der Braut 49. *Spolium* 298. Stillschweigen, dessen Bedeutung 116. Territorialgesetze 9. Trennung, eigenmächtige 298. 305. Verkuppelung 319. Vorgesetzte, deren Einwilligung 133. Versöhnung 319. 324. Widerruf von Schenkungen 218. Wiedereinsetzung in den vorigen Stand 27. 153. 240. Zeugen in Ehesachen 28. Von dem Artikel bürgerlicher Tod wird §. 299 eine weiter unten zugebende Erörterung angekündigt, die sich aber nicht vorfindet, vielleicht weil der Vf. sich überzeugte, dass das deutsche gemeine Recht für dieses Meisterwerk fremdländischer Grausamkeit nicht empfänglich sey.

Druck und Papier machen der Verlagshandlung Ehre.

No. 2 enthält die auf Begehren einer hohen Staatsregierung schon im J. 1811 erstatteten Gutachten zweyer, auch als Schriftsteller nicht unbekannten, katholischen geistlichen Räthe über einige das Eherecht ihrer Glaubensgenossen betreffende Fragen, namentlich über die Scheidung vom Bande mit dem Rechte der Wiederverheirathung und über die Ehen mit geschiedenen Personen protestantischer Confession. Wir beziehen uns deshalb auf die unter No. 1 mitgetheilten Ansichten und empfehlen diese kleine Schrift mit voller

Ueberzeugung als einen schätzbaren Anhang zu jenem grösseren Werke. Die Verfasser wetteifern an Scharfsinn, Gelehrsamkeit und menschenfreundlichem Wohlwollen, um diese Fragen auf eine dem Bedürfniss des Jahrhunderts entsprechende Art mit Umsicht und Besonnenheit zu beantworten. Die Ergebnisse ihrer Untersuchungen sind kürzlich folgende: 1) Vernunft und Christenthum fodern in gewissen Fällen die völlige Auflösung des Ehebandes.

2) Die dagegen sprechenden Bestimmungen des Tridentinischen Concils, weit entfernt Glaubenspuncte zu enthalten, sind blosse Disciplinar-Verfügungen, die von der höchsten Staatsgesetzgebung mit vollem Rechte nach Erfodernis der Umstände um so gewisser abgeändert werden können, als der eheliche Vertrag (Staatsehe) mit all seinen bürgerlichen Gerechtsamen und Verbindlichkeiten als die Materie des blofs auf Heiligung desselben gerichteten Sacraments ganz unabhängig von diesem letzten Statt finden kann, während das Sacrament ohne diese Materie — ein Unding ist.

3) Die Gültigkeit und Kraft der Ehe als Contract betrachtet hängt einzig von den Gesetzen des Staats ab, und gehört daher ausschliesslich unter die Gerichtsbarkeit des Landesherrn, welchen es auch allein zusteht, Ehehindernisse festzusetzen und nach Umständen wieder aufzuheben, wie es die ältesten christlichen Kaiser ohne Widerspruch thaten.

4) Die Kirche hat blofs über das Sacrament der Ehe als geistlichen Gegenstand zu disponiren; die von ihr in späterer Zeit ausgeübte Theilnahme an der Gesetzgebung über den bürgerlichen Ehevertrag beruht auf einer blofsen Vergünstigung des Staats, die so viel gewisser zurückgenommen werden kann, als die Rechte des letzten unverjährbar sind. „Die aus dem Wesen der Staatsgewalt und aus der Natur der Sache fliessenden Majestäts-Rechte (heisst es in den ersten dieser Gutachten S. 6) sind heilig, sind unveräusserlich und keiner Verjährung unterworfen, und können, ja müssen, wenn es das Staatswohl fodert, durch die Thronfolger zu jeder Zeit, selbst dann, wenn die Vorfahren sich derselben begeben hatten, vindicirt werden.“

Wie gut auch von biblisch-exegetischer Seite die Sache der Verfasser stehe, ist ihnen keinesweges entgangen; eine historisch-kritische Erörterung der einschlägigen Bibelstellen, namentlich eine Vergleichung von Matth. V, 31. 32 und XIX, 3—9 mit Marc. X, 11. 12 und Luc. XVI, 18 würde die Unhaltbarkeit der daraus abgeleiteten Gegengründe bis zur Anschaulichkeit gesteigert haben. Mit Uebergehung der von Christus selbst längst beantworteten Frage, ob es diesem erhabenen Stifter einer allgemeinen (im edelsten Sinne des Worts: katholischen) Weltreligion jemals in den Sinn gekommen sey, die zur Zeit seiner Erscheinung und noch eine Reihe von zehn Jahrhunderten hindurch mit seiner ausdrücklichen Billigung ausschliessend von den Kaisern ausgeübten Rechte der bürgerlichen Gesetzgebung für sein Reich des Glaubens der Liebe und der Hoffnung in Anspruch zu nehmen, begnügen wir uns hier, an eine dreyfache Auslegungsregel zu erinnern, deren von keiner Partey zu verweigernde Anerkennung den wahren Sinn dieser vielbestrittenen Stellen, unserer innigsten Ueberzeugung nach, über jeden Zweifel erhebt. Die erste: Dunkle, oder zweifelhafte Stellen müssen aus hellen, und nicht helle aus dunkeln erklärt werden. Die zweyte: Kürzere Stellen müssen aus weitläuftigen, den Gegenstand in einem grösseren Umfange (*ex professo*) abhandelnden, ihre volle Bedeutung erhalten. Die dritte: Um den Sinn eines Worts zu bestimmen, muss man demselben keine Bedeutung beylegen, die dem Sprachgebrauche des Zeitalters in welchem es vorkommt, durchaus unbekannt ist. Hermeneutische Fictionen sind eben so unzulässig als theologische. Nach den beiden ersten dieser Regeln müssen offenbar die gedachten Stellen des Matthäus bey Erklärung der Parallelstellen des Marcus und Lucas zur Grundlage dienen. Wenn daher nach dem erstgenannten Evangelisten der göttliche Sittenlehrer die Unzertrennlichkeit des Ehebandes als Regel aufstellt, und nur in dem Falle grober Ausschweifungen (πορνεία, λόγος πορνείας) die Scheidung vom Weibe für moralisch erlaubt erklärt, während die beiden letztgedachten Evangelisten in ihrer kurzgefassten Darstellung nur der Regel mit Uebergehung der Ausnahme gedenken: so entsteht, wenn es auf eine umfassende Vergleichung ankommt, für den Ausleger die unerlässliche Pflicht, bey den sich auf die Regel beschränkenden Stellen auf die Ausnahmen hinzuweisen, welche in der ausführlicheren Erzählung beygefügt sind, mit einem Worte: Schrift durch Schrift zu erklären. Nach der dritten Auslegungsregel kann die von den Vertheidigern der entgegen stehenden Meinung gebrauchte Auskunft, dass bey der angeführten Ausnahme nur von einer Scheidung von Tisch und Bett, nicht aber von einer Scheidung vom Bande, die Rede sey, nicht Statt finden, weil diese erst in späterer Zeit erfundene Distinction in der Sprache des Volks unter welchem Christus lebte und wirkte, damals noch ganz unbekannt war, und bey einer Scheidung nie an etwas anders als an völlige Auflösung des ehelichen Bandes gedacht wurde. Wir berufen uns hier statt alles weiteren auf einen Schriftsteller dessen Ansehen nicht zweifelhaft ist. J. H. Boehmer (*Jus eccles. Prot. To. IV. Lib. 4. Tit. XIX*) „*Nemo inficias ibit*, sind seine Worte (§. 25), *de eo divortio Salvatorem interrogatum fuisse, quod Judaeis in more positum erat, i. e. quod vinculum omne solvebat et divertentem in statum libertatis collocabat. Conveniens ergo quoque est, ut Salvator de eodem divortio mentem suam prodiderit, docueritque, illi quidem regulariter locum non esse relinquendum, si excipias fornicationis causam vel rationem. Potest hoc casu ex doctrina Salvatoris fieri divortium non tantum quoad thorum, sed etiam quoad vinculum, quia hoc duntaxat Judaeis notum, testatum, pervulgatum, illud nec usu nec ratione cognitum erat.*“

Das Recht der Wiederverheirathung war nach jüdischer Sitte so unzertrennlich mit der Scheidung verbunden, dass es nicht einmal einer obrigkeitlichen

Erlaubnifs, zur zweyten Ehe zu fchreiten, bedurfte. „Diefe Erlaubnifs — fagt J. D. Michaelis — (Mof. Recht Th. 2. §. 119) — ward unter den Juden und nach dem Mofaifchen Recht nie erfodert, weil die Polygamie verftattet war, jeder hatte fie, wenn feine Frau auch ungefchieden bey ihm blieb, ohne einige Erkenntnifs der Obrigkeit." — Mehrere andere von eben diefem Schriftfteller (§. 119 u. 120) zur Erläuterung der fraglichen Ausfprüche Chrifti aus dem älteren Staats- und Privat-Rechte der Juden mitgetheilte Bemerkungen hätten von den Verfaffern der vorliegenden Gutachten vortheilhaft für ihre gute Sache benutzt werden können, wenn es ihre Aufgabe erfodert hätte, den Gegenftand in feinem ganzen Umfange zu erfchöpfen. Es ift eine nur zu fehr eingeriffene Gewohnheit der höchften Behörden, in Ehefachen mehr nach den Schlüffen des Tridentinifchen Concils als nach den Ausfprüchen Chrifti zu fragen. Wer möchte fich wundern, wenn die Verfaffer des Gutachtens den erften ihre ganze Aufmerfamkeit widmeten, und die letzten — nur in weiter Ferne berührten?

Druck und Papier find vortrefflich.

No. 3 kann als Fortfetzung der von eben diefem Verfaffer im J. 1823 herausgegebenen: Kirchenrechtlichen Erörterungen mit befonderer Beziehung auf das Grofsherzogthum Weimar angefehen werden, welche wir in diefen Blättern (1825. No. 10. 11 u. 12) mit verdientem Beyfall angezeigt haben. Sie enthält einen wörtlichen Abdruck des von den Denkern aller Confeffionen hochgefeierten Gefetzes vom 7 Oct. 1823 über die Verhältniffe der katholifchen Kirchen und Schulen im G. H. Weimar mit einer Einleitung und, von §. zu §. fortlaufenden Erläuterungen, die nicht nur dem Gefchäftsmanne diefes deutfchen Bundesftaats, fondern jedem Freunde der Wiffenfchaft überhaupt, felbft dann, wenn er nicht in allen und jeden Behauptungen mit dem Inhalte derfelben übereinftimmen follte, nicht anders als in einem hohen Grade willkommen feyn können. Dafs auch (wie S. 2 bemerkt wird) die gedachte Recenfion den Vf. veranlafst habe, feine Anfichten und Forfchungen über manche wichtige Puncte zu erweitern, liefs fich erwarten. Unfere dort (No. 11. S. 86) geäufserte Beforgnifs, dafs er der Staatsgewalt zu viele und dem Gewiffen zu wenige Rechte beylege, wird durch feine, ihn als Katholiken doppelt ehrende Erklärung über Glaubens- und Gewiffens-Freyheit (S. 3 u. 288) vollftändig befeitigt. Der Geift des befragten Gefetzes wird vortrefflich entwickelt, und gegen die Einwürfe einer durch hierarchifche Anmafsungen verunftalteten Kirchenpraxis fiegreich vertheidigt; auch für künftige Vervollkommnung, diefes vielumfaffenden Gefetzes werden lehrreiche Winke ertheilt. Eine auserlefene Literatur, mit gefchichtlichen Nachweifungen verbunden, erhöht die Brauchbarkeit diefer Bemerkungen, unter denen diejenigen, welche das Eherecht der Katholiken und ihre Verhältniffe zu den Proteftanten betreffen, bey Weitem die reichhaltigften find. Nur felten wird man bey gefchichtlichen Andeutungen eine Anzeige ihrer Quellen vermiffen. Der Ton des Verfaffers ift gröfstentheils ruhig und edel. Nur felten ftöfst man auf heftige, leidenfchaftliche Ausdrücke, die nur in Augenblicken einer durch das fchreyendfte Unrecht aufgeregten Stimmung feiner Feder entfchlüpfen konnten. In welcher würdigen Haltung er übrigens in mehr als Einem Orte die gehäffigften Vorwürfe feiner Gegner beantwortet, mag u. a. feine Erklärung (S. 61) gegen die Befchuldigungen beweifen, womit man feinen, von den Schlacken des Vorurtheils gereinigten Glauben zu verdächtigen gefucht hat. „Ich bin kein abtrünniger Katholik — aber ich fegne laut den Proteftantismus, dafs er dem Chriftenthum keinen verhüllenden Mantel umwirft, dafs er alle Menfchen mit gleicher Liebe umfafst, dafs er auch den Papft aufrichtig in fein Gebet einfchliefst." Gewifs, wer fo denkt, der denkt wohl, rufen wir mit einem warmen Händedrucke ihm zu.

Die äufsere Ausftattung diefes Buches ift von ausgezeichneter Güte. G. H. J.

Frankfurt a. M., in der Andrä'fchen Buchhandl.: *Annalen des katholifchen, proteftantifchen und jüdifchen Kirchenrechts*, herausgegen in Verbindung mit vielen Gelehrten, von Dr. *Heinr. Ludw. Lippert*. Zweytes Heft. 1832. VI u. 263 S. 8. (1 Thlr.)

Das erfte, zu Anfang diefes Jahres erfchienene Heft diefer vielverfprechenden Zeitfchrift haben wir bereits in den Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. (1832. No. 51) mit Beyfall erwähnt, und glaubten von dem als Kanonift rühmlich bekannten Herausgeber die Erwartung hegen zu können, dafs er auf eine gleiche Ausftattung der folgenden Hefte bedacht feyn werde. Es gewährt uns daher Vergnügen, dafs diefes zweyte Heft offenbar in feinen Abtheilungen noch mehr, als das erfte, das Intereffe des mit dem Kirchenrechte fich befchäftigenden Publicums in Anfpruch nimmt.

Die erfte Abhandlung betrifft die Frage: ob die, fogar in *fehr wichtigen* Puncten mit dem baierifchen Concordate in Widerfpruch ftehenden Beftimmungen des, einen Beftandtheil der Conftitution bildenden Religions-Edictes denen des Concordats vorgehen, oder ob das letzte, wo es mit jenem in Disharmonie fteht, demfelben präjudicire. Der Gegenftand ift namentlich für Baiern von höchftem Intereffe. — Der Verfaffer diefer lobenswerthen Abhandlung ift zu dem Refultate gekommen, dafs das Concordat dem Religions-Edicte vorgehen müffe. Unverkennbar dreht fich die Beantwortung der Frage um die einer anderen: ob bey octroyirten Conftitutionen der Regent, von dem die Verfeffung herrührt, ohne Zuziehung der Stände des Reichs jene interpretiren könne. Diefe Frage ift nun aber unter unferen Publiciften fehr beftritten. Beantwortet man diefelbe bejahend, fo mufs man der Anficht des Vfs. beypflichten.

Die zweyte Abhandlung von Hn. Dr. *Spangenberg*, Ob. App. Rathe zu Celle, ift einer Darftellung des im Königreiche Hannover geltenden Territorialkirchenrechts gewidmet. Durch diefe follte lediglich

eine Ueberſicht der in jenem Staate beſtehenden *particularrechtlichen* Grundſätze, alſo nichts Gemeinrechtliches, da dieſs der Vf. mit Recht als bekannt vorausgeſetzt hat, aber auch von jenem nichts von nur unbedeutendem Intereſſe, geliefert werden. Ein Urtheil über dieſe Bearbeitung glauben wir bis zum Beſchluſſe derſelben verſparen zu müſſen; doch dürfen wir hier ſchon unſere Ueberzeugung ausſprechen, daſs dadurch abermals eine fühlbare Lücke in unſerer particularrechtlichen Literatur ausgefüllt worden, und vorzüglich die Bewohner des Königreichs Hannover dem Vf. ſehr dankbar ſeyn werden. Durch eine ziemlich umfangreiche hiſtoriſche Einleitung, umfaſſend die kirchlichen Verhältniſſe Hannovers zur Zeit der Reformation und nach derſelben bis zur Geſtaltung des jetzigen Zuſtandes der lutheriſchen, reformirten, der katholiſchen Kirche und der bloſs geduldeten Religionsgemeinden, dann durch eine Ueberſicht der Quellen des Kirchenrechts der verſchiedenen Confeſſionen im Königreich-Hannover, wie ſie der Vf. gegeben, muſste das Intereſſe dieſer Abhandlung weit gröſser werden, als wenn er auf eine Darſtellung der heutigen Verhältniſſe ſich beſchränkt hätte.

Die dritte Abhandlung enthält eine Fortſetzung der im erſten Hefte begonnenen Abhandlung über das Zehendrecht, von Dr. *Steiner*, Gr. Heſſ. Hofrathe und Hiſtoriographen des Hauſes und Landes zu Kleinkrotzenburg b. Seligenſtadt. Indeſſen iſt hier nicht der Faden, wo er am Schluſſe dieſer Bearbeitung in jenem Heft abgebrochen war, aufgenommen worden, ſondern der Vf. hat die bekannte Streitfrage über den Urſprung des Zehends in Deutſchland, wozu ihm namentlich die auf dem letzten Landtage des Groſsherzogthums Baden vorgefallenen Discuſſionen Veranlaſſung dargeboten haben, berührt, und wir ſehen nun entgegen, wie im kommenden Hefte jenes bis jetzt noch in Dunkelheit gehüllte Verhältniſs, welches die verſchiedenſten Hypotheſen erzeugte, aufgeklärt werden wird.

Die vierte Abhandlung verbreitet ſich über die Admiſſion der Poſtulirten, mit beſonderer Rückſicht auf die heutigen Verhältniſſe in Deutſchland, und hat den *Herausgeber* zum Verfaſſer. Hier findet ſich die intereſſante Frage beantwortet, ob, auch ſogar dann, wenn das Wohl der Kirche für die Dispenſation eines nicht mit allen kanoniſchen Eigenſchaften verſehenen durch Wahl zu einer Pfründe beſtimmten Geiſtlichen, und für deſſen Zulaſſung zur Stelle durch den Oberen, ſpricht, der letzte die Ertheilung der Admiſſion nur als Gnadenſache betrachten könne, oder dazu rechtlich verbunden ſey, und im Verweigerungsfalle von ſeinem Vorgeſetzten dazu angehalten werden könne. Alle Kanoniſten behaupten das Letzte, indem ſie ſich namentlich auf Cap. 1. 3. 5 *de poſtul. praelatorum* ſtützen. Der Herausg. zeigt dagegen, daſs nach dem kanoniſchen Rechte, und insbeſondere nach den bemerkten Stellen, die Zulaſſung eines Poſtulirten ohne alle Ausnahme als bloſse Gnadenſache ſich darſtelle. Nach Rec. Anſicht hat er dieſs auf eine ſo überzeugende Art erwieſen, daſs man ihm beypflichten muſs. Sowohl das wiſſenſchaftliche als praktiſche Intereſſe dieſer Abhandlung iſt dadurch erhöht worden, daſs der Vf., nachdem er ſeine Aufgabe aus den Beſtimmungen der kanoniſchen Geſetzgebung gründlich und ſcharfſinnig gelöſt, auf eine eben ſo lobenswerthe Weiſe unterſucht hat, ob und in wiefern die Grundſätze des kanoniſchen Rechts durch die neueſte Legislation der einzelnen deutſchen Staaten modificirt worden ſind.

Ebenfalls vom *Herausgeber* iſt die fünfte Abhandlung, über die Zuläſſigkeit des Ergänzungseides in Eheſachen. Der Vf. hat ſchon früher den Gebrauch des *Schiedseides* eine, dem Rec. nicht zu Geſicht gekommene Abhandlung geſchrieben, worin derſelbe, wie wir aus der angezeigten entnehmen, jenen verwirft, in ſofern er gegen die Fortdauer der Ehe deferirt werden ſoll. Dagegen beweiſt er nun hier, daſs dem Ergänzungseide zu demſelben Zwecke, unſere Geſetze nicht entgegenſtehen. Auch dieſer Aufſatz gewährt ſowohl dnrch die Wichtigkeit der Frage, deren Beantwortung auch von den neueren Kanoniſten und Proceſſualiſten verſchieden geſchah, als durch die klare Darſtellung eine anziehende Lectüre.

Die Recenſionen dieſes Heftes betreffen die liturgiſchen Schriften von *Kühn* und *Eiſenſchmid*, *Kliſche's* Schrift über den Cölibat, *Müllers* Lexicon des Kirchenrechts und *Staudenmeiers* Geſchichte der Biſchofswahlen. Die dritte Rubrik, „Geſetzgebung" enthält vollſtändig die kirchenrechtlichen Verordnungen aus Preuſſen, Hannover, Würtemberg, Weimar, Gotha, Altenburg und Coburg vom Jahr 1830. Aus dieſem intereſſanten Cyklus möchte Rec. die Verordnung aus Würtemberg vom 4 Dec. 1830 wegen ihres ſtarken Tones und die für Altenburg vom 16 Oct. wegen groſser Vollſtändigkeit der Vorſchriften, beſonders nahmhaft machen.

Möge dieſe Zeitſchrift einen immer mehr ſich erweiternden Leſekreis finden, zumal da auch der geringe Preis und die vorzügliche äuſsere Ausſtattung zur Benutzung derſelben einladen.

— R

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1832.

MEDICIN.

Schriften über die Cholera.

(*Fortsetzung der in den Ergänzungsblättern der Jen. A. L. Z. 1832. No. 78 abgebrochenen Recension.*)

107) Halle, in der Rengerschen Verlagshandlung: *Die Verbreitungsweise der epidemischen Cholera*, mit besonderer Beziehung auf den Streit über die Contagiosität derselben, historisch und kritisch bearbeitet von *H. W. Buek*, Med. und Chir. Doct., Arzte am Freymaurer-Krankenhause und Garnison-Arzte in Hamburg, Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften. 1832. XV u. 364 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

108) Königsberg, b. den Gebrüdern Bornträger: *Historisch-statistische Studien über die Cholera-epidemie vom Jahre 1831 in der Provinz Preussen, insbesondere in Ostpreussen.* Von *K. F. Burdach*, Professor und Medicinalrathe in Königsberg. 1832. 76 S. 8. (1 Thlr.)

Auch unter dem Titel: *Verhandlungen der physikalisch-medicinischen Gesellschaft zu Königsberg über die Cholera.* Zweyter Band. Drittes Heft.

Wir haben in dem Vorigen unsere Meinung über die Natur des der Cholera zu Grunde liegenden Krankheitsprocesses mitgetheilt; wir glauben auch, dass nur durch diese Auffassungsweise einer Epidemie, wie überhaupt aller pathologischen Vorgänge, nämlich durch Unterscheidung der in der Natur begründeten Krankheitsfamilien und ihrer einzelnen Glieder, dem Zwecke alles ärztlichen Wissens am besten Genüge geleistet werde, weil dann die Heilwege am leichtesten gefunden werden können, nach deren richtigen Auffindung auch die Heilmittel, so viel unser Vorrath darbietet, sich am ersten ergeben; wir haben ferner unsere Ansicht über die Entstehungsweise der Cholera, wodurch gewiss auch mehr Licht über ihre Natur, wenn nicht directer, doch indirecter Weise gewonnen wird, entwickelt, und hierauf ihre Behandlung, obgleich nur fragmentarisch, angeführt, weil bey der grossen Wandelbarkeit ihrer Formen eine allen Fällen anpassende Heilmethode wohl nicht gefunden werden dürfte, wie schon viele Beobachter, z. B. *Bartels* (67 *), gestanden, und *Hirsch* (10. 1ster Bd. 2tes H.) und *Riecke* (13) nachweisen; — wir wollen nun auch die Meinungen, wie sie in den angeführten Schriften enthalten sind, hier zusammenfassen, und sehen, in wiefern sie mit uns übereinstimmen oder im Widerspruche stehen. Dass man hiebey, besonders aber während des Beginnens dieser Krankheit in Europa, ganz unwillkührlich an *Hogarth's* satirisches Gemälde: „*the Company of Undertakers*", oder *Nichol's* „*Consultation of Physicians*" erinnert wird, ist kein Wunder, zumal da in der ersten Zeit der Epidemie so manche Bizarrerien an den Tag kamen, die ein trauriges Zeichen von dem heutigen Zustande der Pathologie abgeben mussten.

Die Geschichte der Cholera skizzirt vorauszuschicken, halten wir für überflüssig, weil wir sie bey dem allgemeinen Interesse, welches die Krankheit erregte, als allenthalben bekannt voraussetzen, verweisen aber den näher Interessirten auf *Kasper* (Krankh. d. Tropen, 1 Thl.), *Harless* (14), *Burdach* (109), *Riecke* (13), so wie auf des letzten dem 3ten Bande (VIII und 346 S. 1832.) beygegebene geographische Karte, mit welcher jene eines anonymen Vfs. (102) zu vergleichen ist, die den Choleragang nach Flüssen und Canälen nachweiset. Wir finden auch dort weitere historische Untersuchungen, welche *Annesley's*, auch von *Bartels* (67) gebilligte Meinung, dass man keine mit der jetzigen identischen Krankheit auffinden könne, unseres Erachtens genügend widerlegen. *Harless* will zwar den Stellen aus der älteren angeführten Literatur nicht ganz trauen, weil sie nach seinen beynahe pedantischen Deutungen nicht recht auf die heutige Epidemie passen. Die Ursache hievon liegt aber bloss in der Natur des Krankheitsprocesses. Ist sich doch das Bild der Krankheit an Einem Orte nicht gleich, wie sollte es sich zu so verschiedenen Zeiten gleich bleiben? Nennen doch alte Aerzte schon den Intermittensprocess einen *Proteus*, wie z. B. *von Lebenwaldt* (Land-, Stadt- und Haus-Arzney-Buch u. s. w. Nürnb. 1694. Fol.) in seiner Seuchengeschichte, wo wir gleichfalls auf Spuren von Cholera-Epidemieen kommen. Der Umstand, dass die *Intermittentes* dem Stabilitätsprincip so wenig treu sind, muss uns vorsichtig machen, wenn wir uns bey unserer ärztlichen Mythenzeit-Geschichte Raths erholen wollen, indem man dort mit unbefangenem Auge sehen muss, und

*) Wir führen auch in dieser Fortsetzung unserer Recension die Verfasser der Bücher, deren Titel in den vorigen Stücken vollständig angegeben worden, nur nach den ihnen dort der Reihe nach beygesetzten Nummern an.

nicht fodern kann, dafs alles bis auf das Kleinste passe. *Rieche* spricht sich bestimmter aus, und *Zitterland* (82. S. 159 und 266) liefert zwey weitere wichtige Belege für die frühere Existenz der Cholera. Diefs ist auch die Ansicht von *Good* (2), *Loder* (11), *Jacoby* (10), *Merrem* (90) u. A. Die Krankheit als solche und als Epidemie ist keinesweges neu, und daraus, dafs sie sich noch nie so ausgebreitet, kann nichts dagegen gefolgert werden, weil sie nicht jederzeit bey ihrem Auftreten die Bedeutung als Entwickelungskrankheit des Menschengeschlechts gewinnen mufs, indem auch anderen Krankheiten diese Eigenschaft zu Theil werden kann, wie die Geschichte zeigt.

In dieser letzten Beziehung stimmt auch *Jencken* (64) mit uns überein, wiewohl derselbe mit seinem naturphilosophischen Wortgepränge nicht weiter gekommen ist. Nebst ihm haben sich der *Freysinnige* und die *deutsche Tribüne* auch dafür ausgesprochen, und *Leupoldt* (101) weist es uns umständlich nach, wenn gleich auch nicht in unserem Sinne, indem er zu materiell zu Werke geht, die Völker und Generationen mehr nach ihrem physischen Zustande messend, ohne dabey auf ihre geistige Entwickelung die gehörige Rücksicht zu nehmen, welche unstreitig die erste auch mit bedingt. Nächst dem weicht er von unserer Ansicht noch darin ab, dafs er die Menschen mehr für sich betrachtet, und nicht besonders in ihren planetaren Verhältnissen, und namentlich zur Erde, während doch derartige Einflüsse auf dieselben unverkennbar sind, und gröfsere Berücksichtigung verdienen, als jene durch die Menschen meist selbst bedingten physischen Zustände. Diese Abhängigkeit von der Aufsenwelt, zu einer Zeit gewürdigt, in welcher diese so verschiedenen Phänomene, auf wichtige innere Vorgänge hindeutend, darbietet, war es auch, welche uns bestimmte, die Cholera hiemit in Zusammenhang zu bringen, und das Gangliensystem, durch welches der Mensch besonders mit der Aufsenwelt sympathisirt, und wo namentlich der Tellurismus Einflufs auf ihn hat, als den Sitz derselben zu vermuthen, welche Vermuthung sich späterhin so bestätigte, dafs sie zur festen Ueberzeugung ward. Ueberhaupt zeigt die Erfahrung, dafs fast alle Krankheiten, welche auf dergleichen ätiologischen Momenten beruhen, in denselben aufzusuchen sind, und es ist zu vermuthen, dafs eben die Cholera in der Geschichte der Pathologie des Gangliensystems einen höchst wünschenswerthen Zeitabschnitt bilden wird. Was *Hegar* (70) über das Zusammentreffen politischer Ereignisse mit dem Ausbruche der Cholera in Indien sagt, ist mit unserer oben entwickelten Ansicht übereinstimmend.

Noch müssen wir auch der Ansicht von *Kalisch* (34) erwähnen, welcher die Cholera-Epidemie einer pathologischen Sündfluth vergleicht, die gleichsam als eine Reinigungskrankheit anzusehen sey, welche in Asien das quantitative Uebermafs der Menschen (!?) verringere, in Europa die durch naturwidrige Lebensweise geschwächte Generation heimsuche, um einer neuen gesunderen Platz zu machen. Demnach wäre wohl die Cholera durch nichts mehr zu verhüten gewesen, als wenn *Wolfart's* mahnende Stimme, welche die Infibulation predigte, zu diesem Zwecke gehört worden wäre!

Wir kommen nun zu dem Beweise *a posteriori*, dafs die Cholera eine Intermittensform sey. Viele Stimmen haben sich dafür erklärt, dafs ihr Sitz wirklich im Gangliensysteme ist; nur über die Natur des pathischen Processes konnte man sich nicht wohl vereinigen, bis man die Krankheit in Deutschland beobachtet hatte, wo bald allenthalben unsere Meinung getheilt wurde. Vorzüglich müssen wir *L. W. Sachs* (81) oben an stellen, welcher schon vor Ausbruch der Krankheit in Königsberg seine Ansicht in einem Sendschreiben (26) mitgetheilt, und zu Ende derselben uns das beste Werk (81), das wir bis jetzt hierüber besitzen, geliefert hat. Er erklärt sich entschieden für *Intermittens larvata perniciosa*, und zwar nennt er das Uebel eine complicirte *algido-cholerica*, wofür er vollen Beweis liefert. Seine Schrift verdiente hier im Auszuge mitgetheilt zu werden, wenn es der Raum gestattete. Ueberhaupt sind die Königsberger Verhandlungen (10) vor allen zu empfehlen, und ihnen die Stettiner (83) anzureihen. Auch *Steffen* giebt die innigste Verwandtschaft der Cholera mit Intermittens zu. Ferner stimmen noch bey *Baltz* (93), *Pulst* (9), der die Krankheit in Polen beobachtete, *Gescheidt* (96), *Heilbronn* (78), *Schneemann* (65), welche in Preussen, namentlich in Berlin, dieselbe sahen, *v. Reider* (f. Cholera-Zeit. S. 181), und nach einer Correspondenz (ebendaf. S. 133) sind die Aerzte Wiens sämtlich mit ihm hierüber einig geworden, wie wir auch bey *Bastler* (69) wahrnehmen. Von einer entfernten Aehnlichkeit mit der *Intermittens algida* spricht *Fischer* (94). Unter den Rigaer Aerzten (7) neigt sich blofs *Brutzer* zu dieser Ansicht, und *Blosfeld* in sofern, als er irriger Weise zwischen der sporadischen und asiatischen Cholera keinen Unterschied annimmt, der ersten aber immer eine Intermittens zu Grunde legt, worin sich ihm *Biermann* (15) annähert, indem er glaubt, die europäische Cholera könne *Intermittens larvata* bey der jetzigen Ausbreitung des unregelmäfsigen Intermittenscharakters werden. Zählen wir nun diesen Beobachtern noch die Theoretiker bey, so erhalten wir die weitere Zustimmung von *Seidler* (21), *Doden* (19), einem Anonymen (46), der sich als russischer Preisbewerber nicht nennen konnte, aber ganz unserer Ansicht ist; dann von *Lüders* (7), der, wie wir, die Beziehung der Cholera zum Küstenfieber von 1826 annimmt, und bey deren weiterem Fortgange ein Zerfliessen mit demselben vermuthet. Dieses Verwandtschaftsverhältnifs scheint auch in England nach einer Correspondenz aus New-Castle (f. Cholera-Zeit. S. 250) anerkannt zu werden, und *Orton* (f. bey *Good*) nähert sich schon der richtigen Erkenntnifs der Natur der Krankheit, indem er sie mit dem Schweifsfieber vergleicht. — Aufser diesen stimmen noch mit uns *Elsner* (18) und *Hegar* (70), der erste nur mit dem Unterschiede, dafs er den Intermittensprocefs

hauptsächlich in der Darmzottenhaut Broussaianisch vor sich gehen läſst, worin ihm auch *Holſcher* (5) durch die Annahme einer Cholerareizung in der Villoſa der Dünndärme ähnelt; *Hegar* aber, indem er die Cholera zwar zu den Fiebern rechnet, jedoch das gelbe Fieber, die Cholera und unſere Sommerfieber nach ihrem Urſprunge identificirt, und theilweiſe *Jencken* (64), der eine Aehnlichkeit zwiſchen Cholera und gelben Fieber annimmt. Ein Ungenannter (ſ. Cholera-Zeit. S. 291 u. f.) geht noch weiter, indem er ſelbſt die Influenza mit in dieſe Verwandtſchaft aufnimmt, was auch *Wilhelmi* (16) — nach *Kleinert* Med. Cand. *Peſtler* — nur bezüglich auf die Cholera thut, und vorzüglich *Heydenreich* in Ansbach. In der That kann man auch bey näherer Würdigung des Gegenſtandes nicht anders, als dieſer Meinung folgen, wie dieſs auch ganz neuerlich *Buek* (107) gethan hat, der übrigens einigermaſsen mit ſich ſelbſt in Widerſpruch geräth, indem er die nahe Verwandtſchaft des gelben Fiebers zum Sumpffieber, eine Cauſalverwandtſchaft der Wechſelfieber zur Cholera, zugleich aber auch die nähere Verwandtſchaft der ſporadiſchen Cholera zur epidemiſchen annimmt, welchen letzten Punct wir weiter unten als einen Irrthum bezeichnen werden. Ueberhaupt müſſen wir hier bemerken, daſs es nicht ſelten iſt, auf Begriffsverwechſelungen von Affinität und Identität zu ſtoſsen, welche in naturhiſtoriſchem Betracht doch ſtrenge geſchieden ſind. *Solanum dulcamara* und *Sol. lycoperſicum* ſind gewiſs nicht identiſch, wohl aber affin; dagegen ſind ſich die Varietäten von *Sol. tuberoſum* identiſch. So ſind die Varietäten der Cholera von Indien, Ruſsland und Deutſchland identiſch, das gelbe Fieber aber, die Sumpffieber, die Cholera affin, und die Influenza verhält ſich zu ihnen, wie bey den Ranunculaceen, z. B. *Delphinium* zu *Aconitum*. Wir müſſen bey Erwähnung der Influenza wiederholt auf die pathologiſche Bedeutung des Gangliensyſtems aufmerkſam machen. Seine Verbindung mit allen Organen, mithin auch mit dem Reſpirationsapparate, macht auch ſeinen Einfluſs auf ihn klar, und je gröſser dieſer iſt, deſto mehr pathologiſche Erſcheinungen ſind auf ſeine Rechnung zu bringen, und deſto bedeutungsvoller ſind dieſelben. Es zeigt dieſs unter anderem die Influenza eben ſo, wie Reſpirationsleiden aus Abdominalplethora. So wenig Intereſſe jene, als Vorläuferin der Cholera, auch erregte, ſo viele Anſprüche macht dieſe, weil ſie im Heerde der Ganglienthätigkeit ſitzt, centripetal iſt, während jene als centrifugal für die Ganglienthätigkeit betrachtet werden kann, weil ſie die *pars thoracica ganglioſa* afficirt.

So wäre denn unſere Anſicht von der Cholera auch durch Autoritäten gerechtfertigt, welche jedoch ihrer Widerſacher nicht ermangeln. *Harleſs* diagnoſticirt die Cholera von den bösartigen Wechſelfiebern, meint aber doch, daſs bey *Cholera ſemitertiana* oder *Hemitritaeus cholericus* in ſymptomatiſcher und therapeutiſcher Hinſicht die Cholera die Hauptrolle ſpiele. Hierin einen Gegenbeweis zu ſuchen, wäre vergebens. *Simon* (85) dagegen greift die Sache anders an. Er hält ſich zuerſt an die Intermittensſtadien, irrt aber gewiſs, wenn er dieſe auch in dem höher potenzirten Krankheitsproceſſe nachgewieſen haben will, obwohl es eben nicht zu den Seltenheiten gehört, daſs Aerzte in einzelnen Fällen, die dann zu den günſtigen gerechnet werden, auch dieſe Stadien beobachteten. Betrachten wir nur die ſpitzfindigen Eintheilungen der Wechſelfieber bey den Alten, die bis aufs Aeuſserſte ausgeſponnen ſind, auch wenn alles Typiſche ſchon verwiſcht iſt, und es läſst ſich nicht verkennen, daſs zuletzt nur die Phantaſie die Hände im Spiele hatte, ſelbſt bis zum Uebergange der ſogenannten intermittirenden Fieber in die remittirenden. Uns kommt dieſer Einwurf gerade ſo vor, als wenn *Linné* unter 500 Exemplaren von *Cheiranthus annuus* nur 50 einfach blühende, die übrigen alle gefüllt gefunden, und nach den letzten der Pflanze ihren Platz in ſeinem Syſteme angewieſen hätte. *Cheiranthus annuus* wäre ein problematiſcher Kryptogam geweſen. Die reinen *Intermittentes*, welche vor, mit und nach der Cholera beobachtet wurden, ſind die einfachen Blüthen, und nur nach dieſen können die gefüllten (Cholera, gelbes Fieber, Schweiſsfieber, Sumpffieber u. ſ. w.) richtig beurtheilt werden. Weil aber *Simon* wohl eingeſehen haben mochte, daſs er mit dieſen Einwendungen nicht ausreiche, ſo leugnet er zuletzt den Sitz der Cholera im Gangliensyſteme ganz, nennt ſie eine Blutvergiftung, den Vergleich mit der Gröninger Epidemie von 1826 ein Werk der Einbildungskraft, und glaubt nun mit ſeinen Gegenbeweiſen fertig zu ſeyn, deren Seichtigkeit am Tage liegt. Denn was dieſe Vergiftung bedingen ſolle, davon finden wir bey ihm keine Sylbe, und es ſcheint, als gefalle er ſich bloſs im Tadel. Huldigt auch *Leveſtamm* (75) der Idee von Blutvergiftung, ſo leugnet er doch nicht die primäre Affection des Gangliensyſtems, indem er einen Krampf in den Secretionsgefäſsen der Nieren vorhergehen läſst, wodurch der Urin, als zerſetzend einwirkendes Gift, in die Blutmaſſe übergehen ſoll. Iſt es aber gleichwohl wahr, daſs beym gelben Fieber der Gallenbereitungsapparat in einem ſpaſtiſchen Zuſtande ſich befindet, und dafür das Gallenpigment ſich auf der Peripherie ausſcheidet, ſo haben uns doch bisher die chemiſchen Unterſuchungen von *Dulk* (81), *Noodt* (97) und *Wittſtock* (80, 3 Heft) keinen Harnſtoff in der Blutmaſſe nachweiſen können; ja ſie fanden ſogar keine anderen Veränderungen in derſelben, als unbeſtimmte Modificationen in dem Cruor- und Serum-Verhältniſſe, und *Dulk* widerlegt ausführlich *Herrmann's* Angabe (ſ. bey *Loder*) von darin aufgefundener Eſſigſäure als einen chemiſchen Irrthum, wiewohl *Leveſtamm* einen beſonderen Werth auf ſeine Idee legt. Daraus aber, daſs die Harnſecretion ſiſtirt iſt, wie derſelbe auch zugiebt, folgt noch nicht nothwendig, daſs eine vicarirende Thätigkeit ſonſt im Organismus eintreten müſſe; auch weiſet die Phyſiologie nicht nach, daſs die Beſtandtheile des Harns ſchon in der Blutmaſſe liegen. Es iſt daher kein Grund vorhanden, eine ſolche Hypotheſe für begründet zu erklären. Wenn

Levestamm weiter angiebt, das tumultuarische Auftreten der Cholera, die Heftigkeit ihrer Symptome, die mit Blitzesschnelle erfolgenden Veränderungen im Körper, die stürmische herannahende Todesgefahr, der binnen kurzer Zeit wirklich erfolgende Tod und endlich der Sectionsbefund deuteten auf eine chemische Vergiftung hin, wie sie etwa nach Einwirkung eines scharfen Giftes entstünde, und deshalb könne sie keine Nervenaffection (oben wurde der Nierenkrampf vorausgesetzt!!), keine *Intermittens perniciosa* seyn, da doch z. B. die *Apoplexia nervosa* in der Fülle der Kraft ende: so wollen wir vor der Hand eine solche chemische Vergiftung annehmen, aber nicht zugeben; richten aber dafür an den Vf. die Frage, wie die Gifte auf den Organismus wirken, und wie sie den Tod bedingen. Die Antwort wird er wohl nicht anders geben können, als *Marx* (die Lehre von den Giften, 1 Bd. 2te Abth. S. 144 u. f.). Die primäre Affection des Nervensystems bey allgemeinen Vergiftungen und besonders des Gangliensystems ist nicht zu leugnen; daher man auch die Gifte nach ihrer Wirkung in Cerebral-, Spinal- und Ganglien-Gifte eintheilte. Dafs bey der *Apoplexia nervosa* (*cerebralis?*) der allgemeine Collapsus nicht eintritt, liegt in der Function des Organs, indem der psychische Collapsus, der doch nicht geleugnet wird, nicht die Erscheinungen des physischen darbieten kann, wie er bey der *Apoplexia abdominalis* vorhanden ist, wefshalb auch *Zitterland* (82, S. 416) die Cholera als solche betrachtet, und *Baltz* sie *Neuroplegie* genannt wissen will. Auch erhält die Bedeutung des Gangliensystems bey Vergiftung noch gröfseres Gewicht durch die Angabe von *Clarus* (über den Krampf S. 209, und bey *Marx l. c.* S. 181), dafs solche blitzesschnelle Veränderungen gerade vom Gangliensysteme ausgehen. Was *Levestamm* noch von einer Analogie der Cholera mit *Diabetes* vorbringt, dafs nämlich bey erster der Harn in die Blutmasse (eine hinlänglich widerlegte Voraussetzung), bey letztem das Blut in den Harn abgesetzt werde, diefs wäre nur ein Beweis mehr für die Verwandtschaft der Cholera zum gelben Fieber, wenn wir solchen noch nöthig hätten. Halten wir diese Puncte zusammen, so wird unsere Ansicht durch Alles diefs mehr bestätigt, als widerlegt. — Gegen die Annahme des Intermittensprocesses in der Cholera erklärt sich ferner noch *Holscher* (5), weil er bey den mehreren Hunderten von Cholerakranken, die er in Posen beobachtet haben will, keine Spur von den bekannten Stadien wahrnahm. Abgesehen von dem, was wir *Simon* entgegneten, so werden wir von *Hergt* und *Sommerschu* (98) noch bestimmt, ihm auch die Glaubwürdigkeit zu entziehen, da er in Posen kaum 24 Stunden verweilt haben soll, mithin nichts aus Autopsie mittheilen kann. Wenn *Heidler* (76) sich ausdrücklich auch dagegen erklärt, ohne etwas mehr zu sagen, als jene Veränderung, die das Miasma noch aufser dem tödtlichen Krampfe (doch eine Affection des Gangliensystems!) im Körper hervorbringt, sey das eigentliche Wesen der Cholera, worunter er wohl jene allgemeine Kränklichkeit in den Choleragegenden versteht: so kann ein so unbestimmter Einwurf unsere Ansicht nicht schwankend machen, weil dieselbe allgemeine Kränklichkeit im J. 1826 auch an der Nordseeküste beobachtet wurde. Es liegt demnach hierin auch ein indirecter Beweis für uns. So viel als nichts sagend ist endlich noch *Zschocke's* Einwendung (66), der auch unser Gegner ist, aber doch gesteht, er wisse nichts.

Haben wir nun die Stimmen aufgezählt, die sich für und wider die Cholera als Intermittensform erhoben haben: so kommen auch zu den verwandten Stimmen, die wenigstens in Bezug auf den Sitz der Krankheit mit den ersten übereinstimmen. Das Uebel im Nervensysteme zu suchen, nahmen schon die englischen Aerzte keinen Anstand; daher es *Annesley* (1) als Depression des Nervensystems, durch entzogene oder alienirte Elektricität des Körpers bedingt, *Scot* (72) als Verminderung der Energie eines Theils desselben (des productiven), und *Good* nebst *Gmelin* (2) als auf Krampf beruhend, betrachtet. Das Mangelhafte dieser Bestimmungen ist zu einleuchtend, als dafs es einer weiteren Widerlegung bedürfte. Denn die Worte „Depression, verminderte Energie des Nervensystems, Krampf," sind so allgemein, dafs selbst die heterogensten Krankheitszustände darunter subsumirt werden können. Derselbe Tadel trifft auch *Gosse* (3), der von einem primitiven Ergriffenseyn des Nervensystems spricht. Bestimmter erklärt sich von Rufsland her *Loder* (11 u. 12), der das Sonnengeflechte und den sympathischen Nerven als den Sitz der Krankheit erkannt hat, und nach ihm die Rigaer Aerzte (6, 7, 8). Nur waren sie ungewifs über die Natur des Krankheitsprocesses, indem sie solchen bald in Lähmung, bald in Krampf bestehen liefsen. Gleiches Loos theilen mit ihnen mehrere deutsche Aerzte. *Messerschmidt* (41), *Sertürner* (43), *Rohrer* in Lemberg (71) weisen auf das Gangliensystem hin; *Riecke* (2 Bd. S. 142) nimmt eine lähmungsartige Affection des sympathischen Nervensystems an, *Lenhossék* (bey *Riecke*, 3 Bd.) ein Ganglienleiden mit nervösem Charakter; *Niemeyer* (100), obgleich er von aufgehobenem Einflusse des Nervensystems auf das Gangliensystem dunkel spricht, und den Vergleich mit Asphyxie anstellt, stimmt ausdrücklicher (99) für das Gangliensystem als Sitz, und nimmt eine Lähmung an, womit sein College *Schultze* (ebendas.) nicht einverstanden ist, welcher vielmehr eine Irritation erkennt; eine Meinung die auch *Kraufs* (95) hegt. Diesem nähert sich *Bruck* (23), der auf eine im hohen Grade krampfhaft erethische Krankheit des Unterleibes im Nervengeflechte hinweist; *Hille* (4) ist verlegen über die Art der Affection des Gangliensystems, welche, wenn sie Entzündung wäre, eine eigenthümlich specifische seyn müfste.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1832.

MEDICIN.

Schriften über die Cholera.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Dass wir mit solchen schwankenden Erklärungen um keinen Schritt weiter kommen, ist klar. Einseitig ist es, von Krampf, von Lähmung zu reden, da beides bey der Cholera eintritt, nur schnell auf einander folgend, und so, dass die Zeit des Eintrittes, des Überganges von Krampf in Lähmung nicht scharf begrenzt ist. Dass, wenn von Irritation die Rede ist, diese nach den oben angeführten Meinungen, und nach unserer Ansicht von der Natur der Krankheit, nicht im Gefässsysteme, sondern in den Ganglien κατ' ἐξοχήν gemeint seyn könne, werden wir hier nicht nochmals zu beweisen haben; es ist daher auffallend, wie *Hille* (4) eine specifische Entzündung ahnen mochte. Gehen wir aus von der Physiologie der Entzündung, so ist nur Eine bekannt, die aber modificirt werden kann durch Combination mit anderen Krankheitsprocessen, z. B. Dyscrasieen, wie *Arthritis*, *Scrophulosis*, oder Katarrh, Rheumatismus u. s. w. Die möglichen Combinationen sind bekannt. Dass keine derselben bey der Cholera Statt hat, geht zum Theil schon daraus hervor, dass *Hille*, der sie wohl kennt, doch keine zu bestimmen sich getraut. Es ist daher mit der eigenthümlich specifischen Entzündung soviel als nichts erklärt, so wie überhaupt die Annahme einer solchen Entzündung bey der Cholera, wie sie bey *J. J. Sachs* (33), *Appel* (104) und *Wilhelmi* (16) vorkommt, eine Ungereimtheit ist, wie *Loder* (12), *Scot* (72), vorzüglich *Harless* (14) und *Joerg* (74) zur Genüge nachgewiesen haben. *Harless*, dessen Monographie übrigens sehr beachtenswerth ist, das Vorbild für *Biermann* (15), leistet aber auch mit seiner Annahme eines hohen Grades von krampfhafter Irritation höchst asthenischen Charakters (im Gangliensysteme) nicht mehr. Ein hoher Grad von krampfhafter Irritation und die höchste Asthenie — —? Diess sind *Loci communes*, die im Ideenspiele sich wohl ausnehmen, in der Wirklichkeit aber wenig oder gar nicht frommen.

Wenn wir also die Cholera physiologisch und anatomisch nach ihren vorzüglichsten und constantesten Erscheinungen betrachten, und diese mit jenen der anerkannten malignen Intermittensformen, besonders bey eminenter Affection der *Unterleibs*ganglien vergleichen: so ist der Vergleichungspunct leicht zu finden, und wir werden dadurch zur richtigen Erkenntniss der Natur dieser Krankheit geführt. Fast unbegreiflich musste es scheinen, warum diess so spät gefunden wurde, wenn man es nicht aus dem Zustande der Medicin in Russland erklären könnte. Man sah die vorausgehenden, begleitenden und ihr nachfolgenden einfachen *Intermittentes*; konnte leicht ihre Aetiologie auffinden; beobachtete die bekannten Krämpfe, welche nach *Kieser's* geistreicher Erklärung (s. auch *Feuerstein* sensitive Krankheiten), die nicht unbekannt geblieben seyn konnte, doch auf ein Leiden des Gangliensystems, ausgedrückt in den Bewegungsorganen, hinweisen; sah die copiosen Ausleerungen, welche, im Zusammenhange mit dem oben Gesagten gedacht, an die *Intermittens cholerica* erinnern mussten, und konnte doch immer noch nicht das finden, was unseres Dafürhaltens auch ohne vergleichendes Epidemieenstudium nicht schwer zu entdecken war. Allein die menschliche Eigenheit, in der Ideenwelt herum zu schwärmen, lieber in der Ferne zu suchen, als das Nahe aufzufassen, ist bekannt, und in allen Classen zu Hause.

Will man uns einwenden, dass das Bild der Cholera nicht in allen seinen Zügen mit jenem der *Intermittens cholerica* übereinstimme, was zu den mannichfachen Vergleichungen mit *Asphyxie*, *Tetanus*, Pflanzenvergiftungen, Kriebelkrankheit, Hydrophobie u. s. f., Veranlassung gegeben haben mag, dass mithin unsere Ansicht widerlegt sey: so können wir darauf nichts erwiedern, als dass das Bild der Cholera selbst in der jetzigen Pandemie von 1817 an bis heute nach den verschiedenen Gegenden, Districten und Klimaten verschiedene Gestalten annehme, wie *Riecke* (13), *Buchheister* (97), *Lieber* (86) u. A. beobachtet haben. Eben so hat *Dalmas* (s. Cholera-Zeit. S. 150), der bey den Polen im Lager bey Rowka stand, welches zum Theil im Hochwald, zum Theil im Gebüsch geschlagen war, beobachtet, dass im Gebüsch nur Intermittens-Kranke, im Hochwald nur Cholera-Kranke vorkamen. Es kommt dazu, dass selbst die einfachen *Intermittentes* in manchen Epidemieen, nicht selten schon nach Typus und sonstigen Erscheinungen, ihre Variationen gemacht haben; dass es die malignen noch mehr thun, wie *Torti*, *Morton*, *Trnka von Krzowitz* u. A. zeigen; dass wir in der Nordseeküsten-Epidemie von 1826, welcher nach *Lüders* die Cholera noch ähnlich werden soll, ein wahres Quodlibet sahen, und dass es den Leiden des Gangliensystems überhaupt eigen ist, in ihren Erscheinungen inconstant zu seyn, den acuten, wie den chronischen, indem sie das Vorrecht zu haben scheinen, sich in die-

ſem oder jenem Syſtem oder Organ vermöge der wichtigen, ſo zu ſagen, autokratiſchen Bedeutung der Ganglienkette zu zeigen; daher wir z. B. die chroniſchen, in den Empfindungsorganen ausgedrückt, als Algieen wahrnehmen. Betrachten wir nur manche Hypochondrie und Hyſterie, welche Reihe von Krankheiten ſie in einzelnen Perſonen dem oberflächlichen Routinier darbieten, obgleich der wiſſenſchaftliche Arzt ſie als gleich erkennt; und wir ſtaunen nun die Choleraverſchiedenheiten gewiſs weniger an.

Wie dabey Zweifel über die Priorität der Affection des Nerven- oder Gefäſs-Syſtems entſtehen konnte, iſt gleichfalls nach dem Bisherigen ſchwer einzuſehen, indem die Entſcheidung für das erſte ſo leicht iſt. *Schleſinger* (24), der die Cholera in *perverſa et valde morboſa functione ſyſtematis ſanguiferi et nervoſi* beſtehen läſst, und *Schultze* (100), der die Affection des ſympathiſchen Nervenſyſtems *vielleicht* primär nennt, ſind daher leicht zu berichtigen; und eben ſo leicht die übrigen zu widerlegen, welche ſich von der richtigen Erkenntniſs des Uebels entfernen, wie *Jörg* (74), welcher die Cholera einem im Darmcanale eingedrungenen ſcharfen Gifte zuſchreibt, gegen welches derſelbe mit allen ihn conſtituirenden Theilen reagire, wodurch dieſe in einen Zuſtand von abnorm erhöheter Expanſion verſetzt werden, und ſo ihren Inhalt zur Einhüllung und Milderung dieſes Giftes ergieſsen ſollen; *Elsner* (18) mit ſeiner Annahme einer Entzündung der *Villoſa* des Darmcanals; *Borchardt* (30, 31), der die Cholera als Faulkrankheit, erzeugt durch die Einwirkung eines eingeathmeten Faulſtoffs auf die *Mucoſa* der Naſe, Luftröhre und Lungen, des *Oeſophagus*, Magens und der Gedärme, aus dem Talmud heraus demonſtrirt (vergl. *Köler*, Cholera-Zeit. S. 167); *Krüger-Hanſen* (49), der gleichfalls eine Gährungs- und Fäulniſs-Krankheit annimmt; *H. Hoffmann* (über die Natur und Heilung einiger chroniſchen Krankheiten, 2ter Bd.), welcher das Weſen der Cholera in gehemmter venöſer Thätigkeit beſtehen läſst; *Hegar* (70), der ſie hauptſächlich als Leiden der Darmmucoſa betrachtet; *Hergt* und *Sommerſchu* (98), die das Weſen derſelben in einer übermäſsigen, ſehr rapid erfolgenden ſerösmucoſen Secretion auf der ganzen inneren Fläche des Darcanals, verbunden mit erhöheter Thätigkeit in deſſen Muſkelhaut, und daraus hervorgehenden heftigen periſtaltiſchen und antiperiſtaltiſchen Bewegungen beſtehen laſſen; *Wendt* (Cholera-Zeit. S. 67), der unbeſtimmt genug von einem *Erethismus univerſalis*, der die Ueberfüllung der Gefäſse und Congeſtion herbeyführe, ſpricht; und endlich *Ockel* (ebend. S. 213), der das Uebel in der Galle ſucht.

Was nun noch das Verhältniſs dieſer Krankheit zur gewöhnlichen, ſporadiſchen oder europäiſchen Cholera betrifft, ſo haben ſich mehrere Stimmen für, und mehrere gegen eine Identität oder Affinität beider erklärt. Als Krankheitsgenus haben *Harleſs* (14), *Wedekind* (17), *Bruck* (23), *Schmidt* (103) beſonders die Cholera angeſprochen, und die aſiatiſche, wie die europäiſche als Species deſſelben erklärt. Daſſelbe thun *J. F. Hoffmann* (22), *Hasper* (Krankheiten d. Tropen, 1 Bd.), *Buek* (108), *Riecke* (2ter Bd.), *Goſſe* (3), *Meſſerſchmidt* (40), *Merrem* (90), *Zſchocke* (66); auch *Loder* (12) ſpricht von einer möglichen Aehnlichkeit mit der ſporadiſchen Form. Dagegen ſtimmen *Simon* (85), *Gmelin* (2), *Jacobſon*, *Hirſch* und *Treyden* (10. 2 Heft), *Jahn* (25), *Neuber* (62), *Wendt* (*l. c.*), *Stahly* (Cholera-Zeit. S. 326), *Annesley* (1), *Himly* (1), *Wilhelmi* (16), *Holſcher* (5), *Geſcheidt* (96). Betrachten wir freylich unſere ſporadiſche Cholera mit *Blosfeld* (7) als eine *Intermittens larvata*, ſo können wir uns ſehr leicht den erſten anſchlieſsen; in dieſem Falle glauben wir aber den *Genius epidemicus intermittens* vorausſetzen zu müſſen. Nun kommt aber bekanntlich dieſelbe als katarrhale Form gewöhnlich vor, und bietet als ſolche Erſcheinungen von Nervenaffection nur ſecundär dar; daher ſie auch weit ſicherer und leichter zu beſeitigen iſt. Das umgekehrte Verhältniſs haben wir bey der heutigen epidemiſchen Cholera. Hier geht das Leiden primär von den Ganglien aus, dort von der Darmmucoſa. Die Diagnoſe zu entwickeln halten wir für überflüſſig, da wir ſolche ausführlich in der Königsberger Verhandlungen 2tem Hefte finden, auf welches wir unſere Leſer verweiſen. Ueberhaupt ſcheint es uns ſehr irrig, ein Genus „*Cholera*“ anzunehmen. Daſs ihr ganz verſchiedene Krankheitsproceſſe zu Grunde liegen können, iſt eine eben ſo bekannte, als wahre Thatſache. Eine rheumatiſche Cholera z. B. iſt keine Species von dem Genus *Cholera*, ſondern vom Rheumatismus, welcher die Darmſeroſa afficirt hat, und dieſer kann nun eben ſo gut ſeinen Sitz primär hier aufſchlagen, als er ihn ſecundär *per metaſtaſin* wählen kann. So kann auch der Katarrh von irgend einer anderen Mucoſa auf die des Darms möglicher Weiſe überſpringen, und ſich im acuteſten Falle als Cholera darſtellen. Wir ſehen hieraus, daſs uns nicht ſowohl einzelne Krankheitserſcheinungen beſtimmen dürfen, den gegebenen Krankheitsproceſs richtig aufzufaſſen, als vielmehr der Complex aller darauf bezüglichen Umſtände, deren Auseinanderſetzung uns hier zu weit führen würde. Beziehen wir endlich unſere obigen Angaben auf die genannte Annahme von einer Verwandtſchaft zwiſchen beiden Krankheiten, ſo iſt dieſelbe ſchon dadurch als ungegründet dargethan.

Nachdem wir nun die verſchiedenen Anſichten der Aerzte über die Natur des der ſogenannten aſiatiſchen Cholera zu Grunde liegenden Krankheitsproceſſes nach unſeren vorausgeſchickten Andeutungen hierüber (ſ. No. 64 und 65) geprüft, und die Beſtätigung derſelben als Reſultat gewonnen haben: ſo wäre jetzt noch übrig, die obwaltenden Meinungsdifferenzen über deren Geneſis gleichfalls nach unſeren Unterſuchungen (ſ. No. 144) auszugleichen. Allein hier, wie dort, finden wir unter den Autoren ſo vielfache Annäherung, wenn auch nicht gänzliche Uebereinſtimmung, z. B. bey *Annesley* (1), *Harleſs* (14), *Clemens* (3), *Lüders* (7), *Loder* (12), *Elsner*, *Neuber* (62), *Kaliſch* (34), *Jencken* (64) u. A., daſs

wir es für überflüſſig halten, uns abermals auf eine ſo weitläuftige Darſtellung einzulaſſen, zumal da der aus Autoritäten zu führende Beweis für unſere genetiſche Auseinanderſetzung zum Theil ſchon in dem liegt, was wir vorausgeſchickt haben. Iſt nämlich zugegeben, daſs dieſe Cholera eine höhere Intermittensform, mit der Tendenz zu allgemeiner Verbreitung iſt, ſo muſs auch die Folgerung zugegeben werden, daſs ſie ſich unter denſelben Bedingungen, nur intenſiver und extenſiver, wie die gewöhnlichen *Intermittentes* als Epidemie entwickelt. Ihre weitere Ausdehnung iſt kein Widerſpruch, da im J. 1810 die einfacheren Formen nicht minder ſich ausbreiteten, und im J. 1485 das Schweiſsfieber, welches doch mit der Cholera ſchon identificirt wurde, — gewiſs auch eine Intermittens — von Rhodus über Frankreich nach England kam. Andererſeits finden wir unſere Beweiſe aus der voran verzeichneten Literatur, direct wie indirect, abſolut wie relativ, auf das fleiſsigſte von *Buek* zuſammengetragen. Daher wir vorzüglich auf dieſe Schrift (103) verweiſen, wenn gleich der Vf. ſelbſt dieſen Umſtand als äuſseren Factor weniger einer näheren Unterſuchung unterwirft, als die Ausbildung der inneren Anlage der Menſchen als inneren Factor, den er auf das umſichtigſte und überzeugendſte entwickelt hat. Wir müſſen hierauf um ſo mehr hinweiſen, als wir ſelbſt dieſen Punct nur kurz erörterten, und *Leupoldt*, *L. W. Sachs*, wie überhaupt die Königsberger Aerzte, und *Hille* ſich für dieſe Anſicht mehr oder weniger ausſprechen. Weiter verweiſen wir auf denſelben Vf. rückſichtlich der ſich hier unmittelbar anreihenden Frage über die Contagioſität. Die negative Beantwortung derſelben war eigentlich ſeine Aufgabe; und wir gedenken darum auch der Mühe einer näheren Auseinanderſetzung der ſo verſchiedenen, mit ſo vielen Widerſprüchen verbundenen Meinungen uns überheben zu können. Die Contagioniſten aller Art, die ohnehin nur noch eine kleine Zahl bilden, ſind durch *Bueke*, welcher alle Thatſachen auf das richtigſte aufgefaſst hat, ſo ſiegreich widerlegt, daſs es in der That ſonderbar ſcheinen müſste, wenn das Berliner Cholera-Archiv mit *Ruſt* an der Spitze (80), der ſeine Gegner auch bereits gefunden hat (73, 87, 88), fortfahren wollte, eigenſinnig und aus falſcher Conſequenz auf ſeinem Irrthume durch fortgeſetzte Vertheidigung ſeiner Contagion zu beharren. Wenn auch *Ruſt* als Diplomat einige Zeit die Contagion verfocht (nach 73), und dictatoriſch, faſt wie eine Glaubensſache, dieſe Meinung den Aerzten aufzudringen ſuchte, indem der Cenſor der preuſſ. Staats-Zeitung alles Anticontagioniſtiſche zu ſtreichen beauftragt geweſen ſeyn ſoll (73 u. 81): ſo dürfte doch dermalen, nach Polens Unterwerfung, auch in dieſer Hinſicht kein Grund mehr für jene Hartnäckigkeit vorhanden ſeyn.

In der That müſste es aufs Höchſte befremden, daſs dieſe Anſicht von Entſtehung der Cholera als Product zweyer Factoren, eines äuſseren (telluriſch-atmoſphäriſche elektrogalvaniſche Anomalieen) und eines inneren (gaſtriſch-nervöſe Conſtitution), nicht ſchon längſt zum leitenden Princip der Regierungen in dieſer Angelegenheit wurde, da die Entwickelung dieſer Anſicht durchaus nichts Gekünſteltes an ſich trägt, ſondern ganz in der Naturgeſchichte der Epidemieen begründet iſt, wenn nicht die Miniſterärzte ſelbſt, welche doch die umſichtigſten in jedem Staate ſeyn ſollten, der Autopſie aus präſumirter Furcht vor Anſteckung oder vor den Incommoditäten der Unterſuchungen an Ort und Stelle des Uebels, ſo feind geweſen wären.

Nach dem Geſagten und nach allen vorhandenen Erfahrungen unbefangener Aerzte ſind wir von der Nullität der Contagion aufs vollkommenſte überzeugt, ſey ſie nun unbedingt oder modificirt, beruhe ſie auf herumflatternden Choleraiden (*Greſer* 20), oder komme ſie durch Umdrehung der Erde um ihre Axe nach und nach zu uns, oder durch Flüſſe und Canäle (61), oder durch Menſchen, die ſich den Anſteckungsſtoff aſſimilirt haben, in Berührung mit anderen, bey denen dieſs der Fall noch nicht iſt (*Spitta* 84). Wollte man noch annehmen, daſs das bekannte Enneanthem auf der Darmmucoſa, von *Hergt*, *Sommerſchu*, *Romberg* (72) und Anderen gefunden, von Einigen, z. B. *Schlemm* (ebendaſ. S. 57), für Hervorwulſtungen der *Glandulae Peyerianae* erklärt, wie die Franzoſen überhaupt jetzt auch bey anderen Enneanthemen, z. B. Aphthen, etwas Aehnliches zu zeigen bemüht ſind, ähnlich den Exanthemen, z. B. *Variolois*, im Stadium der Blüthe ein Contagium zu entwickeln fähig ſey: ſo müſste doch das Darmſecretum als ſein Träger betrachtet werden, deſſen Unſchädlichkeit aber nachgewieſen iſt. Weder die häufigen und genauen Sectionen von Choleraleichen, noch Verſuche mit dem Secret von Lebenden genommen, wie z. B. *Foy* ſolches verſchluckte, haben ſo etwas dargethan. Auch iſt der ganze Verlauf zu ſchnell, als daſs die Entwickelung eines Contagiums gedacht werden könnte, zumal, wenn wir noch die Geneſis der Epidemie dabey im Auge haben. Wollen wir aber von einer pſychiſchen Contagioſität (durch Furcht) ſprechen, ſo müſſen wir dieſe allerdings in ſofern zugeben, als eben durch die Furcht der Organismus jenen inneren Factor ſich bereitet, und die Krankheitsanlage hiefür ſich ausbildet (51), wie aus den Wirkungen der Leidenſchaften auf das vegetative Leben genugſam bekannt iſt.

Daſs man dieſe Anſicht auch ohne Verſchwendung ſo vieler Millionen hätte gewinnen können, iſt aus dem bisher Geſagten erſichtlich. Wie man aber hienach vollends Choleragift und Peſtgift hat identificiren können, was wir aus den dagegen getroffenen Maſsregeln erſehen, indem *Ehrenberg* (35) die Peſtmaſsregeln geradezu empfiehlt, und Ruſslands Verordnungen (39) nicht minder, als die öſterreichiſchen, in Anwendung gekommen ſind, — wie alles dieſs ſo kommen konnte, wird uns nicht recht klar, und wird es jetzt auch den Regierungen nicht ſeyn, welche nunmehr eines Beſſeren belehrt ſind. Ruſſiſche Aerzte überzeugten ſich bald von der Richtigkeit der Angabe der engliſchen Anticontagioniſten in Indien,

und ſtimmten gegen Cordone. Das Nachtheilige der Häuſerſperre finden wir bey *Meſſerſchmidt* (40) und *Houſſelle* (45) erörtert, und von Königsberg aus (10) erhoben ſich die kräftigſten Stimmen gegen die ganze Anordnung Preuſsens, der ſich doch ein Ungenannter, zur Beruhigung des Publicums, noch ſo hold gezeigt hat (37). An Belehrung des Volkes über den herannahenden Feind lieſs man es nicht fehlen; aber, wie es gewöhnlich der Fall mit populär-medicinischen Schriften iſt, ſie bewirkten häufig das Gegentheil, ängſtigten die Gemüther noch mehr, weil ſie meiſtens von der Idee einer Anſteckung ausgingen, und eine Menge Mittel darboten, die mehr geeignet waren, cholerakrank zu machen, als vor der Krankheit zu bewahren. So die Münchner Belehrung (106), *Joerg* (58), die Hausapotheke (54); weniger nachtheilig iſt der Homöopath (105). Unter den übrigen Schriften dieſer Gattung, wie die anonyme (52), die von *Hohnbaum* (53), *Cohnſtein* (55), *Meſſerſchmidt* (41), dem pſeudonymen *Kreuz* (57), *Sundelin* (59), *Burdach* (60), *Treyden* (56), verdient die letzte, als ihrem Zwecke am meiſten entſprechend, den Vorzug. Auch iſt es ſehr lobenswerth, über richtige Krankenpflege zu belehren, wie die anonyme Schrift (77) und *Hofmann* (92) thun, und ſelbſt den Aerzten und Wundärzten, die bey der ganzen Angelegenheit ohne Theilnahme ſind, das Reſultat der Erfahrungen mitzutheilen, wie dieſs vorzüglich *Jahn* (25) und *Merrem* (89, 90) bezwecken, nicht aber die Münchner Schrift (47). Auch über Anordnung von Spitälern zum Empfange der Hydra erſchienen allenthalben umfaſſende Inſtructionen; aber über einen Punct, über die Mittel, der Volksnoth zu ſteuern, ſind ſie noch ſehr unvollſtändig. Wie häufig fehlt es an Nahrung, Kleidung, Wohnung! Darauf die vielen Millionen zu verwenden, wäre eine der ſicherſten Maſsregeln zur Abwendung der Cholera geweſen, und hätte mehr geſchützt, als alle Cordone, die als Mauthlinie zugleich für ihren eigentlichen Zweck ganz fruchtlos waren, wie wir bey *Zſchocke* ſehen, wie *Pinel* an *Gräfe* ſchrieb, und auch uns vom baieriſchen Cordone bekannt iſt. Wenn *Barrie's* (38) als Generalpurificator auf ſeinen Geſchäftsreiſen die nöthigen Summen zu verwenden hat, ſo erreicht er ſicher ſeinen Zweck; er purificirt dann leicht die Wohnungen und die Bewohner, macht ſie lumpenfrey, wandelt viele Ställe zu wahren Menſchenwohnungen um, ſorgt für ordentliche Nahrungsmittel, Brennholz u. dgl., predigt dabey Lebensordnung und Reinlichkeit, und er wird gehört. Ohne dieſe Summen aber iſt ſeine Generalpurifications-Direction erfolglos. Was die Staatsregierung als Arzt der Menſchheit zu thun hat, erhellt aus dem hier Geſagten, ſo wie auch aus dem früheren (ſ. No. 144). Daſs *Greſer's* Verpalliſadirung der Länder ($13\frac{1}{2}$ Fuſs hohe Palliſaden) zu den Ungereimtheiten gehöre, und daſs *Borchardt's* Kanonade ſchon durch die Ereigniſſe in Polen ſich als nutzlos zur Abwehrung gezeigt hat, brauchen wir nicht näher aus einander zuſetzen. Auch hilft uns *Siegmeyer* (32) mit ſeinen alchymiſtiſchen Anſichten zu nichts.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Freyberg*, b. Craz u. Gerlach: *M. Mueller Description abregée du procedé d'Amalgamation à Halsbruecke près de Freyberg en Saxe.* 1831. 39 S. kl. 8. (4 gr.)

Der Zweck dieſes Werkchens iſt, den Fremden, welche nächſt Freyburg auch das Amalgamirwerk zur Halsbrücke beſuchen, und der deutſchen Sprache nicht mächtig ſind, die Beſchreibung dieſer intereſſanten Anlage, und die Erklärung der verſchiedenen bey der Amalgamation vorkommenden Proceſſe in franzöſiſcher Sprache in die Hände zu geben. Schon die Seitenzahl zeigt jedem einigermaſsen mit dem Gegenſtande Vertrauten, daſs es ſich hier nicht darum handelt, eine ausführliche Beſchreibung der Freyberger Amalgamation zu liefern, und ſpecieller in die einzelnen Operationen oder in die Theorie der Proceſſe einzugehen; das Buch iſt vielmehr für Perſonen geſchrieben, die, ohne vom Fache zu ſeyn, doch einen oberflachlichen Begriff von dieſer ſinnreichen und nach Befinden vortheilhaften Methode des Silberausbringens mitzunehmen wünſchen. Dieſer Zweck iſt in der That erfüllt, und auf dieſe Weiſe einem wirklichem Bedürfniſſe abgeholfen.

In der Einleitung läſst der Vf. noch auf eine ähnliche Beſchreibung der Freyberger Schmelzproceſſe, und auf eine Schrift in deutſcher Sprache über Amalgamation und Schmelzproceſſe hoffen. Daher iſt es vielleicht nicht ohne Nutzen, den Vf. darauf aufmerkſam zu machen, daſs in dem vorliegenden Werke nicht durchaus ein ſolche Deutlichkeit herrſcht, wie ſie gerade hier unumgänglich nöthig war. Die Schuld liegt zum Theil an der Sprache, die demſelben nicht ganz geläufig zu ſeyn ſcheint, zum Theil aber auch daran, daſs hin und wieder zu viel mit zu wenigen Worten geſagt werden ſoll, ſo daſs der Unkundige nur auf einen Gegenſtand hingeführt wird, ohne eine klare Vorſtelſtellung davon zu erlangen. In ſolchem Falle iſt es aber weit beſſer, Dinge, deren ausführliche Auseinanderſetzung zu weit führen würde, gar nicht zu erwähnen, als ihre Beſchreibung nur halb zu geben. Zu ſolchen nicht ganz deutlichen Stellen rechnet Rec. S. 10 am Ende die Definition des Amalgamationsproceſſes; S. 14 die Erwähnung von gewaſchenen und gepochten Erzen, von denen die letzten gar nicht, die erſten unzulänglich erklärt ſind; die Beſchreibungen der Maſchinerie im Anquickſaal und bey den Waſchbottigen, die ohne Kupfer entweder zu ausführlich oder zu kurz ſind; S. 39 die Erwähnung der Düngeſalzbereitung. Wenn daher der Vf. ſeine Abſicht, eine Beſchreibung der Freyberger Entſilberungsproceſſe in deutſcher Sprache zu liefern, noch ausführt: ſo iſt ſehr zu wünſchen, daſs ſie, ſelbſt wenn ſie ebenfalls nur auf Durchreiſende berechnet werden ſollte, doch etwas mehr in das Detail eingehe, namentlich auch mehrere und beſtimmtere Zahlenangaben mittheile; was dem Vf., als einem ſächſiſchen Hüttenofficianten, nicht ſchwer fallen wird.

Von Sinn entſtellenden Druckfehlern bemerkte Rec. folgende: S. 15. Z. 7 v. o. das Comma muſs zwey Worte früher ſtehen; S. 28. Z. 8 v. u. *parceque le chlore uni au fer et à l'argent metallique, s'amalgame*, muſs heiſsen: *parceque le chlore s'unit au fer, et l'argent métallique s'amalgame;* S. 39. Z. 14 v. o. *l'acide* für *l'oxide.*

Schlieſslich bedauert Rec., daſs der Vf. nicht die zweckmäſsige Vertheilung des Raumes im Amalgamirgebäude hervorgehoben hat, die jedem Fremden auffallen und ſein Intereſſe erregen muſs.

Fr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1832.

MEDICIN.

Schriften über die Cholera.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was wir über individuelle Prophylaxis in unserem therapeutischen Artikel erwähnten, möge hier nicht vergessen seyn. Wie viel auch in Vorschlag kam (*Wilhelmi* 16 u. 68), selbst *Roth's* Empfehlung des Kupferblechs (42), welches er ächt homöopathisch mysticirt, ist eitel und erfolglos. Nichts schützt, als Abwesenheit der inneren Anlage, wie wir sie oben geschildert, oder Minderung der vorhandenen; und ist dieses nicht möglich, so ist noch auszumitteln, ob das oben empfohlene Brechweinsteinpflaster vor dem Anfalle schütze, oder denselben doch mäsige.

Was die Therapie der Krankheit selbst betrifft, so können wir über deren Zustand leicht eine Uebersicht gewinnen, aber keine tröstende, wenn wir uns in den Schriften von *Wilhelmi* (16, 68), *Neuber* (63), *Harless*, die eine Zusammenstellung der Curarten liefern, umsehen. *Oertel* (91) mit seiner Wasserkur trägt nicht mehr zur Ermuthigung bey, als *Hawkins* (44) Dampfbad und das Glüheisen von *Hertz* (29), und was *Flies* (48) in Posen und *Leviseur* (45) in Bromberg rühmen konnten, entsprach an anderen Orten keinesweges den Erwartungen. Auch *Eisenmann's* Theorie der Cholera und der darauf gebaute Heilplan (27) nach den Gesetzen der organischen Chemie, hervorgegangen aus *Herrmann's* irrigen Untersuchungen der Darmexcreta, wie *Dulk* (81) nachgewiesen hat, indem er das Educt für das Product nahm, hatte nur in sofern einen Beweis für sich, als Ammoniumpräparate von *Pulst* und mehreren Anderen mit gutem Erfolge angewandt wurden, ohne die angenommene Säure in den ersten Wegen, wonach auch das von ihm zugegebene Choleracontagium saurer Natur seyn sollte, zu subsumiren, und *Eberle* (28) widerlegt ziemlich triftig diese Ansicht, so rationell und originell sie auch sonst ist. Die englische Behandlung in Indien sank schon in Russland; zwischen diesem und Preussen wurde empirisirt nach allen Dimensionen; hier erst begann der Rationalismus mit der herrschend werdenden Ansicht von der Natur der Krankheit, die auf Irritation und Paralyse beruht, und dem Intermittensprocesse angehört, helleres Licht in die Therapie zu bringen. *Harless* hatte zwar schon den Versuch zu einem rationellen Heilplane gemacht, der aber auch nur ein Versuch bleibt. Erst *Sachs* in Königsberg (81) liefert den rationellen Heilplan, und *Baltz* (93) nach ihm; auch *Bartels* (67) ist hierin sehr belehrend. Eine weitere Verfolgung dieses Gegenstandes würde uns hier zu weit führen, weil wir dann auch alle bisher beobachteten Variationen der Krankheit selbst, so wie der Nachkrankheiten, auseinander setzen müssten, da die Darstellung des Einen ohne das Andere dunkel bleibt. Wir verweisen daher auf jene drey Schriften. Die unter ihnen Statt findenden Abweichungen sind keinesweges so erheblich, als dass sie nicht miteinander auszugleichen wären; und wenn sie auch nicht so siegreich, als zu wünschen war, die Cholera überwältigen konnten, mithin unsere tröstende Behaglichkeit bey unserem gegenwärtigen Wissen dadurch auch gestört werden sollte, so können wir doch nicht oft genug an den raschen Verlauf der Krankheit erinnern, die so schnell in Lähmung übergeht. „*Principiis obsta, sero medicina paratur*“ kann nirgends mehr gelten, als hier. Lähmung ist überall in Krankheiten ominös, am meisten aber im Centrum des plastisch-vegetativen Lebens, weil hier so viele Organe betheiligt sind. Kommen wir auch noch so weit in unserer Kenntniss der Cholera, so erreichen wir das Ziel doch nicht, eine eingetretene Lähmung in den Ganglien wieder aufzuheben. Wer Vergleichungen über die besseren Behandlungsarten anstellen will, den verweisen wir noch auf *Bastler* (69), die Stettiner Abhandlungen (83), *Buchheister* (97), *Hergt* und *Sommerschu* (98), *Rohrer* (71), *Lieber* (86), *Heilbronn* (78), *Schneemann* (65), *Krauss* (95), *Fischer* (94) und *Gescheidt* (96).

Wir haben nun die Cholera nach ihren drey Hauptbeziehungen betrachtet, nosologisch, pathogenetisch und therapeutisch. Am meisten beschäftigte uns die erste, und nach dieser die zweyte, weil uns die Lösung der Frage, mit welchem Feinde wir es zu thun haben, am dringendsten schien. Was die Arten der Cholera anlangt, so haben mehrere Schriftsteller solche benannt. Wir übergingen diesen Punct, weil die Cholera ihre Gestalten, wie ein Proteus, wechselt, und wir mithin noch nicht einmal dieselben alle kennen. Von den Sectionsresultaten glaubten wir überhaupt nur so viel berühren zu müssen, als zum Behuf eines Beweises nöthig schien. In den Schriften bey *Phoebus* (80, 3 Heft), von *Romberg* (72), *Sachs* (81), *Gescheidt* und Anderen, ist das Nähere zu finden. Diagnose und Prognose berührten wir gar nicht, weil sie allenthalben gut dargestellt sind; eben so die Symptomatologie, die *Hegar* sogar durch eine Zeichnung zu erläutern versucht hat (70).

Wenn wir endlich der Gelegenheitsursachen, Diätfehler u. s. w. nicht gedachten, die doch das vermittelnde Glied zwischen der inneren und äusseren Ursache sind, so geschah es bloss darum, weil wir sie nunmehr als bekannt voraussetzen durften.

B. F. S.

Heilbronn, b. Drechsler: *Beyträge zur Natur- und Heil-Kunde.* Von *C. F. v. Pommer,* der Medicin Doctor, Stabsarzte, Ritter u. s. w. Erster Band. 1831. VII u. 606 S. 8. (2 Thlr. 21 gr.)

Vier Abhandlungen, theils physiologischen, theils praktischen Inhalts, hat der thätige Vf. in diesem Bande niedergelegt. I. *Ein Beytrag zur Geschichte des Klapperschlangenbisses* (S. 1—10). Ein Kaninchen wurde dem Bisse von *Crotalus horridus L.* ausgesetzt. Durch einen Biss an der linken Seite des Kopfes starb es nach 25 Secunden. Keine Entzündung, kein örtliches Absterben, kein Brand, keine Auftreibung war an der verletzten Stelle wahrzunehmen; die allgemeine Fäulniss des getödteten Thieres wurde durch den Gifttod nicht beschleunigt; ein Hund genoss das rohe Fleisch des Thieres ohne allen Nachtheil. Der Vf. fand grosse Analogie zwischen der Wirkung des Schlangengifts und der Blausäure. — II. *Ueber den Einfluss der gleichzeitigen Durchschneidung beider sympathischen Nerven am Halse auf die Gesundheit und das Leben der Thiere* (S. 11—50). Bey dem seit *Galen's* Zeiten mannichfach wiederholten Experimente der Durchschneidung des *Vagus* am Halse kam sehr häufig der *Sympathicus magnus* gleichzeitig mit unter das Messer; es entstand daher die Frage, ob nicht die Ergebnisse jenes Versuches vorzugsweise oder doch wenigstens theilweise von der Verletzung des letzten mitbedingt sind. Die an Kaninchen und Hunden desshalb angestellten Versuche belehrten den Vf., dass die Durchschneidung beider *Sympathici* weder das Leben, noch die Gesundheit beider Thierarten beeinträchtigt, und dass bey Kaninchen nach der Operation gar keine Veränderung an den Augen wahrzunehmen ist, bey Hunden aber nur in einzelnen Fällen eine schwache Schleimsecretion im inneren Augenwinkel danach erscheint. Uebrigens gaben die Thiere beym Drücken, Ziehen, Durchschneiden des *Sympathicus* niemals Zeichen des Schmerzes von sich; die Schnittenden zogen sich zurück, wie an Rückenmarks- oder Cerebral-Nerven, schwollen knopfähnlich an, und vereinigten sich nicht durch Nervensubstanz, sondern durch eine zellgewebsartige Masse. — III. *Beobachtungen über die Erzeugnisse des Genius epidemicus vom Frühjahre* 1828 *bis dahin* 1829 (S. 51—258). Die interessante Zusammenstellung der im genannten Zeitraume in Heilbronn beobachteten Krankheitszustände gestattet keinen Auszug. — IV. *Geschichte eines epidemischen Fiebers, welches im Sommer* 1829 *in der Garnison Heilbronn herrschte* (S. 259—606). Die Krankheit, ein epidemisches Nervenfieber, befiel sowohl die Bewohner Heilbronns, als die Garnison; letzte jedoch in einem extensiveren Grade. Von den 500 Mann, welche die Garnison bildeten, wurden vom 26 Juni bis 28 August 327 Mann befallen. In der Mitte dieses Zeitraums, gegen Ende Julius, erreichte die Krankheit ihre Höhe. Acute Krankheiten kamen während der Epidemie nur sehr wenige vor, namentlich auch bey Kindern. Männer erkrankten in der Stadt häufiger als Frauenspersonen; die meisten Kranken waren zwischen 20—40 Jahren und aus der Handwerksclasse. Unter den Soldaten erkrankten am häufigsten die zuletzt rekrutirten, die Schützen und die Tambours. Die Krankheit liess fünf Zeiträume unterscheiden. *Erster Zeitraum.* Selten befiel die Krankheit ganz plötzlich, sondern meistens gingen 2 bis 3, selbst 6 bis 10 Tage lang reissende Schmerzen oder Schwere in den unteren Extremitäten, oder leichtes Rothlauf um die Knöchel und Schienbeine voraus; die Krankheit schien gewissermassen von der *Cauda equina* auszugehen. *Zweyter Zeitraum*, 1—3 Tage dauernd. Die beym Nervenfieber gewöhnlichen Kopfaffectionen, Fieberbewegungen, schwache Störungen der Respiration, Appetitlosigkeit, Aufstossen, trockener Mund, dünne Stühle (selten träger Stuhlgang), Schmerzlosigkeit des Unterleibes. In diesem Zeitraume erschienen nicht selten als voreilige Krisen Nasenbluten, Schweisse, freywilliges Erbrechen, Durchfälle, vermehrte Absonderung in der Branchialschleimhaut, langer und tiefer Schlaf. *Dritter Zeitraum*, 6—8 Tage dauernd. Deutlicher ausgeprägtes Fieber bis zur *continua continens*, Daniederliegen der geistigen Thätigkeit und der Sinnesfunctionen, der Willkühr entrückte Muskelactionen; unruhige Respiration, mehr oder weniger mit einem Gefühle von Voll- oder Bangseyn auf der Brust, abwechselnd blosses Hüsteln und stossweiser Husten mit wenigem Schleimauswurfe; Druck in der Magengegend, Erbrechen, 6—10 wässerige Stühle, feuchte, weisslich belegte Zunge, Weichheit des Unterleibes, Schmerz in der *regio umbilicalis* und *ileo-coecalis* bald vorhanden, bald fehlend; kein Exanthem auf der Haut. In diesem Zeitraume konnte man fünf Formen der Krankheit unterscheiden: *a*) Nervenfieber mit vorzugsweise entzündlicher Aufreizung des Gehirns, Rückenmarks und deren Häute; *b*) Nervenfieber mit hervorstechendem entzündlichem Leiden der Athmungswerkzeuge; *c*) Nervenfieber mit ungewöhnlich heftigen auf Durchbohrung des Dünndarms hindeutenden Schmerzen im Unterleibe; *d*) gewöhnliche *febris nervosa versatilis* und *stupida*, bald mit, bald ohne Petechieen; *e*) unvollkommen ausgebildetes Nervenfieber, wo kein Delirium, kein Stupor eintrat, wenn gleich die ganze Krankheit ebenfalls 4 bis 5 Wochen zu ihrem Verlaufe erfoderte. *Vierter Zeitraum*, oder die Höhe der Krankheit, in der Regel zwischen dem 14 bis 15 Tage liegend. Die bekannten Erscheinungen dieses Stadiums. *Fünfter Zeitraum*, oder Ausgänge der Krankheit. Meist zeigten sich zuerst die immateriellen Krisen im Nervensysteme. Die Reconvalescenz fiel meistens gegen das Ende der 4ten Woche, und dauerte bis in die 6te, 8te, ja 10te

Woche. Das Abschälen der Epidermis und das Ausfallen der Haupthaare (in manchen Fällen zwey, selbst drey Mal) bildeten den Schlussstein der Reconvalescenz. Als Uebergangs- oder zum Theil Nach-Krankheiten in dem fünften Zeitraume erschienen Wechselfieber, scorbutische und hydropische Cachexie, Gelbsucht, Durchfälle, Geschwüre in den Luftwegen (zwey tödtliche Fälle durch Eiterung im Kehlkopfe), Oedem, rheumatische Schmerzen, Furunkeln und Abscesse, krätzartige Hautausschläge. Der Tod foderte von den 327 Erkrankten nur 13 Opfer ab; gewiss ein sehr günstiges numerisches Verhältniss. Der Tod erfolgte am 5, 7, 8, 9, 11, 12, 19, 25, 29 Tage der Krankheit, und in zwey Fällen von Nachkrankheit am 37 und 44 Tage. Ungünstige Prognose gaben das heftige Ergriffenseyn des Gehirns und Nervensystems gleich vom Anfange, frühe Schwerhörigkeit bey sonst langsamem Verlaufe der Krankheit, Heiserkeit in der Höhe der Krankheit, Entwickelung von Petechieen, Meteorismus (der aber oft auch nach 8—12 Tagen verschwand), kollerndes Geräusch im Leibe beym Verschlucken von Flüssigkeiten, sehr häufige Darmausleerungen.

Zwölf Leichen wurden mit grosser Sorgfalt secirt. Der Vf. theilt die Sectionsbefunde nebst den kurzen Krankengeschichten einzeln mit. Die allgemeinen Ergebnisse der Sectionen waren folgende: In jeder Leiche wurde ein in die Sinne fallender krankhafter Zustand der Eingeweide gefunden. Dieser betraf meistens die Eingeweide aller drey grossen Höhlen, in welcher Form auch das Nervenfieber erschienen seyn mochte, und dem Leichenerfunde nach kann die Krankheit nicht bloss als eine örtliche in einem Organe oder Systeme ausschliesslich haftende angesehen werden, sondern als eine mehrfach verzweigte, allgemein verbreitete. Folgende Erzeugnisse der Entzündung machten sich zunächst bemerklich: Wahre, von krankhafter Gefässentwickelung und Blutpuncten herrührende Entzündungsröthe (in der Schleimhaut der Luftcanäle, des Magens und der Gedärme); Geschwulst (der Schleimdrüsen des Dünndarms und der Gekrösdrüsen); Verwachsungen (zwischen *arachnoidea* und *pia mater*, Lungenoberfläche und *pleura costalis*); seröse Ergiessungen (in der Schädel-, den Gehirn-, der Rückenmarks-, Brust- und Unterleibs-Höhle); blutige Ecchymosen (in der Gefässhaut des Gehirns); Verdickung (der Spinnewebenhaut, des Zwölffingerdarms, der Schleimhaut und Muskelhaut, des Hüftdarms und der dicken Gedärme); Verhärtung (der Zirbeldrüse); Degenerationen parenchymatöser und membranöser Gebilde (theilweise Umwandlung der Lungen in leberartige Substanz und fungöse Umwandlung der Schleim- und Muskelhaut des Hüftdarms); polypöse, tuberkelartige, fungöse und Hydatiden-Bildung (erste im Herzen und in einzelnen Blutgefässen, letzte in den Gedärmen und an der Zirbel); Erweichung (der Magenschleimhaut und der Gekrösdrüsensubstanz); Ulceration (der Schleim- und Muskel-Haut der Gedärme und der Schleimhaut des *larynx*). Auch die innere Haut des Herzens und der grossen Gefässe, sowie der Harnblase waren häufig entzündungsartig geröthet. Als krankhafte Zustände, die nicht auf Entzündung schienen bezogen werden zu können, erschienen ein auffallender Blutmangel; Weichheit der Substanz des Herzens, der Leber, der Milz und der willkührlichen Muskeln; die phlogistische, polypöse Beschaffenheit des Blutes im Gehirne, seine widernatürliche Auflösung und fernambukähnliche Farbe in der Leber, seine ungleiche Vertheilung. Die krankhaften Veränderungen zeigten sich in der Regel am häufigsten und beträchtlichsten in den Nahrungswegen, namentlich auf der inneren Oberfläche des Hüftdarms, in den Gekrösdrüsen und auf der inneren Magenfläche; hierauf folgten die Athmungswerkzeuge, namentlich die *bronchi* und deren Zweige, so wie die Lungen selbst; dagegen war das Gehirn und Nervensystem, abgesehen von den Gehirnhäuten, am seltensten krankhaft afficirt.

Was die Behandlung anlangt, so wurde dieselbe mit entschiedenem Nutzen mit einem Emeticum aus *Ipecacuanha* und *Tart. emet.*, oder bey vorhandener Diarrhöe aus *Ipecacuanha* allein eröffnet. Hierauf folgten Salmiak, *Spir. Minder.*, nach Umständen mit einem schwachen *Infusum Ipecacuanhae* oder mit *Tart. emet.* verbunden. Allgemeine Blutentziehungen wurden selten veranstaltet, häufig aber, selbst wiederholt 8—12 Blutegel an Schläfen und Stirne, an die Brust, an die Nabel- und Hüft-Darmgegend gesetzt. Sehr häufig wurde in den heftigen Fällen des Fiebers Queckfilbersalbe in den Unterleib und die innere Fläche der Schenkel eingerieben, in einigen Fällen bis zur anfangenden Salivation. Es wurden ferner sehr gewöhnlich kalte Begiessungen und Fomentationen des Kopfes und laue Essigwaschungen der übrigen Hautoberfläche in Anwendung gezogen. Die Behandlung des 4ten und 5ten Stadiums musste natürlich sehr individualisirt werden; sie unterschied sich im Ganzen nicht von der gewöhnlichen. — Eine Contagiosität der Krankheit schien nicht annehmbar zu seyn.

Schliesslich müssen wir noch das S. 550—565 besprochenen wichtigen Gegenstandes gedenken, nämlich der beym Nervenfieber vorkommenden Ulcerationen im Hüftdarme. Diese Geschwüre, bald in grösserer, bald in geringerer Ausdehnung und Anzahl vorhanden, fehlten in keiner einzigen der 12 secirten Leichen. Gewöhnlich war ausser der *mucosa* auch die *fibrosa* zerstört, der Bauchfellüberzug aber ganz unversehrt. Durch welche Zeichen lässt sich nun die Gegenwart der jenen Ulcerationen zu Grunde liegenden Entzündung des Hüftdarms im Verlaufe des Nervenfiebers erkennen? *Ign. Rud. Bischoff* in Wien bezeichnete als pathognomonische Zeichen dieser Entzündung „gewisse, von der rechten Seite ausgehende, schnell zunehmende und bey dem Anklopfen weit mehr als in der linken Seite tönende Aufgetriebenheit des Unterleibes, das sehr Heissseyn desselben und die schmerzhafte Beschaffenheit der Kreuzgegend beym Drucke, so wie den heftigen und an-

haltenden Schmerz bey einem tiefen Drucke an der rechten Seite des Unterleibes oberhalb des *Paupart'schen* Bandes;" und empfahl dagegen das Ansetzen von Schröpfköpfen auf die Hüftdarmgegend und öfteres Bestreichen der davon verursachten Wunden mit Brechweinsteinauflösung, um Entzündung und Eiterung der Haut herbeyzuführen. Nach unserem Vf. sind die von *Bischoff* angegebenen Zeichen keinesweges Stich haltend, in sofern die Abwesenheit jener Zeichen die Abwesenheit der *Inflammatio mucosae* nicht darthut. Uebrigens finde sich ein etwas stärkeres Vollseyn der rechten Hüftbeingegend schon im gesunden Zustande, weil die Speisereste hier länger verweilen. Ein merkliches Heissseyn der Bauchdecken konnte er bey der *Inflammatio mucosae* nicht wahrnehmen, und eine besondere Schmerzhaftigkeit der Kreuzgegend fand er nicht ein einziges Mal. Die Schmerzhaftigkeit bey allmählich verstärktem Drucke auf den Unterleib, die sich wenigstens nach *Bischoff* durch ein krampfhaftes Verziehen der Gesichtsmuskeln zu erkennen geben soll, erscheint oftmals erst in der Höhe der Krankheit; denn in der beobachteten Epidemie schmerzte der Unterleib im zweyten Zeitraume an keiner Stelle; im dritten Zeitraume war der Leib weich, klein, bey oberflächlicher Berührung unschmerzhaft, und bey stärkerem Drucke empfand der Kranke häufig einen deutlichen, zuweilen aber nur unbestimmten und öfters gar keinen Schmerz. Uebrigens wurde der Schmerz am häufigsten in der Nabelgegend, nächst dieser zwischen Nabel und Schoosbeinen beobachtet. Das im Ganzen noch zuverlässigste Zeichen der *Inflammatio mucosae* des Hüftdarms im Nervenfieber scheinen unserem Vf. die wässerigen, meistens lehmartig gefärbten, vermehrten Stuhlgänge gleich im Anfange der Krankheit zu seyn, zuweilen mit Kollern und Grimmen oder Schneiden im Leibe in der Nabelgegend vor dem Eintritte der *sedes* und mit Abgang von Blähungen. Je rascher übrigens das Nervenfieber verläuft, um so undeutlicher sind alle örtlichen Zeichen jener Entzündung.

D. T. J.

Berlin, b. Duncker und Humblot: *Versuch einer Pathologie und Therapie des Diabetes mellitus,* vom Dr. *Aug. Wilh. von Stosch*, Leibarzte Ihrer kön. Hoheit der Kronprinzessin von Preussen. 1828. XV u. 235 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Hätte der Vf. sich zuvor auf eine geschichtliche Darstellung der honigartigen Harnruhr eingelassen, so wäre dem mit ihrer Literatur weniger Vertrauten der Werth dieser Bearbeitung eines Thema's, das zu häufig nur als Räthsel galt, erst recht klar geworden. Der Weg, welcher bey dieser Abhandlung eingeschlagen wurde, ist vorzüglich der physiologische, und zwar in der Art, dass die Physiologie mit allen ihren hieher gehörigen Behelfen darauf angewandt wird. Dem zufolge wird ein physiologisches Fragment über Verdauung, Assimilation und Reproduction vorausgeschickt, und diese organischen Processe werden dann in ihrer Abnormität bey der in Rede stehenden Krankheit mit aller Umsicht und Genauigkeit verfolgt und beleuchtet. Daher finden wir auch eine ausgezeichnete Analyse und Erklärung der Symptomatologie, Aetiologie und Sectionsresultate, welche uns bis zur Evidenz mit der Natur dieses Krankheitsprocesses bekannt machen, der zunächst in einem lähmungsartigen Zustande des, das venöse System afficirenden Theiles des sympathischen Nervensystems und der dadurch bedingten Vernichtung der Resorptionsthätigkeit der Venen seinen Grund hat. Die darauf gebaute Therapie trägt, wie nicht anders zu erwarten ist, das Gepräge einer für die leidende Menschheit segensreichen Rationalität, und ist genau im Allgemeinen, wie im Besonderen, den ätiologischen Momenten gemäss durchgeführt. Drey interessante, kritisch abgefasste Krankengeschichten, als Belege für die Resultate der gegebenen Untersuchungen, machen den Beschluss.

Diese Andeutungen über eine so inhaltsreiche Schrift glaubten wir nicht weiter ausdehnen zu dürfen, um nicht durch einen unvollständigen Auszug dem Gebrauche derselben nachtheilig vorzugreifen. Sie muss ganz gelesen werden, um richtig gewürdigt zu werden; und dann ergiebt sich die wohlverdiente Empfehlung von selbst. Wir wünschen daher sehr, dass jeder praktische Arzt sich mit derselben bekannt machen möge.

B. S.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Göttingen*, b. Deuerlich: *Gedichte* von Dr. *J. A. G. Heinroth*, Director der Musik in Göttingen. Erstes Heft, enthaltend Fabeln und Erzählungen zum Declamiren. 1832. VIII u. 120 S. 8. (9 gr.)

Für Knaben oft nicht verständlich genug, oder ohne Interesse, immer zu wenig naiv und heiter. Für Declamatoren von reiferen Jahren zu matt, und nicht selten die Nutzanwendung, wie z. B. in: der Knabe und die Erdbeeren, viel zu spitzfindig, ja ganz und gar unpassend. Das Befremdendeste am ganzen Büchlein ist, dass ein Director der Musik so überaus holpernde, steife Verse, wie sie sich häufig in diesen Fabeln darbieten, stehen lassen konnte.

R. t.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1832.

THEOLOGIE.

1) Breslau, b. Max u. Comp.: *Wie ich wieder Lutheraner wurde, und was mir das Lutherthum ist.* Eine Confession von *Heinrich Steffens.* 1831. 181 S. 8. (18 gr.)

2) Ebendaselbst: *Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben.* Eine Stimme aus der Gemeinde durch *Heinrich Steffens.* Neue, unveränderte Ausgabe. 1831. VIII u. 252 S. 8. (20 gr.) *)

Mit einigem Vorurtheil, weil mit Vorliebe — wir gestehen es, gingen wir an das Lesen dieser Schriften. Der Vf. war uns schon früher nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Mensch, — obwohl nie eine persönliche Begegnung oder anderweite Berührung Statt fand, — lieb und werth geworden. Zudem erinnerte uns *Steffens,* der Naturkundige, mit seiner theologischen Confession an den ehrwürdigen *Haller,* der, wie Jener, Naturforscher in ächter Bedeutung und Dichter voll Geistes, mit lebendigem Glauben und gründlicher Erkenntniss dem evangelischen Christenthum huldigte, und in seinen *Briefen über die Einwürfe der Freygeister wider die Offenbarung,* das Schwert des Geistes kräftig führte. Wer ein ächter Protestant ist, kann auf menschliche Autorität in Glaubenssachen kein Gewicht legen; aber es ist in unseren Tagen am wenigsten überflüssig, daran zu erinnern, dass Männer, wie *Haller, Keppler, Newton, Leibnitz* u. A., die unbestreitbar zu den grössten Denkern aller Jahrhunderte gehören, aber nicht Theologen von Profession waren, mit ganzer Seele in dem Glauben lebten, der die Christen als Glieder Eines Leibes, dessen Haupt Christus ist, verbindet, und der denn allerdings ein sehr einfältiger, aber doch nicht ein so alberner seyn mag, wie manche theologische Sprecher dieser Zeit uns überreden möchten. Zu solchen treuen Zeugen hat denn auch Hr. *Steffens,* wie früher der treffliche Geistesverwandte und wissenschaftliche Genosse, *G. H. Schubert,* sich gesellt, und wir betrachten es als eine gute Frucht der jetzigen theologischen Parteykämpfe, dass diese ihn bewogen, über das Eine, was Noth ist, seine Stimme abzugeben.

*) Da beide Schriften nach sehr verschiedenen Ansichten betrachtet und beurtheilt werden können, so theilen wir zwar hier eine Anzeige von einem sehr ehrenwerthen Theologen mit, welcher dem Vf. fast in Allem beystimmt, behalten uns aber vor, auch das Urtheil eines anderen Gelehrten, welcher von entgegengesetzten Ideen und Ueberzeugungen ausgeht, künftig nachzuliefern. *Das Directorium der Jen. A. L. Z.*

Nr. 1 verspricht auf dem Titel eine *Confession,* und das Büchlein enthält wirklich eine solche, im wahren Sinne des Wortes. Das innere Leben eines reichbegabten Geistes entwickelt sich hier vor unseren Augen, und kein Moment der geschichtlichen Darstellung ist überflüssig oder unbedeutsam. Wir erhalten freylich nur Andeutungen, aber durchschauliche; nur sparsame, fast vereinzelte Züge, aber Grundzüge, in denen gerade das Lebendigste im Leben sich abspiegelt. Eine ehrenwerthe religiöse Subjectivität wird hier, indem sie offen und treu sich ausspricht, dergestalt objectiv, dass Rec., das hier Gegebene mit dem, was andere Schriften desselben Vfs., was Freunde und Feinde in mündlichen und schriftlichen Berichten darboten, unbefangen combinirend, ein anschauliches Bild der edlen Persönlichkeit des Mannes, der in den letzten Jahren wohl mehr als je Vielen ein Räthsel, wo nicht ein Stein des Anstosses geworden ist, für sich gewonnen zu haben meint, und durchaus nicht mehr an ihm irre werden könnte, wie auch Andere ihn richten möchten.

Nach den einleitenden Worten, welche die Veranlassung und unabweisbare Nothwendigkeit des Erscheinens dieser Confession, und das Verhältniss des Vfs. zu der kirchlichen Union befriedigend andeuten, folgen (S. 20—84) Züge aus dem persönlichen Jugendleben, die einen tiefen Blick in den Gang des Geistes eröffnen. Der Knabe, den wir hier kennen lernen, zieht, trotz mancher fast abstossender Eigenthümlichkeiten, uns so innig an, dass wir ihn gern auf seiner weiteren Laufbahn begleiten möchten, und um so unbehaglicher in unserer theilnehmenden Beobachtung uns gestört fühlen, als die genetische Entwickelung beym Tode der Mutter plötzlich abbricht. Darauf tritt uns, ehe wir sein ganzes Werden sehen, der bereits durch eine vielversprechende Leistung ausgezeichnete, ja gefeierte Jüngling entgegen. Wir möchten allerdings mit ihm rechten, dass er uns erst zum Vertrauten seines Bildungsganges und seines inneren Heiligthums macht, dann aber, als reue ihn die vertrauliche Hingebung, gerade da, wo unsere Theilnahme aufs Höchste gesteigert ist, sich zurückzieht; wir wünschen also eine vollständigere, mehr durchgeführte Confession; für den vorliegenden Zweck aber genügt allerdings die gegebene, und die folgenden Abschnitte bieten weitere, befriedigende Aufschlüsse dar.

Sinnreiche Andeutungen des Verhältnisses der

Menschenwelt zur Natur und zu den geheimnifsvollen Tiefen des Lebens bilden den Uebergang zu der psychologischen Erklärung der Richtung, welche die religiöse Denkweise des Vfs. genommen. Dieser Abschnitt (S. 90—108) ist überschrieben: „*Unsterbliche Persönlichkeit*," und stellt das, was die innerste Eigenthümlichkeit des Menschen und sein wahres Eigenthum ist, den innerlichen verborgenen Menschen, welcher, wie er sich auch selbst verhülle, und von der Welt beengt, gebunden, verdunkelt werde, obwohl er in der Erscheinung nie rein hervortreten kann, doch in den Augenblicken des reinsten Daseyns sich loswindet, das *Selbst*, dem Keiner ganz zu entfliehen vermag, als den Gegenstand der Forschung (sowohl der Selbst- als der Menschen-Beobachtung) dar, durch welche der Vf. zu dem Friedens- und Freuden-Quell seiner Kindheit zurück, zu dem verborgenen Leben in Christus hingeleitet ward, und macht es anschaulich, wie er das, was die Lebensphilosophie des gebildeten Weltmannes, was Kunst, Poesie, Wissenschaft allein ihm nicht gewähren konnten, — einen Ruhepunct in den gewaltsamen Oscillationen der Gegenwart, nachdem er die Bedeutung der Erfahrung wiedererkannt hatte, und zur Liebe geläutert worden, — im *Christenthum* fand. Was ihm dieses war und ward, das entwickelt er von S. 108 bis 132. Das die ewige Persönlichkeit Verhüllende erkannte er aufser sich als ein Allgemeines, in sich als das Böse, aus dessen Gewalt nichts in der Erscheinung und keine eigene Kraft ihn retten konnte. Die frommen Erinnerungen aus der Kindheit, die ihn fortdauernd begleitet hatten, wurden nun mächtiger und klarer; aber er fühlte sich in der innersten Tiefe gebunden, das Denken selbst durch das Bewufstseyn des Abfalls gefesselt; er begriff, das nur eine unbedingte Hingebung ihn befreyen könne, und blieb nicht zweifelhaft, wem er sich hingeben solle. Auch hier erwies sich der Segen einer christlichen Erziehung. Zwar ward die völlige Hingebung noch auf mancherley Weise gehemmt; aber immermehr machte sie sich als unabweisbare Foderung geltend. Was er längst erkannt, das erlebte er nun, um es im höheren Sinn zu erkennen, dafs er sich ganz hingeben müsse dem, dessen Herrlichkeit ihm erschienen war, und er begriff nun, dafs die Hingebung nur dann wirklich und völlig sey, wenn jedes Wort und jede That des Erlösers ihm heilige Wahrheit sey, unabhängig von dem Begreifen und von der Bestätigung durch das eigene Selbst, über allen Zweifel erhaben. Die Wunder des Heilands erkannte er nun, obwohl als Naturforscher an die Strenge physikalischer Untersuchungen gewöhnt, als geschichtliche Wahrheit. — Ungern versagen wir uns, den reichen Inhalt dieses Abschnittes hier anzudeuten; er mufs ganz gelesen werden, um sich in seiner ganzen Wahrheit zu behaupten. Das Zeugnifs: „Von dem Geist erzeugt, von der Unschuld geboren, erschien der Herr auf der Erde, — das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns; — der Glaube, welcher der Träger alles Wissens ist, besitzt, was das Erkennen erwirbt, und was allein die Verheifsung hat, die Liebe, welche den Sinn zur Gesinnung steigert, Leben und Seligkeit und das Höchste ist, darin aller Glaube und alles Erkennen erst seinen Werth erhält, und die Einheit Aller, die frey sind in dem Heilande und Kinder Gottes durch Ihn, begründet ist, — diese Einheit, selbst der offenbargewordene, persönliche Gott, der Geist, sich darstellend durch die Gemeinschaft, eben daher selbst Person," — diese Stelle tritt hier uns licht und lebenswarm entgegen. — Der folgende Abschnitt: „*Luther*" (S. 13. 26. 142), enthält mehr, als die Aufschrift besagt. Denn an die gerechte Hindeutung auf den Mann, „welcher berufen war, der ganzen Geschichte in allen ihren Richtungen eine andere Gestalt zu geben," und so bedeutend erscheint, „nicht nur, weil er die Hierarchie bekämpfte, sondern auch, weil er die Naturseite des Christenthums festhielt, indem er sie von der Erscheinung losrifs, und ihr eine innere geistige Bedeutung gab, weil ihn ein weissagendes Gefühl ahnen liefs, dafs die Gewalt des reflectirenden Verstandes die Kirche zerstören würde, weil er den ersten Versuch dieser Gewalt so entschlossen abwies," — schliefst sich eine geistreiche Andeutung der geheimnifsvollen, und doch so klaren geschichtlichen Abendmahlslehre an, wie Luther sie im Geist der ältesten Kirche entwickelte. — „Man denke sich, dafs die heilige Lehre, welche den Heiland erblickt als den allgegenwärtigen Schöpfer einer erneuerten, für die Seligkeit bestimmten Schöpfung, welche inmitten der Erscheinung die Keime einer neuen Welt pflegt, welche ihn erblickt, wie Er alle Schöpfungskraft geistig gestaltet in seiner Kirche, und wie diese Gestalt Jedem nahe ist, und in Stunden der Reinigung sich ihm ganz als selige Nahrung hingiebt, man denke sich, dafs diese Lehre (wie sie sich erhalten hat, und in vielen einfachen Gemüthern die herrschende ist) noch immer die Grundlage unserer bürgerlichen, sittlichen und geistigen Bildung wäre, — wie ganz anders stände es um die Gesinnung der Zeit!" — Der Abschnitt: „*Kirche, Gemeinde*" (S. 142—160) macht es einleuchtend, wie der Vf., von einer inneren Nothwendigkeit gedrungen (wir möchten hier die Wirkung *des* Geistes, der in alle Wahrheit leitet, noch bestimmter anerkannt sehen), von dem vornehmen Herabsehen der geistreichen Gesellschaft auf das gläubige Volk sich losreifsend, und dem Separatismus feind, an eine sichtbare Gemeinde sich anschlofs, in ihr mit der freyen Kirche sich verband, — und wieder *Lutheraner* ward. Weiter wird in dem Abschnitt: „*Theologie. Laien*" (S 160—173) überzeugend angedeutet das Recht der Laien in Glaubenssachen, die Stellung der Theologen zu der Gemeinde, das Wesen der in der Augsburgischen Confession, als dem äufseren, in dem gemeinsamen Glauben an das Wort Gottes, als dem innerlichen Einigungspuncte verbundenen lutherischen Kirche, die Nothwendigkeit einer reinen und bestimmten Sonderung der Kirchen zur Erreichung der höheren Einheit, die Gefahr der Vermischung streitender Elemente, oder der durch blofs äufsere Mittel erstrebten dürftigen Vereinigung des Unbestimmten, die Noth-

wendigkeit einer bestimmten Gestaltung der aus der unerschöpflichen Quelle der heiligen Schrift hervorströmenden ewigen Wahrheit, damit der Kampf nicht bloss zwischen Einzelnen, in ihrer objectiven Beschränktheit, sondern zwischen grossen historischen Massen, alle Keime des christlichen Lebens entfalte, und zur Einigkeit im Geist führe, aufhebend jene Indifferenz, die nur Willkühr statt Freyheit erzeugt, und eine Zersplitterung der Kirche in Secten, in Gemeinden und Gemeindchen ins Unendliche. Der Schluss (S. 173—181) lässt uns noch in die Ansichten hineinschauen, welche der Vf. auf dem jetzigen Standpuncte seines Glaubens und Kirchenthums von „*Duldung und Anerkennung*, *Wissenschaft und Kunst*, *Mysticismus und Fanatismus*“ gewonnen hat; wir empfangen hier auch nur Andeutungen, aber sehr gehaltvolle und für den Kundigen zum Verständniss hinreichende, und erinnern uns nicht etwas Sinnreicheres und Ergreifenderes über die wahre Duldung gelesen zu haben. „Die hohe selige Freude, die allein dem Glauben eigen ist,“ spricht sich mit der gerechtesten Anerkennung der Herrlichkeit der Wissenschaft und Kunst, so warm als klar aus. Ueber *Mysticimus* und *Fanatismus* ist in 21 Zeilen viel mehr und Tieferes gesagt, als in vielen Bogen mancher theologischen Abhandlung über denselben Gegenstand. Ungern enthalten wir uns, einige Belege abzuschreiben; nur so viel: „Was im Erkennen die Stufe der Entwickelung frech und ungeduldig überspringt, wird Mysticismus.“ — „Frevelhafter noch ist derjenige, welcher, nicht als lebendiges Glied der Zeit und ihrer Ordnung, die Entwickelungsstufe handelnd überspringt — er wird fanatisch.“ „Aber die Liebe ist das Höchste; wer in jenem Sinne allumfassender Liebe dem Menschengeschlechte sich opfert, dem kommen selbst seine Irrthümer zu Gute; ihm wird viel vergeben, denn er hat viel geliebt.“

Früher als diese Confession erschien Nr. 2, nun in einer zweyten Ausgabe vor uns liegend. Der Beysatz: „Eine Stimme aus der Gemeinde,“ bezeichnet sogleich die Stellung des Vfs. und den Gesichtspunct, aus welchem seine Schrift zu beurtheilen ist. Sie ward, wie der Vorbericht angiebt, veranlasst durch die Anfeindungen, welche der Prof. *Scheibel* in Breslau, des Vfs. Seelsorger und Freund, erleiden musste. Dieser, als theoretischer und praktischer Theolog, eben so sehr durch gründliche Gelehrsamkeit, wie durch redlichen Eifer in seinem Berufe ausgezeichnete Mann hat durch seine strenge Orthodoxie, vornehmlich durch seine Vertheidigung der Lutherischen Abendmahlslehre, dazu durch seinen entschlossenen Widerstand gegen die äusserliche Kirchenunion, vielleicht auch durch seine, ungeachtet eines wohlwollenden und liebevollen Gemüths, doch Manchen unbequeme Persönlichkeit (Rec. kennt ihn nicht von Angesicht, und beschränkt sich um so mehr auf das „*vielleicht*,“) ungestüme Gegner zu harten Angriffen gereizt. Hr. *Steffens* fühlte sich gedrungen, den hochgeachteten und geliebten Freund zu vertheidigen, und den heftigsten Gegner unmittelbar anzugreifen, sah aber bald ein, „dass diess nur Zwietracht und Unfrieden herbeyführen, dass das verletzte Gefühl unwillkührlich die Feder leiten würde, und entsagte einer Fehde, die nur zu leicht als ein wahrer Unfug an heiliger Stätte erscheinen konnte.“ So nahm seine Darstellung eine mehr allgemeine Wendung, und nur im Vorbericht legt er für den Angegriffenen ein Zeugniss ab, welches gleich ehrenvoll für diesen und für ihn selbst ist.

Der Vf. führt uns sogleich mitten in seinen Gegenstand hinein. Um diesen, — „das Verhältniss der Religion zur Theologie,“ klar zu entwickeln, weisst er, ausgehend von der Voraussetzung, dass es eine Auffassungsweise der christlichen Religion gebe, „die, unabhängig von aller gelehrten Forschung, aus dem Verhältniss eines jeden Christen zur göttlichen Offenbarung entspringt,“ zweckmässig zunächst auf das Verhältniss der Lehrer zur Gemeinde hin. Der Unterschied der protestantischen und katholischen Kirche wird bestimmt und scharf herausgestellt, und wie er besonders in dem Verhältniss beider Kirchen zur Offenbarung in der heiligen Schrift, „als der einzigen Quelle des Glaubens“ sich ausspricht, so leitet diese Andeutung die Würdigung der doppelten, ja einander entgegengesetzten Ansicht, wie man durch Selbstprüfung der h. Schrift „seinen Glauben begründen könne,“ ein. „Von einer s. g. Vernunftreligion, die abgesondert von der Offenbarung sich gestalten will,“ kann hier um so weniger die Rede seyn, als „alle Religion als Offenbarung, als eine Gabe höherer Geister betrachtet ward, und nur dadurch Religion war,“ — eine Vernunftreligion daher „gar keine Religion ist.“ Auch der Unterschied zwischen Rationalismus und Supernaturalismus wird, als „lediglich der Schule angehörig,“ übergangen, dagegen die Verschiedenheit jener zwey Hauptansichten, unverkennbar treffend so bezeichnet: „Einige glauben, man müsse die als geschichtlich angegebenen Umstände, unter welchen das Christenthum erschien, die *äussere Form* der Ueberlieferung von ihrem *Wesen* trennen, während Andere eine solche Trennung der Form und des Wesens für durchaus unerlaubt, ja frevelhaft halten.“ Jene erste Ansicht wird (S. 8—18) in so treuer Darstellung durchgeführt, dass die Vertheidiger derselben zwar von der ihnen eben nicht eigenen Consequenz der Entwickelung überrascht werden mögen, aber durchaus nicht über Entstellung ihrer Principien, oder über falsche Consequenzenmacherey sich beklagen dürfen. Auch der Befangenste muss dem Vf. zugestehen, dass er nirgend den Kampf sich leicht gemacht, nirgend die schwächste, überall die stärkste Seite der Gegner aufgesucht, ihr System nicht in seinen Verunstaltungen, sondern in seiner ganzen Eigenthümlichkeit aufgefasst, und in der „*Widerlegung der ersten Ansicht aus der zweyten*“ (S. 18 ff.) den Streitpunct dergestalt fixirt hat, dass ein leerer Wort- und Meinungs-Streit völlig beseitigt, wohl aber ein ernster Kampf über Principien, „über das *Wesen* des Christenthums selbst, begründet ist. Die innige Verbindung des Wundervollen im Leben Jesu mit seiner Lehre, die Nothwendigkeit der Wunder selbst und ihrer factischen Wahr-

heit in den Zeugnissen der heil. Schrift, die Nichtigkeit der Versuche, die sich stets erneuenden Einwürfe des Verstandes gegen jene Wahrheit geltend zu machen und den unvermeidlichen Widerspruch zu lösen, — alle diese Streitpuncte werden mit Klarheit und Scharfsinn erörtert. Diess gilt besonders von der Würdigung jener Versuche, des Ersten — „wir müssen ihn wahnwitzig nennen, wenn wir ihn nicht frevelhaft nennen sollen," da man in Christus einen göttlichen Lehrer, in der h. Schrift ein Buch des Heils und der beseligenden Wahrheit anerkennt, und dennoch dem Heiland hinsichtlich seiner Wunder einen offenbaren Betrug beymisst; — des zweyten: da man durch genauere philologische Untersuchungen wenigstens einige Wunder aus den heiligen Schriften hinaus zu exegesiren sucht, obwohl „die Fundamentalwunder des christlichen Glaubens," sich nicht gleichermassen beseitigen lassen; — des Dritten: da man die Wunder nur als natürliche Ereignisse betrachtet, die wohl den ungebildeten Zuschauern als Wunder erschienen, aber bey der fortschreitenden Naturerkenntniss immer vollständiger aus dem gesetzmässigen Zusammenhange der ganzen erscheinenden Natur sich werden erklären lassen, — eine Ansicht, bey der man Jesum, der sich allerdings auf seine Wunder, als auf wesentliche Zeugnisse beruft, mindestens einer Selbsttäuschung zeiht, und damit seinen Wahrheitssinn und seine Lehrweisheit, die man doch sonst anzuerkennen gedrungen ist, völlig in Zweifel stellt. Wir machen ganz besonders aufmerksam auf die eben so gründliche, als lichtvolle Erörterung: „was eine *Mythe* sey, und wie sie auf die heilige Schrift angewendet worden;" — das Gerede von jenem mythischen Ursprunge der Wunderberichte haben wir in seiner Verworrenheit und Nichtigkeit nirgend treffender dargestellt gefunden, als hier, und versagen uns nur ungern den Gang und die Hauptergebnisse dieses trefflichen Abschnittes (S. 34—73) anzudeuten. Nur gegen den Satz: „dem Menschen ist das Sittengesetz auch unabhängig von der Religion, als leitendes Princip gegeben," wollen wir, zur Verhütung von Missverständnissen, gewiss im Sinne des Vfs. selbst, bemerken, dass das Sittengesetz in seiner unbedingten Gültigkeit von der Vernunft nur dann erkannt wird, wenn sie es als die Stimme des Gewissens, und diese als die Stimme Gottes in uns, vernimmt, dass es also selbst eine unmittelbar religiöse Beziehung hat, und sonach unabhängig von der Religion überall nicht besteht. Das Gewissen ist ohne Religion, ohne Beziehung des individuellen Lebens auf das allgemeine, ohne Bewusstseyn des heiligen Willens Gottes, unkräftig und unwirksam; ächte Sittlichkeit ist nirgend ohne Religiosität; als solche erscheint auch die Gewissenhaftigkeit, die beharrliche Anerkennung und Erfüllung des Sittengesetzes, wie es im Gewissen vernommen wird. — Wohl begründet ist übrigens die scharf hervortretende Entgegnung, dass wenn man einmal ein mythisches Element in dem, was von dem Erdenleben Jesu berichtet wird, annimmt, nothwendig seine ganze Persönlichkeit als mythisch erscheint, und aufhört, eine wirklich geschichtliche zu seyn, weil in Ermangelung anderer historischer Documente, das Geschichtliche von dem Mythischen zu scheiden völlig unmöglich ist; insofern muss man die Annahme des Mythischen in der evangelischen Geschichte einen wahren Vernichtungsprocess, und wenn bey der Behauptung des Mythischen Jesus gleichwohl als eine geschichtliche Person behandelt ward, diess eine handgreifliche Inconsequenz und sich selbst täuschende Willkühr nennen. Unverkennbar aber hat der Vf. auch in diesem Abschnitt die bestrittene Ansicht in ihrer reinsten Gestalt und gnostischen Tiefe, bis zu den Erzeugnissen jenes phantastischen Mysticismus, „der nothwendig mit grossem inneren geistigen Hochmuth verbunden ist," — und die Verschiedenheit derselben von dem wahren Glauben, mit der überzeugendsten Klarheit dargestellt. Letzteres geschieht besonders in dem Abschnitt: „*Der wahre Glaube*" (S. 73—132). Hier wird nun „die durch Luther gereinigte Lehre," in welcher der Vf. „allen Trost und alle Hoffnung findet," ihrem Wesen nach mit steter Beziehung auf die vornehmlich in *unserer* Zeit ihr entgegenstehenden Ansichten, insbesondere das, was in unseren Tagen am meisten Gefahr läuft, verkannt zu werden, ächt evangelisch entwickelt. Diese Entwickelung ist in sich so zusammenhängend, dass sie keinen Auszug zulässt; sie muss ganz gelesen und betrachtet werden, wie denn in der Heilslehre alles Einzelne nur im Ganzen, in der allseitigen Beziehung zu demselben, Klarheit, Wahrheit und Leben hat. Sehr beherzigenswerth ist schon der tiefeindringende Uebergang, in welchem die Unmöglichkeit, die Religion, den Glauben, die Liebe bloss aus dem Gefühl, in wiefern es von dem menschlichen Verstande geleitet wird, abzuleiten (obwohl nicht geleugnet werden soll, dass ein Gefühl die Stätte der Religion in der menschlichen Seele sey), höchst anschaulich dargethan wird. Die evangelische Lehre selbst, eben so sehr mit wahrhaft philosophischer Durchdringung, wie mit gläubigem Gemüth, darum auch in ihrer Tiefe und lebendigen Wahrheit aufgefasst, erscheint hier nicht bloss mit apologetischen, sondern auch mit polemischen Andeutungen und Bemerkungen durchwebt; letztere aber verleugnen nirgend den reinen Geist der Lehre selbst, obwohl sie kräftig ohne Rückhalt, und ebenso entscheidend, wie klar entschieden, oft apodiktisch hervortreten.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1832.

THEOLOGIE.

1) Breslau, b. Max u. Comp.: *Wie ich wieder Lutheraner wurde, und was mir das Lutherthum ist.* Eine Confession von *Heinrich Steffens* u. s. w.

2) Ebendaselbst: *Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben.* Eine Stimme aus der Gemeinde durch *Heinrich Steffens* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Es bewährt sich auch in dem Vorhergehenden, dass der Vf. kein Freund von Halbheiten, von weltkluger Vermittelung zwischen Wahrheit und Irrthum, von vorsichtigem Zurückhalten dessen, was etwa mit herrschenden Zeitansichten in Widerspruch stehen, oder denen, die auf halbem Wege Halt machen, und vor der strengen Wahrheit erschrecken, anstössig seyn möchte, sondern eben nur ein Bekenner und Zeuge von dem Worte des Lebens seyn will, und gar wohl die Formen und Formeln der Schule und des orthodoxen Systems von dem einfachen Gehalt des Evangeliums, die Schale von dem Kern zu scheiden weiss. Ueberall ist der Grundsatz festgehalten: „Es ist nichts selbst für das Christenthum wünschenswerther, als die völlig und rein ausgesprochene Wahrheit;“ man findet hier nicht jene Weisheit, die „das in aller seiner unergründlichen Tiefe höchst einfache Christenthum unter ihren Schutz nimmt, verschweigt, was ein allzuwidriger Stoff zu seyn scheint, und das Uebrige streng zu deuteln und zurechtzulegen sucht.“ Ist es wahr, was keinem Zweifel unterliegt, dass „ein bedingter Glaube gar keiner ist,“ so verdient diese Entwickelung in der That den Titel: „der wahre Glaube,“ unter welchem sie in den verworrenen Meinungskampf unserer Tage mit kräftigem Zeugniss eintritt. — „*Die Gemeinde und das Verhältniss derselben zu ihren Lehrern,*“ wird darauf (S. 132—211) eben so umsichtig als einsichtsvoll, mit einer in unserer Zeit seltenen Klarheit der Auffassung des kirchlichen Lebens, der Idee und Erscheinung einer Christengemeinde, dargestellt; nur die Erwartung, welche die zweyte Hälfte der Ueberschrift erregt, finden wir nicht befriedigt. Eine Gemeinde im engeren Sinn nennt der Vf. „diejenigen, die eine durch Gott unmittelbar uns geschenkte Offenbarung des durch Menschen nie zu ergründenden Reiches Gottes in der heil. Schrift sicher, fest und unerschütterlich, mit einer von allen menschlichen Meinungen durchaus unabhängigen Gewissheit, glauben.“ Eine Solche „betrachtet sich selber als eine gnadenvolle Fügung Gottes, der sie durch Schrift, durch Lehre und Gottesdienst, und durch die Gnadenmittel zur Seligkeit führen will.“ — „Für ein jedes auf der Erde lebendes Mitglied der Gemeinde sind Alle gleich.“ — „Der Einfältige besitzt alle Herrlichkeit der geschenkten ewigen Güter, wie der Weiseste.“ — „Nur der Herr vermag die Herzen zu durchschauen; — wer jetzt für uns Alle dem Heil am nächsten zu stehen scheint, kann in einer zukünftigen Prüfung unterliegen, während die Gnade den scheinbar verworfensten Sünder in einer Stunde zu rühren weiss.“ — „Der einzige, in Allem unveränderliche feste Mittelpunct ist der *Heiland* selbst.“ So entsteht „die höhere Gleichheit vor der ewigen Liebe, die zum Wesen einer jeden wahren, innigen christlichen Gemeinschaft gehört.“ — Die wichtigen Fragen; „Gilt diese Gleichheit vor der ewigen Liebe allein von der Gemeinde? Ist es entschiedener Glaube der Gemeinde, dass nur *ihre* Mitglieder selig werden können, alle Uebrigen verdammt sind?“ werden treffend und befriedigend, im ächt evangelischen Geiste beantwortet; aus welchem Gesichtspunct? das erhellt schon aus den Vordersätzen: „Ein Jeder, der durch Gottes Gnade selig werden *kann*, ist vor Gott uns gleich.“ — „*Alle* Menschen sind berufen zur Seligkeit, und wir wissen nicht, wer von Gott auserwählt ist, und auf welchen Wegen Er die Menschen leitet, dass sie Glieder seines Reiches werden,“ — weshalb sich jene beiden Fragen in der Einen concentriren: „Hat denn die Gemeinde gar keinen Vorzug?“ zu deren Beantwortung die Untersuchung des Verhältnisses einer gläubigen Gemeinde zur Welt den Weg bahnt, wobey denn auch erörtert wird, wie der Schwärmer sich unterscheidet von den verständigen Christen,“ und: „dass der Christ keineswegs dem Verstande, Gottes herrlichster Gabe, entsagen darf;“ mit vollem Rechte aber der Grundsatz: „Wer den wahren Glauben besitzt, muss diesen als den *einzigen* Weg zur Seligkeit betrachten,“ vorangestellt, und mit überzeugender Kraft durchgeführt ist. Die mannichfachen, zum Theil furchtbaren Widersprüche, und eben so furchtbaren Consequenzen, welche in dieser Untersuchung dem Verstande und Herzen sich aufdringen, sind nicht nur nicht umgangen, sondern auch scharf hervorgehoben, und selbst die befangensten Gegner werden zugestehen müssen, dass der Vf. hier besonders tief schaut. Einen sehr glücklichen Versuch, die Lösung jener Widersprüche anschaulich zu ma-

chen, giebt er in einem nicht bloſs durch kräftige Umriſse, ſondern auch durch meiſterhafte Ausführung ausgezeichneten Gleichniſse, in welchem die ganze Geſchichte der Menſchheit, ihres Falles, ihrer fortſchreitenden Verirrungen und ihrer Errettung durch den Heiland der Welt, ſich abſpiegelt. Das Reſultat aber iſt: „Wir können ſo wenig verdammen, als ſelig ſprechen!" — „Wer von dem wahren Glauben durchdrungen iſt, kennt keine gröſsere Angſt, zittert vor keinem Frevel ſo ſehr zurück, als vor dem, daſs er etwa die geheime Stätte der zukünftigen Liebe, die verborgene Stelle, die der Herr ſich für eine ſpäte Einwirkung aufbehalten hat, verletzend berührt haben könne." — „Thaten können wir tadeln, Lehren mit Kraft und Eifer beſtreiten, die irdiſche Gerechtigkeit fodert mit Recht ihre Opfer: aber nichts darf die Liebe gegen jeden Menſchen, wer er auch ſey, in uns tödten, wenn wir ihn in Beziehung auf das Reich Gottes betrachten." — „Der wahre Chriſt muſs fortdauernd fürchtend hoffen, damit ihm die Seligkeit des Glaubens nicht entgehe, und hoffend fürchten (die Gottesfurcht), damit er nicht in gefährliche Sicherheit verfalle." — Ueber das Weſen der engeren *Verbrüderungen* unter den Frommen und Frömmlern (Separatismus und Conventikel), ihre Gefahren und Nachtheile, ſpricht ſich der Vf. ſehr entſchieden und klar aus, und würdigt doch die evangeliſche Brüdergemeinde, beſonders ihre Miſſionsanſtalten, mit ſeltener Unbefangenheit und Gerechtigkeit. Was dieſe Gemeinde unter den Heiden, in der Capcolonie, und anderwärts gewirkt hat, das führt zu dem Reſultat: „So überwindet der Glaube die Welt; an ſeinen Früchten muſs ſie ihn erkennen." Daſs der Gottesdienſt der Brüdergemeinde auf das Gemüth eine ſtille, tiefe Gewalt ausübt, wird ebenfalls zugeſtanden; „und dennoch iſt dieſe Gemeinde eine menſchliche; dennoch hat ſie *den* Geiſt, der ſie leitet, nicht ganz verſtanden, und in ihr, wie in ihrer Einrichtung, lauern Gefahren, die das redlichſte Mitglied am tiefſten fühlt!" — Um ſo beachtenswerther iſt die warnende Stimme, welche ſich gegen ähnliche, in unſeren Tagen häufig hervortretende Verbrüderungen, mit ſcharfer Bezeichnung deſſen, was an ihnen tadelnswerth iſt, erhebt, ablehnend das äuſsere Eingreifen der Gewalt, „wenn nicht offenbar gefährliche Schwärmerey die Ordnung der Geſellſchaft zu ſtören ſucht!" Es werden zwey, eine äuſsere und eine innere Quelle dieſer Erſcheinung enthüllt, zunächſt die letzte, — jener oft wiederkehrende Irrthum, „die höchſt gefährliche Verführung, die unter dem Schleyer der Demuth uns ſchon hier den Beſitz des höchſten Gutes, des Geiſtes und der Apoſtelwürde, verſpricht," und den irrenden Menſchen überredet, daſs er eine unmittelbare Schriftauslegung, oder eine neue Offenbarung empfangen habe, als ob der heilige Geiſt in irgend einem Menſchen unſerer Tage auf dieſelbe Weiſe, wie zur Zeit der Apoſtel, wirke. Es wird einleuchtend gezeigt, „daſs die Gabe der Sprachen, der Weiſſagung, auch die Gabe der Wunder noch da iſt; aber geknüpft an das Studium, an mühſamen Fleiſs, an ununterbrochene Forſchung in der Natur, in der Geſchichte, in der Tiefe des Lebens, bey demüthiger Anerkennung, daſs alle gute Gaben von oben ſind, und ihren wahren Werth für uns erſt durch den Glauben erhalten, aber nicht durch den Glauben allein empfangen werden. Dieſs wird mit Unbefangenheit und Klarheit durchgeführt, mit mildkräftiger Rüge jener Verirrung, da man, was Fleiſs, Mühe und Streben nach Wahrheit ſchufen, gering ſchätzt, die Erzeugniſse groſser Geiſter für gefährlich, und die Bewunderung ſeltener Talente für irreleitend erklärt. Von dem ächtchriſtlichen Standpuncte aus wird die Philoſophie und die Wiſſenſchaft überhaupt, die Kunſt und die Poeſie insbeſondere, auch Schauſpiel, Tanz und luſtige Freude gewürdigt, und gezeigt, wie Alles, was darin irrend, falſch, verführeriſch iſt, nicht durch die Strafpredigten frömmelnder Eiferer, ſondern gerade durch die ausgezeichneten Geiſter, die in Wiſſenſchaft oder Kunſt Meiſterhaftes leiſteten, anſchaulich gemacht ward, wie der verführeriſche Schein der Werke ſolcher Geiſter erſt durch den ſündigen Sinn der Beobachter recht irreleitend wird, während „der wahrhaft Reine Gott preiſt, daſs er ſich durch ſchöne Gaben der Menſchen hat verherrlichen wollen, wie durch die Pracht und Herrlichkeit der Natur." — „Gewiſs, alles Richten der Menſchen muſs von der *Liebe* ausgehen; die Liebe aber iſt auch thätig im Forſchen; ſie will erſt wiſſen, was zu retten iſt, ja was gerettet werden muſs; ſie muſs das verborgene Gute kennen, ehe ſie richtet." — „Lernt das Wunder des Chriſtenthums in der Fügung Gottes erkennen, in der geheimen, ſelbſt bewuſstloſen Leitung der Gabe, und wie Verſtand und Vernunft gezwungen werden, von der Wahrheit des Geiſtes zu zeugen." — Doch hier iſt Alles ſo tief gedacht, ſo klar entwickelt, ſo ſchön geſagt, daſs wir noch Vieles abſchreiben müſsten, wenn wir auch nur die *Dicta claſſica*, wie ſie in dem immer reicher ſich ergieſsenden Strom der Rede hervortreten, auszeichnen. Die Frage, ob nicht der Grund jener Irrthümer unſerer Zeit, die Neigung zu Verbrüderungen und zum Separatismus, aus dem kranken Zuſtande der Gemeinde ſelbſt entſtehe, wird im folgenden Abſchnitt: *„Die Lehrer"* (S. 211—273) ſehr anziehend, und mit gewohnter Umſicht, obwohl nicht erſchöpfend, beantwortet. Ausgehend von der ſehr wahren Vorausſetzung, daſs eine geſunde, in ſich gegründete Gemeinde, vereinigt durch den gediegenen Kern eines feſten, in allen Theilen übereinſtimmenden Glaubens," alle jene Sonderungen, wenn ſie nicht aus Haſs gegen den Glauben ſelbſt entſtanden wären, aufheben würde, weiſt der Vf. auf die Gebrechen des Gottesdienſtes in unſeren Tagen, insbeſondere auf die Glaubensarmuth in den Predigten und neueren Geſängen hin. Es wird nicht verſchwiegen, wie viele Prediger nicht ſind, was ſie ſeyn ſollen, und wie wenig ihre Lehre mit dem Glauben der Gemeinde übereinſtimmt; aber auch hier finden wir kein lieblos verdammendes Gericht. Lieber verweilt der

Vf. bey dem schönen Bilde eines wahrhaft gläubigen Lehrers, und führt dasselbe mit aller Wahrheit und Lebendigkeit einer glaubensfreudigen Begeisterung aus. „Was ein wahrhaft gläubiger Lehrer vorträgt, das ist nicht bloss nicht etwas Erdachtes, es ist ein Erlebtes zugleich; der verborgene Schatz der innigen Gemeinschaft mit dem Heilande entfaltet sich vor uns." — „Er tritt wie aus einer lieben Heimath, in welche wir gemeinschaftlich zu Hause gehören, hervor, und verkündigt uns die Macht des Vaters, die Liebe des Sohnes, und die Wahrheit des Geistes durchdringt ihn. Die selige Gewissheit spricht sich in seinen ruhigen, klaren Zügen aus, und die einfachsten Worte haben eine unsägliche Gewalt." — Es wird nicht unerwähnt gelassen, wie wenig von jenen trübseligen Versuchen unserer Tage, die schwankende Gemeinde zu stützen durch äussere Künste, durch eine erneuerte Kirchenzucht, durch einen geschmackvollen Gottesdienst, durch die Musik u. s. w. zu erwarten sey. In der Andeutung des Verhältnisses der Theologie zur Gemeinde wird die Unentbehrlichkeit der wissenschaftlichen Bildung der Lehrer dargethan (Warnungen vor der Nichtachtung und Versäumniss der Wissenschaft finden sich in jedem Abschnitt), und auf gründliche Forschung gedrungen. — „Je grösser bey dieser seine Zweifel sind, desto vielseitiger muss der Kampf seyn; aber nur wer überwunden hat, kann Lehrer seyn." — „Die katholische Kirche will den Kampf mit allen Zweifeln nicht wagen, ihn vielmehr vermeiden; die protestantische Kirche sucht diesen Kampf, und ihre feste gläubige Ueberzeugung ist die, dass dem Glauben die Gewalt gegeben ist über alle Zweifel der Welt." — „Eine protestantisch-theologische Facultät, die irgend eine freye Untersuchung verhinderte, oder irgend einen Gelehrten, seiner Meinungen wegen, wenn er nicht ganz und durchaus die Realität der Lehren der Schrift leugnet, ausschlösse, würde ihr eigenes Wesen zerstören." — Weiter wird erinnert, dass dieser Kampf sehr bedenklich ist, und auch für die Gemeinde von grosser Wichtigkeit seyn muss, da die Resultate der Forschung nothwendig in die Gemeinde eindringen, dass zum Verständniss der heil. Schrift viel mehr, als blosse, wenn auch noch so gründliche Sprachkunde erfoderlich sey, wie selbst die genaueste Sprachforschung in der eigenen vaterländischen Sprache, bey fehlendem Sinne, manche Schriften, ihrem wesentlichen Inhalt nach, nicht verständlich zu machen vermag; dass wie nur ein dichterischer Sinn den Dichter, aber nicht den Philosophen, ein philosophischer Sinn den Philosophen, aber nicht den Dichter aufschliesst, wie die gründlichste Kunde der griechischen Sprache allein den Plato z. B. nicht verstehen lehrt, also auch ohne einen solchen ursprünglichen Sinn die Bibel ihrem wesentlichen Inhalt nach nicht verstanden werden kann. „Nun aber ist diese Schrift eine heilige; sie enthält den einzigen Weg zum ewigen Heil, nicht nur durch das vermittelnde Organ der Lehrer, sondern für einen jeden gläubigen Christen unmittelbar. Diese h. Schrift bestimmt selbst, entschiedener, als alle anderen Schriften, die Beschaffenheit des Sinnes, welchen sie zum Verständniss voraussetzt. Und wie sie selber durch einen höheren Einfluss, durch unmittelbare Eingebung geworden ist, nicht durch blosse Bildung und Entwickelung natürlicher Kräfte, so lehrt sie auch, dass der Glaube, durch welchen sie begriffen wird, nicht als eine blosse, natürliche Gabe, etwa wie der poetische, künstlerische, speculative Sinn gegeben, daher auch nicht an geistige Vorzüge geknüpft ist. Der Glaube ist auch nicht eine blosse Erkenntniss, vielmehr ein erneuertes Leben; er kann vorbereitet werden durch Reue, aber erlangt werden nur durch Gnade, und Wem er mitgetheilt ist, dem ist auch das rechte Verständniss gegeben." — Das Dilemma, welches entsteht, wenn wir das Verhältniss der Theologie, als einer in Entwickelung begriffenen Wissenschaft, zum Glauben betrachten, ist wirklich in seiner ganzen Strenge heraus gehoben, aber auch aufs befriedigendste gelöst. Wir beklagen, dass der Raum dieser Blätter nicht gestattet, diese Lösung vollständig aufzuführen. Wir heben nur die Erklärung aus: „Ein Lehrer der Kirche ist derjenige, der die Leitung aller Forschung zur Bestätigung des Glaubens anerkannt hat; dadurch ist er geweiht." — Das Ergebniss der ganzen Untersuchung concentrirt sich in dem letzten Abschnitt: *„die Union"* (S. 237—252). Was der Vf. darüber in der *Confession* mitgetheilt hat, das wird hier erläutert und vervollständigt, indem er von einer kurzen, strengen aber nur zu wahren Schilderung des Verfalls des kirchlichen Lebens ausgehet, dessen Wiedergeburt durch die hohe Leitung des Geistes bereitet wird. Die Union, jene nämlich, „in welcher wir, dem gnadenreichen Rufe folgend, und uns ihm ganz hingebend, nicht bloss äusserlich vereinigt, wahrhaft Eins werden unter einander, und mit uns, und wir Alle in Ihm, der allein Alles in Allem ist," erkennt der Vf. als ein Bedürfniss der Zeit, erinnert aber auch, dass sie nur diejenigen verbinden könne, die ein inneres Bedürfniss nach einer religiösen Vereinigung fühlen, abgesehen von mancher Verschiedenheit der Lehre, die ihnen unwesentlich dünkt. „Wo jenes Bedürfniss nicht ist, kann die Union nicht bestehen, und wo keine Vereinigung abweichender Ansichten ist, verschwindet sie ebenfalls. Diese Abweichung muss ferner von der Art seyn, dass sie früher schon eine Trennung bewirkt hat, die man jetzt nicht mehr für nothwendig ansieht." Sehr scharfsinnig wird gezeigt, dass nicht nur eine völlig freye Vereinigung früher getrennter Christen, sondern auch, — was freylich paradox scheint, und doch gerechtfertigt ist, — die entschiedene Trennung derer, die einer äusseren, schwankenden Verbindung ihre Ueberzeugung nicht opfern können, mit zur Union gehört, wie sie unvermeidlich aus ihr selbst entsteht, indem man erst nach der Auffoderung zur Union, das, was man ihr opfern, was man als ausserwesentlich und relativ betrachten und behandeln soll, klarer ins Auge fasst, und dessen in seiner ganzen Bedeutung sich bewusst zu werden strebt. Dass die wahre

Gemeinde keiner Union beytreten könne, von welcher Art sie auch seyn mag, weil das, was sie nicht als nothwendig in der Schrift gegründet anerkennt, kein Theil ihres Glaubens, folglich keine Ursache der Trennung, folglich auch kein Moment für die Union ist, was ihr aber als reine Lehre in der Schrift gegründet erscheint. keine Deutung, keine Auslegung als mit der ihrigen vereinbar, zuläſst, und weil nur die zur Gemeinde gehören, welche wirklich ihre Lehre theilen; daſs diese Ausschliesſung nichts weniger, als gegen die Liebe sey, wie denn diese auch gegen diejenigen, die nicht zur Gemeinde gehören, sich verbreitet, in rechter Innigkeit und Treue. Dieſs wird mit Ernst und Nachdruck dargethan, und darauf die Luthersche Abendmahlslehre, als der unvermeidliche und unauflösliche Scheidepunct, mit neuer Lebendigkeit und in schöner Begeisterung entwickelt. Man wird hoffentlich nicht verkennen, daſs der Vf. sich nicht gescheut hat, und nicht ermüdet ist, die mannichfachen Streitschriften über diesen Gegenstand zu durchforschen, und daſs er nicht minder Resultate eines ersten Studium, als eines frommen Gemüths mitgetheilt hat.

Blicken wir nun auf Alles, was belehrend, anregend und bestätigend, warnend und ermunternd, in beiden Schriften uns entgegen gekommen ist, noch einmal zurück, so bekennen wir offen: Hier ist nicht eine vorgefaſste Meinung und Theorie, nicht ein System, welches, weil es nun einmal ergriffen ward, durchgeführt werden soll; das Christenthum selbst ist kräftig, ist Geist und Leben in dem Vf. geworden, und Alles, was er mittheilt, bewegt sich um diesen lebendigen Mittelpunct. Er hat gelernt sich selbst, mit all seinem Wissen und Meinen zu verleugnen und wie treu und eifrig er auch immer der Wissenschaft angehört, doch diese nur in dem Lichte, das vom Glauben ausgeht, zu betrachten. Nur der einseitigste Parteygeist kann ihn beschuldigen, daſs er die Wissenschaft verachte oder vernachläſsige; sie war seine erste Liebe, nnd er ist ihr nicht untreu geworden; er dient ihr reiner, als je, und ist um so mehr ihr würdiger Priester geworden, je wahrer er dazu eine höhere Weihe empfangen, und Alles Einem groſsen und heiligen Grundprincip unterzuordnen gelernt hat. Nur wer einen hellen und festen Mittelpunct seines Sehnens und Strebens, Forschens und Mühens gefunden hat, und desselben sich klar bewuſst worden ist, nur *der* vermag es, seinen Weg und sein Ziel zu überschauen, Religion, Wissenschaft und Leben so gründlich mit einander zu versöhnen, daſs Eins in dem Anderen sich vollende. Einen solchen Mittelpunct fand St. in seinem felſsenfesten und geistesfreyen Glauben an das Evangelium; von diesem geht nun alle seine Erkenntniſs aus, und führt in denselben zurück, und selbst was er früher gesucht und gewollt, mit aller ihm inwohnenden Kraft und Begeisterung, das achtet er Alles für Tand und für Schaden, sofern es nicht Eins werden kann mit seinem Christenthum. Hinsichtlich beider vorliegenden Schriften mag man wohl sagen, daſs in den Abschnitten oft etwas anderes gefunden wird, als was die Ueberschrift erwarten läſst, und daſs gerade dieses bisweilen am wenigsten entwickelt, mindestens nicht in der strengen Methode, die wir bey theologischen Untersuchungen gewohnt sind, durchgeführt sey; dem Kundigen aber wird es gleichwohl nicht entgehen, wie der Gegenstand nicht weniger scharf, als tiefsinnig aufgefaſst, und in ein helles Licht gestellt ist. Nur eine strengere und methodischere Anordnung des reichen Materials ist allerdings zu wünschen; dadurch würde auch vieles klarer, und überzeugender, besonders für Solche, denen die wissenschaftliche Bildung abgeht, geworden seyn. In jedem Fall ist, was der Vf. gegeben hat, des wärmsten Dankes werth, und wir scheiden von ihm mit erhöhter Achtung und Liebe.

K. A.

JUGENDSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Göschen: *Abend-Unterhaltungen für Kinder*, von *Ernst von Houwald.* Erstes Bändchen. Mit vier Kupfern. 1833. XVI u. 134 S. 8. (1 Thlr.)

Die dem Vf. eigene Anmuth und Leichtigkeit, mit welcher er ernste Sittenlehren und lehrreiche Lebenserfahrungen in das Gewand wohlerfundener, dem jugendlichen Gemüth zusagender Erzählungen und Mährchen zu kleiden weiſs, erkennt man auch in diesen *Abendunterhaltungen* mit Vergnügen wieder. Sie enthalten vier Erzählungen, mit eben so vielen zierlichen Kupfern geschmückt, und ein kleines Drama. Die erste Erzählung: „*Ophelia*" muſs wohl als die am meisten gelungene angesehen werden, da man hingegen die vierte: „*der Bohnen-König*" wegen des seltsamen, unwahrscheinlichen Inhaltes schwerlich zweymal lesen dürfte. Der Ton der Erzählungen, sowie des kleinen Drama, ist durchars edel, gewählt, klar und der Fassungskraft des jugendlichen Alters angemessen. Denn weniger *für Kinder*, wie der Titel ankündigt, als für heranreifende Jünglinge und Jungfrauen, ist der Inhalt sowohl als die Sprache dieses Buches geeignet, welches auch durch sein höchst gefälliges Aeuſsere sich für diese Classe von Lesern zu einem angenehmen und würdigen Weihnachtsgeschenk empfiehlt.

L. M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1832.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Köhler: *Quaestiones Tullianae.* Scripsit *Guilelmus Rein,* Philos. D. AA. LL. M. 1832. 44 S. 8.

Kritischer Scharfsinn, sowohl in Beurtheilung und Herstellung der Lesarten, als in Auffassen und Entwickelung des Sinnes schwieriger Stellen, zeichnet diese Probeschrift eines jungen Gelehrten vortheilhaft aus, sowie auch die Schreibart ihrer Deutlichkeit und Reinheit halber Lob verdient. Der Vf. beginnt mit der vielbesprochenen Stelle über die Centurien (*de Republ. II,* 22, 39), und verweilt bey dieser am längsten. Er ist mit keinem der seitherigen Verbesserungs- und Erklärungs-Versuche, welche er einzeln prüft, zufrieden, sondern zählt die Stelle zu denen, *ubi qui periissent loci ac numeri, singulari quodam infortunio vexati, librariorum manu seriore* (*seriorum librar. manu*) *expleti sint.* Wirklich findet sich auch in dem Codex eine von zweyter Hand beygeschriebene Lesart. Der Kritik ist daher ein weiter Spielraum eröffnet, und man wird also Hn. *R.* wenigstens keiner grösseren Kühnheit, als seine Vorgänger, beschuldigen, wenn er zu ändern versucht: *ut equitum centuriae et prima classis, addita centuria, quae ad summum usum urbis fabris tignariis est data, LXXXXIII centurias habeat, quibus ex centum* (*tot enim reliquae sunt*) *quatuor solae si accesserunt, confecta est vis populi universa.* — In einer anderen, gleichfalls oft und vielfach behandelten Stelle von Thales Philosophie, *de Natura Deorum I,* 10, 25, scheint uns Hr. *R.* das einzig Richtige gefunden zu haben. Ohne Aenderung eines Wortes, blos durch Umsetzen einer verschriebenen Zeile, verbessert er: *Si dii possunt esse sine sensu, et si ipsa mens constare potest vacans corpore, mentē* (*mentem*) *cur aquae adiunxit?* Sehr treffend wird der Sinn entwickelt. — *Academ. post. I,* 1, 2: *Silent diutius Musae Varronis, quam solebant: nec tamen istum cessare, sed celare quae scribat, existimo. Minime vero, inquit ille: intemperantis enim arbitror esse, scribere quod occultare velit; sed habeo opus magnum in manibus, quod iam pridem ad hunc ipsum* (*me autem dicebat*) *quaedam institui, quae et sunt magna sane, et limantur a me politius.* Dass nicht *hunc eum ipsum* stehen könne (was Görenz vertheidigte), hat Hr. *R.* gut gezeigt; aber seine Conjectur: *quod iam pridem ad hunc scripsi quaedam institui* (*Infinitiv*), *quae* u. s. w. befriedigt uns nicht. Dass Varro ein grosses Werk unter den Händen hatte, davon konnte die Ursache nicht seyn, *weil* er es dem Cicero schon längst *gemeldet*, wohl aber, *weil* er demselben schon längst etwas dieser Art bestimmt hatte. Wir glauben daher, dass die Vulgata nicht geändert werden dürfe. — *Acad. prior. II,* 21, 67. Vortrefflich ist hier *numquam*, das *Görenz* aus Einem Codex hergestellt, als die richtige Lesart vertheidigt, und der Zusammenhang aufgehellt worden. *Orelli* hatte auch diese Stelle ganz falsch verstanden, — *De Divinat. II,* 54, 111. 112. Wieder gegen *Orelli's* unstatthafte Kritik; und mit Recht. Die ἀκροστιχὶς, welche sich, nach Cicero's Ausdruck, *in quibusdam Ennianis* fand, und sich durch die Anfangsbuchstaben jedes Verses bildete, war verschieden von der in den sibyllinischen Büchern, wo die Anfangsbuchstaben der einzelnen Worte in dem fortlaufenden Verse zusammen gereiht werden mussten. — Auch *de Legibus I,* 14, 40: — *nemo est iniustus: aut incauti potius habendi sunt improbi*, ist richtig so erklärt, dass *aut* durch das Vorhergehende genauer bestimmt und vervollständigt wird. Nur hätte sowohl hier, als bey der früher behandelten Stelle aus *de N. D.* (S. 24) *deum autem eam mentem*, die Eigenheit der Römer bemerkt werden sollen, das Prädicat vor- und das Subject nachzusetzen. Viele Stellen der Alten, wo bey doppeltem Accusativ die Construction eben so zweydeutig ist, können nur nach Beachtung dieses Sprachgebrauches richtig verstanden werden. — *De Legg. I,* 15, 42 nimmt Hr. *R.* ebenfalls mit Grund die von *Madvig* und *Orelli* verworfene Lesart: *utilitate illa convellitur* — als die richtige war. Der Sinn ist offenbar: *iustitia convellitur illa ipsa utilitate, propter quam constituta est.*

Wir haben über sämtliche von Hn. *R.* behandelten Stellen, welche *mehreren* Auslegern zu schaffen gemacht haben, das Resultat seiner Erörterungen mitgetheilt, nicht um die flüchtigen Leser einer Recension zu eigenem Urtheil zu veranlassen, das bey so gedrängter Relation nicht zu erwarten ist, sondern weil wir den Lesern des Cicero einen Dienst zu erweisen hofften, wenn wir ihnen aus einer Schrift, welche schwerlich weit verbreitet werden dürfte, den Hauptinhalt vorlegten. Der übrige Theil derselben (S. 38—43) hat es blos mit Hn. *Orelli* zu thun, und verbreitet sich über acht Stellen (*Acad. prior. II,* 35, 112. *De Republ. I,* 38, 59. *I,* 31, 47. *I,* 8, 13. *De Legib. I,* 7, 23. *Acad. prior. II,* 18, 58. *Tusculan. Disp. V,* 41, 119. *De Offic. III,* 10, 45), wo dieser gelehrte Herausgeber des Cicero

fehlgegriffen hat, oder (wie Hr. *R.* ſich ausdrückt) *ubi nimia audacia de locorum integritate dubitavit, propoſuitque coniecturas, quas vix cuiquam perſuadebit, vel ubi maiore religione vulgatam, quae nullum praebet intellectum, nimis anxie defendit.*

Möge Hr. *Rein* ſeinen gelehrten Fleiſs auch ferner Cicero's Schriften zuwenden! Unterſuchungen von ſolchem Gehalte, wie die vorliegenden, werden immer willige Anerkennung finden. Gsn.

Leipzig, b. Hartmann: *Variae lectiones librorum aliquot M. T. Ciceronis ex codice Erfurtenſi enotatae* ab *Eduardo Wundero.* Acceſſit praefatio diligentem codicis deſcriptionem multasque Ciceronis ſcriptorum interpretationes et emendationes continens. 1827. CLXX u. 180 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Da der *Codex Erfurtenſis*, den ehemals ſchon *Graevius* bey der Herausgabe der Ciceroniſchen Werke brauchte, mit zu den wichtigen Handſchriften gehört, und von *Graevius* ſehr nachläſſig verglichen worden war, ſo war es gewiſs ein ſehr verdienſtliches Unternehmen, daſs Hr. *W.* ſich der Mühe einer nochmaligen Vergleichung unterzog. In der Vorrede wird über das Alter, die Form, die Orthographie des Codex und den handſchriftlichen Werth der in dem Codex enthaltenen Werke des Cicero geſprochen; und nach den Schriftzügen der Handſchrift zu urtheilen hat Hr. *W.* gewiſs ſie mit Recht in das 14te Jahrhundert geſetzt. Freylich muſs der Codex, da er viele Werke des Cicero enthält, auch aus verſchiedenen Quellen gefloſſen, und mithin der kritiſche Werth deſſelben hinſichtlich auf die verſchiedenen Werke des Cicero, die darin enthalten ſind, ſehr verſchieden ſeyn. Von Gewicht iſt er beſonders für viele Reden, weil hier eine gute Handſchrift zur Grundlage diente. Genau fand der Vf. die Abſchrift am meiſten noch in den Büchern *de officiis*, in den *Catil. Reden*, *pro Marcello*, *Ligario*, *Milone*, *Plancio;* ſehr nachläſſig aber in den meiſten rhetoriſchen Schriften. Um auf den Werth der Handſchriften mehr aufmerkſam zu machen, hat er die zu mehreren Reden des Cicero gehörigen Varianten mit Anmerkungen begleitet, und da, wo er glaubte, daſs ſie in ihrem Werthe noch nicht erkannt wären, zu rechtfertigen geſucht. Daran ſchlieſsen ſich einige Abhandlungen *de verbo diribere, et ejus derivatis; de discrimine ciſtae et ſitellae; de Romanorum antiquiſſimo ſuffragii ferundi modo* an, die alle von gründlicher Forſchung des Verf. zeigen. Endlich folgt das Verzeichniſs der Varianten der in dem Codex ſich befindenden Stücke, welche ſind: *de officiis I* bis auf *c.* 32; *de orat. l. I*, 3; *de inventione l. I*, *c.* 1 — 27. *l. II*, *c.* 9 bis zu Ende; *rhetorica lib. I — IV.* (Doch ſind nur zwey Bücher verglichen); *topica* bis auf *c.* 26; *oratio Catil.* 4, von l. §. 2 bis zu Ende; *oratio pro M. Marcello*, *Ligario*, *Dejotaro; in Vatinium; oratio pridie quam in exilium iret; poſt reditum in Senatum; ad Quirites* bis auf c. 3. §. 6; *de provinciis conſularibus; de haruſpicum reſponſis; pr. Balbo; pr. Coelio; pro Archia poëta; in Piſonem; pro lege Manilia; pro Caecina — c.* 37. *pro Sulla* bis *c.* 29; *pro Milone; pr. Plancio; orationes agrariae; in Verrem; act.* 2. *lib.* 3. — *c.* 5. §. 12: *act.* 2. *l.* 4 bis *c.* 56; *epiſtolae ad diverſos, lib.* 12; das Ende des 29ſten Briefes und der 23ſte; *lib.* 13. *ep.* 78 u. 79; *lib.* 14. *ep.* 1 — 24; *lib.* 15. *ep.* 1 — 21; *lib.* 16, 1 — 27; *Ep. ad Octavianum; Ep. de petitione conſulatus. Cato Major, Laelius.*

Rec. verkennt gewiſs nicht die Vorzüge der Arbeit, in wiefern das Buch mehrere gründliche Erörterungen enthält, und man durch die Arbeit des Vfs. erſt recht eigentlich weiſs, was die Handſchrift Gutes und Schlechtes gewährt; dennoch aber glaubt er, daſs Hr. *W.* von der anderen Seite in die Ueberſchätzung ſeines Codex verfallen iſt, und viel zu oft die Varianten dieſer Handſchrift in Schutz nimmt. Um dieſs zu beweiſen, wollen wir nur die Anmerkungen wählen, die er zu mehreren Varianten der Rede *pr. Milone* macht, nachdem er vorher bemerkt hat, daſs *Orelli* bey Weitem nicht die Handſchrift in ihrem Werthe erkannt habe, indem ſie noch weit mehrere gute Varianten enthält, als der *Codex Bavaricus;* vorausgeſetzt, daſs *Harles* ihn richtig verglichen.

In der Stelle *pr. Milone c.* 3, §. 8. *Niſi vero exiſtimatis, dementem P. Africanum fuiſſe, qui cum a C. Carbone tribuno pl. ſeditioſe interrogaretur, quid de T. Gracchi morte ſentiret, reſpondit, jure caeſum videri*, will Hr. *W.* die Lesart des Erf. Codex, die allerdings auch der *Cod. Bav.* hat, wenn ſie gleich ſich ſonſt nirgends vorfindet, *reſponderit*, alſo den *Conjunctiv*, und nicht *reſpondit*, in den Text aufnehmen, weil in der *oratio obliqua*, in wiefern der Gedanke eines Andern angeführt werde, und dieſelbe einen relativen oder Zwiſchenſatz enthält, der Conjunctiv ſtehen müſſe. Es gebe zwar Ausnahmen, meint Hr. *W.*, wo ein ſolcher Satz nicht als Gedanke des Anderen, ſondern als vom Schriftſteller ſelbſt erzählt, dargeſtellt, und mithin der *Indicativus* geſetzt werde, wie *pro Plancio* 38: *Quodſi horum ego nihil cogito, et quidem ſum in republica; qui fui ſemper, tamenne libertatem requires meam, quam tu ponis in eo, ſi ſemper cum iis, quibuscum aliquando contendimus, depugnemus?* Wo die Worte: *quibuscum aliquando contendimus* Cicero, als habe *er* ſie geſagt, in die Rede des Plancius einſchiebe, und mithin der *Ind.* ſtehen müſſe. Aber erſtens ſieht man gar nicht ab, warum nicht nach dem Acc. cum Inf. *dementem P. Africanum fuiſſe*, man den folfolgenden Satz: *qui — videri* als ein vom Cicero erzähltes Factum anſehen ſoll, da in dem Relativ-Satze, und namentlich in dem Satze der *oratio obliq.* gar oft auf dieſe Weiſe der Indicativ ſteht. In Stellen, wie *pro Arch. c.* 9: *Marius item Plotium eximie dilexit, cujus ingenio putabat ea, quae geſſerat, poſſe celebrari. Cic. de Legg. Lib. III, c.* 5: *ſic habetote, magiſtratibus iisque, qui praeſunt, rempublicam contineri* (wo man gewöhnlich *praeſint* las) iſt der Gebrauch des Ind. auffallender, als nach dem ganzen Zuſammenhang in unſerer Stelle. Wenn aber ferner

Hr. *W.* glaubt, dafs jene Stelle *pr. Plancio* als Beyspiel vom Gegentheil zeuge, wo der vortragende Schriftsteller an das, was als von einem Anderen gedacht oder geredet dargestellt wird, einen Nebensatz anknüpft, als von ihm selbst gedacht und gesprochen, so kann Niemand, der diese Stelle liest und den Zusammenhang des Ganzen erwägt, auf die Gedanken kommen, dafs die Worte, *quibuscum-contendimus* nicht ebenso gut, als Worte des redend Eingeführten anzusehen seyen, wie die Worte des Cicero. Dafs hier der Indicativ steht, liegt nicht daran, sondern an der Natur des Gedankens, den hier der redend Eingeführte als reines Factum anführen konnte und mufste.

C. 14, §. 37. *Haec (sica P. Clodii) intentata nobis est; huic ego vos objici pro me non sum passus; haec insidiata Pompejo est; haec istam Appiam, monumentum sui nominis, nece Papirii cruentavit; haec, haec eadem longo intervallo conversa rursus est in me; nuper quidem, ut scitis, me ad Regiam paene confecit.* Hier fehlt nach *conversa rursus* in dem Erfurter *est.* Diefs Wort aber auszulassen scheint dem Vf. unumgänglich nöthig, weil, wenn von *nuper quidem* ein besouderer Satz anhübe, der Zusammenhang der ganzen Rede dadurch gestört würde. Er wundert sich daher, dafs die Ausleger diefs nicht längst gemerkt, da, wenn man beide Sätze in einen verbunden läse: *haec eadem longo intervallo conversa rursus in me, nuper quidem, ut scitis, me ad Regiam bene confecit.*, die Rede an Kraft gewönne. Rec. aber kann sich von dem gestörten Zusammenhange, der durch Beybehaltung dieses *est* veranlafst würde, ebenso wenig, als von der gröfseren Kraft, den die Rede bekommen soll, überzeugen, in wiefern das *est* wegfällt, und Ein Satz gebildet wird. Cap. 22; in der Stelle: *Sed tamen majores nostri in dominum de servo quaeri voluerunt, non quia non posset verum inveniri, sed quia videbatur indignum et dominis morte ipsa tristius*, sollen aus dem Text weggelassen werden die Worte *de servo* deswegen, weil der *Erfurtensis* sie nicht hat, und sie sich von selbst verstehen; allein es kommen in dem Texte alter Schriftsteller gar oft Worte vor, die sich von selbst verstehn, die man leicht für Glosse halten kann, und darum es doch nicht sind. Hier überdiefs bekommt die Rede durch den Gegensatz *in dominum de servo* mehr Ausdruck, und Niemand kann an der Richtigkeit des Textes zweifeln. Da ferner die Erf. Handschrift *domini* statt *dominis* hat, und Cicero nach Hn. *W.* Meinung, ganz gewifs, wenn er den Singular *in dominum* kurz vorher gesetzt, im Falle er hernach das Wort *dominus* wieder brauchte, ebenfalls den Sing. gesetzt und gleich *domino indignum*, nicht *indignum, et domino* gesagt haben würde: so wird daraus gefolgert, dafs nicht blofs *de servo*, sondern auch *dominis* gestrichen werden müsse. Allein mit diesen Schlüssen heilender Kritik, veranlafst durch die Varianten eines Codex, kann Rec. so wenig übereinstimmen, wie Cap. 1: *quae si opposita Miloni putarem, cederem tempori,* wo dem Vf. *tempori* dem ganzen Zusammenhang nach unangemessen erscheint, da doch Niemand bis jetzt gezweifelt hat, dafs dem Sprachgebrauche gemäfs *cederem tempori* der Gegenwart, *den gegenwärtigen ungünstigen Verhältnissen*, deutlicher erklärt. Die Bestätigung aber davon, dafs das Wort Glosse sey, findet er in der Variante des Erf. Codex *temporibus.*

Cap. 23. *Sive enim illud animo irato et percito vidisset, — quum sanguine inimici explesset odium suum; sive etiam illius morte patriam liberare voluisset — cederet aequo animo legibus, secum auferret gloriam sempiternam, nobis haec fruenda relinqueret, quae ipse servasset.* Hier vertheidigt der Vf. gegen *Gesner*, *Garatoni* und *Orelli*, *Ernestis* Vermuthung, dafs man in *legibus* eine Glosse anerkennen müsse, auf folgende Weise: Wenn gleich das *cedere legibus* von der Strafe der Verbannung zu verstehen sey, so würde doch *legibus* ein unnützer Zusatz seyn, da Cicero vorzüglich sagen wolle: Milo würde gern das Vaterland verlassen, gern es aufgeopfert haben; in wiefern aber des strafenden Gesetzes erwähnt werde, dessen Gebote nach begangener Mordthat Milo sich unterwerfen müsse, so verstehe es sich von selbst, dafs er das Vaterland meiden müsse. Zweytens sey der Zusatz auch ungereimt, da Cicero den Muth Milos und seine Seelenstärke, mit der er den Verlust seines Vaterlands ertrage, gerühmt, und gleichwohl hinzufüge, dafs er auf Befehl des strafenden Gesetzes das Vaterland meide. Rec. kann aber den Zusatz weder überflüfsig noch ungereimt finden, und diefs aus dem ganz einfachen Grunde, weil der Schmerz und der Verlust für Milo, das Gesetz mochte nun seine Verbannung aussprechen, oder er in ein freywilliges Exil gehen, derselbe blieb: mithin auch Milo seine Seelengröfse in Ertragung der Strafe eben so gut zeigte, in wiefern er sich bewufst war, das Vaterland gerettet zu haben. Wenn daher ferner die Lesart der Erf. Handschrift *secedere* statt *cedere* als besonders wichtig und diese Meinung rechtfertigend angeführt, *secedere* für die allein wahre Lesart, die das Wort *legibus* nicht zulasse, erklärt, und mithin daraus gefolgert wird, dafs *legibus* eine Glosse der Ausleger sey: so wird man diesen Argumentationen so wenig, wie jenen, seinen Beyfall geben können.

Cap. 26. *Erit illud profecto tempus, et illucescet ille aliquando dies, quum tu salutaribus, ut spero, rebus tuis, fortasse motu aliquo communium temporum immutatis, qui quam crebro accidat, experti debemus scire, et amicissimi benevolentiam et gravissimi fidem et Tullius post homines natos fortissimi viri magnitudinem animi desideras.* Hier argumentirt der Vf. so: Mag nun *salutaribus* für *salvis* stehen oder nicht, der Sinn dieses Satzes ist kein anderer, als, *es wird der Tag anbrechen, Pompejus, wo, während deine Privatangelegenheiten sich im besten Zustande befinden*; mithin müssen die Worte: *sed fortasse motu temporis immutatis* einen Widerspruch enthalten, und da der *Erfurtensis* und *Bavaricus immutatis* nicht haben, so ist unbegreiflich, dafs die Herausgeber nicht längst schon diefs Wort als Glosse weggelassen haben. Allein ist es

denn so ausgemacht, dass der Sinn der vorhergehenden Worte *salutaribus rebus tuis* dieser sey: *während es mit deinen persönlichen Angelegenheiten gut steht?* Ist nicht die Lesart allerwärts *salutaribus?* hat *salutares* wohl je diess bedeutet? Und wird wohl, wenn wir annehmen, es gäben die Worte diesen Sinn, und bildeten den Gegensatz von *motu communium temporum*, lateinisch gesagt werden können: *tu desiderabis amicissimi benevolentiam motu communium temporum*, Auf jeden Fall muss eine ganz andere Erklärung von den Ablativis *salutaribus rebus tuis* versucht werden.

Auf gleiche Weise würden sich über andere Anmerkungen zu den Reden des Cicero, wo die Lesart des *Codex Erfurtensis* vertheidigt wird, gegründete Zweifel erheben lassen.

— F.

Leipzig, b. Tauchnitz: *Marci Tullii Ciceronis Opera.* Ex recensione *Jo. Aug. Ernestii* studiose recognita edidit *Car. Frid. Aug. Nobbe*, Philos. Prof. Extr. in Univers. litt. Lips. Scholae Nicol. Lips. Conrect. *Editio stereotypa.* 1827. 10 Bändchen in 12. (6 Thlr. 16 gr.)

Diess ist die kleine, für das Bedürfniss der Schulen oder zum bequemen Handgebrauch für diejenigen, welche das Studium der Classiker nicht gerade auf das Studirzimmer beschränken, bestimmte Ausgabe des Cicero, welche wir schon vorläufig bey der Anzeige der Quartedition (A. L. Z. 1827. No. 118) erwähnt haben. Für jene Bequemlichkeit der Leser, sowie für das leichtere Anschaffen der Bücher auf Schulen, hat der wackere Verleger auch dadurch gesorgt, dass die einzelnen Bände auch einzeln, unter besonderen Titeln, verkäuflich sind. Sonst findet man hier denselben Text, der in der grossen Ausgabe berichtigt erscheint; auch ist er mit denselben Typen gedruckt. Daher darf man mit Grund hoffen, dass diejenigen Textverbesserungen, welche der Herausgeber allmälich in der Quartausgabe nöthig erachten wird, auch dieser kleinen zu Gute kommen werden. Denn es ist eine ungegründete, auf einer falschen Vorstellung beruhende Rüge, welche Hr. *Schoell* in seiner *Histoire de la littérature Grecque profane, To. I. Introduct. p. LXXXIX* ausgesprochen hat, indem er die *stereotypirten* Ausgaben der Classiker desshalb verdammt, weil die Kritik den Text derselben noch nicht so festgestellt habe, dass er als ein *texte établi et stable* betrachtet werden könne, da vielmehr sich täglich Verbesserungen als nöthig darstellten. Denn eben darauf ist die Bestrebung des Hn. *Tauchnitz* gerichtet, und dahin hat sein Kunstsinn gearbeitet, jeder nöthig gewordenen Verbesserung sofort auf der Platte ihr Recht widerfahren zu lassen, ohne die neuen Auflagen der Gefahr auszusetzen, welche bey neuem Satz und neuem Druck der Bücher nur zu häufig eintritt, dass mit den neuen Verbesserungen dieser und jener Stelle zugleich neue Fehler in andere, vorher richtig gedruckte Stellen sich einschleichen. Dass dem Verleger aber diese Bestrebung gelungen sey, davon wird sich ohne Zweifel nunmehr Hr. *Schoell* selbst durch die neue Ausgabe des Homer überzeugt haben, deren Fehler Hr. *Tauchnitz*, wie ehemals *van der Hooght* bey der hebräischen Bibel, sogar durch goldene Preise zu entfernen sich hat angelegen seyn lassen.

P. E. I.

Prag, b. Calve: *M. T. Ciceronis Philosophica. Cato Major, Laelius, Paradoxa et somnium Scipionis*, cum notis philologicis, historicis, geographicis atque antiquitates spectantibus, adnexaque germanico-latina phraseologia, ex his opusculis collecta in usum scholarum edita ab *Ignatio Seibt*. Vol. I u. II. 1825—1827. 8. (2 Thlr. 6 gr.)

Dem Titel dieser Ausgabe nach sollte man lateinische Anmerkungen für Schüler einer oberen Gymnasialclasse erwarten; es finden sich aber meistens nur solche grammatische und lexikalische Anmerkungen in derselben, die sich höchstens nur für schwache Unter-Tertianer eignen, z. B. S. 6 *digne* nach Würdigkeit, nach ihrem Werthe. S. 8 *Qui si* st. *si autem hic* — S. 9 *Quam* od. *longe* dienen zur Verstärkung des Superlativs — *Sustinere* (*sursum tenere*) emporhalten, tragen. S. 11 *inconstantia* Unbeständigkeit, Mangel an festen Grundsätzen. S. 12 *Quocirca i. e. quam ob rem. Necesse fuit* — es musste nothwendig seyn. S. 14 *praesertim* zumal. Solche Anmerkungen laufen durch das ganze Buch, z. B. S. 135 *vel — vel* — theils — theils — S. 163 *tener* zart, *b*) jung. *Dubitatio* Bedenklichkeit. *Satietas* das Sattseyn. — S. 173 *Comitatus*, Geleite, Begleitung. S. 175 *inanis* leer, eitel. S. 179 *molestiam capere* verdrüsslich werden, Verdruss, Missvergnügen empfinden. Dazu kommt nun noch eine *Germanico-latina phraseologia* von S. 269—292, welche zum völligen Ueberflusse noch mehr dergleichen enthält. Die geschichtlichen Anmerkungen hingegen sind für solche Schüler, welchen obige Wortbedeutungen noch angegeben werden müssen, viel zu weitläuftig. Z. B. S. 20 ist zu dem Worte *Quaestor* eine Anmerkung, welche fast fünf Seiten einnimmt; S. 30 zu *Olympica* eine fast eben so lange über die Olympischen Spiele; sowie auch S. 40 über Milo aus Kroton und S. 67 über die *Magna Mater*; S. 78 über die römischen Dictatoren; S. 232 über L. Cornelius Sulla. So wenig auch solche historische Anmerkungen zu missbilligen sind, so muss doch dabey das gehörige Verhältniss nicht übersehen werden. — In Ansehung des Textes ist Hr. *Seibt* der Ausgabe *Ernestis* gefolgt, und hat sich dabey, wie allerdings zu erwarten war, aller kritischen Bemerkungen enthalten.

Chr. St.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1832.

STATISTIK.

Erlangen, b. Palm und Enke: *Topo-geographisch-statistisches Lexikon vom Königreich Baiern* oder alphabetische Beschreibung aller im Königreiche Baiern enthaltenen Kreise, Städte, Märkte, Dörfer, Meiler, Höfe, Schlösser, Einöden, Gebirge, vorzügliche Berge und Waldungen, Gewässer u. s. w. Verfasst von Dr. *Joseph Anton Eisenmann*, Domkapitular, geistl. und Consistorial-Rathe, und Dr. *Carl Friedrich Hohn*, Professor zu Bamberg. 2 Bde. 1831—32. 8. (9 Thlr. 8 gr.)

Mit Vergnügen sehen wir hier ein Werk vollendet welches eben so von dem Patriotismus, als von dem Fleisse und der Gelehrsamkeit der beiden schon rühmlichst bekannten Verfasser ein sprechendes Zeugniss giebt. Das Kß. Baiern hat in Bezug auf seine Geschichte, Geographie und Statistik sich schon mancher Bearbeitungen zu erfreuen; allein theils waren es nur, und oft sehr lückenhafte, Monographieen über einzelne Theile, theils, wenn sie auch auf das Ganze gingen, doch unvollständig und sehr unrichtig, und nicht für den augenblicklichen Handgebrauch geeignet. Eine lexikalische Behandlung der baierischen Statistik war daher ein schon lang und dringend gefühltes Bedürfniss.

Schon weiland König Max Joseph hat seiner Akademie der Wissenschaften den Auftrag gegeben, ein solches Lexikon zu bearbeiten, und mehrmals diesen Auftrag wiederholt. Ein Verein vaterländischer Gelehrten und Staatsmänner, wie Baierns Akademie, deren Aufgabe doch ist, fürs Wohl des Vaterlandes literarisch zu wirken, hätte es wohl unter seine schönsten Pflichten rechnen sollen, eine solche Arbeit ans Licht zu fördern; allein sie unterblieb. Zwey Männer allein haben sich nun der mühsamen Arbeit unterzogen, durch glückliche Lösung derselben ihrem Vaterlande einen wesentlichen Dienst erwiesen, und dadurch den gerechtesten Anspruch auf den Dank ihrer Nation sich erworben. Das Königreich Baiern hat durch sie eine statistische Bearbeitung erhalten, wie sie kein anderes Land aufzuweisen hat; denn die Wörterbücher dieser Gattung, welche über andere Staaten z. B. Ober- und Nieder-Oesterreich, Preussen, Baden, Würtemberg u. s. w. erschienen, stehen obigem Werke sowohl hinsichtlich des Inhaltes, als auch der Form weit nach.

Rec. will es hier nicht unternehmen, eine ganz detaillirte Beurtheilung dieses Werkes zu liefern; schwerlich wird diess auch einem Einzelnen möglich seyn; indem ihm weder die vollständige Vergleichung und Prüfung der amtlichen Quellen, welche die Verfasser benutzt haben, noch die genaue, durch Reisen und Augenschein erworbene Kenntniss der bedeutendsten baierischen Ortschaften zu Gebote stehen kann. Recht wünschenswerth, und den Verfassern gewiss auch angenehm würde es desshalb seyn, wenn Gelehrte und hohe Staatsbeamte aus den einzelnen Kreisen des Königreichs es über sich nähmen, die Orte *ihres* Kreises im Lexikon öffentlich zu würdigen, wodurch in kurzer Zeit eine umsichtige, gründliche Beurtheilung des Werkes zu Stande käme, welche von dem verdienstlichen und gelehrten Unternehmen der Verfasser die augenscheinlichste Probe ablegen, und zur gediegenen Kenntniss des Vaterlandes Vieles beytragen würde.

Rec. bleibt daher nur beym Allgemeinen stehen. Die Principien, nach welchen die Verfasser verfahren sind, liefern einen klaren Beweis, mit welcher Umsicht und Vollständigkeit sie ihre Arbeit ausführen wollten. „Von jedem der 8 Kreise (heisst es in der Vorrede) sind angegeben: seine Grenzen, Grösse, Einwohnerzahl, Behörden, Hauptgebirge, höchsten Berge, Gewässer, grössten Waldungen, Natur- und Kunstproducte, Gewerbe, Häuserzahl, Anzahl der Brücken; von jedem Land- und Herrschafts-Gerichte seine Grösse und Einwohnerzahl; von jedem einzelnen Orte seine Eigenschaft, seine Lage und zwar: 1) in physischer Hinsicht, nämlich nach Gebirgen, Gewässern, Strassen und Entfernung von anderen vorzüglichen, besonders solchen Orten, welche Postexpeditionen haben; 2) in politischer Hinsicht, nämlich nach Land- und Herrschafts-Gerichten und Kantonen und 3) in kirchlicher Hinsicht, nämlich Pfarreyen, Decanaten (Landcapiteln), Erzbisthümern, Bisthümern, Consistorien, dann die Häuser- und Einwohner-Zahl, Behörden, Institute, und was er sonst an Natur- und Kunst-Producten und historisch Merkwürdiges enthält; von den Kreishauptstädten überdiess ihre geographische Lage; bey jedem Gebirge seine Lage und Richtung; von den höchsten Bergen ihre Höhen; von den Flüssen und vorzüglichen Bächen die Gegend, wo sie fliessen, ihre Quellen und Mündungen, und die Gewässer, welche von ihnen aufgenommen werden; von den Seen ihre Lage, Grösse, Tiefe und die Fischarten, welche in ihnen leben."

Consequent nach diesen Principien haben die Verfasser jeden einzelnen Artikel bearbeitet. Der Raum gestattet uns nicht, mehrere Artikel, als Muster, hier herauszuheben; wir begnügen uns daher mit einzelnen Hinweisungen, so dass der Leser durch Nachschlagen im Lexikon selbst unsere Behauptungen wird bestätigt finden.

Ganz nach der Angabe der Vorrede sind behandelt: 1) die acht Kreise. Wir verweisen die Leser nur auf *einen*, den Hauptkreis des KR., den *Isarkreis*, wie er in den Zusätzen S. VII umfassend beschrieben ist.

2) Genau nach den Principien ist ferner jedes Land- und Herrschafts-Gericht beschrieben. Wir verweisen unter andern nur auf die Artikel: Landshut, Straubing, Waldmünchen, Wunsiedel, Schwabach, Höchstädt, Kitzingen u. s. w. als Landgerichte aus den sieben älteren Kreisen; bey dem Rheinkreise sind die Kantone auf gleiche Weise behandelt, z. B. Kaiserslautern, Dürkheim u. s. w. Ferner in Bezug der Herrschaftsgerichte sehe man die Artikel: Thurnau, Prien, Illerreichen, Oettingen, Mitwitz, Wörth u. s. w. Beyläufig will Rec. hier bemerken, dass er in einer unlängst erschienenen Monographie des L.Gerichtsactuars *Rost* das L.Gericht Königshofen beschrieben las, mit den verschiedenen Arten dieses Gerichtsbezirks in vorliegendem Lexikon verglich, und die Beschreibung der letzten nicht nur übereinstimmend, sondern auch noch vollständiger fand. So geschieht z. B. bey Hn. *Rost* der *Lederhecke* und des *Weichlers* eine blosse Erwähnung; das Lexikon aber giebt eine vollständige Beschreibung, die eher in der Monographie zu erwarten gewesen wäre. Neben diesem Beyspiele liessen sich noch mehrere ähnliche Fälle anführen, wo das Lexikon über Gegenstände Aufschluss giebt, die selbst in den besten Monographieen übergangen sind.

3) Eben so genau sind auch die einzelnen Orte beschrieben, in physischer, politischer und kirchlicher Hinsicht, und die einzelnen Beschreibungen sind nur wieder von einander unterschieden, je nachdem die Eigenschaft der beschriebenen Oerter eine andere, und die Ortschaft entweder eine Kreishauptstadt, eine Stadt, ein Städtchen, Marktflecken, Dorf, Bisthum, Pfarrdorf, Filialdorf ist, und mehr oder minder historische oder andere Merkwürdigkeiten enthält. Ja selbst die einzelnen Weiler, Einöden und Gegendbeschreibungen sind nicht übergangen. Wir verweisen die Leser, unter der zahlreichen Menge, nur auf nachfolgende Artikel, und zwar als *Kreishauptstädte*: München, Passau, Regensburg, Bayreuth, Ansbach, Augsburg, Würzburg, Speier; *als Städte:* Landshut, Straubing, Burglengenfeld, Ingolstadt, Eichstädt, Bamberg, Rothenburg, Dünkelsbühl, Erlangen, Nürnberg, Weissenburg, Fürth, Neuburg, Dillingen, Kempten, Lindau, Landsberg, Aschaffenburg, Zweybrücken, Neustadt an der Hardt u. s. w.; als *Städtchen:* Baiersdorf, Ellingen, Freystadt, Gemünden, Hirschau, Hollfeld, Homburg, Karlstadt, Kissingen, Königshofen, Roth, Lichtenberg, Marktbreit, Reichenhall, Vilsbiburg u. s. w.; als *Marktflecken:* Berchtesgaden, Hafnerzell oder Obernzell, Kellmünz, Garmisch, Kraiburg, Muggendorf, Schnaittach, Ottobeuern, Sonthofen, Marktsteft, Vilsbiburg u. s. w.; als *Dörfer:* Aschau, Frankenberg, Frankenstein Frauenroth, Gefresdorf, Gottsfeld, Heinersreuth, Köttmannsdorf, Lösitz, Neufahrn, Neuhaus, Oehrberg, Pallendorf, Ratzenwinden, Schellenberg, Schmachtenberg u. s. w.; als *Bisthümer:* Freysing, Bamberg, Augsburg, Regensburg, Würzburg, Nassau, Eichstädt, Speier; als *Pfarr- Filial Dörfer:* Ammergau, Appersdorf, Belzhausen, Benediktbeuern, Bergen, Begenberg, Dettingen, Eichenbühl, Eisenberg, Eltersdorf, Frechefeld, Grossdorf, Grossweil, Heilgersdorf, Hohenkammer u. s. w. Bey allen Pfarr- und Filial-Dörfern, so wie bey den Städten und Märkten ist jedesmal genau das Decanat angegeben, unter welchem sie stehen, oder ob sie selbst der Sitz eines Decanats sind; bey den gewesenen Dörfern und anderen Orten ist bemerkt, zu welcher Pfarrey sie gehören, und bey den Einwohnern vermischter Religion, wohin die der Zahl nach geringere Religionspartey gepfarrt ist. — Von den *Weilern* und *Einöden*, die in ungemeiner Anzahl aufgeführt sind, so dass wohl schwerlich ein Gegenstand hier übergangen seyn mag, enthalten wir uns, Hinweisungen zu machen; von den Gegendbeschreibungen genüge es, nur auf einige hinzuweisen, an denen die Vollständigkeit und Genauigkeit der Beschreibung besonders zu loben ist, z. B. Algau, die Salzburg, kalte Lech, Lechfeld, Lederhecke, Geisengrund, Kunigundisruh, Laushügel, Rill, Ried, Donaumoos, Teufelsmauer, Eiskapelle, Weichler, Ossig oder Ossing, Parsberg, Mühlthal, Pfaffenwinkel u. s. w.

4) Eine gleiche umständliche Beschreibung findet sich auch bey den Gebirgen, höchsten Bergen, Flüssen, Bächen und Seen; man lese desshalb die Artikel: Fichtelgebirge, Röhngebirge, Spessart, Odenwald, Alpen, Hundsrück, Donnersberg, Vogesen, Staschelberg, Strassberg, Wilibaldsberg, Peissenberg u. s. w. — Isar, Donau, Rhein, Main, Altmühl, Inn u. s. w. — Chiemsee, Tegernsee, Wurm- oder Stahrenberger See, Walchensee, Bodensee, Ammersee u. s. w.

So haben die Verfasser treu und genau, im Geiste der von ihnen aufgestellten Principien, die schwierige Arbeit durchgeführt. Mit besonderem Wohlgefallen bemerkt man aber noch bey den einzelnen Artikeln die vielen beygefügten antiquarischen, landwirthschaftlichen und artistischen Notizen, wodurch die Vollständigkeit und das Interesse des Werkes ungemein erhöht wird; ferner die genaue Anführung der milden Stiftungen aus alter und neuer Zeit, ja selbst solcher, die in neuester Zeit in Bezug auf Schule und Kirche an einzelnen Orten von Privaten oder Gemeinden gegründet worden sind. Wir könnten, wenn es der Raum gestattete, auch hier eine zahlreiche Menge aufzählen. Ein besonderer Vorzug des Lexikons ist es auch, dass die Verfasser vielfältig bey den Ortsbeschreibungen hinsichtlich des Namens eben so sehr auf die Aussprache desselben vom Volke, als auf den Schreibgebrauch merkten; denn die Sprache (Dialekt) des Volkes ist älter, als dessen Schrift, und nicht so sehr

den Veränderungen unterworfen, als die Schreibart einzelner Menschen in verschiedenen Zeiten.

Eben so reichhaltig ist das Werk an historischen Notizen, obwohl solche in den ersten Bogen sparsamer vorkommen, als in den späteren und folgenden. Auf dem Titelblatte liessen die Verfasser den Beysatz „historisch" zwar weg, weil sie, nach ihrer eigenen Erklärung in der Vorrede, mehr historische Notizen für nöthig erachteten, um den Titel „historisch" zu rechtfertigen. Rec., ohne der Bescheidenheit der Verfasser zu nahe zu treten, hält diese Ansicht gleichfalls für richtig und zweckmäsig, und schon desshalb, weil die Hauptaufgabe der Verfasser doch eine lexikalische Behandlung der statistischen Verhältnisse ihres Vaterlandes gewesen; eine lexikalische Behandlung der Geschichte aber, soll sie von Nutzen seyn, ein eigenes Werk erfoderte, und in einem statistischen Werke um so weniger zweckdienlich behandelt werden kann, als beide Doctrinen doch in ihren wesentlichen Formen einige Verschiedenheit haben; denn wie schon *Schlözer* bemerkt: „Geschichte ist eine *fortlaufende* Statistik, und Statistik eine *stillstehende* Geschichte." In einem statistischen Lexikon muss desshalb die Geschichte immer eine untergeordnete Rolle spielen. Die Verfasser haben diess auch genau beobachtet. Sie gaben in ihren historischen Notizen nur so viel an, als zur Erhöhung des statistischen Interesses nöthig ist. Als: bey den einzelnen Oertern das, wodurch jeder in der Geschichte besonders merkwürdig erscheint, sey es nun eine Schlacht, oder sonst eine Thatsache, ein geschichtliches Monument, oder die Geburt irgend eines berühmten Mannes; ferner führten sie an die historisch erwiesene Gründung der Ortschaften, ihre Besitzer in ältester Zeit, so wie den Wechsel derselben im Verlaufe der Zeit, und die gegenwärtigen Besitzer. Besonders fleissig sind die kirchlichen Artikel gearbeitet; fast bey allen Pfarrkirchen ist das Jahr der Erbauung oder der Renovation angegeben, die Grabstätten historischer Personen in derselben u. s. w.; bey den Bisthümern das Jahr der Gründung, die Anzahl der Bischöfe zur Zeit der Säcularisation, und genau und bestimmt der jetzige erneute Stand derselben. Auch örtliche Sagen und Legenden sind nicht übergangen, sofern sie zur genauern Würdigung des Volkslebens beytragen. Wir könnten über diess Alles eine Menge von Beyspielen anführen, was jedoch aus Mangel an Raum nicht geschehen kann, und selbst überflüssig ist, da schon ein flüchtiger Durchblick den Leser fast auf jedem Blatte von der Wahrheit unserer Behauptungen überzeugen wird.

So empfehlungswerth nun aber auch, nach allen diesen Erörterungen, das Werk erscheint: so mag es doch von einzelnen Mängeln nicht frey seyn, denen bey Werken dieser Art um so weniger zu entgehen ist, da bloss von zwey Männern geleistet wurde, was wohl für eine ganze Korporation keine leichte Aufgabe seyn dürfte. So dürfte z. B. bey Abbach die Heinrichsburg erwähnt werden, bey Astheim — die Begräbnisstätte der Ahnen des Hauses Schwarzenberg, bey dem Artikel Schwarzenberg dürfte der Ausdruck: mehrere fürstliche Domänialbehörden, als überflüssig erscheinen; nach Schreckenberg — könnte noch eingeschaltet werden: Schreckenberg, Berg im Herrschaftsgerichte Schwarzenberg, mit schöner Aussicht, ¼ Stunde von Schwarzenberg; nach Hetzlas — noch: Hetzel, Berg, dem Bergschlosse Schwarzenberg gegenüber, höher gelegen als dessen Berg, mit Obstbäumen besetzt; nach Theresienhain — Theresienwiese bey München u. s. w. Auch dürfte bey den bedeutenden Brücken bemerkt werden, welche vom kön. Aerar erhalten werden, und welche von den Gemeinden. Manche Ergänzungen und Berichtigungen haben auch die Verfasser selbst nachgetragen; manche aber konnten sie nicht angeben, weil sie nach Erscheinung ihres Werkes erst bekannt wurden. Z. B. seit dem 1 Oct. 1831 sind die Gemeinden: Falkenstein, Arrach, Rettenbach, Zell, Michaelsneunkirchen, Au, Schillertswiesen, und Ebersreuth von dem Landerichte Wittenfels und dem Unterdonaukreise getrennt, und dem Landgerichte Roding, somit dem Regenkreise zugetheilt werden. Seit dem 1 April 1832 sind die Orte Pappenbach und Burghausen, sonst des L.Gerichts Windsheim, mit dem L.Gerichte Leutershausen vereinigt. Seit den 26 July 1832 sind die zum Landgerichte Günzburg gerichtsbaren zwey Höfe Harzenhof und Freudeneggernhof vom erwähnten L.Gerichte gesondert, und mit der zum L.Gerichte Illertissen gehörigen Gemeinde Gerlenhofen vereinigt, und dem näher gelegenen L.Gerichte Illertissen zugetheilt worden. Zu Neuburg bildete sich ein Donaumoos-Verein, zu Windelheim, durch den kön. Rentbeamten Bauer, eine Hagelversicherungs-Anstalt, zu Amberg entstand ein Franziskanerhospitium, zu Eggenfelden ein neues Franziskanerkloster u. s. w.

Demungeachtet ist dieses Werk nicht nur für die Einwohner Baierns aller Stände als ein unentbehrliches Hülfs- und Hand-Buch im Dienste des Staates und bey Privatgeschäften zu betrachten, sondern jedem Freunde der Geschichte und der Staatenkunde wird es eine willkommene Lesegabe seyn. Zu wünschen wäre es, dass die Verfasser nach den in diesem Lexikon enthaltenen Materialien ein geographisch-statistisches Handbuch *zum Schulgebrauche* verfertigen möchten, wobey zugleich auch auf die neuesten Veränderungen Rücksicht zu nehmen wäre. Dabey dürfte aber die in den bisherigen Schulgeographien von den nämlichen Verfassern gebrauchte Aufführung der Orte nach den Flüssen, als ganz zwecklos cessiren, und die merkwürdigen Orte nach den L.Gerichten, wenn diese keiner Veränderung unterworfen werden sollten, anzugeben seyn.

Uebrigens wünscht Rec., dass das Werk recht bald eine zweyte Auflage, die demselben gewiss eine noch höhere Vollkommenheit geben wird, erlebe, und dass die Verfasser für die angewandte Mühe und den Fleiss ihrer Arbeit, die wohl unbezahlbar sind, durch den Dank ihres Vaterlandes, als den schönsten Lohn, reichlich entschädigt werden mögen. Die äussere Ausstattung des Werkes, Druck und Papier sind schön und correct.

—.zz.—

Paris, b. Collin: *Coup d'oeil sur la Hollande, ou Tableau de ce Royaume en* 1806. *Premier Partie*, 1807. IV u. 266 S. nebst Inhaltsverzeichniss. *Seconde Partie* 1807. 207 S. nebst alphabetischem Register in 8. (2 Thlr.)

Der ungenannte Vf. dieses Werkes, das in gegenwärtiger Zeit zu einer interessanten Vergleichung Anlass giebt, scheint, wie viele seiner Landsleute, keinen rechten Begriff von der Statistik zu haben, wenn er in der Einleitung zu diesem Werke behauptet: die Statistik sey in Holland früher als in anderen Ländern Europens bearbeitet, und nach und nach zu ihrer jetzigen Vollkommenheit gebracht worden. Diess werden selbst holländische Gelehrte nicht behaupten, zumal, da lange Zeit hindurch auf keiner Universität der ehemals vereinigten Niederlande ein Lehrstuhl für Statistik eröffnet war. — Bekanntlich war der berühmte *Adrian Kluit* in Leyden der erste Lehrer der Statistik in Holland. Hätte der Vf. wenigstens die Darstellung des Prof. *G. F. D. Goes* zu Erlangen, und besonders die trefflich von ihm ausgearbeitete, von der Akademie der Wissenschaften zu Turin gekrönte Preisschrift: *De statistices aetate et utilitate commentatio etc.* (*Erl. apud Palm*, 1806. 4.) gelesen, so würde er am Ende des ersten Abschnitts derselben belehrt worden seyn, dass die Statistik, nach der Natur der Sache, und ganz wider das bisherige Princip, welches Achenwall, Paul Reinhard, Ernst Bertram, Christoph Gatterer, von Schlözer, Mannert u. a. aufstellten, weiter nichts sey, als die historische Kunst, die den gegenwärtigen Zustand der Staaten darstelle. Den Namen Statistik, den zuerst Achenwall einführte, haben daher in neueren Zeiten alle andere Völker Europens, von den Deutschen entlehnt; aber die Materialien zu dieser Wissenschaft haben die Holländer schon früher, wenn auch nicht unter diesem Namen, bearbeitet, wovon die *Politike Gronden en Maximen* des grossen Staatsmannes *Jan de Witt*, die in der Mitte des 17 Jahrhunderts in mehreren Ausgaben erschienen, einige *Elzevirischen* Schriften u. m. a. bekannt sind.

Der *erste* Theil dieses Werkes zerfällt in 33 *Capitel*, wovon die beiden ersten einen nicht unwichtigen Ueberblick der Geschichte von Holland, des vorigen und damaligen Zustandes dieses Landes und seiner Einwohner geben. Vom 3ten bis zum 10ten Cap. wird von der Constitution des Königreichs Holland, dem Vertrage mit Frankreich, der Lage und Bewässerung des Landes, der Canäle, der Dämme, des Klima, der Producte, der Lebensweise, der Getränke, der Volksmenge, des Ackerbaues, der Viehzucht, der Brennmaterialien, dem Torfe u. dgl. gehandelt. Das 4te bis 18te Cap. erstreckt sich über die Canalfahrt, die Landstrasen, den Handel der Holländer, ihre Schiffahrt und Fischerey. Vom 19ten bis 24. Cap. werden die Fabriken und Manufacturen, der Handel zwischen Holland und Frankreich, die Gewichte, Masse und Münzen beschrieben, und im 25ten bis 33 Cap. die Religion und Sprache, der öffentliche Unterricht, der Zustand der Wissenschaften und Künste, der milden Stiftungen, die Polizey und Justizpflege, die Sitten und Gebräuche der Niederländer überhaupt und die der Provinz Holland insbesondere auseinandergesetzt. Manche Gegenstände erscheinen in einem bunten Gemische.

Der *zweyte Theil* liefert die topographische Beschreibung von Holland überhaupt. Der europäische Theil dieses Reichs wird (als der Vf. schrieb, welches im Februar 1807 wieder abgeändert wurde) nach französischer Verfassung, in 8 Departemente, oder in 4 militärische Divisionen eingetheilt, welche der Reihe nach angegeben werden.

Nach unserer Ansicht ist das Ganze weder ein vollständiges Gemälde, noch eine systematische Darstellung von Holland. Manche Schilderungen sind trefflich gerathen, andere nach Laune angelegt und ausschattirt, die Bilder der Phantasie aber nicht selten unordentlich durcheinander geworfen. Daher entstehen oft interessante Umrisse einzelner Gegenstände, die aber nichts weniger als dazu geeignet sind, Statistiker gründlich zu unterrichten. Auf eigentliche Staatsverwaltung, Kriegs- und See-Wesen, Staats- und Provinzial-Schulden, Activ-Vermögen im In- und Auslande, in sofern die Proprietärs in Holland, Creditoren ihrer National-Schuld, und Guthaber im ausländischen Creditwesen sind, Verhältnisse der noch übrig gebliebenen Reste der inneren Macht der Holländer in Europa gegen ihre auswärtigen Besitzungen, die Darstellung der Kräfte ihrer Kauffahrt vor der Revolution vom Januar 1795, gegen die zur Zeit der Errichtung des neuen Königthums; diess alles, und was der Vf. mit eigenen Augen beobachtet, gesehen und als etwas Merkwürdiges auszuheben Gelegenheit gehabt, aber nicht angemerkt hat, vermissen wir gänzlich. Dagegen sind einige Schilderungen, bey denen er brauchbare Quellen und Hülfsmittel benutzte, und die er alsdann treu citirt, gelungen zu nennen. Da er aber einige treffliche niederländische Schriften zu seiner Absicht mit Erfolg excerpiren konnte: so wird er dadurch zu der irrigen Behauptung verleitet, kein Land sey so genau und vollständig beschrieben, wie die vereinigten Niederlande, die er durchgängig schlechtweg *Holland* nennt. An dieser Vollständigkeit mangelt in topographisch-statistischer Hinsicht noch Vieles. Rec., der unter den deutschen Literatoren gewiss eine der ausgesuchtesten Sammlungen der besten Schriften über die Niederlande, ihre Bewohner und über alle Fächer ihrer politischen, Gewerbe treibenden, geographischen, hydrographisch-merkantilischen, wissenschaftlichen und bürgerlichen Existenz besitzt; dabey seit mehreren 30 Jahren, in vielen merkwürdigen Epochen der neuesten Weltgeschichte, alle ehemaligen und jetzigen Provinzen und Städte Hollands bereiset, mit den angesehensten Gelehrten und trefflichsten Köpfen, an denen es bey dieser industriösen Nation in keinem Fache fehlt, ungeachtet solches, aus Mangel an hinlänglicher Bekanntschaft, die der Holländer Keinem aufdringt, von vielen Franzosen und Deutschen bezweifelt wird, wissenschaftliche Verbindungen angeknüpft hat und noch unterhält; — wagt diess nicht von allen Provinzen zu behaupten, wiewohl Holland, Utrecht, Geldern, zum Theil Seeland und Friesland, weniger holländisch Brabant, Over-Yssel und Gröningen ganz vorzügliche Beschreibungen, selbst bis auf einzelne Districte aufzuweisen hat.

Mm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1832.

LITERATURGESCHICHTE.

Weimar, b. Hoffmann: *Goethe in seiner ethischen Eigenthümlichkeit.* Zweyter Beytrag zu seiner Charakteristik, von *Friedrich von Muller.* 1832. 27 S. 8.

Unserem Institute, dem *Goethe* so viele Jahre hindurch die treueste Theilnahme und die erfreulichste Unterstützung widmete, geziemt es wohl vor anderen, dasjenige, was zur tieferen Kenntniss des Unvergesslichen von einsichtigen Freunden und Kunstgenossen mitgetheilt wird, alsbald zur öffentlichen Kunde zu bringen. Gern, auch in dieser Hinsicht, zeigen wir obige Fortsetzung der trefflichen Charakteristik an, wodurch dieser sinn- und geistesverwandte Schriftsteller, der geraume Zeit in *Goethe's* vertrauterem Cirkel lebte, erst vor Kurzem dessen Andenken gefeiert hat (vergl. Jen. A. L. Z. 1832. No. 208): wiewohl wir überzeugt sind, dass auch jeder fremde, von allen näheren Verhältnissen entfernte Leser uns danken wird, ihm die Bekanntschaft mit dieser Schrift recht bald verschafft zu haben. Denn sey es nun, dass der Inhalt derselben, wiefern er bloss die ethische Seite des Verewigten auffasst, und die Eigenthümlichkeiten seines innersten Wesens aufzuschliessen sucht, das Gemüth mehr anspricht, als die Betrachtung der praktischen Wirksamkeit, auf welche sich der erste Beytrag beschränkte; oder dass die feierliche Veranlassung zu diesem Aufsatze (er wurde als Gedächtnissrede bey der auf eine höchst seltene und sinnige Weise angeordneten Trauerfeier in der Loge Amalia zu Weimar am 9 Nov. d. J. verlesen) den Vf. selbst zu einer feierlicheren, das Herz erhebenden und deshalb auf Hörer und Leser mächtiger einwirkenden Stimmung erhob; oder sey es endlich, dass wir durch eigene Erfahrung so Vieles wörtlich bestätigt fanden, was der Vf. hier aus der seinigen über *Goethe* niedergelegt hat, und dass daher so Manches, was sich uns durch vieljährige Bekanntschaft eingeprägt hatte, wie aus der Seele genommen war: wir bekennen, dass uns diese Schrift mehr noch, als jene Vorgängerin, ergriffen und vom Anfang bis zu Ende in gleicher Aufmerksamkeit erhalten hat.

In grossen, aber deutlichen, Umrissen wird zuerst *Goethe's* „Charakter- und Gemüths-Grösse" mit dessen schriftstellerischen Verdiensten in Verbindung gebracht. Was die Geschichte seiner Jugend und frühesten Ausbildung, bis zu seinem ersten Auftreten in Weimar, welche wir in Kurzem erwarten dürfen, in aller Anschaulichkeit zeigen wird, „dass sein Herz mitten unter den Stürmen der Leidenschaft stark genug war, dem Zauber süssester und edelster Neigungen zu entsagen, wenn es der Befriedigung sittlich zarter Anfoderungen galt," das werden dereinst noch in grösserer Klarheit und Vollständigkeit die handschriftlichen Documente enthüllen, welche der Hochsinn und die Pietät seines fürstlichen Freundes (wie wir hier S. 7 lesen) noch am Vorabende seines Scheidens für eine spätere Zukunft, als köstliche Reliquien, aufzubewahren angeordnet hat. Denn *Goethe* war nie zu bewegen, sein früheres Leben in Weimar mit Ausführlichkeit abzuschildern; reine, uneigennützige Motive hielten den Zartfühlenden davon ab. „Die wahre Geschichte der ersten zehn Jahre meines Weimarischen Lebens (sagte er einst) könnte ich nur im Gewande der Fabel oder eines Mährchen darstellen; als wirkliche Thatsache würde die Welt es nimmermehr glauben. Kommt doch jener Kreis, wo auf hohem Standort ein reines Wohlwollen und gebührende Anerkennung — durchkreuzt von den wunderlichsten Anfoderungen — ernstliche Studien neben verwegensten Unternehmungen, und heiterste Mittheilungen trotz abweichender Ansichten sich bethätigen, mir selbst, der das alles mit erlebt hat, schon als ein mythologischer vor. Ich würde Vielen weh, vielleicht nur Wenigen wohl, mir selbst niemals Genüge thun; wozu das? Bin ich doch froh, mein Leben hinter mir zu haben; was ich geworden und geleistet, mag die Welt wissen; wie es im Einzelnen zugegangen, bleibe mein eigenstes Geheimniss."

Wird dereinst dieses Geheimniss kund gethan, dann erst (schreibt Hr. *v. M.* S. 8) wird die Welt den ganzen seltenen Werth *des* Mannes völlig kennen und schätzen lernen, den kleinlicher Neid und blöder Stumpfsinn so oft aus dem Gesichtspuncte der Gemeinheit zu lästern — mindestens, wo sie die Uebermacht seines Geistes nicht anzufechten vermochten, seine sittliche Würde zu entstellen versuchten! „Ja, wenn *Goethe's* Ruhm als Dichter längst ein welthistorischer geworden, und von den Zungen aller gebildeten Nationen, selbst in den entferntesten Welttheilen, wiederhallt; wenn die Bahn grossartiger, freyer Naturanschauung, die er im deutschen Vaterlande zuerst mit genialer Kraft gebrochen, im Werther, Götz, Egmont, in hundert ergreifenden, herzvollen Liedern hellleuchtend bezeichnet ist; wenn das Zarteste, was ein Menschenherz empfinden kann,

den edelsten Ausdruck, die Weihe antiker Ruhe und Einfachheit in Iphigenien, Tasso, Eugenien, Herrmann und Dorothea gefunden; wenn die wahrheitstreue Darstellung der vielverschlungenen Verhältnisse und Probleme bürgerlicher und sittlicher Zustände in Wilhelm Meister, in den Wahlverwandtschaften und in den Wanderjahren; wenn die heitere Grazie frischen Lebensgenusses in den Römischen Elegieen, die ernstere sittliche Grazie in Euphrosine, in Doris und Alexis, die malerische Lebendigkeit und Farbenpracht in dem Römischen Carneval, in der Novelle und im Mährchen, an Form und tiefem Gehalt nicht leicht je übertroffen werden mögen; wenn endlich — um den Gipfel *Goethescher* Poesie mit Einem Worte zu bezeichnen — sein Faust — diese Titanische Dichtung, die den höchsten Sonnenpunct und den tiefsten Abgrund menschlichen Thuns und Wollens zugleich umspannt — für immer als staunenswürdiges Ergebniss allgewaltiger Phantasie und tiefster Reflexion und Weltkenntniss erscheinen muss; und wenn wir zu diesem unsterblichen Dichterruhme noch all' das Herrliche hinzurechnen, was die Wissenschaften dem unermüdeten genialen Naturforscher, die Civilisation dem grossartig fördernden Pfleger des Lichts und der Wahrheit, die Kunst ihrem scharfsinnig urtheilenden, geschmackvoll anordnenden Kenner und Freunde verdankt; kurz alles, was selbst im Auslande die Bezeichnung des staunenswürdigsten Mannes seines Jahrhunderts ihm erworben hat — immer noch dürfen wir uns mit süssem Stolze zurufen: Uns war er mehr!" —

Hierauf schildert der Vf., wie *Goethe* die ungemeine Lebendigkeit seines Naturells, die ihm so schnell die Herzen gewann, und in jedem Kreise sein Auftreten und Wirken begünstigte, zu mässigen und jedes leidenschaftliche Uebergewicht zu bekämpfen bestrebt war. Schmerzliche Erfahrungen mancher Art liessen ihm in den Jahren der Manneskraft, besonders nach seiner Rückkehr aus Italien, Selbstbeherrschung als höchste Pflicht erscheinen, und so war späterhin die Bewahrung äusseren und inneren Gleichgewichts unter allem Andrange der Lebensereignisse ihm zur unerschütterlichen Maxime, zu einer wahren Kunstaufgabe geworden.

„So hatte denn unvermerkt auch sein Aeusseres und seine Mittheilungsweise in Weltverhältnissen einen Schein von Kälte und Verschlossenheit, ja oft von Steifheit angenommen, der ihm nicht selten für Stolz und Egoismus ausgelegt wurde, und auch in der That bey oberflächlicher Bekanntschaft leicht dafür gelten konnte. — Aber unter dieser äusseren Verhüllung, die den Zudrang gemeiner Wirklichkeit von ihm abhielt, veredelte sich immerfort der Kern seines inneren Wesens, und die Liebenswürdigkeit und Milde seines Gemüths trat für Freunde und Vertraute nur desto reiner und ergreifender hervor. — Es bedurfte keinesweges ausgezeichneter Geistesgaben, um seine Theilnahme und in gewissem Grade sein Vertrauen zu gewinnen; nur ein tüchtiges, sicheres Wollen und Wirken, wenn auch im beschränktesten Kreise, war ihm unerlässliche Bedingung; abhold und widerwillig zeigte er sich nur jeder unbegründeten Anmassung, jedem zwecklosem Umhertappen nach nichtigen Lebenszwecken. — Zu kräftiger Förderung lebensfrischer Thätigkeit mit Vorliebe geneigt, konnte er in seiner Nähe kein Talent, keine nützliche Fertigkeit gewahren, die er nicht ermuntert, angeregt, durch Rath und That gesteigert hätte. Auch ausser dem Kreise seiner bedeutenden amtlichen Wirksamkeit, als Haupt so vieler wissenschaftlichen und gemeinnützigen Anstalten — auch schon im täglichen bürgerlichen Verkehr hat er auf diese Weise unglaublich wohlgethan. — Wer irgend mit ihm in nähere Verhältnisse kam, empfand den erfrischenden Anhauch seines Geistes, und gewöhnte sich unwillkührlich an eine gewisse ernstere Richtung, Stetigkeit und Folge, die das Element seines Daseyns war, und die er der ganzen Atmosphäre um sich her mitzutheilen wusste. Daher denn auch Alle, die jemals seine Hausgenossen, oder auch nur durch öftere Dienstleistungen ihm nahe waren, selbst wenn er nicht immer ihren Wünschen Genüge thun konnte, eine unzerstörliche Anhänglichkeit und Ehrfurcht für ihn behielten."

Ein schöner Zug in *Goethe's* Charakter war, dass er einen freudigen Genuss darein setzte, ein empfangenes Gute dankbar zu vergelten; zugleich aber eine Folge seines originellen Geistes, dass er diess nie auf eine gewöhnliche Weise that, sondern immer durch Abwartung des passenden Augenblicks, durch sinnige Form und Bedeutsamkeit der Gegengabe ihren Werth eigenthümlich zu erhöhen suchte. Diese wahrhafte Kalokagathie, von welcher der Vf. nur Ein, aber ein sehr sprechendes Beyspiel anführt, war es vorzüglich, wodurch *Goethe* die ihm am nächsten stehenden Amtsgenossen fortwährend in dem freundlichsten Verhältnisse mit sich zu erhalten wusste; oft schien er von ihnen, oder durch ihre Verwendung bey dem fürstlichen Freunde, zu erbitten, was er selbst ohne fremden Einfluss leicht sich gewähren oder verschaffen konnte, nur damit er Gelegenheit gewinnen möchte, sich ihnen dankbar zu erzeigen. Undankbarkeit und Verkennung fremdes Verdienstes war überhaupt ihm in tiefster Seele verächtlich; wohl konnte es geschehen, dass bey der unglaublichen Menge von Gegenständen, die ihn beschäftigten, eine oder die andere ihm kund gewordene verdienstliche Leistung eine Zeitlang in den Hintergrund trat; aber mit doppeltem Eifer ergriff er dann die erste Gelegenheit, das Versäumte einzubringen.

Ueber seine Gegner in der literarischen Welt, wie früher im Staatsdienste, konnte er sich wohl oft heftig, ja leidenschaftlich herauslassen; nie aber hat er, auch nicht am Feinde, das Achtungswerthe, Verdienstliche, Talentvolle verkannt, nie kleinlichem Neide oder hämischer Verketzerungssucht sich hingegeben.

Bey solcher Gesinnung war es nicht anders zu erwarten, als dass er den grossen Einfluss, den sein

erhabener Fürst und Freund ihm gönnte, niemals zu eigennützigen Zwecken oder zu irgend Jemandes Schaden benutzte; und Schaamröthe wird, wenn es noch möglich ist, den hämischen Scribenten überfliegen, welcher unlängst *Goethen* egoistischen Kaltsinn in Beförderung fremdes Verdienstes vorwarf, wenn er hier die Betheuerung eines Vertrauten liest, „dass unter den zahlreichen Briefen und vertraulichen Vorträgen, die sich aufbewahrt finden, kaum Einer anzutreffen ist, in welchem *Goethe* nicht für diesen oder jenen redlichen Diener, für dieses oder jenes hoffnungsvolle Talent sich mit Wärme und persönlichster Theilnahme verwendet hätte," und zwar, wie Rec., durch Beyspiele belehrt, hinzufügen kann, dann am lebhaftesten und wärmsten, wenn es durch den Neid der Widersacher unterdrückt werden sollte.

Von Menschenkenntniss sowohl, als von gediegenem Charakter zeigte es, dass *Goethe* auf Untergebene weniger durch Befehl und strenge Vorschrift, als durch Belebung ihres Sinnes und ihrer Liebe an der Sache, zu wirken suchte, dass er ihnen daher innerhalb gezogener Grenzen gern freyen Spielraum liess, und, wenn sie in ihrem angewiesenen Kreise sich tüchtig erwiesen, auch wohl ihren Schwächen und Fehlern duldsam nachsah. „Jedes Geschäft — so schrieb er einstmals seinem Fürsten in Bezug auf die Jenaischen Museen — wird eigentlich nur durch ethische Hebel bewegt; daher alles auf die Persönlichkeit ankommt, da jede auf eigenthümliche Weise behandelt seyn will. Ist man der Liebe des Individuums zu seinem Geschäftszweige gewiss, so verfahre man läslich, doch Ordnung fodernd, und erhalte verdiente Männer bey gutem Humor. Daraus entstehen nun freylich so viele kleine Welten als Individuen."

Goldene Worte, deren Befolgung so manches Geschäft, so manche Anstalt erfolgreicher machen, und diejenigen, welche sie betreiben sollen, vor Indolenz und Lässigkeit bewahren würde!

Was hierauf der Vf. davon sagt, dass das Geheimniss für *Goethe* stets einen besonderen Reiz hatte, nicht bloss aus dem poetischen Gesichtspuncte, sondern auch vorzüglich darum, weil es vor Entweihung würdiger Vorsätze und Bestrebungen sichert, und ihr Gelingen erleichtert; wie er aus dieser Liebe zum Geheimniss eine der schönsten Tugenden *Goethe's*, seine Verschwiegenheit, nicht minder seine vorherrschende Neigung zum Räthselhaften herleitet; wie er in dieser *Goethen* gewissermassen zur Maxime gewordenen Neigung den Grund mancher Dunkelheit in dessen schriftstellerischen Leistungen findet, die ein Anderer vielleicht mehr aus dem raschen Fluge seiner Phantasie zu erklären geneigt seyn möchte; wie er an diese ethischen Eigenthümlichkeiten des grossen Mannes auch die zarte Discretion knüpft, welche dem Verhältnisse seiner zahlreichen Freunde und Freundinnen zu ihm einen so unaussprechlichen Reiz verlieh, und durch die Anmuth und Liebenswürdigkeit seiner persönlichen Mittheilungen, durch die geniale Klarheit und Einfachheit seiner Gespräche, überhaupt durch „*seiner Rede geistbeseelte Kraft* und *seiner Sitten Freundlichkeit*" einen unauslöschlichen Eindruck auf jedes Gemüth machte: diess und Anderes, was auf psychologischem Wege entwickelt wird, müssen wir dem Leser aus dieser Schrift unmittelbar zu schöpfen überlassen, damit wir noch Raum behalten, ein Wort über das schöne Verhältniss hinzuzufügen, in welchem *Goethe* zu seinem fürstlichen Freunde, und überhaupt zu dem erhabenen und geliebten Fürstenhause in Weimar stand.

Nichts kann das erste Verhältniss schöner ausdrücken, als jene einfachen Worte, welche der verewigte Grossherzog, *Carl August*, dem Freunde als Dank für dessen Glückwunsch zu seinem Geburtstage am 3 Sept. 1809 zurückschrieb: „Meinen besten Dank „für Deinen Antheil an dem heutigen Tag statte ich „Dir ab. Wenn Du thätig, froh und wohl bist, so „lange ich noch mit Dir gute Tage erleben kann, „so wird mir mein Daseyn höchst schätzbar bleiben. „Leb wohl." — Höchst charakteristisch ist, wie Hr. *v. M.* mit Recht bemerkt, dass in demselben, an solchem Festtage geschriebenen Billet, eine lakonische Nachschrift fragte: „Wen an *Göttlings* Stelle? Doch einen sehr bedeutenden?" „Bekanntlich, sagt Hr. *v. M.*, war es unser *Döbereiner*, der kurz nachher an die Stelle berufen wurde." (Im Sommer 1810; und zwar, wie Rec. hinzufügen kann, bloss und allein durch des hellsehenden Fürsten, der in solchen Fällen seiner Divinationskraft vertrauen durfte, eigenste Wahl aus einem langen Census bedeutender Chemiker, zu welchem Er den berühmten *Gehlen* hatte auffodern lassen.)

In Bezug auf das Zweyte, das wir andeuteten, hat der Vf. aus unmittelbarer Nähe wahr und treffend Folgendes bezeugt: „Kaum wird irgend ein Land sich, in unmittelbarer Folge, nah an ein Jahrhundert hindurch, dreyer so grossartiger, so edel gesinnter Fürstinnen zu rühmen haben, als Weimar in *Annen Amalien*, *Luisen* und *Marien Paulownen!* Wie *Sie* in Wohlwollen, Anerkennung und zartestem Vertrauen für *Goethe* wetteiferten, so ist auch *Er* sich gleich geblieben in Ehrfurcht und Treue, in sinniger Huldigung und in dankbarem Gefühl für alle die glücklichen und schönen Stunden, die er ihren seelenvollen Mittheilungen verdankte. Er erkannte es oft mit tiefer Rührung, dass ihre Huld seine Jugend veredelt und nachsichtsvoll begünstigt, seine mittleren Jahre bereichert und beglückt, sein Alter erheitert und geschmückt habe."

Dass wir aus dieser kleinen Schrift einen so weitläuftigen Auszug geliefert, glauben wir weniger bey unseren Lesern, als bey dem Vf. selbst entschuldigen zu müssen. Wir gründen diese Entschuldigung auf den Dank, den wir ihm gern dafür sagen, dass seine Schrift uns Veranlassung und Stoff gegeben hat, einen *Nekrolog* nachzuholen, welcher dem Unvergesslichen schon längst in unseren Blättern gebührte.

SCHÖNE KÜNSTE.

STUTTGART, b. Hallberg: *Arabesken von Ludwig Bechstein.* 1832. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

In allen Schöpfungen dieses Dichters, der erst seit ein paar Jahren als Schriftsteller bekannt ist, thut sich ein reichbegabter Geist kund, ein tiefes Gemüth und die Fülle einer Phantasie, die bald in üppiger Farbenpracht sich gefällt, bald mit geheimen, und doch immer angenehmen Schauer ins düstere Reich des Wunderbaren uns hinüberführt. Nebst allem diesem fesselt ein Reichthum an neuen Ideen, eine Gewandtheit der Sprache und eine Leichtigkeit der Darstellung an seine Werke, und macht ihn uns so vertraut und lieb, als ob schon ein langjähriger Umgang ihn uns befreundet hätte. Besonders aber bildet die Natur den goldenen Faden, der fast alle seine Dichtungen durchzieht; in ihrem Reiche scheint er besonders heimisch zu seyn, er fliegt auf ihre höchsten Höhen, schwärmt in ihren Thälern und Blüthenhainen, und dringt auch in die geheimnissvollen Krystalltiefen ihres wunderbaren Geisterreichs, göttliche Funken ihr da mit seinem Thyrsusstabe entlockend.

Sehr zu wünschen wäre es, dass über die Lebensumstände des Dichters etwas Näheres bekannt würde. Sein Name erinnert an den berühmten Naturhistoriker, mit dem er vielleicht auch durch Bande des Blutes verwandt ist; Anklänge in seinen Schriften deuten auf manche wunderbare Schicksale, und wenn man gar von der Vielheit seiner Schriften in so kurzer Zeit auf ökonomische Bedürfnisse schliessen wollte, so müsste man um so mehr das poetische Talent bewundern, das selbst im Drange der Umstände so viel Treffliches zu schaffen im Stande war.

Vorliegende „*Arabesken*“ reihen sich dem Besten ihres Vfs. an. Es ist eine Reihe von Phantasieen, die er seinen Freunden widmet. Es sind Erinnerungen an eine erlebte Vergangenheit, Offenbarungen seines inneren Lebens, in bunter Fülle zu beliebiger Auswahl dargeboten, wie der Dichter selbst im Vorworte bemerkt hat.

An der Spitze des Ganzen steht das Phantasiestück, betitelt: *Die Elemente.* Nach vorausgeschickten kurzen Einleitungsworten über den Bildungsprocess der Schöpfung überhaupt, geht der Dichter zu den einzelnen Elementarkräften, Wasser, Luft, Feuer und Erde über. Er findet ihr Wesen nicht in Entzweyung, sondern in einem sehnsüchtigen, glühenden Verlangen nach einander. Jedes einzelne Element wird dann nach seinem individuellen Wesen dichterisch geschildert, seine symbolische Bedeutung auseinander gesetzt, sein Einfluss und Wirken auf Welt und Leben mit lebendigen Farben dargestellt. 2) Die „*Aphorismen und Betrachtungen über ein Dutzend kleine Wörter*“ suchen theils auf ernste, theils auf scherzhafte Weise, die Bedeutung und Lebensbeziehung folgender Worte zu entziffern: Bald, Einst, Aber, Ja, Muss, Kunst, Wenn, Nein, Falsch, Zeit, Tod, Du. — Die Idee des Ganzen ist schon oftmals behandelt worden. Die Art der einzelnen Durchführung ist gut, an gewissen Stellen selbst tiefsinnig, obwohl einige Beziehungen aufs conventionelle Leben uns etwas zu gewöhnlich schienen. 3) *Der Traum der Nachtigall*, in metrischer Form, ist unstreitig die Krone des Ganzen. Es ist eine Traumverklärung der Liebe, so innig im Ganzen und Einzelnen gehalten, dass wir das ätherische Bild zu zerstören fürchten, wenn wir nur einzelne Stellen anführen. 4) *Die Thränen.* Eine Reihe allegorischer Bilder über die verschiedenen Arten der Thränen, zart und gefühlvoll. Wir heben als Beyspiel nur eine Stelle heraus: „Thränen der Kinder sind tropfende Frühlingswölkchen; die Sonne blickt immer wieder hinter ihnen freundlich und schön auf Fluren voll Hoffnungen nieder.“ 5) *Von einigen alten deutschen Sprichwörtern.* — Eine Erklärung des Sinns und der Bedeutung einiger altdeutscher Sprichwörter. Die Idee ist gleichfalls schon öfter da gewesen; die Durchführung an sich ist zwar gut, sie hat jedoch uns, im Vergleiche mit den übrigen Stücken, weniger angesprochen. 6) *Die Engel des Lebens.* Eine Glosse, nach einem Thema von *Agnes Franz*, zart und leicht gehalten. 7) *Philosophie und Poesie.* Eine Parallele, voll Phantasie, Tiefsinn und poetischer Wahrheit, die unter den Darstellungen in ungebundener Rede, nebst den „Elementen“, den Kranz verdient. — 8) *Naturstimmen.* Feierliche Töne, die der Dichter den räthselhaften Geheimnissen der Natur abgelauscht, voll Feuer und Leben. 9) *Der Spaziergang.* Betrachtungen, Gefühlsanklänge, Ahnungen, die in des Dichters Brust sich erheben beym Anblicke des bunten Lebens in der Natur; erhaben, gemüthlich und wahr; voll schöpferischer Phantasie und origineller Bilder. — 10) *Die Küsse, Aphorismen und Winke.* Leicht und lieblich, und nicht ohne Interesse zu lesen. 11) *Die Blume und das Menschenleben.* Eine sinnvolle Vergleichung der verschiedenen Stadien des Blumenlebens mit dem Leben des Menschen, seinen Freuden und Leiden, in Manier „des Liedes der Glocke“ von *Schiller.* Die Form an diesem Gedichte ist sehr gelungen zu nennen; leicht und fliessend ist der Versbau, abwechselnd in verschiedenem Metrum, theils gereimt, theils im antiken Versmasse mit volltönendem Rhythmus. 12) *Cypressenkranz auf das Grab eines Freundes.* Zart und rührend.

Möge diesen edlen, viel versprechenden Dichter das Schicksal und sein guter Genius vor der Klippe „des nothgedrungenen Producirens“ bewahren, und er wird gewiss ein freundlicher Hesperus am Abendhimmel unserer belletristischen Literatur bleiben!

— rz. —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1832.

SCHÖNE KÜNSTE.

Basel, in Commission b. Neukirch: *Elementarwerk für den Zeichnungs-Unterricht, zur Vorbereitung auf das Zeichnen nach Naturegenständen.* 1 und 2te Abtheilung mit 100 Steindruckplatten. 1828. 1 Theil XIV und 75 S. 2 Theil 74 S. Dritte Abth. mit 50 Steindrukplatten. 1829. 25 S. Vierte Abth. mit 50 Platten. 1830. 16 S. 8. Die Tafeln in Quecrfol.

Das Vorwort des Hn. Prof. *Handkart* entwickelt den Plan dieses Werks, dessen Platten von *Amadeus Merian* in Basel lithographirt sind. Zuerst wurde im 1 Heft der Baseler wissenschaftlichen Zeitschrift, Jahrgang 1826, von dem Vf. *Mivilles* Methode des Zeichnungsunterrichts bekannt gemacht. Da die Erfahrung die Zweckmässigkeit derselben erwiesen hat, so ist vorliegendes Werk dazu bestimmt, diejenigen davon in Kenntniss setzen, welche sich an Ort und Stelle nicht belehren können.

Es soll demnach dasselbe ein Beytrag seyn zu einer zweckmässigen Methodik des Unterrichts im Zeichnen. Es geht von den ersten Uebungen des Auges und der Hand aus, und in veränderten Formen stets wiederholend, was früher vorgekommen, bereitet dasselbe vor zum Zeichnen der Geräthschaften und Naturgegenstände, letzte in und mit der Landschaft, wozu die perspectivische Nachzeichnung geometrischer Körper und ihrer Gruppen einleitet. Der Vf. huldigt dem Grundsatze, dass des Schülers Auge schon gewöhnt seyn müsse an das richtige Auffassen des Nachzuzeichnenden, und dass seine Hand schon einige Sicherheit und Festigkeit erlangt haben müsse in der Führung gerader und gebogener Linien und deren Vereinigung in gemischtlinigen Figuren, ehe derselbe zur Nachzeichnung geometrischer Körper oder anderer Gegenstände von weniger einfacher Form übergehen dürfe. Deshalb werden die Anfänger nicht, wie von *Peter Schmid* und *Leopold* sogleich zum Nachzeichnen geometrischer Körper geführt, sondern vorher in der Linienzeichnung und Linientheilung geübt an geradlinigen und gemischtlinigen Figuren. Diese Figuren legt aber der Lehrer den Schülern nicht sogleich in Musterblättern zum Nachzeichnen vor, sondern er dictirt dieselben; d. h. er lässt sie an der Tafel, auf welcher er den nachzeichnenden Schülern vorzeichnet, allmählich entstehen, indem er aus Linien die Figuren zusammensetzt, stets hinweisend auf die in denselben ausgedrückten mathematischen Verhältnisse. Jedoch verbietet der Lehrer den Gebrauch der gewöhnlichen Erleichterungsmittel, des Lineals und des Zirkels so lange, bis die Schüler zu einer grossen Sicherheit nnd Fertigkeit in freyer Darstellung und Eintheilung aller Linien gelangt sind. — Man kann wohl nicht leugnen, dass diese Methode eine sehr gute ist, indem sie namentlich dem mechanischen, daher geisttödtenden Kopiren, steuert; allein das Verbannen des Lineals und Zirkels will uns nicht gefallen. Wir sind selbst ganz nach der älteren Methode unterrichtet worden; jene Werkzeuge sonst anwenden zu wollen, als höchstens beym Rahmen, hielt unser Lehrer, ein Schüler des berühmten David, für unwürdig; indessen haben uns spätere Erfahrungen belehrt, dass vorhergehendes mathematisches Zeichnen die freye Handzeichnung ausserordentlich erleichtert. Es lassen sich auch vielfältige Gründe für einen solchen Unterrichtsgang angeben; sie finden sich ziemlich genau, wenn auch weitschweifig, erörtert in *Montabert, le dessein lineaire,* auf welches Werk wir hier, durch den Raum beschränkt, verweisen, müssen.

Um den Hauptzweck aller Elementarzeichnung zu erreichen, ist für hinlänglichen Stoff zur Uebung des Auges und der Hand bey hinlänglicher Reichhaltigkeit gesorgt. Daher war denn die Aufgabe 1) die allzuängstliche Sorgfalt auf Berufszwecke zu verbannen, wobey dem Anfänger allzufrüh schwierige Handwerksgegenstände, Ornamentenzeichnungen vorgelegt werden, 2) nur dem guten Geschmacke zu huldigen, daher die Zusammenstellung nichts bedeutender Gebilde aus allerley Linien und Formen, von denen kein Uebergang zur Darstellung wirklicher Körper Statt findet, zu vermeiden war.

Um der Ermüdung zu begegnen, hat man in der Reihenfolge der Gegenstände die möglichste Mannichfaltigkeit eintreten lassen, an anschaulichen Stellen den Faden abgebrochen, um denselben später nach planmässig eingerichteten Vorbereitungsübungen wieder anzuknüpfen. Dabey wird denn dafür gewarnt, dass der Lehrer sich nicht verleiten lasse, aus Ungeduld oder Noth etwa vorzugreifen, über nothwendige Uebungen wegzueilen, oder den Schülern in Hinsicht auf Pünctlichkeit und Reinlichkeit irgend Etwas zu erlassen. Damit er auf das Letzte desto strenger halten könne, ohne durch Correcturen oft die Schöpfungen des Schülers zu vernichten, hat dieser so lange auf eine Schiefertafel zu zeichnen, bis er eine etwas sichere Hand erlangt hat.

Von den Uebungen im geometrischen Zeichnen wird zu der Einleitung in die Perspective, dann zum

Nachzeichnen der Körper übergegangen. Diese sind, wie bey *Peter Schmid*, ans Holz gebildet. Nach ihnen läſst der Lehrer die zunächst umgebenden Dinge, Tische, Stühle u. s. w. zeichnen, wobey denn auch der Compositionsgeist der Schüler sich entwickeln kann.

Dann folgt der Uebergang zum Landschaftzeichnen, und zwar in solcher Stufenfolge, daſs bey den Vorlegeblättern das Landschaftliche Anfangs nur als Nebensache angebracht wird, Gebäude u. s. w. die Hauptsache bleiben, dann bestimmter vortritt, wobey nach und nach die verschiedenen Gründe hervorgehoben werden. Zuletzt kommt die Reihe an die menschliche Figur, von der zu einigen der bekanntesten Thiergestalten, namentlich zu den Säugethieren, übergegangen wird.

Eine solche Stufenfolge muſs nothwendig eine tüchtige Ausbildung herbeyführen, um so mehr als des Schülers Geist und Nachdenken dabey eben so gut in Anspruch genommen wird, als Auge und Hand. Dabey ist indessen auch nicht zu leugnen, daſs ein Unterricht nach dieser Methode in dem Maſse schwierig ist, als er sich von dem alten Schlendrian gar sehr entfernt; eben deſshalb wird er auch nicht eher überall consequent durchgeführt werden können, als bis fähige, willige Lehrer an die Stelle derjenigen treten, die gar zu gern aus Bequemlichkeit, Eigensinn oder aus dem Gefühl ihrer Schwäche, am Alten hangen. Aber auch jüngere Künstler aus der alten Schule, welche fast immer gewohnt sind mit der menschlichen Figur anzufangen, werden sich schwer zu dieser Weise verstehen, welcher gewiſs Niemand von einiger Erfahrung den Vorzug vor den früheren Methoden absprechen wird.

Wir haben nun noch die Platten oder Musterblätter etwas genauer zu betrachten.

Was zuerst die Linienzeichnungen betrifft, so ist bey den späteren sehr zweckmäſsig auf Andeutung des Schattens durch kräftigere Linien Rücksicht genommen. Auf Taf. 16 kommt zuerst Schattenschraffirung vor, welche auch perspectivisch gehalten ist. Wir müssen jedoch bekennen, daſs uns die Anlage derselben nach Horizontalen und Verticalen keineswegs zweckmäſsig erscheint. Das perspectivische Bild wird sich viel besser einprägen, wenn die Schraffirungslinien nach den Augenpunct fallen, es sey denn, daſs sie einem Schlagschatten angehören. Die Lage der Schraffirstriche an runden Gegenständen, wie sie auf der Taf. 44. 45, namentlich Taf. 44 erscheint, beleidigt durch ihr steifes einförmiges Wesen das Auge. Es muſs hier mehr oder weniger das der Kugel eigenthümliche Schattiren mit Zirkellinien angewendet werden, oder eine Abweichung eintreten, durch welche das Auge Ruhepuncte erhält, wie z. B. Taf. 45. B, wo die horinzontale Schraffirung bei Weitem weniger auffällt. Überhaupt muſs sich die Strichlage nach dem Körper richten, wie dieſs auf Taf. 47. 49 schön ausgeführt ist. — Daſs die eben angedeutete Lage der Schattenlinien, den Gesichtsstrahlen parallel oder mit anderen Worten, in den Augpunct einfallend, nicht überall betrachtet wurde, wundert uns um so mehr, als Taf. 9. d. S. Z. ein Beyspiel davon gegeben ist. Vergleicht man dieſs z. B. mit der gleich darauf folgenden Tafel 10 und mit Taf. 21. 22, so springt der Unterschied um so mehr in die Augen. Am störendsten zeigt sich aber die Nichtbefolgung der Regel bey weiten (gröſseren) Gegenständen z. B. bey der Säulenhalle Taf. 28, dem Gang Taf. 31, dem Bogengang Taf. 34.

Die landschaftlichen Vorlegeblätter sind in Kreidemanier gearbeitet. Von ihnen heiſst es im Text: „Absichtlich wurden diese Landschafts-Vorlagen nicht, wie man hätte thun können, in einer gewissen *Vollendung* ausgeführt, damit die Auffassung des Wesentlichen in den Gestalten dadurch erleichtert würde. Denn durch gröſsere Vollendung treten die technischen Schwierigkeiten dem Schüler auf einmal, ihn entmuthigend, entgegen. Der Endzweck dieser Anleitung ist aber nur der, dem Schüler zu einer richtigen Anschauung der landschaftlichen Gegenstände zu verhelfen. Nach diesen Grundsätzen vermuthen wir die Auswahl und Reihenfolge der — Vorlagen beurtheilt. — Man ist nämlich gewohnt, in solchen Anleitungen mit dem sogenannten *Baumschlag* anzufangen, und die Blätter und Zweige früher zum Gegenstande des Studiums zu machen, als den Baum selbst. Dieser Methode können wir aber nicht huldigen, wie wir denn auch im 3 Theile den sonst gewöhnlichen Weg nicht einschlagen, und anstatt mit den Einzelnheiten des menschlichen Körpers anzufangen, die Grundgestalt desselben vorführen, und alsdann erst zum Einzelnen fortgehen. — Wir schlieſsen uns bey diesem Stufengange durchaus an die Natur an. Denn in einer Entfernung von 300—400 Schritten tritt der Baum als eine Gestalt hervor, und wir sehen nur diese, nicht aber jeden Zweig und jedes Blatt. Keinem genauen Beobachter kann es nun entgehen, wie jeder Baum seine eigene Gestalt hat, wodurch er sich in seinen Umrissen noch weit bestimmter von jedem anderen Baume, als jeder Mensch von einem anderen Menschen, unterscheidet. Dieses Eigenthümliche lernt aber, wie Erfahrungen zeigen, der Schüler weder ganz richtig auffassen, noch bestimmt wiedergeben, wenn er von den Baumschlagsmanieren ausgeht." Wenn wir auch dem Vf. hier im Allgemeinen Recht geben, so können wir es doch auf der anderen Seite nicht billigen, daſs alle Baum- und Laub-Partien in diesen Blättern *gröſstentheils* mit horizontalen oder verticalen Schraffirungen schattirt wurden. Dieſs giebt manchen sonst gelungenen Darstellungen z. B. 7. 8. 9. 14. 21. 28. 29. 41. 43. 44 wenigstens in einzelnen Partien, ein steifes, unangenehmes Ansehen, das in den spätern Blättern um so mehr auffällt, als in ihnen mehr Vollendung herrscht.

Diese ganze Abtheilung gewinnt übrigens dadurch noch ein besonderes Interesse, daſs sie Darstellungen nach der Natur und klassischer Gegenden enthält, welche in diesen Skizzen — wir wissen nicht, ob von Hn. *Miville* nach der Natur unmittelbar gezeichnet — um so mehr ansprechen, als sie gleichsam dem Portefeuille eines Reisenden entnommen scheinen, der

uns mit flüchtigen Strichen den Total-Eindruck mittheilen will. Die Manier, in welcher sie gezeichnet sind, eignet sich auch ganz, mit den angegebenen Modificationen, zu solchem Gebrauche, und es ist zu wünschen, dass besonders reisende Jünglinge sich dieselbe aneignen mögen, um dann von ihren Wanderungen etwas mehr, als ein: „Ich hab's gesehen!" mitzubringen. Und da nun diese Abtheilung auch einzeln gegeben wird, so glauben wir, wird es Vielen nicht unangenehm seyn, durch kurze Angabe des Inhalts näher mit derselben bekannt zu werden. Sie stellt dar 1) die Kirche St. Chrischona bey Basel, 2) Fabrica Poussina in der Campagna von Rom, 3) St. Lorenzo bey Rom; 4) Gebäude in der Campagna bey Rom unweit der Fontana Egeria; 5) Landhaus bey Rom; 6) Bollwerk bey dem Spehlenthor zu Basel; 7) Partie am Genfer See, unweit Vevay; 9) Gegend am Neufchateller See; 10) Häuserpartie im Thale von Centovalli im Kanton Tessin; 12) Theil der Stadtmauer von Basel; 14) Klostergebäude in Rom; 15) das Grabmal der Familie Plautia und die Luganobrücke über den Arno oder Teverone unweit Tivoli; ächt römische Veduten! — 16) ein Stück der alten Kaiserpaläste in Rom; 17) die Ruinen des im Jahr 1798 zerstörten Schlosses Dornach im Canton Solothurn; 19) das Latinergebirge in der Campagna von Rom; 2) Ansicht des Monte Cenaro in der Campagna; 21) das Latinergebirge, auf dem Wege von Tivoli nach Rom gezeichnet; 22) Gegend in der Campagna an der Tiber, in der Form des Monte Sorarte; 23) Ponte Salara in der Campagna; schöne Form! 24) Gegend bey Basel am Rheinufer; 25) die Umgegend von Basel, von der Höhe des Muttenzer Steinbruches aus gezeichnet; 26) eine Gegend bey Basel, vom sogenannten Veilerrain aufgenommen am Ufer des Wieseflusses; 27) eine Partie unterhalb Kleinhüningen, an dem Ufer des Rheins gezeichnet, so dass dieser im Rücken bleibt; 28) kleiner Sumpfsee bey Stabio unweit Mendrisio im Canton Tessin — kann als Musterpartie für einen Park dienen! — 29) Raphaels Landhaus bey Rom. Hier tritt besonders durch die Pinien der Charakter der römischen Gegenden hervor. 30) Partie in Rom mit den Ruinen des Minerventempels; 31) Gebirgsgegend um Domo d'Ossola; 32) Grotta Ferrata in der Campagna von Rom am Latinergebirge, im Hintergrunde der Monte cavo mit dem Städtchen Rocca di Papa; 33) Häuserpartie bey Domo d'Ossola. Die Weingelände sehr steif, man weiss fast nicht, was man daraus machen soll; Folge der oben angedeuteten, hier offenbar fehlerhaften Schraffirmethode, welche die Umrisse der Weinblätterpartien verdeckt. 34) Porto d'Anzo, rechts der Hügel Coiceo. Hier erscheint zuerst das Meer mit leichtem Wellenschlag. 35) Stärker bewegtes Meer in derselben Gegend; 36) Gebirgspartie in den Appenninen, unweit Olevano; 37) Herrliche Gebirgspartie zwischen Bellinzona und Lokarno; 38) die Pristenstollen, zwischen Altorf und Am Steg gezeichnet; 39) der Schweizerhaken mit dem Flecken Schwyz, an der Erhöhung vom Murter Thal her gezeichnet; 40) Hohentrims in Graubündten; Ruine eines alten rhätischen Bergschlosses. Man schwindelt beym Hinanschauen an diesen Felsenmassen, und staunt über die Verwegenheit der Menschen, auf solchen Höhen ihre Wohnung aufzuschlagen. 41) Ruchenette unweit Biel an der Süse; 42) die erste Brücke zwischen Moutiers-Grandval und Court. Es ist dem Zeichner doch nicht ganz gelungen, das Steife einer Schwarzholzpartie zu überwinden. Diese Holzarten gehören aber auch, mit Ausnahme der Fichten, Pinien, Lerchen u. s. w., zu den schwierigsten Darstellungen. 43) Das Schloss Verburg unweit Dalsberg. Wir haben den Fehler der Schattirung an diesem Blatte schon oben gerügt. Mit Ausnahme der Vorgrundpartien ist es fast ganz in der Manier Pittori's — mit senkrechten Strichen gezeichnet. 44) Das Schloss Pfeffingen, von der Seite gegen Grellingen aufgenommen; 45) schöne Gegend zwischen Basel und Freyburg; 46) das Thal gegen Kandern, am Fusse des Blauens; 47) Gegend bey Vivis am Genfersee; 48) eine Partie bey Basel vor dem Rinnenthor; 49) die hohle Gasse mit Tells Capelle im Grunde; 50) das Rütli.

In dieser reichhaltigen Sammlung ist ein vortrefflicher Stufengang verfolgt. Bey jedem einzelnen Blatte wird Anleitung zu dessen Zeichnung gegeben, überall das Neue angedeutet, dessen Ausführung näher bezeichnet. Es lag natürlich nicht im Plane, diese schönen Landschaften mit Staffage zu versehen; indessen würden sie dadurch sehr an Lebendigkeit gewonnen haben, dem Schüler konnten einfache Figuren am Ende nicht schwer fallen, und er hätte den Vortheil gehabt, zugleich einen perspectivischen Massstab zu erhalten, den die Baulichkeiten doch in der Weise nicht geben. Diese würden dann auch viel grandioser auftreten.

Was die letzte Abtheilung betrifft, so sind nicht alle Blätter derselben zu loben. Die Hand Taf. 3 lässt Viel zu wünschen übrig. Besser sind die ganzen Figuren gelungen. Aber das Skelett ist nicht gelungen; besonders sind auf Taf. 10 die unteren Extremitäten viel zu stark. Auf Taf. 14 zeigt sich die Schraffirung auch nicht natürlich, d. h. dem Laufe der Muskeln gemäss, woran man den Zögling nicht früh genug gewöhnen kann; ein Vorwurf, der auch Taf. 20 in hohem Grade trifft, wo namentlich die Schattirung der unteren Augenlieder sehr störend wirkt. Die Hände auf Taf. 21—26, nach der Natur geformt, können als classische Muster nicht gelten, auch hier muss die Schraffirung getadelt werden; wenigstens bey 22. Am gelungensten ist noch 23. 24. Dagegen ist 25 fast verzeichnet zu nennen; 26 aber hat plumpe Finger, und die Schraffirung am Arm ist gänzlich verfehlt. Besser sind die Füsse gelungen. Schön sind die Darstellungen des Barberinischen Löwens auf Taf. 31. 32. Eben so ist das Muskelpferd aus der Villa Matei zu loben, nur ist die Schraffirung einiger Muskeln der Gruppe und des Bugs verfehlt. Auch die Ziegen auf Taf. 39 und 40, die Schafe auf 41. 42, wenn auch keine Roos'schen, sind gut dargestellt, so wie die Kühe Taf. 43. 44. Auf letzterem Blatte ist auch die Beyfügung der melkenden Senner erfreulich.

Nicht ganz in richtigen Verhältnissen erscheint der Hirsch Taf. 45, denn der Leib ist gegen Hals und Kopf zu massig. Am Kameel T. 46 sind die Beine zu plump und erscheinen daher zu niedrig. Der Kopf des Bären Taf. 47 erscheint fast antik, aber nicht natürlich; namentlich sind Nase und Augen etwas verfehlt. Ein hübsches Blatt ist Taf. 49, Hunde, welche einen Fuchs fassen, und Taf. 50, der Angriff des Adlers auf die Schlange.

Wir glauben durch die Kritik des Einzelnen den Vff. bewiesen zu haben, wie wichtig uns ihr Werk erschien; Allen aber, welche Gebrauch davon zu machen gedenken, dürfen wir dasselbe als eins der besten empfehlen, ungeachtet jener angeführten Mängel, deren Beseitigung jedoch meist in der Gewalt des Lehrers liegt. Diesem wird die Sammlung als ein bedeutendes Erleichterungsmittel beym Unterricht höchst willkommen seyn, indem sie ihm die Selbstanfertigung von Vorlegeblättern erspart, welche hie und da dem Lehrer noch — aus Mangel an Fonds für die Anstalten — obliegt. Diese Blätter kann er sich aber leicht selbst anschaffen, da ihr Preis ein mäsiger ist, die Abtheilungen einzeln zu haben sind, und sogar dem Besitzer eines ganzen Exemplars so viel einzelne Nummern, als er wünscht, abgelassen werden.

Papier und Druck des Textes sind gut. Der Steinstich ist sehr zu loben, und das Papier der Vorlegeblätter, ein schönes Baseler Velin, hat die Stärke, welche für solche Blätter durchaus nothwendig ist, wenn sie nicht bald verdorben werden sollen.

— *o* —

REGENSBURG, b. Reitmayr: *Novellenkranz deutscher Schriftsteller.* 1ster Band. *Das Haus Coligny,* von *Fr. Klusmann.* 1832. 2ter Band. *Die Wahrsagerin.* Novelle von *Fr. Klusmann,* und *Maria Kulm*, historische Erzählung der Vorzeit. 1833. 8. (2 Thlr.)

1) *Das Haus Coligny,* histor. Novelle. — „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Worte!" — so darf man unseren jungen Dichtern entgegenrufen, die jedes ihrer Fabricate gleich mit dem Titel: *historische Novelle* taufen. Irgend ein Moment aus schon bekannter Geschichte, oder aus einer alten Chronik herausgezogen, bildet den Stoff, der in eine, oft nicht einmal geniessbare Prosa eingekleidet, mit einigen Ritter- und Liebes-Abentheuern, Schlachten und Hochzeiten ausstaffirt, mit langweiligen Reden und Dialogen gewürzt, mit einigen matten Schilderungen alter Schlösser, des Auf- und Untergangs der Sonne, oder des stillen Mondscheins gewässert, in einem, oder gar zwey bis drey Bänden ausgedehnt wird, um im ersten Falle den Namen: *historische Novelle,* im zweyten den Titel: *historischer Roman*, zu führen. Vom eigentlichen Wesen und Geiste der historischen Dichtungen aber ist nichts zu verspüren in solchen Machwerken; die Verfasser mögen wohl *Scott* und *Cooper* gelesen, aber sicher nicht verstanden haben.

Diese Novelle von *Fr. Klusmann* hat kein anderes Verdienst vor ähnlichen voraus, als allenfalls eine nicht ungeniessbare Prosa; sonst ist sie leeres, schaales Gerede. Eine zwar interessante Begebenheit der Geschichte, aber ohne Kraft und Saft behandelt; es wird viel erzählt, und der Leser dadurch gelangweilt; aber eine dramatische Bewegung, die doch eben der Novelle Leben und Bedeutung giebt, scheint dem Vf. eine *res incognita* zu seyn; vom Zeit-, Sitten- und Völker Leben jener Zeit, das doch den historischen Hintergrund der Novelle hätte bilden sollen, ist nichts vorhanden; Katharina von Medicis, Karl IX und die übrigen Charaktere jener Zeit sind kaum skizzirt, geschweige scharf gezeichnet; der Held Coligny spricht wohl einige Reden, aber sein Handeln ist sehr spärlich; die eigentliche, befriedigende Katastrophe, der tragische Untergang Coligny's, soll erst in der zweyten, noch versprochenen Novelle erscheinen!

2) *Die Wahrsagerin.* Novelle aus dem Leben gegriffen. Unnützer Zusatz! Aus der *Luft* kann die Novelle doch nicht gegriffen werden, die in ihrer wahren Bedeutung ja eigentlich ein Spiegel des Lebens seyn soll. Uebrigens hat der Vf. keinen tiefen *Eingriff* ins Leben gethan, und scheint ebenfalls vom Wesen der Novelle noch keinen rechten *Begriff* zu haben. Die angehängte Erzählung: *Maria Kulm*, ist ein leichtes Gerede über schon längst bekannte Dinge.

— *zr.* —

SULZBACH, in Commiss. b. v. Seidel: *Sonette von bayerischen Dichtern*, gesammelt von *Friedrich August Greger.* 2 Bändchen. 1831. 1832. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Diese Sammlung von Sonetten soll einen Pendant zu der von *Friedrich Rassmann* (Braunschweig, 1817) (vergl. Jen. Allg. Lit. Zeit. 1818. No. 14) herausgegebenen bilden. Die letzte enthält nur Sonette der Norddeutschen; Hr. *Greger* aber will diese Dichtungsform auch dem gefühlvollen Süden vindicirt wissen, und hat als Beweis davon obige Sammlung veranstaltet. Der classische Boden des Sonetts ist jedenfalls der Süden; ob aber den meisten Dichtern Bayerns diese Form glücklich gelungen sey, möchte aus Hn. *Greger's* Sammlung schwer zu erweisen seyn. Zwar findet man hier manche, aber meistens aus gedruckten Quellen geschöpfte, zartsinnige Dichtungen dieser Gattung; wir erwähnen nur, ausser dem königlichen Dichter *Ludwig* von Bayern, die achtbaren Namen: *Fässel*, *Rückert*, *Platen*, *Schenk*, *Weichselbaumer* u. A.; aber auch viele, die sowohl der Form, als dem Inhalte nach höchst wässerig, und für eine Sammlung, die doch nur das Gediegenste enthalten sollte, nicht geignet sind. *zr.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1832.

MUSIK.

1) Mainz, Paris und Antwerpen, in der Hofmusikhandlung von Schotts Söhnen: *Gfr. Weber's Theorie der Tonsetzkunst.* Dritte Auflage. 1831. Erste Lieferung, enthaltend 19 B. Text mit 10 Notentafeln. 302 S. Zweyte Lieferung. 19½ B. Text mit 20 Notentafeln und einer gedruckten Tabelle. 310 S. Dritte Lieferung. 14½ B. Text und 18½ Notentaf. 226 S. Vierte Lieferung. 10⅞ Bogen Text und 15 Notentafeln. 173 S. 8. (6 Thlr.)

2) Ebendaselbst: *Allgemeine Musiklehre*, zum Selbstunterrichte für Lehrer und Lernende, in vier Vorcapiteln. Dritte, neu überarbeitete Auflage. Vermehrt mit einer *Erklärung* aller in Musikalien vorkommenden Kunstwörter von Dr. *Gfr. Weber*, des Verdienstordens Ritter höherer Classe, Ehrenmitglied der kön. schwedischen Akademie in Stockholm u. s. w. 1831. VI und 194 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Dieses umfassende Werk über die Tonsetzkunst hat sich bereits durch seinen classischen Werth einen entschiedenen, gewiss höchst wünschenswerthen Beyfall erworben. Es ist ein Werk seltenen Fleisses, und deutscher Gründlichkeit, worin sich Scharfsinn und wissenschaftliches Streben kund thun. Und obgleich dieses Streben, nach des Rec. Ansicht, den berühmten Vf. hie und da vielleicht zu weit, und bis zu einem unwirthbaren, und nur wenig Gewinn versprechenden Gebiete geführt zu haben scheint, so wird man doch der Ansicht und dem Urtheile eines denkenden Mannes nicht ohne Interesse folgen, auch dahin, wo nicht überall die gehoffte Einheit und der erwartete Zusammenhang zu finden ist. Sonst hat dieses Werk unbezweifelt einen grossen Vorzug in der Vollständigkeit und Gründlichkeit, der Anwendung und deutlichen Ausführung, sowie der praktischen Erläuterung, vor den meisten ähnlichen, selbst den besten Werken der älteren und neueren Zeit. Es wird daher, da es den zeitigen und hohen Standpunct der Musik zu umfassen und festzuhalten sucht, nicht bloss Dilettanten und Liebhabern der Musik eine willkommene Erscheinung seyn, sondern auch dem kleineren Theile der Kenner und Kunstverständigen, zur Förderung eines tieferen Studiums, sich von selbst empfehlen.

In der vorangehenden Einleitung zur allgemeinen Musiklehre wurde, um auf die Begriffe von *Ton* und *Tonkunst* zu gelangen, der Begriff von *Laut* oder *Schall*, womit man das Hörbare (Klang) bezeichnet, vorausgeschickt, davon aber *Ton*, als Klang von erkannter Höhe, unterschieden. Ein Laut ist die Wirkung von Schwingungen eines Körpers (an einer zusammengedrückten und wiederlosgelassenen Stimmgabel wahrnehmbar), stark oder schwach, nach dem Grade der Erzitterung, am wirksamsten an *elastischen* (Glocke, Trommel, Pauke), weniger aber an anderen Körpern, wie Bley, schlaffes Leder u. s. w., weshalb auch vorzüglich elastische Körper zu Tonwerkzeugen gebraucht werden. Jedoch ist in den Orgelpfeifen die darin enthaltene, und durch den Wind erschütterte Luftsäule das, wodurch das Tönen angeregt wird. Ob daher aber vorzugsweise in den *Flötenregistern* der Orgel bloss durch die erschütterte Luftsäule die Tiefe oder Höhe eines Tons, nach Länge und Kürze des Körpers, im Gegentheil aber bey den *Rohrstimmen* (Zungenregistern) fast ohne jene, und nur durch die *Zunge* allein, der Ton erzeugt und bestimmt werde, scheint einer schwierigen Untersuchung unterworfen. Unsere tüchtigsten Orgelbauer nämlich, z. B. Silbermann, Trost u. s. w. versahen immer den *Posaunenbass* auch mit einem langen und weiten Körper, und bewirkten damit die gehörige Fülle des Tones. Dagegen sah Rec. vor einigen Jahren in einer neuerbauten Orgel einen Posaunenbass mit kurzen Aufsätzen, vermisste aber auch an dem Tone die nothwendige Gravität und Fülle. — Die Beschaffenheit des Klanges ist ferner in Ansehung der Höhe oder Tiefe abhängig von den schnelleren oder langsameren Schwingungen, letztere aber von verschiedenen Umständen, als von der Grösse, Steife, Dicke und Schwere des Körpers. Es ist bekannt, dass mit dem Hauptione einer freyschwingenden Seite auch noch mehrere *Beytöne*, als Octave, Terz und Quinte u. s. w. mitklingen. Gehören nun diese Neben- oder Bey-Töne zur Wesenheit oder Schönheit eines Tones, oder sind sie nur als Auswüchse desselben zu betrachten? Uns scheint das Erste, und wir möchten sie darum nicht (wie S. 13) *irrationale* nennen. Sind es nicht vielmehr *Naturtöne*, wie sich zum Beyspiel an der Windharmonica wahrnehmen lässt? Zwar finden sie sich allerdings bey den Blasinstrumenten nicht, vielleicht darum, weil diesen ein anderes Medium der Tonerzeugung eigenthümlich ist: ist darum aber die Nachahmung derselben in der Orgel durch die sogenannten *Hülfsregister*, als: Octaven, Quinten, Terzen und, die sie sämmtlich vereinigen, *Mixturen* u. s. w. so höchst verwerflich? Wird dadurch die Orgel nur zu einem lärmenden und geräuschvollen, nicht aber zu einem imposanten und erhebenden Instrumente? Letzteres

ſcheint dem Rec. aber dennoch der Fall. Ohne dieſe Hülfsregiſter nämlich entbehrte die Orgel offenbar zwey unentbehrliche Haupterfoderniſſe, *Fülle* und *Kraft*. Ueberzeugt von der inneren Nothwendigkeit der Miſchung der Stimmen in der Orgel, zogen daher denkende Orgelbauer, wie Gottfried Silbermann, auch die ſogenannten Hülfsſtimmen häufig in ihre Dispoſitionen, und der Erfolg rechtfertigte ihre Maxime. Als Soloſtimmen zwar dürfen und können ſie unmöglich dienen; aber in Verbindung mit dem Ganzen, welche ungeahnete, faſt unbegreifliche Einheit, noch mehr, welche ſiegende Kraft iſt es, die wir daran bewundern müſſen! Aber ſollten nicht Orgeln mit lauter Flötenſtimmen im Ganzen von beſſerer Wirkung ſeyn, und ihrer Abſicht mehr entſprechen? So ſcheints es; aber die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Denn an einer, nach genannter Anſicht erbauten, neuen Orgel vermiſste Rec. zwar nicht Anmuth und Lieblichkeit, aber deſto mehr Stärke und Fülle.

Nach der Begriffserklärung des *Klanges* und *Tones* wird §. VI zur *Tonkunſt* übergegangen, und gezeigt, daſs in der thieriſchen Schöpfung das Vermögen, Laute zu erzeugen und Empfindungen auszudrücken, ſehr verſchieden vertheilt ſey, indem es vielen, z. B. Fiſchen, Gewürmen u. ſ. w. gänzlich mangele, manche nur auf den *Laut* beſchränkt ſeyen, z. B. das Pferd, und die Nachtigall u. ſ. w. nur *Töne* von ſich geben könne. Der Menſch allein beſitzt unter allen Geſchöpfen das Vermögen, willkürlich bald bloſse Laute, bald auch Klänge hervorzubringen, wodurch er ſich eine Kunſt der *Rede* und der *Töne* verſchafft. Insbeſondere hat er das Vermögen, (articulirte oder nicht articulirte) Töne hervorzubringen und dadurch Empfindungen auszudrücken. Die Kunſt aber, durch Töne Empfindungen auszudrücken, heiſst *Tonkunſt*. Dieſe, ſofern ſie Töne erfindet und mit einander verbindet, heiſst *Tonſetzkunſt;* in wiefern ſie aber das erfundene Tonſtück richtig vortragen lehrt, *vortragende Tonkunſt*. Die Theorie der Tonſetzkunſt gründet ſich darauf, daſs die Töne in ein richtiges und wohlklingendes Verhältniſs mit einander kommen (Grammatik), dann folgt die Lehre vom künſtlicheren Satze (Contrapunct, Fuge, Canon). Nun werden die beſonderen, materiellen Kunſtmittel, die Stimme oder ein Inſtrument, berückſichtiget, woraus Vocal- und Inſtrumental-Compoſition entſteht. Sieht man übrigens von den genannten drey Rubriken der Technik der Tonſetzkunſt ab, ſo bleibt die Aeſthetik der Tonkunſt übrig, welche die allgemeine muſikaliſche Schönheitslehre und Kritik enthält. Der Vf. hat ſich in einer Anmerkung gegen die von ihm gemachte, aber beſtrittene, vierfache Eintheilung der Theorie der Tonſetzkunſt, ſtatt der zweyfachen (der Grammatik und Aeſthetik), ausführlich, aber vielleicht nicht mit ganz ſiegenden Gründen, erklärt. Oder könnte nicht, wie bey der Grammatik zugleich Scanſion, Versbau, Reim u. ſ. w. ſo in der Tonſetzkunſt, neben der Compoſition des vierſtimmigen Satzes, auch die Art der Bildung von Imitationen, Verſetzungen, Figuren und contrapunctiſchen Verflechtungen u. ſ. w. gelehrt werden? Rec. erkennt die Unmöglichkeit nicht. Nur würde eine, in den meiſten Theorieen der Tonſetzkunſt bisher noch vermiſste Entwickelung einer naturgemäſsen Methode erfodert.

Das zweyte Vorcapitel behandelt die Beſchreibung unſeres Tonſyſtems, worin uns die dem §. 12. 13 voranſtehende Erklärung über die ſcheinbare Unendlichkeit der Tonhöhe und Tiefe für den praktiſchen Gebrauch unweſentlich, und darum überflüſſig ſcheint. Die urſprünglich nach alphabetiſcher Ordnung geſchehene Benennung der Töne, ihre Entfernung und mehrfache Bezeichnung, die Erhöhung und Vertiefung, ſo wie das Chromatiſche derſelben, wird durch Beyſpiele veranſchaulicht. In der Schreibung der Tonhöhen, worin der mehrfachen und verſchiedenen Schlüſſel gedacht wird, iſt auch die Nothwendigkeit ihrer Beybehaltung erwähnt. Die Einfachheit, die ſich jedoch durch den Gebrauch bloſs zweyer, des Baſs- und Violin-Schlüſſels, von ſelbſt darbietet, auch leicht und durchgängig anwendbar iſt, ſcheint hier mehr entſcheidend. Sehr genau und gründlich wird die Lehre von den Intervallen, dem mehrfachen Unterſchied, der Mehrdeutigkeit und Umkehrung derſelben abgehandelt, und eine Ueberſicht derſelben mitgetheilt. Das Ganze iſt durch einen zweckmäſsigen Stufengang ausgezeichnet.

In der *Rhythmik* (die nicht als zur Weſenheit aller Muſik gehörig betrachtet wird) wird von der Notengeltung, Tempobezeichnung (wobey auch des vom Vf. herrührenden, einfachen und nützlichen Taktmeſſers gedacht wird), Takteintheilung, den geraden und ungeraden Taktarten, dem Auf- und Niederſchlag — ſodann von den Figuren, Phraſen oder Sätzen (am rechten Orte), von dem Einſchnitt, den Cäſuren, der rhythmiſchen Rückung, Syncope lehrreich gehandelt.

Nach dieſer, das Ganze des Werks begründenden Einleitung wird in der zweyten Abtheilung die *Harmonieenlehre* behandelt. Iſt nämlich klar geworden, wie auf vielfache Weiſe jeder einzelne oder mehrere Töne nach einander für ſich, d. i. melodiſch behandelt werden können, ſo wird nun gelehrt, wie das gleichzeitige Erklingen mehrerer Töne geſchieht, oder vom Zuſammenklang, d. i. Accord gehandelt. Die Verſchiedenheit der Accorde würde faſt unendlich ſeyn, wenn man nicht mehrere Harmonieen auf ihre Hauptarten, oder Grund-Harmonieen, zurückführen könnte. Dieſe werden nun hier auf zwey Hauptarten zurückgeführt, nämlich 1) auf *Drey-* und 2) *Vierklänge* (eine naturgemäſse Benennung), wovon letzte ſieben Hauptarten enthalten, worauf ſich alle in der Muſik möglichen Tonführungen zurückbringen laſſen. Was die dem Vf. eigenthümliche Bezeichnungsart der Grundharmonie, anſtatt der bisher gewöhnlichen mit Ziffern, noch durch Beyfügung von groſsen und kleinen Buchſtaben betrifft, ſo iſt einerſeits deſſen Streben, die Bezifferung ſyſtematiſcher als bisher zu machen, unverkennbar, aber auch einleuchtend, daſs die gewöhnliche Bezifferung wegen ihrer Einfachheit auch ferner beybehalten werden müſſe. Zweckmäſsig werden in der Folge die *Verwechſelungen* oder Verlegungen

(Umkehrungen) der Accorde durch Beyspiele anschaulich gemacht, und eine Uebersicht derselben mitgetheilt. Letzte würde Rec. namentlich Anfängern in der Harmonielehre zur fleissigen Uebung empfehlen, weil Manchem es ausserdem oft lange an deutlicher Kenntniss der Accord-Verhältnisse fehlen dürfte. Da schon durch die Umkehrung der Accorde eine räumliche Verschiedenheit derselben erzeugt wird, so entstand die Wahrnehmung, dass die Töne eines Accords näher oder entfernter liegen können, und man benannte jenes die *enge*, dieses die *zerstreute* Lage. Ausserdem können in einem Accorde die Elemente desselben verdoppelt (Verdoppelung), dagegen in einzelnen Fällen auch ausgelassen werden (Auslassung). Wie oben mit den Dreyklängen, so werden nun hier die Verwechselungen mit den *Vierklängen* nachgewiesen, die Umgestaltung der Harmonie durch chromatische Erhöhung oder Erniederung eines Intervalles gezeigt, und der Durchgang nach seinen Grundzügen erklärt. Der Vf. verwirft die bisher gewöhnliche Eintheilung der Accorde in consonirende und dissonirende, und zeigt, dass sie weder gegründet, noch in der praktischen Anwendung von Nutzen sey. Rec., der dieser Ansicht des Vfs. vollkommen beystimmt, bedauert nur, deren Auseinandersetzung hier keinen Raum geben zu können.

Die dritte Abtheilung enthält die *Tonarten*, deren Nothwendigkeit sinnreich aus dem natürlichen Verlangen des Gehörs, in den Tönen oder Harmonieen einen Mittelpunct zu finden, worauf sich alle übrigen beziehen, entwickelt wird, welcher Grundton *Tonica* heisst. Ausser diesem giebt es *Nebentonarten*. Sollte aber die gewählte Bezeichnungsart der *harten* und *weichen* Tonarten durch einen grossen und kleinen lateinischen Buchstaben statthaft, und von besonderem Nutzen seyn? Mehr Grund dürfte die Behauptung haben, dass in der weichen Tonleiter von *a*, das gewöhnliche Aufwärtsgehen über *fis, gis;* das Abwärtsgehen aber über *g, f,* nicht als etwas Wesentliches und in der Natur der Harmonie Gegründetes, sondern durch Gewohnheit Angenommenes betrachtet werden müsse. Nach der diatonischen Tonleiter in *c*, lassen sich durch Quinten, und mittelst Versetzungszeichen von Kreuz und *b*, in gleichem Verhältnisse auch die übrigen Tonarten bilden, welches durch eine besondere Abbildung veranschaulicht wird. Weitläuftig werden die *Sätze*, d. i. die Stellen, worauf die Accorde ruhen, angegeben, die nähere oder entferntere Verwandtschaft, so wie die Charakteristik der Tonarten gezeigt. In der Lehre von der Modulation wird von der ganzen und halben Ausweichung, der Stimmung des Gehörs, welchem auf eine möglichst einfache und natürliche Art begegnet werden muss, geredet. Es fällt in die Augen, dass namentlich dieser so wichtige Abschnitt durch des Vfs. Bearbeitung an Plan, Umfang und tieferem Eindringen mehr gewonnen hat, als es bey Einem seiner Vorgänger der Fall war, wesshalb wir auch jeden Musikstudirenden vorzüglich darauf verweisen. Man muss übrigens erstaunen, wenn man einen Blick auf das Feld der Harmonie thut, und wahrnimmt, wie gross und fruchtbar dasselbe ist! Denn so einfach und beschränkt auch an sich unsere Tonleiter seyn mag, so enthält sie doch durch die möglichst mannichfaltige Verbindung der Accorde, wie hier nachgewiesen wird, die Gesammtzahl aller denkbaren Harmonieen-Folgen von 6888. Wie aber diese Fortschreitung der Harmonie von einem Intervall zum anderen, als von der Prime zur Secunde, Terz u. s. w., und umgekehrt geschehe, wird vielfach durch Beyspiele aus neueren Werken erläutert und anschaulich gemacht, ein Vorzug, den man an anderen theoretischen Werken vermisst.

Sehr wichtig für Composition und Spiel, als Phantasie, Introduction u. s. w. ist die folgende Abtheilung über die modulatorische Gestaltung der Tonstücke im Ganzen, welche mit Recht als Grundgesetz *Einheit der Tonart* zunächst verlangt, die zwar keinesweges die häufigen Berührungen der Nebentonarten ausschliesst, worin aber doch das Stück grösstentheils verweilen, darin anfangen und auch enden muss. Einzelne, im Fortgange eines grösseren Stückes davon gemachte Abweichungen, aber nur solche, wie man sie bey Mozart und Heydn u. s. w. findet, müssen hier als Ausnahme, und in ihrer besonderen Beziehung, betrachtet werden. Dagegen findet man nicht wenig Beyspiele in Compositionen und bey dem Anhören eines Stückes, wie sehr gegen die Regel der Toneseinheit gesündiget wird. Rec. hörte vor einigen Jahren unter anderen einen berühmten Meister des Pianoforte-Spiels eine Phantasie vorgetragen. Sie begann in Ddur, und liess innerhalb ihres Umfanges manche herrliche Tonentwickelung hören, endete aber in Bdur. — Der Anfang eines Tonstückes muss zwar in der Haupttonart geschehen, wobey jedoch Verwechselungen der Accord-Lage keinesweges unzulässig sind. Dass Tonsetzer der neueren Zeit im Einzelnen, um gewisser Zwecke willen, hin und wieder davon abweichen, ist aus dem Fortgange der Tonkunst unserer Zeit erklärbar. Im Verlaufe eines Tonstückes begnügen sich kürzere Sätze mit einer halben Ausweichung, und gehen von der Tonica zur Dominante, von dieser zu jener; hingegen ertragen und erfodern grössere und ausgeführtere Stücke, zur Vermeiduug der Einförmigkeit mehrere und erheblichere Ausweichungen, mitunter in entfernte Tonarten. Die älteren Theoretiker waren freylich in diesem Puncte etwas pedantisch, indem sie nicht nur bestimmten, in welche Nebentonarten ein Stück ausweichen, sondern auch, wie *lange* es darin verweilen müsse. Aber die Kunst ist frey, und soll auch frey seyn. Nur soviel ist einleuchtend, dass man im Gebrauche der Ausweichungen mehr sparsam, als verschwenderisch seyn *müsse*, weil im letzten Falle das Gefühl übersättigt wird, und zuletzt besonders hervorzuhebende Stellen ohne Wirkung bleiben müssen. Wie die Auflösung sowohl im Vierklange mit der Septime und Terz, auf gewöhnliche und ungewöhnliche Weise, als auch im Dreyklange geschieht und geschehen muss, wird auf eine natürliche und folgerechte Weise durch mehrere Beyspiele verdeutlicht, wobey uns nur die hier vorkommenden Seitenblicke des Vf. auf die älteren Theoretiker um so mehr un-

erwartet und unzuläsig erscheinen, je naturgemäßser und faslicher seine Ansicht darüber ist. Wenn übrigens in den gewöhnlichen Theorieen die Lehre von den Durchgängen auf eine nur kurze, dunkle und unbefriedigende Weise behandelt wird, so ist es dagegen hier mit einem steteren anhaltenden Fleisse und mit grosser Ausführlichkeit geschehen, weshalb wir den Kunstliebhabern gerade diesen Abschnitt zum Selbststudium um so dringender empfehlen, je mehr wir uns hier enthalten müssen, das Gesagte durch Beyspiele zu erläutern. In vielseitiger Hinsicht wird von der springenden Bewegung, noch mehr aber von den Parallelen der Prime, Secunde — Quinte u. s. w., welche letzte mit ungemeiner Deutlichkeit erläutert ist, gehandelt. Nach diesen Voraussetzungen wird der Leser allerdings auf den Hauptpunct des Ganzen, die Kunst des reinen Satzes, womit das ganze Werk in der zwölften Abtheilung schliesst, um so begieriger seyn, je mehr er durch so manches Vorausgehende, nach Plan und Ausführung Treffliche, darauf gespannt seyn muss. Rec. gesteht indess, dass ihm dieser Abschnitt der erwarteten und nothwendigen Ausführlichkeit zu ermangeln scheint. Nicht, als ob nicht auch hier der Vf. nach seiner eigenthümlichen Weise verführe, und in dieser Materie, nach einem geordneten Plane, vom Einfacheren zum Vielfältigeren, vom Leichteren zum Schwierigeren fortschritte, sondern weil die hier mitgetheilten Winke zur Uebung in der Kunst des reinen Satzes, allein genommen, zur völligen Weihe des Schülers wohl nicht ausreichend seyn dürften. Der Vf. beschränkt sich nämlich auf die Regeln: 1) wie zu *einer*, oder *mehreren* gegebenen Stimmen, *eine* oder *mehrere andere* zu setzen sind, und zwar a) wenn die zu wählenden Harmonieen vollständig nach unserer Beziehungsart gegeben sind, b) wenn zwar die Grundaccorde, nicht aber ihr Sitz angegeben ist, c) wenn die zu wählenden Zusammenklänge durch Generalbasszissern angezeigt sind; 2) eine gegebene Harmonieenfolge in Stimmen auszusetzen; 3) einen musicalischen Satz, ohne irgend etwas Gegebenes, ganz zu erfinden. Dieses Alles ist mit besonderer Klarheit erläutert, und durch Beyspiele veranschaulicht. Aber hätte nicht Manches hierher Gehörige noch herreingezogen werden sollen z. B. die Lehre von der Nachahmung, der Fuge, dem Canon u. s. w.? Und sollte sich nicht auch in die obigen Regeln, nach einem natürlichen Stufengange, mehr Mannichfaltigkeit bringen lassen? Letztes hat sich wenigstens dem Rec., bey dem Seminar-Unterrichte, in der Harmonie bewährt. — Viel Beherzigungswerthes: und nach eigener Ansicht Abgefasstes enthält noch der Anhang über antike Musik, insbesondere alte griechische, oder Kirchentonarten.

Nun noch einige Worte über No. 2 oder die *allgemeine Musiklehre*. Diese enthält die möglichst vollständige, und dem Musiker unentbehrliche Wissenschaft von dem Wesentlichen seiner Kunst. Sie dürfte daher jedem, der jene nicht von einer nur oberflächlichen, und wenig eindringenden Seite, fast nur aus Gewohnheit kennen lernen, sondern tiefer einzudringen wünscht, ein unentbehrliches Hülfsmittel seyn. Erhöht aber, und zum practischen Gebranche willkommener wird der Werth der Schrift durch das angehängte alphabetische Inhalts-Register zur allgemeinen Musiklehre, nebst einer Erklärung der in Musikalien vorkommenden Kunstausdrücke, worin wir nur einige ältere Benennungen der Tonstücke, als *Murqui* u. s. w. vermisst haben.

In beiden dieser Schriften herrscht ungemeine Deutlichkeit und Gründlichkeit der Schreibart. Nur hin und wieder schien es Rec., als ob der Vf. in der letzen zu weit ginge, seinen Weg nicht mit voller Kraft verfolge, und dadurch in eine gewisse Ausdehnug geriethe. Fern sey es jedoch dem schönen Ganzen, das der Vf. dem Publicum hier dargeboten hat, irgend einen Abbruch zu thun. Freuen soll es uns vielmehr, wenn das Werk auch durch diese Anzeige einen neuen Kreis der Leser gewinnt.

Druck und Papier sind der berühmten Officin vollkommen würdig.

D. R.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, in der Vereins-Buchhandl.: *Viel Lärmen um Nichts.* Von *Joseph* Freyherrn *v. Eichendorff*, und: *Die mehreren Wehmütter und ungarischen Nationalgesichter.* Von *Clemens Brentano.* Zwey Novellen. 1833. 148 S. 8. (20 gr.)

Heiter, drollig, witzig, voll Leben und Geist, auf eine originelle Weise, Phantastisches in wirkliche, wenn auch ungewöhnliche Erscheinungen des Lebens lösend, gefallen beide Novellen, und unterhalten aufs Anmuthigste. Die Anspielungen in der ersten, die Figuren, denen wahrscheinlich eine bestimmte Persönlichkeit unterliegt, mögen die Kundigen in ein unauslöschliches Gelächter, gleich Homers Göttern, versetzen, aber auch die Unkundigen werden sich an den fröhlichen Neckereyen, den mehr lustigschalkhaften, als bittern und spöttischen Scherz erfreuen, der nie in gemeine Spasshaftigkeit ausartet, der in Wort und That sich darstellt. Der Satyr, welcher mit Herrn Publicum, der falschen Aurora, den unächten Enthusiasten, philisterhaften Prosaikern und anderen individualisirten Gattungen sein Wesen treibt, hat den Schalk im Nacken; aber er ist nicht unartig, nicht hämisch und wüthender als die, deren Wüthen er persiflirt, er dürfte sich in guter Gesellschaft mit dem besten Erfolg sehen lassen, wenn von dieser der Begriff farbloser Zahmheit ganz auszuscheiden wäre.

n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1832.

MATHEMATIK.

1) Düsseldorf u. Elberfeld, b. Schaub: *Lehrbuch der Statik fester Körper*, von *Joh. Paul Brewer*, Prof. d. Math. u. Physik in Düsseldorf. Mit 8 Steindrucktafeln. 1829. VIII u. 215 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

2) Ebendaselbst: *Die Lehre von der Bewegung fester Körper*, von *J. P. Brewer* u. s. w. Mit fünf Steindrucktafeln. 1830. XVI u. 268 S. 8. (1 Thlr. 14 gr.)

Sollte man durch die neueren Ergebnisse der mathematischen Welt ihre Schriftsteller in *denkende* und *rechnende* abzutheilen veranlasst werden: so würde der Vf. unbezweifelt in die erste Classe zu stellen seyn. Nimmt man dazu, dass er durchaus mit unverkennbarer Sorgfalt gearbeitet, auch seiner Wissenschaft, durch ernstliches Studium der Meister, mächtig zu werden gesucht hat, und überhaupt bestimmt und deutlich sich auszudrücken weiss: so verdient er im Allgemeinen achtungsvolle Anerkennung, obgleich Rec. im Einzelnen mancherley Tadel gegen dieses Lehrbuch auszusprechen sich verpflichtet fühlt.

„Alle von den vielen Lehrbüchern der Mechanik (sagt der Vf.), und selbst von solchen, die gerade für die Anfänger und den Unterricht auf Gymnasien bestimmt sind, scheinen mir entweder zu wenig oder zu viel zu enthalten. Ich glaube nämlich, dass man, bey dem gegenwärtigen Stand des öffentlichen Unterrichts, die Kenntniss der Differential- und Integral-Rechnung wohl als den Grenzpunct ansehen kann, wo der Gymnasial-Unterricht in der Mathematik nothwendig aufhören, und der der Universität anfangen muss." — Aber wer z. B. aus den Ueberschriften: *Von Kräften, die auf ein System festverbundener Puncte nach willkührlichen Richtungen wirken. Von Kräften, die auf ein System von Puncten wirken, die durch vollkommen biegsame, unzerreissbare Schnüre verbunden sind*, auf die hier befolgte Behandlungsart der Statik zu schliessen weiss, wird sogleich das Urtheil fällen, dass ein solcher Lehrvortrag den Gymnasiasten zu viele Zeit kosten müsse, auf Unkosten der anderen Wissenschaften und Fertigkeiten, die in einem zweckmässig eingerichteten Gymnasio zu lehren und zu üben sind.

In dem zweyten Theile sind selbst die schwierigsten Lehren der allgemeinen höheren Mechanik, nach des Vfs. Hoffnung, dergestalt von ihm behandelt, „dass jeder, der den Inhalt desselben mit Sorgfalt durchgegangen, und sich damit gehörig vertraut gemacht hat, nicht allein nur allgemeine Uebersicht über den jetzigen Standpunct der Wissenschaft erworben hat, sondern dass er auch, wenn er nur mit der gehörigen Kenntniss der Differential- und Integral-Rechnung ausgerüstet ist, die classischen Werke über die Wissenschaft, die von *Euler*, *Lagrange*, *Laplace*, *Poisson* u. s. w., ohne Anstoss zu verstehen im Stande ist." — Aber das würde doch wohl zu viel, selbst für solche Militär-, Berg- oder Bau-Akademieen oder polytechnische Schulen zu viel seyn, in welchen weit mehr, als in Gymnasien, die Mathematik einen ausgezeichneten Haupttheil des nöthigsten Unterrichts ausmacht. Auch in diesen Lehranstalten giebt es neben der Mathematik noch so viel Anderes zu lernen und zu üben, dass jeder Lehrer in seinem Fache sich auf das Nöthigste beschränken muss, und der Mathematiker vor allen anderen darauf zu denken hat, dass er seine Lehren vermittelst der natürlichsten und kürzesten Methode darzustellen suche. Für die Lehren der höheren Mechanik, deren Elemente in unendlich kleinen, eigentlich in überendlich kleinen Grössen, gleich den Euklidischen Elementen, bestehen, ist dazu der Infinitesimal-Calcul wesentlich nöthig, da hingegen der Vf., wegen der erwähnten Grenzlinie zwischen Universitäten- und Gymnasial-Unterricht, alle diese Lehren ohne jenen Calcul gleichsam einzuschwärzen sucht; wozu er sich nicht nur der bekannten Sage bedient, dass auch veränderliche Kräfte in kleinen Zeiträumen als unveränderliche zu betrachten seyen, sondern auch ein eigenthümliches Privilegium des höheren Calculs, unendlich kleine Grössen neben endlichen, auch unendlich kleine des zweyten Grades gegen unendlich kleine des ersten Grades, wegzustreichen, sich angemasst hat, dagegen nach unserer Erfahrung der strenge Infinitesimal-Calcul selbst auf diese ganze Convention des relativen Verschwindens völligen Verzicht leisten kann.

„In der Statik (sagt der Vf.) habe ich das Parallelogramm der Kräfte als den obersten Lehrsatz aufgestellt. Jeder, *dem nicht alles philosophische Talent mangelt*, muss fühlen, dass die gute Methode nothwendig diese Ordnung fodert, und dass der bisherige Gebrauch, alle Lehren der Statik aus der Theorie einer einzelnen Maschine herzuleiten, sich nur durch den Mangel eines gründlichen Beweises für das Parallelogramm der Kräfte entschuldigen liess. — Die alte schwerfällige Methode, die noch in den meisten deutschen Lehrbüchern vorherrscht, ist fast nur geeignet, Regeln zur numerischen Auflösung einzelner Aufgaben zu geben." — Hiermit wird also, wie es Rec. ganz willkommen ist, denjenigen neuen

Lehrſyſtemen widerſprochen, welche die ganze Statik auf das ſogenannte Princip der virtuellen Geſchwindigkeiten gegründet wiſſen wollen. Denn da man ſich zu irgend einer anſchaulichen Darſtellung dieſes Princips, nicht nur mehrere Hebelarme aus einem gemeinſchaftlichen Drehungspuncte auslaufend vorſtellen, ſondern auch denſelben einige Luſtanwandlung, in das Gebiet der Mechanik einſchlüpfen zu wollen, zuſchreiben muſs: ſo wird es dagegen eine nur ſehr leichte Schwerfälligkeit zu nennen ſeyn, wenn man bloſs den einfachen, völlig ruhigen Hebel zum Grunde gelegt hat.

Als *Eytelwein* in *Gilberts Annalen* 1804. B. XVIII, es ausgeſprochen hatte, daſs die Statik auf ihr Parallelogramm zu gründen ſey, konnte Rec. ſogleich im XIXten Bande verſichern, daſs er eben dieſes ſeit einigen Jahren ſchon in ſeinen Vorleſungen geäuſsert habe, daſs es aber freylich an einem dazu nöthigen, gehörigen Beweiſe jenes Parallelogrammes immer noch zu fehlen ſcheine; wodurch die Preisausſtellung bey der Akademie der Wiſſenſchaften zu Copenhagen veranlaſst wurde, über deren Erfolg ſich Rec. in einer kleinen Schrift erklärt hat. Der Vf. hat den Beweis des Hn. *Duchayla* gebraucht, weil dieſer an Gründlichkeit Nichts zu wünſchen übrig laſſe, auch an Einfachheit und Kürze alle ihm bekannten Beweiſe übertreffe. Aber 1) iſt ja dieſer Beweis bloſs geometriſch, da doch eine dynamiſche Lehre auch eines dynamiſchen Beweiſes bedarf; 2) begeht er einen Cirkel, indem er vorausſetzt, daſs jede zwey gleich ſtarke Drückungen, auf einen gemeinſchaftlichen Punct wirkend, einen einzigen mittleren Druck zur Folge haben müſſen. Eine anſtöſsige Vorausſetzung: weil damit zugleich die Converſe vorausgeſetzt wird, daſs jeder einfache Druck in jede zwey, beliebig gerichtete, gleich groſse Drückungen zerlegt werden kann; und eine unerlaubte Vorausſetzung: weil ſie eines deutlichen Erweiſes fähig iſt. Ueberdieſs wird jener Beweis 3) ein kurzer, oder ſogar 4) ein adäquater Beweis aus anderen Gründen nicht heiſsen können, welche Rec. ſchon anderwärts gegen andere verſuchte Beweiſe aufgeſtellt hat. Schon wegen 1) und 2) darf man behaupten, daſs der Vf. ſeine Statik auf einen ſehr unfeſten Boden gegründet hat, während dagegen die älteren ſchwerfälligen Lehrgebäude (nicht etwa gerade von *Käſtner* und *Karſten*, ſondern auch von anderen noch jetzt lebenden Mathematikern) feſt und nett begründet, und für ihre beabſichtigte Anwendung fruchtbar eingreifend da ſtehen. Rec. hat wohl 40 Mal die Statik, und bald für dieſe, bald für jene Zwecke und vor ſehr verſchiedenen Zuhörern gelehrt, ein eigenes Lehrbuch aber darüber zu ſchreiben, niemals nöthig gefunden.

„Da ich fand (heiſst es weiter), daſs in der Lehre von der *Schwungkraft* nicht allein die Schüler, ſondern ſogar die Meiſter hin und wieder Zweifel und ſelbſt unrichtige Anſichten hegen, ſo habe ich es für nöthig gehalten, mich etwas umſtändlich darüber zu verbreiten. Ich hoffe, daſs nach der Art, wie ich die Sache dargeſtellt habe, Niemand mehr eine Schwierigkeit dabey finden wird." Namentlich mit *Gehlers* Darſtellung dieſer Lehren, welche der Vf. hauptſächlich in Anſpruch genommen hat, iſt Rec. niemals ganz zufrieden geweſen, würde aber gegen des Vfs. Vortrag wenigſtens eben ſo viele Erinnerungen zu machen haben. S. 74 heiſst es, *Gehler* habe nicht begreifen können, wie man demſelben Puncte zugleich eine Centripetal- und Centrifugal-Kraft habe beylegen können; er habe ſich lange bey Erläuterung dieſer Schwierigkeiten aufgehalten, und ſo ziemlich offenherzig geſtanden, daſs ihm dieſelben nicht völlig beſeitigt zu ſeyn ſchienen. In der neuen, von *Brandes, Gmelin* u. A. beſorgten Ausgabe aber ſey dieſer Schwierigkeiten faſt gar keine Erwähnung geſchehen. — Daran hat Hr. *Brandes*, welcher dieſe Artikel bearbeitet hat, unſeres Erachtens, in ſofern völlig Recht gethan, als alle von dem verewigten *Gehler* geäuſserten Bedenklichkeiten von ſelbſt ſich erledigen, ſobald die Sache ſelbſt vollkommen richtig in der Kürze dargeſtellt iſt. In dieſer Hinſicht ſcheint es beachtungswerth, daſs Hr. *Brandes* nur *Central*kraft genannt hat, was gewöhnlich nach Hn. *Br's*. Bemerkung *Centripetal*kraft genannt wird. An dieſem Namen nämlich konnte und ſollte, nach Rec. Anſicht der geſammten hiehergehörigen Lehren, jede aus einem Puncte P wirkende Kraft nur dann Theil nehmen, wenn die mit ihrer Hülfe bewirkte Bewegung *kreis*förmig iſt. Sobald man aber auf dieſe Weiſe zwiſchen *Central-* und *Centripetal*-Kraft unterſchieden hat, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daſs unter der letzten allemal eine Kraft zu verſtehen iſt, welche in dem *Mittelpuncte* der *Krümmung* ihren Sitz hat; daher denn auch, was *Gehler* von der ſogenannten Centripetal- und Centrifugal-Kraft für jedes einzelne Element der Curve, vermittelſt des Krümmungsmeſſers, gelehrt hat, vollkommen richtig iſt, und die neue Ausgabe keinen Tadel darüber verdient, daſs ſie dieſe Lehre beybehalten hat. Daſs *Gehler* ſelbſt hiebey nach deutlichen Vorſtellungen ſchloſs, erhellt aus ſeiner ſpäterhin folgenden Definition der *Schwungkraft*, worin er, wie gewöhnlich, dem Erfinder *Huygen* treu geblieben iſt, obgleich Rec. dieſe Benennung nicht paſſend findet, und unter Schwungkraft lieber den Tangentialdruck verſteht. Wohl hätte es in der neuen Ausgabe geſagt werden können, daſs *Gehler* durch manche, in dieſer nach und nach entſtandenen Lehre gewöhnlich gewordene Ausdrücke zu unſtatthaften Erörterungen verleitet ſey. Eine weſentlich wichtige Bemerkung dabey aber wäre dieſe geweſen, daſs man ſtatt Centripetal- und Centrifugal-*Kraft*, geradezu Centripetal- und Centrifugal-*Druck* ſagen kann und ſoll. Allein der Vf. iſt durch jene zweydeutigen und unpaſſenden Terminologieen noch mehr, als *Gehler*, zu unſtatthaften Behauptungen verleitet worden, zu denen auch der Beſchluſs ſeiner Anmerkung 1 S. 77 gehört: „Uebrigens iſt es allerdings ſchwer, die Kraft, welche nöthig iſt, um die Bewegung eines Körpers zu hemmen, im Gewicht auszudrücken, den Stoſs mit dem Druck zu

vergleichen. *Die Bestimmung der Schwungkraft liefert eines von den wenigen Beyspielen, wo diess gelungen ist.*“ (!)

§. 109 handelt ausführlich von dem Mittelpuncte des Stosses, „wobey ich (sagt der Vf.) wieder Gelegenheit genommen habe, einige Missverständnisse und irrige Ansichten, wovon mehrere ausgezeichnete Mathematiker sich nicht frey gehalten haben, aufzuklären und zu berichtigen.“ Aber diese Aufklärung und Berichtigung hat der Vf. dem Umstande zu verdanken, dass er seine obenerwähnte Classe der denkenden Mathematiker verlassend, in diejenige der rechnenden übergegangen ist, welche die Resultate ihres Calculs, auch wenn sie völlig sinnlos und unverständlich geworden sind, dennoch befolgt wissen wollen. Denn S. 238 hat der Vf. als Resultat seines Calculs die Formel $d = \sqrt{\frac{M}{V}}$ gefunden, und hinzugefügt: „Bey dieser Entfernung (d) von der Umdrehungsaxe, erhält also der gestossene Körper, M, die grösste Geschwindigkeit. Diese Entfernung ist die Wurzel aus dem Quotient, der herauskommt, wenn man die Masse M, des gestossenen, mit dem Moment der Trägheit des stossenden Körpers dividirt. Die Grösse dieser Entfernung hängt also nicht allein von der *Natur des stossenden*, sondern auch von der Masse M, des *gestossenen* Körpers, ab.“ Durch ein solches, nicht einmal dimensorisch richtiges Resultat seines Calculs hält sich nun der Vf. überzeugt, „dass einige Gelehrte vom ersten Range bey dieser Gelegenheit zu unrichtigen Schlüssen sich haben verleiten lassen.“ — Zur Anlage des Calculs hat der Vf. eine Regel *d'Alemberts* ergriffen. Solche sogenannte Principe aber werden von denjenigen Mathematikern, die den deutlichsten Calcul für den nettesten halten, nur noch als eine Nothhülfe für schwierige neue Untersuchungen benutzt, um sich vorläufig für den Zusammenhang des Gesuchten zu orientiren, bis man aus den einfachen Grundlehren der Wissenschaft unmittelbar das Resultat zu folgern weiss. — Wenn wir bloss den letzten Rechnungsfehler des Vfs. vermeiden, so erhalten wir statt der obigen die Formel $d = \sqrt{\frac{V}{M}}$, welche nun zwar dimensorisch richtig ist, aber immer noch sehr seltsame Lehren behauptet. Aus dem allgemein bekannten Stossgesetze fester Körper findet Rec. $c' = \frac{V}{V + d\,d\,M} \cdot c$, wenn c' die gemeinschaftliche Geschwindigkeit nach dem Stosse, und c die Geschwindigkeit vor dem Stosse im *Schwingungsmittelpuncte*, d aber *dessen* Entfernung von der Drehungsaxe bedeutet. Der Vf. hat den Buchstaben nach dieselbe Formel für c' gefunden, aber unter der Voraussetzung, dass d eine beliebig *veränderliche* Grösse, und somit ein Maximum für c' zu suchen sey! Rec. glaubt auch für Anfänger deutlich erweisen zu können, dass der schwingende Körper im Mittelpuncte der Schwingung seinen grössten Stoss leistet, welches auch der dort S. 284 belobte Altenburger Scharfrichter dürfte bestätigen können, obgleich er nicht vorausgesetzt haben wollte, dass der Hals des Delinquenten mit seinem Schwerte einerley Geschwindigkeit annehmen solle. — Des Vfs. Bedenken gegen *Poisson's* Calcul ist beachtungswerth, obgleich die dort behauptete Lehre *a priori* richtig scheint, in sofern doch Geschwindigkeit eine im *Zeitpuncte* völlig gegenwärtige Grösse der Bewegtheit ist. Des Vfs. Behauptung, dass *Euler* die Theorie der drey freyen Axen unnöthiger Weise auf ein Grösstes und Kleinstes gegründet habe, glaubt Rec. aus alter Erinnerung für richtig anerkennen zu können. Ueberhaupt wird der geübte Mathematiker noch manche Erörterung des Vfs. gern durchlesen. Uebel ist es, dass man in Deutschland, um dergleichen ins Publicum zu bringen, das Vehikel eines Lehrbuchs zu ergreifen genöthigt ist. Dem Vf. ist eine Anstellung als Lehrer auf einer Universität zu wünschen, wofür er weit mehr als für ein Gymnasium geeignet scheint.

v. B.

GESCHICHTE.

LANDESHUT, b. Mac: *Beschreibung und Geschichte der Stadt Landeshut in Schlesien*, als Beytrag zur Verfassungsgeschichte deutscher Städte, grösstentheils aus noch ungedruckten Quellen geschöpft und verfasst von *W. Perschke*, Bürgermeister zu Landeshut. 1829. IV u. 115 S. 8. (13 gr.)

Der Vf. ist mit der Statistik Schlesiens genau bekannt, zugleich aber ist er ein trefflicher Communal-Verwalter, dessen Buch kein Liebhaber oder Bildner der sich jetzt edler entwickelnden Gemeinde- und Stadt-Verfassungen entbehren kann. Alles bloss Antiquarische übergeht diese musterhafte Stadtgeschichte, aber verständig hebt sie Alles hervor, was den Mitbürgern nützlich ist, und was ein helles Licht auf das, seit dem Mittelalter wenig geänderte Städtewesen und dessen Bedürfniss wirft. Wir erfahren, was selbst in den für den Protestantismus drückendsten Zeiten der thätige Bürger vermochte, und wie feil die landesherrliche Gnade in der Religionsübung der Evangelischen vor der preussischen Regierung in Schlesien war, wenn dort eine Zahl Lutheraner eine ihr abgenommene Kirche und Schule sich wieder erbauen wollte. Doch was kostete den Reformirten in Leipzig ihr Bethaus und ihre Kirchenfreyheit, um sie vom König August dem Starken und seinen Ministern zu erringen! — Die Stadt Landeshut hat 3454 Einwohner, welche im rauhen nördlichen Vorgebirge des Riesengebirges wohl an Gicht, aber nicht an Fiebern leiden. Die Lutheraner wurden dort unter Oesterreichs Scepter arg verfolgt, besonders durch Ferdinands Lichtensteiner Dragoner im 30jährigen Kriege nach der Insurrection der Stände in Böhmen und Schlesien. Als die evangelischen Bürger 1708 dem Kaiser 50,000 Gulden verehrt hatten, erbaute man eine lutherische Kirche in Landeshut mit 100,000 Thlr. Aufwand; gründete seit 1815 ein neues Kirchensystem durch Beytritt mancher Dominien zur Landeshuter Kirchengemeinde, statt sich neue Kirchen zu erbauen; dotirte eine gelehrte und

Bürgerschule, in deren Sectionen die Mathematik nicht vergessen wurde; die drey protestantischen Prediger wurden auf eine fixe Besoldung gesetzt, mit Berechnung der Accidenzien; die evangelische Schule wurde durch die Hülfe eines grossen Legats, die katholische durch einen Kämmereybeytrag im Einkommen verbessert. Beide Schulen sind jetzt noch getrennt. Das Armenwesen, unterstützt durch reiche Legate, reicht hin, mit der Hospitalcasse die Armen zu versorgen; man verbesserte die Einrichtung der Wallenberg-Funderlinschen Kirchen- und Schul-Bibliothek, so wie die Erträge des Fonds für Wittwen der Prediger und Schullehrer. Der Leinwandhandel bereichert jetzt weder die Kaufherren, noch die Weber mehr, welche für eigene Rechnung spinnen und weben, und hernach das Gewebte verkaufen. Er stieg ungemein seit dem letzten Drittel des 17ten Jahrhunderts in der Ausfuhr zur See. Jetzt, da der Preis der Leinewand sehr gesunken ist, vertheilte die Regierung in kleinen Parcellen Ländereyen für einen geringen Erbzins. Diess wirkte segensvoll. Ein kleiner, fast gartenmässiger Feldbau gewöhnte viele Weber an die Cultur der Kartoffeln, und machte sie theilweise vom undankbaren Weberstuhle unabhängig. Sehr wünschenswerth ist, dass die Städte und die Gutsherren diesem Beyspiel allgemein folgen möchten. Manche Auswanderer nach Polen und Russland wünschen die Rückkehr ins Preussische. Im J. 1802 verkaufte Landeshut ins Ausland als Maximum 186,770, und 1827 74,805 Schock Leinewand. Landeshut erhielt 1334 den 21 October sein Hauptprivilegium vom Herzog Bolko, und stieg dadurch von der früheren polnischen Leibeigenschaft zum Rechte deutscher Bürger; 1521 kaufte Landeshut die Erbvogtey vom Abt zu Grüssau. Viel litt diese Grenzstadt in den Kriegszeiten. Grosse Summen schenkte dagegen Friedrich der Grosse den Landeshutern zur Erholung nach dem 7jährigen Kriege. Einmal liess er 100,000 Thlr. vertheilen, und baute viele zerstörte Häuser wieder auf. Ein zweytes gleiches Geschenk sollte die Industrie und die Nahrung der Stadt beleben. Davon lieh Rath und Bürgerschaft 90,000 Thlr. der Stadt Schmiedeberg. Als diess der König erfuhr, erliess er dieser Stadt die Schuld, ohne Landeshut von Neuem zu entschädigen. Sehr passiv verhielt sich die Stadtverwaltung bis zur Städteordnung des Jahres 1808. Die Kriegsschulden tilgte die Bürgerschaft durch Vertheilung von 6 bis zu 3000 Thlr. in wenigen Jahren. — Sehr lehrreich ist die Geschichte der Abhängigkeit und der Benutzung der Cämmereydörfer, des Anbaues der sogenannten Auerhäuser in den Dörfern der Stadt, der Vertheilung von 140 Hospitaläckern in Stücken von ¾ Scheffel Aussaat an gartenbedürftige Bürger und Einwohner; ferner die Geschichte der Handwerksmittel, der Zünfte und der Gewerbe, der Realberechtigungen und deren Ablösung; des städtischen Brauwesens u. s. w. Hier waren und blieben der Magistrat und die Stadtverordneten uneins. Es bestätigte sich die alte Erfahrung, dass die Ausübung eines Souveränitätsrechts durch die ganze Masse des Volks in deren Händen sehr leicht zum schneidenden Instrumente wird, mit welchem sie sich selbst verletzt, weil die unbefangene Intelligenz nur zu leicht in die Minorität versetzt, und die grössere Masse von einzelnen Wortführern nach ihren Privatabsichten geleitet werden kann. — Den Schluss macht die verständige Form der Auflösung des Apotheker- und Mühlen-Monopols.

Zu bedauern ist, dass der Vf. unterliess, statt der Processgeschichten der Gemeinde, die jetzige finanzielle und polizeyliche Organisation noch umständlicher, als geschehen, zu entwickeln. Andere Bürgermeister und Stadtverordnete grösserer Städte hätten gewiss darin manche neue Winke für die bessere Verwaltung ihrer Gemeinden und Stadtgebiete gefunden. Die Denkwürdigkeiten solcher thätiger deutscher Geschäftsmänner sind belehrender, als die in Frankreich Mode gewordenen einseitigen Memoiren der ins Rad der Zeiten oft gar egoistisch eingreifenden Staatsverwalter. Wie vieles Wohl vermögen hohe und niedere Staatsbeamte für die geistige und materielle Nahrung der Bürger und Bauern zu schaffen, wenn sie, alle Zeit und alle Talente ihrem Amte zu widmen, sich mit Humanität entschliessen, und wie der Vf. damit anfangen, die modernden Archive der Municipalrechte zu studiren, ehe sie ihre Reformen beginnen, um desto gründlicher die geschichtlich begründeten, aber radical böse gewordenen Missbräuche auszurotten, und die grosse sociale Ausgestaltung der preussischen Regierung im Municipalwesen der Städte auf eine glänzende Art ins Leben treten zu lassen!

L. A. H.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Meissen*, b. Klinkicht: *Skizzen aus dem Leben eines Seemannes.* Von *R. Termo.* 1832. VI u. 212 S. 8. (1 Thlr.)

An lebendiger Porträtirung, der man die Treue ansieht, auch ohne das Original zu kennen, ein Gegenstück zu *Coopers* Seestücken, denen es an rührenden und tragischen Motiven, an individueller Mannichfaltigkeit vielleicht noch überlegen ist. Ein Pirat zeigt sich wie er ist, ohne den Tünch eingebildeter Theatertugenden, welche die wahre Gestalt verbergen, und falsche Begriffe seichten Lesern geben; er ist in eine Geschichte also verflochten, dass man seinen Untergang wünscht, und einmal nicht für die Schuld, sondern für die Unschuld bebt. Sagenhaftes wird erzählt, auch einiger Humor lässt sich spüren, und wäre, wie in der Verdeutschung des *red rover*, eine Erklärung der Schiffsterminologie beygefügt, so hätten wir gar keine Ursache, an diesen Skizzen etwas auszusetzen.

W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1832.

GESCHICHTE.

MÜNCHEN, b. Franz: *Ueber Wallenstein's Privatleben.* Vorlesungen gehalten in dem Museum zu München, von *Julius Max Schottky*, Professor. 1832. 212 S. 12. (1 Thlr. 4 gr.)

Selbst nach den verschiedenen Aufklärungen, welche die Geschichte Wallenstein's neuerdings durch die von *Fr. Förster* bekannt gemachten Briefe, wie durch die unbefangene und durch keine Parteyfarbe entstellte Darstellung *Fr. v. Raumer's*, in seinem *Historischen Taschenbuche* (1832. S. 129—137), erhalten hat, bleiben noch immer viele Dunkelheiten. Beyträge, die aus archivalischen Quellen geschöpft wurden, sind daher fortwährend dem Historiker willkommen. Die von Hn. *S.* hier bekannt gemachten Nachrichten sind, nach seiner Aeusserung im Anfange der Vorrede, die Resultate seiner vieljährigen Forschungen in den öffentlichen Bibliotheken und Archiven Oesterreichs und Baierns, so wie der ihm freundlich gestatteten Benutzung zahlreicher Familienurkunden und Privatcorrespondenzen. Wir wollen seiner Versicherung Glauben beymessen, obgleich wir eine, wenn auch nur kurze Nachricht über die vorzüglichsten Archive gewünscht hätten, welche er bey seinen Untersuchungen benutzt hat. Bey dem Leben *Paganini's*, welches Hr. *S.* vor einigen Jahren (und zwar nicht ohne lebhaften Widerspruch zu finden) herausgegeben hat, bedurfte es solcher Nachweisungen nicht in einem solchen Grade; wer aber über einen historischen Charakter von Wallenstein's Bedeutsamkeit schreiben will, darf, und wenn er auch ein gemischtes Publicum dabey vor Augen hat, nicht ohne die Angabe seiner Quellen zu Werke gehen.

Zuvörderst spricht Hr. *S.* einen lauten Tadel über die Darstellung Wallenstein's in der *Schiller'schen* Tragödie und in der Geschichte des dreyssigjährigen Kriegs aus. Wir wissen es recht gut, dass man jetzt über Wallenstein mehr weiss, als damals, da *Schiller* sein unsterbliches Trauerspiel schrieb; aber diess darf uns doch nicht veranlassen, in unserem Tadel zu weit zu gehen. So erscheint es uns nur kleinlich, wenn der Vf. S. 13 die Stelle im Wallenstein, wo derselbe in Beziehung auf seine Tochter Thecla, die eigentlich Marie Elisabeth hiess, sagt:

> meinen Eidam
> Will ich mir auf Europen's Thronen suchen

tadelt, und eine am 3 Jul. 1625 ausgestellte Urkunde beybringt, in welcher von der künftigen Aussteuer und Versorgung der Tochter die Rede ist, ihrer Vermählung mit einem fürstlichen Hause aber nicht gedacht wird. Nicht anders ist es, wenn die Worte *Schillers* von seinem Wallenstein, dass „über seinem braunen Scheitelhaare die schnellen Jahre machtlos hingegangen sind", in Anspruch genommen, und für widersprechend mit denjenigen Stellen erklärt werden, in welchen von Wallenstein's „röthlichen kurzen Haaren" die Rede ist. Hier würde nun am Ende ein Philologe dem Vf. beweisen können, dass der Unterschied in den gebrauchten Worten nicht allzu gross sey. Aber auch davon abgesehen, können wir einen Tadel solcher Kleinigkeiten nicht billigen. Man versteht einen Dichter falsch, wenn man ihm solche Versehen zur Last legen will, und versündigt sich an der herrlichen Dichtung, wenn man sie durch solche Beurtheilungen angreift.

Einen weit härteren Tadel lässt Hr. *S.* über *Herchenhahn's* Biographie Wallenstein's ergehen, der er von S. 25—33 alles mögliche Schlechte nachsagt, sie hinsichtlich des Stils mit der asiatischen Banise vergleicht, und damit schliesst, dass es sich fragen liesse, ob *Deveroux* oder *Herchenhahn* der eigentliche Mörder des Herzogs gewesen sey. Auch hier ist mitunter wohl zu viel gesagt worden. Auf den Tadel anderer Nachrichten wollen wir nicht eingehen; viel Lob dagegen erhält *Arndt's* Urtheil in seinen „An- und Aussichten der deutschen Geschichte I, 351 f." Hr. *S.* hat seinen Lesern nicht gesagt, wo sie diess Urtheil suchen sollen, wir glaubten daher das Citat ergänzen zu müssen.

Wir gehen nun zu den einzelnen Abschnitten über.

I. *Wallenstein's Verhältniss zu den Jesuiten* (S. 36—45). Aus dem hier mitgetheilten Schreiben geht hervor, dass Wallenstein, der früher den Jesuiten zugethan war, bereits im J. 1626 sich ganz anders über sie äusserte. „Von den Jesuiten, schreibt er an seinen Landeshauptmann Gerh von Taxis unter dem 20 Jun. 1626, lasset euch nicht bey der Nasen führen, denn ihr sehet, was sie vor feine Händel itzt im Land ob der Ens eingerichtet haben. In Summa, es geht überall so, wo sie sich einwurzeln: Könnte ich mit 100.000 Fl. der Fundation, so ich ihnen gethan hab, ledig werden, so thäte ich's gewiss." Dass Wallenstein durch jesuitische Umtriebe vom Generalat verdrängt sey, giebt der Vf. S. 43 f. ebenfalls zu.

II. *Ueber Wallenstein's Verhältniss zur Religion und Geistlichkeit* (S. 45—54). Der Vf. bemüht sich

hier zu zeigen, dass Wallenstein die Religion geachtet, und die Geistlichkeit geehrt habe, und führt dafür einzelne Stellen aus zwey Stiftungsurkunden, sowie ein Schreiben an die Einwohner der Stadt Böhmisch-Leippa vom 16 Sept. 1624 an, in welchem dieselben zum fleissigen Kirchenbesuche ermahnt werden. Ob Wallenstein die beiden erstgenannten Stellen selbst verfasst habe, dürfte doch sehr zweifelhaft seyn, und die Ermahnung an seine böhmischen Unterthanen beweiset nicht mehr, als wenn Napoleon die strenge Heilighaltung des Frohnleichnamsfestes in allen seinen Staaten gebot. Der französische Kaiser wusste, dass die Menge etwas Wunderbares, ja Mysteriöses haben will; die Religion galt ihm daher als ein mächtiger Hebel für seine Politik, und er wollte, nach seinen eigenen Aeusserungen auf St. Helena, dass die Leute lieber in die Messe gingen, als zur Demoiselle B. Norment. Wallenstein hatte, wenn gleich einige Jahrhunderte früher, vermuthlich dieselbe Politik, die wieder viel früher, als er, die Römer geübt hatten. Weiterhin passen aber Wallenstein's Befehle und Verfügungen sehr schlecht zu Hn. *S's.* Satze. Denn derselbe will „den Dechanten von Friedland nicht mehr haben, weil er gebeten seyn will, und das ist mein Gelegenheit und Brauch nicht" (S. 50); ja er befiehlt (S. 53) den Augustiner Mönchen abzuziehen, wenn sie nicht bezahlen wollen, denn „je mehr sie haben, je mehr sie haben wollen," und meint, dass sie das Geld doch nur „auf Huren und anderes loses Gesindel, wie ihr Brauch ist, werden verwendet haben."

III. *Humane Gesinnung des Fürsten* (S. 54—61). Ein Erlass an seinen Landeshauptmann, dass er die Taxgebühren für dessen Baronisirung selbst bezahlen will, eine Nachfrage nach einem kranken Beamten, fünf Briefe über Beschossung von Velteliner Wein, und einer über die Schweinejagd — sollen Beweise von Wallenstein's Humanität seyn!! Oder vielleicht folgendes Schreiben aus dem Feldlager (wo?) vom 13 Jul. 1627: „Aus Eurem Schreiben ersehe ich, dass Ihr allen Sachen, die ich Euch befohlen hab gehabt, seyd nachkommen, welches mir sehr lieb ist." Die Ordnung der einzelnen Materien, und die gehörige Rubricirung der Actenstücke ist eben nicht die glänzendste Seite in der *Schottky'schen* Schrift.

IV. *Wallenstein's Fürsorge für seine Unterthanen und für Industrie-Verhältnisse im Allgemeinen* (S. 61—125). Eine der interessantesten Partieen des Buches. Die Briefe betreffen theils die Ertheilung des gebetenen Nachlasses von Steuern und Abgaben, ferner die Anlage von Bergwerken, Pulvermühlen und ähnliche wirthschaftliche Gegenstände, die Beförderung der Pferdezucht im Herzogthume Friedland, und vorzugsweise die baulichen Einrichtungen in seinen Schlössern zu Gitschin, Sagan und Prag. Nicht minder anziehend und wichtig für die Sitte jener Zeit sind auch die Auszüge aus den Registraturbüchern seiner Regierung zu Gitschin. In allen diesen Beziehungen erscheint Wallenstein von einer ganz neuen Seite, als ordnender und einrichtender Fürst, dem das Kleinste eben sowohl, wie das Grösste am Herzen liegt, und der nicht verschmäht, mit der Sorgfalt eines Karl des Grossen oder Friedrichs des Zweyten auf anscheinend geringfügige Details einzugehen, wie auf die Cultur der Gartenfrüchte, auf den Viehstand, auf Anschaffung von Trinkgläsern u. dgl. mehr. Unter Wallenstein's Verordnungen ist die wegen Einführung einer ständischen Verfassung in seinem Herzogthume Fiedland (S. 108—112) von einem besonderen Interesse für die jetzige, constitutionelle Zeit. Ob der von *Hormayr* in seinem Taschenb. für die vaterl. Geschichte, 1830. S. 29 ff. bekannt gemachte „Entwurf einer landständischen Verfassung in dem genannten Herzogthume" mit den Excerpten bey Hn. *S.* übereinstimmt, vermögen wir nicht anzugeben, da uns das letzte Buch nicht zur Hand ist, und Hr. *S.* darauf keine Rücksicht genommen hat. Jedenfalls bleibt dieser Entwurf ein merkwürdiges Actenstück, wenn gleichwohl nur Wenige den Herzog von Friedland einen *constitutionellen* Fürsten im *Lichte unserer Zeit* nennen dürften.

V. *Des Herzogs Befehle hinsichtlich seiner Edelknaben* (S. 125—131). Die Knaben sollen „adelig" seyn, sie sollen fleissig die lateinische und die wälsche Sprache lernen, keine „tölpische, böhmische Janku" (Hänse) seyn, reinlich und anständig leben, und fleissig zur Schule gehalten werden.

VI. *Wallenstein's herzogliche Hofstatt* (oder richtiger *herzoglicher Hofstaat*, S. 131—188). Hier finden sich sehr verschiedenartige Gegenstände vereinigt, zuvörderst seine Würden und sein Reichthum. Die Mittheilungen über seinen Reichthum und seine Freygebigkeit gegen Officiere und Soldaten, über die Hr. *S.* sehr glaubhafte Zeugnisse beybringt, streifen in der That an das Wunderbare. So erhielten nach der Schlacht bey Lützen die Regimenter, welche tapfer gefochten hatten, königliche Belohnungen von resp. 6,982 Fl., 10,000 Fl., 8,508 Fl., 7,100 Fl., der Feldzeugmeister Hans Brauner 12,210 Fl. und so noch Andere. Daher musste Wallenstein, wie auch aus der *Förster'schen* Briefsammlung hervorgeht, mehr als einmal Mangel an Gelde haben, und dann alte Rückstände mit Härte eintreiben lassen (S. 151 ff.). Weiter stehen in diesem Abschnitte Auszüge aus den Friedländischen Kammerbüchern der Jahre 1630 und 1631, während welcher Zeit der Herzog in Prag als Privatmann lebte, als Rechnungen von Schneidern, Gold- und Silber-Schmieden, von dem Buchbinder zu Gitschin, von dem Hofschuster u. A., an die sich drey Verzeichnisse der Wallenstein'schen Hofdiener aus den Jahren 1630, 1631 und 1632 schliessen. Die Zahl der bey ihm angestellten Oberhofmeister, Stallmeister, Kammerherren, Mundschenken, Vorschneider, der Kriegskanzley, der Leute an der Küchelpartey, Stallpartey und in der Silberkammer betrug in der letzten Rechnung nebst Wallenstein's eigner Person 899 Köpfe und 1072 Pferde, die wöchentlich 1798 Pfund Brot und Fleisch und 12,586 Mass Bier, an Hafer aber 938 Strich verbrauchten (S. 174—181). Auch diese Notizen sind ein denkwürdiger Beytrag

zur Kenntniſs der fürſtlichen Höfe im ſiebenzehnten Jahrhunderte.

VII. *Ueber des Herzogs zweyte Gemahlin* (S. 182 — 188). Beweiſe von Wallenſtein's Zärtlichkeit und Achtung gegen ſie. Auszüge aus den friedländiſchen Kanzleybüchern von den Jahren 1630 und 1631 über den Hofſtaat der Herzogin.

VIII. *Wallenſtein's Strenge und Barbarey* (S. 188 — 204). Um nicht der Einſeitigkeit beſchuldigt zu werden, führt der Vf. mehrere ſcharfe und ſtrenge Aeuſserungen des Herzogs gegen ſeine Beamten an. So ſoll der Graf von Nagrell einige entlaufene Knechte feſthalten: „ſo lieb ihm ſein Hals iſt“ (Befehl vom 15 Aug. 1625); die Bewohner von Znaim, von Reichenberg und von Friedland aber die auferlegte Contribution bezahlen. Er ſchreibt unter dem 30 März 1632: „Euer Entſchuldigungen ſeynd lauter verlogen und unwahrhaftig; ſucht, ſo lieb Euch Euer Seelen Seligkeit iſt, mich bey der Naſen nicht umzuziehen, denn ſo wahr Gott lebt, ihr werdet mir's mit Euern Köpfen zahlen müſſen, wo Ihr mir die Quote nicht alle Monat liefern werdet.“ Ueberhaupt ſchreibt er ſehr ſtreng und gar nicht landesväterlich an ſeine eigenen Unterthanen, wie er denn auch die von Reichenberg, nach *Joſ. Czoernig's* hiſtoriſcher Beſchreibung der Stadt Reichenberg (Wien, 1829), mit Feuer und Schwert wegen Ermordung eines katholiſchen Geiſtlichen zu vernichten beſchloſſen hatte, und nur durch die dringenden Bitten des Magiſtrats zu einem anderen Entſchluſſe gebracht werden konnte. Hr. *S.* meint zwar (S. 196), daſs es nur bey den Drohungen geblieben wäre; aber man darf ſich dann wenigſtens nicht wundern, wie der Ruf von Wallenſteins Strenge und Hartherzigkeit ſo allgemein verbreitet worden iſt.

IX. *War Wallenſtein ganz ohne Freunde?* (S. 205 — 211). Die Auszüge aus Briefen von Schlick und Eggenberg ſind unbedeutend. Ein Gevatterbrief des erſten iſt noch kein Beweis von beſonderer Freundſchaft. Die von *Förſter* bekannt gemachten Briefe ſind in dieſer Beziehung weit reichhaltiger.

Aus dem Schluſsworte heben wir noch die Notiz (S. 212) über den Namen Wallenſtein aus. Die Familie hieſs und heiſst noch Waldſtein; die Conſonanten in der Mitte des Namens (*ldſt*) ſind aber für die czechiſche Sprache ſchwer und ungewöhnlich, und ſo wurden die Waldſteine in Böhmen nur „Wallſtein“ (*páni z Walſteina*) genannt, woher dann die deutſche Veränderung in „*Wallenſtein*“ entſtanden iſt.

Wallenſtein's Bildniſs, Abbildungen der von ihm geſchlagenen Münzen, und zwey Facſimilis ſind angenehme Zugaben.

Hr. *S.* verſpricht in der Vorrede eine vollſtänſtändige Biographie des Friedländers. Wie wünſchenswerth auch eine ſolche Geſchichte ſeyn muſs, ſo dürfte Hr. *S.* dazu doch noch *viele* Vorſtudien machen müſſen, da ein bloſser und nicht überall geordneter Abdruck von Urkunden noch nicht dazu hinreicht. Für jetzt wäre ſchon durch eine lichtvolle und gut geſchriebene Erzählung, nach den neuerdings entdeckten und immer noch ſehr zerſtreuten Quellen, viel gewonnen, da die neueſte Schrift über Wallenſtein, von *Joh. Sporſchil*, in jeder Beziehung ungenügend iſt, und des Quellenſtudiums gänzlich ermangelt.

G. J.

Berlin, b. Natorff u. Comp.: *Berliniſches hiſtoriſches Handlexikon*, enthaltend: eine encyklopädiſche Ueberſicht aller hiſtoriſch wichtigen Thatſachen ſowohl der Univerſal- als auch Special-Geſchichte; ferner Statiſtik, Länder- und Völker-Kunde, ſowie Berichte über die wichtigſten Schriftſteller und Künſtler u. ſ. w. 1 Band in 7 Heften. 1832. 654 S. gr. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Der Titel giebt den Inhalt dieſes Werkes vollſtändig genug an. Daſs ein Unternehmen dieſer Art noch nicht durch die vielen Converſationslexika, Encyklopädieen u. ſ. w., welche wie Pilze aufſchieſsen, überflüſſig geworden, liegt am Tage, und erweiſt ſich auch aus der ohne vielfache Ankündigung demſelben zu Theil gewordenen Aufmerkſamkeit und der Zahl der Abnehmer. Auch macht die Seichtheit der meiſten hiſtoriſchen Artikel in den Unterhaltungswerken, und die Theuerung der gröſseren, gründlicheren Encyklopädieen, ein Handlexikon, woraus man ſich zur Befriedigung wiſſenſchaftlichen Bedarfs Rath erholen könne, wohl eher wünſchenswerth. Aus der Art, wie das gegenwärtige bearbeitet iſt, erſieht man leicht, daſs die verſchiedenen Claſſen von Gegenſtänden Männern vom Fache übertragen worden ſind, und es läſst ſich erwarten, daſs daſſelbe ſeiner Beſtimmung genügen werde.

Dieſer erſte Band umfaſst die Buchſtaben *A* und *B*; es werden demſelben wohl noch fünf bis ſechs Bände mindeſtens folgen müſſen. Das erſte und zweyte Heft des zweyten ſind ebenfalls bereits erſchienen, und die Fortſetzung wird ungeſäumt nachgeliefert.

In wiefern nun dieſs Handlexikon dem Bedürfniſſe völlig genügen dürfte, um die wichtigſten Thatſachen ſchnell zu erfahren, und zum Weiterforſchen angeleitet zu werden, möchte jetzt noch nicht mit Sicherheit zu beurtheilen ſeyn, da ſo mancher hier nur ſchwach bearbeitete Artikel, und mancher etwa noch vermiſste, wohl in der Folge bey Artikeln unter anderen Buchſtaben ſeine Erledigung finden wird; wie es denn einem aufmerkſamen Beobachter ohnehin nicht entgehen kann, daſs der Plan des Werkes nach Vollendung des Buchſtaben *A*, wahrſcheinlich auf Veranlaſſung gründlicher Bemerkungen kundiger Leſer, eine Aenderung und Erweiterung erlitten hat, wodurch der Buchſtabe *B* viel vollſtändiger geworden iſt, als ſein Vorgänger. Eine allzu karge Beſchränkung, wie ſie beym *A* wirklich nicht zu verkennen iſt, würde dem Zwecke nicht entſprechen, und jeder Theilnehmer zahlt gern etwas mehr, wenn ihm das Material reichhaltiger vorgelegt wird.

Das vorläufig Dargebotene verdient Lob und Auf-

munterung. In den geschichtlichen Artikeln ist eine vorsichtige Mitte zwischen zu grosser Profusion und zu enger Abkürzung gehalten, überall eine pragmatische Uebersicht gegeben, und was den Gebrauch sehr erleichtert und nutzbar macht, eine tabellarische chronologische Uebersicht der Ereignisse hinzugefügt. In den Artikeln, welche die historischen Personen darstellen, sind Geburts- und Sterbe-Jahr gleich vorn herein möglichst genau zusammengestellt, das Unentbehrlichste aus ihren Schicksalen und Leben angeführt, und ihre Leistungen nachgewiesen, oft auch, wo nicht mehr nöthig schien, nur angedeutet.

In Betreff der Vollständigkeit vermisst man wenigstens im *B* keinen wichtigen Artikel, und im Geographischen gewiss keinen Ort, den man näher kennen zu lernen geneigt seyn dürfte. Auch ist zu rühmen, dass bey Eigennamen aus fremden Sprachen, wo eine Unkunde der Aussprache vorauszusetzen war, diese, so weit es sich thun liess, angemerkt worden. Die Beyfügung der älteren Namen von Orten, die in der Geschichte früherhin schon eine Rolle gespielt haben, ist nicht vergessen, hätte indess noch öfter Statt finden können.

Ueber einige Artikel scheinen der Redaction die Mittheilungen auch nicht zur rechten Zeit zugegangen zu seyn. So verweist sie in Betreff der Geschichte *Belgiens* auf einen Nachtrag, was freylich nicht gebilligt werden kann. Indess darf der Leser desto sicherer auf eine gründliche Bearbeitung des noch Fehlenden, das man nicht zu Gunsten des Druckes übereilen wollte, rechnen. Sonst findet man die neuesten Thatsachen bereits richtig nachgewiesen, und ältere Unrichtigkeiten nach den neuesten Forschungen berichtigt.

Demnach kann vorläufig das Gesagte zur Empfehlung des Werkes dienen, bis das Erscheinen mehrerer Bände der Kritik mehr Raum geben wird, über Planmässigkeit, Vollständigkeit und Einzelnes ein sicheres Urtheil zu fällen.

ZZ.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, in der Vereinsbuchhandlung: *Das Elendsfell.* Drey Novellen nach Balzac von Dr. *Schiff.* I. Das Elendsfell, II. Die Herzlose, III. Die Gutherzige. 1832. 196 S. 8. (1 Thlr.)

Die heutigen Franzosen können, wenn etwas anderes als Politik sie anregen soll, nur durch die heftigsten Reizmittel gewonnen werden: die Componisten müssen lärmen, die Maler dürfen mit keiner Farbe ihrer Pallette geizen, auf der Bühne und im Roman soll das Lascive, die unverschleyerte Sünde die Sinne kitzeln, und nur das Grässlichste, selbst bis zum Ekelhaften verzerrt, kann auf die unempfindlichen Nerven Eindruck machen. Der Schriftsteller, welchem an dem Beyfall der Menge gelegen ist, muss mit dem grossen Strome schwimmen, und nach dem verdorbenen Geschmacke des Publicums sich bequemen; denn wie dürfte er daran denken, Leute, die bloss befehlen, nie gehorchen wollen, auf eine Bahn zu leiten, die nicht die ihrige ist? Darum sehen wir auch Männer von Talent, von besserem Wissen und Können, dem Ungeschmacke huldigen, und fratzenhafte Missgeburten zu Tage fördern, die nicht durch einen durchgehenden besseren Zug, wie diess *Elendsfell* ihn hat, mit dem Graus ihrer Gestaltung versöhnen. Wirklich empört den Leser das Unzüchtige und das Widrige in dieser Geschichte minder, als in vielen anderen ihr ähnlichen, theils weil der Vf. *sich* befähigt zeigte, das Schöne und Gute, die liebendste Weiblichkeit, durch seine Pauline personificirt, zu empfinden, theils weil eine grossartige Grundidee einem Bau zur Unterlage dient, der durch sie die ephemeren Geburten, die ihm zur Seite stehen, überdauern wird. Ist der Gedanke nicht erhaben zu nennen, dass leidenschaftliches Wünschen meist ungestillt bleibt, und dass, selbst wenn es scheinbar befriedigt wird, diess ihm nur zum eigenen Verderben gereicht, indem es das Herz erkältet, den Geist verschrumpft, und allmählich den Menschen nur das Ich in der weiten Schöpfung erkennen lässt? Wir bemerken übrigens noch, dass die drey auf dem Titel genannten Novellen zusammen nur Eine ausmachen, und sie daher, ihrem Zusammenhange nach, den Haupttitel: *Das Elendsfell,* rechtfertigen.

n.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Nürnberg*, b. Winter: *Teufelsspuk und Liebesspuk.* Novellen und Erzählungen, herausgegeben von Dr. *August Bechtold.* Inhalt: Der Matrose. Die Badereise. Die Passauer Kunst. Die seltsame Heirath. 1831. VIII u. 181 S. 8.

Ziemlicher, als durch den nach dem Beyfall ungeübter Neulinge haschenden Titel, wird der *Teufelsspuk* durch den *Matrosen*, eine Art Teufelsjunger, der nach Belieben guten und schlechten Wind machen kann, und durch die *Passauer Kunst* repräsentirt, wo ein Schweizer Hauptmann, durch einen Malteser, der vom Spiel Profession macht, auf dem Vesuv die Gabe erlangt, gegen Stich und Schuss, Wasser und Feuer, fest zu werden. Da er noch zur rechten Zeit in sich geht, stirbt er als bussfertiger Mönch, und der Teufel ist um ihn betrogen.

Die *Badereise* kann als Dämpfer aufgesetzt werden, wenn die Nerven durch unsere heutigen Romane *à la Française* voll Unzucht, Sünde und Gräuel krampfig zerrissen wurden. Die tugendhafte, grossmüthige Sängerin in der *seltsamen Heirath*, eine alte Bekannte aus Vademecums und Chrestomathieen, kann man bewundern, aber erwärmen wird sie schwerlich Jemand.

Die Frage des Vfs., ob er mit Erzählungen und Bearbeitungen in der Art, wie er begonnen, fortfahren solle, glauben wir, in der Leser Namen, bejahen zu dürfen: denn wirklich unterhalten sie recht angenehm, rütteln weder unnatürlich auf, noch erschlaffen sie, und verursachen Gähnen.

F. K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1832.

ERDBESCHREIBUNG.

MÜNCHEN, b. Finsterlin: *Reise über England und Portugal nach Brasilien und den vereinigten Staaten des La Plata Stromes*, während den(r) Jahren(e) 1823—1827 von *J. Friedrich v. Weech*, Officier in königl. baierischen Diensten. 1831. I, II und III Theil. 288. 294 u. 226 S. 8. (4 Thlr.)

Die Sucht, ein Glück, welches uns in der alten Welt flieht, in der neuen aufzusuchen, mit einem Worte, die Auswanderungssucht nach Amerika, zeigt sich in neuester Zeit unter uns wieder so bedenklich verbreitet, dass man die von Zeit zu Zeit erscheinenden Berichte solcher Auswanderer, welche mit nicht besserem Glücke, aber mit gereifter Lebenserfahrung, enttäuscht, aus jenem Lande trügerischer Hoffnungen zurückkehren, nicht genug zur Kenntniss des Publicums bringen, und nicht genug bewillkommnen kann. Der Vf. dieses inhaltreichen, belehrenden und auf wirklichen Erfahrungen gegründeten Reiseberichts gehörte auch zu jener Schaar Getäuschter und nun Enttäuschter, und sein, wie es scheint, durchaus wahrheitgemässer Bericht hat daher das doppelte Verdienst einer höchst anziehenden Reiseschilderung, und einer belehrenden Rechenschaft von den Schicksalen, die er als brasilianischer Ansiedler erfahren hat. Nichts von dem, was bey einem solchen Versuche als nothwendiges Requisit vorausgesetzt wird, Bildung, einiges Vermögen, Schmiegsamkeit des Charakters, natürliche Unternehmungslust, Muth, gute Freunde, Gesundheit und entschlossener Sinn — nichts scheint ihm gefehlt zu haben, und dennoch misslang sein bedächtiges Unternehmen so durchaus, dass er mit erschöpften Hülfsmitteln, hoffnungslos, aber mit berichtigten Vorstellungen aus dem Lande seiner Hoffnungen zurückkehrte nach der von so Vielen geflohenen alten Welt. Diess mag Die zu warnen geeignet seyn, welchen es an irgend einem jener Requisite fehlt, deren Besitz den würdigen Vf. vor gänzlichem Misslingen seiner Plane nicht sicher stellen konnte.

Abgesehen von diesem Resultate dieser Schrift, empfiehlt sie sich nur als ein vortrefflicher Reisebericht über die von dem Vf. durchreisten Länder, besonders über Brasilien und Buenos Ayres, in Bezug auf Landcultur, Gewerbsamkeit, Sitte, Verfassung und Volksbildung. Seine Reise durch die inneren Provinzen von Brasilien und durch einige Theile von Buenos Ayres liefert, zwar nicht den allerneuesten, aber gewiss den gründlichsten und getreuesten Bericht, den wir über diese Länder besitzen. Sein Blick und sein Urtheil sind durchaus unbefangen, wie sich aus Allem ergiebt; er dringt tiefer in die eigentlichen, verborgenen Volkszustände ein, als irgend ein Reisender vor ihm; das Gepräge der Wahrhaftigkeit ruht auf jedem der von ihm geschilderten Züge, und er schreibt und schildert völlig unbekümmert um das, was andere vor ihm geschrieben, oder was als letztes Resultat aus seiner Schilderung hervorgehen möchte, stets mit vollkommener Kenntniss dessen, wovon er spricht, stets aus *eigener* Anschauung, und aus einer völlig vorurtheilsfreyen. So viel Rühmliches ist nicht von jedem Reisebericht über ferne Länder zu sagen; der des Vfs. aber zeichnet sich auch noch, als Werk der Literatur, durch einen äusserst behaglichen, stellenweis sogar wirklich schönen Vortrag, durch einen immer freyen, hingebenden und kunstlosen, aber desto ansprechenderen Stil aus: kurz, ein sehr begabter und fähiger Kopf und eine sehr geschickte Hand haben sich zur Hervorbringung dieses Reisewerks ohne Zweifel vereinigt.

Bey einem so reichhaltigen Werke, wie das angezeigte ist, fehlt es in diesen Blättern selbst an Raum zu einer vollständigen Inhaltsanzeige. Wir können nur in grossen Zügen andeuten, was der Leser vorzüglich Lehrreiches und Bedeutendes in diesen drey Bänden antreffen kann. Der erste umfasst in fünf Büchern die Reise des Vfs. durch Holland und England nach Portugal, dessen Hauptstadt ein längerer Aufenthalt ihn näher kennen lehrt, und von der er eine überaus ansprechende Schilderung entwirft. Was die Franzosen, was eine spätere volksthümliche Regierung für Cultur, Sittigung und Lebensbequemlichkeit der Bewohner Günstiges gethan hatte, das findet der Vf. grösstentheils wieder untergegangen; Schmutz, Dummheit und Priesterallgewalt herrschen nun wieder. Er ist Zeuge des Umsturzes der Cortes-Constitution; er lehrt uns den jungen — Dom Miguel, den alten wohldenkenden, aber sehr schwachen König, die Königin, als Meisterin der Intrigue, kennen. — Nach einer glücklichen Ueberfahrt wird Rio de Janeiro erreicht, und die letzten der fünf Bücher füllen sich mit einer klaren, malerischen und wirkungsvollen Schilderung dieser Stadt, im Mittelpuncte eines irdischen Paradieses, einer wahren Atlantis. Sitte, Lebensweise, Denkart der Bewohner werden uns in glücklich gewählten Zügen vorgestellt, und der unglaublich schnelle Anwachs der Hauptstadt, welche 1807, 20,000 und jetzt, nach dem Vf., 180,000 Einwohner zählt, erregt unser Erstaunen, da er selbst das

übersteigt, was Nordamerika in dieser Art Wunderbares darbietet.

Im sechsten Buche, womit der 2te Band beginnt, sind es zunächst die Neger, der grösste Bestandtheil, und die wahren Ernährer der ganzen brasilianischen Bevölkerung, ihre Behandlung, ihre Dienste und Verdienste und Unverdienste, die den Vf. beschäftigen. Er belehrt uns, dass das Wort *Sclave* uns nicht schrecken dürfe; die Gesetzgebung hat für sie gesorgt, und im Ganzen genommen, sind die Neger in Brasilien besser daran, als die dienende Klasse in Europa, schon desshalb, weil ihnen allen die Gelegenheit gegeben ist, zu Freyheit und Eigenthum zu gelangen. Als die einzigen arbeitsfähigen Menschen in diesem Lande sind sie demselben aber auch unentbehrlich, und was aus Br. werden soll, wenn die Negereinfuhr einmal aufhört, wagt der Vf. nicht vorher zu sagen. Möglich, dass diese totale Verwandlung aller jetzt bestehenden Verhältnisse zum Heil des Landes ausschlägt. — Die kaiserl. Familie, die der Vf. persönlich kennen lernt, nimmt seine Feder sodann in Anspruch. Was er von Dom Pedro sagt, hat die Neuzeit bestätigt — er ist ein äusserst begabter, muthvoller, fester Charakter, frey von jedem Vorurtheil der Erziehung oder des Standes, der trotz einer sehr vernachlässigten Geistesbildung durch glückliche Naturgaben der Wohlthäter, der Vater, der Schöpfer Brasiliens geworden ist; aber freylich gewaltliebend und ohne Mässigung. — Die Schilderung der Bay von Rio ist hinreissend, es ist ein Gemälde, in das nur die Menschen den Schatten geworfen haben, die Natur ist ganz Licht, Fülle, Ueberschwenglichkeit.

Das siebente Buch enthält die Reise in die Provinz Minas geraes; Strassen, Orte, Art zu reisen, Pflanzungen, Bewohner, deren Sitten, Culturarten und Beschreibung der Städte, stets anziehend, stets lehrreich, und fesselnd durch die persönliche Theilnahme, die der Vf. uns für seine Erlebnisse einzuflössen weiss. Das achte Buch schildert die Goldbergwerke, den unglaublichen Reichthum an diesem Mineral, die unglaublich rohe Art, es zu gewinnen, endlich die unglaubliche Armuth dieses Goldlandes, in dem kaum ein Fuss breit Erdreichs ohne seinen Gehalt an Goldkörnern ist. Hier wie nirgend sonst, können die Merkantilisten den Irrthum ihres Systems mit Händen greifen. — Die Bemerkungen über Minas geraes im neunten Buche flössen nicht bloss für den Blick und das Urtheil, sondern auch für die Kenntnisse des Vfs. Achtung ein, und seine Andeutungen, wie der ungeheueren Landverwüstung zu steuern wäre, verdienen eine Würdigung, die wir ihnen hier nicht zu Theil werden lassen können. Nur so viel mag als ein einzelner Zug hier Platz finden, dass man in dieser Provinz noch keinen *Pflug* kennt, und überhaupt von keinem anderen Mittel der Urbarmachung weiss, als durch Waldbrand.

Der statistische Theil dieses Bandes hält an Werth dem historischen, welcher den Zwiespalt zwischen der Regierung und dem Volke, und die endliche, gewaltsame Auflösung der Reichsstände erzählt, das Gleichgewicht. In der besten Absicht von der Welt ward Dom Pedro hier zum Despoten, die Stände aber bezeugten sich ihres Auftrags vollkommen würdig.

Mit dem zehnten Buch beginnt der dritte Band, in welchem die persönlichen Schicksale des Vfs. als Colon in einem Urwalde, welcher Hn. *v. Langsdorf* gehörte, dann als Pächter einer der entzückenden Inseln in der Bay von Rio, vorwalten, nachdem zuvor seine Reise nach Buenos Ayres, und die flüchtige Schilderung dieses Landes beendet ist. Mit grosser Anstrengung und mit seltener Ausdauer hat der Vf. sein kleines Etablissement unfern von Mandiocca gegründet. Allein nach einem in patriarchalischem Glücke durchlebten Jahre, erwacht das Missgeschick zu seiner alten Verfolgung. Er erkrankt, übernimmt die v. Langsdorfische Fazenda, und verlässt diese, von täuschenden Versprechungen nach dem La Plata gelockt. Hier findet er nichts von dem, was ihm verheissen war; er sieht und schildert uns ein Land, in dem quadratmeilen grosse Landgüter des fruchtbarsten Bodens kaum so viel Ertrag geben, dass Eine Familie davon leben kann. Dieser Abschnitt ist vorzüglich reich an denjenigen Nachrichten, welche dem Auswanderer und dem Colon in Südamerika nützlich seyn können; er ist es aber auch an historischen und statistischen Notizen über die Staaten vom La Plata. Unter den Menschen, die besonders im Inneren des Landes eine höchst patriarchalische Liebenswürdigkeit behaupten, trifft der Vf. auf Wohlwollen, leicht hingebende Freundschaft und Dienstfertigkeit. Der Besuch verschiedener Arten von ackerbautreibenden Landgütern, Estancias der Viehzüchter, in denen der Ertrag von 4000 Rindern sich zu kaum 1000 Thalern erhebt, die Sitten, die Lebensweise, die Gebräuche der Vaqueiros, und die Schilderung der Pampas erfüllen das elfte Buch.

Im zwölften endlich erzählt der Vf. die politischen Ereignisse des Krieges zwischen der Republik und Brasilien, welches alle Nachtheile desselben trug, während seine Gegnerin alle Vortheile davon zog; ferner, wie er eine Insel in der Bay pachtete, dort eine Molkerey gründete, und welche Unglücksfälle seine Hoffnungen zerstörten und die Früchte seines Fleisses vernichteten; wie die Erkrankung seiner Neger ihn zu unglaublichen Anstrengungen nöthigte, bey denen er es nicht scheute, täglich selbst sein Milchschiff drey Stunden Weges über die Bay nach der Hauptstadt zu rudern, und wie dieser Anstrengung ein gefährliches Krankenlager folgte, das alle seine Hoffnungen vernichtete. Der achtbare Vf. wird so zu dem Entschluss genöthigt, nach Europa zurückzukehren, uns aber giebt er in dieser treuen und kunstlosen Schilderung der zahllosen und oft unbesieglichen Hindernisse, der unsäglichen und ungeahneten Gefahren und Beschwerden, mit denen der Ansiedler in Südamerika zu kämpfen hat, ein dankenswerthes Gemälde, das zur Warnung und zur Belehrung Vieler gereichen muss.

Ueber Hn. *v. Langsdorf's* Wirken in Brasilien ist der Vf. ausführlich. Er spricht ihm die zu einem Musterwirth im Grossen nöthigen Eigenschaften entschieden ab. Seine Besitzungen sind sehr umfassend,

aber der Einfluss seiner Anstalten ist gering, und auf einen sehr engen Kreis beschränkt geblieben. Was der Vf. von den Ureinwohnern Brasiliens sah, giebt ihm zu der Bemerkung Anlass, dass es auf dem bis jetzt versuchten Wege wohl nie gelingen werde, diess Geschlecht zu Bürgern oder überhaupt zu Staatsmitgliedern umzubilden. — Auch die von Juan VI gegründeten Schweizer Colonien, *Novo Friburgo* u. s. w. besucht der Vf., und findet sie in einem wenig erfreulichen Zustande; auch hier sind die Folgen erfahrener Täuschungen in der Vernachlässigung aller geöffneten Industriezweige sichtbar. Der gewaltigste Feind aller fremden Ansiedler in Südamerika ist das erschlaffende Klima, das nur dem *Neger* Kraft zur Arbeit übrig lässt, und eben die unglaubliche Triebkraft des Bodens. Der Landbesitzer, welcher nicht unablässig gegen diese ankämpft, sieht sich bald von der mächtigen Vegetation bewältigt, seine Kulturen erdrückt, und ruht er nur einige Tage lang von der Arbeit aus, oft alle seine Anlagen umwandelt, verwildert und dergestalt überwachsen, dass er sie nicht wieder erkennt. So erging es dem Vf. z. B. mit seinem kleinem Gute bey Mandiocca: der Freund, dem er es zur Obhut übergeben, hatte seinen Posten verlassen; der Vf. kehrte zurück, und erkannte kaum die *Stelle* wieder, wo wenige Wochen zuvor seine jungen Anlagen blühten. — Die Beschreibung der kaiserlichen Fazenda Sta. Cruz macht den Beschluss. — Der Vf. landet nach einer raschen Seereise an der holsteinischen Küste und kehrt in seine Heimath, Baiern, zurück.

Durch dieses ganze achtbare Werk, das auch durch Druck und Ausstattung seines Inhalts vollkommen würdig erscheint, hat der Vf. uns eine rege Theilnahme für seine persönlichen Schicksale abgewonnen — möge er die Früchte einer gereiften Lebenserfahrung, erweiterter und sehr schätzbarer Kenntnisse und Einsichten nun in Europa erndten, und möge die alte Heimath ihn für die in der neuen Welt verlorne Arbeit nun schadlos halten! —

W. V. L.

GESCHICHTE.

AARAU, b. Sauerländer: *Bibliothek der neuesten Weltkunde.* Geschichtliche Ueberſicht der denkwürdigsten Erscheinungen bey allen Völkern der Erde, ihrem literarischen, politischen und sittlichen Leben. Herausgegeben von *Malten.* Erster Theil. 264 S. Zweyter Theil. 240 S. Dritter Theil. 240 S. Vierter Theil. 240 S. Fünfter Theil. 240 S. Sechster Theil. 264 S. Siebenter, 240 S. Achter, 274 S. Neunter, 240 S. Zehnter, 240 S. Eilfter, 240 S. Zwölfter, 240 S. 1830. 8. (Der ganze Jahrgang 8 Thlr.)

Wir bedauern, dass diese Zeitschrift nicht fortgesetzt worden ist. Sie ist freymüthig, gleich entfernt von Schmeicheleyen und von Verleumdung, und richtet ihre Blicke auf jedes Volk und jede Region. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen die Winke des Vfs. über den Kampf des absoluten und des vernünftigen Systems, über den Zustand bewegter Länder und Menschen, über die Ursachen derselben, und wie sie am leichtesten zu stillen seyn möchten, über den Zustand des Völkerverkehrs im Materiellen und Geistigen, was solchen befördert und stört, über die Menschenrechte, welche neue Bedrückungen erfuhren, über die Bosheit einiger Kasten, und Schwäche einiger Regierungen, um diess Aufschwingen nach einer besseren Socialstellung zu hindern, über die schreyende Unmoralität in monarchischen und republikanischen Staaten da, wo die Regierung auf die geistige Bildung des Volks und seine materiellen Bedürfnisse in Förderung neuer und alter Nahrungszweige wenig Rücksicht nimmt. Empfehlen müssen wir die Bemerkungen über die höhere und niedrigere Fiscalität mancher Finanzverwaltung, über die steigende Humanität im Ganzen, die aber leider häufiger von Unten auf erpresst, als von Oben herab dargereicht wird, das aufrichtige Lob mancher wirklich humaner Regierungen, die Verbreitung alles Wissenswürdigen im In- und Auslande, was geistig oder materiell dem Staatsbürger frommt. Der Vf. huldigt keiner einseitigen Theorie, die Zwecke desselben liegen klar vor; er spielt keinen politischen Wahrsager, lässt keine grossen folgenschweren Ereignisse unberücksichtigt und unbeleuchtet, schweigt aber bedächtlich über Dinge, die jetzt zu berühren vergebens wäre. Sehr gelungen sind ihm die Panoramen des jetzigen Zustandes von Italien und Spanien; die Schilderuug mancher französischen Rechtshändel, welche den Geist der bourbonischen Regierung, und die oft furchtbare Entsittlichung in diesem Volke darstellen, in welchem der Schulunterricht eben so vernachlässigt, als in Schottland hochgestellt ist. Auch die politischen Verhältnisse zwischen Russland und China, die Spielhäuser in Frankreich und England, der statistische Zustand Oesterreichs, eiserne Dampfschiffe, Regierungssystem des von der Legitimität und seinem Volke noch immer geduldeten Dom Miguels, Charakter der gegenwärtigen Krise in Frankreich sind gut aufgefasst. Wie richtig sah damals dieser Schriftsteller, wie unrichtig mancher Diplomate! Das Werk steht bey einigen kleinen Mängeln im Ganzen höher und unparteyischer als z. B. einst *Schlözers* Staats-Anzeigen. Doch wirkten damals politische Schriftsteller in unserem Vaterlande mehr als jetzt.

Aus den letzten Zeilen machen wir noch auf Folgendes aufmerksam: die nordamerikanische Colonie Liberia in Afrika, und die Wasserscheu durch ein kaltes Bad; Nachrichten über Japan und der Streiferey durch die Pyreneen; die uneinträgliche Perlenfischerey im stillen Meere an der Küste von Mexiko, und dass die Wilden daselbst durch Nieswurzpulver (*veratrum sebadilla*) ihre an Wasserscheu durch Hundesbiss leidenden Kranken heilen. Interessant ist die Geschichte der Krankheit des Kaisers Alexander, der an einer Hirnentzündung starb; merkwürdig die Erklärung der theologischen Facultät zu Paris und Valladolid über die Obergewalt der Päpste. Den Freunden des Alterthums wird der Blick auf das alte Aegypten mit den in Pertch entdeckten alten Gräbern,

das Wort über die Etrusker, und die Theologie der alten Griechen, den Freunden der Novellen und Romane Walter Scotts Selbstbiographie Vergnügen machen. Die Theilnehmer an den jetzigen wichtigen Tagesbegebenheiten werden die kurzen Biographieen des regierenden Königs Ludwig Philipp von Frankreich und des Generals La Fayette erfreuen.

Bey den Streifereyen am Hutson (Theil 9) fiel Rec. ein, warum die Ufer der europäischen Kanäle sich nicht einmal an den Schleusen eben so schnell mit Landstellen bevölkern, als es in Amerika überall der Fall ist. — Sitten und Gebräuche in Mexiko; die Spanier, die Mönche und die Jesuiten sind die Ursachen der oft sich erneuernden Unruhen. Die ersten vertrieb man, aber die beiden anderen finden sich so unbehaglich, dass sie von Zeit zu Zeit Aufstände unter dem ihnen anhänglichen unwissenden Landvolke erregen, um ihre erschütterte Herrschaft wieder zu gewinnen. — Viel Interesse haben die Begebenheiten des J. 1829 in Neu-Seeland; das Einkommen der Dynastie Bourbon von 1815—1830; Griechenland, wie es ist. Der Aufsatz über den Wollhandel Deutschlands und anderer Länder ist lehrreich; aber irrig, dass die extrafeine Wolle am längsten den hohen Preis behaupten werde, denn die Mittelwolle ist jetzt theuerer geworden, und die feinste scheint im Preise zu sinken. Rec. möchte aber daraus nicht folgern, dass darum die deutsche Schafzucht sehr leiden werde; nur wird man auch die lange bisher vernachlässigte Wolle mehr beachten, auch die Mode, wollene Zeuge zu liefern, die keines Filzes bedürfen, um zu gefallen.

L. A. H.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Brockhaus: *Bilder aus dem Kriegsleben von Moyle Scherer.* Aus dem Englischen übersetzt von *Rudolf Lindau.* Herausgegeben von *Wilhelm Adolf Lindau.* X u. 338 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Kunstkenner wollen die Gemälde nicht loben, bey denen man ungewiss bleibt, ob sie den Landschaften, oder den historischen Compositionen zugehören; sie haben gegen die Vermischungen beider Gattungen viel einzuwenden. Aber nicht alle Bilder mit Farben gemalt, trifft dieser Tadel, und die mit Worten gezeichneten vollends nicht. Hier darf sich Scenerie und Staffage gleich ausbreiten, historische Gruppirungen dürfen die Nachbarschaft des Genrebildes nicht verschmähen, wenn nur alles wahr, gehörig beleuchtet ist, und kräftige Drucker nicht fehlen. Wahrheit, Frische, Kraft und verständige Anordnung trifft man in diesen Bildern; Porträts aus den Feldzügen der Engländer in Portugall und Spanien, nur in so weit idealisirt, als die Kunst es fodert. Des Autors tüchtige Persönlichkeit tritt weder keck den übrigen in den Weg, noch verbirgt sie sich überbescheiden; er berichtet was er gesehen, beobachtet, durch Nachdenken erforscht; lichtet manches Vorurtheil, manchen Irrthum, z. B. über den portugiesischen und spanischen Volkscharakter, den er nicht gehässig betrachtet, vielmehr der guten Züge mehr als der schlimmen darin bemerkt. Ueberhaupt ist er nicht schwarzgalliger Gesinnung, aber auch nicht wie aus Eyerschaum und Rosenzucker zusammen gequirlt; ein patriotischer Britte, ist er dennoch nicht blind gegen die Schwächen seiner Landsleute, und giebt sogar zu, dass brittische Officiere, gegen die er doch einige Parteylichkeit verräth, durch stolze, kalte Zurückgezogenheit, geringschätziges, unfreundliches Betragen, das Uebelwollen ihrer Wirthe, die ihnen freundlich entgegengekommen, verschuldeten. Nicht ohne bleibenden Eindruck zu hinterlassen, sehen wir die Bilder an uns vorübergleiten. Wir folgen dem Bildner in Kirchen, Klöster, Paläste und Hütten, zu Mönchen und Leuten von feiner Lebensart, zu Kleinbürgern und Bauern, auf Haiden und in üppige Gärten, auf das Schlachtfeld und nach der Beywacht, und immer wird er uns etwas zeigen, das uns anzieht.

Auch mit der Uebersetzung, sowie mit der Ausstattung des Verlegers, hat man alle Ursache zufrieden zu seyn.

W.

LEIPZIG, b. Brockhaus: *Stimmen der Zeit.* Lieder eines Deutschen. 1832. 89 S. 8. (10 gr.)

Der Vf., schon durch andere Schriften rühmlich bekannt, lebt in Berlin; der Deutsche, welcher hier spricht, ist also ein Preusse, und auf Preussen zunächst und am meisten beziehen sich die Stimmen der Zeit, welche er in seinen Liedern ertönen lässt. Was er vorzüglich bezweckt, wozu er am meisten aufzumuntern strebt, das werden ein paar Stellen aus diesen Liedern deutlich genug andeuten. In einem Liede, „*Friedrich der Einzige*" überschrieben, heisst es S. 36:

> Friedrichsehre, leucht' und flüstre deinen braven Enkeln zu:
> „Lasst durch des Gedankens Gährung ja nicht trüben Eure Ruh!
> Hätt es unter meiner Herrschaft in den Köpfen so gegohren,
> Weiss der Himmel, welche Ferne Preussens Aar zum Flug beschworen."

In einem anderen Gedichte: „*Der Harfner,*" welches an die „Zeit der grossen Drangsal" und des Vertrauens der Königin auf „des Volkes feste Treue" erinnert, lautet die letzte Strophe S. 86:

> Komm hervor, du schlichte Harfe, rauschet drein ihr morschen Saiten,
> Unsres Herzens heisse Wünsche tiefen Klanges zu begleiten,
> Bis der gute theure König von den Klängen ganz durchdrungen,
> Und Vertrauen, *rein wie damals*, wieder Thron und Volk umschlungen.

Diese ausgehobenen Stellen zeigen zugleich den Charakter dieser Lieder. Es ist mehr Poesie des Gemüths, als einer hohen aufschwungsfähigen Phantasie; man möchte sie mehr orientalischen Dichtungen vergleichen. Denn auch die Sprache ist höchst einfach, das Silbenmass oft eintönig; aber das Herz weiss der junge Dichter, auch ohne den Thyrsusstab der Poesie, sanft und erfolgreich zu berühren.

M. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1832.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

1) Coburg und Leipzig, in der Sinner'schen Buchhandlung: *Johann Friedrich Sanguin's praktische französische Grammatik.* Erster Cursus. *Achtzehnte verbesserte Auflage.* 1832. XVI u. [illegible] S. 8. (16 gr.)

2) Aarau, b. Sauerländer: *Kleine französische Sprachlehre für Anfänger*, namentlich solche, [illegible] welchen der Lehrer späterhin die von dem Verfasser mehrmals revidirte Hirzel'sche Grammatik zu durchgehen gedenkt. Von *Conrad von Orell*, Lehrer an der Bürgerschule in Zürich. 1832. 326 S. 12. (6 gr.)

3) Mainz, b. Kupferberg: *Französische Grammatik*, für Gymnasien und höhere Bürgerschulen, von Dr. *F. Ahn*, Director einer Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt in Aachen. 1832. X und 213 S. 8. (12 gr.)

4) München, b. Palm: *Theorie des französischen Artikels.* Von *E. J. Hauschild.* 1830. XII u. 116 S. 8. (14 gr.)

5) Meissen, b. Klinckicht: *Cours de Belles-Lettres*, contenant la Rhetorique, la Versification et les principes de la Poësie, avec des nombreux modèles et un tableau de la literature française. Par *Charles Saigey*, Prof. de langue franç. au collège roy. de Meissen. (Ohne Jahrzahl.) IV u. 376 S. 8. (21 gr.)

6) Ebendaselbst: *Précis des histoires Grècque et Romaine.* Ouvrage destiné à l'instruction de la jeunesse, et accompagné de l'explication allemande des mots et des phrases les plus difficiles. Par *Charles Saigey* etc. 1830. 240 S. 8. (18 gr.)

7) Leipzig, in Baumgärtners Buchhandl.: *Bélisaire* par *Marmontel.* Mit grammatikalischen Erläuterungen und einem Wörterbuche. Zum Schul- und Privat-Gebrauche. 1832. 170 S. 8. (12 gr.)

8) Dresden und Leipzig, in d. Arnold'schen Buchhandlung: *Gespräche für das gesellige Leben*, zur Erlernung der Umgang(s)sprache im Deutschen und Französischen. Von *Franz Beauval. Vierte verbesserte u. wohlfeilere Auflage.* 1831. I Theil. 200 S. II Theil. 190 S. III Theil. 1832. 195 S. 16. (1 Thlr.)

Von der unter No. 1 aufgeführten französischen Sprachlehre war kaum die 17te Auflage erschienen, als die vorliegende 18te nöthig ward. Zwar darf man so schnell wiederholte Auflagen gerade nicht immer als einen untrüglichen Beweis für die Brauchbarkeit eines Buches ansehen; allein der Beyfall, welchen die *Sanguin'sche* Grammatik namentlich in den mitteldeutschen Schulen gefunden hat, ist wohlbegründet. Die Einrichtung und Anordnung des Werkes ist im Allgemeinen dieselbe, wie in anderen französischen Sprachlehren. Der Vf. handelt zuerst von der Aussprache, dann läfst er die Lehre von dem Artikel und der Declination, von dem Geschlechte der Hauptwörter, von den Adjectiven, ihrer Stellung und Comparation, von den Zahl-, Für- und Zeit-Wörtern, von den Adverbien, Präpositionen und Conjunctionen folgen, und schliesst mit einigen Winken über die Construction im Französischen. Gleichsam als Anhang betrachten wir die beygefügten Uebersetzungsstücke und Wörtersammlungen. Die ganze Anlage des Buchs ist demnach recht löblich; und da sich überdiess die Arbeit durch eine fassliche und klare Darstellung empfiehlt, so hätten wir zu diesem Lobe, welches das Werk selbst seinem Meister ertheilt, nichts mehr hinzuzufügen, wenn wir es nicht für nothwendig hielten, hie und da im Einzelnen noch manche Andeutung zu geben, und das Verhältniss dieser Ausgabe zu den vorhergehenden kurz zu berühren. Wir geben jedoch nur Einiges als Fingerzeig für den Herausgeber bey einer Durchmusterung des Ganzen, die sich hauptsächlich mit der Ausmerzung falscher Angaben, häufiger Wiederholungen, Widersprüche und unverständlicher Ausdrücke zu befassen hätte. Unter die falschen Angaben rechnen wir z. B. S. 4. §. 25: „*C* wird *im Anfange, in der Mitte und am Ende* (wozu diese Weitschweifigkeit?) *der Wörter* vor *a, o, u,* ingleichen nach einem Vocal, wenn es keine neue Sylbe anfängt, z. B. *dicter*, wie das deutsche C in Cavallerie, *Christus*, Clavier ausgesprochen." Wie konnte der Vf. das zweyte der genannten Beyspiele aufführen, da hier der Laut des *C* durch seine Verbindung mit *h* bedingt wird? — S. 5. §. 28 ist *respect* vergessen, was um so mehr zu tadeln ist, da sich doch §. 29 unter den Ausnahmen *respect infini, respectueux, respecter* findet und das Wort selbst S. 6. §. 38 richtig erwähnt wird. — S. 6 §. 35 fehlt *è.* — Als unnöthige Wiederholung bezeichnen wir u. a. S. 17. §. 104. Anm. 2: „Auch spricht man *deux* (soll wohl heissen: das *x* in *deux*), wie ein *z* in der Verbindung, z. B. *deux amis*, zwey Freunde. In *six* ebenfalls, z. B. *six enfans.*" Wozu diese Anmerkung, da im darauf folgenden §. 105 die Regel zu lesen ist: „*x* wird am Ende der Wörter

nicht ausgesprochen, außer vor einem Vocal, mit dem es connectirt, und alsdann wird es wie ein *z* gelesen, z. B. *deux, deux oiseaux.*“ — Ein Widerspruch findet sich S. 12. §. 68: „*N* wird gelinder, als sonst ausgesprochen in *Monsieur*“ u. s. w. Eine Anmerkung lehrt dagegen: „In *Monsieur* werden das *n* und das *r* nicht ausgesprochen: *mosieu.*“ — Unverständlichkeit im Ausdruck möchten wir z. B. S. 6. Anm. 1 rügen, wo man liest: „Im höheren Stil werden viele stumme *e* gelesen, wenn sie nicht vor einem Vocal stehen; in dem gemeinen Stil aber nur dann, wenn sie nöthig sind, die Consonanten hören zu lassen.“ Weit faßlicher fanden wir Aehnliches S. 11. Anm. 1 bezeichnet, wo der Vf. sagt: „In *quelque, quelqu'un* ist im gemeinen Leben das *l* gemeiniglich still; man spricht es aber in *quelconque* aus. In den Versen, beym Vorlesen und öffentlichen Reden hört man es auch in *quelque* und *quelqu'un*, ein, einige, jemand.“ Auch die etwas häufig, selbst schon auf den ersten Bogen angewandten Fremdwörter, wie *compariren, connectiren* u. dgl. m., passen nicht hieher. Weiter machen wir den Herausg. auf einige falsche Beyspiele aufmerksam; z. B. S. 20: *La primatie de l'aristocratie règne en Dalmatie sur la démocratie.* — S. 21 gehört das unter Nr. IV angeführte Beyspiel: „*La Confédération du Rhin*“ unter Nr. II. — Schließlich gedenken wir noch der ziemlich zahlreichen, mitunter sogar sinnstörenden Druckfehler. S. 47 sind namentlich in der Aufg. 205 im 2, 3 und 5ten Satze die hinweisenden Zahlen falsch. — Was das Verhältniß dieser Ausgabe zu den vorhergehenden betrifft: so ist auch hier die bessernde Hand nicht zu verkennen, welche mit Umsicht und Aufmerksamkeit gefeilt und nachgeholfen hat. Vorzüglich durften sich §§. 539. 709 u. s. w. 799. 800. 804. 808. 827 u. s. w. mancher Verbesserung erfreuen, und wir hoffen, das Buch noch öfter in ähnlichem Fortschreiten begriffen zu finden.

Der Vf. von No. 2, Hr. *v. Orell*, hat sich schon durch zweckmäßige Bearbeitung der, vorzüglich in Süddeutschland sehr verbreiteten französischen Sprachlehre von *Hirzel* ein auch von uns gebührend anerkanntes Verdienst (s. Jen. A. L. Z. 1831. No. 217) erworben, und die gegenwärtige Gabe hat, so klein sie auch an Umfang ist, unsere Erwartungen ebenfalls nicht getäuscht. Man findet hier, wie in des Vfs. anderen Arbeiten, ganz den praktischen Schulmann wieder, der da weiss, was hauptsächlich Noth thut; der deshalb die Aussprache sowohl, als die einzelnen Redetheile mit einer, für Anfänger ganz passenden und erschöpfenden Deutlichkeit behandelt, und, was wir als einen besonderen Vorzug dieses Elementarbuches ansehen, sehr zahlreiche und sachgemäss ausgewählte Beyspiele und erläuternde Paradigmen beygefügt hat. Einige schwierigere Regeln hat er in einer Art von Anhang zusammengestellt, was wir nicht ganz billigen. Diejenigen Erörterungen nämlich, welche für den Anfänger noch zu schwer sind, gehören gar nicht in dieses Elementarbuch; die übrigen aber, welche seiner Fassungskraft gemäss sind, mussten gleich an den passenden Stellen eingefügt, und nicht in ein besonderes Capitel verwiesen werden. Mancher Druckfehler hätte sich durch grössere Sorgfalt bey der Correctur leicht vermeiden lassen.

No. 3, welches an äusserer Eleganz seine beiden Vorgänger bey Weitem übertrifft, rührt, wie dieselben, von einem Manne her, der unter den französischen Sprachlehrern mit vielem Fleisse und gutem Erfolge sowohl mit einem französ. Lesebuche, das nächstens in diesen Blättern angezeigt werden soll, als auch mit einem Handbuche der französischen Umgangssprache (vergl. Jen. A. L. Z. 1830. No. 203) aufgetreten ist. Auch die vorliegende Grammatik besitzt bedeutende Vorzüge vor vielen ähnlichen, obgleich sie an Umfang geringer, als die meisten ihrer Schwestern erscheint. Das kommt aber lediglich daher, weil der Vf. sich seine Aufgabe klar gedacht hat, und sich bewusst war, auf welche Puncte es hauptsächlich ankomme, und wo etwa ein neuer, besserer Weg einzuschlagen sey. Das Buch zerfällt in zwölf Capitel: 1. Von der Aussprache. 2. Von dem Artikel in Verbindung mit dem Hauptworte. 3. Von dem Hauptworte. 4. Von dem Eigenschaftsworte. 5. Von den Zahlwörtern. 6. Von den Fürwörtern. 7. Von dem Zeitworte. 8. Von den regelmäsigen Zeitwörtern. 9. Von den unregelmäsigen Zeitwörtern. 10. Von dem Gebrauche der Zeit- und Rede-Formen. 11. Von den unveränderlichen Sprachtheilen. 12. Allgemeine Uebungen. — Besonderen Fleiss hat Hr. *A.* auf die Capitel von der Aussprache, dem Artikel und dem Zeitworte verwendet, weil gerade diese Abschnitte der bessernden Hand vorzüglich bedürfen. So wurde die Lehre von der Aussprache bisher häufig genug ohne alle wissenschaftliche Anordnung behandelt, und die einzelnen Anweisungen bunt durch einander geworfen. Der Vf. hat diess durch seine planmäsige Behandlung glücklich vermieden, wenn auch vielleicht hie und da ein passenderes Beyspiel oder ein unverfänglicherer Ausdruck gewählt werden konnte, was aber in der Regel erst beym Gebrauche eines Buches recht anschaulich wird. Nicht anders verhält es sich mit der Lehre vom Artikel, von der wir aber bey No. 4 weitläuftiger zu reden haben, bey welcher Gelegenheit wir dann auch noch auf Hn. *A's.* Ansichten zurückkommen werden. Auch das Zeitwort erfreute sich, wie der Vf. in der Vorrede S. V mit Recht bemerkt, bis daher eben so selten einer gründlichen Darstellung. Der Vf. hat die gewöhnlichen vier Paradigmen, welche bisher von den Grammatikern für die Conjugation der regelmäsigen Zeitwörter aufgestellt wurden, auf drey zurückgeführt, und Rec. tritt der Bemerkung desselben bey, dass die Zeitwörter mit der Endung *oir* einer unregelmäsigen Form angehören, indem sie nicht nur, wie die meisten unregelmäsigen Zeitwörter, bey der Ableitung ihren Wurzellaut verändern, sondern auch analog mit diesen flectirt werden. Da überdiess zu dieser Classe auf *oir*, nach der gewöhnlichen Annahme, nur sieben regelmäsige Zeitwörter gehören,

ſo ſpricht auch dieſe geringe Anzahl für die Anſicht des Vfs., indem ſich doch gewöhnlich das Regelmäſsige nicht auf eine ſo unbedeutende Menge ſtützen läſst. Doch dieſs iſt nicht die einzige zweckmäſsige Aenderung, welche der Vf. in dieſem Abſchnitte angebracht hat; vielmehr iſt er auch in Rückſicht auf die unregelmäſsigen Zeitwörter und auf die Zeitformen mit gutem Erfolge auf paſſende Abänderungen bedacht geweſen, indem er jene nach der Analogie, und zugleich nach dem ſtufenweiſen Fortſchreiten vom Leichteren zum Schwereren, zuſammengeſtellt, und dieſe hie und da mit neuen Benennungen verſehen hat. Doch darf man dabey nicht denken, als ob er alle bisher üblichen Benennungen verlaſſen habe, ſondern er hat nur die *unpaſſendſten* mit beſſeren vertauſcht, welche auch ſchon hin und wieder ſind empfohlen worden, und den Gebrauch der Temporum wirklich ſehr erleichtern. Die Beyſpiele und Aufgaben ſind im Durchſchnitt mit vieler Umſicht und mit Benutzung der Grammatiken von *Saigey* und *Hirzel* gewählt; doch hat der Vf. mit Recht vermieden, ſeine Grammatik durch Anhäufung von Vocabeln, Anekdoten, Geſprächen u. ſ. f., zugleich zu einem Leſe- und Wörter-Buche zu machen, welche beſſer abgeſondert gegeben werden.

Der Vf. von No. 4, Hr. *Hauſchild*, bricht in der Vorrede mit vieler Zuverſicht den Stab über alle bisher erſchienenen franzöſiſchen Sprachlehren. Offenbar geht er aber zu weit, wenn er ſagt: „Wenn für eine Sprache noch nicht mehr geſchehen iſt, als daſs in zehn bis funfzehn Grammatiken eine gewiſſe Anzahl von einſeitigen und unzuſammenhängenden Regeln, begleitet von einem Wuſte oberflächlicher und ſich theilweiſe widerſprechender Notizen, gegeben iſt — das ganze Verdienſt der bisher in Deutſchland erſchienenen franzöſiſchen Grammatiken —: ſo kann man gewiſs mit gutem Rechte behaupten, daſs dieſe Sprache bisher noch aller wiſſenſchaftlichen Bearbeitung entbehrt habe, und daher dem Grammatiker noch das ganze Feld offen ſtehe.“ Rec. muſs nämlich nach ſeiner vieljährigen Erfahrung verſichern, daſs namentlich in den letzten Jahren, ſeitdem man ſich immer mehr von dem alten Schlendrian losgeriſſen, bedeutende Fortſchritte in der franzöſiſchen Sprachlehre gemacht worden ſind. Wenn auch die Forſchungen noch nicht zu der Reiſe gediehen, wie diejenigen über die alten Sprachen; wenn ferner die logiſche und ſyſtematiſche Anordnung häufig noch in den franzöſiſchen Sprachlehren vermiſst wird, und an Form und Inhalt immer noch Vieles zu wünſchen und zu beſſern übrig bleibt: ſo iſt doch das redliche Streben nach dem Beſſeren unverkennbar, und es müſste ein eigenes Miſsgeſchick obwalten, wenn daſſelbe nicht endlich zu dem gewünſchten Ziele hinführte, und die gemäſsigte Sprache einer beſonnenen Kritik nach und nach alle die Mängel beſeitigte, welche der Unbefangene allerdings noch wahrnimmt. Miſsbilligen wir nun aus dieſen Gründen auf der einen Seite die Härte des *Hauſchild'ſchen* Urtheils, ſo müſſen wir ihm auf der anderen zugeſtehen, daſs ſolche Monographieen, wie die vorliegende, äuſserſt erwünſcht und förderlich ſind. Doch hat der Vf. ſich dadurch eines bedeutenden Fehlers ſchuldig gemacht, daſs er, der ſo hart über Andere abſpricht, ſeine Lehrſätze durch die ihnen gegebene Form eigentlich ungenieſsbar machte. Die Schrift ſoll nämlich ohne Zweifel nicht für Schüler, für welche dergleichen Unterſuchungen überhaupt nicht paſſen, ſondern für Lehrer und Sprachforſcher abgefaſst ſeyn. Für dieſe iſt ſie aber viel zu weitſchweifig, wiederholt ſich ſelbſt zu oft, und ermüdet durch eine kaum zu beſchreibende Langweiligkeit des Stils. Sehr leicht hätte Hr. *H.* die ganze Arbeit auf drey Bogen zuſammendrängen können, und dadurch der guten Sache mehr genützt. Die in dem Buche niedergelegten Ideen und Forſchungen können wir dagegen mehr empfehlen, und wir wünſchten, daſs jeder franzöſiſche Sprachlehrer ſich mit dem Inhalte deſſelben recht bekannt machte. Da Rec. ſchon oft mit Vergnügen wahrgenommen hat, daſs denkende Sprachforſcher, wie *Taillefer*, *Saigey*, *Ahn* u. A., ſeine, in dieſer A. L. Z. u. a. O. mitgetheilten Winke und Andeutungen beyfällig aufgenommen und benutzt haben: ſo hofft er gleichen Erfolg auch von dieſem Wunſche. Um die Sache in ein möglichſt helles Licht zu ſetzen, wirft er hiebey noch einen Blick auf die von No. 1 bis 3 angezeigten Grammatiken. Wie ſchwankend der Vf. von No. 1 in dieſem Puncte noch iſt, gewahrt man ſogleich. Seine Erklärung des Artikels iſt die gewöhnliche (S. 26): „Die Artikel ſind kleine Redetheilchen, wodurch in Ermangelung anderer ſchärferer Bezeichnungen die Selbſtſtändigkeit gewiſſer Wörter beſtimmt und angezeigt wird, ob ich den Begriff, den ſie enthalten, von einem beſtimmten Ganzen, einem Theil, oder einer Einheit verſtanden wiſſen will. Wenn ich z. B. ſpreche: *le pain*, ſo gebe ich durch den Artikel *le* den Begriff von einem beſtimmten, oder dem Anderen ſchon bewuſsten Brote; ſpreche ich: *du pain:* ſo erhält man den Begriff von einem unbeſtimmten Theile des Brotes, einem Stücke Brot; durch *un pain* endlich wird der Begriff von einem Laib Brot überhaupt gegeben, unbeſtimmt von welchem. Durch die Artikel wird alſo der verwirrte Begriff, welchen der bloſse Name erregt, zu einer mehr oder minder ſcharfen Deutlichkeit erhoben.“ Hierauf giebt er S. 28. §. 143 die verſchiedenen Arten der Artikel an: „Wieviel Artikel werden in der franzöſiſchen Sprache angenommen? Die älteren Grammatiker nehmen folgende vier an: 1. *L'article défini*, den beſtimmten. 2. *L'article indéfini*, den unbeſtimmten. 3. *L'article d'unité*, den Einheitsartikel. 4. *L'article partitif*, den Theilungsartikel.“ Nachdem alsdann der Vf. die Anſichten neuerer franzöſiſcher Grammatiker, z. B. *Wailly's*, der nur einen, *Domergue's*, der gar keinen, *Beauzée's*, der zwanzig bis dreyſsig Artikel annimmt, angeführt hat, giebt *er ſelbſt*, weil (nach §. 145) durch dieſe Verwirrung der Begriffe für den Lernenden wenig gewonnen werde, S. 29. §. 147 *drey* Artikel an: *L'article défini* (*le, la, les*), *indéfini* (*un*,

une), *partitif* (*du*, *de la*, *de l'*, *des*). Nun ſollte man das Gebäude für vollendet halten; aber nein! S. 29 meldet uns am Schluſſe dieſer Auseinanderſetzung in einer Anmerkung: „*Noch beſſer* theilt man den Artikel überhaupt in den beſtimmten und den unbeſtimmten, und letzten wieder in den Einheits- und in den Theilungs-Artikel; denn auch der Theilungsartikel bezeichnet unbeſtimmte Dinge." Iſt das keine Verwirrung der Begriffe, und was ſoll hier der minder gewandte und kenntniſsreiche Lehrer anfangen, was ſich der Schüler eigentlich einprägen? — Der ganzen Anlage ſeines Buchs gemaſs faſst ſich Hr. *v. Orell* in No. 2 über dieſen Gegenſtand weit kürzer. Er läſst ſich (S. 18 fg) auf keine Definition des Artikels ein, nimmt gleich zuerſt den unbeſtimmten Artikel *un* — welchen Rec. nicht vorangeſtellt haben würde — und die Declination der Eigennamen vor, worauf er dann (S. 26 fg.), ebenfalls ohne weitere Erklärung, den beſtimmten Artikel *le*, *la*, *les*, und S. 32 den Theilungsartikel folgen läſst, von welchem erklärend bemerkt wird: „Im Franzöſiſchen wird der zweyte oder ſechſte Fall des beſtimmten Artikels noch auf eine eigenthümliche Weiſe da gebraucht, wo wir gar keinen Artikel ſetzen. *Du pain* bedeutet, nach dem Bisherigen, von dem Brote oder des Brotes; es kann aber auch gebraucht werden, wenn wir kurzweg ſagen: Brot." — Man könnte vielleicht ſagen, für Anfänger ſey dieſs hinreichend; allein Rec. iſt der Ueberzeugung, daſs man ſogar für Anfänger die Sache anſchaulicher und geregelter darſtellen müſſe. — In No. 3 iſt allerdings mehr Sorgfalt auf dieſen Abſchnitt verwandt worden. Von einer Erklärung des Artikels abſtrahirend (*warum?*) giebt Hr. *Ahn* zuerſt (S. 13) den beſtimmten Artikel *le* und *la* mit Beyſpielen, nimmt dann den unbeſtimmten Artikel *un*, *une* (S. 14) vor, erklärt S. 21 die Declination der Eigennamen, und wendet ſich dann S. 23 zu dem Theilungsſinne der Hauptwörter, welchen Erörterungen er S. 28 Bemerkungen über Gebrauch und Auslaſſungen des Artikels folgen läſst. Auch bey dieſen Erklärungen wird ſich noch Manches verbeſſern und faſslicher vortragen laſſen, wenn Hr. *A.* die Arbeit No. 4 berückſichtigen will. Läſst man ſich nämlich hier durch den oft unangenehmen und ermüdenden Vortrag nicht irre machen, ſo findet man recht befriedigende Erklärungen vom Artikel überhaupt, durch welche erſt dem Worte *Artikel* ſeine gehörige Bedeutung als correſpondirendes Fürwort (*le* — *qui*) oder Vordergelenk zugewieſen wird. Daraus flieſst dann die Beſtimmung des urſprünglichen Gebrauchs des Artikels *le*, *la* (S. 6): „1) Er kann nur bey den Gattungsbegriffen ſtehen. 2) Er verlangt, wenn er bey den Gattungsbegriffen ſteht, immer einen Beſtimmungsſatz nach ſich. 3) Dieſer Beſtimmungsſatz, welchen der beſtimmte Artikel verlangt, iſt immer ein nothwendiger Beſtimmungsſatz." Durch den ſpäteren Sprachgebrauch haben ſich aber dieſe Vorſchriften (S. 8. §. 6) dahin modificirt, daſs der Artikel *le*, *la* zwar allerdings nur bey den Gattungsbegriffen ſtehen kann, alsdann aber immer verlangt, daſs ſie anderweit beſtimmt werden, oder beſtimmt worden ſind. Das Zahlwort *un*, *une*, welches durchaus nichts Gelenkartiges hat, ſchlieſst der Vf. eigentlich von dieſer Lehre aus, hat jedoch §. 15 darüber das Nöthige erinnert, um nichts vermiſſen zu laſſen, was man hier ſuchen könnte. Am weitläufigſten und gründlichſten hat er ſich über den Gebrauch des Hauptwortes ohne den Artikel (S. 23 fg.) verbreitet, weil gerade dieſes Capitel das ſchwierigſte und am meiſten miſsverſtandene iſt. Nicht leicht iſt hier ein wichtigerer Fall unerörtert geblieben, und man findet mannichfache Belehrung und begründete Widerlegung weit verbreiteter irriger Anſichten hier mit vielem Scharfſinne und groſser Beleſenheit mitgetheilt. — Druck und Papier ſind ſehr gut.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Landsberg* a. d. W., b. Ende in Commiſſion: *Das Mädchen von Gleiwitz.* Erzählung aus den Zeiten des 30jährigen Krieges von *Adolph Häniſch.* 1832. 192 S. 8. (18 gr.)

Zu Anfang eine der Criminalgeſchichten, die den Richter aufmerkſam machen ſollen, wie trügeriſch die Kennzeichen ſeyen, die einen Unſchuldigen der Schuld verdachtig machen; dann Liebesjammer, vaterliche Tyranney, und Tücke eines widerwärtigen Freyers; darauf Kriegsſcenen und ein heroiſcher Tod der Heldin, geſchickt verbunden und gewandt erzählt.

n.

Meiſsen, b. Gödſche: *Die Rache.* Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Miniſters Battiſta Solani. Novelle von *Guſtav Werner.* 1832. 222 S. 8. (1 Thlr.)

Wolluſt und Rachſucht treiben Solani zu Unthaten, die ſein folgendes, nicht unruhmliches Leben nicht ausgleichen kann. Die ſchlimmſte Wirkung dieſes Vergehens iſt, ſeinen Gegner ganz zum Teufel zu entmenſchen, woraus dann Rauber- und Spieler-Scenen, Blutſchande, Wahnſinn u. ſ. w. entſpringen, und wobey der Leſer ſich nicht beklagen kann, daſs man ihm eine dünne Waſſerbrühe ohne Salz und ſpaniſchen Pfeffer auftiſchte.

F. — K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.
DECEMBER 1832.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

1) Coburg und Leipzig, in der Sinner'schen Buchhandlung: *Johann Friedrich Sanguin's praktische französische Grammatik.* Erster Cursus. *Achtzehnte verbesserte Auflage* u. s. w.

2) Aarau, b. Sauerländer: *Kleine französische Sprachlehre für Anfänger* u. s. w. Von *Conrad von Orell* u. s. w.

3) Mainz, b. Kupferberg: *Französische Grammatik*, für Gymnasien und höhere Bürgerschulen, von Dr. *F. Ahn* u. s. w.

4) München, b. Palm: *Theorie des französischen Artikels.* Von *E. J. Hauschild* u. s. w.

5) Meissen, b. Klinckicht: *Cours de Belles-Lettres* etc. Par *Charles Saigey* etc.

6) Ebendaselbst: *Précis des histoires Grèeque et Romaine* etc. Par *Charles Saigey* etc.

7) Leipzig, in Baumgärtners Buchhandl.: *Bélisaire par Marmontel* etc.

8) Dresden und Leipzig, in d. Arnold'schen Buchhandlung: *Gespräche für das gesellige Leben* u. s. w. Von *Franz Beauval.* Vierte verbesserte und wohlfeilere Auflage. I—III Theil u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Vf. von No. 5, Hr. *Saigey*, hat sich schon durch Herausgabe mehrerer, dem Studium der französischen Sprache sehr förderlicher Schriften, namentlich seiner ausführlichen französischen Grammatik, und seiner erklärenden französischen Lehrstunden (vrgl. Jen. A. L. Z. 1828. No. 220) vortheilhaft bekannt gemacht. Auch das vorliegende Werk kann als Lesebuch für höhere Classen empfohlen werden, und hat den Vorzug, dass es zugleich als Rhetorik und Verslehre dient. Wir finden nämlich darin Betrachtungen über den Stil, dessen Eigenschaften, Arten und Fehler, die Figuren und Tropen, den Briefstil, die oratorische Prosa und die Dichtkunst mit ihren verschiedenen Classen. Eingeschoben — ob an einem passenden Platze, wollen wir dahin gestellt seyn lassen — sind noch S. 145 fg. Andeutungen über die Sprache, den Unterschied der Sprachen, die Sprachzeichen, über Genie, Geist, Einbildungskraft, Geschmack, Schönheit u. s. f. Alles ist durch passende Beyspiele aus classischen Schriftstellern der Franzosen mannichfaltig erläutert. Lassen wir desshalb im Allgemeinen dem Geschmacke und Fleisse des Hn. *S.*, dessen in der Regel leichte und fliessende, für die Jugend wohlberechnete Schreibart wir als bekannt voraussetzen dürfen, die gebührende Anerkennung zu Theil werden: so können wir doch auf der anderen Seite nicht umhin, einige Ausstellungen zu machen. Wollten wir auch verschweigen, dass wir den behandelten Materien eine mehr systematische Anordnung, und die angeführten ästhetischen Begriffe hie und da besser entwickelt wünschten, so dürfen wir doch den Umstand nicht unbemerkt lassen, dass Hr. *S.* fast durchgängig seine Beyspiele aus *älteren* französischen Classikern, wie *Boileau*, *Voltaire*, *Racine*, *Delille*, *Corneille*, *Marmontel*, *Molière*, entlehnt, ja selbst in seiner „*Littérature française*“ (S. 261 fg.) sich fast nur auf diese beschränkt hat. Wie fehlerhaft diess sey, hat neulich der Vf. von No. 3 in der Vorrede zu der 2ten Aufl. seines französischen Lesebuchs so treffend ausgesprochen, dass wir uns die Anführung seiner Worte, mit welchen wir vollkommen übereinstimmen, erlauben. „Frankreich,“ sagt er S. IV fg., „hat seit den letzten Decennien eine neue Epoche in seiner Literatur begonnen. Werke, wie *Guizot's* englische Revolution, *Daru's* Geschichte von Venedig, *Thierry's* Eroberung Englands durch die Normannen, *Ségur's* Geschichte des grossen Heeres, *Michaud's* Kreuzzüge, *Mignet's* und *Thiers* französische Revolution haben überall die gerechteste Anerkennung und Bewunderung gefunden. Eben so werden in den übrigen Zweigen der Literatur die Namen *Villemain*, *Azaïs*, *Benj. Constant*, *Cuvier*, *Bory de St. Vincent*, *Victor Hugo* u. A., in Deutschland, wie in Frankreich, mit Auszeichnung genannt. In den französischen Lesebüchern aber finden wir mit wenigen Ausnahmen noch immer die alten Namen und die alten, tausend Mal abgeleyerten Stücke wieder, die sich gleichsam wie ein Erbgut aus einer Sammlung in die andere zu verpflanzen scheinen. Wer nach diesen Compilationen den Zustand des französischen Schriftenthums beurtheilen wollte, müsste nothwendig auf den Gedanken gerathen, Frankreich stehe in seiner literarischen Ausbildung stille, oder habe doch seit einer grossen Reihe von Jahren nichts Ausgezeichnetes mehr geleistet.“ Bey einer wiederholten Auflage würde also Hr. *S.* besorgt seyn, diese bedeutende Lücke auszufüllen. Welchen Zweck er übrigens bey seinen, dem Buche vorangeschickten Bemerkungen „über die Methode“ hatte, sieht Rec. nicht ein; wenigstens hätte der Vf. die zweyte Hälfte derselben sparen können, welche blosse Declamationen enthält,

die zu dem Vorhergehenden gar nicht paſſen, z. B.: „Laſſen Sie (*wer?*) ſich von jenen Unwiſſenden nicht locken, die Ihnen Unterrichtsſtunden für ein Spottgeld anbieten, denen jedes Buch gut genug iſt, zumal wenn es ihre Trägheit begünſtigt; Sie würden ſich dadurch gemartert fühlen, nichts lernen, und es würde Ihnen ſo am meiſten gekoſtet haben.“ Am Schluſſe heiſst es: „Glauben Sie endlich auch denen nicht, welche Ihnen ſagen, daſs ich nur die Verdienſte *meiner* Werke anerkannt wiſſen wolle; denn dieſs iſt eine irrige Meinung. Nur das Gute, Wahre, Gediegene, von wem es auch komme, möchte ich gern anerkannt wiſſen.“ Wozu alles dieſs? —

No. 6 rührt von demſelben Vf. her, und kann ebenfalls als Leſebuch mit vielem Nutzen in den mittleren Claſſen von Gymnaſien gebraucht werden. Wegen der Schreibart verweiſen wir auf unſere Aeuſserung über das vorhergehende Werk, und fügen nur die Verſicherung bey, daſs die Erzählungen im Ganzen gleichförmig, zwiſchen der Weitläuftigkeit eines Handbuchs und der Kürze eines Abriſſes zweckmäſsig gehalten, und in der Regel richtig dargeſtellt ſind. Einzelheiten wird der Vf. ſelbſt ſpäter verbeſſern, z. B. S. 105: „*Romulus, chef de brigands, meurtrier de Rémus son frère etc.*,“ wodurch leicht unrichtige Vorſtellungen erzeugt werden können. Eine arge Uebereilung findet ſich S. 102, wo von den *griechiſchen* Naturhiſtorikern die Rede iſt: „*La botanique, dont la médicine a surtout besoin, était encore, pour ainsi dire, dans l'enfance. Dioscoride et Pline n'ont guère connu que six cents plantes.*“ Scheint es nicht, als rechne der Vf. zu den griechiſchen Autoren auch Plinius? Der beſſernden Hand bedarf auch das angehängte Wörterverzeichniſs. Wenn nämlich der Vf. S. 197 es mit der Ueberſchrift: „Erklärung der ſchwerſten Wörter, welche in dieſem Werke vorkommen,“ beginnt, ſo ſetzt er dieſe ganz aus den Augen, indem er Wörter, wie *le gendre*, *le beaupère*, *la chasse*, *le voleur*, *le troupeau*, *une collection*, *la mollesse* u. dgl. m. aufnahm. Manche Ueberſetzung ſcheint uns auch verfehlt, z. B. S. 228 zu S. 154 *un otage, eine Geiſsel* (*ſic*) u. ſ. w. Schlieſslich bemerken wir, daſs ſich auch in dieſem Buche (S. 197) eine Erklärung des Vfs. befindet, welche Rec. nicht anders als tadelnd erwähnen kann, da ſie ein ſtarkes Selbſtlob enthält. „Wenn,“ ſagt er a. a. O., „ein reiner, klarer und flieſsender Stil, Reichthum, Mannichfaltigkeit der Ausdrücke, Unterhaltung und Belehrung Eigenſchaften ſind, welche den Werth eines Lehrbuches erhöhen: ſo darf ich hoffen, daſs junge Leute aus dieſem Werke einen nicht unbedeutenden Nutzen ziehen können.“ Solche Stellen wünſchen wir entfernt, weil ſie nur einen unangenehmen Eindruck machen. — Druck und Papier von No. 5 und 6 ſind von mittlerem Gehalte.

No. 7 zeichnet ſich durch ein ungemein anſprechendes Aeuſsere aus, und dieſs gereicht um ſo mehr zur beſonderen Empfehlung des Buches, als das hier aufs Neue abgedruckte Werkchen *Marmontel's* für ſich einer Anpreiſung nicht bedarf. *Bélisaire* wird ſchon häufig auf Schulen geleſen; es ſind auch leidliche Schulausgaben deſſelben vorhanden, z. B. bey dem Verleger von No. 1; aber an typographiſcher Schönheit wird ſich keine mit der vorliegenden meſſen können. Die übrige innere Ausſtattung iſt ebenfalls nicht zu verwerfen, indem die ſprachlichen Erläuterungen im Ganzen gut gewählt, nur nicht gleichförmig genug ſind, weſshalb ſie auch einer Reviſion bedürfen. So tadeln wir z. B. die zu den übrigen gar nicht paſſende Anmerkung S. 89 zu den Worten: „*le luxe amollit et corrompt les âmes.*“ Hier lieſt man: „Was *Marmontel* hier ſagt, iſt ſehr wahr; denn der Luxus bewirkt Verſchuldungen, und wirkt auch nachtheilig auf die beſoldeten Staatsdiener. Iſt letztes nun den Fall, ſo bewirkt der Luxus auch den Wuchergeiſt und den höchſten Egoismus. Frömmigkeit wird dann zur Heucheley, der Religionscultus zum Poſſenſpiele, und das Volk ſchreitet in der Immoralität ſo lange fort, bis es unterjocht wird, in Sclaverey ſinkt, und ſo ganz aus der Weltgeſchichte verſchwindet. Wenn nun *Marmontel* vom Luxus ſagt: „*corrompt les âmes*“: ſo iſt dieſs ſehr richtig.“ Wozu dieſe Bemerkung? Das Wörterverzeichniſs ſcheint uns vollſtändig zu ſeyn.

No. 8 beſteht aus drey Bändchen, welche, nach des Vfs. Angabe, Morgen-, Tages- und Abend-Geſpräche enthalten. Hr. *B.* hat nämlich in jedem hauptſächlich ſolche Gegenſtände zuſammengeordnet, welche zu den angegebenen Zeiten vorzugsweiſe vorkommen und betrieben werden. Im Ganzen finden ſich hier auch die allbekannten Geſpräche über die Witterung, mit Dienſtboten, Lehrern, mit dem Buchbinder, Hutmacher, Tiſchler, Schuhmacher, Tapezierer, Pferdehändler, Poſtknechte, Uhrmacher, Speiſewirthe, Kaufmann, Schneider, Tanzmeiſter, Aerzte u. ſ. f., wie man ſie in ähnlicher Form in jedem Buche der Art aufgezeichnet ſieht. Doch iſt noch überdieſs hier ſehr viel Ueberflüſſiges und Unſtatthaftes eingemiſcht. Nehmen wir zuerſt darauf Rückſicht, daſs der Vf. ſeine Dialoge faſt durchgängig für die höheren Stände, und zwar nicht für Kinder, ſondern für Männer und Frauen berechnet hat: ſo ſcheint uns ſchon dieſer Standpunct ganz verfehlt. Denn ſolche Perſonen ſind bey der Kenntniſs der franzöſiſchen Sprache, die man faſt ohne Unterſchied von ihnen fodert, weit davon entfernt, dergleichen Hülfsmittel zu Rathe ziehen zu müſſen, vrgl. z. B. Thl. I. S. 122: *Visite d'une vieille femme, qui vient demander protection etc.* Hätte der Vf. mehr die mittleren Stände, oder mehr die Jugend berückſichtiget, ſo würde Rec. weniger zu erinnern haben. Zweytens tadeln wir die häufigen vagen und nichts ſagenden Einleitungen, welche den Vf. oft gar nicht zum eigentlichen Gegenſtande ſeines Dialogs kommen laſſen. Als Beyſpiel mag Thl. I. S. 61 fg. das Geſpräch des Zeichenlehrers mit ſeinen Zöglingen gelten. Das ganze Geſpräch umfaſst vier Seiten, aber nur eine halbe ungefähr iſt dem eigentlichen Gegenſtande gewidmet; auf den übrigen ſteht manches

leere Wort über das Befinden, den Schlaf, die Eltern, das Wetter, die Aufführung der Kinder, die Cenſur u. drgl. mehr. Von den Zeichenmaterialien z. B., worüber man doch hier das Nothwendigſte ſucht, iſt nichts geſagt. Aehnlich iſt Thl. II. S. 121 das Geſpräch von der Malerey u. ſ. w. Beſſer ſind allerdings manche andere Dialoge ausgefallen, z. B. Thl. I. S. 120 fg. die Unterredung mit einem Zahnarzte, S. 141 fg. der Beſuch bey einem Uhrmacher; aber auch in den beſſeren Geſprächen läſst ſich drittens mancher Ausdruck tadeln. Oft fällt nämlich der Vf. gar zu ſehr in einen gewiſſen ſüſslichen Ton, z. B. Thl. II. S. 5, wo eine Mutter einen Lehrer für ihre Tochter annimmt, und dieſe mit den Worten auftritt: „Liebe Mutter, ein ſchöner Herr will gern mit Ihnen ſprechen." Vergl. auch daſ. S. 7. Dann iſt ſein Ton zuweilen wieder ſehr abſprechend, z. B. Thl. II. S. 111: „*C'est vrai; mais excepté les villes de Posen, Vilna et Varsovie je ne sache pas trop que l'on puisse rencontrer de bonne bourgeoisie en Pologne;*" oder daſ. S. 113: „*Mais, ils (les juifs) y (en Pologne) sont l'objet constant du plus souverain mepris comme partout ailleurs? Ah je vous en réponds! Les friponneries sont, pour ainsi dire, innées en eux.*" Nicht ſelten ſcheint auch der deutſche Ausdruck etwas vernachläſſigt, z. B. Thl. I. S. 125: „*A quelle heure, Monsieur?* — Welche Zeit (ſtatt: *Um welche Zeit*) befehlen Sie?" Thl. II. S. 139: „*Je vous serai fort obligé, mon cher oncle.* — Ich danke gehorſamſt, lieber Oheim," durch welche Ueberſetzung ein ganz anderer Sinn entſteht. — Druck und Papier ſind gut.

DHES.

Köln, b. Du Mont-Schauberg: *Elemente der ſchriftlichen und ſchnellen mündlichen Unterhaltung in der engliſchen Sprache.* Als Begleiter der engliſchen Sprachlehre, von D. *Wilke.* 1830. 153 S. 8. (10 gr.)

Dieſes Werk enthält eine Sammlung von Wendungen, Redensarten, oder vielmehr Ausdrucksweiſen, die man ſich geläufig machen muſs, wenn man engliſch ſprechen lernen will. Es liefert alſo kurze Zuſammenſtellungen von verſchiedenartigen Redetheilen zu Sätzen, in der Art, daſs der Schüler danach leicht andere bilden kann, eine ziemliche Phraſeologie, und eine kleine Sammlung von Idiotiſmen, und zuletzt noch Ueberſetzungsſtücke.

Ein Buch, wie viele, ohne weiteren Plan, als eben das Anfangen mit Einfachem und Fortſchreiten mit Zuſammengeſetzterem. Das Ganze erhebt ſich nicht über die Elemente der Grammatik, und liefert ungefähr daſſelbe, was man faſt in jeder Sprachlehre als Uebung bey der Regel findet. Es iſt gleichſam die Nachweiſung aller ſeichten Stellen der engliſchen Sprachlehre, welche die Kinder ohne Gefahr paſſiren können, um eben dahin zu gelangen, wohin der denkende Forſcher nur nach mühſeligen Irrfahrten gelangen kann. — Wenn nun Rec., dem die Nothwendigkeit, der Jugend erleichternde Hülfsmittel in die Hand zu geben, einleuchtet, dieſes Verfahren des Vfs. tadeln muſs, ſo geſchieht es mehr der überaus flachen Methode wegen, als in Betreff der Wahl des Einzelnen. Denn in Bezug auf das Letzte mögen die Erfahrungen verſchieden ſeyn; aber über die Methode des Jugendunterrichtes im Allgemeinen herrſcht heutiges Tages in Deutſchland nur Eine Hauptanſicht, nämlich die, daſs jeder Unterricht, er ſuche ſeinen Erfolg auf rein theoretiſchem oder rein praktiſchem, oder auf einem Mittelwege zwiſchen beiden, doch immer ſo beſchaffen ſeyn müſſe, daſs er die Geiſtesthätigkeit rege erhalte, nicht aber lediglich ein Abrichten zu bloſser Fertigkeit erziele. Auch die Uebungen ſelbſt müſſen ſo gewählt ſeyn, und es iſt folglich nicht gleich viel, welche man anordnet, und wie man ſie ausführt.

Die vorliegenden können zwar bey unfähigen Schülern einige Sprechübung hervorbringen, aber niemals die Geiſteskräfte in Bewegung ſetzen. Dazu ſind ſie zu ſchaal, auch oft ſelbſt zu gedankenlos aufgeſetzt. Folgendes möge des Rec. Urtheil belegen.

S. 1 ſtehen 23 Hauptwörter ſo geordnet:

Papier, das, des, dem, *Paper, the, of the, to the*
Federn, die, der, den, *pens, the, of the, to the*

u. ſ. f. Unter dieſen wenigen, offenbar für die erſten Anfänger ſich eignenden, und ſelbſt für dieſe ganz unnützer Weiſe mit dem Zuſatze *the, of the, to the* ſtets verſehenen Subſtantiven kommen vor: *superiors* und *inferiors*, welche gewiſs nicht ſolchen Anfängern deutlich zu machen ſind. Wer möchte überdieſs die Ordnung der Vocabeln: *Paper, pens, penknife, apples, prunes, sorrow, gold, almonds, raspberries, grapes, ennemies, persecutors, ink, oranges, pears*, gut heiſsen? Die Unordnung darf hiebey nicht Abſicht ſeyn; denn ſelbſt, wo man aus Abſicht die Ordnung anders ſtellt, muſs dem Kenner der innere Plan hervorleuchten, den man etwa der Jugend verhüllen mochte. — Es folgen S. 2 Uebungen mit *to have.* Darunter die fadeſten Verſuche, die kaum Anwendung finden; als *I have had joy*, ich habe Freude gehabt. Nach einigen Vocabeln S. 2 u. 3 wieder ſolche Uebungen; darunter: „hätteſt du Höflichkeit?" *had you politeness?* S. 4 *they have had no gratitude;* S 5 *we should have no riches* u. ſ. w. S. 11 kommen kleine Phraſen zur Unterhaltung, darunter: *I am ashamed of your civilities* = „Sie beſchämen mich durch ihre Höflichkeiten." Rec. würde glauben, daſs der ſo geſtellte engliſche Ausdruck eine arge Grobheit enthielte, nämlich: „Ich ſchäme mich Ihrer Artigkeiten!" Ueberhaupt werden hier in der ordnungsloſen Maſſe kurzer Sätze viele Grobheiten gelehrt, die nicht im Dialog etwa ihren Grund hätten, wie z. B. S. 13: *Because you are a stammerer; you are idle, you learn nothing.* Mitunter auch Unſinn, als: „Die Sonnenzeiger ſtimmen nicht." Was heiſst das? — In gleicher Confuſion geht dieſe kleine *rudis indigestaque moles* fort bis S. 117, worauf bis S. 128 engliſche Idiome folgen, die alphabetiſch geordnet ſind, und von jedem Buchſtaben einige Beyſpiele liefern. Unter dieſen finden ſich lauter einzelne Phraſen, als:

„*There is no end of it*, Es ist kein Ende daran (?).“ „*And well it might*, „dass muss Einen nicht wundern (?).“ „*He sets up for a projector*, Er wirft sich zum Rathgeber auf (?).“ — Rec. würde die Leser ermüden, wenn er alle Abgeschmacktheiten dieses Buches aufdecken wollte; er ist fast zu der Ueberzeugung gelangt, der Vf. habe alle seine Phrasen in der Eile aus einigen englischen mit Uebersetzung versehenen Büchern zusammengerafft, um ein Buch daraus zu bilden. — Schade um die schöne und correcte Ausstattung des Buches, die dem Verleger Ehre macht!

Z. Z.

SCHÖNE KÜNSTE.

Stuttgart und Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung: *Gedichte* von *J. Ch.* Freyherrn *von Zedlitz.* 1832. 8.

Hoher Ernst der Gedanken paart sich in diesen Gedichten mit Schwere und Tiefe derselben. Blühende Phantasie, innige Glut des Gefühls, erhabener Schwung sind das Colorit, in das beynahe alle gekleidet sind; nur aus einzelnen lächelt die feine Ironie mit schelmischem Winke; dabey charakterisirt sie eine Neuheit und Originalität der Ideen, und eine Rundung und Glätte der Form, die den Dichter beurkunden, der nicht zum ersten Male die Lyra ergriff. Das Leben offenbart sich in ihnen von idealischer Seite, nach seinen ewigen Verhältnissen, in grossartiger Bedeutung; welthistorische Momente erscheinen im Zauberspiegel der Poesie als Reflexe tiefer Anschauungen, die des Dichters Auge in das Buch der Zeiten gethan. Auch die Liebe — die Seele der Lyrik — ist ein Lebenselement in diesen Gedichten; aber weder jenes Mondscheinseufzen, noch jene melancholische Schwäche ist zu finden, wie bey vielen Dichtern, denen die Lyrik die privilegirteste Kunst zu weinen und zu klagen ist; unserem Dichter ist die Liebe etwas Hohes, gleichsam ein Gott, der Stürme bezwingt, die Elemente bändigt, und der auch nur mit kräftigen, feuerigen Geistern sich verbündet. S. 9 schildert er sie in einem schönen Gedichte, das nur wenige Flecken hat: wie z. B. in der zweyten Strophe, wo der Vf. den jammervollen Liebesdichter *sich im Haare wühlen*, und so mühsam *auf ein Bildchen im Gesange sinnen* läfst, oder in der zehnten, wo Hyänen *wie bewegte Kinderherzen weinen!*

Die übrigen Gedichte sind in drey Classen abgetheilt: 1) Romanzen, Balladen, Lieder. 2) Gelegenheitsgedichte, Sonette, Uebersetzungen, Epigramme. 3) Canzonen. In der ersten Classe zeichnen sich vor allen aus die Gedichte S. 16 und S. 81, betitelt: *Die nächtliche Heerschau; Das Geisterschiff:* zwey Romanzen auf Napoleon; in erster hält der grosse, todte Cäsar Heerschau über seine Truppen im elysäischen Gefilde; in der zweyten besteigt sein Geist in der Nacht des fünften Mai ein Schiff, und rudert fort nach Frankreich; mit Entzücken betritt er sein Land, sucht seine Städte, seine Völker, die ihm sonst umjubelt, und findet sie nicht; sein Thron ist zerschellt, selbst sein einziges Kind ist von der Erde verschwunden:

> Meiner Liebe Weib (ruft er aus) meines Herzens Sohn,
> Dahin mein ganzes Geschlecht!
> Der Knecht war, sitzt auf des Königs Thron,
> Und der König ist wieder Knecht.

Fernere Erwähnung verdienen S. 7 *die Dorfkirche*, eine Romanze, Apotheose der Mutterliebe, die selbst das Abendmahl in der Kirche mit dem geliebten Kinde theilt. — S. 56 *Mariechen*, eine Romanze voll schauriger Wahrheit und tiefer Gefühle. S. 84 *Das Auge der Schlange.* Eine Allegorie der Geliebten, originell und tief poetisch. — S. 87 *Bewusstlose Neigung.* Ein zartes Spiel der Minne, die den Dichter an ein Mädchen fesselt, welches nicht sowohl durch Körperreize, sondern durch den Reichthum einer kindlichen Seele über alle ihres Geschlechtes den Sieg davon trägt. — S. 93 *Schwere Wahl.* Poetische Schilderung, wie die Frau beschaffen seyn müsste, die der Dichter, der das Geschlecht der Weiber ganz aufgegeben, sich doch erkiesen würde, wenn er sie fände. — S. 111. *Die Wildniss.* Ausbruch eines tiefgekränkten Gemüths, das, den Schwarm der Menschen fliehend, in der Wildniss Ruhe sucht; kurz, aber voll Kerngedanken und poetischen Feuers. — S. 112. *Glaube, Hoffnung, Liebe.* Ein schon oft behandeltes Thema, aber hier in ganz neuer Art, ausgezeichnet durch Form und Inhalt. — S. 86 *Spätes Erkennen;* — S. 103 *Erhörung*, — S. 121 *Das Beständige*, — S. 125 *Ewige Leuchte*, sind kurze Lieder, die aber reich an Gedanken, zarten Bildern und musikalischem Wohlklang des Versbaues sind.

In der zweyten Classe: *Gelegenheitsgedichte* u. s. w. suche man nicht allenfalls gewöhnliche Glückwünschungsgedichte, Localitäts- und Fest-Gesänge u. dgl., es sind grosse Namen, grosse Sujets sind es, die der Dichter durch den Lorbeer seiner Lieder auszeichnet. Vorzügliche Erwähnung verdient das Gedicht: *An König Ludwig von Baiern*, der *Toast an Goethes achtzigstem Geburtstage*, das Gedicht *auf Goethes Tod*, bey *Bethovens Begräbniss* u. a., von denen jedes vorzüglich in seiner Art, den Gedichten der ersten Classe nicht nachsteht.

In der dritten Classe, *Canzonen* überschrieben, zeichnen sich die *Todtenkränze* aus. Diese wundervollen, elegischen Hochgesänge sind bereits so vielfach und immer so rühmlich beurtheilt worden, dass Rec. nur Bekanntes wiederholen müsste, wenn er bey ihnen verweilen wollte.

Möge dieser Dichter, der uns bereits mit einigen dramatischen Producten beschenkte, mit noch recht vielen Schätzen seiner Muse uns erfreuen; möge er, ein freyer Geist, dem auch glückliche Verhältnisse zu begünstigen scheinen, noch ferner das Urtheil bewahrheiten, dass der grosse deutsche Kaiserstaat, in welchem er lebt, noch immer in Kunst und Wissenschaft treffliche Vorbilder aufzuweisen hat.

— rz. —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1832.

CHEMIE.

1) Landshut, in der Krüll'schen Universitätsbuchhandlung: *Grundriss der Pharmacie.* Ein Hand- und Lehrbuch für Aerzte, Apotheker und Wundärzte, von Dr. *Caj. Georg Kaiser.* Mit 2 Tafeln. 1832. 752 S. 8. (3 Thlr.)

2) Nürnberg, b. Schrag: *Systematisch-tabellarische Uebersicht der chemischen Gebilde organischen Ursprungs, mit genauer Angabe ihrer Eigenschaften im Zustande der Einfachheit und in jenem der Verbindung mit anderen Körpern.* Für praktische Chemiker, Aerzte und Apotheker nach den vorzüglichsten Quellen und mit Zuziehung der eigenen Erfahrungen bearbeitet von Dr. *Joh. Eduard Herberger.* Erste Lieferung. Die elektro positiven organisch-chemischen Gebilde. 1831. Fol. (1 Thlr. 12 gr.)

Obgleich an pharmaceutischen Werken, und mitunter an vortrefflichen, in jetziger Zeit kein Mangel ist, so hat der Vf. von No. 1 sich dennoch nicht abhalten lassen, die Zahl derselben mit einem neuen zu vermehren. Denn laut der Vorrede fehlte es für seine Zuhörer an einem der Zeit und der Wissenschaft angemessenen Lehrbuche; auch foderten ihn mehrere seiner Freunde, denen er seine Gedanken über die Bearbeitung der Pharmacie mittheilte, auf, sein Manuscript dem Drucke zu übergeben. (Diese Ausdrücke sind stehende Artikel fast bey jedem neuen Werke, wenn es auch die Wissenschaft wenig fördert.) So entstand das Buch, welches manches Eigenthümliche besitzt. Viele Lehren, die tiefer in das Gebiet der Wissenschaft eingreifen, und ohne welche an ein gründliches Studium gar nicht gedacht werden kann, z. B. die Lehre von den stächiometrischen Rechnungen, sind gar nicht, andere nur kurz und oberflächlich berührt. Dagegen hat sich der Vf. mehr bey dem Manuellen aufgehalten, und Rec. ist fest überzeugt, dass man keine Salbe, keine Pflaster u. dgl., auch solche, die längst (und mit Recht) der Vergessenheit übergeben sind, in diesem Werke unerwähnt finden wird. Auch ist das Naturhistorische weitläuftiger abgehandelt, als man es sonst in Werken dieser Art gewohnt ist; zugleich ist in kurzen Worten die Wirkung der Arzneykörper abgehandelt, so dass das Werk auch als eine kleine Pharmakodynamik betrachtet werden kann, was allerdings lobenswerth ist. Ueberhaupt scheint es mehr für die ersten Anfänger bestimmt zu seyn, und diese werden es auch nicht ohne Nutzen gebrauchen können.

Das Werk zerfällt in eine Einleitung, einen allgemeinen und einen besonderen Theil. Bey der Einleitung, die auf vier Seiten beschränkt ist, hat Rec. nichts zu bemerken; dagegen sind ihm im Anhange des allgemeinen Theiles, wo §. 8 von der Cohäsion, und der Eintheilung der Körper im Allgemeinen nach ihren Cohäsionszuständen die Rede ist, einige Unrichtigkeiten aufgestossen. So z. B. sagt der Vf. von den tropfbar-flüssigen Körpern: „sie sind sichtbar und können nicht zusammengedrückt werden, z. B. das Wasser," während es gerade vom Wasser allgemein bekannt ist, dass, zufolge der Untersuchungen von *Oersted*, sich dieser Körper allerdings zusammendrücken lässt. Ferner behauptet der Vf.: „die elastisch-flüssigen Körper (Luftarten) sind unsichtbar und können zusammengedrückt werden." Ist denn aber das Chlorgas ein unsichtbarer Körper? Woher rührt denn sein Name? Auch ist es unrichtig, dass die Dämpfe sichtbar und unzusammendrückbar seyen. Im §. 10 werden die chemischen Operationen so definirt, dass sie nicht, wie die mechanischen, mit Instrumenten, sondern mit Hülfe von Wärme (Feuer), Luft und gewissen Flüssigkeiten, als Wasser, Säuren, Laugen u. s. w. veranstaltet würden. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, dass, nächst den genannten Stoffen, bey chemischen Operationen auch selbst die einfachsten Instrumente nicht entbehrt werden können. Im §. 15, wo von der Ausdehnung der Körper durch die Wärme die Rede ist, heisst es: „Am gleichmässigsten unter allen Körpern dehnen sich bey empfangenem Wärmestoffe (die problematische Materialität desselben nimmt also der Vf. ohne Weiteres an) das Quecksilber, der Weingeist, die atmosphärische Luft und das Leinöl aus." Hier hätte die Luft zuerst angeführt werden sollen; denn unter allen bekannten Körpern dehnt nur sie durch die Wärme sich gleichförmig aus, daher auch nur Luftthermometer die zuverlässigsten werden dürften. §. 73 sagt der Vf. apodictisch: „Es giebt so viele Aetherarten (Naphthen), als es Säuren giebt." Das *kann* wahr seyn, allein noch hat man mit den wenigsten Säuren diese Versuche angestellt; bey manchen, z. B. sehr schwachen organischen Säuren, dürfte es auch noch ungewiss seyn, ob sie diese Wirkung auf den Weingeist hervorbringen. In den folgenden §§. bis zum §. 82 ist die Rede von der Wage, ihren Arten und Eigenschaften; vom Hebel, seiner Wirkung und Anwendung, sodann vom Masse und Gewichte

und von den pharmaceutischen Zeichen. Die physikalischen Lehren sind überhaupt von den chemischen nicht streng gesondert, und der Vf. springt bald von diesen zu jenen, bald gar zu fremdartigen Dingen über. §. 82 — 87 ist von den Luftarten im Allgemeinen, von der atmosphärischen Luft insbesondere, vom Barometer, der Luftpumpe, den Eudiometern und Räucherungen die Rede. Die blaue Farbe der Luft wird ohne Weiteres von den dichteren Schichten derselben hergeleitet, in den dünneren sey sie farblos. Diess ist noch keinesweges allgemein angenommen, auch lässt sich Manches dagegen einwenden. Die §§. 88 — 96 handeln vom Sauerstoffe, Stickstoffe, von den zufälligen Bestandtheilen der Luft, vom Verbrennen der Körper, vom Athmen, vom Wasser, Eigenschaften und Bestandtheilen desselben, von seiner Anwendung, vom meteorischen Wasser und Erdwasser. §. 96 sagt der Vf. vom Wasserstoffgas: er sey gefährlich in Bergwerken als schlagendes Wetter. Doch wohl nicht als solcher allein, sondern in Verbindung mit Kohlenstoff. Beym meteorischen Wasser kommt auch vor: Nebel, Wolken, Reif, Thau, Regen, Schnee, Hagel. — Die Erdwasser werden eingetheilt: *a*) in gemeine Wasser, *b*) in Meerwasser, *c*) in Mineralwasser. Gemeine Wasser werden ferner wieder eingetheilt: *a*) in Regen- oder Schnee-Wasser, *b*) Quellwasser, Bach- und Fluss-Wasser, *c*) Sumpfwasser. Die Mineralwasser werden gesondert in Säuerlinge, Schwefelwasser, Eisen- und salinische Wasser. Zugleich werden die vorzüglichsten derselben in Baiern angeführt. Zuletzt ist die Rede vom oxydirten Wasser und dessen Eigenschaften. Hiemit schliesst der allgemeine Theil.

In dem besonderen Theile werden das Thierreich und die aus demselben gewonnenen Arzneymittel abgehandelt. §. 104 wird der Umfang und die Grenze des Thierreichs bestimmt. Der Vf. findet den Unterschied der Thiere von den Pflanzen in der willkührlichen Bewegung und Empfindung der ersten, und darin zugleich den Unterschied des thierischen Lebens vom Pflanzenleben, welches letzte ein Leben ohne willkührliche Bewegung und ohne Empfindung sey. Rec. findet diese Definition nach den neuesten Beobachtungen von *Ehrenberg*, welche dem Vf. unbekannt geblieben zu seyn scheinen, nicht mehr genügend. §. 105 enthält die Eintheilung des Thierreichs nach *Linné*. Von den Nagethieren (*Glires*) wird behauptet, dass es Säugethiere seyen, welche in der oberen und unteren Kinnlade zwey Schneidezähne, die sich meiselartig über einander legen, und keine Backenzähne haben. — Zur Ehre des Vfs. will Rec. hoffen, dass hier durch einen Druckfehler Backenzähne statt Eckzähne gesetzt worden ist. Ferner heisst es von der fünften Ordnung, welche die *Pecora* enthält, es seyen Säugethiere mit vielen flachen Schneidezähnen in der hinteren, und ohne Zähne in der vorderen Kinnlade. Hier stände wohl richtiger: mit flachen Schneidezähnen in der unteren, und ohne solche in der oberen Kinnlade. — Auch bey der Classification der Vögel sind Rec. manche Unrichtigkeiten aufgestossen. So ist es z. B. nicht wahr, dass die Raubvögel (*Accipitres*) sich ihre Nester auf Höhen, in Felsenritzen u. dgl. bauten, und vier Eyer legten. Wie viele horsten auf Bäumen, und dazu nicht immer auf Höhen, z. B. der Sperber. Auch legen die wenigsten Raubvögel stets vier Eyer, sondern 2 — 3. Ist denn überhaupt die Zahl an ein so bestimmtes Gesetz gebunden? Zu den spechtartigen Vögeln rechnet der Vf. noch die Raben, Dohlen, Wiedehopfe. Seit langer Zeit bilden die rabenartigen Vögel schon eine eigene, wohl begründete Ordnung. — Bey den Insecten redet der Vf. vom Larvenzustande derselben, dann der Puppe und Nymphe. Sodann heisst es: „Eine ihrer Natur angemessene Zeit in diesem Zustande hinbringend, durchbrechen sie endlich ihr filziges Gehäuse, und fliegen als *Schmetterlinge* aus, wo sie dann, ohne Nahrung zu suchen, sich gleich begatten, und nach diesem Geschäfte sterben.“ — Hier ist erstens nicht wahr, dass alle Insecten, nachdem sie den Puppen- oder Nymphen-Zustand verlassen haben, als Schmetterlinge (die Ordnung *Lepidoptera* bildend) ausflögen. Die meisten dieser Thiere gehören zu anderen Ordnungen, z. B. denen der *Hymenoptera*, *Neuroptera* u. a. Sodann ist es auch unrichtig, dass diese geflügelten Geschöpfe in diesem Zustande keine Nahrung zu sich nähmen, sondern sich gleich begatteten und alsdann stürben. Viele derselben leben ja halbe Jahre lang, gewiss nicht ohne Nahrung zu sich zu nehmen! Nur die Eintagsfliegen sollen, nachdem sie ihr Gehäuse, die Puppe, verlassen, ohne materielle Speise genossen zu haben, sich gleich begatten, Eyer legen und sterben. Nicht einmal mit Fresswerkzeugen sollen sie, nach *Oken*, versehen seyn! Jedoch verdient die letzte Behauptung noch nähere Untersuchung, um als Gesetz angenommen zu werden. — Zu der siebenten Ordnung (*Aptera*) der Insecten rechnet der Vf. noch die Milben, Asseln, Spinnen und Krebse. Allein es ist jetzt allgemein anerkannt, dass die genannten Thiere auf einer weit höheren Stufe der inneren Ausbildung stehen, als die eigentlichen Insecten, daher man sie auch jetzt als vier wohlunterschiedene Ordnungen in den zoologischen Lehrbüchern vor den eigentlichen Insecten abgehandelt findet, und zwar die krebsartigen Thiere zuerst, sodann die Arachniden, hierauf die Asseln, zuletzt die Milben. — Nach der Classification der Thiere werden die Arzneymittel abgehandelt, welche aus dem Thierreiche abstammen (von §. 112 — §. 115). Es kommen hier vor: *A. Ganze Thiere.* 1) *Cantharides.* 2) *Proscas abaei.* 3) *Coccionellae.* 4) *Formicae.* 5) *Scorpiones.* 6) *Aselli.* 7) *Hirudines.* Rec. beruft sich auf seine frühere Aussage, dass der Vf. auch obsolete Mittel noch aufführt, wie z. B. hier die Scorpionen. *B. Thierische Substanzen.* 1) Gallerte. *a*) Hausenblase. *b*) Hirschhorn. 2) Eyweiss. *a*) Eyer. *b*) Eyeröl. 3) Milch. 4) Milchzucker. 5) Honig. 6) Galle. 7) Wachs. 8) Thierische Fette. *a*) *Axungia pedum Tauri.* *b*) *Adeps Ceti.* *c*) *Pleum jecoris aselli.* *d*) *Butyrum vaccinum.* *e*) *Axungia porci.* *f*) *Axungia medullae bovis.* *g*) *Sevum ovillum*, *s. bovinum*, *s. cervinum.* *h*) *Sperma Ceti.* 9) Flüchtige thierische Sub-

stanzen. *a*) Bibergeil. *b*) Moschus. *c*) Ambra. *d*) Zibeth. *C. Thierische Concremente und Zoophyten.* 1) Krebsaugen. 2) Körnerlack. 3) Kermes. 3) Galläpfel. 5) Badeschwämme.

Diesen Abschnitt hält Rec. für einen recht gelungenen; der Vf. scheint da mehr in seinem Elemente zu seyn. Die physikalischen und chemischen Eigenschaften der hieher gehörigen Stoffe (auch die Analysen, wenn es solche giebt) werden mit hinreichender Genauigkeit angegeben, das Naturhistorische genügend erörtert, sodann sämmtliche Arzneymittel, die aus ihnen bereitet werden, umständlich beschrieben, und zuletzt deren Wirkungen auf den menschlichen Organismus mit kurzen Worten beygefügt. Denselben Gang verfolgt der Vf. auch beym folgenden Abschnitt, welcher vom Pflanzenreich und den aus demselben gewonnenen Arzneymitteln handelt. Ehe er aber zu den vegetabilischen Arzneymitteln übergeht, spricht er erst von den Pflanzen überhaupt, sodann von den einzelnen Bestandtheilen derselben, als: von der Wurzel, vom Stamme, von den Blättern, von den Blumen, von den Früchten, und führt von genannten Theilen alle Arten und Modificationen an, so dass dadurch die botanische Terminologie auf eine, dem Pharmaceuten genügende Art abgehandelt wird, worauf dann das Nöthige von der chemischen Constitution der Gewächse, vom *Linné*'schen Pflanzensystem, von den Gattungen, Arten und Spielarten folgt. Hierauf ist die Rede von den Hülfsmitteln beym Studium der Botanik, als: Abbildungen, Herbarien und Gärten, worauf die Gewinnung der vegetabilischen Arzneykörper den Schluss dieses Abschnittes bildet. — Die officinellen Wurzeln selbst, nachdem etwas Allgemeines über ihre Einsammlung und Aufbewahrnng gesagt worden, werden eingetheilt in solche mit Schleim und Stärkmehl, mit Zucker und zuckerstoffartigen Bestandtheilen, mit schleimiger Schärfe, mit flüchtiger Schärfe, mit ätherischem Oele, mit fettem Oele (einziges Beyspiel *rad. filicis maris*), mit reinem Bitterstoffe, mit schleimigem Bitterstoffe, wo nur *rad. Columbo* angeführt wird; mit aromatischem Bitterstoffe, wohin der Vf. nur *rad. Enulae* rechnet; sodann mit Gerbestoff, mit Färbestoff, wo auch das Nöthige über die Cultur dieser Pflanzen, z. B. über den Krapp gesagt ist; ferner mit brechenerregendem Stoffe, mit purgirenden Bestandtheilen; zuletzt mit narkotischscharfem Bestandtheile. Sodann kommen die Rinden, Hölzer und Stengel. Ihre Einsammlung und Aufbewahrung wird angegeben. Eingetheilt werden die Rinden in Rinden mit ätherischem Oele, mit Harz, mit Bitterstoff, mit Gerbestoff, mit Färbestoff, mit purgirendem Bestandtheile, mit narkotischen Bestandtheilen. Das folgende Capitel enthält die Aufzählung und Beschreibung der officinellen Blätter, Kräuter, Knospen und Sprossen. Die Kräuter findet man classificirt, je nachdem sie Schleim, flüchtige Schärfe, vorwaltende Säure, ätherisches Oel, Bitterstoff, zusammenziehende Bestandtheile, Färbestoff, purgirende Bestandtheile, brechenerregende, narkotische Theile und Blausäure enthalten. Die Blüthen und Blüthentheile zerfallen bloss in drey Unterabtheilungen, in ätherischölige oder aromatische Blüthen, in Blüthen mit Färbestoff, und in solche mit zusammenziehenden Bestandtheilen. — Dann folgen die Früchte und Samen. Die ersten findet man eingetheilt nach ihrem süssen oder sauren Geschmacke, ob sie ätherisches Oel, flüchtige Schärfe, drastisch-purgirende Bestandtheile, oder ein narkotisches Princip mit sich führen. — Die Samen sind geschieden in schleimige und mehlige, sodann in solche mit fettem Oele, mit ätherischem Oele, mit Bitterstoff, mit einem drastisch-purgirenden Princip, zuletzt mit einem narkotischen. Nach den Früchten und Samen kommt die Reihe an die Gummiarten, die Harze, Gummiharze und Balsame. Ihnen reihen sich an die Pflanzenproducte, die entweder durch chemische Operationen, durch Gährung, oder durch unvollkommene oder vollkommene Verbrennung gewonnen werden. Den Beschluss dieses wohlgelungenen Abschnittes macht die nähere Erörterung der officinellen Moose, Schwämme und Farrenkräuter. In einer Anmerkung werden die Unterscheidungszeichen der giftigen Schwämme von den unschädlichen angegeben. Hierin sind aber leider unsere Kenntnisse noch weit zurück.

Der folgende Abschnitt umfasst das Mineralreich und die aus demselben gewonnenen Arzneymittel. — Oryktognosie und Geognosie werden so unterschieden, dass die erste sich nur mit den Aehnlichkeiten und Unterschieden der einzelnen Steinarten, d. h. mit der Steinkenntniss befasse, die Geognosie aber mit der Kenntniss des Inneren der Erde. Der Ausdruck: Steinkenntniss, ist hier zu beschränkt. Erze und Inflammabilien sind doch auch Gegenstände der Oryktognosie, und diese wird doch wohl Niemand mit dem Namen „Steine“ belegen wollen. Ehe der Vf. von den, aus dem Mineralreich gewonnenen und chemisch zubereiteten Arzneymitteln redet, handelt er einige wenige brennbare Mineralien ab, welche für sich schon Anwendung finden; darunter kommt auch der Bernstein vor. Von ihm heisst es: „Beym Schmelzen zersetzt er sich und liefert Wasser, ätherisches Oel, eine eigenthümliche Säure (Bernsteinsäure) und Bernsteinharz.“ Allein neuerdings hat *Berzelius* bewiesen, dass die Bernsteinsäure, nicht, wie man früher annahm, durch Zersetzung des Bernsteins entsteht, sondern als solche in demselben schon präexistirt, wie daraus hervorgeht, dass man durch Digestion auf Weingeist aus dem Bernstein die Säure ausziehen kann. — Bey den Pflanzensäuren wird von der Kleesäure behauptet, dass sie in der Hitze schmelze, sich zum Theil sublimire, eine saure Flüssigkeit, Kohlensäure und Wasserstoffgas liefere. Im Gegentheil ist schon vor einiger Zeit durch *Berzelius*, *Gay-Lussac* u. Andere bewiesen, dass die Kleesäure bey ihrer vollständigen Zersetzung kein Wasserstoffgas, sondern bloss Kohlensäure und Kohlenoxydgas erzeugt. Nach den vegetabilischen Säuren handelt der Vf. von den thierischen Säuren, sodann von den Alkalien und Erden, von den Salzen, die nicht nach der Basis, sondern nach der Säure rubricirt sind. Sodann kommen

die Metalle und deren officinelle Verbindungen. — Bey der Aufzählung der Metalle hat Rec. das von *Sefström* entdeckte Vanadium vermifst, das dem Vf. fchon hätte bekannt feyn müffen, als er (1832) fein Werk fchrieb. — Beym Kupfer wird der Grünfpan als kohlenfaures Oxyd definirt, da er doch effigfaures Kupferoxyd ift. — Das Kupfer kommt nach dem Vf. in der Natur gediegen, mit Sauerftoff und Schwefel vererzt vor. Es kommt ja aber auch häufig in Verbindung mit Säuren vor. — Das Neufilber (Argentan, Packfong) befteht nach unferem Lehrbuche aus 1 Th. Zink, 1 Th. Nickel und 2 Th. Kupfer. Man fetzt aber auch hin und wieder, je nach den verfchiedenen Fabriken, Mangan und Eifen zu. Das glühende Eifen foll fich beym Zutritt der Luft in ein blaulichfchwarzes Oxydul, oder Hammerfchlag, verwandeln. Diefs ift unrichtig, denn der Hammerfchlag befteht aus Oxyd-Oxydul. Eben fo wird fälfchlich behauptet, dafs das Eifen in der Natur, aufser in dem Meteoreifen, nicht gediegen vorkomme. Schon feit mehreren Jahren ift in Nordamerika ein Ort bekannt, wo das Eifen, nach Obrift *Barrel*, auf gangartigen Raumen gediegen, wenn Rec. nicht irrt, in einem Dioritfchiefer vorkommt. — Das Mangan foll fich in der Natur nur im oxydirten Zuftande finden; aber auch mit Säuren verbunden trifft man es an, in welchem Zuftande es freylich zugleich oxydirt ift. Nach den Metallen, deren Reihe das Arfenik fchliefst, wird noch das Nöthigfte über die Gährung, und zwar über die geiftige, faure und faule gefagt, welches zugleich den Schlufs des ganzen Werkes bildet.

Aus diefen und den obigen Berichtigungen geht hervor, dafs das Werk nicht ohne Mängel ift; aber es hat auch feine früher angedeuteten guten Seiten, und junge Leute, die eben anfangen, fich mit Pharmacie und den mit ihr verwandten Difciplinen zu befchäftigen, werden daffelbe nicht ohne Nutzen ftudiren. Druckfehler kommen im Ganzen nicht viele vor. Druck und Papier find billigen Foderungen entfprechend.

No. 2 umfafst einen fehr intereffanten, aber auch zugleich höchft fchwierigen Gegenftand, nämlich die Kenntnifs des chemifchen Theils der organifchen Gebilde, ein Feld, das früher mehr vernachläffigt, jetzt aber, da die unorganifche Chemie fich einer fo hohen Ausbildung erfreut, mit defto gröfserem Eifer und Erfolg angebaut wird. Der Vf. hat fich namentlich um die Aufzählung und nähere Claffification diefer Stoffe wefentliche Verdienfte erworben. Rec. wird gleich wieder darauf zurückkommen, nachdem er Einiges über den vom Vf. befolgten Weg bemerkt hat. Dafs es in tabellarifcher Form erfchienen, lehrt fchon der Titel. Jede einzelne Tabelle enthält eilf Rubriken. Diefe enthalten Folgendes: 1) den Namen des Körpers und feine Synonymik; 2) den Urfprung (bey Pflanzen die Claffe, Ordnung des *Linné*'fchen Sexualfyftems, und die Familie nach der natürlichen Methode; 3) die äufsere Form; 4) andere, allgemeine, auf Farbe, Glanz, Härte, Durchfichtigkeit, fpecififches Gewicht, Verhalten bey verfchiedenen Temperaturen u. f. w. fich beziehende Eigenfchaften; 5) die Löslichkeit in Waffer, Alkohol, Aether, Aetherölen, Fetten; in möglichen Fällen auch die Löslichkeits-Verhältniffe; 6) das Verhalten zu Alkalien; 7) das Verhalten zu Säuren (die einzelnen Salze in verfchiedenen Rubriken); 8) das Verhalten zu einfachen Salzbildern; 9) andere, in die vorigen Rubriken nicht einreihbare, nothwendige Bemerkungen; 10) die Elementarzufammenfetzung da, wo fie bekannt ift; endlich 11) die Literatur, die von des Vfs. Fleifse und Belefenheit den redendften Beweis giebt.

Was nun die angedeutete Claffification betrifft, fo ift Rec. keine bekannt, welche mit einer folchen, bis auf die neueften Unterfuchungen fich erftreckenden Ausführlichkeit ihren Gegenftand behandelt, wie die vom Vf. gegebene. Zwar hat kürzlich *v. Holger* in *Baumgärtners* Zeitfchrift für Phyfik u. f. w. angefangen, eine folche mitzutheilen; allein diefe ift Rec. noch nicht bis zu Ende bekannt. Unferes Vfs. Schrift wird in drey Abtheilungen erfcheinen. Hievon liegt die die erfte vor uns, welche die erfte Claffe, nämlich die elektro-pofitiven chemifchen Gebilde organifchen Urfprungs umfafst. Die beiden folgenden, noch nicht erfchienenen Abtheilungen werden die elektronegativen und indifferenten oder vielmehr amphoteren Gebilde enthalten. Die *erfte Claffe* zerfällt in zwey Ordnungen, von denen die erfte die eigentlichen Alkaloide enthält, welche nach dem Vf. einfache, organifch chemifche Stoffe find, mit dem Vermögen begabt, Säuren zu neutralifiren, und durch Säuren geröthete blaue Pflanzen-Pigmente mehr oder weniger wieder in den urfprünglichen Farbezuftand zurückzuführen. Diefe Ordnung der Alkaloide zerfällt nach ihrem Verhalten bey erhöhter Temperatur in zwey Familien, nämlich in fixe und flüchtige eigentliche Alkaloide. Die zweyte Ordnung enthält die Subalkaloide, oder organifch-chemifche Gebilde der erften Ordnung, welche die Säuren etwas, jedoch nie bis zum Neutralifationspuncte, abzuftumpfen vermögen, ohne fich immer indifferent, oder gleichfam repulfiv, gegen mächtigere elektro-pofitive Körper, z. B. Alkalien u. f. w., zu verhalten, und deren hauptfächlichftes Unterfcheidungsmerkmal von den Alkaloiden nebft dem Gefagten noch darin befteht, dafs fie auf das, durch Säuren geröthete Lackmuspapier keinen Einflufs ausüben. Diefer zweyten Ordnung zählt der Vf. drey Familien bey, wovon die erfte fixe, nicht gefärbte, die zweyte fixe gefärbte, die dritte flüchtige Subalkaloide in fich fafst, welche dritte Familie nun wieder vier Tribus hat, mit *a*) eigentlichen flüchtigen Subalkaloiden, *b*) kampherartigen Subalkaloiden, wohin auch die von *Berzelius* fogenannten Stearoptene der Aetheröle gehören, *c*) Aetherölen (Elaiopten nach *Berzelius*), *d*) Halbätherölen.

(*Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1832.

CHEMIE.

1) Landshut, in der Krüll'schen Universitätsbuchhandlung: *Grundriss der Pharmacie* u. s. w. Von Dr. *Caj. Georg Kaiser* u. s. w.

2) Nürnberg, b. Schrag: *Systematisch-tabellarische Uebersicht der chemischen Gebilde organischen Ursprungs mit genauer Angabe ihrer Eigenschaften im Zustande der Einfachheit und in jenem der Verbindung mit anderen Körpern* u. s. w. Von Dr. *Joh. Eduard Herberger* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die *zweyte Classe* mit den elektro-negativen Gebilden zerfällt in zwey grosse Ordnungen: 1) Eigentliche Säuren, welche verschiedene blaue Pflanzenpigmente röthen, und mit Salzbasen sich zu stöchiometrisch neutralen Salzen verbinden. Der Vf. theilt sie in zwey Familien, in azotfreye und in azothaltige Säuren. 2) Untersäuren, deren allgemeine Charaktere zu jenen der Säuren gerade so, wie die der Subalkaloide zu jenen der Alkaloide, sich verhalten. Auch sie trennt der Vf. in zwey Familien, nämlich in azotfreye und azothaltige.

Die *dritte Classe* mit den indifferenten Stoffen besteht aus sechs, ziemlich natürlichen Ordnungen. *Erste Ordnung*, enthaltend flüssige und zugleich sehr flüchtige amphotere Stoffe ($C+H$ oder $C+H+O$). *Zweyte Ordnung.* Zuckerstoffe und Saccharide. Ausser den mehr bekannten Eigenschaften sind nach dem Vf. alle eigentlichen Zuckerstoffe gährungsfähig; die Saccharide aber theilen nur den süssen Geschmack der ersten. Diess Unterscheidungsmerkmal hat Rec. ausgesprochen. Es verdiente wohl für die Zukunft beybehalten zu werden. *Dritte Ordnung.* Stärkmehlartige Stoffe. Durch Kochen mit nicht zu concentrirten Säuren können sie in Zucker umgewandelt werden. Concentrirte Säuren, z. B. Salpetersäure, erzeugen damit Opalsäure, auch Apfelsäure. Die erkaltete Lösung dieser Stoffe wird durch Galläpfelaufguss, die noch warme aber durch basische Bleyoxydsalze getrübt oder niedergeschlagen. *Vierte Ordnung.* Gummige Stoffe und Gummoide. Mit concentrirter Salpetersäure behandelt, wandeln sie sich häufiger in Schleimsäure um, was bey den Stoffen aus der vorigen Ordnung nie Statt findet. Ihre Lösungen werden von basischen Bleyoxydsalzen, aber nicht von Galläpfelaufguss präcipitirt. *Fünfte Ordnung.* Fettige Stoffe und Adipide. Ihr gemeinschaftlicher Charakter besteht darin, dass sie bey erhöhter Temperatur wenigstens bleibende, in der Hitze erst bey vollendeter Destruction verschwindende sogenannte Fettflecken auf Papier, auf Zeugen u. s. w. hervorzubringen im Stande sind. Sie sind specifisch leichter, als das Wasser, lösen sich darin gar nicht, oder nur sehr schwierig auf, werden dagegen vom Alkohol, und noch leichter vom Aether vollständig, besonders unter Mitwirkung von künstlicher Wärme, aufgenommen. Sie bestehen meist aus einem dichteren Stoffe (Stearin, oder nach dem Vf. Stearid) und einer dünneren, flüssigen Masse (Elain, Elaid). Sie zersetzen sich allmählig schon an der atmosphärischen Luft, rascher aber bey einer Temperatur von etwa $+300°$ C. Die Producte der Zersetzung sind die sogenannten Fettsäuren. *Sechste Ordnung.* Resinoide. Sie umfasst verschiedene, zum Theil krystallisirbare, nicht in Wasser, aber entweder in Alkohol, oder in Aether, oder in beiden zugleich lösliche, sich mehr zur elektro negativen Seite hinneigenden Stoffe, welche durch verdünnte Säuren keine Zersetzung erleiden.

Diess ist die vom Vf. gegebene Eintheilung, welche alles Lob verdient. Es bleibt Rec. nun noch übrig, diejenigen Stoffe namhaft zu machen, welche in der ersten Classe der elektro-positiven (basischen) organischen Gebilde vorkommen. In der ersten Ordnung mit den eigentlichen Alkaloiden und ersten Familie (fixe Alkaloide) findet man folgende Stoffe angeführt: Brucin, Buxin, Chinin, Cinchonin, Corydalin, Luscin, Daturin, Emalin, Eupatorin, Morphin, Sanguinarin, Solanin, Strychnin, Veratrin und (im Anhang) Picrotoxin (Menispermin). Nicht hinlänglich untersucht, oder noch problematisch hinsichtlich ihrer Alkaloidität sind: das Aconitin, Aloin, Boletin, Burnin, Carapin, Cusparin (Angusturin), Cainin, Delphinin, Esenbeckin, Jalappin, Pavilsin, Pitoyin, Ruscin, Upanthiarin, Urarin, narkotischer Stoff von *Thlaspi bursa pastoris*, scharfer Stoff von *Paris quadrifolia* und das Kroton-Alkaloid.

Dagegen trifft man in der zweyten Familie, der der flüchtigen Alkaloide: das Ammolin, Animin, Fuscin, Guaranin, Nicotin, Odorin, Olanin. Problematisch sind: das Gnidiin (Daphnin) und der flüchtige Stoff von *Asparagus officinalis*. Gleiches dürfte auch wohl vom Ammolin, Animin, Odorin und Olanin behauptet werden; denn die Existenz dieser von *Otto Unverdorben* zuerst aufgeführten Stoffe, deren Entdeckung in Begleitung so vieler Lobeserhebungen ausposaunt wurde, ist durch die, mit so grosser Umsicht angestellten Untersuchungen von *Reichenbach* so zweifelhaft geworden, dass sie wohl bald aus unseren che-

mischen Lehrbüchern verschwinden dürften. Auch unser Vf. hat diese Ansicht, und spricht sich darüber im Anhange aus.

In der zweyten Ordnung (Subalkaloide) in der ersten Familie der fixen, nicht gefärbten Subalkaloide findet man folgende Stoffe angeführt: Atropin (Belladonna Base), Coffnin (Caffeebitter), Cyclamin, Columbin (Columbobitter), Cynin, Harnstoff (Ureum), Hyssopin, Narkotin (Opian, Papaverin, Derosne'scher Stoff), Populin, Salicin (Weidenbitter), Surinamin, Thein.

Nicht hinlänglich untersuchte, zum Theil noch problematische Subalkaloide sind: Aesculin, Amanitin (Ayanicin), Bryonin, Capsicin, Carnin, Cynodin, Daphnin, Lupulin, Pseudochinin, Saponarin, Tanghinin. Im Anhange finden sich: Euphorbiin, Hesperidin, Jalappin, Olivil (Olivenin), Piperin.

In der zweyten Familie der fixen, gefärbten Alkaloide stehen: Absynthin, Asarin, Berberin (Berberidin), Castorin, Centaurin, Cetearin, Colocynthin, Cytisin, Cysticoxyd, Digitalin (dürfte wohl noch problematisch seyn), Elatherin, Erythrogen, Femarin, Gallensüfs, Gentianin, Jamaicin, Lapathin, Momordicin, Polygalin, Quassin (Quassiabitter), Rhabarberin, Rhaponticin, Scillitin, Scutellarin, Senegin, Serpentarin, Spigelin, Syringin, Zanthoxylin (Zanthoxibeil). Problematisch dagegen sind noch das: Asbolin, Arnicin, Asclepin, Cascarillin, Cassiin, Centaurin, Diosmin, Dulcamarin, Esenbeckin, Lactucin, Vinctoxicin, Zedoarin. — Sodann führt der Vf. noch einige Pflanzen an, welche auch noch Subalkaloide enthalten sollen; allein diese übergeht Rec., da man des Ungewissen schon zu viel in der organischen Chemie hat.

Die dritte Familie (flüchtige Subalkaloide) enthält im ersten Tribus das Coniin (Conicin), Fagin, Hyosciamin, Krystallin, Pimelin (Pyrosettanther), Plumbagin. Als nicht hinreichend untersucht werden bezeichnet das: Alinnin, Anagallidin, Chaerophyllin, Chelidonin, Cicutin, Clavin, Clematin, Hurin, Lolin, Lycopodin, Oenanthin, Paridin, Siin, Taxin. Im zweyten Tribus stehen: Campher, Campher der ätherischen Oele, Halbcampher. Im dritten die elektropositiven aetherischen Oele; im vierten die Halb-Aetheröle, die mit Alkalien verseifbar sind (Fuselöle). Mit den Namen der in den beiden letzten Tribus angeführten Stoffe will Rec. die Leser nicht ermüden; sie sind zu zahlreich, und müssen im Werke selbst nachgelesen werden.

Mit Verlangen sieht Rec. der Fortsetzung dieses Werkes entgegen, welches, bey der rastlosen Entwickelung der Wissenschaft, im dunkeln Gebiete der organischen Chemie uns ein sicherer Führer zu werden verspricht.

— γλ —

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

München, in Commiss. b. Finsterlin: *Goethe, seine Zeit und die unserige.* Eine Rede, gehalten am 5 April 1832 in öffentlicher Vorlesung an der Ludwigs-Maximilians-Universität von Prof. Dr. *Sendtner.* 1832. 41 S. 8. (8 gr.)

Umsichtige Erwägung der früheren und der jetzigen Zeit in Bezug auf den Zustand der Literatur, richtiges Auffassen des Sinnes und Geistes, welcher sich in *Goethe's* Schriften ausspricht, treu bewahrte Pietät gegen den grossen Mann, auch nachdem ihn das Grab deckt, dabey tüchtige Gesinnung in Beförderung dessen, was jetzt noth thut — das sind die Vorzüge, die der Vf. dieser Rede an den Tag legt, welche sich noch überdiess durch eine rednerische und erhebende Sprache empfiehlt. Ohne in ein Detail der Lebensverhältnisse und des gesammten Wirkens des hochgefeierten Dichters einzugehen, entwirft Hr. Prof. *Sendtner* nur ein allgemeines Bild von dem Geist und Leben desselben, sucht die für unsere Literatur so reichhaltige Zeit zu vergegenwärtigen, welche im eigentlichen Sinne die seinige war, und vergleicht sie mit derjenigen, die wir die unserige nennen, „ohne (wie er hinzufügt) gerade stolz darauf zu seyn, dass sie die unserige ist."

„Schon waren *Haller* und *Hagedorn*, und bald darauf *Winckelmann*, *Klopstock*, *Lessing* und *Hamann* erschienen — Männer, die Zeugniss von einem lebenskräftigen, freyen und selbstständigen Geiste zu geben vermochten. Und mit diesen wirkten und schufen zugleich *Rabener*, *Kleist*, *Gellert*, *Kästner*, *Utz*, *Ramler* und viele Andere, die in Sprache und Kunstform, in Denk- und Gefühls-Art Träger eines besseren Geschmacks, einer höheren Bildung geworden. Hell und frisch, ein wahrhaft belebender Geistesstrom, breitete nun die castalische Quelle sich aus, und der Flügel der Begeisterung rauschte von Land zu Land, und weckte schlummernde Kräfte zu fruchtbarem Wirken. So entstanden nach einander *Lavater*, *Engel*, *Lichtenberg*, *Claudius*, *Jacobi*, *Herder*, die *Stolberge* und *Bürger*, und so vor Allem Er, dessen ganz eigener, vielseitiger Geist eine Fülle genialen Lichtes von sich ausgoss, und so recht in der Mitte unserer glanzreichsten Literaturepoche, auf der festen Grundlage einer ihm angeborenen Tüchtigkeit, durch vertraute Bekanntschaft mit der Natur und tiefes Eindringen in ihren innersten Geist, jene Werke zu Stande brachte, die als das Vollendetste, was unsere Literatur aufzuweisen hat, bewundert zu werden verdienen." (Es hat uns befremdet, aus diesem Chor trefflicher Geister den Dichter *Voss* ausgeschlossen zu sehen, welcher nicht bloss durch Sprache und Kunstform, sondern auch durch den seltenen Verein gründlichen Wissens mit Geschmack und Dichtergefühl, so bedeutend auf jenes Zeitalter, und auf *Goethen* selbst, eingewirkt hat.)

Der Vf. schildert hierauf, wie sehr *Goethe* von der Natur sowohl, als vom Glück während seines ganzen Lebens begünstiget war, und wie Beides auf sein Wirken und Schaffen den günstigsten Einfluss hatte. „Was *Goethe* so hoch über alle anderen Geister seiner Zeit und seines Vaterlandes stellt, das ist diese innige Verbindung des *Wissens* und *Könnens*, seine wissenschaftliche Kenntniss und zugleich seine künstlerische Behandlung des Stoffes. Nirgends als bey ihm trifft man eine, sowohl Intelligenz als Natur in so strenger Einheit verbindende, wahrhaft geniale Persönlichkeit. Er hatte die wahre Philosophie — den

offenen, freyen und tiefen Blick in die Welt; sein Wissen war ein lebendiges Schauen des Universums, sowohl wie es sich im Menschen, als des Menschen, wie er sich im Universum darstellt; und so konnte das grösste und umfassendste aller dramatischen Gedichte, so *Faust* aus seinem Inneren hervorgehen. Ein Dichter, der so in die Geheimnisse des Geisteslebens eindringt, braucht nicht erst in Systemen und Schulen seine Weisheit zu holen; er selbst ist vielmehr eine unerschöpfliche Quelle des Lichts für alle Philosophie. Er, der alle Zeiten verstand, der sich über alle Zeiten erhob, trug den Masstab zu allen Ereignissen und Dingen in seinem lauteren, völlig ungetrübtem Gemüthe. Und wie in allen seinen Hervorbringungen das Freye mit dem Nothwendigen, Phantasie und Verstand, Walten des Gefühls und bindende Regel sich organisirt durchdringen, so trägt auch sein ganzer Charakter das Gepräge des Selbstständigen, wie des Gesetzmässigen, der freyesten Bewegung, wie der besonnensten Ruhe, des feurigsten Aufschwungs, wie der gelassensten Haltung."

Wie *Goethe* in allen Dichtungen sich als Meister bewährte; wie er auch als Gelehrter seine ungemeinen archäologischen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Kenntnisse in Schriften ausbreitete, die selbst Männer vom Fache wegen der darin überraschenden Neuheit der Ansichten, Tiefe der Forschung und Klarheit der Ideen bewunderten; mit welchem Erfolge ihm gleichgesinnte Männer den vaterländischen Boden durch nationale Erzeugnisse zu verherrlichen fortfuhren, ohne sich durch die grotesken Erscheinungen des französischen Veitstanzes irre machen zu lassen; wie man jetzt die Kunst als den Gipfel des Lebens, die Kunstwissenschaft als den Gipfel der Philosophie ansah: diess und Anderes, was zum Charakter der Zeit gehörte, in welcher *Goethe's* höchster Glanz stralte, müssen wir dem Leser aus dieser Schrift selbst zu schöpfen überlassen, um noch einen Blick auf dasjenige zu werfen, was der Vf. als unsere Zeit bezeichnet.

„Wohl mitunter, sagt er, noch viele bedeutende Männer, herrliche Kräfte; aber was sollen einzelne Elemente, wenn sie zugleich auch *vereinzelte* sind? wenn die Wissenschaft für sich kein unmittelbares Interesse mehr hat, und alles nach vergänglichen Dingen, nach äusserer Geltung, Gewalt, Herrschaft und dergleichen trachtet? wenn man mit eilfertiger Hast, mit wildem Ungestüm, mit leidenschaftlicher Heftigkeit Theorieen und Meinungen zu realisiren bemüht ist, die so wenig in der Vernunft ihren Sitz haben, als sie von der Erfahrung gebilligt werden können, zumal alles nur die äussere Gestaltung der Dinge, politische Interessen, den Staat zum Gegenstande seines Construirens und Kritisirens macht, von nichts als geistiger Mündigkeit, Emancipation, Civilisation, bürgerlicher Unabhängigkeit u. dergl. schreibt und spricht, ungeachtet man noch lange nicht die Grundlage aller Freyheit, nämlich die moralische Tüchtigkeit, die Herrschaft der Tugend und Gerechtigkeit, in sich befestigt hat. Denn die Sache mit nüchternem und unbefangenem Auge betrachtet, ist die Haupttriebfeder alles Raisonnirens und Tendirens der Meisten doch weiter nichts als der unbändigste *Egoismus*, da Unvernunft und blinde Leidenschaft mit den Waffen der Sophistik auf Beute für den Eigennutz ausgehen, und dem Bestehenden jeden Zoll rechtlichen Besitzes streitig zu machen suchen. Der Hauptzweck der Weisheit des Tages ist nur Sensation, Wirkung des Augenblicks, schneller Beyfall der Gegenwart, das Zujauchzen der Menge. Und diesem Haschen nach Aufsehen durch stürmisches Aufregen der Gemüther, durch gewaltsames Anfachen der Leidenschaften, durch absichtliche Verwirrung der Begriffe, sehen wir auch, sey es aus Eitelkeit, aus geistiger Beschränktheit, Gewinnsucht oder gar aus falscher Schaam, um nicht als Obscuranten und Servile verschrieen zu werden, einen grossen, ja den grössten Theil derjenigen deutschen Schriftsteller fröhnen, deren Namen am häufigsten genannt zu werden pflegen."

Welche Anwendung der Vf. von dieser leider nur zu wahren Schilderung des Zeitgeistes auf Deutschlands studirende Jugend macht, der diese Rede gewidmet ist; wie er, von der Idee ausgehend, dass das, was ehedem *Weimar* war, nun *München* in Beziehung auf einen, Wissenschaft und Kunst schätzenden und für den Gelehrten, wie für den Künstler, mit liebender Huld sorgenden Fürsten geworden sey, namentlich die Baiersche Jugend auffodert, das heilsame Werk der Regeneration unserer Literatur und unseres geistigen Lebens sich zum Hauptzweck ihrer Bestrebungen zu machen — wird man aus dem Gesagten leicht erachten. — Man wird es dem einheimischen Redner nicht ungünstig deuten, wenn er in Baiern vorzüglich „einen begeisternden Himmel und eine mit den entzückendsten Landschaften geschmückte, wahrhaft poetische Natur" glänzen sieht (S. 27); man wird, eben weil er hier nicht als Literator, sondern als Redner sprach, ihn nicht unbillig gegen sein Zeitalter schelten, wenn er beklagt (S. 7), dass „der Baum unserer Literatur bis auf einige Aeste entblättert" sey, und aus derselben Ursache wird man es nicht zu genau nehmen, wenn er S. 16 in die Gesellschaft der „ausgezeichnetesten Geister" Einige gebracht hat, an denen man wohl nichts weniger als „eine eminente künstlerische Darstellungsgabe bewundern" möchte. — Und so wird gewiss kein Leser diese Rede unbefriedigt aus der Hand legen.

Altenburg, im Literatur-Comptoir: *Reflexionen über Goethes Poesie und Philosophie und dessen naturnothwendigen Uebergang vom Naturalismus zum rationellen Christianismus.* Dem würdigen Greise selbst vorgelegt von einem seiner aufrichtigsten Verehrer 1832. 110 S. 8. (12 gr.)

Ein sonderbares Product, von dem man kaum erräth, wie es zu nehmen sey! Bald scheint der Verf. *Goethen*, als ein warmer und aufrichtiger Verehrer desselben, in vollem Ernst analysiren und construiren zu wollen, um zu zeigen, wie der seltene Mann ein Gottgläubiger, ein Christusgläubiger, ein Unsterblichkeitsgläubiger war, der (S. 105) „auf ganz besonderen Wegen, absichtslos, ohne bewusstes Verlangen und

Wollen, und mit Verzichtleistung auf Alles, was allen anderen Menschen in dieser hochwichtigen Angelegenheit zur besonderen Hülfe von Gott gegeben worden, schon durch die Kraft seines Geistes, durch sein geistiges Leben in und mit der Natur und Kunst, zu allem dem kam, worin das Urwesen unserer Christusreligion besteht"; bald scheint er die Richtigkeit seiner Analyse selbst zu bezweifeln, und sie nur als Hülfsmittel der Bekehrungssucht zu gebrauchen; bald kommt man auf den Gedanken, dass er diese Analyse, sammt „den glühenden Bewunderern" (S. 18) des grossen Mannes, und die Ursachen dieser Bewunderung, nur habe persifliren wollen; bald glaubt man den geistlichen Stolz eines kleinlichen Prädicanten zu erblicken, den es verdross, dass *Goethe* sich nicht als Zuhörer bey seinen Predigten einstellte, und überhaupt das Theater öfter als die Kirche besuchte. Da der Vf. diess *gesehen* zu haben versichert (S. 83); da er es sogar unternimmt, das Charakteristische der Weimarischen Prediger mit den Worten der Kunstschule (wie er S. 93 sich ausdrückt) so zu bezeichnen, dass er dem Einen das Prosaische, dem Zweyten das Poetische und einem Dritten das Philosophische beylegt: so will er offenbar für einen in Weimar Einheimischen gehalten seyn, sey es nun, dass er es wirklich ist, oder dass er dadurch seinen Reflexionen mehr Glauben zu verschaffen meint. Und diese Reflexionen selbst, was noch sonderbarer ist, sind dem, den sie betreffen, selbst vorgelegt worden: diess bezeugt der Titel; diess muss man aus der ganzen Form des Buches schliessen, welche sich weniger einer freyen Betrachtung, als einem Sendschreiben nähert, das stossweise durch ein „*Hochverehrter*," „*verehrter Greis*" u. s. w. unterbrochen wird.

Hat nun *Goethe* dieses Sendschreiben wirklich gelesen, was mag er gedacht haben, wenn der Vf. ihn recht ernsthaft belehrt, dass sein Geist allmählich von der Dichtung zur Wirklichkeit zurückgekehrt sey (S. 12); dass es überall das *Selbst* sey, das sowohl in seiner Poesie, als in seiner Philosophie, wie in seinem ganzen Leben unverkennbar hervortrete (S. 16); dass er mit allen Anlagen zu einem ausgezeichneten Dichter, folglich auch zu einem ausgezeichneten Menschen geboren worden (S. 20); dass aber in seinem Lebensbaume, gerade in dessen Entwickelung und Blüthezeit, das Licht und die Kraft und Erquickung *von Oben* fehlte, indem dasjenige, was ihm mitgetheilt wurde, nur *von Unten* und durchaus nicht geeignet war, dem Gemüth aus der Tiefe heraus eine Richtung nach Oben zu geben (S. 56); dass sein nicht beabsichtigtes, nicht bestimmt gewolltes und darum gewöhnlich zufällig genanntes Zusammentreffen mit Carl August nicht zufällig, sondern vorbedachtes Werk der Natur, voll tiefen Sinnes, gewesen sey (S. 27) u. s. w. u. s. w. Was mag *Goethe* ihm auf die Frage geantwortet haben, warum er, der unsterbliche Dichter, eine so fortdauernde Scheu vor dem Namen „*Gott*" gehabt (S. 47), und warum nicht auch Er Gesangbuchslieder angestimmt habe, wie Paul Gerhard und Luther, und bessere Lieder als diese, die er doch gekannt haben müsse (S. 51). Wie mag *Goethe* diesem Apologeten gedankt haben, der sich des Verkannten, zum Theil Verlästerten, durch solche grossmüthige Aeusserungen (S. 78) annimmt: „Das Publicum musste wohl ganz natürlich auf den Gedanken kommen, Sie glaubten weder an Gott, noch an Jesum Christum, noch an ein ewiges Leben, zumal da Sie nie mit anderen Christen, und wie dieselben, Ihren Glauben durch Theilnahme an der gemeinschaftlichen öffentlichen Gottesverehrung, und durch die stille oder öffentliche Feier des Gedächtnissmahles Jesu Christi zu erkennen gegeben haben. Ich bin weit entfernt, in das Urtheil des Publicums mit einzustimmen, d. i. ich bin weit entfernt, Sie mit jenen Menschen von *verbranntem Gehirn* und völlig *verschrobenem Herzen*, in welchem weder ein edler Gedanke, noch ein edles Gefühl, noch eine edle That zum Leben gelangen kann, auf Eine Linie zu stellen, indem ich aus dem gesamten Geiste Ihrer Studien, wie sonderbar sich dieselben auch äusserten, es erkannt habe, dass Sie, auch auf den besonderen Wegen, auf welchen Sie dieselben trieben, zu dem Glauben an Gott und Jesum Christum gelangen mussten. Ich mag daher es auch ganz und gar nicht tadeln, und Ihnen zum Vorwurf machen, dass Sie diesen Ihren nothwendigen Glauben, auf eine besondere Weise gewonnen, nicht auf die gewöhnliche oder allgemeine Weise aussprechen mochten, die Kirche nicht besuchten, an dem Gedächtnissmahle nicht Antheil nahmen, weil Sie dieser religiösen Bildungsmittel nicht oder doch nicht so, wie andere gewöhnliche Christen, bedurften, oder zu bedürfen glaubten. Dessenungeachtet muss ich es tadeln, dass Sie das, was Sie glauben und wie Sie es glauben, bis zu dieser Stunde so geheim gehalten haben, da Sie sich desselben doch ganz und gar nicht zu schämen haben." — Nach einer so tiefsinnigen Apologie wird nicht *Goethe* sich flugs noch die Eine Blüthe verschafft haben, welche unser Vf. in dem unverwelklichen Blüthenkranze desselben vermisst, nämlich „*die Blüthe des Glaubens*, dieselbe, die (wie er sagt) in der Dornenkrone des Weltheilandes wie ein Stern des Himmels glänzt, und Allen leuchtet mit wunderbarem Lichte, die den Weg zum Himmel wandeln" (S. 102). Sollte er sich nicht geneigt gefühlt haben, was der Vf. (besonders S. 106) ihm so eindringlich ans Herz legt, das grosse, siegende Wort auszusprechen: *Ich glaube!*"

Doch vergebens quälen wir uns mit den Fragen, was wohl *Goethe* beym Lesen dieses Sendschreibens gedacht, was er dem Vf. erwiedert, wie er ihm gedankt haben möge. Der Vf. sagt uns selbst: Er hat nichts dabey gedacht; er hat nichts erwiedert; er hat nicht gedankt: denn „mein sterbliches Wort erreichte sein Ohr nicht mehr!" Und dennoch versichert der Titel, dass das sterbliche Wort *dem würdigen Greise selbst vorgelegt worden!!*

M. M.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

December 1832.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

Ankündigungen neuer Bücher.

Bey *August Rücker* in Berlin find erfchienen:

Minding, J., Naturgefchichte der Fifche. gr. 8. 12 gr.
Hiezu 1 Kupfertafel mit 72 Abbildungen in Royal-Folio, fchwarz. 4 gr. fauber colorirt. 16 gr.

Moritz, K. P., allgemeiner deutfcher Brieffteller, 10te gänzlich umgearbeitete Auflage. 8. 20 gr.

Ramler, K. W., kurzgefafste Mythologie, oder Lehre von den Göttern und Heroen der Römer, Griechen und Aegypter. Nebft einem Anhang, Andeutungen zu allegorifchen Bildern enthaltend. 6te verb. und verm. Auflage. Mit 108 Abbild. auf XVI Kupfertafeln in 4. 1 Thlr. 6 gr.

Wichtige Subfcriptions-Anzeige.

In der *Kayfer'fchen* Buchhandlung in Leipzig erfcheint:

Corpus juris canonici
edidit
Aemilius Ludovicus Richter.
gr. 4. in 8 Lieferungen à 16 gr.

Das erfte Heft erfcheint bereits zu Oftern 1833, und befteht der Subfcriptionspreis nur bis zu diefer Zeit. Jede deutfche Buchhandlung nimmt Beftellungen an. Ueber die höchft billigen Beftimmungen giebt die in jeder Buchhandlung vorliegende ausführliche Anzeige Auskunft.

Neuigkeiten.

So eben ift in unferem Verlage erfchienen:

Fritzfche, C. F. A., *Präliminarien zur Abbitte und Ehrenrettung*, welche ich gern dem Hn. Confift. Rath Dr. *Tholuck* gewähren möchte, und Bitte an das Publicum, mir durch Löfung einiger Preisaufgaben hiezu behüflich zu feyn. gr. 8. In Umfchlag geh. 12 gr.

Wegfcheider, J. A. L., *Inftitutiones theolog. chriftianae dogmaticae.* Scholis fuis fcripfit addita dogmatum fingulorum hiftoria et cenfura. Accedunt indices. *Editio feptima auctior et emendatior.* 8 maj. 1833. 2 Thlr. 18 gr.

Als Hülfsbuch beym Gebrauch der *Wegfcheiderfchen Dogmatik* erfchien *im vorigen Jahre:*

Dicta probantia Vet. et Novi Teftamenti, quae in fingulis Inftitutionum theol. chrift. dogm. a *Wegfcheidero* fcriptarum paragraph. allegata funt, feparatim typis expreffa et *latine* converfa. 8 maj. 2 Thlr.

Halle, im Nov. 1832.

Gebauerfche Buchhandlung.

Um eine nähere Anfchauung über nachftehende, gegenwärtig *befonderes* Intereffe darbietende Länder zu erlangen, eignen fich *ganz vorzüglich* folgende Abtheilungen aus der Tafchenbibliothek der See- und Land-Reifen, herausgegeben von *J. H. Jäck*, k. Bibliothekar. Nürnberg, bey *Haubenftricker*.

Tafchenbibliothek der wichtigften und intereffanteften Reifen durch *Griechenland*. 9 Bändchen mit Charten und Kupfern. 2 fl. 42 kr. od. 1 Thlr. 12 gr.
— — desgl. durch *Aegypten*. 9 Bändchen. Mit Charten und Kupfern. 2 fl. 42 kr. od. 1 Thlr. 12 gr.
— — desgl. durch *Paläftina*. 6 Bändchen mit Charten und Kupfern. 1 fl. 48 kr. od. 1 Thlr.
— — desgl. in die *Türkey*. 12 Bändch. mit Charten und Kupfern. 3 fl. 36 kr. od. 2 Thlr.

Bey mir ist jetzo fertig geworden, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Friedemann, Dr. *F. T.*, praktische Anleitung zur Kenntniss und Verfertigung lateinischer Verse, nebst einer Chrestomathie aus römischen Dichtern. Erste Abtheilung für mittlere Gymnasialclassen. Dritte verb. und stark vermehrte Auflage. gr. 8. 16 gr.

Da dieses Buch bereits in mehreren Schulen eingeführt, und überhaupt schon hinreichend bekannt ist, so bemerke ich nur, dass die dritte Aufl. um 2 Drittheil stärker als die vorhergehende ist, und dass daher der Lehrer eine grössere Auswahl als früher hat.

Leipzig, im Nov. 1832.

Carl Cnobloch.

So eben ist bey *Franz Varrentrapp* in Frankfurt a. M. erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Theoretisch-praktischer Commentar über die Heineccischen Institutionen,
von
L. J. F. Höpfner.
Achte Auflage, von neuem durchgesehen, und mit vielen Anmerkungen und Zusätzen begleitet von Dr. *A. D. Weber.*
Zweyter, unveränderter Abdruck.
gr. 4. 1832. 5 Thlr. od. 9 fl.

Prospectus über
die Reichs-Gesetze
von 900 *bis* 1400,
nachgewiesen durch
Joh. Friedrich Böhmer,
Dr. der Rechte, Bibliothekar der freyen Stadt Frankfurt u. s. w.
gr. 4. 1832. 3 gr. oder 12 kr.

Das Werk selbst wird im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.

Von demselben Verf. erschien im vori en Jahre:

Regesta chronologico-diplomatica regum atque impetatorum Romanorum inde a Carolo I. usque ad Henricum VII. 911—1313. In kurzen Auszügen mit Nachweisung der Bücher, wo solche abgedruckt sind. 4. 1831. auf Druckpapier 3 Thlr. 6 gr. od. 5 fl. 51 kr. - Schreibpap. 4 Thlr. 8 gr. od. 7 fl. 48 kr

---

Sehr zu empfehlendes Schulbuch.

Haupolder, J., (Gymnasialdirector) *Uebungsbuch für Anfänger der lateinischen Sprache,* enthaltend auserlesene deutsche Beyspiele zum Uebersetzen ins Lateinische, vornehmlich zur Einübung der Formenlehre, zunächst zum Gebrauche beym Unterrichte nach den Sprachlehren von *Bröder*, *Grotefend*, *Krebs*, *Wenk* und *Haupt.* Nebst 2 Tabellen. 8. 12 gr. od. 54 kr.

Die schönen Beyspiele welche diess Uebungsbuch enthält, haben bereits *dessen Einführung in vielen Schulen zur Folge gehabt.* Der Verfasser, praktischer Schulmann und Vorsteher einer bedeutenden Bildungsanstalt, hat dem Buche durch die angefügten 2 Geschlechs- und Conjugations-Tabellen eine so hohe Brauchbarkeit verliehen, dass dasselbe nach allen Urtheilen nicht genug empfohlen, und jungen Lateinern kein besseres Anfangsbuch in die Hände gegeben werden kann.

Giessen, im Oct. 1832.

B. C. Ferber.

In unserem Verlage ist erschienen, und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Becker, Dr. *K. J.*, das Wort in seiner organischen Verwandlung. gr. 8. 19 Bogen. Preis 1 Thlr. 16 gr.

Kopp, Dr. *Joh. Heinr.*, kurfürstl. hess. Ober-Hofrath u. s. w., Denkwürdigkeiten in der ärztlichen Praxis. 2r Band.
Auch unter dem speciellen Titel:
Erfahrungen und Bemerkungen bey einer prüfenden Anwendung der Homöopathie am Krankenbette. 8. 34½ Bogen. Subscriptionspreis 2 Thlr. 6 gr. Ladenpreis 3 Thlr.

Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung in Frankfurt a. M.

Bey *August Rücker* in Berlin sind erschienen:

Hafemann, *F. J.*, Handbuch des preuss. Criminalprocesses. Zusammenstellung der Vorschriften der Criminal-Ordnung mit den Gesetzen, Verordnungen und Rescripten, welche solche ergänzen, abändern oder erläutern. Nebst 11 Anhängen. gr. 8. 2 Thlr. 8 gr.

— — Uebersicht der Verbrechen und Strafen, nach preussischem Rechte. Alphabetisch geordnet. gr. 8. 12 gr.

Früher erschienen bey Demselben:

Fürstenthal, *F. A. S.*, Real-Encyklopädie des gesammten in Deutschland geltenden gemeinen Rechts, oder Handwörterbuch des römischen und deutschen Privat-, des Staats-,

Völker-, Kirchen-, Lehn-, Criminal- und Process-Rechts. gr. 8. 3 Bände. 10 Thlr.

Graaf, *B. C.*, Handbuch des Etats-, Cassen- und Rechnungs-Wesens des königl. preussischen Staats. gr. 8. 2 Thlr. 12 gr.

Hafemann, *F. J.*, Handbuch in fiscalischen Untersuchungs- und Injurien-Sachen. Nach dem preussischen Landrecht und der Gerichtsordnung. 8. broch. 1 Thlr.

Als *fertiges Supplement* zu *Jean Pauls sämmtlichen Schriften* wird empfohlen:

Jean Paul Fr. Richters Leben und Charakteristik.

Nach seinen Briefen und anderen Mittheilungen dargestellt. Von Dr. *H. Döring.*

Als 1r und 2r Supplementband. Octav. Mit Porträt und Facsimile. 1 Thlr. 12 gr.

Eine Biographie, die uns das Innere des Gefeierten darstellt, da der bekannte geschätzte Biograph kunstvoll des Geschilderten eigene Aeusserungen an einander reiht.

Dasselbe ist in Sedez als: Seitenstück zur Gallerie Weimarischer Dichter geh. 2 Bändchen. 1 Thlr. 12 gr.

Ernst Kleins Comptoir in Leipzig.

Bey *Joh. Ambr. Barth* in Leipzig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Valentini, Dr. *F.*, Raccolta di mille e più Vocaboli italiani pretermessi ne' nuovissimi Dizionarii; preceduta da alcune osservazioni sul vocabolario degli accademici della Crusca. 8 maj. 21 gr.

Neue wichtige Ausgaben alter Classiker, welche in der *Hahnschen* Verlagsbuchhandlung in Leipzig erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

P. Virgilius Maro, varietate lectionis et perpetua adnotat. illustr. a *Christ. Gottl. Heyne. Editio quarta* cur. *G. Ph. E. Wagner*. Vol. I. II et IV. 8 maj. 1830 et 1832. 10 Thlr. 8 gr.

Dasselbe Werk, *Pracht-Ausgabe* auf Schweizer-Velinpapier mit durchschossener Schrift und mehr wie 200 *Kupfern und Vignetten.* Vol. I. II u. IV, jeder in 2 Abtheilungen. gr. 8. carton. *Pränumerationspreis* 30 Thlr. 16 gr.

Der bereits unter der Presse befindliche *dritte* und *letzte* Band wird zur Ostermesse 1833 erscheinen, und alsdann diese vorzügliche Ausgabe des *Virgils* wieder *vollständig* zu haben seyn, zu deren Empfehlung wir Nichts weiter hinzufügen, da der hohe Werth dieser *berühmtesten Leistung des hochverdienten Heyne*, welcher durch die umsichtige Fürsorge des neuen Hn. Herausgebers noch gesteigert worden, längst und allgemein anerkannt ist. — Auch für die *würdige äussere Ausstattung* des Werkes ist die nöthige Sorgfalt verwendet, und dürfte dasselbe auch in dieser Hinsicht jeder Bibliothek zur Zierde gereichen.

Herodoti Musae. Textum ad *Gaisfordii* edit. recognovit, perp. tum *Fr. Creuzeri* tum sua annot. instr., comment. de vita et scriptis Herodoti, tabul. geograph. indicesque adj. *J. C. F. Bähr.* Vol. I et II. 8 maj. 1830 et 1832. 6 Thlr. 20 gr.

Der 3te Band ist unter der Presse und erscheint im Laufe des nächsten Sommers.

Homeri Carmina. Recognovit et explicuit. *F. H. Bothe. Iliadis* Vol. I. lib. 1—8. 8 maj. 1832. 1 Thlr. 4 gr.

Die Fortsetzung dieser zweckmässigen Schulausgabe wird ebenfalls bereits gedruckt, und das Ganze möglichst bald vollendet werden.

Im Verlage von *F. E. C. Lauckart* in Breslau ist erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Sauermann, Lehrer am königl. Schullehrer-Seminarium zu Breslau, *Formenlehre*, oder *Anleitung zu Anschauungs-, Denk- und Sprach-Uebungen*, angestellt mit mathematischen Formen, verbunden mit Zeichen-Uebungen für Stadt- und Land Schulen. Erstes Bändchen (die Körper) mit zehn Steindrucktafeln. 18 gr.

Bey uns ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Almanach der neuesten Modetänze auf das Jahr 1833. Von *E. D. Helmke.* Mit Kupfern, Musikbeylagen und Tanz-Engagementscharten. Elegant gebunden in Goldschnitt und mit Spiegelfutteral. Preis 1 Thlr. 15 gr.

Beniken, K., preuss. Hauptmann, Roms Kriegs- und Staats-Geschichte, vorzüglich für Militärs bearbeitet. 3 Theile. *Subsc. Preis* bis Ostern 1833 2 Thlr., der nachherige Ladenpreis 6 Thlr.

Fastnachts-Almanach auf das Jahr 1833. Für Hypochondristen, hysterische Frauen, und alle Leute die gern lustig seyn wollen und es aus sich selbst nicht können. 2r Jahrg. Elegant gebunden, mit Kupfern und Goldschnitt. Preis 1 Thlr.

Gründler, Dr. *K. A.*, Polemik des germanischen Rechts, Land- und Lehn-Recht (*jus controversum germanicum et feudale*) nach den Systemen des Hn. Geh. Rath Pr. Dr. *Mittermaier* und Geh. Rath Dr. *G. L. Böhmer* bearbeitet. 1r Theil. Preis 2 Thlr.

Russland und die Civilisation. brosch. 15 Sgr.

Weidemann, Dr. *Fr.*, Rapports et différences entre les principes de la doctrine du Docteur *Quesnay* et de celle *d'Adam Smith*. Tirés des oeuvres posthumes d'un célèbre savant. broch. 10 Sgr.

— — dasselbe, deutsche Uebersetzung. 10 Sgr.

— — des Bürgers Recht und Pflicht gegen Regierung und Obrigkeit, mit einer Vorrede des Prof. Dr. *Schütz* und einem Anhange: *die Betrügereyen bey den Glücksspielen*. Preis 1 Thlr.

Merseburg, im Nov. 1832.

Friedr. Weidemannsche Buch- und Kunst-Handlung.

Empfehlungswerthes Weihnachsgeschenk.
Zur Beachtung für Eltern, Erzieher und Jugendfreunde.

In der *Schulbuchhandlung* in Braunschweig ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Sämmtliche
Kinder- und Jugend-Schriften,
von
Joachim Heinrich Campe.

Sieben und dreyssig Theile (520 Bogen) mit 52 saubern, theils colorirten, theils schwarzen Kupfern und Charten. 8. Fein Velinpapier. Subscriptions Preis für alle 37 Theile 11 Thlr. oder 19 fl. 48 kr. Rheinl.

Eine ausführliche Anzeige ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Im Verlage der *Vandenhöck* und *Ruprechtschen* Buchhandlung in Göttingen erschienen im Jahre 1832 folgende Bücher:

Ahrens, Dr. *H. L.*, de caussis quibusdam Aeschyli nondum satis emendati commentatio. 4 maj. (in Commiss.) 8 gr.

Ephemeriden, kleine astronomische für das Jahr 1833, herausgegeben von *C. L. Harding* und *G. Wiesen*. 4r Jahrgang. gr. 8. 16 gr.

Koellner, *Ed.*, de Clientela. 4 maj. (in Commission). 8 gr.

König, *G. O. D.*, Predigten über sämmtliche Evangelien und Episteln des Kirchenjahrs, zum Vorlesen in Kirchen und zur häuslichen Erbauung. 2 Theile. gr. 8. 2 Thlr. 16 gr.

Lücke, Dr. *F.*, zum Andenken an Dr. *G. J. Planck*. gr. 8. 2 gr.

Mäthäi, Dr. *G. Ch. R.*, der Mysticismus nach seinem Begriff, Ursprung und Unwerth, für alle Gebildeten, zuerst streng wissenschaflich dargestellt und geschichtlich erläutert. 8. (in Commission). 18 gr.

Musenalmanach, *neuer Gottinger*, herausgegeben von einem zweyten Vereine. 12. (in Commission). 1 Thlr.

Reck, Dr. *B.*, über das deutsche Credit- und Hypotheken-Wesen mit besonderer Berücksichtigung des königl. hannöverschen und herzogl. braunschweigschen Landrechts. 2tes Heft. Auch unter dem Titel: über die öffentliche und ingrossationsfähige Hypothek, mit einigen juristischen Seitenblicken. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Schulze, *G. E.*, über die menschliche Erkenntniss. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Schweppe, Dr. *A.*, das römische Privatrecht in seiner heutigen Anwendung. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Dr. *W. Meyer*. 4te über das doppelte vermehrte und als Handbuch bearbeitete Ausgabe. 4ter Band, (Familienrecht). gr. 8. 1 Thlr. 10 gr.

— — römische Rechtsgeschichte und Rechtsalterthümer, mit erster vollständiger Rücksicht auf Gajus und die Vaticanischen Fragmente. 3te Auflage mit literarischen Anmerkungen vermehrt, herausgegeben von Dr. *E. A. Gründler*. gr. 8. 4 Thlr. 8 gr.

Testament, *das neue*, griechisch nach den besten Hülfsmitteln kritisch revidirt, mit einer neuen deutschen Uebersetzung und einem kritischen und exegetischen Commentar von *H. A. W. Meyer*. 2r Band, den Commentar enthaltend. 1ste Abtheilung, die Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas. gr. 8. 1 Thlr. 1 gr.

Erschienen und versandt:

Rudolstadt, in der *Hof-Buchhandlung*: *Joh. Henr. Vossii commentarii Virgiliani*. In Latinum sermonem convertit Dr. *Theod. Frid. Godofr. Reinhardt*. Pars I sive Eclogae I—V cum commentario. 8. 16 B. engl. Druckpap. Ladenpreis 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Der zweyte Theil dieses Werkchens, bey welchem, wenn man dem Ausdrucke eines Rec. *Leipz. L. Z.* 1825. No. 157 glaubt, „die Ehre Deutschlands interessirt ist," wird baldigst folgen.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

December 1832.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

In Bremen ist an des Hn. Dr. *Dräseke* Stelle der Hr. Ober-Cons. Rath *Jacobi* in Gotha zum luther. Prediger gewählt worden.

Der Baron *Silvestre de Sacy*, Baron *Thenard*, Mitgl. des Instituts, *Villemain*, Mitgl. des Instituts, Graf *v. Reinhard*, ehemaliger Gesandter in Dresden, Graf *Röderer*, ehemal. Senator, und Graf *Rumigny* sind am 11 Oct. zu Pairs de France ernannt worden. Frankreich hat nunmehr 288 Pairs.

Hr. *Elie de Beaumont*, ein ausgezeichneter Geolog, ist Prof. der Naturgeschichte beym Collège de France, an *Cuvier's* Stelle, geworden.

Hr. *Victor Leclerc*, Prof. der latein. Beredsamkeit, ist an *Lemaire's* Stelle zum Senior der Faculté de lettres ernannt.

Hr. Prof. *Jarke* in Berlin, Herausg. des politischen Wochenblattes, ist zum kais. österreich. Rath in der Staatscanzley zu Wien ernannt, und erhält den halben Gehalt des verstorbenen Hofraths *v. Gentz*.

Der bisherige ausserord. Prof. in der medicin. Facultät zu Breslau, Hr. Dr. *Henschel*, ist zum ordentl. Professor in gedachter Facultät ernannt worden.

Der Privatdocent, Hr. Dr. *Lehnert* in Königsberg, hat eine ausserord. Professur in der theolog. Facultät dasiger Universität erhalten.

Hr. Dr. *Wüllner*, bisher Director des Gymnasiums zu Recklingshausen, ist Director des Gymnasiums zu Düsseldorf geworden.

Der bisherige Oberlehrer am Gymnasium zu Cleve, Hr. *Wilhelm Wolf*, ist zum ausserordentl. Prof. in der philos. Facultät der kön. pr. Akademie zu Münster ernannt.

Die Stelle eines ersten Astronomen an der Sternwarte di Brera in Mailand hat der bisherige zweyte, Hr. *Carlini*, erhalten.

Der Bildhauer, Hr. *Ernst Rietschel* in Dresden ist als ausserord. Professor bey der dasigen Akademie der bildenden Künste angestellt worden.

Der Bischof von Fulda, Hr. *Pfaff*, hat das Grosskreuz des kurhess. Hausordens vom goldenen Löwen erhalten.

Der Professor des deutschen Rechts an der Universität zu Würzburg, Hr. Dr. *Bernhard*, ist nach München berufen, und seine bisherige Stelle dem zeitherigen Ministerialsecretär *von Link* übertragen worden.

Der seitherige Prof. Dr. *Narr* zu München kommt als Prof. der Klinik nach Würzburg.

Der Privatdocent an der Universität zu Jena, Hr. Dr. *Ludwig Ettmüller*, ist von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz zum auswärtigen ordentlichen Mitgliede, und von dem Vereine für Literatur und Kunst zu Mainz zum Ehrenmitgliede ernannt worden.

Von der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Utrecht ist S. H. der Herzog *Bernhard* von Sachsen-Weimar-Eisenach, General-Lieutenant im Dienst S. Maj. des Königs der Niederlande, zum Ehrenmitgliede ernannt worden. Als ordentliche Mitglieder im Auslande ernannte dieselbe Gesellschaft die Hnn. Dr. *A. Bökh*, Prof. der alten Literatur zu Berlin, *Leopold von Buch* zu Berlin, *F. A. Ebert*, königl. erster Bibliothekar zu Dresden, Hofrath Dr. *Jac. Friedr. Fries*, Prof. der Physik an der Universität zu Jena, Dr. *J. C. L. Gieseler*, Prof. der Theol. zu Göttingen, Dr. *Wilh. Traugott Krug*, Prof. der Philos. zu Leipzig, Dr. *A. Heinrich Lichtenstein*, Prof. zu Berlin, Dr. *Gottlob Ernst Schulze*, Prof. der Philos. zu Göttingen.

Der ausserord. Prof. der Juristen-Facultät zu Königsberg, Hr. Dr. *Sanio*, ist zum ordentl. Prof. in gedachter Facultät ernannt worden.

Hr. Dr. *Hohl* in Halle ist zum ausserordentl. Professor in der medic. Facultät der dortigen Universität ernannt worden.

Hr. Dr. *Pohl*, bisher ausserord. Prof. der

Philos. an der Univ. zu Berlin ist zum ordentl. Prof. in genannter Facultät ernannt worden.

Die Hnn. Dr. *Wolff* und *Dieffenbach*, dirigirende Aerzte des Charité-Krankenhauses zu Berlin, sind zu ausserordentl. Professoren in der medic. Facultät daselbst ernannt worden.

Hr. Dr. *Beneke*, bisher Privatdocent in der philos. Facultät zu Berlin, ist zum ausserord. Prof. in der gedachten Facultät ernannt worden.

Hr. Dr. *Stenzel*, ordent. Prof. der Geschichte und Archivarius an der Universität zu Breslau, hat das Prädicat eines Geheimen Archiv-Rathes erhalten.

Hr. Prof. Med. Dr. *Osann* zu Berlin ist zum correspondirenden Mitgliede von der Akademie der Wissenschaften zu Turin erwählt worden.

Hr. Dr. *von Langerke*, bisher Privatdocent der theol. Facultät zu Königsberg ist zum ausserordentlichen Prof. in der theol. Facultät daselbst ernannt worden.

Hr. Dr. *Sietze*, Privatdocent in der Juristen Facultät der Universität zu Königsberg, ist zum ausserordentl. Professor in gedachter Facultät ernannt worden.

Von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin sind erwählt worden 1) zu *ordentlichen* Mitgliedern der philosoph.-historischen Classe: Hr. Prof. Dr. *Hoffmann*, wirklicher Geh. Regierungsrath, Hr. Prof. Dr. *Eichhorn*, Geheimer Legationsrath, Hr. Prof. Dr. *Levezow*, Hr. Prof. Dr. *H. Ritter*, Hr. Prof. Dr. *Ranke*. 2) Zu *ordentlichen* Mitgliedern der physicalisch-mathematischen Classe: Hr. Prof. Dr. *Dirichlet* und Hr. Prof. Dr. *H. Rose*, und 3) zu *ordentlichen auswärtigen* Mitgliedern die Hnn. *Letronne* und *Victor Cousin* zu Paris, *von Schelling* zu München, *Jacob Grimm* zu Göttingen, *Lobeck* in Königsberg und *Jacobs* in Gotha. Sämtliche Mitglieder sind von S. M. dem Könige bestätigt worden.

Hn. Prof. Dr. *Ed. v. Siebold* zu Marburg, zeitigem Prorector dieser Universität, ist vom Kurprinz und Mitregenten von Hessen das Ritterkreuz des Hausordens vom goldenen Löwen verliehen worden.

II. Nekrolog.

Am 22 Juni starb zu Mailand der als Botaniker und Numismatiker rühmlichst bekannte Ritter *Ludwig Castiglioni*.

Am 26 Juli zu London, im 56 Jahre s. Alters, der *Viscount Dillon*, Verf. einer Uebersetzung des *Aelians*, und eines Werkes in 2 Bdn. über die Politik der Völker.

Am 27 Aug. zu London der bekannte Theolog Dr. *Adam Clarke* im 69 J. s. A. an der Cholera, sein Leichnam durfte desshalb in dem Grabgewölbe des Dr. *Wesley* nicht beygesetzt werden.

Am 30 Aug. der Graf *von Latour Auvergne*, an wiederholtem Anfalle der Cholera. Er hatte in einem Cholera-Lazareth zu Paris das Amt eines Inspectors unentgeltlich übernommen.

Im Aug. der in der Geschichte des griechischen Freyheitskampfes mit Ruhm genannte Fürst *Demetrius Ypsilanti*.

Am 31 Aug. zu Paris der namhafte Orientalist *Chézy*, geb. d. 15 Jan. 1773.

Am 2 Sept. Rippolsau der Geh. Rath Graf *Carl Christian von Benzel-Sternau*.

An demselben Tage zu Paris der mehr als 80jährige, berühmte Astronom Baron *von Zach*, an der Cholera.

Am 3 Oct. zu Paris der Senior dasiger Facultät der Wissenschaften, *Lemaire*.

Am 6 Oct. zu Rom der Cardinal *Benedetto Naro*, Präfect der Congregation der regul. Disciplin. geb. d. 26 Juli 1744.

Am 9 Oct. zu Schönberg in der Oberlausitz der dasige Oberpfarrer und Ritter des Pr. RAO. 4ter Classe, M. *Johann Sigismund Ueberschaar* im 90 J. s. Alters.

An demselben Tage zu Aarau Dr. *Rengger* der jüngere, bekannt durch seine vieljährige Gefangenschaft in Paraguay, wie durch seine Schriften über den Dr. *Francia*, und über die südamerik. Säugthiere.

Am 13 Oct. zu Bautzen der königl. sächs. Oberamts-Vice-Canzler *Carl Christoph Tietze*, im fast vollendeten 81 Lebensjahre.

Am 14 Oct. zu Jena der berühmte Kunst- und Alterthums-Kenner, Grossherzogl. Sachs. Weim. Eisenach. Hofrath, Prof. und Dir. der Zeich. Akademie, *Johann Heinrich Meyer*, geb. zu Stäfa am Burgersee, dem unsere A. L. Z. mehrere schätzbare Beyträge verdankt. Ein würdiges Denkmal hat ihm *Böttiger* gesetzt. In seinem Testamente hat er gegen 20,000 Thlr. zur Unterstützung der Armen in Weimar ausgesetzt. Die Stiftung soll unter dem Namen *Meyer-Amalien-Fonds*, und unter der Oberleitung der Grossherzogin Kais. Hoh. stehen.

Am 15 Oct. zu Dresden der ord. Prof. der Baukunst und Vorsteher der Bauschule an dasiger Akademie der bildenden Künste, *Carl August Benjamin Siegel* $75\frac{1}{2}$ Jahr alt.

Am 20 Oct. zu München der Staatsminister der Justiz, Freyherr *von Zurhein*. Er hatte diese Stelle erst seit dem 1 Jan. d. J. bekleidet.

Am 28 Oct. *Ludwig Wolf*, Mitglied der Akad. der Künste in Berlin, als Geschichtszeichner und Kupferstecher bekannt.

Im Oct. zu Marseille der Prof. der arab. Sprache, *Agoub*.

Am 29 Nov. in Berlin der Geh. Medicinalrath Dr. *Rudolphi*, Prof. an der Univers. und

Director des Museums daselbst, im 63 Lebensjahre.

III. Vermischte Nachrichten.

Die Hnn. Geh. Ober-Justizrath *Müller*, Geh. Ober-Tribunal-Rath *Mackeprang* und die Hnn. Profess. Dr. *v. Lancizolle* und Dr. *H. Ritter* sind in Berlin Mitglieder des Ober-Censur-Collegiums geworden.

Der Pfarrer zu Schönberg bey Ampfing, der mehrere Schriften gegen den Aberglauben herausgegeben hat, ist wegen seiner Lehre vom Papstthume und dem Cölibat vom Erzbischof von München suspendirt worden.

Der Hr. Director des antiquarischen Museums zu Cassel Hr. Dr. *v. Rommel*, ist von dieser Stelle entbunden, und der Maler Hr. *Ludwig Sigismund Ruhl*, zum wirklichen Hofrath, Director des Museums, der Bildergallerie und der Bibliothek zu Wilhelmshöhe ernannt worden.

Der in Würzburg als Prof. der Rechte provisorisch angestellte Dr. *Lauck* hat seine Entlassung aus dem königl. baierischen Staatsdienste erhalten.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Von den „*Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst*," herausgegeben von *K. H. L. Pölitz*, gr. 8. 12 Hefte (6 Thlr.), ist des 6ten Jahrgangs 1833, 1stes Heft erschienen. 48 der berühmtesten Gelehrten haben sich als Mitarbeiter dieser geschätzten Zeitschrift angeschlossen, welche sich auch in dieser politisch und wissenschaftlich stark bewegten Zeit in ihrer würdigen Haltung behauptet hat. Der Januar enthält: Andeutungen über polit., besonders parlamentar. Beredsamkeit von *Pölitz*. — Was würde ich thun, wenn ich jetzt Abgeordneter wäre? von *Weitzel*. — Ueber den Staatspapierhandel (besonders das preuss. Prämiengeschäft), von *Lewold*. — Dann Recensionen über 8 interessante neue Schriften.

Pölitz Jahrbücher, 1r bis 5r Jahrgang sind von heute an zusammen genommen auf 15 Thlr., einzelne Jahrgänge auf 4 Thlr. herabgesetzt worden.

Pölitz Andeutungen über politische, besonders parlamentarische Beredsamkeit ist auch besonders zu 2 gr. zu haben.

Leipzig, den 1 Dec. 1832.

Hinrichssche Buchhandlung.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Literarische Anzeige.

Zur Ostermesse 1833 wird in unserem Verlage erscheinen:

Lexicon Platonicum.
Edidit
Fridericus Ast.
3 Volumina.
Volumen I.

Wir werden zu bemerken veranlasst, dass der Hr. Herausgeber auch die kürzlich in Oxford erschienenen *Indices Platonici* von *Mitchell* gewissenhaft benutzen, und was dieselbe irgend von Bedeutung enthalten, in sein *Lexikon* aufnehmen wird. Der Preis wird für das vollständige Werk, dessen Druck ohne Unterbrechung fortgesetzt wird, ungefähr 8 Thaler betragen.

Leipzig, d. 4 Dec. 1832.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Aeusserst wichtige Anzeige für das ärztliche Publicum.

Mehrere Doctoren veranstalteten eine *zweyte correcte* Ausgabe von folgendem Werke:

Allgemeine und specielle Pathologie und Therapie,
nach
J. L. Schönlein's, Prof. in Würzburg,
Vorlesungen,
niedergeschrieben und herausgegeben von einem seiner Zuhörer. In 4 Bänden.

Der Herausgeber sagt in seiner Vorrede: Ein doppelter Zweck stand mir bey der Herausgabe dieser Vorlesung vor Augen, den Zuhörern *Schönlein's* wollte ich ein Mittel an die Hand geben, welches sie das mühseligen Geschäftes des Nachschreibens überhebe, um den erläuternden Worten des trefflichen Lehrers um so aufmerksamer folgen zu können, die ärztliche Welt wollte ich um einige Jahre früher mit den klaren, tief in die Räthsel der Heilkunde eindringenden Ideen dieses wichtigen Pathologen und Klinikers beschenken.

So kömmt das Buch in die Welt. Wer möchte sein frühzeitiges Erscheinen missbilligen? Es bedarf nur eines flüchtigen Blickes auf das Buch, um die hohen Vorzüge seiner Lehre vor denen anderer zu erkennen. Da ist

kein blinder Hang am Systeme, kein Haschen nach grundlosen Hypothesen, keine Vorliebe für moderne Speculation. Die Natur, die ewig-wahre, liegt *Schönlein* vor Augen, hier ist des Feld, wo er nach Wahrheit und Klarheit emsig forscht und strebt, und die classischen Schriften der Alten leiten ihn auf diesem Wege an sicherer Hand. Man sehe nur seine Diagnose, seine Classification der Krankheiten, seinen scharfen Blick in die Natur und das Wesen der Leiden, seine rationellen Heilansichten. — Alles zeigt den Forscher, zeigt die bewährte Erfahrung, zeigt die Fortschritte, welche der grosse Lehrer mit der Zeit und mit der Kunst gethan, da er beide vorurtheilsfrey beobachtet. Es ist also nicht nur räthlich, es ist sogar Pflicht: die Welt mit den gediegenen Ansichten unseres genialen *Schönlein's* vertraut zu machen.

Doch es bedarf der Worte nicht, wo die That spricht. Man lese. —

Der fertige erste Band, 34 Bogen stark, auf schönem weissen Papier kostet 2 Thlr. 12 gr. oder 4 fl. rhein. und ist durch die *C. Ettinger'sche* Buchhandlung in Würzburg, und durch jede andere Buchhandlung zu beziehen.

Da bloss eine geringe Auflage davon gemacht wurde, so wird schnelle Abnahme empfohlen. Der 2te, 3te und 4te Band erscheinen unfehlbar noch in diesem Semester, womit dieses ausgezeichnete Werk eines Schülers *Schönlein's*, dieses vorzüglichen Lehrers, der sich durch seine hohen Geistesgaben und Verdienste um die Arzneykunde europäischen Ruf erworben hat, geschlossen ist.

Bey *H. L. Brönner* in Frankfurt a. M. sind so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lange, Dr. *G.*, *Untersuchungen über die Geschichte und das Verhältniss der nordischen und deutschen Heldensage, aus P. E. Müllers Sagabibliothek 2r Band, mit Hinzufügung erklärender, berichtigender und ergänzender Anmerkungen und Excurse*, übersetzt und kritisch bearbeitet. 23 Bogen. gr. 12. geh. 1 Thlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

Glöckler, Dr. *C.*, *die Sacramente der christlichen Kirche*, theoretisch dargestellt. 20 Bogen. 8. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.

Bey *August Rücker* in Berlin erschien, und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Dulk, *F. P.*, Handbuch der Chemie. Zum Gebrauch bey seinen Vorlesungen und zum Selbstunterricht. 1r Theil. Chemie der unorganischen Körper. gr. 8. 2 Thlr. 12 gr.

Hartmann, *C. F. A.*, Lehrbuch der Eisenhüttenkunde. 1ste Abth., die Lehre von den Eigenschaften des Eisens, desgl. die von den Eisenerzen, den Brennmaterialien, den Gebläsen, und der Roheisenerzeugung enthaltend. Mit einem Atlas von 10 Kupfertafeln. gr. 8. 3 Thlr.

Minding, *J.*, Naturgeschichte der Fische. gr. 8. 12 gr.
Hiezu 1 Kupfertafel mit 72 Abbildungen in Royal-Folio, schwarz. 4 gr. sauber colorirt. 16 gr.

Schubarth, *E. L.*, Lehrbuch der theoretischen Chemie. Behufs seiner Vorträge und zum Selbstunterricht. 5te verbesserte Ausgabe. gr. 8. 4 Thlr.

Wimmer, *F.*, Flora von Schlesien. Handbuch zur Bestimmung und Erkenntniss der phanerogamischen Gewächse dieser Provinz. Nebst einer gedrängten Einleitung in die Pflanzenkunde. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

III. Uebersetzungs-Anzeigen.

So eben ist bey *Franz Varrentrapp* in Frankfurt a. M. erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben,

Die heilge Schrift des alten Testaments.
Vierten Theils vierter Band,
welcher die zwölf kleinen Propheten enthält.
Herausgegeben von *Dominicus Brentano* und *Theod. Ant. Dereser*.
Fortgesetzt, und aus dem Hebräischen übersezt und erklärt
von
Dr. *J. Martin Augustin Scholz*.
gr. 8. 2 Thlr. 3 gr. od. 3 fl. 12 kr.
Compleit kostet das *Alte Testament* 20 Thlr. 15 gr. od. 31 fl. 22 kr.

Das *Neue Testament* 6 Thlr. 20 gr. od. 12 fl. 18 kr. Vollständige Anzeigen über dieses Bibelwerk vertheilt jede solide Buchhandlung *gratis*.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

December 1832.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Anzeige.

Der Verlag der bereits seit 1831 bestehenden Zeitschrift: „*Das Vaterland, Blätter für Proposition und Opposition*," ist auf Unterzeichneten übergegangen, und erscheint dieselbe vom nächst bevorstehenden 1 Januar an unter dem Titel:

Das Vaterland
Blätter für deutsches Volks- und Staats-Leben

auch ferner wöchentlich zwey Mal. Es bilden daher 104 Numern einen Jahrgang, dessen Preis auf 4 Thlr. festgesetzt bleibt, den die *resp.* Abonnenten mit 2 Thlr. halbjärig *pränumerando* für jeden aus 52 Numern bestehenden Band zu entrichten haben.

War in den ersten beiden Jahrgängen die Tendenz dieses sich durch Würde, Ruhe, Mässigung und Gründlichkeit auszeichnenden Blattes zunächst auf die Angelegenheiten *Sachsens* gerichtet, so soll von nun an alles in seinen Wirkungskreis gezogen werden, was das *gesammte deutsche Volks- und Staats-Leben* angeht, und es wird dasselbe daher allen *Lesern von Zeitschriften, Journalcirkeln, Lesegesellschaften, Leihinstituten u. s. w., besonders aber auch solchen Privatpersonen, die sich für das Staatsleben interessiren, zur eigenen Anschaffung* um so angelegentlicher empfohlen, als die dermalige Erweiterung des Planes das Interesse für dasselbe nur bedeutend erhöhen kann.

Hebung rein vaterländischen Gefühles im ächten deutschen Sinne, Weckung und Nährung des Gemeinsinnes für Oeffentlichkeit und Gemeinwohl, Verbreitung ächter, politischer Bildung und darauf begründete Förderung eines fröhlichen Aufschwungs des deutschen Volks- und Staats-Lebens sollen die Hauptzwecke dieses sich neugestaltenden Blattes seyn, gepflogen durch Wechselverkehr unter Ehrenmännern aller deutschen Lande; und wie diess Blatt begonnen, wie auch überall die vollste Anerkennung gefunden, so soll ferner Sachkenntniss und ruhige Besonnenheit, Klarheit, Bündigkeit und Leidenschaftslosigkeit der einzige Ton seyn, der in ihm waltet.

Kurze beurtheilende Anzeigen von in den Bereich der in diesem Blatte erörtert werdenden Fächer gehörenden neu erscheinenden Schriften werden nicht ausgeschlossen, und nach Massgabe des einlaufenden Stoffes wird unter besonders fortlaufender Numer ein *literarischer Anzeiger* beygefügt, in welchem die gespaltene Zeile aus compresser Petiteschrift oder deren Raum mit 1 Gr. berechet wird.

Alle Postämter, Zeitungs-Expeditionen und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an, der Hauptcommission hat die hiesige königl. Zeitungs-Expedition sich zu unterziehen die Gefälligkeit gehabt.

Ein ausführlicherer Prospectus ist versendet und in allen Buchhandlungen zu finden.

Leipzig, im Dec. 1832.

Joh. Ambr. Barth.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Anzeige
über das Erscheinen der neuen
lateinischen Schulgrammatik
von
A. Grotefend,
Dir. des Gymnasiums zu Göttingen, u. s. w.
28½ Bogen compressen Drucks in gr. 8. 1833.
1 Thlr.

Streng systematische Anordnung des Lehrstoffes, eine auf die neuesten Forschungen der allgemeinen Sprachwissenschaft gegründete Behandlung desselben, Bestimmtheit, Klarheit und Fasslichkeit des Ausdrucks, möglichste Genauigkeit in den Bestimmungen des Sprachgebrauchs und durchgängige Vergleichung des lateinischen mit dem deutschen Sprachidiom, na-

mentlich auch im Satz- und Perioden-Bau — diess sind die *Hauptfoderungen*, deren Erfüllung sich der Verfasser zum Ziele setzte, *um eine lateinische Grammatik zu liefern, welche bey dem gegenwärtigen Standpuncte der Wissenschaft, als Lehrbuch für alle Gymnasial-Classen*, einem von Sachverständigen längst gefühlten Bedürfnisse abhelfen könnte. Besonders verdient auch auf die nach einem *ganz neuen*, den Unterricht wesentlich erleichternden, Plane gearbeitete *Formenlehre* aufmerksam gemacht zu werden.

Von demselben Hn. Verfasser sind ferner in unserem Verlage erschienen, und bereits vielfach eingeführt worden:

Ausführliche Grammatik der latein. Sprache, zum Schulgebrauche. 2 Theile. gr. 8. 1829 u. 30. 2 Thlr.

Materialien lateinischer Stilübungen für die höheren Classen der Gelehrtenschulen. Mit Uebersetzungswinken versehen. Zweyte Ausgabe. 8. 1828. ½ Thlr.

Commentar zu den Materialien latein. Stilübungen, nebst eingestreuten grammatischen Bemerkungen und Excursen. 8. 1825. 1 Thlr.

Hahnsche Hofbuchhandlung
in Hannover.

Durch Schuld des Handlungs-Personales kamen im Jahr 1831 folgende neue Verlags-Artikel nicht in die Mess-Kataloge:

Pallas. Zeitschrift für *Staats- und Natur-Wissenschaften, Philosophie und Praxis.* Zur Beförderung menschlichen Wissens und menschlichen Glücks. Nebst satyrischem Anhang. Für Gelehrte und Gebildete herausgegeben von *F. C. Joh. Müller.* 3 Hefte mit 1 Steindrucktafel. gr. 8. brosch. 15 Bogen 1 Thlr.

Schäfer, Stabsarzt, Dr., die besten und neuesten *Schutz- und Heil-Mittel gegen die Cholera.* Für Aerzte und Laien. Aus eigener Erfahrung aufgestellt und dem königl. preuss. Ministerium vorgelegt. Publicirt von *Rust*, Sanitäts-Präsident. 2te Aufl. 1 Bog. geh. 2 gr.

Müller, F. C. J., die Entstehung der Welt aus Nichts. Astronomisch-philosophische Skizze in logischer Darstellung für Gelehrte und Gebildete. Mit 1 Steindrucktafel. 4½ Bogen. geh. 12 gr.

Kraft, Dr. *F. K.*, *Geschichte von Altgriechenland.* Ein Handbuch für Gymnasien. Als Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische. 4te verbesserte Aufl. 23 Bogen. gr. 8. 18 gr.

Pigoult-Lebrun, der Egoismus, oder so sind wir alle. Humoristischer Roman. Deutsch herausgegeben von *E. Klein.* Neue und wohlfeile Ausgabe in Taschenformat. 3 Thle. brosch. 40 Bogen. 1 Thlr. 8 gr.

Jördens, G., Bella und *Beata.* Eine Geschichte. Neue und wohlfeile Ausgabe in Taschenformat. brosch. 12 Bogen. 10 gr.

Beide Werke auch unter dem Titel:

Bibliothek, wohlfeile von Unterhaltungsschriften. In Taschenformat. 8r bis 12r Bd. Bey Pränumeration auf 4 folgende Bändchen jedes nur 9 gr.

Jean Paul. Das Schönste und Gediegenste aus seinen verschiedenen Schriften und Aufsätzen ausgewählt, gesammelt und geordnet. Nebst dessen Leben, Charakteristik und Bildniss. Mit einem Vorbericht von *Conz.* Angefangen von *Aug. Gebauer*, fortgesetzt von Anderen. 8s Bändchen. Leben und Charakteristik. Von *H. Döring.* (Mit dem Porträt). 19½ Bogen Subscript Preise: I. Ausgabe in Octav: 1) Velinp. 1 Thlr. 2) Schreibp. 18 gr. II. Ausgabe in Sedez: 3) Französisch Papier 16 gr. 4) Druckp. 12 gr. Prän. Preis nur noch für die 3 besseren Ausgaben für alle 10 Bände 1) 8 Thlr. 2) 6 Thlr. 3) 6 Thlr. 8 gr.

Döring; Dr. *H.*, *Jean Paul Friedrich Richters Leben und Charakteristik.* Nach seinen Briefen und anderen Mittheilungen dargestellt Mit Porträt und Facsimile. IIr Bd. 19½ Bogen in 16. br. Preis für beide Bände 1 Thlr. 12 gr.

Auch unter dem Titel:

Jean Pauls Leben. Seitenstück zur Gallerie Weimarischer Schriftsteller von Dr. *H. Döring.*

Dasselbe Werk in *Octav* auch unter dem Titel:

Jean Pauls sämmtliche Schriften: 2r Supplementband. Leben und Charakteristik. Dargestellt von Dr. *H. Döring.*

Charte der Königreiche Holland und Belgien, nach der Grenzbestimmung des Londoner Tractats vom 15 Octob. 1831. 2te Auflage. kl. Folio illum. 3 gr. Velinpapier 4 gr., schwarz 3 gr.

Ernst Klein's literar. geogr.
Comptoir in Leipzig.

So eben sind bey Unterzeichnetem erschienen:

Betstunden für Kirche und Haus,
oder
zwey und funfzig kürzere religiöse Betrachtungen, besonders für kirchliche Vorlesungen bey dem Nachmittagsgottesdienste in Landkirchen; bearbeitet und herausgegeben von zwey evangelischen Pfarrern im Herzogthum Sachsen. gr. 8. 1833. Preis 18 gr.

Den Zweck dieser neuen Sammlung reli-

giöser Betrachtungen spricht schon der Titel hinlänglich aus. Die Betstunden für Kirche und Haus werden nicht allein Seelsorgern für den praktischen Gebrauch beym Nachmittags Gottesdienst, sondern auch allen Denjenigen willkommen seyn, welche gewohnt sind, sich auch ausser dem Gotteshause zu erbauen.

Ferner sind in meinem Verlage früher erschienen:

Formulare zu Kirchengebeten
an Sonn- und Fest-Tagen und bey verschiedenen Gelegenheiten, sowie zu amtlichen Handlungen bey den mannichfaltigsten Casualfällen, mit Berücksichtigung verschiedener Gemeinden. Nebst einem Anhange von Antiphonieen und Collecten bey besonderen Fällen.
Von
M. *Th. W. Hildebrand*,
Archidiaconus in Zwickau.

1r Bd. gr. 8. 1830. Enthaltend: *Kirchengebete.*
2r Bd. gr. 8. 1830, enthält: *Formulare bey Taufen, Trauungen* und *Begräbnissen, sowie bey der Communion.*

(Preis der beiden Theile 1 Thlr. 10 gr.)

C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Für Pädagogen.

So eben ist das nachstehende wichtige Werk erschienen, und an alle solide Buchhandlungen versandt worden:

Reisen durch Deutschland und die Schweiz,
mit besonderer Rücksicht auf das Schul-, Erziehungs- und Kirchen-Wesen, auf Schullehrer-Seminarien, Waisen-, Armen-, Blinden-, Taubstummen- und Wohlthätigkeits-Anstalten;
von
Dr. *J. C. Kroeger.*
(Ir Bd. gr. 8. Preis 2 Thlr.)

Dieses Werk enthält einen Schatz höchst wichtiger und interessanter Bemerkungen über die vorzüglichsten Erziehungs- und Unterrichts-Anstalten von Deutschland und der Schweiz, welche der Hr. Verfasser auf seinen Reisen, die er in der Absicht unternahm, die Vorzüge und Mängel der auf dem Titel genannten Bildungsanstalten kennen zu lernen, gesammelt hat. Möchte sich dasselbe recht bald in den Händen der Pädagogen und aller derjenigen Staatsbürger befinden, welche die Wichtigkeit der Verbesserung der vaterländischen Schulanstalten erkannt haben, und sich für die Veredelung des Menschengeschlechts durch Intelligenz auf diesem Wege interessiren.

In demselben Verlage ist ebenfalls neu erschienen:

Morgengebete zum Gebrauche in den oberen Classen evangelischer Gymnasien und höherer Bürgerschulen; verfasst und herausgegeben von Dr. *J. C. G. Kästner* in Lingen und Prof. *K. G. Küchler* in Leipzig. 8. 1833. Preis 15 gr.

Diese neue Sammlung von Morgengebeten, deren Verfasser sich bestrebt haben, den Wünschen Aller nach ihren individuellen Ansichten und Foderungen zu genügen, möge sich durch ihre Zweckmässigkeit und Brauchbarkeit selbst empfehen.

C. H. F. Hartmann, in Leipzig.

Subscriptionseröffnung auf
Ch. G. Kayser's
neues und vollständiges allgemeines Bücher-Lexikon,
enthaltend:
alle von 1750 bis Ende des Jahres 1832 erschienenen Bücher, welche in Deutschlad und den angrenzenden Ländern gedruckt worden sind.
In alphabetischer Folge mit einer vollständigen Uebersicht aller Autoren, der anonymen sowohl als der pseudonymen, und einer genauen Angabe der Kupfer und Charten, der Auflagen, der Formate; der Druckorte, der Jahrzahlen, der Verleger und Preise.
Mit einer Vorrede
von
Friedrich Adolph Ebert,
königl. sächs. Hofrath und Oberbibliothekar.

Das grosse weite Feld der Literatur ist nach allen Seiten hin in den letzten Decennien so vielfach angebaut worden, wie es in keinem früheren Zeitraume der Fall war. — Es fehlt jedoch bis jetzt ein Werk, welches nicht nur dem Buchhändler sondern auch, und vorzüglich, dem Gelehrten als ein *sicherer* Wegweiser im Gebiete der Literatur dienen, und jedes einzelne in neuerer Zeit erschienene Werk, nach Titel, Verfasser und Preis *genau* und *richtig* angäbe. Seit einer Reihe von Jahren hat zwar das *Heinsiussche* Bücherlexikon in 4 Bänden, denen später noch 3 Supplement-Bände folgten, wenn auch nicht befriedigt, doch in Ermangelung eines besseren, wesentliche Dienste geleistet. Da diesem jedoch alle specielleren Angaben gänzlich mangeln, die Werke eines Verfassers nicht immer gehörig zusammen gestellt, sondern oft zerstreut, bald unter diesem, bald jenem Vornamen, als Werke verschiedener Verfasser aufgeführt sind, so musste es nur zu bald veralten.

Die Supplemente konnten jene Mängel entweder gar nicht, oder doch nur unvollständig ergänzen, und erschweren den Gebrauch über die Maßsen, indem das Aufsuchen eines Buches mehr Zeit erfodert, als der Vielbeschäftigte aufzuwenden im Stande ist, weshalb denn auch eine fernere Fortsetzung dieses Werkes für höchst unzweckmäßig erkannt, und solches von einsichtsvollen Männern vielseitig ausgesprochen wurde. Dem allgemein gefühlten Bedürfniss wird durch das, im Laufe des nächsten Jahres in meinem Verlage unter vorstehend angegebenem Titel erscheinende Werk abgeholfen.

Um nun die Anschaffung zu erleichtern, und damit das Werk schon während seines Entstehens brauchbar werde, habe ich mich entschlossen, dasselbe in 12 Lieferungen von 20 bis 25 Bogen erscheinen zu lassen, und einen Subscriptions-Preis für das Ganze festgestellt, welcher jedoch nur in Terminen, und zwar bey Ablieferung einer Lieferung

auf Druck-Velinpapier mit 1 Thlr. 8 gr.
- Schreib-Velinpapier mit 1 Thlr. 16 gr.

für jede derselben baar zu entrichten ist. Der Druck nimmt mit *Februar* kommenden Jahres seinen Anfang und wird so rasch betrieben werden, dass derselbe mit Ende desselben Jahres beendet seyn wird.

Alle soliden Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an.

Leipzig, den 1 Dec. 1832.

Ludwig Schumann.

In der *Bran'schen* Buchhandlung in Jena ist erschienen:

Quid Homerus et Pindarus de virtute, civitate, diis statuerint, et quid in his locis differat utriusque poetae sententia. Commentatio in certamine litterario civium academicorum Jenensium praemio ornata. Scripsit *Otto Zeyss.* Gothanus. 4. 1832. Preis 18 gr.

Bey *Kollmann* in Leipzig sind erschienen:

Isocratis Airopagiticus. Cum priorum editorum annotationibus edidit suasque adjecit *G. E. Benseler*, Phil. Dr. Gym. Fribergensis adjunctus. 8 maj. 31 Bog. 2 Thlr.

Luciani Toxaris. Recensuit et illustravit *Carolus Jacobitz.* 13 Bogen ½ Thlr.

Sistrencewitz de Bohusz (Stanislaus). Recherches historiques sur l'origine des Sarmates, des Esclavons et de Slaves, et sur les Epoques de la conversion de ces peuples au Christianisme. *Edition populaire*, 4 Vols. 8., avec 3 Cartes. 12 Schillings = 13 Roub. = 4 Thlr.

Durch die neuesten Begebenheiten ist die Aufmerksamkeit wieder so sehr auf Russlands Geschichte und auf die den Russen verwandten Völker hingelenkt worden, dass eine neue, populäre, wohlfeile Ausgabe dieses wichtigen Werks nicht anders als angenehm seyn kann. Durch die Benutzung alles dessen, was *Desguignes* und andere berühmte Männer vor ihm geleistet, hat der selige Verfasser dadurch, dass ihm seine Stellung als katholischer Primas von Russland den Zutritt zu allen Archiven öffnete die Gelegenheit gehabt, die Forschungen jener Männer zu berichtigen und sie vielfältig zu ergänzen — dass er diesen Umstand treulich benutzt, beweisst die allseitige Anerkennung, die seinem Werke in der ersten Ausgabe geworden, und der Umstand, dass diese erste Ausgabe in der Regel mit dem mehr als dreyfachen Ladenpreise bezahlt wird.

London und Petersburg, Nov. 1832.

A. Asher.

III. Uebersetzungs-Anzeigen.

Medicin. Im Verlage von *Kollmann* in Leipzig ist so eben erschienen:

Will Lawrence, Vorlesungen über Chirurgie und chirurgische Therapeutik. Deutsch bearbeitet von Dr. *F. J. Behrend.* 1ste Lieferung (Bogen 1—12) Subscr. Preis für 24 Bogen gr. 8. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Das ganze Werk wird aus 70—75 Druckbogen bestehen, und demnach im Subscriptions-Preise 4 Thlr. kosten. Der Preis gilt jedoch nur bis zur Erscheinung der 2ten Lieferung, die in höchstens 2 Monaten erscheint. Von da an tritt unwiederruflich ein weit höherer Ladenpreis ein.

IV. Vermischte Anzeigen.

Dass die in No. 214 unserer A. L. Z. abgedruckte Recension von *Breithaupts Charakteristik des Mineralsystems* nicht von Hrn. Prof. *Carl Friedrich Naumann* in Freiberg verfasst sey, obgleich eine Stelle in derselben aus dessen *Lehrbuch der Krystallographie* S. 8 entlehnt ist, wird auf Verlangen der Wahrheit gemäss bezeuget.

Das Directorium der Jen. A. L. Z.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

December 1832.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Der bisherige Privatdocent und Custos an der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig, Hr. M. *Ludwig Flathe*, hat eine ausserordentliche Professur in der philosophischen Facultät daselbst erhalten.

Die Hnn. Professoren in Göttingen *Albrecht*, *Blume*, *Dissen* und *K. O. Müller* haben den Hofrathscharakter erhalten.

Der ehemalige Prof. am Gymnasium zu Werthheim, Hr. *Ludwig Bachmann*, der bisher in Leipzig privatisirte, geht als Director sämmtlicher städtischer Schulen und Mitglied des Schulraths nach Rostock.

Der Schulamtscandidat Hr. *Wilhelm Lorenz* ist Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin geworden.

Der bisherige Lehrer an der Stadtschule zu Crefeld, Hr. Dr. *Karl Eichhoff*, ist Lehrer am Gymnasium zu Elberfeld geworden.

Der bisher an der Militärschule zu Darmstadt angestellte Hr. Prof. *Nörrenberg* ist Professor der Mathematik und Physik an der Universität zu Tübingen geworden.

Hr. *Reinaud*, vorzüglicher Kenner der arabischen Literatur, ist zum Mitgliede der Akademie der Inschriften ernannt worden.

Der Director des kön. Gerichtshofes zu Tübingen, Hr. *von Weber*, ist zum Präsidenten des Staatsgerichtshofes ernannt.

Der bisherige Prof. der Rechte an der Universität Würzburg, Hr. Dr. *Seyffert*, ist dieser Stelle enthoben, und Assessor des Appellations-Gerichts des Regenkreises zu Amberg mit dem Titel und Range eines Rathes geworden.

Der bisherige Privatdocent in Leipzig, Hr. Dr. *Julius Weiske*, hat eine ausserordentliche Professur daselbst erhalten.

Hr. M. *Schleinitz*, bisher Nachmittagsprediger zu St. Petri in Leipzig, ist Diaconus an der Stadtkirche zu Pirna geworden.

Der bisherige ausserord. Prof. in der medicin. Facultät zu Breslau, Hr. Dr. *Betschler*, ist in derselben ordentlicher Professor und zugleich Director der dasigen geburtshülflichen Kliniken geworden.

Der seitherige Pfarrer zu Gross-Mertau bey Marienburg, Hr. Dr. *Buslaw*, ist zum geistlichen und Schul-Rath bey der Regierung zu Posen ernannt.

Hr. *Arthur Beugnot*, Verfasser mehrerer Preisschriften, ist statt *Thurots* zum Mitgliede der Akad. der Inschriften in Paris ernannt.

An die Stelle des am 27 April 1757 geb., am 15 Oct. 1832 in Dresden gest. Prof. der Baukunst und Director der Bauschule bey der Akademie der Künste in Dresden, *C. A. Benj. Siegel*, ist der ihm schon seit 7 Jahren adjungirte Hr. Prof. *Thürmer* getreten.

Die an der Johannis-Hospitalkirche in Leipzig durch M. *Höpfners* Tod erledigte Predigerstelle hat Hr. M. *Carl Christoph Kritz*, bisher Unterdiakonus und Nachmittagsprediger an der Neukirche, erhalten, dessen Stelle an der Neukirche aber ist durch Hr. M. *Carl Heinr. Wilh. Meissner* (geb. in Leipzig 1794) bisher seit 1825 Pfarrer in Oelschau bey Leipzig, vorher Archidiak. Substitut in Grimma, ersetzt worden.

Hr. *Etienne Quatremère* ist statt des verstorbenen *v. Chézy* zum Professor der persischen Sprache an der Specialschule der lebenden oriental. Sprachen in Paris ernannt.

Hr. Oberbibliothekar und Ritter Prof. *J. D. Reuss* in Göttingen, hat bey dem 50jährigen Jubelfeste seiner Anstellung an der Göttinger Bibliothek den Orden der würtembergischen Krone erhalten.

Hr. Prof. Dr. *Lücke* zu Göttingen hat den Charakter als Consistorialrath erhalten.

Sr. Königl. Hoheit der Grossherzog von Hessen hat den Oberfinanzrath *Emmerling* in Darmstadt — Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, und dem mineralogischen Publicum

bekannt durch sein Lehrbuch der Mineralogie — mit Beybehaltung seines bisherigen vollen Gehaltes, unter Bezeigung seiner Zufriedenheit mit seinen vieljährigen treuen Dienstleistungen in den Ruhestand versetzt, und demselben als ein besonderes Merkmal seiner Zufriedenheit den Charakter eines Geheimen Oberbergraths taxfrey ertheilt.

II. Nekrolog.

Am 3 Mai starb der Oberlehrer *Kurth* am Gymnasium zu Düren.

Am 24 Mai zu Paris der ausgezeichnete Chemiker, Ober Apotheker und erster Professor am Hospital Val de Grace, *Sérullas*, in einem Alter von 86 Jahren an der Cholera. In seinem 22 Jahre ward er Wundarzt bey der Armee, hatte sich aber erst seit dem 35 Jahre mit der Chemie beschäftigt, und sich in dieser Wissenschaft einen so grossen Ruf erworben, dass er von der Akademie zum Nachfolger *Laugier's*, des Professors der Chemie bey dem kön. botanischen Garten, bestimmt wurde.

Zu Pesth wurde in der Nacht vom 1 Juni der Dr. *Carl Constantin Haberle*, öffentlicher ordentlicher Professor der Botanik an dortiger Universität und Präfect des botanischen Gartens, nach gewaltsamen Einbruch im Bette von Mörderhand seines Lebens beraubt. Er war im Jahr 1764 zu Erfurt geboren.

Zu Paris am 3 Juni *Jean Pierre Abel Remusat*, Mitglied des Instituts, Professor am College de France und Oberaufseher der orientalischen Manuscripte in der kön. Bibliothek, 44 Jahr alt. Ein sehr ausführlicher Nekrolog findet sich in der Hallischen Allgem. Lit. Zeitung, Aug. 1832. No. 50 des Intelligenzblattes.

Zu Florenz am 9 Juni der rühmlich bekannte gelehrte Numismatiker *Domenico Sestini*, 83 Jahr alt. Er war noch bis in sein hohes Alter ununterbrochen thätig und mit der Erläuterung der Seltenheiten ausgezeichneter Münzsammlungen beschäftigt.

Am 10 Juni zu Wolfenbüttel der Hofrath bey dem Landesgerichte, *Carl August Gottfried Geitel*. Mehrere Lieder sind von ihm bekannt und geschätzt.

Am 10 Juni zu Königsberg in der Mark der Collaborator *Preuss*.

Zu Leipzig am 24 Juni der Dr. *J. Gottfried Müller*, kön. sächs. Oberhofgerichtsrath, ord. Prof. des römischen Rechts und Beysitzer der Juristen-Facultät daselbst, im 77sten Jahre seines Lebens. Er war über 40 Jahre Lehrer an dasiger Universität. Sein Geburtsort ist Ebersbach in der kön. sächs. Oberlausitz.

Am 10 Juli zu Wolfenbüttel der Vicepräsident des dortigen Consiorii und Abt Dr. *Ludwig Friedrich August Hoffmeister*, früher Generalsuperintendent zu Braunschweig, wo ihm auch der Religionsunterricht der beiden Söhne des Herzogs *Friedrich Wilhelm* anvertraut war.

Zu Paris am 10 Juli an der Cholera der bekannte Orientalist *St Martin*, Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, und ehemaliger Conservateur der Bibliothek im Zeughause, unter anderen verdient durch seine Untersuchungen über armenische Sprache und Geschichte, desgleichen durch einen Aufsatz über die Keilschrift. Er gehörte zu den entschiedenen Anhängern der gestürzten Dynastie, bey welcher er, gleich *Remusat*, persönlich in grossem Ansehen gestanden hatte.

Am 17 Juli zu Paris *Thurot*, Mitglied der Akademie der Inschriften und Prof. der griechischen Sprache am College de France, bekannt als Uebersetzer der Geschichtswerke von *Heeren* und *Roscoe*, in einem Alter von 62 Jahren an der Cholera. Er ist das sechste Mitglied, welches die Akademie in diesem Jahre verliert. Die fünf übrigen sind: *Champollion*, *A. Remusat*, *St. Martin*, *Cuvier*, *Montesquiou*.

An demselben Tage, an derselben Krankheit der Geograph *Hubert Brué*, und *Talabot*, eines der Häupter der Simonisten, einen Tag früher (am 16ten) starben die Professoren *Carré*, *Derny* und *Crusolle-Lami*, einer der Stifter und Haupt-Redactoren der Tribune.

Im Juli zu Wien der bekannte Orientalist, Prof., Capitular und Archivar *Oberleitner*.

Am 29 Oct. ist zu Montpellier der berühmte Prof. der Medicin Dr. *Delpech*, von Damptos aus Bordeaux, in einem orthopädischen Institute früher angestellt, meuchelmörderisch ermordet worden.

Am 31 Oct. starb zu Pavia der weltberühmte Anatom, Prof. Dr. *Antonio Scarpa*, 85 J. alt.

Am 1 Nov. zu Berlin der sehr bekannte Schriftsteller *Julius v. Voss*.

Am 2 Nov. zu Adorf der berühmte Grossherzogl. Sachs. Weimar. Hoforgelbaumeister *Friedrich Wilhelm Trampeli*, im 43 Lebensjahre.

Am 4 Nov. zu Paris der älteste Arzt im Hotel Dieu, Dr. *Montaigu*, im 86 Lebensjahre.

An demselben Tage zu Göttingen der berühmte Mathematiker, Hofrath und Prof. *Bernhard Friedrich Thibaut*, im 57 J. seines Alters, geboren am 22 Dec. 1775, der zur Beförderung des Studiums der Mathematik daselbst seit 30 Jahren sehr viel beygetragen hat.

Am 8 Nov. der an der Edinburger Universität lehrende Prof. Sir *John Leslie* auf seinem Landsitze Coates in der Grafschaft Fife.

Am 9 Nov. zu Strasburg der Prof. der

Chemie und Decan der Facultät der Wissenschaften daselbst, *Branthome*.

Am 10 Nov. zu Golssen in der Niederlausitz der dasige Pfarrer *Karl Gottlob Schirach*, 80 Jahr alt.

Am 12 Nov. in Mailand der weltberühmte Astronom und Mathematiker, *Barnabas Oriani*.

Am 14 Nov. zu Paris der berühmte Lehrer der Nationalwirthschaft *Joh. Baptist Say*.

An demselben Tage zu Kopenhagen der berühmte Sprachforscher Prof. *R. C. Räske* 45 Jahr alt.

Am 15 Nov. der durch seine politischen Schriften rühmlich bekannte geh. Conferenz-Rath *C. F. von Schmidt-Phiseldeck* im 63 Lebensjahre.

Am 16 Nov. zu Franwaret bey Namur der bekannte *Barthélemy*, Vicepräsident der zweyten Kammer zu Paris.

An demselben Tage der als Herausgeber mehrerer Schriftsteller (z. B. des Cornelius Nepos) und als Schulmann sehr ausgezeichnete M. *Joh. Christoph Dähne*, Prorector und Ordinarius der III Classe des Stiftsgymnasiums zu Zeitz, im 57 Jahre.

Am 17 Nov. zu Neapel der Cardinal *Ruffo-Scilla* im 85 Jahre des Alters.

Am 18 Novemb. zu Dresden der auch als Schriftsteller bekannte Advocat *Justus Lipsius* im 34 Jahre des Alters.

Am 18 Nov. *Ernst Ayrer*, kön. Stallmeister und Vorsteher beider kön. Ober-Marstall-Reitbahnen in Berlin, auch Schriftsteller.

Am 29 Nov. vu Berlin der geh. Medicinal-Rath, Prof. an der Universität u. s. w. Dr. *Rudolphi*, im 63 Lebensjahre.

Der königl. preuss. thätige Naturforscher *Sellow* ist im Dec. vorigen Jahres in Rio Doce in Brasilien unweit der Katarakten todt gefunden worden.

III. Vermischte Nachrichten.

Durch kaiserlichen Ukas vom 12 Junius ist die Universität zu Wilna definitiv aufgehoben worden, und haben die an derselben angestellten Lehrer ihre Entlassung erhalten mit der Erlaubniss jedoch, um anderweitige Anstellung anzuhalten. Nur eine medicinisch-chirurgische Akademie wird in Zukunft daselbst fortbestehen. Die 200,000 Bände starke Bibliothek der Universität wird nach Russland abgeführt werden.

Zu Braunschweig hat sich ein Kunstverein gebildet, von welchem bereits eine Kunstausstellung mit gedruckter Nachweisung veranstaltet ist, in der besonders mehrere Landschaften und historische Gemälde allgemeinen Beyfall finden.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

Ankündigungen neuer Bücher.

Von dem
Handbuche der Mechanik von *Franz Joseph Ritter v. Gerstner*, k. k. Gubernialrath, Ritter des k. k. öster. Leopoldordens, Director des technischen Institutes zu Prag, Professor der Mechanik, emeritirtem Director der physischen und mathematischen Studien an der Universität, emer. k. k. Landeswasserbaudirector, und Prof. der höheren Mathematik und Astronomie, Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften; aufgesetzt, mit Beyträgen von neueren englischen Constructionen vermehrt und herausgegeben von *Franz Anton* Ritter *von Gerstner*, Prag, in 4., in drey Bänden, zusammen mit wenigstens 200 Bogen Text und 105 besonders beygelegten Kupfertafeln in gross Folio
ist bereits die 1 *Abtheilung des III Bandes*, welcher 14 Kupfertafeln beyliegen, erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben.

Diese Abtheilung enthält den Bau der verschiedenen Räderwerke, die Grundsätze für die Abrundung der Zähne, die Berechnung der Stärke der Zähne, der Zapfen, Wellen und Schafte, die Construction der Kuppelungen, der Aus- und Einrückungen der Maschinentheile, endlich die Darstellung und Berechnung der verschiedenen Kraniche, Handzugrammen und Maschinenschlagwerke. Die zugehörigen Kupfertafeln sind mit der grössten Vollkommenheit ausgeführt. Die 2 Abtheilung dieses Bandes wird die Fortsetzung der Beschreibung und Berechnung grösserer Maschinenanlagen, vorzüglich jener, welche bey dem Bau- und Hütten-Wesen vorkommen, enthalten.

Nachdem die erste Auflage von 2000 Exemplaren des I Bandes dieses Werkes bereits vergriffen ist, und eine neue Auflage desselben erschien, so sind auch davon, so wie vom completen II Bande wieder Exemplare zu beziehen. Zur Erleichterung des Ankaufes dieses Werkes wurde von dem Hn. Herausgeber die Einrichtung getroffen, dass auch *jeder Band einzeln* zu dem Preise von 8 Thlr. sächsisch durch alle Buchhandlungen Deutschlands bezogen werden kann. Bey Abnahme von 10

Exemplaren wird ein 11tes Freyexemplar verabfolgt.

Es ist überflüssig über den Werth dieses Werkes etwas beyzufügen, da dasselbe nach dem einstimmigen Urtheile aller hierüber erschienenen Recensionen wegen des Reichthumes und der Gediegenheit seines Inhaltes, als auch seiner eleganten äusseren Ausstattung wegen unter die Zierden der deutschen Literatur gerechnet wird. Der *erste Band* enthält die *Mechanik fester Körper*, wobey nebst unzähligen Anwendungen auch die Theorie und Construction det Waagen, der verschiedenen Hebladen, der Göpel zur Erzförderung, eine vortreffliche und neue Abhandlung über statische Baukunst, die Theorie und genaue Beschreibung der vorzüglichsten bisher ausgeführten Kettenbrücken, endlich eine so genaue Darstellung der englischen Eisenbahnen vorkommt, wie sie bisher noch in keinem Werke erschien. Der *zweyte Band* enthält die *Mechanik flüssiger Körper*, worin nebst den mannigfaltigsten Anwendungen eine möglichst ausführliche Abhandlung über barometrische Höhenmessungen, die Theorie und Construction der Pumpen, die Anlage der Wasserleitungen, die Grundsätze für den Bau und die Berechnung aller Arten Wasserräder, der Getreide-Mahlmühlen und der Bretsägen, endlich eine genaue Bestimmung der Bahn geworfener Körper mit Rücksicht auf den Widerstand der Luft vorkommt. Der *dritte Band* enthält endlich die *Beschreibung und Berechnung grösserer Maschinenanlagen*. Diess höchst nützliche Werk eignet sich demnach nicht blos für Professoren und Gelehrte vom Fache, sondern auch für Officiere des Generalstabes, der Artillerie und des Geniecorps, für Baubeamte, Berg- und Hütten-Männer, Baumeister, Fabrikanten und Techniker jeder Art. Umständliche Anzeigeu hievon sind in allen Buchhandlungen zu finden, wo auch die bisher erschienenen zwey Bände und die 1ste Abtheilung des III Bandes, samt den zugehörigen 82 grossen Kupfertafeln eingesehen werden können. In Leipzig ist diess Werk durch *F. L. Herbig* zu beziehen, so wie durch alle deutsche Buchhandlungen.

Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage im December-Hefte der J. A. L. Z. und in den Ergänzungsblättern von No. 89—96 Schriften recensirt worden sind.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummern des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt. Der Beysatz E. B. bezeichnet die Ergänzungsblätter.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

ZWANZIGSTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-ſächſiſchen Zeitungs-Expedition.
1832.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

ILMENAU, b. Voigt: *Königthum und Freyheit*, ein Wort an die preussischen Provincial-Landstände. 1832. VIII u. 224 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. bemüht sich zu zeigen, dafs die preussische Monarchie weder Rufsland noch Oesterreich, weder Frankreich noch Grofsbritannien sich zum Muster zu nehmen brauche, sondern ohne auf das physische Gewicht der materiellen Natur zu achten, durch schöpferische Entfaltung aller intellectuellen und sittlichen Kräfte zu einer europäischen Grofsmacht, im freundlichsten Einverständnisse mit dem deutschen Staatenbunde, ohne solchen direct oder indirect beherrschen zu wollen, sich erheben werde. Der Vf. widmet sein Buch den preussischen Provincial-Landständen und wünscht vor allem eine Umgestaltung des Steuersystems, besonders im Controlwesen. Er will beweisen, dafs eine richtige Volkwirthschaftslehre in Preussen ohne Nachtheil der Bedürfnisse des Staatshaushalts eingeführt werden könne, und hofft, dafs nach diesem von ihm gewagten Beweise, Preussen dem indirecten Steuersystem, den Monopolen und Grenzsperren entsagen werde.

Das *erste* Hauptstück ist überschrieben: *Königthum.* Der Vf. weissagt den nordamerikanischen unirten Freystaaten einen baldigen Uebergang zum Königthum, das er als die beste und vollendetste Regierungsform betrachtet. In der *ersten* Abtheilung sucht er zu beweisen, dafs in der sittlichen Freyheit das Mittel zur Erreichung des Ziels, zur Verwirklichung des Staatszwecks liege; ferner dafs die Volkssouveränität ein Unding, die politische Freyheit der Völker ein Wahnbild, eine Reife und Mündigkeit der Völker sich selbst zu regieren in der Reihe der Thatsachen nicht denkbar sey; dafs eine Volksversammlung nicht den Willen des Volks, nur den der Reichen aus ihm verkündige, und eine Deputirtenversammlung nicht das Volk repräsentire. Die Masse des Volks könne weder als Masse noch durch Einzelne aus der Masse das öffentliche Staatsleben leiten. (Fielen dem Vf. hiebey nicht so viele blühende noch dauernde Republiken ein? Sie haben ihre Grundmängel, wie alle menschlichen Einrichtungen, die gemifsbraucht werden können; aber uns scheint doch, dafs in einigen Schweizer-Kantonen, in Nordamerika's nördlichen Freystaaten und in den deutschen Freystädten sogar übel nicht regiert werde. Auch wünschen nur die durch Factionen beunruhigten Republikaner sich eine Monarchie, wo sich aber freylich bisweilen ein fremder oder inländischer Usurpator die Monarchie anmafst, und nach der Anmafsung anerkennen läfst.)

Zweyte Abtheilung. Constitutionelle Monarchie, Verantwortlichkeit der Minister. Der Vf. wagt zu behaupten, dafs die Trennung einiger Theile der Regierungsgewalt von der Person des Staatsoberhaupts nach dem gültigen deutschen Staatsrecht eine Unmöglichkeit sey. Rec. meint, dafs zwischen dem Kaiser und den Reichsständen, zwischen den letzten und den Landständen in den vormaligen 50 deutschen Republiken, freyen Bauerschaften und in der Reichsritterschaft die Geschichte das Gegentheil bewiesen hätte. Die Constitutionen scheinen dem Rec. nur dann schädlich zu seyn, wenn sie so aristokratisch sind, dafs ein verzweifelndes Volk sich lieber einen absoluten Monarchen wünscht. Ein Fall, der in England vielleicht zur Wirklichkeit werden kann. Wenn der Vf. sagt, dafs die Trennung der Macht solche schwäche, so mag diefs wahr seyn; aber er wird in unseren Tagen Niemand überzeugen, dafs man bey allen Mängeln der constitutionellen Verfassungen, unter absoluten, sogar trefflichen Regierungen im Ganzen glücklicher sey. Gewisse Vernachlässigungen des allgemeinen Besten, Luxusverwendungen für das Heer, Schwierigkeit in Entwurzelung arger Mifsbräuche, Willkührlichkeiten selbst bey redlichen Absichten, schleichen sich in aristokratischen Monarchieen leicht ein, und halten sich oft länger als der Souverän wünscht. Ferner sagt der Vf., dafs nach dem Grundsatze der Legitimität die Herrschergewalt in allen ihren Theilen lediglich an die Person des Staatsoberhaupts oder dessen Stamm geknüpft, und dafs diese Legitimität in Deutschland durch Staatsverträge festgestellt worden sey. Der 13 Art. der Bundesacte giebt nach seiner Meinung den Herrschern nur das Recht, Antheil an gewissen *Regierungsgeschäften* den oder gewissen Unterthanen einzuräumen. Wenigstens habe sich der König von Preussen bey einem Congress in seinem Vorschlage vom 16 Oct. 1814 zu

nicht mehr verstanden, und Art. 55 der Wiener Schlussacte vom 15 Mai 1820 habe den souveränen Fürsten der Bundesstaaten überlassen, diese innere Landesangelegenheit mit Berücksichtigung der sowohl früherhin gesetzlich bestandenen ständischen Rechte als der gegenwärtigen Verhältnisse zu ordnen. Nun folgert der Vf. weiter: Die Häuser Preussen und Lothringen wären in manchen Erblanden in den Tagen des deutschen Reichs fast souverän gewesen, aber darum hätten sie doch Landstände gehabt. Die preussischen Vasallen und Landstände hätten von Alters her nur die Gerichtsbarkeit und Polizey über ihre Hörigen besessen, aber sonst keine wichtigen Hoheitsrechte. Diese landständischen Rechte habe Kaiser Leopold I erweitert, als er 1671 den Ständen das Recht der Steuerbewilligung vorbehalten habe. Diese Landstände wären aber niemals Repräsentanten *aller* Mitbürger gewesen, und hätten niemals einen Antheil an der Regierungsgewalt gehabt. (Aber doch wohl in Wirtemberg und Mecklenburg, obgleich die Hofjuristen den Ständen diesen Antheil ableugneten!) — Der 55ste Artikel der Wiener Schlussacte habe den alten Landständen nicht ihre Feudalrechte zum Nachtheil der Mitunterthanen garantiren wollen, wohl aber das Steuerbewilligungsrecht. Allerdings: Doch meint der Vf., dass der Kaiser Leopold I nur aus jesuitischer Politik, um die Reichsstände von sich abhängiger zu erhalten, ihnen die willkührliche Steuerausschreibung versagt habe, und folgert ziemlich jesuitisch, dass durch die Abdankung des Kaisers und Auflösung des deutschen Reichs im J. 1806, *sublata legis ratione*, jene Beschränkung des Steuerausschreibungsrechts, wenigstens für Preussen, schon 130 Jahre vorher verschwunden sey. Freylich habe Hannover, in den Berathungen über die deutsche Bundesverfassung, den Landständen das Steuerbewilligungsrecht erhalten wollen; allein die Verfassung rede kein Wort davon; also sey jetzt das reine (absolute) Königthum in Deutschland anerkannt. Uns scheint dagegen zu sprechen, dass die Fürsten in Octroi, oder mit Berathung der neuen Landstände, *bis* zur Wiener Schlussacte, den deutschen Staaten neue, sogar vom Bundestage bestätigte Verfassungen gegeben haben. Der Vf. malt uns nun die Einfachheit seines Systems über das Königthum mit gefälligen Farben aus, und verwirft die Repräsentation von einer oder zwey Kammern und alle die Ruhe und Macht des unbeschränkten Königthums beeinträchtigenden neuen Ideen vom Staatsleben; dagegen empfiehlt er die segensreichen Wirkungen einer dem Könige vertrauenden Anschliessung. Also auch in Braunschweig, in Kurhessen, in Hannover u. s. w. wäre die vom Monarchen selbst ausgegangene Beschränkung der Monarchenmacht kein Heil gewesen? Wäre anzunehmen, dass zu unumschränkte Regierungen nicht auch schlimme Fehlgriffe thun könnten: so würde man gewiss dem Vf. Recht geben. Die grossen Gefahren einer beschränkten Steuerbewilligung sind bey einem Zwey-Kammersystem nicht zu besorgen, auch könnte eine Verfassung unschädlich den Satz feststellen, dass niemals die Abgaben für Posten verweigert werden können, die nicht die Stände aus speciellen Ursachen verweigern. — In *Hallers* Geiste sieht der Vf. den Staat, durch eine solche Verfassung, Bürgerkriegen, Empörungen und dem Siege der Aristokraten Preis gegeben, und gesteht den Landständen S. 48 nicht einmal so viel Sachkenntniss zu, um den Nutzen gewisser Staatsausgaben einzusehen! Recht hat er, dass die alten aristokratischen Ständeverfassungen den Völkern mehr Steuern aufwälzten, als hie und da die absoluten Könige; aber Spanien, Frankreich, Oesterreich und Preussen selbst, hatten oder haben doch bey allem Absolutismus sich sehr in Schulden gestürzt. Die freyeren Verfassungen sind noch zu neu, um alle ihre Vorzüge und Mängel mit voller Sicherheit angeben zu können, und die freyeste der nordamerikanischen Freystaaten scheint bestimmt zu seyn, sich in Jahresfrist ausser aller allgemeinen Staatsschuld zu setzen. Kühn und unhistorisch ist die Behauptung des Vfs., dass die beschränkte Monarchie ihre grossen Wohlthaten in Stiftung und Unterhaltung einer gemeinnützigen Verwaltung, im Fall einer von den Ständen abhängigen Steuerbewilligung, nicht hätte erreichen können. Dennoch schliesst er diese Dogmen mit dem Spruch: „das Steuersystem ist das Palladium der Völker und ihrer Freyheit, die sicherste Charte, die festeste Constitution.“ Ein Abscheu ist ihm die Verantwortlichkeit der Minister; sie sey, sagt er, ein Angriff auf die Menschen- und Mannes-Würde des Staatsoberhaupts, und lege die Souveränetät in die Hände einer oder mehrerer Kammern. Dagegen empfiehlt er, dass die Minister dem Könige vor einem von ihm zu erwählenden Ausschuss der Stände Verantwortung schuldig seyn sollen, nicht darüber, dass sie die Befehle des Königs vollzogen haben, sondern über die Art der Vollziehung. Dieser Ausschuss bevorrechteter Unterthanen mit Regierungsgewalt ist in des Vfs. Augen die Repräsentation des Rechts. Wenn diese Versammlung in einzelnen Fällen die Rechtsverletzungen sammelt: so soll sie die Pressfreyheit vollkommen ersetzen. Das constitutionelle Leben sey ein Kampf der Gewalten unter sich; das rein monarchische Leben entwickele schöner die sittliche Kraft der Völker, es erweitere den Kreis der Intelligenz, erhöhe Wohlstand und Gewerbfleiss, und lasse Jedem sein Recht. Die Theilung der Herrschergewalt störe die Ausübung der Gesetze, die bürgerliche Freyheit und Ruhe im Innern. Dem Vf. schaudert vor allen Constitutionen und Republiken. Grundbesitz soll besonders Bedingung der Landstandschaft seyn, und ihr Recht blosse Berathung der Regierung; (also wohl eine neapolitanische *consulta?*) —

Das *zweyte* Hauptstück: *Freyheit*, beginnt mit dem Ausruf, dass *nur* in Preussen wahre gesetzliche Freyheit herrsche in Hebung des Ackerbaus, der Industrie und des Wohlstandes. Herrscht denn aber nicht in einigen unbevölkerten Theilen der Monarchie eine sehr auffallende Werthlosigkeit der Grundstücke? Sie ist nicht directe Schuld der Regierung, wohl aber der

noch unvollkommenen Ackergefetzgebung und die Nachwehe mancher Störungen der Thätigkeit der Landleute, fowie des Mangels an Mufterwirthfchaften für die kleineren Befitzer, an Hebung der Stagnationen, an Förderung der Mägelung, Vereinigung der noch unzertrennlichen und zerftreuten Grundftücke, und freylich auch der wohlfeilen Zeiten. In der fonft hoch geprìefenen preuffifchen Verwaltung tadelt der Vf. vorzüglich Preuffens Steuerwefen. Er fufst auf den Febr. 21. 1829 bekannt gemachten Einnahme - Etat von 43 Millionen aufser Domänen und Regalien, tadelt das Salz - Monopol und alle Mahl -, Schlacht - und Confumtions - Steuern, die mit Zöllen und Stempeln über 23½ Millionen einbringen, ferner die hohen Gerichtsfporteln, den übertriebenen Aufwand bey der Auflöfung und neuen Regulirung der gutsherrlichen Rechte.

Erfte Abtheilung. Die Steuern. Der Vf. fpricht als Axiom aus: „Das Bedürfnifs des Staats, welches der Monarch beftimmt, mufs gefchafft werden, der Werth des baaren Geldes, des rohen Products und der Arbeitskraft mufs fich gleich feyn, die Staatsfchuld bald vermindert, wenn auch nicht ganz abgetragen werden und der Staat mufs fähig feyn, in dringenden Fällen ohne Staatsanleihen das Staatseinkommen fchnell zu erhöhen, mit dem oberften Grundfatz, dafs die Steuern auf alle Staatsunterthanen nach Verhältnifs ihrer Vermögensumftände möglichft gleich vertheilt werden. Aber zuvor müffe der Staat die Vermögenskraft feines Volks genau kennen, die des Einzelnen möglichft genau feftftellen und diefer verhindert werden fie von den Mitunterthanen wieder einzuziehen. Jede Befteurung müffe direct nach genauer Abfchätzung der Gefchäfte, nicht der Waare, erfolgen. Die Gegenftände der Steuer müffen die materiellen und intellectuellen Kräfte des Volkes neben dem Verkehr der Fremden im Lande feyn.

Erfter Abfchnitt: *Grundfteuer.* Der Vf. macht fehr finnreiche, zum Theil aber nicht ausführbar fcheinende Vorfchläge über die verfchiedenen Procente der Abgaben von Gebäuden, Fabriken, Ländereyen, Fifchereyen und Bergwerken.

Zweyter Abfchnitt. Steuer vom beweglichen Vermögen, alfo Perfonen-, Einkommen - und Gewerbe-Steuer.

Dritter Abfchnitt. Steuer vom Verkehr der Fremden. Diefer wird auf 5 Procent des Verkauften auf den Märkten angefchlagen.

Vierter Abfchnitt. Die Controle. Jeder landräthliche Bezirk foll eine Caffe haben und drey Caffen einen Oberinfpector, auch die ganze Erhebung und Regie alsdann höchftens 2,400,000 Rthlr. koften.

Fünfter Abfchnitt. Vergleichung des vorgefchlagenen Syftems mit dem Beftehenden. Wie die Einnahme aus Poft -, Salz-Monopol, Stempel -, Proceffen-, Kunftftrafsen - Zöllen, bis auf die Regie ganz wegfallen follen, mufs man im Buche felbft lefen.

Sechfter Abfchnitt widerlegt einige Einwürfe wider das vorgefchlagene Steuerfyftem.

Zweyte Abtheilung: Unentgeltliche Verwaltung der contentiöfen Gerichtspflege. Jeder Landraths - Bezirk erhielte ein eigenes Gericht mit Aufhebung aller Patrimonialgerichte, jede Provinz ein Appellationsgericht.

Dritte Abtheilung. Gewerbefreyheit, Aufhebung aller Innungen und Zwangsrechte. Erftere und letztere finden des Vfs. Beyfall, geftützt auf einige neue, wider die Bannrechte fprechende, richtig ausgeführte Gründe. Oft fodert das allgemeine Befte die Aufhebung durchaus, fey es auch auf allgemeine Staats - oder Gemeinde-Koften.

Vierte Abtheilung. Veräufserung der Staatsdomänen. Sie find, bemerkt der Vf., entweder Gülten, Geld - und Natural - Gefälle, Zehenten u. f. w. und alsdann müffen fie auf ein jährliches Geldpräftandum mit der Ablöfungsfreyheit und einiger Erleichterung des Schuldners geftellt werden. Dann kann folche die Bezirkscaffe nebenher erheben. Die Frohnden müffen in gemeffene, zu gewiffen Zwecken beftimmte, verwandelt werden. Das Herzogthum Sachfen entbehrt nach dem Vf. aller gefetzlichen Beftimmungen über die rechtlichen Verhältniffe der der gutsherrlichen Lehnshoheit unterworfenen Bauerlehne. Werden aber diefe Bauerlehne eben fo behandelt wie Rittermannlehne: fo ift diefe Einrichtung dem Bauernftande und deffen Thätigkeit und Bedürfniffe, den Boden zu verbeffern, gewifs nicht angemeffen. Es fcheint dem Vf. am rathfamften, ihren Werth billig zu fchätzen, und diefen im Hypothekenbuch einzutragen. Bedient fich nun der Bauer der freyen Difpofition, fo wird die Rente des Ablöfungskapitals fällig, und die Lehnspräftationen hören auf. Auf folche Art verfchwinden ficher alle folche Lehne in drey bis vier Menfchenaltern. Die grofsen Staatsforften darf man freylich nicht eingehen laffen; aber es ift dem gemeinen Beften heilfam, die Servitutberechtigten mit Land, das ihnen gelegen ift, abzufinden. Dann gedeiht der Forft und gedeihen die Unterthanen beffer. Rec. fah übrigens die grofsen Nachtheile der Stagnationen und Entwaldungen in Deutfchland. Daher mufs der Staat, bey der Nothwendigkeit der Feuerung, der Landbenutzung zum Viehfutter, des Obftes und der Gefundheit der Luft, durch eine beträchtliche Anzahl von Bäumen bey den Wohnungen der Menfchen, auf die Anlegung kleiner Obftgärten auch bey der kleinften angewiefenen Landftelle dringen, um auch dem weiteren Verbreiten des gröninger Marfchfiebers zu fteuern, das furchtbarer ift, als die Cholera, weil es noch jetzt da nicht zu weichen fcheint, wo es fich feit dem J. 1826 eingewurzelt hat, und viele Menfchen in allen Claffen theils tödtet, theils Wochen und Monate lang zur Arbeit unfähig macht.

A. H. L.

Augsburg, beym Verf.: *Streiflichter, gerichtet auf des Regierungsraths Beiſsler Betrachtungen über Gemeindeverfaſsung und Gewerbewesen*, von *C. A. Ssherpf.* 1831. 86 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. iſt ein praktiſcher Geſchäftsmann und behauptet ein genauerer Beobachter als der Reg. Rath *Beiſsler* zu ſeyn. Des letzten Werk gleiches Titels (vergl. Jen. Allg. Lit. Zeit. 1831. No. 114) belegt theils die Regierung, theils ſeine Landsleute, welche Gewerbe treiben, mit ſcharfem Tadel. Nach Hn. *S's.* Anſicht geben *B'.s* bunte Bilder „wenig Klarheit, viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit." Bald huldige letzter dem kühnſten Liberalismus, bald dem verſteckten Despotismus, d. h. der Büreaukratie, und irre ſich in der Beſchuldigung, daſs Oeſterreich Induſtrie und Gewerbe des Inlandes nicht ſchütze. Unwahr ſey, daſs der Beyrath der oft ungelehrten Landſtände zu den Geſetzen, weil er oft von unkundigen Männern ertheilt worden ſey, der neueſten baieriſchen Geſetzgebung ſehr geſchadet habe. Weil in Oeſterreich ſogenannte Geſetzkundige regierten, wären dort einige Adminiſtrativbeamten Betrüger des Staats geworden. *Beiſslers* Handels- und Gewerbs-Vorſchläge findet der Vf. unausführbar, wohl aber erfahrungsgemäſs, daſs die Verfaſsung in Baiern dem Adel und dem Reichthum zu viel politiſches Gewicht beygelegt habe. Nach dem Vf. blüht innerer Gewerbswohlſtand in Frankreich und Oeſterreich, weil man keine fremde Induſtrie zuläſst, Preuſſens Zollweſen ſchon weniger ſtrenge iſt als das in Frankreich; weniger ſey dieſs der Fall in Oeſterreich und noch weniger in Baiern, welches kein feſtes Syſtem angenommen habe. Weil Baiern ſeine Producte, die es im Ueberfluſſe erzeugt, nicht los werden kann, und weil die Einfuhr aus der Fremde die inländiſche Induſtrie zu den niedrigſten Preiſen zwingt, ſo verarmt dieſes Land. Die Conſumtion iſt geringe wegen der vielen Hungerleider. Uebrigens ſtimmt der Tadler mit *B.* darin überein, daſs deſſen Schilderungen der Wirthshausbeſuche, der Zehnten, der Feyertage, und der Klöſter als Maſtungsanſtalten der Faulheit, wahr ſeyen. Weil miniſterielle Stubengelehrte ſo viel im Gewerbsfach pfuſchten, ſtehe es ſo übel in Baiern. Man gebe ganz Deutſchland eine adminiſtrative Einheit, und verſchlieſse deſſen Grenzen durch hohen Zoll, ſo werde die innere Induſtrie ohne alle Künſteley aufblühen, wie in Ruſsland ſeit *Cancrins* dortiger Geſchäftsleitung. Eine Eos ſucht nur den Landbau zu heben und ſpöttelt über die Induſtrie, weil da, wo dieſe herrſcht, die vorige und künftige kirchliche Reformation ſich vorbereitet habe. Die Büreaukratie, nicht die Ariſtokratie, ſchade jetzt Baiern. *B.* ſelbſt ſchlägt die Herſtellung der Zünfte vor, und doch weiſs Jeder, welche Nachtheile ſie hatten, wie nur Meiſterstöchter Männer fanden, die Meiſterswittwen junge Geſellen heiratheten, und dieſe Unzucht trieben, wie die faulen Tagediebe unter den Meiſtern durch Verſicherungsanſtalten die Faulheit ſchirmten. Allem Neuem, was noch ſo gut war, widerſprachen die Zünfte. Beſſer iſt es, die Regierung miſcht ſich nicht zu viel ins Gewerbsweſen. Je weniger ſie ſich darein miſcht, deſto wohlfeiler wird das Publicum bedient. — Dieſes ſind die Sätze, welche Hr. *Scherpf* im Buche ſelbſt weiter ausführt.

R.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Landshut*, ohne Angabe des Verl.: *Elemente des allgemeinen Land-Culturgeſetzes für das Königreich Baiern.* Von *M. B. von Vequel.* 1829. 75 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. ſieht ein zweckmäſsiges Land-Culturgeſetz für die Grundlage alles Staatsnationalwohlſtandes an, und als den erſten Punct einer umfaſſenden Geſetzgebung; und die Hauptpuncte, welche in einem Culturgeſetze zu beachten ſeyn mögen, werden von ihm (S. 15 — 51) ziemlich befriedigend, nach im Ganzen genommen richtigen Grundſätzen angedeutet. Nur hie und da ſcheint er nicht ganz richtigen Anſichten zu folgen, z. B. wenn er bey Vertheilung von ausgedehnten Bauerngütern vorerſt von einer wirthſchaftlichen Behörde eine techniſche Prüfung von drey Oekonomieverſtändigen darüber angeſtellt wiſſen will, ob das Betriebscapital des Guthsübernehmers zur Bewirthſchaftung des Gutstheils ausreichend ſey (S. 10). Eine ſolche Unterſuchung, durch deren Reſultat die Zuläſſigkeit der Vertheilung bedingt ſeyn ſoll, kann offenbar zu nichts helfen. Da wo Fleiſs und Betriebſamkeit des Beſitzers alles entſcheiden, ſind ſolche Kuratelen offenbar am unrechten Orte. Auch widerſpricht eine ſolche Beſchränkung des Dispoſitionsrechts offenbar der Grundidee (S. 15): ein zweckmäſsiges Landculturgeſetz dürfe kein Zwangsgeſetz für eine beſtimmte, obgleich als beſſer anerkannte, Landwirthſchaftsweiſe ſeyn, ſondern es habe bloſs ſolche geſetzliche Beſtimmungen feſtzuſetzen, durch welche der freye landwirthſchaftliche Betrieb möglich gemacht und bewahrt wird, — einer Idee, die wohl jeder denkende Staatswirth mit voller Ueberzeugung als richtig anerkennen wird. Unter allen vom Vf. in ſeinen Vorſchlägen empfohlenen Puncten empfehlen wir übrigens *den*, wegen vorſichtiger Einleitung der ſo beliebt gewordenen — aber wirklich hie und da *mehr* ſchädlichen, als nützlichen — Gemeinheitstheilungen (S. 20 — 27), ſo wie ſeine Bemerkungen über zweckmäſsige Einrichtung des Grundhypothekenweſens (S. 27 — 29), der vorzüglichſten Aufmerkſamkeit aller mit dieſen Gegenſtänden beſchäftigten Geſchäftsmänner, beſonders aber den im Vaterlande des Verfaſſers.

Zs.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Brockhaus, und BRÜSSEL, b. Frank: *Aussicht von dem gegenwärtigen Zustande und den künftigen Aussichten des freyen Handels und der freyen Colonisirung*, von *John Crawfurd*, ehemaligem Generalsecretär bey dem kön. grossbr. Gouvernement auf Java. Nach der zweyten vermehrten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von Dr. *H. Fick*. 1830. VIII u. 171 S. 8. (20 gr.)

Treffend hat der Oberst *Welsh*, der in Ostindien 40 Jahre gelebt, in seinem schönen Werke gezeigt, dass das erste Hinderniss eines grossen Handelsverkehrs der Britten mit Ostindien in der Armuth der Ostindier liegt, sowie in der ungeheuern Verschiedenheit beider Völker rücksichtlich der Bequemlichkeiten und der Genüsse des Lebens. An diese natürlichen Schwierigkeiten dachte aber Hr. *Crawfurd* nicht in seinem: *View of the present State and future prospects of the free trade and Colonisation in India*, von welchem eine wohlgelungene Uebersetzung vor uns liegt.

Zuerst macht uns der Verleger mit *Crawfurds* grosser Kenntniss des Orients und den dieses beweisenden Schriften desselben bekannt. — Sehr wahr ist, dass bisher alle Verwaltung Ostindiens durchaus nicht das eigentliche Wohl der Ostindier im Ganzen beförderte, wohl aber das der Braminen, und dass kein anderer Staat die listige Politik des Intervenirens, um die Macht des Intervenirten zu schwächen und dadurch zu herrschen, schmählicher missbrauchte, als die brittische, sehr hierarchische Regierung in den Präsidentschaften und im Rath der Directoren in London. In England herrschen stets die Extreme bald der Ultrafreysinnigkeit, welche der lange herrschende Eigennutz in Fesseln schlug, bald der aristokratische Fluch der vereinten Politik der Geldhaber, der Landherren und Staatsfondsbesitzer mit dem schreyenden Nationalstolz, dass die übrige Erde von Grossbritanniens Wohlfahrt, Ruhe und Denkart, als einem magnetischen Pol des menschlichen Seyns und Treibens, im materiellen und geistigen Verkehr der Völker abhängig sey. — Langsam wuchs der so genannte freye Handel Englands mit Ostindien und das Geldremittiren der Generale und Beamten nach dem Mutterlande, wenn einige Nabobs mediatisirt oder geplündert worden waren, und wenig stieg der Monopolhandel der Handelsgesellschaft mit China, aber wohl durch die sich nähernden Eroberungen der ostindischen Handelsgesellschaft die Furcht des Hofes von Peking vor der Obergewalt der Britten in Ostasien. Die Factorey in Canton, stolz, wie alle privilegirte Körper zu seyn pflegen, wähnte, dass ihre Klugheit in Handhabung des Verkehrs, die Chinesen etwas zahmer mache, während es die Furcht vor dem allmächtigen Oberstatthalter in Calcutta war, welche das himmlische Reich etwas milder erscheinen liess. Im Despotismus stehen sich beide Höfe von Peking und Calcutta ziemlich nahe. Mag *Crawfurd* dem freyen Handel zu Singapore, der freylich wuchs, excentrische Hoffnungen widmen! Er kann nur steigen, wenn die Asiaten in und ausser der brittischen Herrschaft wohlhabender, und den Britten in Sitten und Bedürfnissen ähnlicher geworden sind. Das Wesen des Singaporer-Handels ist ein indirecter grosser Verkehr mit den der brittischen Flagge verbotenen Häfen Chinas. Rec. erwähnt *Crawfurds* Zahlen hier nicht, denn alle amtlichen Protocolle über den Belang eines solchen Verkehrs sind immer nur täuschend, weil der erlaubte Handel stets einen Zwillings-Bruder hat, den unerlaubten Handel, den jeder, so gut er kann, besonders unter den schlauen Britten versteckt.

Rec. wundert sich, dass Hr. *Fick* diesen Handel nicht *zugleich*, mit Berichtigung der *Crawfurdschen* Ansichten, beleuchtet. Hat nicht der englische Wollhandel nach Ostindien in neuester Zeit bedeutend, man sagt um 23 Procent, abgenommen? — Gewiss ist England der Alleinhandel der Handelsgesellschaft nach China nachtheilig, und der nordamerikanische Handel nach China wächst sichtbar, ungeachtet ihn keine Factorey beschützt, aber die Beamten der englischen Factorey in Canton stehen sich dabey und im Schleichhandel mit Opium gar trefflich. Russland hat sich des Handels von Nordchina mit Wollwaaren fast ausschliessend bemächtigt, und sogar die preussische Concurrenz nicht länger dulden wollen. — Erst muss die ostindische Gesellschaft alle ihre Landpächter in Landeigenthümer verwandeln, diese vor Prellereyen der Zamindare schützen, die wilden Thiere ausrotten, eine klimatisch-rationale Landwirthschaft einführen, auch die braminische Geistesverfinsterung brechen, ehe der Ostindier so reich wird, brittische Fabrikate bezahlen zu können. Das ungeheure orientalische Reich der drey brittischen Präsidentschaften daselbst, neben den Statthaltereyen in Ceylon und Prinz-Wales-Insel, hat noch keinen

einzigen Kanal, wenig Landstrasen, keine Sicherheitsanstalten gegen die Cholera, keine bedeutende Milderung der Menschenherabwürdigung in Kasten. Ostindien führt jetzt viel Indigo aus nach Europa, aber auch fast nur aus Bengalens Marschen, von denen wenige bedeicht, und wo nur bey ein paar Städten die Sümpfe und Wälder (eine Wohnung der Schlangen und Raubthiere) ausgerodet, entwässert und bedeicht worden sind. Noch sind fast alle indischen Producte, als Zucker, Baumwolle, Reis, Cochenille, Gelbholz, Taback, Seide, Kastoröl, Kaffee, Indigo und Krapp, geringeren Werths, als die aus anderen Ländern. So ist der aus den Niederlanden kommende Krapp über doppelt so theuer als der ostindische. Also muss man vor Allem die Landwirthschaft heben, um den Handel zu heben. Alle Handelsbeförderungen sind thöricht, so lange ein Land nur schlechte Producte dem Auslande zu liefern vermag. — Während die ostindische Gesellschaft niemals beachtet hatte, dass der Tutang der Chinesen und der europäische Zink eine Waare war, fingen die Nordamerikaner kaum an, nach Canton Handel zu treiben, als sie gewahr wurden, dass die aus der Tatarey nach China eingeführte Giesingwurzel sich im Lande der freyen nordamerikanischen Wilden ebenfalls finde, und sofort machten sie grosse Geschäfte hierin. Erst der entfreyete Handel aus England nach Ostindien liess entdecken, dass der ostindische Farbestoff *Lack dye* sehr oft die theure Cochenille ersetzen könne. Wenn heute die ägyptische Baumwolle ein groser Ausfuhrartikel der Nilufer ist, so verdankt der Pascha von Aegypten diess dem Franzosen Jümel, welcher eine sehr edle Gattung Baumwolle dort nationalisirte, wo sie früher in dem reichsten Alluvionsboden ihre Bestandtheile niemals ausgesogen hatte, und daher reiche Ernten lieferte. Die Insel Mauritius und ganz Westindien bauet jetzt nur otahaitischen Zucker, aber in Ostindien noch Niemand, und alle brittische, die Zuckerbereitung erleichternde Maschinerie ist in Ostindien völlig unbekannt. — Gewiss bedarf die Handelsgesellschaft kein Handelsmonopol, um in Ostindien ruhiger zu regieren; jedoch fürchtet Rec., dass, wenn sie dort regiert, ihr und ihrer Beamten Eigennutz den brittischen Handelsverkehr, und das Erheben ihrer Unterthanen zu besseren Landwirthen und dadurch zu mehr Wohlstand, willkührlich zerstören werde. — Nicht durch Monopole, sondern durch Beglückung seiner wilden Unterthanen, die unter sich in Sitten und Sprache geschieden leben, behauptet Russland seine Macht über die rohen zum Theil noch nomadischen Völkerschaften. Eben die Nachtheile, welche Ostindien und England in Folge der politischen Herrschaft und des Monopols der ostindischen Handelsgesellschaft drücken, machen das Unglück der Nomaden in Sibirien, denen der Pferdefrohndedienst zum Transport der Güter der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft jährlich an 80,000 Pferde kosten soll, deren Fleisch freylich hernach die sibirischen Streifvölker verzehren. Die Römer würden ohne eine rationalere Behandlung der Provinzen unter den Kaisern, als diese sie unter den aristokratischen Proconsuln der Republik erfuhren, ihre Herrschaft in den Provinzen nicht lange fortgesetzt haben, und England wird sich nicht lange in Ostindien behaupten, wenn es nicht bald sowohl die Monopole als die Territorialherrschaft der Handelsgesellschaft aufhebt, so strenge auch dort, nach *Welsh*, das Regiment und das Misstrauen wider die Rajahs zu seyn scheint. Es ist eine Thorheit, zu fürchten, dass die Concurrenz eingewanderter Engländer in Benutzung der furchtbaren ostindischen Aecker die Verarmung der Ostindier nach sich ziehen werde. Gerade dadurch sind die Eingebornen, da wo es erlaubt war, dass Britten Grundeigenthum erwerben konnten, deren Nachahmer in manchem Nützlichen geworden. Der Charakter der Hindus hat einige schöne Seiten, bedarf aber sehr einer reineren Humanität, als sie bisher besitzen. — Wo die Chinesen als Kolonisten in Ostasien erscheinen, da verbessern sie den Landbau, die Fabricatur und den Handel. Hart ist die ostindische Gesellschaft gegen die Nachkommen der Europäer, welche geborne Ostindiarinnen heiratheten, indem sie von allen irgend bedeutenden Staatsämtern ausgeschlossen sind. Gerechter und politischer verfügte die Krone in den ihr direct unterworfenen ostindischen Inseln u. a. auf Ceylon und auf Trinidad, und das Gegentheil der Verfügungen der englisch - ostindischen Handelsgesellschaft. Da, wo die Niederländer auf Java viel Grundeigenthum besitzen, entsteht niemals Empörung, wohl aber da, wo bloss Eingeborne, und unter sich, so wie mit ihren Fürsten, in Zwietracht leben. — Die Jury wurde zuerst auf Ceylon und hernach in Ostindien eingeführt, und die Eingebornen sind sehr damit zufrieden. — Während die Calcuttaregierung die Aufklärung der Britten befehdet, unterstützt sie das Aufblühen der asiatischen sinnlichen und fabelhaften Literatur. — Die Hindus leben im Ganzen gerne unter brittischen Gesetzen; nur die Vornehmen aus Rajahsgeschlechtern hassen die Gesetze und die Einrichtungen der sie von der Höhe herabstürzenden Britten. Durch die vermehrte Einfuhr brittischer Baumwollewaaren leidet der Hinduweber wenig, denn er ist gemeiniglich zugleich ein kleiner Landpachter. Erlangt er eine Art Eigenthum, das er seinen Kindern übertragen und mit Nutzen verbessern kann, so ist er reichlich entschädigt. — Die Welt mag hoffen, dass alle mögliche Handels- und Colonisations-Freyheit sich unter dem neuen brittischen Ministerium verbreiten möge, sein Stand bleibt immer schwierig, dem Coloss der reichen grundherrlichen Pairs und anderer Familien, dem Einflusse der alten Handlungshäuser in England, in seinen Colonien und in den Häfen des Auslandes, endlich dem Eigennutze der Besitzer der Staatsschulden die Spitze zu bieten.

X.

DORTMUNDT, b. Mallinckrodt: *Recht, Richtsteig, Rechtsgelehrte und Adel der preussischen Rheinlande, in der Gegenwart und Zukunft. Nebst Andeutungen und Wünschen für das übrige Preussen.* Zwölf Abhandlungen von *Johann Friedrich Joseph Sommer*, Hofgerichts-Advokaten zu

Kirchhundem im Herzogthum Westphalen. 1817. 124 S. 8. (12 gr.)

Unter diesem Titel sind zwölf rhapsodische Abhandlungen gesammelt, welche weniger bekannt worden zu seyn scheinen, als sie verdienen. Die 1ste, *das Recht*, hat zum Zweck, dass für die neuen preussischen Rhein-Provinzen ein Provinzial-Recht entworfen, das preussische Landrecht dabey zum Grunde gelegt, und aus dem Code Napoléon, dann den früheren Particular-Rechten das Dienliche beybehalten werde. — Die 2te, *die Gerichtsverfassung*, will die französische Friedensrichter, so wie das Notoriat-Wesen abgeschafft, und dagegen Kreis-Gerichte errichtet wissen, den auch die Criminalgerichtsbarkeit übergeben werden soll. — Die 3te, *das Volksthümliche im Gerichte, Geschworne* u. s. w. enthält mehrere, recht gute Ideen über eine zweckmäfsige Organisation der Jury und deren Verschmelzung mit den ordentlichen Kreisgerichten. — Die 4te, betrifft das *öffentliche Verfahren* und die *Untersuchungsmaxime*. Nach Hn. *S.* Vorschlag sollte das öffentliche Verfahren allgemein eingeführt werden, und damit sind wir auch um so mehr einverstanden, als diess an sich die Referenten zu einer genauen und vollständigen Darstellung zwingt. Dass aber die *Relationen* den Anwälten *vor* deren Vortrag voraus gegeben werden sollen, können wir durchaus nicht zweckmäfsig finden. Abgesehen davon, dass es doch offenbar die richterliche Würde herabsetzen müsste, so würde es zu unendlichen Discussionen Anlass geben; und die Processe verewigen. In Absicht der Actenauszüge allein möchte es zweckmäfsig seyn, damit die Parteyen sich überzeugen können, dass die Thatsätze dem Collegium vollständig und richtig vorgetragen worden, und dass sie, im Fall einer Lücke, diese vor dem Vortrag ergänzen können. — 5. *Die weiteren Instanzen und die Rechtsmittel betreffend.* Hr. *S.* schlägt für jede Provinz ein Oberlandesgericht vor, aus einem Civil- und Criminal-Senat, dann einen Präsidial-Senat für die Aufsicht auf die Untergerichte, Depositen, Tabellenwesen u. s. w. Sehr zweckmäfsig. Für die letzte Instanz schlägt er einen zweyten Senat des Berliner Geheimen Obertribunals für die Provinzen vor, wo französisches Recht gegolten hat. — 6) *Die Advocaten.* Eine sehr gehaltvolle Vertheidigung dieses Standes und seiner Würde. Nur in Absicht der Advocatentaxe können wir dem Vf. nicht beystimmen. Die preussische Classification der Processe hat, bey allem Schein der Rechtlichkeit, doch sehr bedeutende Inconvenienzen. Ist der Klaggegenstand beträchtlich, der Kläger erlangt ihn aber nicht, wegen eintretender Insolvenz des Beklagten, oder weil es eine zweifelhafte Rechtsfrage betrifft, so ist er doppelt unglücklich. Auch sind die Advocatentaxen allenthalben hoch genug. So gerecht es ist, dass der Advocat reichlich belohnt werde: so gewiss ist es doch, dass der einsichtsvolle und thätige Advocat bey mäfsiger Arbeit, alle anderen Stände im Einkommen überflügelt. — 7. *Die Personen-Standesregister.* Der Vf. glaubt, dass diese ganz füglich durch die Kirchenbücher ersetzt werden könnten. Dem aber muss Rec. feyerlich widersprechen. Eine lange Geschäftserfahrung hat ihn überzeugt, mit welcher Sorglosigkeit die Kirchenbücher gewöhnlich von den Geistlichen geführt werden, welche überhaupt alle nicht unmittelbar geistliche Geschäfte nur mit grossem Widerwillen verrichten, und dazu gar kein Geschick haben; auch freylich nach der jetzigen akademischen Lehr-Methode nicht erhalten können. Dem Rec. ist nicht Einer, es sind ihm viele Fälle vorgekommen, wo ganze Familien durch unrichtige Eintragungen in die Kirchenbücher unglücklich geworden sind. Man darf also ein so höchst wichtiges Werk als das *Personen-Standes-Register* keineswegs den Geistlichen allein anvertrauen; denn von dessen Richtigkeit hängt das Schicksal, Wohl und Weh aller Gesellschaftsglieder ab. Der Gefahr nicht einmal zu gedenken, welche durch das häufige Verbrennen der Kirchenbücher, die nur einfach vorhanden sind, für die bürgerliche Gesellschaft entsteht. Dass die Controle der Küster, welche das allgemeine Landrecht fodert, durchaus unzureichend und unzweckmäfsig sey, wird jeder practische Geschäftsmann anerkennen. Nicht nur sind die Küster oder Schulmeister grossentheils dazu ganz unfähige Leute, sondern die Achtung, welche sie ihren Vorgesetzten, den Geistlichen schuldig sind, wird ihnen nie erlauben, sich dieser Controle mit Wirksamkeit zu entziehen. Schon längst hätte also die Eintragung der Geburts-, Verehelichungs- und Sterbe-Fälle, in ein Duplicat des Registers, allenthalben der Civilobrigkeit auch in Deutschland übertragen werden sollen; welches Duplicat dann mit den Pfarrey-Registern jährlich verglichen und die etwaige Discrepanzen, wo es noch Zeit ist, berichtigt werden sollten. — Die 8te Abhandlung: *das Kirchliche bey der Ehe* ist gegen die Bestimmungen des Preussischen Landrechts in Absicht der Ehescheidungen, §. 36. 136 und 715. 2ter Th. gerichtet. Uns hat der Vf. nicht überzeugt. Der *Staat* kann die Ehe nur als einen *Vertrag* anerkennen. Die nach den verschiedenen Religions-Ansichten damit verbundenen *kirchlichen* Gebräuche gehen den Staat gar nichts, sondern nur die Betheiligten an, und der Staat muss die Ehe in der bürgerlichen Gesetzgebung nach den Regeln des Vertrags beurtheilen. Alles übrige gehört vor das *kirchliche* Forum. In wie fern nun die Betheiligten *diess* anerkennen, oder sich dessen Aussprüche unterwerfen, oder entziehen wollen, ist Sache des Gewissens, dessen Freyheit der Staat zu beschränken nicht berechtigt ist. 9. *Etwas über den Concurs.* Der Vorschlag, die Concurs-Masse einem Ausschuss der Gläubiger zu übergeben, möchte wohl mannichfaltigen Anständen unterliegen, deren Auseinandersetzung den Raum dieser Blätter überschreiten würde. Auch möchten wir den Satz, dass der Preussische Concurs-Process vorzüglich empfehlungswürdig sey, keineswegs unterschreiben, da er durch das gespaltene Liquidations-Verfahren vielmehr äusserst verworren und schleppend ist. Wohl aber wäre zu wünschen, es möchte statt der zahlreichen nutzlosen Preisfragen, welche jährlich aufgegeben werden, eine Regierung sich entschliessen, ei-

nen bedeutenden Preis auf die beste Beantwortung der für die bürgerliche Gesellschaft so wichtigen Frage zu setzen, auf welche mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit vereinbare Weise Concurse *am schnellesten* zu beendigen seyen. — 10. *Perhorrescenz.* Der Vf. stimmt mit Recht für die Wiedereinführung des Perhorrescenz-Eides. — 11. *Adel.* Der Vf. erklärt sich mit Grund für die Herstellung eines, aber *begüterten, Erb-Adels* durch Erneuerung der Fideicommisse. — 12. *Schluss und Nachträge.* Die ganze Schrift bekundet den Vf. als einen denkenden Kopf und vielseitig gebildeten Mann, dessen zum Wohl seines Vaterlandes erhobene Stimme, von den Obern nicht überhört werden möge.

J. S.

ERDBESCHREIBUNG.

Dresden u. Leipzig, in d. Arnoldischen Buchhdlg.: *T. F. M. Richters Reisen zu Wasser und zu Lande in den Jahren* 1805 *bis* 1817. Für die reifere Jugend zur Belehrung, und zur Unterhaltung für Jedermann. Dritte verbesserte und wohlfeile Taschenausgabe. Sechstes Bändchen. 183 S. Siebentes Bändchen. 192 S. Achtes Bändchen. 205 S. Neuntes Bändchen. 198 S. Zehntes Bändchen. 198 S. 1831. 12. (cpl. 5 Rthlr.)

Diese fünf Bändchen schliessen das, gewiss für jedes Lebensalter gebildeter Leser höchst interessante und besonders für die Jugend mannichfache Belehrung enthaltende Werk ganz in demselben Charakter, wie die bereits angezeigten (Jen. A. L. Z. 1831. No. 133) solches begannen. Der Vf. ist unermüdet bedacht gewesen, seinen Schilderungen das erfreuliche Leben zu erhalten, welches die ersten Bändchen so sehr empfahl.

China und dessen im fünften Bändchen dargelegten Sitten und Eigenthümlichkeiten boten merkwürdige Parallelen mit *England* dar, von dem der gröſste Theil des 6ten Bändchens handelt. Mit dem anziehendsten Detail verbreiten sich schon die drey letzten Abschnitte desselben, das ganze folgende Bändchen und ein groser Theil des 8ten über *Sicilien* und besonders *Messina. Alexandrien*, wohin wir sodann dem kenntniss- und erfahrungsreichen Reisenden folgen, wird nunmehr der Gegenstand seiner geschickten Schilderung. Im 9ten Bändchen ist uns wenig Zeit zur Rast an Einem Orte verstattet. Am längsten währt noch der Aufenthalt in *Alicante*. In *Tunis* namentlich bedauert man freylich mit dem Verfasser, dass man so bald wieder hinweg muss. So auch in *Griechenland*. Das 10te Bändchen bringt uns nach Messina zurück, wo Hr. *R.* nach manchen Hindernissen, welche seiner Liebe zu einer vierzehnjährigen Sicilierin entgegentreten, sich mit dieser verheirathet. Besonderes Interesse erregt seine Besteigung des *Aetna* und die Anmerkungen über diesen Vulkan, sodann die Notizen von *Malta*, welches er verlässt, um über *Triest* nach Sachsen zu gehen.

Diesem Bändchen ist eine alphabetische Erläuterung der in dem Werke vorkommenden *nautischen Kunstausdrücke* beygefügt, ein abermaliger Beweis, dass der Vf. sich keine Mühe verdriessen liess, sein, auch zur angenehmen Unterhaltung geeignetes Buch so belehrend und nützlich als möglich zu machen.

— u.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Sulzbach*, gedruckt mit des Commerzienraths Seidel Schriften: *Anleitung zur Anlegung und Unterhaltung der Vicinalwege*, von *Johann Boglist Greger*, k. baier. erstem Landgerichtsassessor zu Eschenbach im Main-Kreise, ord. Mitgl. des landwirthschaftlichen Vereins in Baiern. Mit Zeichnungen. 1817. ¼ B. Zeichnungen. u. 63 S. 8.

Unter *Vicinalwegen* versteht der Vf. (S. 14) diejenigen, welche die von den Hauptstrassen abgelegenen Ortschaften unter sich und mit den Hauptstrassen verbinden. Er hält sie (S. 15) für ein Operat der polizeylichen Pflicht des Unterthans der Gegend, und der Unterschied zwischen solchen Wegen und den Hauptstrassen soll darin bestehen, dass die letzteren Kunststrassen sind, welche mit voller Anwendung der Strassen- und Brücken-Baukunde nach praktischen Rücksichten ganze Linien durch Länder, oder von und zu Hauptstädten bilden, und von dem Staatsvermögen besorgt werden; wogegen Vicinalwege nur die polizeyliche Sorge des Beamten einer Gegend von drey bis vier Quadratstunden, und die gemeine Kunst und Mittel des Landmanns in Anspruch nehmen, indem es bey diesen letzten Wegen meist schon genügen soll, wenn solche ordentlich in der Breite von funfzehn bis achtzehn Schuhen gebauet, gut gewölbt, mit Seitengräben versehen, und nach Beschaffenheit eines nassen Bodens mit trockenem Material überschüttet, und hie und da mit den nöthigen Brücken und Kanälen versehen sind. Die Anweisung des Vfs. zum Bau und zur Unterhaltung solcher Wege, wobey er vorzüglich das Landgericht Eschenbach und dessen Bezirk im Auge hat, zeigt von vieler praktischen Sachkenntniss, und verdient allgemeine Empfehlung, wenn man auch über den gelehrten naturphilosophischen und humanistischen Anstrich, den der Vf. seiner Lehre giebt, mitunter lächeln muss. Stellen aus *Schiller* und *Klopstock* gehören auf keinen Fall in eine Strassenbauinstruction, und um der Verbindlichkeit der Unterthanen zum Bau und zur Unterhaltung solcher Wege zu deduciren, braucht man nicht bis auf die Urgesetze des bürgerlichen Wesens zurück zu gehen.

Zs.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

PHILOSOPHIE.

Sulzbach, in von Seidels Kunst- und Buchhandlung: *Athanasia*, oder *Gründe für die Unsterblichkeit der Seele.* 1827. XVI u. 336 S. 8. (1 Rthlr.)

Obgleich diese Schrift schon vor mehr als vier Jahren ans Licht getreten ist, so hat sie doch bisher nicht nur kein Interesse, wie man von ihrem Inhalte billig hätte erwarten sollen, im Publicum überhaupt erweckt, sondern sie hatte nicht einmal das Glück, in irgend einer der berühmteren Literaturzeitungen Deutschlands geziemend gewürdigt zu werden. Dieses sonderbare Ereigniss lässt sich wohl nur aus der Anonymität des Buches erklären. Man scheint über ein Buch, dessen Vf., wie man etwas übereilt voraussetzte, sich nicht zu nennen wagt, schon im Voraus abgeurtheilt, und um sich die Mühe des Durchlesens zu ersparen, sich überredet zu haben, es sey wohl nur eine Schrift, ähnlich so vielen anderen, die sich in der Behandlung desselben Gegenstandes eben keinen besonderen Ruhm zu erwerben wussten. Darum hält es Rec. für seine Pflicht, auf die *Athanasia*, deren hoher Werth ihm einleuchtet, die öffentliche Aufmerksamkeit hinzulenken.

Rec. muss es nämlich dieser Schrift nachrühmen, dass sie ihre Aufgabe, die Darstellung der Gründe für die Unsterblichkeit der Seele, glücklich, und für jeden vorurtheilsfreyen Leser genügend gelöst hat. Thatsächlich erscheinet hier die Ueberzeugung unseres Vfs. (S. 3 und 4), dass sich die Wahrheit von der Unsterblichkeit schon durch die blosse Vernunft hinlänglich erweisen lasse, vor unseren Augen gerechtfertigt. Zwar ist diese Behauptung von angesehenen Weltweisen nicht selten bestritten worden, und in unserer Zeit haben *Kant* und seine Anhänger der menschlichen Vernunft überhaupt das Vermögen abgesprochen, über die übersinnlichen Gegenstände, wohin denn auch die Frage von der Unsterblichkeit gehört, synthetisch richtig zu urtheilen. Allein ihre Gründe werden bey näherer Betrachtung unstatthaft erfunden; insbesondere ist *Kants* Behauptung, wie der Vf. (S. 5—6) scharfsinnig bemerkt, in sich selbst widersprechend und schlecht begründet (wie aus dem Schlusse dieser Rec. hervorgehen wird), und darf uns in unserer Ueberzeugung von der Unsterblichkeit um so weniger irre machen, da ja derselbe Philosoph die Wahrheit der Unsterblichkeit dem ungeachtet eingestanden, und aus praktischen Gründen daran zu glauben befohlen hat (S. 7—8). Wenn aber der Vf. selbst, wie er S. 3 gesteht, eine Zeitlang der Meinung war, dass es der menschlichen Vernunft in der That an hinlänglichen Gründen zur Erhärtung des Lehrsatzes von der Wissenschaft fehle, so hat ihm in der Folge das Gegentheil eingeleuchtet, nachdem er sich durch weiteres Nachdenken der dafür sprechenden, und im vorliegenden Werke entwickelten Gründe bemächtiget, sie von allen Seiten geprüft, und stets richtig befunden hatte. (Ebendas.).

An die Spitze dieser Gründe nun stellt der Vf. den von der *Einfachheit* und *Einerleyheit* der Seele hergenommenen (S. 9—68). Er gestehet, dass die Wahrheiten, die er bey dieser Gelegenheit vorträgt, seit Jahrhunderten bereits von den grössten Weltweisen, und beynahe aus denselben Gründen, seyen behauptet worden, und glaubt sich daher höchstens nur die Hoffnung machen zu dürfen, es möchte ihm hie und da gelungen seyn, die Sache deutlicher auseinander gesetzt zu haben. So gering aber das Verdienst Manchem scheinen könnte, das sich hier der Vf. auf eine so bescheidene Weise beyleget: so wichtig ist es in der That, und verpflichtet zu grossem Danke, da ja eine dauernde Ueberzeugung hauptsächlich von einer klaren und besonnenen Darlegung der für eine geoffenbarte Wahrheit streitenden Gründe abhängig ist. Inzwischen muss Rec. erinnern, dass selbst hier schon nicht bloss längst bekannte Wahrheiten von dem Vf. wiedergegeben werden, sondern dass der aufmerksame Leser gar Vieles finden wird, was durch Neuheit der Ideen anzieht und angenehm überrascht. Bemerkenwerth ist schon der philosophische Scharfsinn, den der Vf. bey Gelegenheit der Erörterung der so schwierigen Begriffe: Substanz und Adhärenz (S. 9—14), bey der Bestimmung der verschiedenen Bedeutungen des Satzes: eine gewisse Beschaffenheit von Veränderung komme einem Gegenstande zu, oder gehe in demselben vor, und bey der Unterscheidung der verschiedenen Arten von Verhältnissen und ihrer Anwendung auf seinen Gegenstand, an den Tag leget, so, dass schon desshalb Niemand, der an der Philosophie ein Interesse findet, das Buch ungelesen lassen sollte. Schlagend ist die *Polemik*, mit welcher der Vf. S. 47—68 wider die Gegner der Einfachheit der Seele (die Materialisten) auftritt, obgleich

er ihre Einwürfe in ihrer ganzen Stärke, wie sie kaum ihre Urheber selbst vorgetragen haben, dem Leser darlegt. Was, bey Anlass des fünften Einwurfes und seiner Widerlegung, über die menschlichen Urtheile und einige merkwürdige Eigenschaften derselben beygebracht wird, ist höchst belehrend. Vorzüglich wichtig aber däucht Rec., wie diess auch schon der Herausgeber erinnert, des Vfs. Unterscheidung zwischen unmittelbaren und mittelbaren Erfahrungsurtheilen für die Wissenschaft, wo man nicht selten vermittelte Urtheile für unmittelbare ansieht, und sich somit alles Beweises für die Wichtigkeit derselben überhoben glaubt. So halten z. B. selbst Weltweise das Urtheil, die menschliche Freyheit nach inderterministischer Ansicht betreffend: „ich kann zwischen zwey Handlungsweisen, davon die Eine von meinem Glückseligkeitstriebe gewünscht, die andere von der Vernunft gefodert wird, ohne bestimmenden Grund wählen", für ein Urtheil, das keines Beweises bedarf. Nach dem Vf. dürfte es sich aber anders verhalten, da ja eben dieses Urtheil kein unmittelbares, sondern ein vermitteltes ist.

Treffend ist die Bemerkung (S. 56 und 57), dass wir auch dasjenige, was wir mit Händen greifen, mit Augen sehen, und dergl., nicht unmittelbar, sondern durch Schlüsse, und zwar durch blosse Wahrscheinlichkeitsschlüsse erkennen, die irre leiten können, und oft auch wirklich irre leiten; dass dagegen die Schlüsse, durch welche der Vf. die Einfachheit der Seele bewiesen, nicht Schlüsse der blossen Wahrscheinlichkeit, sondern vollkommene Schlüsse seyen. „Du hörst sie aber", sagt er weiter, „das erste Mal. Wohl, das berechtiget dich, sie zu prüfen, und wiederholt zu prüfen, bevor du sie annimmst. Ist aber diess geschehen, und haben sie jede Prüfung bestanden; wahrlich, dann wäre es nicht mehr vernünftig gehandelt, wenn du dem Schlusssatze, zu dem sie führen, nur darum minder vertrauen wolltest, weil du dir jener Vordersätze, auf denen er beruht, deutlich bewusst bist, weil eben desshalb die Täuschung, dass du ihn unmittelbar erkennest, hier gar nicht eintreten kann."

Denjenigen Gegnern der Einfachheit der Seele, die aus der grossen Abhängigkeit derselben vom Leibe, vornehmlich aus der Art der Entstehung des Menschen durch den körperlichen Act der Zeugung, die beiderseitige Gleichartigkeit erschliessen wollen, wird zuvörderst (S. 57—63) erwiedert, dass aus allen den Erfahrungen, die man hieher bezieht, höchstens nur gefolgert werden könne, dass die Seele des Leibes zu ihren Verrichtungen bedürfe; niemals aber, dass irgend eine dieser Verrichtungen im Leibe, oder in einem Theile desselben, vorgehe, dass somit die Seele körperlich sey. Dieser Unterschied, den man hier gewöhnlich übersieht, ist wichtig, wesshalb ihn der Vf. bereits S. 21 ff. deutlich auseinandergesetzt hat. Er bezieht sich daher darauf, und erinnert nur noch, dass nach der Schlussart, die sich hier die Freunde des Materialismus erlauben, alle Dinge, die zu unserer geistigen Thätigkeit uns mehr oder minder nothwendig sind, und durch die gewisse Geistesverrichtungen mehr oder minder gut von Statten gehen, gleichfalls Theile unseres *Ich* wären. Ein Fernrohr, das unsere Sehkraft unterstützt, eine Dehnkraft, die wir zur Ausführung grosser Berechnungen gebrauchen, ja Bücher sogar, die wir zu unserem Unterrichte liefern, und dergl., würden dazu gehören. — Aus der Art der Entstehung des Menschen durch die Zeugung, einen körperlichen Act, folgt gleichfalls nichts gegen die Einfachheit der Seele. Denn nicht hervorgebracht wird die Seele durch die Zeugung, sondern es wird ihr nur dadurch Anlass und Gelegenheit zu einer schnelleren Entwickelung verschafft; von dem Augenblicke des Entstehens unseres Leibes an wohnt auch schon die Seele in ihm, und sie ist es, die an seiner Entstehung sowohl, als an seiner Erhaltung und Ausbildung den thätigsten Antheil nimmt, wie der Vf. in der Folge erweist. Wenn man sich vorstellen müsste, dass Gott die Seele des Menschen erst in dem Augenblicke, da er gezeugt und geboren wird, erschaffe, oder die schon vorhandene doch erst in solchen Augenblicken aus den entferntesten Gegenden der Schöpfung herbeyführe in den Leib, der nun ihr Wohnsitz werden soll: dann möchte man wohl über Schwierigkeiten zu klagen berechtiget seyn. So aber ist die Nothwendigkeit einer solchen Vorstellung von selbst gehoben. Dass es noch immer viel Unerklärliches in der Entstehungsart wie des Menschen, so auch jedes organischen Wesens überhaupt gebe, leugnet der Vf. nicht. Diess rührt aber nicht von der Voraussetzung her, dass sich in einem jeden solchen Wesen eine einfache Seele befinde, sondern von unserer Unkunde der Naturkräfte. Uebrigens gewinnt man damit, dass man das Daseyn einfacher Seelen verwirft, so wenig, dass man dadurch vielmehr die Dunkelheit nur vergrössert. Versuchsweise fügt hier der Vf. eine Erklärung der Entstehung der Organisation durch einfache Theile bey, wo hingegen diejenigen, die keine einfache Substanzen annehmen, auf die Frage, wie ein organisches Ganzes entstehe, durchaus nichts Befriedigendes erwiedern können. — Noch einen Einwurf gegen die Einfachheit der Seele hebt der Vf. auf eine interessante Weise (S. 63—68). Man behauptet nämlich, bey der Annahme einer einfachen Seelensubstanz bleibe es unerklärlich und eine Art Geheimniss, wie sie Veränderungen im Leibe hervorbringen könne. Dagegen erinnert der Vf., man spreche mit Unrecht von Unerklärlichem und Geheimnissvollem, wo nichts davon in der That vorhanden sey. Denn wenn man fragt, wie die Seele wirke, so will man eigentlich nicht erfahren, durch welche Vermittelung es geschehe, dass die Veränderungen, die in gewissen Theilen des Leibes durch den Eindruck äusserer Gegenstände hervorgebracht werden, sich bis zur Seele fortpflanzen, oder dass diese und jene äusseren Gliedmassen in Bewegung gerathen, sobald es die Seele will (indem diess keine eben so unerklärliche Sache wäre, und die Physiologen hierüber bereits so manche Aufschlüsse gegeben haben), sondern man verlangt nur die Art zu wissen, wie Seele und Leib (Seelenorgan) auf einander wirken, und durch welche Mittel diess geschehe. Hierauf aber ist es unmöglich eine

andere Antwort beyzubringen, als die, daſs es eigentlich gar kein ſolches Mittel gebe, und geben könne, und daſs der Verkehr zwiſchen Seele und Seelenorgan unmittelbar Statt habe. Weiter giebt es hier nichts zu erklären, weſshalb man auch nicht von Unerklärlichem und Geheimniſsvollem ſprechen ſolle. Aber geſetzt, es wäre wahr, daſs es hier etwas Unerklärliches gebe, ſo würde doch damit die Einfachheit der Seele nicht aufgehoben, wofern wir einer unerklärlichen Annahme auf keine Art ausweichen können, wir mögen über die Natur der Seele wie immer entſcheiden. Nicht auf der vorausgeſetzen Einfachheit der Seele, ſondern auf der aus ihr gefolgerten Unmittelbarkeit der wechſelſeitigen Einwirkungen beruht die Unerklärlichkeit. Unmittelbare Einwirkungen aber, ſie mögen unter einfachen oder unter zuſammengeſetzten Gegenſtänden, oder unter ſolchen, wovon der Eine einfach, der Andere zuſammengeſetzt iſt, obwalten, ſetzen auf jeden Fall etwas Unerklärliches voraus, wie der Vf. an einem ſehr intereſſanten Beyſpiele, an der Erſcheinung des Stoſses zeigt, welche ein unmittelbares Wirken, und zwar in die Entfernung, vorausſetzt. Der Vf. nimmt alſo eine *actio in diſtans* gegen *Leibnitz* an, wie er überhaupt von dieſem groſsen Denker, mit welchem er ſonſt ſo ſehr übereinſtimmt, in der Lehre von der Einwirkung der Seele auf den Leib ſehr abweichet.

Von dem für die Einfachheit und Einerleyheit der Seele geführten Beweiſen wendet ſich nun der Vf. zum Beweiſe für ihre ewige Fortdauer (S. 69 — 90), welchem er den Lehrſatz zu Grunde leget, daſs „keine Subſtanz der Vernichtung unterſtehe". Zwar läſst er ſich nicht darauf ein, dieſen Lehrſatz ſelbſt innerlich zu begründen, verſucht es aber, uns von der Wahrheit deſſelben anderweitig zu überzeugen. Gelehrte und Ungelehrte, ſagt er nämlich, ſtimmen darin überein, daſs alles Entſtehen und Vergehen nur die Verbindungen unter den Weſen, nur ihre Zuſammenſetzungen, nicht die Subſtanzen ſelbſt betreffe. Und mögen auch die Beweisgründe, welche die Gelehrten für dieſe Behauptung beybringen, noch ſo mangelhaft ſeyn, die Wahrheit derſelben wird damit keinesweges aufgehoben. Denn wir erkennen der Wahrheiten ſo viele mit der beſtimmteſten Gewiſsheit, ohne uns der Gründe, auf denen ſie beruhen, bewuſst zu ſeyn, und dieſes ſelbſt dann, wenn es nur eben die Vorſtellung von jenen Gründen iſt, durch die wir zu der Erkenntniſs dieſer Wahrheiten gelangen. Dieſs geſchieht z. B. in der Beurtheilung deſſen, was Recht und Unrecht iſt, in unſeren Urtheilen über die Geſtalt, Gröſse, Entfernung und dergl. äuſserer Gegenſtände, ſo, daſs wir dieſe Urtheile für unvermittelte halten, obgleich ſie auf ſehr vielen Schlüſſen beruhen. Daſs wir nun nicht wiſſen, aus welchen Vorderſätzen wir dieſe Urtheile folgern, daſs dieſs bisher noch kein Weltweiſer befriedigend auseinandergeſetzt hat, iſt gewiſs. Darum wird aber kein Vernünftiger an der Wahrheit dieſer Urtheile zweifeln, und ſie deſshalb für unzuverläſſig halten, weil er nicht anzugeben vermag, aus welchen Gründen er das Urtheil, daſs z. B. dieſes Blatt Papier gröſser ſey als jenes, fälle. Wenn alſo die Weltweiſen in dem Beweiſe für einen Lehrſatz nicht übereinſtimmen, während ſie ihn ſelbſt doch Alle zugeben, ſo darf uns derſelbe darum nicht zweifelhaft erſcheinen. Wir können vielmehr zuverſichtlich glauben, daſs ihrer Behauptung ein wahrer, bisher noch nicht bekannter, noch nicht deutlich erkannter Grund unterliege, und daſs es eben das dunkle Gefühl dieſes Grundes ſey, was dieſe Weltweiſen antrieb, den Satz einſtimmig zu behaupten, ohne doch ſagen zu können, warum ſie es thun. Wahr iſt daher der Satz von der Unvergänglichkeit der Subſtanzen, ſelbſt wenn die Gründe, die man bisher dafür angeführt hatte, nicht die geringſte Haltbarkeit hätten. Wir dürfen ihn eben ſo wenig bezweifeln, als wir, wie der Herausgeber der Abtheilung ſehr gut bemerkt, an der Wahrheit mehrerer geometriſcher Sätze zu zweifeln berechtiget ſind, bloſs darum, weil die Mathematiker ſie bisher mit keinen gründlichen Beweiſen verſehen, und deſshalb als Grundſätze aufgeſtellt haben. Zwar ſteht dem Satze von der unvergänglichen Dauer der Subſtanzen die allgemein verbreitete Meinung entgegen, daſs die Welt nicht nur eine Urſache ihres Daſeyns, ſondern auch einen Anfang deſſelben habe, woraus denn folgt, daſs auch die ſämtlichen Subſtanzen der Welt einen Anfang genommen haben. Haben ſie aber zu ſeyn angefangen, ſo können ſie ja wieder aufhören. Allein hierauf weiſs der Vf. zu erwiedern: a) daſs man trotz dem Glauben an einen Anfang der Welt und der Subſtanzen doch keinesweges an ihr Ende hat glauben wollen, was um ſo mehr beweiſet, daſs der Lehrſatz von der Unvergänglichkeit der Subſtanzen tief in der menſchlichen Vernunft gegründet ſeyn müſſe; b) daſs, wenn man ſich auch die Subſtanzen entſtanden denkt, man doch keinesweges an ihr Aufhören glauben müſſe; man kann nämlich Gott, der die Subſtanzen werden lieſs, zwar auch die Macht, ſie zu vernichten, einräumen, aber aus ſeinen unendlichen Vollkommenheiten folgern, er werde keine Subſtanz, die er einmal ins Daſeyn rief, wieder vernichten; c) daſs man endlich mit Unrecht in den Begriff der Schöpfung den eines Anfangs in der Zeit aufgenommen habe, bloſs darum, weil man ſich vorſtellt, daſs die Welt eine Wirkung Gottes ſey, und daſs jede Wirkung ſpäter zum Vorſchein kommen, jede Urſache aber früher vorhanden ſeyn müſſe. Dieſen Satz nun findet der Vf. unrichtig, und erklärt ihn für ein Vorurtheil. Die Gründe, die er für ſeine Behauptung vorträgt, haben wiſſenſchaftliches Intereſſe, und müſſen bey dem Vf. ſelbſt nachgeleſen werden. S. 75 — 84. Uebrigens ſtehet der Lehrſatz von der endloſen Dauer der Subſtanzen mit dem, was uns die chriſtliche Offenbarung über die Entſtehung der Welt lehret, in keinem Widerſpruche. S. 84 — 89.

Daſs jedoch mit dem geführten Beweiſe für die Einfachheit und endloſe Fortdauer der Seele der Beweis für ihre Unſterblichkeit noch nicht beendiget ſey, geſtehet der Vf. S. 90. Denn nicht bloſs der Subſtanz nach, ſondern auch mit dem Bewuſstſeyn und der Rückerinnerung an unſeren gegenwärtigen Zuſtand,

mit dem Gefühle, dafs wir dieselben find, die wir einst gelebt hatten, wollen wir fortdauern. Diesen Beweis kann daher unser Vf. keinesweges übergehen; er will ihn vielmehr ohne die Voraussetzung des Satzes von der Einfachheit der Seele liefern, und damit zeigen, dafs eine auf Vernunftgründen beruhende Ueberzeugung von der Unsterblichkeit auch ohne den Glauben an die Einfachheit bestehen könne, dafs alfo der letzte zur Hervorbringung jener nicht schlechthin nothwendig sey, sondern nur zur Erhöhung der Gewifsheit unserer Fortdauer diene.

Doch bevor der Vf. an diesen Beweis gehet, schickt er nur noch die Lehre von dem endlosen Fortschreiten in der Vollkommenheit für einen jeden guten Menschen voraus. S. 91—143.

„Was sich auch immer im Tode, sagt er, mit uns ergeben mag; wenn wir nur gut sind, so werden wir sicher nie aufser Stand gesetzt werden, unsere Kräfte noch weiter auszubilden und immer vollkommener zu werden.“ Der Vf. gründet diesen Satz auf die Wahrheit, dafs „Veränderungen, denen einfache Substanzen unterstehen, sich alle nach einem solchen Gesetze richten; dafs sie am Ende immer nur zur Vermehrung ihrer Kräfte, zu ihrer Vervollkommnung dienen, oder noch dienen können.“ S. 91—94. Unstreitig gilt dieses Gesetz bey allen denjenigen Substanzen, welche gleich unserer Seele mit Vorstellungskraft begabt sind. S. 95—101. Es gilt aber auch von allen Kräften überhaupt, die sich an einem einfachen und endlichen Wesen befinden, dafs sie sich eines steten Wachsthums zu erfreuen haben. S. 102. Schon in dem Begriff einer Kraft nämlich scheint es zu liegen, dafs sie durch Uebung immer vergröfsert werden müsse. In Erfahrungen, die wir von einem scheinbaren Gegentheile eines allmälichen Abnehmens und Verschwindens einer Kraft haben, widerlege diefs wirklich so wenig, dafs sie es vielmehr nur noch bestätige. Denn nur bey zusammengesetzten Gegenständen, nur in solchen Fällen, wo die hervorzubringende Erscheinung nicht durch die blofse Kraft eines einzelnen Theiles, sondern durch die Gesamtwirkung aller, und durch die besondere Art ihrer Verbindung bedingt wird, bemerken wir eine Abnahme der Kräfte; z. B. an jedem organischen Wesen, an einem Bogen u. dgl. Diese Abnahme ist leicht erklärlich, und sogar dadurch, dafs die einfachen Theile in einem nicht zu hemmenden Fortschreiten begriffen sind, nothwendig. S. 103. Hieraus begreift es sich, warum die Kräfte des Geistes sich nicht erschöpfen; warum unser Erdball dagegen an Kräften abgenommen habe, dafs er das nun nicht mehr vermöge, was er vor Jahrtausenden vermocht, Pflanzen und Thiere und sogar Menschen zu erzeugen, ohne des Mittels der Zeugung durch Wesen von gleicher Art benöthigt gewesen zu seyn. S. 104. Damit ist freylich, wie der Vf. gesteht, die Wahrheit, dafs die Kräfte einfacher Substanzen nicht vermindert werden, noch nicht dargethan; sie würde diefs nur erst dann, wenn wir ein Beyspiel von einer Kraft an einem einfachen Wesen anführen könnten, an der wir durchaus keine Verminderung, sondern vielmehr ein Wachsthum bemerkt haben. Der Vf. führt als Beyspiel die Anziehungskraft an, die durch ihre, Jahrtausende hindurch währende Thätigkeit nicht aufgezehrt wird, und uns somit schliefsen läfst, dafs, weil doch Veränderung Statt haben müsse, sie wohl nur vergröfsert werden könne. Dafs wir von dieser allmälichen Vergröfserung bisher nichts wahrgenommen haben, beweiset nichts wider sie, sondern beweiset nur, dafs sie viel langsamer erfolge, als dafs wir sie bis jetzt hätten wahrnehmen können. S. 105—107. Indefs glaubt der Vf., er habe eben nicht nöthig, seinen Satz von dem endlosen Fortschreiten aller Kräfte der Seele auf diese Gründe zu stützen. Denn schon aus dem von ihm (S. 98) erwiesenen Wachsthume der Kraft des Vorstellens läfst sich das mögliche Wachsthum aller Seelenkräfte auf die überzeugendste Weise folgern. S. 107. Wie? lese man bey dem Vf. selbst nach. — Ja dieses Gesetz des allmählichen Fortschreitens zur Vollkommenheit dünkt dem Vf. (S. 109) ein Gesetz zu seyn, welches für alle endlichen Wesen ohne Ausnahme gelte, obgleich sich das Gesagte nur auf Substanzen beziehe, die mit Vorstellungskraft begabt sind, da seiner Meinung nach die Kraft des Vorstellens ein Eigenthum aller Substanzen ist. Diese Weltansicht entwickelt der Vf. S. 109—115. Eine Ansicht, in die sich zwar gegenwärtig noch nur Wenige zu finden wissen, die aber schon von Seiten ihrer Erhabenheit das höchste menschliche Interesse erwecken sollte! Mit was für einem Auge mufs nicht derjenige, der von ihr ausgeht, die Schöpfung betrachten! Nirgends stellet sich Tod oder Vernichtung dar; überall hin ist Leben ausgegossen; rege Thätigkeit überall hin verbreitet! Und dieses Leben ist kein einförmiges Lebeu, diese Thätigkeit keine begrenzte Thätigkeit. Nein, alle Wesen schreiten auf einer unendlichen Stufenleiter in den mannichfaltigsten Weisen zu einer immer höheren Vollkommenheit fort! — Zwar hat schon der grofse *Leibnitz* in seiner Monadologie diese Ansicht niedergelegt, und nur sein verrufener Lehrsatz von der prästabilirten Harmonie, den er damit verknüpft hat, mag die Schuld tragen, dafs man sie bisher weniger, als sie es verdient, beachtet hat. Allein gebühret auch hierin dem Vf. der *Athanasia* die Ehre der Erfindung nicht, so mufs man doch gestehen, dafs er sich das unbestreitbare Verdienst erworben hat, diese Lehre von Neuem begründet, vervollständiget und consequenter durchgeführt zu haben.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1832.

PHILOSOPHIE.

SULZBACH, in von Seidels Kunst- und Buchhandlung: *Athanasia*, oder *Gründe für die Unsterblichkeit der Seele* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Aus dem Gesagten kann Jeder entnehmen, dass der Vf. den Unterschied zwischen materiellen und geistigen Substanzen nicht auf die gewöhnliche Weise auffassen dürfe, wenn er ihn ja will bestehen lassen. Und so ist es auch. Den Namen einer geistigen Substanz legt er bloss der herrschenden Seele, d. h. derjenigen bey, die über einen Inbegriff von Substanzen eine Art von Wirksamkeit ausübet, wie keine andere dieses Inbegriffes. Alle übrigen Substanzen dieses Inbegriffes heissen ihm materielle Substanzen. Die Menge von Substanzen, die einer geistigen unterthan sind, nennt er das Werkzeug und Organ der letzten, auch ihren Leib und Körper; sie selbst aber die Seele dieses Leibes. Jedes Ganze von einer solchen Art, worin kein herrschender Theil sich hervorthut, dessen gesamte Bestandtheile einander gleichartig sind, so dass dieselbe Wirksamkeit, welche der Eine ausübet, jeder andere gleichfalls ausübet, führt bey ihm den Namen eines organischen Ganzen. Den Beweis, den der Vf. bey dieser Gelegenheit für den merkwürdigen Lehrsatz aufstellt, „dass jeder Körper aus einer unendlichen Menge von einfachen Theilen bestehe", dünkt Rec. völlig befriedigend; die Erklärung der Entstehung des niederen Organismus aber äusserst interessant. S. 115—125.

Die gewöhnliche Meinung, dass in dem Leibe des Menschen, so wie auch jedes einzelnen Thieres, nur eine einzige Substanz, welche den Namen einer geistigen verdient, nämlich nur diejenige wohne, die insgemein die Seele dieses Wesens heisst, hält der Vf. für ein Vorurtheil, und sehr sinnreich werden die Einwürfe widerlegt, dass wir uns der mehreren Seelen, falls solche wirklich im Leibe wohnten, innigst bewusst seyn müssten, und dass sie ihr Daseyn auf jeden Fall doch weit sichtbarer kund geben würden, als es geschieht. S. 125—136. Wie es komme, dass zu einerley Zeit Ein Geschöpf auf einer höheren, ein anderes auf einer niederen Stufe stehe, ob sie gleich alle schon von Ewigkeit her bestehen und fortschreiten, macht der Vf. S. 138 durch ein von der Bewegung eines Körpers im Raume entlehntes Gleichniss begreiflich. Es ist also nicht gegründet, dass die Athanasia den Einwurf, „dass jede Seele, da sie zu jeder Zeit schon eine unendliche Zeit da gewesen ist, auch zu jeder Zeit schon vollkommen seyn müsste," unbeachtet lasse. Zu dem kommt der Vf. in der Folge noch einmal auf diesen Gegenstand S. 191 zurück.

Nachdem der Vf. noch einige Schwierigkeiten, die der Lehre von dem endlichen Fortschreiten entgegenstehen, beseitiget hat, gehet er zu einem neuen (oben schon besprochenen) Grund für die Unsterblichkeit über. Er bestrebt sich nämlich (S. 144—171) darzuthun, dass die Seele weder bey unserem Absterben, noch bey sonst irgend einer Veränderung, die ihr noch in der spätesten Zukunft bevorstehet, jemals von aller Verbindung mit einem Leibe werde losgerissen werden. — Auch wenn wir den grössten Theil der Materie, aus welcher unser Leib gegenwärtig zusammengesetzt ist, im Tode verlieren: so wird doch irgend ein kleinerer noch zurückbleiben. Und wenn auch dieser einst abgestossen werden sollte: so wird es nicht eher geschehen, als bis sich die Seele bereits gewisse andere Theile so angeeignet hat, dass jene, die nun getrennt werden sollen, abermals nur einen Theil von ihrem ganzen dermaligen Leibe bilden. S. 144. Den Begriff des Leibes fasst der Vf. strenger, als es sonst geschieht, auf (S. 145—147). Er zählt alles dasjenige zu unserem Leibe, was mit dem Seelenorgan in einer mehr als bloss mechanischen und chemischen, also in einer selbst schon organischen Verbindung stehet. Das Seelenorgan aber erklärt er für einen Inbegriff von Substanzen, die mit der Seele in dem Verhältnisse einer unmittelbaren Wirksamkeit stehen, bey der sich Kräfte äussern, welche nur durch die besondere Beschaffenheit und Verbindung der vorhandenen Theile bedingt sind. Sonach ist der Leib oder das Seelenorgan ein Hülfsmittel für unser Wirken, bestehend aus einer Verbindung von solchen Substanzen, die theils durch ihre besondere Beschaffenheit, theils durch die Art ihrer Verknüpfung erst geeignet werden, Kräfte in uns zu entwickeln, die ausserdem keine Gelegenheit zu ihrer Aeusserung fänden. Die Besorgniss, dass unsere Seele die Herrschaft über ihren Leib mit der Zeit eben so verlieren könne, wie gewisse andere Substanzen aus dem organischen Zustande in den unorganischen zurücksinken, wird S. 149—152 beseitiget, und durch Erfahrungen

nachgewiesen, dafs organische Wesen nach ihrer so genannten Auflösung nicht nur noch immer in einem organischen Zustande verbleiben, sondern sich allmälich auf immer höhere Stufen der Organisation erheben, und dafs höchstens nur auf der niedrigsten Stufe des Organismus ein Rückfall in den unorganischen Zustand Statt habe. Der Vf. folgert nun S. 153 hieraus, dafs wir keine Ursache haben zu fürchten, dafs der Tod die Macht haben werde, unsere Seele des Leibes, den sie jetzt hat, *ganz* zu berauben. Er wird vielmehr nur die gröbere Hülle abbrechen, damit der *feinere Leib* zur gewünschten Freyheit gelange. Diese Behauptung wird keineswegs dadurch widerlegt, dafs wir von diesem feineren Leibe, in dessen Bekleidung die Seele aus der modernden Leiche austritt, nie etwas wahrgenommen haben. (Ebend.) Einen anderen Beweis, dafs die Seele mit einem Theile des gegenwärtigen Körpers auch noch nach dem Tode vereinigt bleiben werde, führt der Vf. S. 155 u. 156 daraus, dafs keine Auflösung oder Zerstörung eines Körpers eine Zerlegung desselben in durchaus einfache Theile sey, und dafs daher unsere Seele sich vom Leibe unmöglich werde dergestalt losreifsen, dafs sie gar keine Theile mit sich nehme. — Im Tode gehet also, wie S. 157 geschlossen wird, mit uns nichts Anderes vor, als was uns, nur im geringeren Mafse, schon jetzt täglich begegnet. Eine bey Weitem beträchtlichere Menge von Theilen wird auf einmal abgestofsen, so, dafs der noch übrig bleibende Theil für die blofs irdischen Sinne nicht ferner wahrnehmbar ist. — Da nach dieser Ansicht bey der Erscheinung des Todes dieselbe Regel befolgt wird, die wir bey tausend anderen Erscheinungen in der Welt befolgt sehen: so ist sie ungleich wahrscheinlicher, als diejenige, der zu Folge man sich vorstellet, dafs der Tod Alles, was im Leben verbunden war, so völlig auflöse, dafs auch nicht ein einziger Theil des vorigen Organismus zurückbleibt. Doch nicht blofs wahrscheinlicher ist diese Ansicht des Vfs. vom Tode; Rec. findet dieselbe auch bey Weitem trostreicher und erfreulicher als die gewöhnliche.

Die hier geführten Beweise für die Unsterblichkeit, wodurch der Vf. darthut, dafs unser Leib im Tode keine Auflösung der Art zu befürchten habe, dafs nicht der feinere Theil desselben, derjenige nämlich, den wir zu unseren Geistesverrichtungen einzig benöthigt sind, der Zerstörung entrinne, gründen sich nicht auf die Voraussetzung des Lehrsatzes von der Einfachheit der Seele, und auch der Materialist kann sie sonach überzeugend finden. S. 158. Die Einwürfe, die sich dagegen erheben lassen, werden S. 159—162 beseitiget. Was der Vf. bey dieser Gelegenheit über die Beschaffenheit der Schwere und des Lichtes, über die Veränderung welche die Weltkörper erleiden, und über die Entstehung der letzten vorträgt, zeugt von Forschergeiste und besonderer Naturkenntnifs desselben.

Ueber den Ort, wo wir uns zunächst aufhalten werden, wenn unsere körperliche Hülle einst durch den Tod wird abgebrochen werden, weifs der Vf. natürlich nichts zu bestimmen; glaubt aber, dafs nichts erweislich Unmögliches in den drey Annahmen liege, dafs wir entweder hier auf der Erde verbleiben in einer Gestalt, die für unsere Sinne nicht wahrnehmbar ist, oder dafs wir in eine andere Gegend des Welltalls versetzt werden, oder dafs wir in unserem künftigen Daseyn an gar keinen Himmelskörper gefesselt sind. S. 162—167. Mit Recht bemerkt er schliefslich (S. 168), dafs es eben nicht wichtig für uns sey zu wissen, wohin wir nach dem Tode gelangen, wichtiger, ja einzig wichtig sey es aber, zu erfahren, mit welchen Kräften wir daselbst ausgestattet seyn, und in welchem Zustande wir uns dort befinden werden. Er entscheidet sich (S. 169) dafür, dafs das künftige Leben ein Leben der Thätigkeit und des Wachsthums der Kräfte seyn werde, wofür er in den zunächst folgenden Abschnitten den Beweis liefert. Rec. bemerkt hier, dafs der Vf. in der Bestimmung der Anzahl der Seelenkräfte von der gewöhnlichen Lehrmeinung der Psychologen abgeht, und sechs ganz einfache Seelenkräfte, wovon sich keine auf die andere reduciren läfst, annimmt.

In dem Abschnitte über das Wachsthum des Erkenntnifsvermögens, als der ersten einfachen Seelenkraft (S. 171—196), erörtert der Vf. die wichtige Frage über die Rückerinnerung im künftigen Leben an unser gegenwärtiges, und beantwortet sie dahin, dafs wir keine Ursache haben, zu behaupten, dafs die Bedingungen, unter welchen hienieden die Rückerinnerung Statt findet, jenseits aufhören werden. S. 176—183. Den Einwurf, von der Abhängigkeit des Gedächtnisses von dem Organismus des Leibes entlehnt (S. 183), entkräftet er (S. 184—189) mit nachstehenden Gründen: a) die Erfahrungen, die man hieher bezieht, beweisen nichts mehr, als dafs der Körper bey dem Geschäfte der Erinnerung der Seele behülflich sey, in einem krankhaften Zustande aber dasselbe störe. b) Ungereimt und der Erfahrung entgegen ist die Meinung, dafs nur im Leibe allein, nicht aber auch in der Seele Spuren der erlittenen Veränderungen hinterbleiben. c) Auch wenn es wahr wäre, dafs nur der Leib Spuren vergangener Vorstellungen bewahre, so hätten wir gleichwohl nicht den Verlust aller Erinnerung zu befürchten. Denn unsere Organe werden zwar abgeändert, aber nur allmälich, so dafs den Fertigkeiten, die sie sich erworben haben, damit kein Abbruch geschieht, wenn nur von Zeit zu Zeit eine Wiederholung eintritt. d) Auch wenn keine eigentliche Erinnerung möglich seyn sollte, müfste doch eine Erkenntnifs der Vergangenheit auf andere Weise Statt finden.

Ein anderer Einwurf aus dem Umstande, dafs wir uns unseres früheren Daseyns nicht mehr erinnern (S. 190), wird gehoben (S. 191) durch die einfache, sehr wahrscheinliche Annahme, dafs wir uns diefsmal gerade *zuerst* auf der Stufe eines *deutlichen* Bewufstseyns befinden. Standen wir nämlich, bevor wir Menschen wurden, noch nie auf dieser Stufe: so ist zur Genüge erklärt, warum wir uns keines von den früheren Zuständen, so unendlich auch ihre Menge sey, erinnern. Diese Voraussetzung ist nicht etwa unendlich

unwahrscheinlich, wie Jemand aus dem Grunde schliessen könnte, weil es undenkbar sey, dass wir eine ganze verflossene Ewigkeit hindurch nur immer auf Stufen, welche noch niedriger, als unsere gegenwärtige sind, herumgeirrt haben sollten. Gälte diess von dieser Stufe, auf der wir uns jetzt befinden, so gälte es von einer jeden auch noch so hohen Stufe, auf der wir uns immer erblicken würden. Denn jede Stufe, auf der sich ein endliches Wesen zu jeder bestimmten Zeit seines Daseyns befindet, muss eine Stufe von endlicher Vollkommenheit seyn, und von einer jeden solchen lässt sich behaupten, dass es unendlich viele noch niedrigere Stufen, welche zu dieser Zeit von anderen Geschöpfen eingenommen werden, und unendlich viel höhere Stufen, die von noch anderen Geschöpfen besetzt sind, gebe. Wie will man uns darthun, dass die Stufe des Daseyns, auf der wir nach unserer Annahme jetzt zum ersten Male uns befinden, nämlich die Stufe des deutlichen Selbstbewusstseyns, zu niedrig sey, als dass wir sie jetzt erst erreicht haben könnten, da sie, wie jede andere, doch unendlich viele, die niedriger sind, vor sich hat, da wir uns allenthalben umgeben sehen von Wesen, die noch viel niedriger stehen als wir? — Aber vielleicht liegt das Unwahrscheinliche der Voraussetzung darin, dass wir aus der unendlichen Menge von Stufen, auf welchen ein Wesen stehen kann, gerade die Eine nur herausheben, und uns auf sie versetzen? — Unwahrscheinlich wäre diess, nach der Meinung des Vfs., nur dann, wenn wir es aufs Gerathewohl annehmen, ohne dazu durch einen Grund bestimmt zu werden (S. 193). Das aber geschieht keinesweges; im Gegentheil, die obige Annahme wird noch durch den äusseren Umstand bestätiget, dass wir hier eine unzählige Menge von Wesen, denen das Vermögen der Erinnerung mangelt, aber keines, das es besitzt, als nur den Menschen antreffen. Da wir nun alle Ursache haben zu glauben, dass die verschiedenen Arten von Wesen, die auf der Erde leben, eben so vielerley auf einander folgende Stufen des Daseyns vorstellen, von deren Einer wir zur anderen aufgestiegen sind: so lässt sich daraus, dass hier bey Niemand, als nur beym Menschen allein, ein eigentliches Erinnerungsvermögen Statt findet, mit Recht der Schluss ableiten, dass er zu dem Besitze dieser Kraft jetzt das Erstemal gelangt sey. Und daraus begreift sich, warum wir uns unserer früheren Zustände nicht erinnern, warum wir aber auch nicht zu fürchten haben, dass derselbe Fall in dem nächstkünftigen Zustande eintreten werde (Ebend.). Die Einwürfe (S. 194): „Das Erinnerungsvermögen wird eben so vergehen, wie es einen Anfang genommen hat"; und: „Wie sollte es möglich seyn, dass wir das Andenken an die Ereignisse unseres jetzigen Lebens in alle Ewigkeit behalten, da jede Spur, welche der gegenwärtige Eindruck zurücklässt, im Verlaufe der Zeit immer schwächer wird, und sich am Ende ganz verliert, besonders da im entgegengesetzten Falle die Menge der Vorstellungen, die wir mit uns herumtragen müssten, zu einer unendlichen Last anwachsen würde?" — werden S. 194—196 beantwortet.

Auch die Empfindungskraft, als das zweyte einfache Seelenvermögen, wird jenseits wachsen (S. 196—201), und unsere Empfindungen werden an Mannichfaltigkeit und Innigkeit gewinnen. Nur wird mit der Veränderung der Entstehungsursache unserer Vergnügen, auch eine Veränderung in der Natur der Empfindungen Statt finden. So werden die Gefühle der Lust (S. 198), die nur aus der besonderen Einrichtung unserer gegenwärtigen Organe entspringen, und alle sinnlichen Freuden dort nicht mehr vorkommen können. Auch solche geistige Vergnügungen werden aufhören, die auf einem blossen Vorurtheile, auf einer Selbsttäuschung, einem Irrthume beruhen (S. 199). Von den Vergnügungen, die wir auf dieser Erde kennen, werden uns in das andere Leben durchaus nur solche geistige Freuden begleiten, die sich auf richtige Begriffe gründen, und die wir eben desshalb vor der Vernunft in aller Rücksicht rechtfertigen können. Sind wir für solche Vergnügen schon hier empfänglich, so ist kein Zweifel, dass wir in jener Welt eine noch ungleich höhere Empfänglichkeit für sie erhalten werden.

Mit unserer Begehr- oder wünschenden Kraft (dem dritten einfachen Vermögen) muss sich gleichfalls eine sehr vortheilhafte Veränderung nach dem Tode ergeben (S. 201—205), da unsere Begierden und Wünsche nur von der Vorstell- und Empfindweise der Wesen abhängen. Wird nun diese vervollkommnet, so müssen auch jene veredelt werden. Der Tugendhafte wird zum Wenigsten meist nur solche Wünsche und Bedürfnisse fühlen, die neue Antriebe zum Guten und neue Quellen der Freude für ihn sind. Es ist diess um so glaublicher, da es bey näherer Betrachtung unserer Natur sich zeigt, dass wir schon hier keine Naturtriebe haben, die an sich böse wären. „Betrachten wir doch etwas genauer", sind die Worte des Vfs., die er über diesen Gegenstand beybringt, „von welcher Beschaffenheit alle diejenigen Triebe und Bedürfnisse sind, welche bey einem Menschen zum Vorschein kommen, der nicht durch zweckwidrige Erziehung in zarter Kindheit schon verdorben ist, und der von den Jahren an, da seine Vernunft zu einiger Reife gediehen, fortwährend selbst bestrebt war, immer weiser, immer besser und vollkommener zu werden. Ist wohl ein einziger der Triebe, die sich in ihm entwickeln, ein an sich böser Trieb, ein Trieb, der nur zum Bösen, ja auch nur öfter zum Bösen als zum Guten anreizen würde? Ist nur ein einziges seiner Bedürfnisse von einer solchen Art, dass es nicht befriedigt, dass es nicht leicht und auf die erlaubteste Weise könnte befriedigt werden, wenn nur Verhältnisse, welche die thörichte Willkühr oder die Bosheit der Menschen eingeführt hat, nicht so oft ein Hinderniss erzeugten? Zeigt es sich, wenn wir weise und bessere Menschen nur einst genauer beobachten, zeigt es sich nicht fast immer, dass sie zufrieden und glücklich leben, auch wenn ihre äussere Lage sehr ungünstig ist? Fühlen wir uns nicht eben desshalb bey ihrem Anblicke gedrungen, oft selbst zu unserer eigenen Beschämung, einzugestehen, dass der vernünftige und unverwöhnte Mensch doch nur sehr wenig bedürfe, dass er beynahe überall finde, was er zu seinem Glau-

ben benöthigt ist? Und wenn das hier schon gilt, um wie viel sicherer wird es dort gelten, wo wir an Einsicht und Kraft so über alle Vorstellung gewinnen werden!" —

In dem Abschnitte von der Vervollkommnung unseres Willensvermögens im anderen Leben (S. 205—229) rechtfertiget zuvörderst der Vf. seine Annahme einer besonderen Willenskraft (des vierten einfachen Seelenvermögens). Rücksichtlich der Art aber, wie unser Wille thätig ist, glaubt er sich weder für die indeterministische, noch für die deterministische Ansicht mit Sicherheit entscheiden zu können (S. 208). Er findet keine von beiden irrig oder gefährlich, und führet desshalb die für beide Ansichten sprechenden oder ihnen entgegenstehenden Gründe an. Der Indeterminismus wird (S. 208—213) vertheidigt, und die Einwürfe gewisser Massen gehoben; nur die Lehre von der Vorherwissenschaft Gottes dürfte sich, selbst nach des Vfs. Geständnisse, schwer mit dieser Ansicht vereinigen lassen. Dagegen sprechen auch für den Determinismus gar nicht zu verwerfende Gründe (S. 214). Auch bey dem Determinismus bestehet die sittliche Zurechnung; ja das Recht des Lohnens uud Strafens und mithin die Fähigkeit der Zurechnung wird durch denselben eben am festesten begründet (S. 219—220). Zudem findet der Vf. die Gründe, die zur Unterstützung des indeterministischen Systemes angeführt werden, nicht völlig zureichend (S. 215—218). Der Einwurf, dass bey der deterministischen Ansicht Gott als die Ursache von allem Bösen in der Welt erscheint, wird S. 221 und 222 befriedigend beantwortet. Doch warnt der Vf. in einer Anm. S. 223 vor unbehutsamer Verbreitung des Determinismus. Die ganze Abhandlung hat wissenschaftliches Interesse, und sollte von Niemand, der sich den menschlichen Willen zum Gegenstande seines Nachdenkens macht, ungelesen bleiben.

Nach diesen Vorausschickungen nun erweiset der Vf., dass wir auch in der anderen Welt das Willensvermögen behalten werden, so gewiss als wir unsere Vernunft behalten (S. 223—225); dann, dass dieses Vermögen, wofern es nur hier gut zu seyn anfing, dort in Ausübung des Guten fortfahren und sich mithin veredeln werde. (S. 226). Da jedoch der Vf. diess vornehmlich daraus beweiset, weil ja zu erwarten steht, dass in der anderen Welt unsere Wünsche und Begierden mit den Foderungen der Vernunft mehr übereinstimmen werden: so entstehet der Zweifel: Ob unsere Tugend jenseits nicht alle Verdienstlichkeit verlieren werde, wenn sie fast keinen Beschwerden und Versuchungen ausgesetzt seyn wird. — Diesen Zweifel löset der Vf. (S. 226—228), und beantwortet (S. 228 und 289) noch die Frage: Ob und in welchem Sinne unserem Willen auch jenseits Freyheit zukommen werde. —

In dem Abschnitte über das Wachsthum der nach Aussen wirkenden Kraft im jenseitigen Leben (S. 229 241—) wird vor Allem nachgewiesen, warum der Vf. eine besondere nach Aussen wirkende Kraft annehme, die von den Psychologen gewöhnlich übergangen, oder doch nicht als eine einfache Kraft der Seele angesehen wird (S. 229—230). Die unmittelbare Wirksamkeit unserer Kräfte ist für die Gegenwart sehr beschränkt, wenn man die Anziehungskraft, wie billig, nicht herein zieht, und auf die Erscheinungen des so genannten thierischen Magnetismus nicht Rücksicht nimmt. Auf die meisten Dinge vermögen wir nur mittelbar, nur durch das Werkzeug unseres Leibes oder durch andere Mittel einzuwirken (S. 230—233). Daraus folgt aber nicht, dass jede besondere Art von Wirksamkeit unserer Seele an einen besonderen Theil unseres Leibes ausschliesslich gebunden seyn müsse, und eben so wenig dass es sonst keine anderen Gegenstände, auf die sich die unmittelbare Einwirkung unserer Seele erstreckt, gebe, und geben könne, als solche, die zugleich Theile von unserem Leibe bilden. Beides ist möglich, und von Beidem können wir erwarten, dass es auf irgend einer der höheren Stufen unseres Daseyns eintreten werde. Der Beweis dafür wird S. 234—240 geführt. Erweitert sich aber jenseits der Kreis unseres unmittelbaren Wirkens, so muss diess um so mehr von unserer vermittelten Thätigkeit gelten (S. 240 und 241).

Doch nicht bloss in ihren eigenthümlichen Kräften erhält die Seele einen wichtigen Zuwachs nach dem Austritte aus diesem Leben, sondern sie soll auch überdiess, wie der Vf. S. 241—252 erweiset, mit einem Leibe versehen werden, der ungleich vollkommener, als unser gegenwärtiger seyn wird. Diess ergiebt sich schon aus der bereits (S. 91 ff.) erwiesenen Wahrheit, dass alle Umwandlungen in der Natur nur Fortschritte in der Vollkommenheit sind, oder doch Fortschritte zu ihren näheren oder entfernteren Folgen haben. S. 242. Unsere Seele, wenn sie an einen Leib gebunden wäre, der nicht in gleichem Schritte mit ihr in der Vollkommenheit zunähme, würde in der Aeusserung ihrer Kräfte gehindert. (Ebendas.) — Insbesondere aber folgert der Vf. die grössere Vollkommenheit unseres künftigen Leibes daraus, dass die Seele an dem Baue desselben thätigen Antheil nehme, und da sie auf jeder höheren Stufe des Daseyns in jeder ihrer Kräfte zunehmen wird: so ist nicht zu zweifeln, dass sie auch in den Geschäften der Ausbildung des Leibes immer müsse geschickter werden. S. 242—245. Ueber die Bestandtheile, Kräfte und die Gestalt des künftigen Leibes aber zu bestimmen, fehlt es an zureichenden Entscheidungsgründen. Nur so viel läst sich mit vieler Wahrscheinlichkeit behaupten, dass sich an unserem Leibe nicht nur beträchtlich feinere Sinne, als wir jetzt haben, sondern auch solche, die uns bisher noch gänzlich unbekannt sind, entwickeln werden. S. 246—248. — Ob wir in jenem Leben auch dem Tode unterliegen werden, wird S. 248—251 beantwortet.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

PHILOSOPHIE.

Sulzbach, in von Seidels Kunst- und Buchhandlung: *Athanasia*, oder *Gründe für die Unsterblichkeit der Seele* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Ueber die Umgebungen im anderen Leben spricht sich der Vf. also aus: „Wie schon hienieden, so werden uns auch jenseits dreyerley Arten von Wesen umgeben: Wesen, die auf derselben Stufe des Daseyns mit uns stehen; Wesen niederer, und Wesen höherer Art als wir. Auf alle drey Arten aber — selbst auf unsere zurückgelassenen Lieben auf Erden — werden wir einwirken" S. 252 — 261.

Die Wiedervereinigung mit unseren Lieben wird vom Vf. S. 262—276 besprochen. Diese wird nicht ganz von derselben Art seyn, wie sie hier nach einer Trennung Statt findet. Wir dürfen nicht erwarten, dass wir mit einem Jeden, der uns auf dieser Welt vielleicht aus sehr unedelen Gründen lieb geworden ist, wieder vereiniget werden. — — — Wer nicht sittlich gut ist, den werden wir dort nicht ferner lieben können, noch dürfen (S. 262). Wir haben aber keine Ursache, nur nach einer solchen Vereinigung, wie hienieden, zu streben, wenn uns eine *seligere* dort aufbewahrt ist (S. 263). Welche Art von Vereinigung wir jenseits mit vollem Rechte wünschen können, wird S. 264—276 angegeben, und nachgewiesen, dass uns eine solche einmal gewiss werde gewährt werden, selbst wenn ein Zufall die Orte bestimmt, an die wir bey unserem Austritt aus der Welt gelangen. Um wie viel sicherer und schneller muss diess nicht geschehen, da kein blinder Zufall in Gottes Schöpfungen waltet! — Eine Wiedervereinigung läst sich auch aus dem Naturgesetze folgern, dass Wesen von einerley Art stets in Gesellschaft leben; ingleichen aus dem Gesetze der Anziehung, dass sich nicht bloss auf Körper beziehen kann, sondern auch unter Geistern Statt haben muss, und zwar in einem um desto höheren Grade, je näher diese einander gekommen sind. Es ist daher nicht zu besorgen, dass es leicht seyn werde, Geister, die einmal einander recht lieb gewonnen haben, zu trennen, und in dieser Trennung eine ganze Ewigkeit zu erhalten. Dasselbe ergiebt sich auch daraus, dass alle Wesen, welche einander sehr ähnlich sind, nur schwer und immer schwerer getrennt werden können, wenn sie sich einmal verbunden haben. Die Erscheinung des Todes widerlegt diess Gesetz so wenig, dass sie es vielmehr bestätiget; denn was den Tod herbeyführt, ist nicht so sehr die Kraft der Trennung, als ein Streben nach Vereinigung. Die Fortschritte aber, die unsere Lieben bereits jenseits gemacht haben, ehe wir angekommen sind, werden uns an der Wiedervereinigung keineswegs verhindern.

Die grosse Aehnlichkeit des Todes mit den bekannten Zuständen des Schlafes und der Ohnmacht können leicht nachtheilige Besorgnisse in uns anregen. Der Vf. bemüht sich desshalb, auch diese im Abschnitte über den Seelenschlaf S. 277—291 zu zerstreuen. Nachdem er den Begriff des Schlafes überhaupt, und des Seelenschlafes insbesondere, festgesetzt hat (S. 277—281), beweiset er zuvörderst, dass uns ganz gewiss kein ewiger Schlaf bevorstehe (S. 282—284). Darauf untersucht er weiter, ob uns nicht mindestens ein auf eine bloss endliche Dauer beschränkter Schlaf bevorstehe, und zeiget (S. 284—286) zuerst, dass wir darüber zu klagen keine Ursache hätten, wenn man die Frage auch bejahend beantworten müsste; dass der weise Tugendfreund in diesem Zustande keine quälende Träume zu befürchten habe; dass alle Veränderungen, welche ein Wesen nach blossen Naturgesetzen erfährt, und somit auch der Tod, einen erspriesslichen Ausgang für dasselbe haben. Sodann beweiset er (S. 286—289), dass auch nicht einmal eine lange Dauer des Todesschlafes zu besorgen stehe, weil es an Mitteln zur Erweckung aus demselben gewiss nicht mangeln werde, worunter die Verwesung eines der vorzüglichsten sey. Die Erscheinung des Schlafes und der Ohnmacht diene demnach eher zur Bestätigung der Unsterblichkeit, als zur Widerlegung derselben (S. 290—291).

Die Beweise, die der Vf. bisher für die Unsterblichkeit der Seele beybrachte, führte er ohne Rücksicht auf den Glauben an das Daseyn Gottes. Nicht als wenn er, wie er selbst sagt, von der Wahrheit, dass es einen Gott gebe, nicht innigst durchdrungen wäre, oder Anderen diese Ueberzeugung nicht zutraute (obgleich er die wissenschaftlichen Beweise für das Daseyn Gottes, die man in den Lehrbüchern der natürlichen Theologie gewöhnlich vorträgt, in der That mangelhaft findet); sondern weil ihm die Beweise, die man für das Vor-

handenſeyn gewiſſer Einrichtungen in der Natur bloſs aus dem Daſeyn Gottes hernimmt, ſelten eine ganz vollkommene Befriedigung gewähren. Man pflegt nämlich aus der Zuträglichkeit einer gewiſſen Einrichtung für das Wohl der lebendigen Weſen den Schluſs zu ziehen, daſs Gott ſie müſſe eingeführt haben. Allein hier wäre nothwendig, ſich zuerſt gehörig zu verſichern, daſs nicht nur wir Menſchen nichts ausdenken können, das noch zweckmäſsiger wäre, ſondern daſs auch Gott der Allwiſſende nichts Beſſeres anzugeben wiſſe; ferner daſs dieſe Einrichtung den übrigen nicht widerſpreche, und neben den uns bekannten wohlthätigen Folgen nicht irgend einige uns durchaus unbemerkbare Nachtheile habe. Wer aber, fährt der Vf. fort, will uns dieſe Verſicherung geben? Wer ſollte, wenn er beſcheiden iſt, nicht im Gefühle der Gewagtheit einer ſolchen Unternehmung lieber nach Gründen anderer Art ſich umſehen? (S. 291—299.) — Das Alles ſind ſo bekannte, und beynahe jedem Anfänger in der philoſophiſchen Wiſſenſchaft ſo einleuchtende Dinge, daſs es Rec. gar ſehr Wunder nimmt, wie ſie Andere nicht begreifen konnten. Man machte es dem Vf. ſogar zum Vorwurfe, daſs derſelbe die Gründe vom Daſeyn Gottes nicht an die Spitze der ganzen Unterſuchung geſtellt habe, und nannte deſshalb den Grund, warum unſer Verfaſſer dem vom Daſeyn Gottes entlehnten Beweiſe nicht jenes Gewicht, wie den übrigen beyleget, befremdend. Doch auch *Kant*, dem Jene doch den ihnen ſo genügenden, praktiſchen Vernunftbeweis für die Unſterblichkeit verdanken, war der Meinung, daſs die von der Zweckmäſsigkeit der Welteinrichtungen entlehnten Beweiſe nur bloſse Wahrſcheinlichkeitsbeweiſe ſeyen, denen man nicht unbedingt vertrauen dürfe.

Deſshalb ſchickt unſer Vf. Beweiſe anderer Art voraus, und fügt nur noch den aus dem Daſeyn Gottes entlehnten Grund in einem eigenen Abſchnitte (S. 291—316) bey, um dadurch den Grund der Ueberzeugung von der Unſterblichkeit noch zu verſtärken. Drey Puncte ſind es vornehmlich, die der Vf. mittelſt dieſer Schluſsart ins Licht ſetzet:

1) daſs die Behauptung: Auch nach dem Tode unſeres Leibes werden wir noch fortdauern, Gottes Eigenſchaften nicht widerſpreche (S. 299—203). Wahr iſt es, was der Vf. in Hinſicht auf dieſen Punct behauptet, daſs auch die kühnſte Einbildungskraft keine Einrichtung ausdenken könne, die Gottes würdiger wäre, als diejenige, welche in ſeinem Buche vorausgeſetzt wird. Nach ihr iſt Gottes Weltall Beides, der Zeit ſowohl als dem Raume nach, grenzenlos, und enthält nicht eine nur groſse, nur jede ausſprechbare Zahl übertreffende, ſondern in Wahrheit unendliche Menge von Weſen. Dieſe unendliche Menge der Weſen iſt nicht bloſs vertheilt durch den unendlichen Raum, ſondern es befindet ſich auch in jedem endlichen Theile des Raumes eine unendliche Menge geſchaffener Weſen. Dieſe Weſen alle, nicht die zuſammengeſetzten Ganzen allein, welche ſie bilden, ſondern auch alle einzelnen, einfachen Theile für ſich, ſind lebendige Weſen, Weſen, die eine gewiſſe Vorſtellungs- und Empfindungs-Kraft haben, und eben darum auch eines gewiſſen, dieſen Kräften angemeſſenen Grades der Glückſeligkeit genieſsen. Jedes dieſer Weſen beſtehet nicht nur bisher ſchon eine unendliche Zeit hindurch, und hat auch darum ſchon eine unendliche Menge von angenehmen Empfindungen genoſſen, ſondern wird auch in die Zukunft ohne Ende fortdauern. Jedes derſelben hat Gelegenheit beſtändig vollkommener, und dadurch auch beſtändig glücklicher zu werden. Kein Grad der Vollkommenheit, kein Grad der Glückſeligkeit, wenn er nur endlich iſt, iſt ſo groſs, daſs nicht ein jedes Weſen ihn einſt erreichen, ja auch noch überſchreiten könne, wenn es nur ſelbſt will, nur die ihm dargebotenen Gelegenheiten nicht mit fortwährendem Eigenſinne von ſich ſtöſst. Jedes Weſen endlich iſt gerade in diejenigen Verhältniſſe geſtellt, die eben nothwendig ſind, damit es am ſchnelleſten in der Vollkommenheit fortſchreite, und auch zum Fortſchreiten der übrigen das Meiſte beytragen könne.

2) Daſs uns Gott mit Rückerinnerung werde fortdauern laſſen (S. 304—309). Denn es wäre ein groſser Verluſt für uns, wenn wir die Rückerinnerung verlören, indem wir Vieles von dem, was wir hier gelernt haben, auch in der Ewigkeit werden anwenden können, und das, was wir jenſeits erfahren, für uns viel lehrreicher werden muſs, wenn wir es mit unſeren irdiſchen Erfahrungen vergleichen. Jenſeitiger Lohn und jenſeitige Strafe ſind eigentlich nur unter der Bedingung der Rückerinnerung zweckmäſsig. Alle Vergeltung müſste daher, wenn Rückerinnerung nicht Statt haben ſollte, ſchon hienieden eintreten, wobey, wie Jeder begreift, Gott in ſeiner Weltregierung ſehr beſchränkt würde, ja oft gar nicht genügend vergelten könnte. Auch lehret die Erfahrung, daſs man nicht einmal denjenigen Grad von Vergeltung auf Erden antreffe, der allem Anſcheine nach wirklich Statt finden könnte; ohne Zweifel darum, damit wir eine Bürgſchaft mehr dafür hätten, daſs wir unſterblich ſind.

3) Auch die Wiedervereinigung mit unſeren Lieben können wir von Gott erwarten (S. 309—313). Zweckwidrig wäre es ſicherlich, wenn wir mit Niemand, den wir hier auf Erden kennen gelernt haben, dort wieder zuſammen kommen ſollten. Ob es aber für Gott geziemend ſey, daſs er uns auch unſere Lieben dort wiederfinden laſſe? — Dieſs können wir von ſeiner Weisheit und Güte zuverſichtlich erwarten, da wir dadurch nicht nur glücklicher, ſondern auch beſſer werden können, und daher geeigneter, das allgemeine Wohl zu befördern. Auch ganz eigene Anläſſe und Auffoderuugen zum Guten liegen in dem Wiederfinden derer, die wir auf Erden gekannt. Wir werden uns alſo wieder finden; um ſo mehr, da, wie der Vf. weitläuftig auseinanderſetzt, dieſe Einrichtung nichts Unmögliches enthält, da es vielmehr nach Allem, was die Erfahrung uns lehrt, gleichſam von ſelbſt geſchieht, daſs wir in jener künftigen Welt mit unſeren Lieben wieder zu-

fammen kommen, fo zwar, dafs eine eigene Gegenveranftaltung von Gott getroffen werden müfste, wenn diefes Zufammenkommen verhindert werden follte.

Hiermit befchliefst der Vf. die Darftellung feiner in der Vernunft begründeten Anfichten über die Unfterblichkeit, und glaubt, fie müffen für uns um fo erfreulicher und troftreicher feyn, als fie durch den blofsen Gebrauch der Vernunft fchon einleuchten (S. 314). Zwar vermag nicht ein Jeder fich die Gründe für die Unfterblichkeit deutlich auseinander zu fetzen; aber Jeder fühlt es, dafs er nicht untergehen könne im Tode; jeder fühlt es, dafs er nur übergehen werde in irgend ein anderes, und, wofern er gut war, ficher viel feligeres Leben. So haben Menfchen aller Zeiten und aller Länder geglaubt. Und in diefem allgemeinen Glauben aller Menfchen an die Unfterblichkeit findet der Vf. (S. 315 u. 316) einen neuen Beweis für ihre Wirklichkeit. Denn der Grund diefer Uebereinftimmung kann nicht in der Erwünfchlichkeit diefes Glaubens liegen, indem derfelbe keineswegs von der Art ift, dafs er unferer Sinnlichkeit fchmeichelt. Es mufs alfo Gründe, tief in der menfchlichen Natur liegende Gründe mufs es für diefen Glauben geben! —

Der Verfuch eines Beweifes für das Dafeyn Gottes, den der Vf. in diefem Abfchnitte (S. 292 Note) beybringt, ift unftreitig eine dankenswerthe Zugabe, und Rec. findet hier alle Schlüffe richtig bis auf denjenigen, womit die *Einheit* des allvollkommenen Wefens dargethan werden foll. „Gäbe es, heifst es dafelbft, der allvollkommenen Wefen mehrere, fo müfste ein jedes von ihnen *daffelbe* vermögen, was auch das andere vermag. Diefs widerfpricht fich aber; denn foll das Eine Wefen eine gewiffe Wirkung hervorbringen, fo kann fie nicht auch von dem anderen hervorgebracht feyn. Es giebt demnach nur *ein einziges* allvollkommenes Wefen.“ Hier mufs Rec. geftehen, dafs er den Widerfpruch nicht einfieht, der daraus hervorgehen foll, „dafs, wenn es der allvollkommenen Wefen mehrere giebt, ein jedes daffelbe vermöge, was auch das andere vermag“, ein Ding nämlich von gleichen inneren Eigenfchaften, nicht aber von denfelben Verhältniffen zugleich, hervorzubringen. Denn nur im letzten Falle könnte man fagen, dafs die Wirkungen der allvollkommenen Wefen einerley feyen, und dafs was das Eine hervorbringt, auch von dem anderen hervorgebracht werde.

In dem letzten Abfchnitte endlich (S. 316 — 336) will der Vf. noch feine Lefer in dem Glauben an die Unfterblichkeit dadurch bekräftigen, dafs er diefe Wahrheit als von Gott felbft geoffenbaret darftellet. Denn obgleich er Urfache hat, feinen Vernunftfchlüffen vertrauen zu können, weil er fie öfters und lange geprüft, und immer richtig befunden hat: fo erkennet er doch mit frommen und befcheidenem Sinne die Ausfprüche der göttlichen Offenbarung über diefen Gegenftand dankbar an, und geftehet unverhohlen, dafs diefer merkwürdigen Anftalt der göttlichen Fürfehung, weit mehr als der Kraft der Vernunftbeweife, die Verbreitung des Glaubens an die Unfterblichkeit unter den Menfchen zuzufchreiben fey. Was der Vf. bey diefer Gelegenheit über die Kennzeichen einer durch Gott geoffenbarten Lehre (S. 318) vorträgt, und welche Anwendung er davon auf feinen Gegenftand macht (S. 319 — 335), ift in dem Buche nachzulefen und verdient beherzigt zu werden.

Wenn fchliefslich der Vf. (S. 336) verlangt, dafs der Lefer die Gründe, welche er ihm in diefer Abtheilung darlegt, prüfe, wie er fie felbft durch einen Zeitraum von vielen Jahren geprüft habe: fo wäre wohl nichts wünfchenswerther, als dafs diefes in der That gefchehen möchte. Findet der Lefer nach angeftellter, ruhiger Prüfung die Schlüffe richtig, fo ift kein vernünftiger Grund vorhanden, warum er ihnen feinen Beyfall verfagen wollte. Die Behauptung, dafs fich die Wahrheit: die Seele ift unfterblich, mit anderen metaphyfifchen Wahrheiten nicht bis zur Evidenz erweifen oder demonftriren laffe, follte wohl Niemand abhalten, dem Vf. diefer Schrift beyzupflichten. Sie ift dem Urheber der Kritik der reinen Vernunft eigentlich nur nachgefprochen, der fie zudem felbft nie dargethan hat, ja nicht einmal, wie es Rec. däucht, hat darthun können, da fie auf dem Irrthume beruht, dafs blofs jene fynthetifchen Sätze, deren Subjectbegriff fich auf eine Anfchauung bezieht, als Urtheile anzufehen feyen, die man mit Grunde fällen könne. Es ift hier der Ort nicht, das Falfche diefes Satzes zu zeigen; aber follte nicht fchon das, was unfer Vf. gleich im Anfange (S. 5) dagegen erinnert, dafs nämlich die Behauptung von der Verwerflichkeit der fynthetifchen Urtheile über überfinnliche Gegenftände eine in fich felbft widerfprechende Behauptung fey, mifstrauifch gegen ihre Wahrheit machen? Ja follte nicht fchon die Ausnahme, die der Urheber diefer Behauptung felbft zu machen gezwungen war, gewiffermafsen ihre Irrigkeit andeuten? Rec. meint hier die Ausnahme, vermöge welcher *Kant* diefem Gefetze alle fynthetifchen Urtheile entzieht, die in der reinen Mathematik (Arithmetik, Geometrie und Mechanik) vorkommen, aus dem wohl nur erfonnenen Grunde, dafs diefe Sätze auf einer *reinen* Anfchauung beruhen, und zwar die arithmetifchen auf jener der Zeit, die geometrifchen auf jener des Raumes, und die der Mechanik auf der vereinigten Anfchauung der Zeit und des Raumes zugleich. Inzwifchen lehrt eine genauere Betrachtung, dafs die Sätze diefer Wiffenfchaften eben fo Begriffsfätze find, wie die Sätze der Metaphyfik, die fich aus anderen Begriffsfätzen, den Gefetzen unferes Vermögens gemäfs, ableiten laffen, und dafs daher die Annahme ihrer Abhängigkeit von einer Anfchauung wohl nur eine Täufchung fey, wahrfcheinlich daher entftanden, dafs die geometrifchen Sätze gewöhnlich mit Zuhülfnahme gewiffer Figuren demonftrirt werden. Allein follten die Beweife geometrifcher Wahrheiten nur auf folche Art geführt werden müffen? ja werden alle Sätze der Geometrie auch nur mittelft der Figuren erwiefen? Doch zugegeben, dafs diefes in der Geometrie Statt finde, in welchem Sinne wird man wohl fagen können, dafs

den arithmetischen Wahrheiten eine Anschauung der Zeit zu Grunde liege? Etwa in sofern, dass die Zeit die Bedingung ist, unter der wir zu zählen vermögen? Giebt es aber nicht der Bedingungen mehrere, unter welchen uns das Zählen allein möglich ist? Und müsste nicht die Wahrheit der arithmetischen Sätze auf diesen eben so, wie auf jener beruhen? Das aber möchte wohl *Kant* selbst schwerlich haben zugeben wollen. Dem Rec. däucht es, dass die arithmetischen Wahrheiten von einer solchen Beschaffenheit seyen, dass dabey von dem Begriffe der Zeit völlig abstrahirt werde.

So viel genüge, um die Vertheidiger der Meinung des Königsberger Weisen, dass sich übersinnliche Gegenstände nicht strenge erweisen lassen, zum wenigsten dahin zu bringen, dass sie der Sache reiflicher nachdenken, und die Richtigkeit einer Schlussreihe nicht aus dem nichtigen Grunde in Zweifel ziehen wollen, weil einst *Kant* erklärt hat, dass sie nicht gelten könne. — Wahrlich, hat diese Abtheilung keinen anderen Fehler, als dass sie Beweise enthält, die aus Sätzen über übersinnliche Gegenstände bestehen, so wiederholt Rec. kühn sein oben gefälltes Urtheil: dass dem Vf. die Auflösung seiner Aufgabe vollkommen gelungen sey; ja er darf hinzufügen, dass uns in diesem Werke so viele, und so neue Aufschlüsse über unsere Fortdauer nach dem Tode und unsere künftigen Schicksale im anderen Leben ertheilt werden, wie man in anderen Schriften nicht findet. Sollte jedoch dem Leser Einiges nicht recht einleuchten, oder sollte er gewisse Behauptungen gewagt finden: so möge er nur nicht gleich auf die Meinung verfallen, der Vf. baue die Lehre von der Unsterblichkeit selbst auf minder sichere Sätze oder kühne Hypothesen; sondern er halte sich die Erinnerung des Vfs. (S. 3) gegenwärtig, der zu Folge er selbst nicht will, der Leser solle Alles, was der Vf. in seinem Versuche (wie er bescheidener Weise sein Werk nennt) beybringt, mit einer gleich starken Ueberzeugung annehmen, da er ja nicht Alles mit demselben Grade von Zuversicht vortrage, und auf eine solche Art, dass es zum Beweise seines Schlusssatzes unumgänglich nothwendig sey. Inzwischen versichert Rec., dass auch dieses eine schätzenswerthe Zuthat sey, wie schon ein Jeder aus unserer Angabe des vorzüglichsten Inhaltes dieser Abtheilung zur Genüge ersehen kann. Doch nicht bloss von Seiten der klaren Darstellung der Gründe für die Unsterblichkeit verdient diese Abtheilung gerühmt zu werden, dem Rec. däucht dieses Werk überhaupt eine gar merkwürdige Erscheinung unserer Zeit zu seyn, die sich von anderen, ihr ähnlichen, auffallend und zwar sehr zu ihrem Vortheile unterscheidet. Während es heut zu Tage fast allgemeine Sitte geworden ist, sich bey Abhandlung philosophischer Gegenstände ins mystische Dunkel zu hüllen, und mittelst vieldeutiger Bilder und abstruser Redensarten Beweise, die keinem verständlich sind, zu führen, offenbart sich in der *Athanasia* überall das Gegentheil. Eine deutliche, lichtvolle Vortragsweise verbreitet sich über das ganze Werk, und lässt mit Recht schliessen, in welchem hohen Grade dem Vf. die Gabe des deutlichen Denkens, die erste Bedingung eines wahrhaft philosophischen Talentes einwohne. Es kann daher Niemand Wunder nehmen, wenn Rec. behauptet, dass es dem Vf. gelungen sey, tiefer, als die meisten Anderen, in die Geheimnisse der Natur einzudringen; dass er es verstehe, die verwickelten Erscheinungen befriedigend zu erklären; dass er seine Schlüsse so richtig und bündig abzufassen wisse, dass es wohl schwer halten möchte, ihm einen eigentlichen Fehlschluss nachzuweisen; dass er endlich in seinem Buche dem aufmerksamen Leser Grundzüge eines philosophischen Systems andeute, von dem zu erwarten ist, dass es verständlicher und des Beyfalles würdiger seyn werde, als so viele andere, die wir in unserer Zeit haben entstehen und vergehen sehen.

Und um eben dieses letzten Umstandes willen wäre sehr zu wünschen, dass das Buch in die Hände eines oder des Anderen von unseren originellesten Weltweisen geriethe. Gewiss würde es von ihnen besser angesehen werden, als es bisher von Vielen gewürdigt worden ist.

Mehrere sinnstörende Druckfehler haben wir in dem Werke gefunden, von denen folgende die bedeutendsten sind: S. 194 lese man *Lebens* statt *Leibes*; S. 208, 212 und 215 *Indeterminismus* statt *Indifferentismus*; S. 213 *ein Vermögen* statt *im Vermögen*; S. 215 *indeterministischen* Systems statt *deterministischen*; S. 279 *welchen* die Seele verlassen, statt *welcher* —; S. 320 *Nachtheile* statt *Vortheile*.

K. G. D.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Königsberg*, in der Universitätsbuchhandl.: *Ueber Armenpflege*, mit Rücksicht auf den der gegenwärtigen Zeit gemachten Vorwurf, dass sich die Armuth in den grösseren preussischen Städten vermehre. 1820. 152 S. 8. (14 gr.)

Der Vf. spricht, mit besonderer Rücksicht auf die nördlich gelegenen grösseren Städte seines Vaterlandes *Preussen*, in *drey* Abtheilungen: I. *von den Ursachen der Vermehrung der Armen und Bettler*, II. *von der Verbesserung der Armenpflege*, und insbesondere der zweckmässigsten Weise, die dazu nöthigen Fonds aufzubringen und zu verwalten, und III. *von den verschiedenen Arten, die Armen zu unterstützen.* Aus dem Ganzen gehet hervor, dass er mit seinem Gegenstande vertraut ist, und darüber sorgfältig nachgedacht hat. Auch empfiehlt sich seine Schrift durch Klarheit und Deutlichkeit des Vortrags. Die (S. 113 folg.) angehängten Schemate zur Ausforschung des Zustandes der Armen durch allerley Fragen, empfehlen wir den zur Armenpflege bestellten Behörden zur Benutzung. Auch der am Ende angehängte, zu Münden bereits ausgeführte Plan zu einer *Sparcasse für Arme* (S. 141), hat unseren vollen Beyfall.

Zs.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1832.

MATHEMATIK.

WÜRZBURG, in der Stahelschen Buchhandlung: *Lehrbuch der niederen reinen allgemeinen Grössenlehre oder der Buchstabenrechnung und Algebra*, zum Behufe öffentlicher Vorlesungen und des Selbstunterrichts herausgegeben von Dr. *Schön*, öffentl. ordentl. Professor der Mathematik an der königl. baier. Universität Würzburg u. s. w. 1825. IV u. 384 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Alle seitherigen Schriften des Vfs. beweisen, dass er ernstlich bemühet ist, ein gründliches Studium der Mathematik zu befördern, und unter ihnen verdient dieses Lehrbuch einen der ersten Plätze, da es mit musterhaftem Fleisse und genauer Sachkenntniss gearbeitet ist. Alle schwierigen Lehren, die oft auf den, zu höheren Studien vorbereitenden Anstalten nicht mit umfassender Gründlichkeit in allen einzelnen Zweigen dargelegt werden können, sind hier mit Recht so umständlich behandelt, wie es der Zweck eines Buches, welches bey dem akademischen Unterrichte benutzt werden soll, erfodert. Rec. theilt ganz die Meinung des Vfs., dass die früher von ihm erschienene Anleitung zur Buchstabenrechnung und Algebra, eben wegen ihrer Kürze, nicht denjenigen Nutzen gewähren konnte, welchen wir von diesem Lehrbuche zu erwarten haben. Der Zuhörer muss die Materie, welche er mündlich vernahm, ihrem Zusammenhange und inneren Wesen nach im Lehrbuche dargestellt wieder finden; denn erst dadurch lernt er beym Selbststudium Alles genau verstehen. Der Lehrer ist der lebendige Commentar, welcher Alles auf die mannichfachste Weise zu erklären, durch zweckmässige Beyspiele zu erläutern, und durch logisch geordnetes Examiniren sich die Ueberzeugung zu verschaffen suchen muss, ob das Vorgetragene nicht allein verstanden, sondern auch von dem ächt wissenschaftlichen Standpuncte aus aufgefasst worden. Dem gemäss muss er dann Manches wiederholen, falsche Ansichten berichtigen, vor möglichen Fehlern warnen, und darum Vieles in den mündlichen Vortrag hereinziehen, was das Lehrbuch selbst nicht zu enthalten braucht. Je mehr er aber Meister seines Stoffes ist, und die Gabe besitzt, seinen Gegenstand zweckmässig vorzutragen, je mehr er sich immer an den Gang des Lehrbuches hält: desto deutlicher muss bey der Repetition dem Zuhörer das zur Erklärung des Lehrbuches Hinzugefügte vor die Seele treten. Ein solcher Weg des Unterrichts kann nach Anleitung des vorliegenden Lehrbuches eingeschlagen werden, und Rec. darf es mit voller Ueberzeugung zum Gebrauche bey akademischen Vorlesungen empfehlen. Um so mehr aber hält er für seine Schuldigkeit, es nicht bey diesem allgemeinen Urtheile bewenden zu lassen, sondern den Inhalt und die Anordnung dieser Schrift, mit Beyfügung seiner Bemerkungen, näher darzulegen.

I. *Allgemeine Einleitung.* A. *Inbegriff der mathematischen Wissenschaften:* a) Mathematik; b) Haupteintheilung der Mathematik; c) Unterabtheilung der reinen Mathematik; d) Unterabtheilungen der angewandten Mathematik; e) Nebeneintheilungen der Mathematik. B. *Mathematische Methode und Terminologie:* a) das Aeussere dieser Methode; b) Erörterungen zur Terminologie; c) das Wesentliche der mathematischen Methode. C. *Nutzen der Mathematik.* In dieser allgemeinen Einleitung ist das Bekannte gut und deutlich vorgetragen. Dem Vf. scheint *Lorenz* zum Muster gedient zu haben. II. *Besondere Einleitung. Vorzüge des Buchstabencalculs vor dem Zifferncalcul.* §. 1—3. *Weitere Vergleichung der Buchstabenrechnung mit dem Zifferncalcul in Ansehung ihrer Sphäre.* §. 4—15. In §. 6 und 7 wird demonstrirt, dass $-d$ mit $o-d$ einerley sey, und dass beides, an und für sich gedacht, ohne auf die Entstehung zu achten, gar keinen Sinn habe. Die Darstellung wird leichter, wenn man zu begründen sucht, dass $-d$, wenn diese Grösse Sinn erhalten soll, nothwendig als das Glied einer zusammengesetzten Grösse gedacht werden muss. Das §. 8 von elastischen Kugeln entlehnte Beyspiel scheint Rec. nicht passend gewählt zu seyn. Nur derjenige, welcher die Gesetze der elastischen, auf einander einwirkenden Körper kennt, wird dasselbe ohne alle Schwierigkeit auffassen; den in diesen Dingen Ungeübten aber wird diess schwieriger seyn. Gewiss hätte der Vf. ein leichter zu übersehendes Beyspiel aufstellen können. — In §. 10 spricht derselbe weitläufig darüber, wie eine jede Grösse nur in den entgegengesetzten Werth übergehen könne, wenn sie durch Null oder den Vernichtungspunct hindurchgegangen sey. Für Geübtere wird diess aus der Betrachtung der trigonometrischen Functionen erläutert. Bey dieser Gelegenheit berührt er auch den Fall, dass auch Grössen, die bey ihrer Aenderung durch ∞ gehen, ebenso in den entgegengesetzten Werth übergehen sollen, als wenn sie

durch 0 hindurchgegangen wären. Er thut dieſs dadurch dar, daſs er die für Sinus und Coſinus gefundenen Reihen mit einander verbindet, indem er vorausſetzt, daſs tang . x $= \frac{\text{ſin. } x}{\text{coſ. } x}$ ſey; denn die Reihen (mit Hinweglaſſung der mittleren Glieder) waren: für Sinus $= 0, r-1, r$, u. ſ. w.; für Coſinus $= r\ 1\ 0$ u. ſ. w. Und hieraus ſtellt er die Reihe für die Tangenten alſo her:

$$\left(\frac{0}{r} = 0\right) \ldots\ldots \left(\frac{r-1}{1}\right), \left(\frac{r}{0} = \infty\right),$$
$$\left(\frac{r-1}{-1} = -\left(\frac{r-1}{1}\right)\right), \ldots\ldots \left(\frac{0}{-r} = 0\right),$$
$$\left(\frac{-1}{-(r-1)} = \left(+\frac{1}{r-1}\right)\right), \ldots\ldots \text{ u. ſ. w.}$$

Aus dieſer Zuſammenſtellung geht wirklich die Wahrheit des obigen Satzes hervor. Wenn man hingegen bedenkt, daſs die Ableitung der Formel $\text{tg}\,x = \frac{\text{ſin. } x}{\text{coſ. } x}$ aus den ähnlichen Dreyecken entſtanden, welche entſtehen, wenn man zu dem Sinus und Coſinus eines gegebenen Dreyecks die zugehörige Tangente conſtruirt: ſo fallen dieſe Dreyecke für einen Winkel von 90° weg. Und deſshalb hält es Rec. für nicht gründlich genug, eine Wahrheit auf eine Formel zurückführen zu wollen, welche für einen rechten Winkel nicht darſtellbar iſt. Die mathematiſche Evidenz iſt hier nicht vorhanden. Will man erwiedern, daſs man nicht nöthig habe, zu Ableitung dieſer Formel die erwähnten Dreyecke darzuſtellen, indem ſin. x $= \frac{a}{b}$ und coſ. x $= \frac{c}{b}$, tang. x $= \frac{a}{c}$, alſo tang. x $= \frac{\text{ſin. } x}{\text{coſ. } x}$ ſeyn müſſe: ſo werden auch dieſe Ausdrücke aus der Betrachtung der verſchiedenen Verhältniſſe der Seiten eines rechtwinklichen Dreyecks abgeleitet, welches für einen Winkel von 90°, auſser dem ſchon vorhandenen rechten Winkel, nicht darſtellbar iſt. Die Wahrheit der bisherigen Annahme von den entgegengeſetzten Werthen der Tangenten bezweifelt Rec. keinesweges; nur wäre es ſehr wünſchenswerth, wenn alle dabey Statt findenden Schwierigkeiten auf eine ganz genügende Art erörtert und gehoben werden könnten. — *Der Buchſtabencalcul als allgemeine Gröſsenlehre* §. 16. *Hauptaufgabe der Algebra* §. 17—20. *Begriff und Eintheilung der Algebra* §. 21. *Einrichtung dieſes Lehrbuches in Anſehung ſeines Inhaltes* (§. 22). *Axiome* (§. 24).

Erſter Abſchnitt. *Die Reduction* (§. 25—31). Daſs der Vf. im §. 30 von dem gewöhnlichen Begriffe gleichartiger Gröſsen, den er ſelbſt §. 26 richtig aufgeſtellt hat, abweicht, und a^2, a^3 deſswegen gleichartige Gröſsen nennen will, weil bey ihnen eine Reduction Statt finden könne, um den Zuſatz des 28 §. gewiſſermaſsen zu rechtfertigen, (es heiſst dort: „Alſo können ungleichartige Buchſtabengröſsen nicht reducirt werden"), hat des Rec. Beyfall nicht. Man kann den erwähnten Zuſatz ohne Bedenken weglaſſen, da die Wahrheit deſſelben nicht zu erweiſen iſt. Denn wenn man a^2 und a^3, ſelbſt mit Berückſichtigung, daſs ſie einerley Stammgröſse haben, gleichartige Gröſsen nennt, ſo müſste man ſie auch addiren und ſubtrahiren können; was doch nicht ausführbar iſt. 2ter Abſchnitt. *Von den Stammſpecies* (§. 32—41). I. *Addition* und *Subtraction*. II. *Multiplication* und *Diviſion*. Während der folgende Abſchnitt erſt von den Potenzen und Wurzeln handelt, iſt hier §§. 37 und 40, namentlich in der Auflöſung der Aufgabe §. 40, „eingliedrige Buchſtabengröſsen durch einander zu dividiren", ſchon die Rede davon, daſs $\frac{a^4}{a^6} = \frac{a^4 \,.\, 1}{a^4 \,.\, a^2}$, und $\frac{12 a^5 b^2}{b a^4 b^7 c} = 2\,\frac{a}{b^5 c}$, ſo wie $\frac{a^m}{a^n} = a^{m-n}$ ſey. Hier werden alſo ſchon die zur eigentlichen Potenzenlehre gehörigen Sätze: „wie Potenzen von einerley Wurzel mit einander multiplicirt, und durch einander dividirt werden können", gegen logiſche Folgerichtigkeit aufgenommen. Rec. hält es immer für das beſte Verfahren, daſs man ſolche weſentliche Sätze für ſich aufſtellt, ihre Behauptungen in der höchſten Allgemeinheit ſtreng erweiſt, in Zuſätzen die verſchiedenen Formen, unter welchen ſie hervorteten können, deutlich angiebt, und durch gut gewählte Beyſpiele erläutert. Daher vermiſste auch Rec. ſogleich bey dem erſten curſoriſchen Durchgehen dieſes Lehrbuchs gerade in der Potenzenlehre dieſe Hauptſätze, und konnte ſich nicht denken, daſs er ſie als coordinirt irgend wo anders antreffen würde. Ebenſo werden S. 60 die merkwürdigen Sätze $a^0 = 1$ und $a^{-n} = \frac{1}{a^n}$ mit herbey gezogen. Daſs daſelbſt $a^{-m} = \frac{a^m}{a^m} = \frac{1}{a^{2m}}$ vorkommt, iſt wohl nur die Folge eines Druckfehlers. — 3ter Abſchnitt. *Von der Diviſion, als Meſſung, und den Eigenſchaften der geraden und ungeraden Zahlen.* (§. 42—51). Der Beweis, „das gemeinſchaftliche Maſs von zwey Zahlen a und b zu finden, die nicht relative Primzahlen ſind", läſst ſich in einer beſſeren Ueberſicht auf folgende Weiſe führen. Es ſey $a > b$: ſo hat man:

b | a | q
 c | b | q′
  d | c | q″
   e | d | q‴

Hier würde alſo das gröſste Maſs zwiſchen a und b, $= c$ ſeyn, was alſo zu begründen iſt.

1) $a = bq + c$
2) $b = cq' + d$
3) $c = dq'' + e$ und
4) $d = eq'''$

Bey gehörig vorgenommener Subſtitution findet man in gröſster Allgemeinheit, für daſs:

$$\frac{b}{a} = \frac{e\,(q''' q'' q' + q' + q''')}{e\,(q''' q'' q' q + q' q + q'' q + q''' q'' + [illegible])}$$

wird, in welchem Ausdruck deutlich e als das einzige, alſo gröſste gemeinſchaftliche Maſs hervortritt. 4ter

Abſchnitt. *Von den Potenzen* und *Wurzeln.* (§. 52 — 70.) I. *Von der Potenzirung eingliedriger Buchſtabengröſsen, und von der Ausziehung der Wurzel aus denſelben.* (§. 53 — 64.) §. 52, Zuſatz I, wird ebenfalls demonſtrirt, daſs $a^0 = 1$ ſey. Unter der Aufgabe §. 53: „eine eingliedrige Buchſtabengröſse zur Potenz zu erheben", wird gezeigt, daſs $(a^2)^3 = a^6$, dann aber auch gefolgert, daſs $(2a^2b^3)^3 = 8a^6b^9$ ſey. Dieſs letzte ſetzt aber voraus, daſs ein Product auf eine Potenz erhoben werde, wenn man alle Factoren deſſelben auf die verlangte Potenz erhebt, welcher Satz jedoch erſt eines Beweiſes bedarf. Im Zuſatz erweiſt der Vf., bey Erhebung eines Bruches auf eine Potenz, auf ſeine Ziſſerrechnung; was wir um ſo weniger billigen können, da die Sätze: „Producte und Quotienten zu jeder beliebigen Potenz zu erheben," zu wichtig ſind, als daſs ſie nicht in ihrer Allgemeinheit aufgeführt und bewieſen werden müſsten. So wie die Aufgabe geſtellt iſt, kann man auch die Potenzirung der Gröſsen $(a\sqrt[3]{b})^3$, $(\sqrt{c}.)^n$ darunter bringen, obgleich erſt ſolche Ausdrücke im §. 55. S. 104 potenzirt werden. Das, was der Vf. über die Rechnung von imaginären Gröſsen ſagt, zeugt von genauer Sachkenntniſs, und iſt zugleich deutlich vorgetragen. II. *Von den Potenzen und Wurzeln mehrgliedriger Gröſsen.* (§. 65 — 70.) *5ter Abſchnitt. Von den Gleichungen.* (§. 71 — 97.) Bey Beſtimmung des Grades der Gleichungen §. 74 hätte auch erwähnt werden ſollen, daſs ſich der Grad der Gleichung oft ändere, wenn die unbekannte Gröſse als Diviſor, oder unter dem Wurzelzeichen vorkommt. So würde z. B. nach dem von dem Vf. aufgeſtellten Begriffe die Gleichung $a^3 + ax^2 + \frac{b}{x} = c - d$ eine quadratiſche ſeyn, während ſie eine cubiſche iſt, und $m + bx^2 = \sqrt[5]{x} + d$ würde ebenfalls eine quadratiſche genannt werden können, da ſie doch eine Gleichung vom 5ten Grade iſt. I. *Beſtimmte Analytik.* A. *Grundregeln zur Auflöſung einfacher Gleichungen mit einer unbekannten Gröſse.* (§. 75 — §. 81.) Der Vf. giebt nur drey Grundregeln an, deren erſte ſich mit Wegſchaffung der mit der unbekannten Gröſse durch + und — verbundenen Gröſsen beſchäftigt; die zweyte zeigt, wie Factoren davon getrennt werden, und die dritte behandelt den Fall, wenn die unbekannte Gröſse in Brüchen als Zähler oder Nenner vorkommt. Zur vollſtändigen Ueberſicht aller der Fällc, welche bey Auflöſung der Gleihungen vorkommen können, hätten noch folgende Re-
..n hinzugefügt werden ſollen. I. Haben alle Glieder ner Gleichung einen gemeinſchaftlichen Factor: ſo nn man ſie dadurch dividiren u. ſ. w., z. B.: $- 6b^2x^2 + 12ba = 24b^3$ giebt $0 - 2bx + 4a =$ giebt $4a - 2bx = 8b.^2$ — II. Kommt nur bey igen Gliedern ein gemeinſchaftlicher Factor vor ſ. w., z. B.: $3bx + bx + b^3x = c$ giebt $(3 + 1 + b^2) = c$, giebt $bx\ (4 + b^2) = c.$ — Da die Lehre von den Logarithmen erſt ſpäter behandelt wird: ſo muſste die Regel, wie aus der Gleichung $a^x = 25$ eine andere $x \log. a = \log. 25$ gebildet werden könne, wegbleiben; ſonſt gehört ſie auch zu dieſen Regeln. — An einigen gut gewählten Aufgaben wird alsdann die Anwendung gezeigt. — B. *Grundregeln zur Auflöſung zuſammengeſetzter Gleichungen vom reinen und zweyten gemiſchten Grade.* (§. 82 — 84.) Der Vf. hätte wohl erſt in einem Satze zeigen ſollen, daſs ſich jede reine Gleichung auf eine allgemeine Form, z. B. auf $x^n = \pm a$, ſowie jede gemiſchte quadratiſche Gleichung auf die im §. 83 angegebene Form $x^2 \pm mx = \pm g$ zurückführen laſſe, ehe zur Auflöſung dieſer Gleichung geſchritten werden durfte. — C. *Methoden der Auflöſung einfacher oder quadratiſcher Gleichungen mit zwey unbekannten Gröſsen.* (§. 85 — 92.) Hier werden die drey bekannten Methoden der Combination, der Subſtitution und Addition oder Subtraction angegeben, und durch paſſende Beyſpiele erläutert. D. *Methoden der Auflöſung reiner Gleichungen mit drey unbekannten Gröſsen.* (§. 93 — 96.) Auch bey dieſen Auflöſungen werden die drey eben berührten Methoden angewandt. II. *Unbeſtimmte Analytik,* oder *unbeſtimmte Aufgaben mit begrenzter Anzahl von Auflöſungen.* (§. 96 und §. 97.) Nur in einem kurzen Umriſſe werden hier mehrere Aufgaben behandelt. — 6ter Abſchnitt. *Von den Verhältniſſen, Proportionen* und *Progreſſionen.* (§. 98 — 135.) I. *Im Allgemeinen.* II. *Im Beſonderen* (Lehrſätze). A. *In Anſehung der Proportionen.* B. *Lehrſätze in Anſehung der geſetzmäſsigen Veränderungen und der Zuſammenſetzung der geometriſchen Verhältniſſe und Proportionen. Anwendung der Proportionen.* Die Auflöſung, welche der Vf. bey der Regel de Tri §. 118 giebt, kann Rec. deſshalb nicht billigen, weil er für die Aufgaben, welche zur umgekehrten Regel de Tri gehören, eine beſondere Auflöſung gegeben hatte. Rec. macht auf dieſen Gegenſtand nur wegen der Wichtigkeit deſſelben für das praktiſche Leben aufmerkſam. Die ganze Regel gewinnt an Einheit, wenn man in der Theorie der Proportionen unterſcheidet, daſs nur ein ſteigendes Verhältniſs mit einem ſteigenden, und ein fallendes mit einem fallenden zu einer richtigen Proportion verbunden werden kann. Da nun das bey einer Regel de Tri-Aufgabe zu ſuchende Glied immer mit einem der gegebenen gleichartig, oder doch ſo beſchaffen ſeyn muſs, daſs es darauf zurückgebracht werden kann: ſo bilden dieſe dergeſtalt das zweyte Verhältniſs der Proportion, daſs das unbekannte Glied zum letzten Gliede geſtellt wird. Aus den Bedingungen der Aufgabe wird dann nur unterſucht, ob das angeſetzte Verhältniſs ein ſteigendes oder fallendes werden muſs, und danach müſſen die beiden zurückgebliebenen gleichartigen (oder doch gleichartig zu machenden) Glieder ebenfalls zu einem ſteigenden oder fallenden Verhältniſſe geſtellt werden. Bey dieſer Auflöſung fallen die Eintheilungen: „*gerade* und *umgekehrte* Regel de Tri" — „Quinque" u. ſ. w. weg; das Verfahren gewinnt an Einheit, und iſt nicht allein viel leichter als das gewöhnliche zu

überſehen, ſondern bewahrt auch vor vielen leicht zu begehenden Fehlern, wie Rec. aus vieljähriger Erfahrung verſichern kann. C. *Lehrſätze in Betreff der Progreſſionen.* Im Zuſatz 2 des §. 125 ſagt der Vf., daſs vermittelſt der zwey Gleichungen $S = (a + u) \frac{1}{2} n$ und $u = a \pm (n - 1) d$ zehn Probleme Statt fänden, um jedesmal aus drey gegebenen Stücken die anderen zwey zu finden. Obgleich es allerdings ſeine Richtigkeit hat, daſs fünf verſchiedene Dinge (Elemente) nur zehn reine Ternen geben: ſo werden doch jedesmal aus drey gegebenen Dingen zwey geſucht, mithin finden $2 \times 10 = 20$ Probleme Statt. Iſt z. B. a, d, S gegeben, und man ſucht u: ſo iſt $u = -\frac{1}{2} d \pm \sqrt{2 d s + (a - \frac{1}{2} d)^2}$ unter denſelben gegebenen Gröſsen a, d. S findet man dagegen:

$$n = -\frac{2a - d}{2d} \pm \sqrt{\frac{2s}{d} + \frac{(2a - d)^2}{4d^2}}$$

Nach unſerer Meinung wäre es zweckmäſsig geweſen, wenn der Vf. die gegebenen Stücke tabellariſch aufgeführt, und dadurch dem Studirenden zur Ableitung der Gleichungen Veranlaſſung gegeben hätte. *Anwendung.* A. *Auf die Summation.* B. *Auf das Interpoliren.* Alles hier Vorgetragene iſt zwar kurz, aber für den beabſichtigten Zweck gut und mit genügenden Beyſpielen erläutert. — 7ter Abſchnitt. *Die elementare Logarithmentheorie* (§. 136 — §. 147). Auch dieſer Abſchnitt iſt gründlich und mit Umſicht behandelt, ſo daſs Rec. nichts Weſentliches vermiſst hat. Im 8ten Abſchnitt wird (§. 148 — §. 163) die *elementare Combinationstheorie* behandelt, und damit das Ganze geſchloſſen.

Papier und Druck ſind gut; dieſer insbeſondere ſehr correct.

(ελ)

KLEINE SCHRIFTEN.

Astronomie. *Dorpat*, b. Schünmann: *Ueber die Doppelſterne, nach einer mit dem groſsen Refractor von Fraunhofer auf der Sternwarte zu Dorpat angeſtellten Muſterung des Fixſternhimmels;* von *F. G. W. Struve*, Director der Sternwarte. 1827. 28 S. 4. (22 gr.)

Dieſe Schrift enthält einen ſehr intereſſanten, allen Liebhabern der Aſtronomie zu empfehlenden Bericht an den Fürſten Lieven, als damaligen Curator der Univerſität Dorpat. Der als kenntniſsreicher Aſtronom bekannte Vf. ſagt: „Als im September 1824 der Refractor von *Fraunhofer* glücklich in Dorpat angelangt, und zur Beobachtung des Himmels aufgeſtellt worden, ergab ſich bald, daſs derſelbe für ein Meiſterwerk in ſeiner Art gehalten werden muſste. An Lichtesſtärke wohl nur von dem 40fuſsigen Spiegelteleſkope *Herſchels* übertroffen, erſetzt es dieſen Abgang reichlich durch die den *Fraunhoferſchen* Achromaten eigenthümliche Schärfe der Bilder, und übertrifft entſchieden alle bisherigen groſsen Fernröhre durch die Vollkommenheit ſeiner Aufſtellung, durch die Leichtigkeit ſeiner Anwendung, durch die Eigenthümlichkeit, vermittelſt eines Uhrwerks der Bewegung der Geſtirne ſelbſt zu folgen, ſowie durch die Zugabe eines reichen Apparats zur Meſſung der Winkel zwiſchen den im Fernrohr geſehenen Gegenſtänden, welcher eine bewundernswürdige Genauigkeit gewährt. Und gewiſs iſt jetzt dieſes Kunſtwerk unſchätzbar zu nennen, ſeitdem es durch den frühzeitigen Tod des unerſetzlichen *Fraunhofers* das einzige ſeiner Art geworden iſt.“ Da man unter Dorpats Breite etwa 121 1/2 Grad des Himmels, vom Nordpol an bis 51 1/2 Grad ſüdlich vom Himmels-Aequator, überſieht, und die ſüdlichen Geſtirne ſich zu wenig über den Horizont erheben, um durch ſtarke Fernröhre mit Nutzen beobachtet werden zu können, da die niederen Luftſchichten ein Zittern der Bilder hervorbringen: ſo hat der Vf. ſeine Muſterungen nur bis zum 105ten Grad vom Pole, oder bis auf 15 Grad ſüdlich vom Aequator, ausgedehnt, wobey die ſüdlichſten Sterne noch in einer Höhe von 16 1/2 Grad durch den Meridian gehen. Dieſen Raum theilte er in 12 Zonen, nach dem Abſtande vom Pole des Himmels, und führte die Muſterungen zonenweiſe aus. Alle Sterne, bis zur achten Gröſse, und die ſeltenen der neunten Gröſse, welche ſich im Sucher des Fernrohrs kenntlich machten, wurden nach einander ins Geſichtsfeld des Refractors gebracht und an ihnen unterſucht, welche doppelt erſchienen. Sobald ein Doppelſtern gefunden war, wurde ſein Ort durch Ableſung der Zeiger an beiden Kreiſen des Inſtruments, und der nach Sternenzeit gehenden Pendeluhr beſtimmt, und eine kurze Beſchreibung deſſelben ins Tagebuch eingetragen. Die Anzahl der nach dieſem Plane vom Vf. durchmuſterten Sterne beläuft ſich, nach ſeiner wahrſcheinlichen Schätzung, auf 120,000, unter welchen ſich 3063 Doppelſterne der vier erſten Claſſen befanden. Da ſich in *Herſchels* Kataloge nur 340 derſelben nachweiſen laſſen: ſo ergiebt ſich hieraus der ungeheuere Zuwachs unſerer Kenntniſſe in Bezug auf dieſe ſo merkwürdigen Sterne. Der Vf. theilt folgende Tafel zur bequemeren Ueberſicht mit:

	Claſſe I — IV.	Claſſe I.	Claſſe II.	Claſſe III.	Claſſe IV.
Zahl der Sterne im neuen Kataloge	3063	987	675	659	736
Davon in *Herſchels* Kataloge	340	76	76	82	106
Im Kataloge des Vfs. von 1820	441	96	112	111	122

worin wir nur die kleine Unrichtigkeit fanden, daſs die Summe von 987, 675, 659 und 736 nicht 3063, ſondern 3057, ſomit 6 Doppelſterne weniger giebt. Worin dieſes ſeinen Grund hat, läſst ſich nicht wohl beſtimmen, da S. 20 die Zahl der Doppelſterne der I. II. III. und IV Claſſe *auf gleiche Art* wie in der Tabelle angegeben wird. Wahrſcheinlich hat ſich in die *Summe* ein Irrthum eingeſchlichen und 3057 wird die richtige ſeyn. — Was nun der Vf. von dieſen Doppelſternen, und von mehreren als zwiefach geſehenen ſagt, erregt das Intereſſe jedes Freundes der Aſtronomie in hohem Maſse, geſtattet aber hier keinen weiteren Auszug. Nur eines bemerken wir. Sir *W. Herſchel* ſah den Stern No. 7 im Stier als Doppelſtern vierter Claſſe (und ſo alle ſpäteren Beobachter), wo der Hauptſtern ſechſter, der Begleiter etwa zehnter Gröſse iſt. Der neue Refractor zeigte aber, daſs der Hauptſtern ſelbſt ein ſehr naher Doppelſtern I Claſſe iſt, welcher aus zwey gleichen Sternen der ſiebenten Gröſse beſteht. — Druck und Papier ſind ſehr gut.

△

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Beyträge zur Kenntniſs der altdeutſchen Sprache und Literatur,* von *George Friederich Benecke.* Zweyte Hälfte, 1832. IV u. 324 S. 3. (1 Rthlr. 8 gr.)

Nach zwölfjährigem Harren ſehen wir endlich unſeren Wunſch, die zweyte Hälfte dieſer ſehr ſchätzbaren *Beyträge* zu erhalten, erfüllt. Die Recenſion der erſten Hälfte findet ſich in No. 41. Jahrg. 1811, unſerer Allgem. Literatur-Zeitung. Hr. *B.* legt uns in dieſer Hälfte vor: 1) die Lieder *Nitharts*, aus einer Riedegger Handſchrift, 2) den *Winsbeke* und die *Winsbekin*, zwey Lehrgedichte, aus der Gothaiſchen Handſchrift No. 53, 3) den *Pfaffen Amis*, gleichfalls aus der Riedegger Handſchrift, 4) ein Bruchſtück eines epiſchen Gedichtes in niederrheiniſcher Mundart.

Bey No. 1 und No. 3 hat ſich Hr. *B.* nicht begnügt, die Handſchrift buchſtäblich abdrucken zu laſſen, wie dieſs bey No. 2 und No. 4 geſchehen iſt, ein Verfahren, welches wir um ſo mehr billigen, als bey dieſen Gedichten (bey No. 2 zwar auch) andere Handſchriften zur kritiſchen Feſtſtellung des Textes benutzt werden konnten. Hr. *B.* giebt hier jedoch nur diejenigen Lieder *Nitharts*, welche R. enthält, an der Zahl LVIII. Ein gröſseres Verdienſt würde er ſich unleugbar um dieſen Dichter erworben haben, wenn er die Maſſe der *Nithartiſchen* Lieder in der *Bodmeriſchen* Sammlung mit ſeinem gewohnten Scharfblicke geſichtet, und die als ächt befundenen Lieder den hier mitgetheilten angeſchloſſen hätte. Das hierzu allerdings nöthige Hülfsmittel, die Weingartner Handſchrift, würde er ſich gewiſs leicht haben verſchaffen können. Möge Hr. *B.* dieſs doch ja thun, wenn vielleicht ein zweyter Band der Beyträge folgen ſollte, damit die Freunde deutſcher Dichtkunſt nicht, wie leider jetzt meiſt noch, genöthigt ſeyen, die einzelnen Lieder eines Dichters aus drey bis vier verſchiedenen Büchern zuſammen zu leſen.

Der kritiſchen Bearbeitung der hier gegebenen *Nithartiſchen* Lieder können wir nur beyfällig gedenken. Für die Kritik iſt Alles gethan, was man nach dem jetzigen Stande der deutſchen Sprachgelahrtheit mit Recht fodern darf. Dem Sprachforſcher iſt demnach wohl in Allem genügt; ob aber auch den bloſsen Freunden altdeutſcher Literatur? — Auf dieſe ſollte billig ſo lange wenigſtens mehr Rückſicht genommen werden, als noch nicht in allen Gelehrtenſchulen die deutſche Sprache auf die einzig richtige Weiſe gelehrt wird, d. h. mit Bezug auf die ältere, und als noch nicht ein Allen zugängliches Wörterbuch der mittelhochdeutſchen Sprache vorhanden iſt, welches zum wenigſten für alle deutſchen Dichter des 13ten und 14ten Jahrhunderts ausreicht. Rec. hat ſich ſeines Theils nie von der Richtigkeit des angenommenen Grundſatzes überzeugen können, daſs man, wie von dem Sprachforſcher, ſo auch von dem bloſsen Freunde altdeutſcher Literatur gleichmäſsig verlangen dürfe, daſs er eigene Wortſammlungen ſich anlege; denn dazu möchten doch wahrlich nicht Alle Zeit haben, wenn ſie auch wirklich nicht die Mühe ſcheuen wollten. Kurze ſprachliche Erklärungen dürften demnach jetzt wohl noch bey allen kritiſchen Bearbeitungen deutſcher Gedichte mit Recht ihren Platz finden, ja ſogar unerläſslich ſeyn, wenn der Freunde deutſcher Literatur immer mehr und mehr, beſonders unter den Schulmännern, gewonnen werden ſollen.

Hn. *B.*'s Kritik haben wir ihr Recht wiederfahren laſſen. Da er jedoch ſelbſt zwey Claſſen von Leſern annimmt (S. 497), *prüfende* Leſer, und die *gröſsere* Zahl der Leſer: ſo würde es den letzten wenigſtens angenehm ſeyn, wenn er überall da, wo der Text offenbar verderbt, oder mangelhaft erſcheint, einen Verſuch zur Herſtellung und Erläuterung gemacht hätte, wie hier und da allerdings geſchehen iſt. Von ſelbſt verſteht es ſich übrigens, daſs wir dergleichen Verbeſſerungen nicht in den Text, ſondern nur in die Anmerkungen aufgenommen zu ſehen wünſchten. Einige Beyſpiele mögen darthun, *wie* wir den Text gern erklärt ſehen würden.

Lied I. Str. 5. *Die zwêne gênt geweten,*
Sint von künne Höhesteten.
Als ein leu an einer keten,
Gênt sî, bî dem tanze, treten
Bî der lieben, ungebeten.

Erſtlich geſtehen wir, daſs uns die Satzzeichnung der drey letzten Zeilen, weil ſie allzu viel trennt, mehr zu verdunkeln als zu erhellen ſcheint; dann aber meinen wir auch, daſs das zweyte „*bî*" (*bî der lieben*) eine Anmerkung verdiene. Der Sinn iſt nach unſerer Meinung nicht: „Sie traten bey dem Tanze zu der lieben," weil in dieſem Falle „*bî*" den Acc. erheiſchen

würde, sondern: „Sie tanzen an der Seite der lieben." Vergl. *Graff Althochd. Praeposit.* S. 101 ff.

Lied III. Str. 4. *Daz mich è gemüete,*
Die sprenzeler unt m'ch walt,
Daz was mit den bluomen hin.

Dazu sagt Hr. *B.* nur: „Die Handschrift habe „*m'ch*" für ein ausgekratztes Wort." Allein die Stelle ist *so* völlig unverständlich. Da „*walt*" unmöglich ein Präteritum seyn kann, welches mit *gemüete* zu verbinden wäre, so kann man auch nicht das „*m'ch*" als „*mich*" annehmen. Rec. zweifelt aber nicht, dass „*m'ch*" undeutlich für „*m'ch*", *merchwalt* aber (da die HS., laut der Vorrede, überall *ch* für *k* setzt) für *Markewalt* (ein bekannter oft vorkommender Name) stehe, und nimmt die Stelle so: Alles, was mich erzürnte, die Zierbengel und Markewalt, diess Alles ist jetzt mit den Blumen (dem Sommer) dahin." So schliesst sich die Stelle auch gut an die folgende: *Nû* (d. h. im Winter, vgl. Str. I. v. 6: *ich trûre wol von schulden nû ze disen trüeben tagen, die uns der winder kündet.*) *wil mir Engelwân dîne hulde verren.* —

In demselben Liede, Str. 5 hätte auch wohl die „*vlaemische hövescheit*" (= *dörperheit*, d. i. Ungeschlachtheit) eine Bemerkung verdient. Die Flamänder (nicht Flamländer) wurden im Mittelalter demnach von den Oberdeutschen als unbeholfene tölpische Leute angesehen, dagegen galten ihre Vettern, die Brabanter, damals für Lotterbuben und Strolche. Den Beweis für Letztes giebt der *Reinardus Vulpes Lib. 1. Fab. 1. v.* 49, wo der *Domnus Isengrimus* zu dem *Reinhart* sagt, indem er ihn verschlingen will:

Ha Reinarde., illâ quam Brabas nocte fuisti,
Hic, nisi te Satanas glutiat, Anglus eris.

Wozu *Mone* folgende lehrreiche Anmerkung macht: „*Brabas synonymum est pro adultero. Mali ominis fuisse nomen istud gentilitium testatur Waltherus de Coinsi, poeta francogallus, qui ineunte seculo XIII scripsit. Nam adeo illis invectus est, quos vel diabolos appellaret.*" Die Stellen des altfranzösischen Gedichtes von *Gautier de Coinsi: Louanges de N. D.* (*Notre Dame*) *Liv. II. cap.* 11. *sect.* 2, mag man bey *Mone* nachlesen. — Solche Bezeichnungen sind immer merkwürdig, und gewöhnlich die Folge uralten Hasses. *Nithart* braucht diese Bezeichnung noch einmal Lied VI, Str. 7: „*Mit sîner rede er vlaemet.*" — und bis heute noch wird in manchen Gegenden ein grosser ungeschlachter Mensch als ein „*flaemscher Kerl*" bezeichnet. Man vergl. noch den Namen der Slawen bey den Madyaren: *Totok* = Hunde. — Lied V. Str. 4 ist für „*swenne er in ir schôze lît* (: *treit*) offenbar *swenne er in ir schôz sich leit*" zu lesen. Eben so war Lied IX. Str. 3 für das reimlose „*der sî dâ veil mit voller hant*" *J. Grimms* Verbesserung: „*der sî veile dâ mit voller âme*" unbedenklich anzunehmen, da der Reim: *krâme: sâme* hinlänglich dafür zeugt.

Lied XVII. Str. 3. — — — — — *wie dûht ich iuch sô blas,*
Daz ir mir mîn grüfel nâmet unverdienter dinge?
Jane wil ich nimmer iuren trayros gesingen,
Noch nâch iu den reien niht enspringen.

Hier hätte wohl Hr. *B.* eben so unbedenklich verbessern können: „*nâmt von unverdienten dingen*" (dass *von* so gebraucht wird bedarf keines Beweises), als er Lied XXI. Str. 4: „*an den vîretagen*" für das in R. stehende: „*an dem vîretage*" setzte, da der Reim dort (*kragen*) solches verlangte. Auch hier ist man nicht genöthigt, dem Dichter einen schlechten Reim aufzubürden. Die gleichfalls verderbte Stelle Lied XX, Str. 3 durfte ihn nicht abhalten; denn auch da ist zu lesen: „*Swenne ich sündehafter wil in den riuwen baden, sô wil sî, mîn vrouwe, daz ich ir kinden singe niuwen sanc.*" Ja selbst der Sinn scheint uns hier das „*Swenne ich wil baden*" für das in der HS. befindliche „*Swenne ich bade*" zu verlangen, abgesehen davon, dass es auch der Reim daselbst erheischt, denn es wäre ja ungereimt, von einem Manne, der seiner Sünden halber wirklich in der Reue schon badet, ein Lied für Kinder zu verlangen, denn ein solcher möchte schwerlich geeignet seyn, Kindern ein wohlgefälliges Lied zu singen; allein von einem Manne, der erst Thränen der Reue vergiessen *will*, lässt sich allenfalls schon ein Lied noch fodern.

Lied XXI. Str. 9: „*Dörper, nemt des selben war, er heizet Jlsunc* (—)." Der fehlende Name ist wohl „*Bogen* (für *Bogene*, alt *Bogano*, *Bugano*)" im Reim auf: „*gezogen.*" Den einfachen Namen *Bogen* weiss ich zwar nicht weiter nachzuweisen, denn der Name *Bogo*, *Buggo* ist ein anderer, als dass ein fabelhafter Herzog der Sachsen *Bogen* oder *Wogen* geheissen haben soll; allein in Zusammensetzungen kommt er vor, z. B. *Bugenhagen*, *Regenbogen* (letztes als Nominativ im Reim auf *gezogen*), wofür erst später *Regenboge* geschrieben worden zu seyn scheint, sicher nicht ohne Bezug auf den Regenbogen.

Lied XXXIV. Str. 3. „*Dâ wart wunder slege ûf mîne hant geslagen, sô sî sî zunêren! Daz was reihtzen sut mit uchsengêren.*" Die letzten Worte: „*Daz* — — *gêren*" hat Hr. *B.* buchstäblich aus der HS. abdrucken lassen, nichts aber ausser dieser Bemerkung hinzugefügt. Das Verderbniss derselben ist augenscheinlich. Rec. schlägt daher vor zu lesen: „*Daz was Reizen* (oder auch *Ruotzen*, vgl. Lied III. Str. 3) *vûst mit Engelgêren.*" Nämlich *Reize* und *Engelger*, woraus bey flüchtigem Schreiben wohl *Uchsenger* werden konnte, waren zwey Nebenbuhler *Nitharts*, welche, von einem Mädchen aufgefodert, diesen abprügelten. „*Mit ohsen gêren*" (mit Ochsenprügeln) zu lesen, gäbe zwar auch Sinn, allein es hiesse doch die Schlägerey etwas stark schildern. — Diese wenigen Beyspiele werden gezeigt haben, was noch hätte geschehen können und sollen. — Wie wichtig übrigens *Nitharts* Gedichte für die Sittengeschichte seiner Zeit (er lebte unter Otto IV) seyen, wird jeder Leser derselben leicht selbst finden. Auch für die Geschichte der Kleidertrachten sind sie eine sehr ergiebige Quelle.

Das zweyte Gedicht, der *Winsbeke und die Winsbekin*, hat Hr. *B.* buchstäblich abdrucken lassen. Der Text der Gothaischen HS. unterscheidet sich sehr von

dem der Pariser, welche *Bodmer* in seine Sammlung der Minnesänger aufnahm. Er enthält nicht nur Strophen, welche dem *Bodmerischen* Drucke fehlen, und entbehrt anderer, die bey *Bodmer* stehen; auch in den Strophen, welche beide Handschriften gemein haben, ist eine grosse Verschiedenheit bemerkbar. Nur die ersten 49 Strophen der *Bodmerischen* Sammlung, mit Ausschluss der 18ten und 47sten, sind in der Gothaischen HS. enthalten, so dass demnach auf die *Bodmerische* Sammlung ein Mehr von 28 Strophen kommt, wogegen dieser wieder fünf Strophen der Gothaischen Handschrift (18, 27, 32, 36, 46) fehlen. Hr. *B.* ist der Meinung, nur diejenigen Strophen seyen ächt, welche *beiden* Handschriften gemein sind, alle anderen aber spätere Hinzudichtung. Rec. stimmt im Ganzen damit überein, doch hält er die 53ste Str. der *Bodmerischen* Sammlung: „*Sun, ich wil dir niht mêre sagen, der mâze ein zil gestôzen st.*" als Schluss des Ganzen, noch für ächt. Der Dichter der als unächt bezeichneten Strophen der *Bodm.* Sammlung war sicher ein Mönch, da man das ursprüngliche Gedicht wohl einem Laien wird zuschreiben müssen. In jenes Dichtung herrscht ein anderer Geist, und er schiebt offenbar dem ganzen Lehrgedicht einen anderen Zweck unter. Der Laie — wir wollen den älteren Dichter so bezeichnen — giebt seinem Sohne Lehren, damit er *in der Welt mit Ehren leben könne.* Der Mönch lässt durch diese Lehren den Sohn bewegt werden, den Vater zu ersuchen, aus seinem Vermögen ein Spital (Kloster) zu stiften, worein sie beide gehen wollen. Offenbar werden so alle vorhergehenden Lehren vergeblich gegeben, da der Sohn davon nicht Gebrauch machen will. Uebrigens ist auch in den ächten Strophen die Welt gar nicht so geschildert, dass man etwa Lust fühlen muss, ihr zu entsagen. Nur ein Mönch, der ihr schon entsagt hat, konnte das Gedicht so fortführen und beschliessen. Die Warnungen vor Bann und Acht, die altkluge frömmelnde Gegenrede des Sohnes verrathen ihren Schreiber, und stimmen mit dem Geiste der ächten Strophen schlecht überein. Nehmen wir alles diess zusammen, so müssen wir die weitere Ausführung des Gedichtes in das 14te Jahrhundert verweisen. — Von den Strophen, die die Goth. Handschrift mehr hat, hält Rec. die 18, 27, 32 für ächt, die 36ste dagegen für eingeschoben. Ueber das Bruchstück der 46sten masst er sich jedoch kein Urtheil an. Die Folge der Strophen auf einander ist gleichfalls in beiden Handschriften abweichend, doch dürfte im Ganzen die Folge der Strophen in der Gothaischen Handschrift die richtigere seyn. Das andere Gedicht, die *Winsbekin*, hat in beiden Handschriften gleiche Zahl und Folge der Strophen.

Das dritte Gedicht, welches Hr *B.* hier mittheilt, ist der Pfaffe *Amis*, seiner Art und Weise nach ein Vorläufer des bekannten Till Eulenspiegel. Der Text ist mit Hülfe einer Gothaischen, Heidelberger und Koloczaer Handschrift kritisch hergestellt. Die vorzüglichste Handschrift, die Riedegger, bildet natürlich die Grundlage, und *GHK.* fanden meist, und mit Recht, ihren Platz in den Noten. Die Abweichungen der *HSS.* von einander sind immerhin bedeutend; die wichtigste jedoch ist unstreitig, dass *R.* eine ganze Betrügerey mehr hat als *GHK.* Der Schwank ist unleugbar ächt, wahrscheinlich aber in den übrigen *HSS* deshalb weggelassen, weil Amis in denselben einen Klosterprobst betrügt. „*Clericus Clericum non decimat!*" mochte man denken. Dass der geistliche Herr überall als Betrüger erscheint, das war nicht weiter anstössig, da endlich doch aller Gewinn seiner Betrügereyen einem Kloster zu Gute kommt; dass aber ein Pfaffe den andern beraubt, das fand man wahrscheinlich eben so unglaublich, als dass ein Rabe dem anderen die Augen aushacke. Jedenfalls aber betrachtete man diess als ein der christlichen Gemeinde gegebenes Aergerniss, und suchte es auszumerzen.

Den alten und als sehr nützlich bewährten Grundsatz: „*Colligite fragmenta, ne pereant*" — befolgend, giebt Hr. *B.* schliesslich noch ein Blatt einer Pergamenthandschrift, welche ein in niederrheinischer Sprache geschriebenes Gedicht, aus dem Sagenkreise Karls des Grossen, enthielt. Diess Blatt war innerhalb des Einbandes eines auf der Stralsunder Bibliothek befindlichen Exemplars von *Opuscula Bernardi Abbatis Claravallens.*, 1501, aufgeklebt. — Möchte doch Jeder auf die pergamentenen Bücherdeckel in Bibliotheken achten! Wie Vieles auf diese Art vernichtet worden, lehrte uns schon oft die Erfahrung, und oft schon hat sich lang und fern getrenntes wieder zusammengefunden. — Nach Hn. *B's.* Angabe befindet sich ein zweytes Bruchstück desselben Gedichtes in *Massmanns Denkmälern* S. 155 — 157 abgedruckt. Sollte vielleicht auch das Bruchstück in dessen *Denkmälern* S. 76 — 79 dazu gehören? Die Sprache desselben ist gleichfalls niederrheinisch. Druck und Papier sind sehr zu loben.

E. D. J.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Altona, b. Busch: *Die christliche Vollkommenheit.* Ein Vermächtniss im Bibelwort und Bibelgeist für meine Confirmanden; zur Aufbewahrung in ihrem Herzen ihren Händen dargereicht in der Abschiedsstunde von *Franz Adolph Schrödter*, königl. dänischem Kirchenprobsten der Probstey Oldenburg und Hauptpastor der Stadt Oldenburg in Holstein. *Dritte vermehrte und verbesserte Ausgabe.* 1829. 330 S. 8. (12 gr.)

In dem Vorworte zur ersten Ausgabe erklärt sich der würdige Vf. über die Absicht der Herausgabe dieses Buches auf folgende Weise: „Dieses Büchlein, enthaltend das Schlusswort meines, die Confirmanden vorbereitenden Unterrichts, mögen (möge) Zeugniss geben, wie ich dabey meinen Beruf vor Augen gehabt habe. Die mündliche Rede wird oft nur zu schnell vergessen, die schriftliche bleibt, und die gedruckte kann noch allgemeiner wiederholt und weiter verbreitet werden. Daher wollte ich auch nicht den Geist verheimlichen, mit welchem ich in jedem Winterhalbenjahre das Christenthum gelehrt und vorgetragen habe". Die im An-

hange dieser Schrift hinzugefügte kleine Sammlung angemessener Andachten bey der Beicht- und Abendmahls-Feier, am Morgen und Abend, und bey der Confirmation, ist entlehnt aus den ascetischen Schriften von Demme, Jacobi, Klose, Klopstock, Krummacher, Rosenmüller, Schrader, Veillodter und Witschel. Auch diese Sammlung wird, so wie das ganze Buch, vorzüglich der aufblühenden Jugend sehr angenehm und nützlich seyn. Was der Vf. hier vorträgt, ist die Frucht einer 36jährigen Arbeit. Das in dem Vorworte der zweyten Ausgabe vorkommende Gebet und die hierauf folgende Ermahnung an die Jugend stehen nicht am rechten Orte. Das Inhaltsverzeichniss ist folgendes: Biblisches Spruchbüchlein über den Landeskatechismus Luthers. 1) Einleitung. 2) Die Confirmation, ein wichtiger Zeitpunct des Lebens. 3) Ein zwiefacher Irrweg, Gefühlsreligion, Freydenkerey. 4) Helle und richtige Erkenntniss bewahrt vor beiden. 5) Was halten wir von Jesu? 6) Werdet vollkommen. 7) Dann seyd ihr Gott angenehm. 8) Und wandelt in der Wahrheit. 9) Und habt Ruhe des Herzens. 10) Und werdet selig. (Schaffet eure Seligkeit). 11) Dazu gebrauchet, als Hauptmittel, die Bibel. 12) Und höret die öffentlichen Unterhaltungen mit der Jugend an. — Unmöglich kann Hr. *Sch.* hier gemeint haben, dass die Jugend bloss an der Anhörung der Catechisation Theil nehmen soll, vielmehr soll sie auch der Anhörung der Predigten beywohnen, und die Theilnahme an der heiligen Abendmahlsfeier nicht vernachlässigen. 13) Beschluss. 14) Die 15 Confirmationsrede, am 13ten April 1828. Der Ausdruck des Vfs. könnte bisweilen bestimmter seyn, wie z. B. S. 1: Der Mensch geniesst Gutes auf Erden. Sir. 39, 39: Nämlich, dass alle Werke des Herrn gut sind, dafür lieber: denn alle Werke u. s. w. Mit diesem Satze verbindet der Vf.: „Alles nun, das ihr wollet, dass euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen, das ist das Gesetz und die Propheten" Matth. 7, 12. Allein dieser Spruch bezieht sich mehr auf das allgemeine christliche Gesetz des Verhaltens gegen Andere, als auf die eigene Tugendübung. S. 2. Satz 19: Gott ist unkörperlich. Dafür sind als Beweisstellen angeführt Ps. 34, 16: Die Augen des Herrn sehen auf die Gerechten u. s. w. Matth. 18, 10: Sehet zu, dass ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet u. s. w. Allein diese Schriftstelle bezeichnet nicht zunächst die blosse geistige Natur Gottes; passender ist Joh. 4, 24: Gott ist ein Geist u. s. w. S. 3: Die Bibel (ist) Gottes Wort. Jac. 2, 14: Was hilft es, lieben Brüder! so jemand sagt, er habe den Glauben, und hat doch die Werke nicht? Kann auch der Glaube ihn selig machen? — Dass der Geist ein thätiges Christenthum üben müsse, dazu soll ihn diese apostolische Stelle ermuntern. S. 4 ist der Satz: Gott ist ein geistiges unkörperliches Wesen, eine Wiederholung des 19ten Satzes. S. 6 bezieht sich die Stelle: „Weisheit ist besser, denn Perlen; und alles, was man wünschen mag, kann ihr nicht gleichen" mehr auf die Weisheit der Menschen, als auf die Weisheit Gottes. Eben so verhält es sich S. 7 mit dem Ausdrucke: Gott ist heilig. Matth. 19, 17: „Er aber sprach zu ihm: Was heissest du mich gut? Niemand ist gut, denn der alleinige Gott. Willst du aber zum Leben eingehen, so halte die Gebote." Auch diese Stelle deutet mehr hin auf das Verhalten der Menschen, als auf Gott, dem hier eher Güte, als Heiligkeit beygelegt wird. Unter den Eigenschaften Gottes fehlt die Liebe und Barmherzigkeit. S. 75: Jesus war ohne Sünde. Auch hier sind viele Stellen angeführt, welche diesen Satz keinesweges zunächst berühren. So verhält es sich nicht weniger mit dem 117 Satze auf der 80ten Seite. Dass Jesus Wunderthaten verrichtet habe, wird nicht ausdrücklich erwähnt; doch sind in dem 72 Satze, welcher von Jesu, dem Erlöser der Menschen, handelt, einige Stellen zum Beweise angeführt. Der Ordnung wegen sollten die Sprüche, welche sich auf das Leben und die Schicksale Jesu beziehen, nach der Chronologie angegeben seyn. In dem 77ten Satze, wo von Jesu gesagt wird: Er gab durch seinen Gehorsam gegen Gott in Lehre und Wandel das höchste Beyspiel der wahren Tugend, kommen einige Sprüche vor, welche sich mehr auf die Kraft und den Einfluss der Lehre Jesu, als auf diese Behauptung beziehen. S. 102 heisst es: Die Namen aber der zwölf Apostel sind diese: „Der erste Simon, genannt Petrus, und Andreas, sein Bruder; Jacobus, Zebedäi Sohn, und Johannes sein Bruder". Ungern vermisst man die Namen der übrigen Apostel; ein solcher Mangel darf in einem Lehrbuche für die Jugend am wenigsten vorkommen. S. 103 sollte bey dem ersten Artikel des christlichen Glaubens der Spruch: Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde u. s. w. zuerst angeführt, und nicht einigen anderen Sprüchen nachgesetzt seyn. Die Absicht des Hn. *Sch.*, die vorzüglichsten Wahrheiten der Religion nebst den dazu gehörigen Beweisstellen bey den jungen Christen, nach ihrer Confirmation, in leichter Erinnerung zu erhalten, damit sie nicht, wie solches gleichwohl bey der Jugend nicht selten der Fall ist, zu bald vergessen werden, verdient ohne Bedenken gelobt zu werden; doch würde diess Buch nützlicher geworden seyn, wenn der Vf. nicht zu viele Beweisstellen angeführt und lieber die passenden, in welchen bisweilen dunkle Ausdrücke vorkommen, die, wenn sie auch im Unterrichte erklärt worden sind, doch bald vergessen werden, mit erläuternden Zusätzen begleitet hätte. Aus der kleinen Sammlung angemessener Andachten bey der Beicht- und Abendmahls-Feier haben die von D. *Rosenmüller* und D. *Veillodter* den Rec. besonders angesprochen.

C. a N.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Asher: *Die gottesdienſtlichen Vorträge der Juden, hiſtoriſch entwickelt.* Ein Beytrag zur Alterthumskunde und bibliſchen Kritik, zur Literatur- und Religions - Geſchichte. 1832. XIV u. 481 S. 8.

Je weniger der Regel nach in der theologiſchen Welt die Werke der Rabbinen bekannt ſind, und je häufiger die Nachläſſigkeit der Wenigen, die ſich mit dieſem, allerdings ſchwierigen und nicht ſo bald lohnenden, Studium befaſſen, den früheren Compendien und Epitomen vertrauet, und lange herrſchende Irrthümer immer weiter fortpflanzt: deſto verdienſtlicher iſt es, wenn einzelne Gelehrte, welche in dem Gebiete der Rabbinen zu Hauſe ſind, es auf ſich nehmen, Anderen zu Wegweiſern zu dienen, und ſie vor den Fehlern ihrer Vorgänger zu warnen.

Alles dieſs leiſtet das gegenwätige Werk, das mit umfaſſender Kenntniſs der Quellen und mit ſeltener Klarheit und Präciſion des Ausdrucks und der Citate, geſchrieben iſt. Es zerfällt in 24 Capitel, deren 19 erſten allein der hiſtoriſchen Kritik rabbiniſcher Schriften gewidmet ſind; nur die letzten 5 beſchäftigen ſich mit der Geſchiche der Vorträge. Die Reichhaltigkeit des hier geſammelten Materials geſtattet keinen Auszug. Wir erlauben uns nur den Gang des Werkes gedrängt darzuſtellen, um einen allgemeinen Begriff davon zu geben.

Cap. 1. Einleitung. In der Synagoge ward nach dem Schluſſe des Prophetenweſens eine Art öffentliche Belehrung Bedürfniſs. Der Vf. findet, wie natürlich, den Anlaſs dazu in V. 10—13 des 31ſten Cap. im 5ten Buche Moſe „*welches ſelber ein zuſammenhängender Vortrag des Geſetzgebers iſt*“. (Dieſe Bemerkung würde Rec. nicht unterſchreiben.) Späteſtens in der Maccabäiſchen Zeit war das Vorleſen des Pentateuchs am Sabbath ſchon herrſchende Sitte. Man las ihn der Reihe nach in Abſchnitten, die nach einem 3jährigen Cyclus abgetheilt waren. Spätere Autoritäten ſetzen einen von 3½ Jahren. Die heutige Einrichtung der 54 Paraſchen (S. 4) hält der Vf. für Babyloniſchen Urſprungs. Wegen der *Haftara's* (der Vf. ſchreibt ſtets die Fremdwörter im Plural mit einem *s*) bringt der Vf. die Meinungen Avudrahms und Vitringa's bey, ohne jedoch beyzuſtimmen, glaubt vielmehr, es habe für dieſe Einrichtung keinen hiſtoriſchen Urſprung gegeben. (Das ſoll heiſsen: keine von auſsen gegebene Veranlaſſung.) — Das Ausſterben der hebräiſchen Sprache foderte zum Vortragen der *Ueberſetzung* auf, daher *Targumim;* und von dieſem kam man auf *Auslegungen*, *freye Vorträge.*

Cap. 2. *Ueber die Bücher der Chronik.* Hiemit beginnt die Reihe der als Vorarbeiten für nöthig erachteten kritiſchen Unterſuchungen. Betrachtungen über Entſtehung des *Kanon.* Beſchaffenheit des *Pſalter*, kritiſche Bemerkungen, mit dem Schluſs, daſs die letzte Redaction der Pſalmen in die Zeit des Chroniſten, oder gar noch ſpäter zu verſetzen ſey. S. 18 kommt der Vf. auf *Eſra* und nach Aufzählung der kritiſchen Schwierigkeiten auf den Schluſs (S. 21), daſs *Eſra* nur eine Fortſetzung der Chronik, und zwar vom Chroniſten ſelbſt verfaſst ſey. Es folgen die Beweiſe der Identität bis S. 29. Dann wird der Chroniſt näher charakteriſirt. Sein Zeitalter iſt das Syriſche, früheſtens anno 312 v. Chr. Da er älter als Sirach iſt, ſo blühete er ſpäteſtens um 260. Dieſs wird auch aus den Nachrichten über die *groſse Synagoge* (S. 33) wahrſcheinlich gemacht. (Dieſe wird jedoch hier nicht näher beſchrieben.)

Cap. 3. *Midraſch*, handelt von der Auslegung. Der Vf. hält ſie für älter als die Zeit des Chroniſten. Spuren davon ſeyen im *Joſua* und beſonders Pſalm 119 u. ſ. w. (Allein vorher iſt dieſer Pſalm und Esra und Nehemia für äuſserſt jung erklärt worden. In Rückſicht auf hiſtoriſche Feſtſtellung fehlt hier eine nähere Nachweiſung.) Das Aufblühen des *Midraſch* ſetzt der Vf. richtig in die Zeit der Synedrialthätigkeit, früheſtens ſeit 142 v. Chr. (Rec. ſtimmt, durch anderweitige hiſtoriſche Prüfung geleitet, vollkommen mit dem Vf. überein, daſs die Einſetzung des Synedriums dieſer Zeit angehöre.) Der *Midraſch* theilt ſich in *Halacha* (Regel) und *Hagada* (Geſagtes), und umfaſst alſo: Mündliches Geſetz und freye Auslegung. Das erſtere, das *mündliche* Geſetz, läſst der Vf. als alt, jedoch unbeſtimmt und gleichſam im Nebel des Alterthums ſtehen. (Rec. will nicht in Abrede ſtellen, daſs viele ganz alte Gewohnheiten in dieſs *mündliche Geſetz* als Tradition hineingezogen ſeyen, hält jedoch dieſelben für ſehr jung, ſo fern ſie aus dem alten Geſetze durch Auslegung hergeleitet ſeyen. Es iſt daher ein groſser Unterſchied zwiſchen *geſchichtlicher* Tradition und *geſetzlicher.* Die erſte iſt unabhängig vom

Geſetz, oft ſogar als Contravention zu betrachten, und wenn ſie nachmals geſetzlich geworden, ſo beweiſe dieſs die Volksthümlichkeit derſelben, die man am Ende, um den Widerſpruch zu löſen, durch Auslegung im Geſetze geſucht habe.) Hierauf folgen bibliographiſche Bemerkungen und Nachweiſungen, betreffend die Werke, in welchen das Mündliche Geſetz enthalten iſt (42—57).

Cap. 4. *Hagada*, oder freye Auslegung, wird hier dargeſtellt, und nach einer kurzen Entwickelung in 6 verſchiedene Claſſen eingetheilt, die in den folgenden Capp. näher vorgeführt werden.

Cap. 5. *Targumim.* Schon unter den *Hasmonäern* (!) findet der Vf. aramäiſche Ueberſetzungen der meiſten bibliſchen Bücher vor. (Rec. hält die Zeugniſſe aus dem Thalmud nicht für hiſtoriſche Belege in Betreff der *Zeit.*) *Onkelos* und *Jonathan* ſind indeſs bekanntlich aus der Herodeiſchen Zeit. (Ob *Jonathan*, wie wir ihn haben, wirklich ächt, und nur interpolirt ſey? Rec. hält alles, was wir unter ſeinem Namen haben, für fremde, ſpätere Arbeit.) An dieſe reihet der Vf. ſehr viele wichtige kritiſche Unterſuchungen für die philologiſche Beleuchtung der Targumim. Dieſe Abhandlung S. 66 bis 83 iſt ungemein fruchtbar, und für die *Einleitungen* in die Bibelforſchung von groſsem Werthe.

Cap. 6. *Hagada* in den Werken des Midraſch und der *Halacha.* Nachdem jene in den Targumim nachgewieſen iſt, wird ſie in den Werken über *Halacha* aufgeſucht, deren Beſtandtheil ſie ausmacht. Die Werke *Siphra*, *Siphri*, *Siphri Suta*, *Mechiltha*, werden hier nur angeführt, und die hagadiſchen Stellen kurz nachgewieſen; *Seder Olam* hält der Vf. für ein Werk des R. Joſe (Chr. 160), nur von ſpäter Hand interpolirt. Ferner die *Boraitha* des Joſe Galili und die Beſchreibung der Stiftshütte; *Maſora*, worunter die alte zu verſtehen; *Miſchna; Toſefta;* die kleineren *thalmudiſchen Tractate;* die 49 *Middoth;* die *Thalmude;* einige Werke der Geonäiſchen Periode (Chr. 600—1000). Die hier gegebenen Citate beweiſen, mit welcher genauen und kritiſchen Sorgfalt der Vf. alle dieſe Werke ſelbſt durchmuſtert habe. Er hat hierin keinen Vorgänger.

Cap. 7. *Ethiſche Agada.* Auslegung zur Entwickelung moraliſcher Lehrſätze in mannichfacher Einkleidung. Hier werden durchgenommen die Werke; *Ben Sira* (wobey viele wichtige kritiſche Bemerkungen); die *Weisheit; Magillath Satharim; Pirke Aboth; Aboth derabbi Nathan;* mehrere kleine thalmudiſche Tractate; *Jana debe Eliahu*, mit intereſſanten bibliographiſchen Andeutungen.

Cap. 8. *Geſchichtliche Hagada.* beſtehend in hiſtoriſchen Sagen, iſt alt, und ſchon in Jeremiah cap. 50. 51, und im Chroniſten zu finden. Beſonderen Anlaſs gaben das Buch *Eſther*, *Daniel* u. ſ. w. Bekannt ſind *Ariſteas* Geſchichte und ähnliche. Wichtig iſt die *Hagada* zu Peſah, welche der Vf. nach dem Urſprunge ihrer Fragmente charakteriſirt (S. 126); ferner *Megillath Taanith* und *Megillath Juchaſim* und dem *Buche Adams*, von denen der Vf. nicht viel Neues zu ſagen weiſs. Dagegen ſind für die Bibliographie höchſt intereſſante Notizen S. 130—134 zu finden, wo herkömmliche Irrthümer berichtigt werden. Was das Buch *Seder Olam Sutta* betrifft, ſo wird deſſen Inhalt hiſtoriſch beleuchtet. Der Vf. findet denſelben erſt vom 5ten chriſtlichen Jahrhunderte an für beachtenswerth. Die Abfaſſung (138) ſcheint ins 9te Jahrhundert zu gehören. Auf gleiche Weiſe durchwandert der Vf. die Erſcheinungen des 9—11ten Jahrhundert auf dieſem Gebiete; Eldad der Danite, das Buch Serubabel; Geſchichte Joſua ben Levi; Midraſch Ele Eskra; Midraſch der Zehngebote; Vajiſchu u. ſ. w. Das Ableben Moſis, Ahron's u. ſ. w. werden hier erwähnt. Einen längeren Abſchnitt widmet der Vf. der Kritik des Joſeppon oder Gerionides (146—153), welches Werk der Vf. (nicht wie man gewöhnlich annimmt, einem Franzoſen) einem *Italiener* zuſchreibt, was ſich aus der Orthographie erweiſt; und des Sephar Hajaſchar, welches nach Spanien zu verſetzen iſt. Dieſe Materie iſt beſonders für Orientaliſten, die nicht genug mit rabbiniſchen Schriften bekannt ſind, höchſt lehrreich.

Cap. 9. *Geheimlehre.* Der Vf. entwickelt das Entſtehen der an die Viſion Ezechiels gewöhnlich angeknüpften Geheimlehre, und giebt zunächſt zu verſtehen, daſs *Ezechiel* (das Buch) erſt in die Epoche des zweyten Tempels gehöre, doch läſst er hierüber noch Zweifel zurück. Einige philologiſche Andeutungen (S. 161) werden weiter führen. Die Betrachtung über die Ezechielſche Viſion ſoll ſchon im Chroniſten (cap. 40) ſichtbar ſeyn. (Vielleicht nur die gemeinſame Quelle der Vorſtellung.) Den Anfang der eigentlichen Theoſophie findet man erſt in der Alexandriniſchen Schule. Der Vf. giebt nun die Quellen der ſpäteren Kabbala an, doch beſchränkt er ſich auf das Bibliographiſche.

Cap. 10. *Specielle, oder Auslegungs-Hagada.* Hier werden die Quellen der Midraſchim nachgewieſen, wobey von beſonderem Werthe, was über die Zeit mancher Sammlungen, als des *Midraſch Rabba*, welche der Vf. ins 6 Seculum ſetzt, und vieler anderen, mit Beyfügung gründlicher Kriterien.

Cap. 11. *Peſikta*, über mehrere Werke dieſes Namens. Eine weitläuftige für die Kenner dieſes Faches intereſſante, und mit vielem Fleiſse und Scharfſinne ausgearbeitete Abhandlung, welche in Cap. 12 über *Jolamdenu*, und Cap. 13 über *Peſikta Rabathi*, fortgeſetzt wird. Auf gleiche Weiſe erſtreckt ſich Cap. 14 über einige andere Pentateuchiſche Midraſchim, und Cap. 15 über die Midraſchim zu den anderen Büchern der H. Schr. Ueberall ſucht der Vf. die inneren Kriterien und Quellen auf, giebt eine klare Anſicht von der Beſchaffenheit der Bücher, und macht wenigſtens deutlich, daſs zur Würdigung derſelben ein tiefes Studium gehört, ſo daſs die Nachtreter früherer Compendien die Nichtigkeit der bisherigen oberflächlichen Kunde davon einſehen müſſen.

Cap. 16. *Boraitha Derabbi Elieſer*, ein Pſeudonymes Werk aus ungewiſſer Zeit, und Cap. 17 einzelne *Hagada's* (Plural) werden bibliographiſch durchgegangen. Im 18ten Cap. entwickelt der Vf. die Arbeiten des *Moſes Haddarſchan*, des *Tobia*, des *Si-*

mon (Verfasser des Jalkus), nach Quelle und Inhalt. Endlich kommt der Vf. im Cap. 19 auf die Darstellung des *Organismus der Hagada*. Dieses Capitel giebt eine allgemeine innere Charakteristik des ganzen ungeheuer grossen Gebietes der National-Literatur der Juden, und es kann als vollkommene Einleitung in die Midraschim betrachtet werden. Ganz vortrefflich ist die Stelle, welche das *Wesen* der Midraschim näher andeutet. Wir erlauben uns folgende Sätze daraus (S. 322) hieher zu setzen, um eine Idee von dem Ganzen zu geben:

„Es sind Gesetz und Freyheit in dem Staatskörper, was Kopf und Herz in dem einzelnen Menschen sind: die festen kalten Regeln muss der Kopf, wie das Gesetz entwerfen; die Anwendung und die Ausnahme macht die Freyheit und das warme Herz. Verfassung und Priesterthum wahrten in dem hebräischen Staate das Gesetz und die Bundeslade, die sichtbaren Axen der Nationalität; aber die Propheten und ihr Wort hüteten das Feuer der Freyheit und der Uridee was nicht sinnlich von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbte, sondern in jeglicher Epoche an der Flamme göttlicher Begeisterung unmittelbar angezündet wurde. Als nach dem Untergange der Israelitischen Selbstständigkeit die Nationalität in den heiligen Schriften ihren Mittelpunct fand, ward bey dem unvermeidlichen Entwickelungsgange der Jahrhunderte der Midrasch deren Repräsentant, der aber bald in zwey besondere Richtungen sich ausbilden musste: in die Halacha, das Organ des Gesetzes, und in die Hagada, das Organ der Freyheit. — — Beide Institutionen, Prophetenthum und Hagada, bestanden als unbedingte Aeusserung des Nationallebens: in beiden weht gleicher Patriotismus und gleich starkes Vertrauen auf Gott; derselbe unbeugsame Muth und die Macht gleicher Hoffnung auf dereinstige Erlösung hält die Propheten und die Helden der Hagada aufrecht. War das Prophetenthum keine müssige Rednerey, keine beliebige Schriftstellerey, so darf auch die, in die tiefsten Adern der Nation und in alle Pulse ihrer Entwickelung so gewaltig eingreifende Hagada, nicht dafür gelten. Vielmehr sind die Productionen des Midrasch Aeusserungen einer in dem Leben, den Ideen und Interessen des jüdischen Volkes begründeten Thätigkeit, an welchen dasselbe gewissermassen stets mitarbeitend Theil nahm."

Cap. 20. Vortragswesen des Alterthums. Eigentliche Geschichte der Vorträge. Ihre Spur ist sehr alt, reicht über Esra zurück, wird aber deutlicher unter Schammai und Hillel, ferner im Targum des *Jonathan*, im Philo u. s. w. nachmals in der Periode des Thalmud, und der folgenden der Geonim. Der Geist des Midrasch wird hier abermals charakterisirt.

Im 21sten Cap. werden die späteren Leistungen der Reihe nach durchgegangen, die wichtigsten Rabbinen genannt, ihre Arbeiten kurz gewürdigt. Wichtig ist ausser den vielen historischen Notizen der Abschnitt (S. 369 ff.), welcher die kritische Beschaffenheit des jüdischen Gebetbuches beleuchtet, worauf auch die Zusatzgesänge mit scharfer Kritik historisch entwickelt werden. Hiernächst wird (S. 404 ff.) das ganze Heer der Kabbalisten vorgeführt. Für die Bibliographie sind diese Notizen unschätzbar.

Das 22 und 23ste Cap. stellen das spätere Rabbinische Vortragswesen in seinem Verfalle dar. Ausser der sehr grossen Reichhaltigkeit bibliographischer Notizen findet sich hier manche höchst interessante Bemerkung über die jüdisch-deutsche Sprache und deren inneren Grund. Dieser Theil des Werkes ist besonders dazu geeignet, den Freunden der jüdischen Geschichte manches Einzelne zu verdeutlichen. Es mag in solchen Untersuchungen manches kleinlich erscheinen; der wahre Kenner weiss, dass diese Mikrologie, je mühsamer sie ist, desto erfreulichere Ergebnisse herbeyschafft. Manches so hingeworfene Körnchen treibt die fruchtbarsten Bäume hervor, während anderswo ganze Magazine von grosser Gelehrsamkeit der Fäulniss preis gegeben werden.

Im 24sten Cap. endlich behandelt der Vf. die Leistungen der *Gegenwart*, zu welcher ein Zeitraum von ungefähr 60 Jahren rückwärts gehört. Die Arbeiten der jüdischen Literatoren werden hier genauer im Einzelnen vorgeführt, und nach ihrer äussen Stellung zum Zustande der Bildung gewürdigt, namentlich geht der Vf. in die Fortschritte der Aufklärung ein, und leitet seine Leser auf die Wichtigkeit der Weiterführung bisheriger Reformen des Gottesdienstes hin.

Nur ganz flüchtig fährt der Vf. mit seinem Forscherblicke über das fernere Ausland hin, er wird hier nicht von jüdischen Quellen unterstützt. Doch hätten die Missionsberichte im *Jewish expositor* manche schätzbare Beyträge liefern können. Auch hätte Rec. eine nähere Nachweisung der vielen in England, Frankreich und Italien gemachten Bibelübersetzungsversuche, und der neueren sogenannten philosophischen Auslegungen der H. Schr. in Mitteleuropa, zu finden gewünscht; da von beiden Gegenständen in den anderen Epochen, und bey einzelnen Ländern gesprochen wird.

Uebrigens bemerkt Rec. dass in dem Verzeichnisse der Manuscripte am Schlusse des Werkes, mit Unrecht No. 4 als unedirt aufgeführt wird; denn das Werk erschien 1830 bey Anton von Schmidt in Wien gedruckt.

Die Ausstattung des Buches ist sehr schön; der Preis (2 Rthlr.) sehr gering. Das Buch wird sich allen empfehlen, die Gründlichkeit lieben, viele seichte Schriftsteller abschrecken, die Literatur mit neuem Ballast zu füllen, und tüchtige und emsige Arbeiter aufmuntern die hier zum Theil nur angeregten Forschungen, weiter zu führen.

J.

ALTONA, b. Hammerich: *Einige Gedanken über die Reformation des Judenthums.* 1831. 32 S. 8. (4 gr.)

Eine lesenswerthe Schrift eines, wie aus dem nicht eben geschmackvollen Einleitungsdialog zu erhellen scheint, noch jungen israelitischen Schriftstellers. Er behandelt darin die seit einem Jahrzehend häufig angeregten Fragen über die Zulässigkeit zeitgemässer Veränderungen des Gottesdienstes und der Erziehung der

Jugend, zwar ohne sonderliche Tiefe, aber doch klar und für jeden faſslich. Wenn man es aber beklagen muſs, daſs offenbare Verbesserung der so viele Jahrhunderte hindurch verwahrloseten Juden, in unserer Zeit erst noch einer vielseitigen Vertheidigung bedarf, um von den Juden angenommen, und von den Behörden genehmigt zu werden: so muſs man sich um so mehr freuen, daſs diese Vertheidigung immer häufiger von den Israeliten selbst ausgeht. Jede Schrift dieser Art ist ein neues Zeugniſs für das zunehmende Streben nach Veredelung des inneren Zustandes, und ein Triumph der neueren Bildung über den erlöschenden Kastengeist. Der Stil des Vfs. ist gut, obwohl für den Ernst der Sache etwas zu leicht gehalten.

z. z.

Leipzig, in Kleins liter. Comptoir: *Zeichnungen nach der Natur.* Entworfen auf einer Reise durch die Schweiz nach dem Chamounythale. Von dem Vf. von Wahl und Führung. 1826. XII u. 244 S. 8. (20 gr.)

Bestochen von dem Aushängeschild „*von dem Vf. von Wahl und Führung*“ nahm Rec. diese Zeichnungen mit gerechten Erwartungen in die Hand. Er hatte sich dieſsmal getäuscht. Der geistreiche *Heinrich Wilhelmi* bewegt sich hier nicht in seiner Sphäre. Diese Zeichnungen sind durchaus nicht so anziehend, als man sie von ihm erwarten sollte, ja oft nicht einmal treu, dagegen breit, hie und da wässerig bis zur Ungebühr. — Schlagen wir das Buch aufs Gerathewohl auf, und lesen S. 23—25. „Der Kutscher fuhr in Fraubrunnen an dem groſsen Wirthshause an. Ich trat ein paar Treppen zu dem geräumigen Gastzimmer hinauf, wo ich an einem der langen Tische meinen Sitz wählte. Ich hatte mir bescheiden zu meinem Mittagsmahle Fische ausgebeten, die man, wie ich hörte, hier von vorzüglicher Güte erhalten solle. An demselben Tische lieſsen sich nun nach mir noch einige Personen nieder, mein Kutscher und eine Zahl Männer von dem (vom) Lande, aller kräftige, athletische Gestalten. Ich unterhielt mich mit ihnen, während die Wirthin ihre Vorbereitungen in der Küche traf, die mir nun besonders meine Tafel bereiten wollte. Ich verbat mir dieses, um mich nicht von der Gesellschaft und Gelegenheit der Beobachtung zu trennen“ — — hierauf folgt — auf 25 Zeilen ein sehr vollständiger Küchenzettel. Die Suppe macht den Anfang „Mandeln und Haselnüsse schlieſsen“ u. s. w. Die Rechnung übrigens, die mir der Wirth machte, war sehr billig. Man begreift nicht warum wir nicht noch, der Vollständigkeit halber, erfahren, wieviel unser Zeichner bezahlt, wie es ihm geschmeckt, und ob er hinter her auch Kaffee getrunken hat. — Indessen wird man noch öfter damit bekannt gemacht, was der Vf. gegessen und getrunken, auch, wieviel er bezahlt hat, z. B. 50 Sous für ein *dejeûner à la fourchette, à la couronne* zu *bonne ville*, die der Vf. *deſshalb mauvaise ville* zu nennen geneigt ist. Freylich war (S. 56) „der Braten kaum zu genieſsen, und von den beiden Weinen, die man uns vorstellte (*vorsetzte*), der weise unangenehm sauer, der rothe von einem abscheulichen Geschmacke“ (!) u. s. w. Aller Zeichnungen Krone aber ist die des berühmten Rheinfalls bey Schaafhausen. Nach den ersten Zeilen die so anheben: „Ja dieſs giebt die vollständige Idee eines Wassersturzes! Mehr, unendlich mehr, als ich erwartet hatte! Es ist jetzt Nachmittag gegen drey Uhr u. s. w. hat man schon genug. Wer erinnert sich nicht der schönen, ergreifenden Beschreibung dieses Naturwunders von *W. Heise*, in der Briefsammlung von *Gleim*, *Heise* und *Joh. v. Müller?* Druck und Papier der Schrift sind recht gut.

gnil.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Göttingen*, b. Vandenhoeck und Ruprecht: *Bemühungen der Jesuiten, einen 17jährigen Knaben zum Uebertritt in die sogenannte allein seligmachende Kirche, und zu Ermordung seines Religionslehrers zu verführen*, sammt kurzer Nachricht vom Jesuiten-Orden. Vom Präsidenten Dr. *Hurlebusch* in Wolfenbüttel. 1831. 16 S. gr. 8. (2 gr.)

Dechant *Meyer* zu Braunschweig, der Jesuit *Becks* in Cöthen (dieser als eigentlicher Anstifter des Mordversuches) und der Jesuit *Lüske* zu Hildesheim werden als verflochten in diese Proselytenmacherey von dem Verfasser angegeben, der am Schlusse den Dechant *Meyer* öffentlich auffodert seine Behauptung, die katholische Kirche sey die allein selig machende, zu beweisen, auf eine für jedermann faſsliche und verständliche Art, oder bestimmt und unumwunden zu erklären, daſs er gegen den Knaben so, wie derselbige angegeben, *nicht* gesprochen habe. — Die kurze Nachricht vom Jesuitenorden ist zu dürftig und mangelhaft.

Sch....r.

